Allgemeine
Deutsche Biographie.

Vierundfünfzigster Band.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Vierundfünfzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Scheurl — Walther.

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1908.

Vorwort.

Die historische Commission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften hat den Besitzern und Lesern der Allgemeinen Deutschen Biographie eine betrübende Mittheilung zu machen: Frhr. v. Liliencron, der von Anfang an mit der Leitung des nationalen Unternehmens betraut war, hat sich leider durch die bedrohliche Schwäche seiner Augen gedrungen gefühlt, der Herausgabe des seit 37 Jahren mit liebevoller Sorgfalt gepflegten Werks mit dem Schlusse des 53. Bandes zu entsagen. Welche Fülle von Erwägung und Bemühung er im stillen in die Redaction hineingesenkt, sodaß die gemeinsame Arbeit einer Generation zugleich in ihrer Gesammterscheinung den Geist ihres vieljährigen Leiters wiederspiegelt, das zu ermessen und zu rühmen ist jetzt und hier nicht die Stunde, noch der Ort. Wohl aber bitten wir heut um die Erlaubniß, an dieser Stelle dem greisen Gelehrten im Namen aller Freunde der Allgemeinen Deutschen Biographie persönlich den Dank für seine Leistung darzubringen, den die Nachwelt geschichtlich begründen und bestätigen wird.

Die Aufgabe, das Unternehmen bis zum nahen Ende in gleichem Sinne durchzuführen, ist von der historischen Commission Herrn Dr. Anton Bettelheim in Wien (XIX/1, Karl Ludwigstraße 57) übertragen worden, der als erfahrener Herausgeber des Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs am ersten dazu berufen schien. Für die ununterbrochene Fortsetzung ließ sich um so leichter Sorge tragen, als auch von dem Inhalt des 54. Bandes zahlreiche Artikel noch vom Frhrn. v. Liliencron geprüft und gebilligt worden sind. Ihm verdanken wir ferner die Bestellung der Verfasser für den größten Theil aller übrigen Beiträge bis zum Ausgang des zweiten Alphabets. Diesem soll sich zuletzt eine Anzahl von Nachträgen anreihen, zu deren Ergänzung jeder rechtzeitige Hinweis auf wahrgenommene Lücken willkommen ist.

München im October 1907.

Die historische Commission
bei der kgl. Akademie der Wissenschaften.

Vorwort.

Die historische Commission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften hat den Freunden und Lesern der Allgemeinen Deutschen Biographie eine betrübende Mittheilung zu machen: Frhr. v. Liliencron, der vom Anfang an mit der Leitung des nationalen Unternehmens betraut war, hat sich leider durch die körperliche Schwäche seiner Augen gezwungen gesehen, der Herausgabe, die er seit 37 Jahren mit liebevoller Sorgfalt gepflegt [illegible], und dem Abschluß des 55. Bandes zu entsagen. Welche Fülle von Anregung und Bemühung er im stillen in die Redaction hineingelegt, [illegible] die gewaltige Arbeit einer Generation zugleich in einer [illegible] den Geist ihres vielseitigen Lebens widerspiegelt, das zu ermessen und zu [illegible] ist jetzt noch hier nicht die Stunde, noch der Ort. Wohl aber bitten wir heut um die Erlaubniß, an dieser Stelle dem greisen Gelehrten im Namen aller Freunde der Allgemeinen Deutschen Biographie herzlich den Dank für seine Leitung darzubringen, dem die Vollendung [illegible] hoffentlich beschieden und [illegible] werden wird.

Die Aufgabe, das Unternehmen bis zum nahen Ende in gleichem Sinne durchzuführen, ist von der historischen Commission Herrn Dr. Anton Bettelheim in Wien (XIX/1, Karl Ludwigstraße 27) übertragen worden, der als erfahrener Herausgeber des Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs dazu berufen schien. Für die ununterbrochene Fortsetzung ließ sich um so leichter Sorge tragen, als ein großer Theil des 54. Bandes zahlreiche Artikel noch vom Freiherrn v. Liliencron geprüft und gebilligt werden [illegible]. [illegible] Dank verbunden wir ferner [illegible] Verfasser für den größten Theil aller übrigen Beiträge bis zum Ausgang des zweiten Alphabets. Diesem läßt sich [illegible] eine Anzahl von Nachträgen anreihen, zu deren Ergänzung jeder [illegible] Mitarbeiter [illegible] willkommen ist.

München, im October 1909.

Die historische Commission
bei der kgl. Akademie der Wissenschaften.

Scheurl: Christoph Gottlieb Adolf Freiherr von Sch. Sch. wurde geboren am 7. Januar 1811 zu Nürnberg als einziges Kind des kgl. Oberpostamtsofficial Chr. Wilhelm Friedrich v. Scheurl und der Wilhelmine v. Scheurl geb. Freiin v. Löffelholz. Er entstammte dem alten Geschlechte derer v. Scheurl, welches aus Breslau im 15. Jahrhundert eingewandert ist. Seine Jugend verbrachte er in Nürnberg und absolvirte das dortige Gymnasium 1827. Er studirte sodann in Erlangen 1827—28 und in München 1828—31 die Rechtswissenschaft, promovirte 1834 und habilitirte sich 1836 an der Universität Erlangen; dortselbst wurde er 1840 außerordentlicher, und 1845 ordentlicher Professor des römischen Rechts und des Kirchenrechts. Im J. 1884 wurde er in den erblichen Freiherrenstand erhoben. Im J. 1837 verehelichte er sich mit Marie Kleinknecht, aus welcher Ehe ihm zwei Töchter und zwei Söhne geboren wurden; nach dem Tode seiner Gattin vermählte er sich im J. 1869 mit der Wittwe seines Freundes Johannes Thäter.

Mit dem römischen Rechte begannen seine Studien; seine Dissertation (1835) bildet eine Commentatio ad ll., 2, 3, 4, 72, 85. D. de Verborum obligationibus; seine Habilitationsschrift (1836) bespricht die Frage: Num Juris Gentium acquisitionibus dominium civile Romanorum effectum sit; 1839 erschien seine Schrift über das nexum, 1846 eine Dissertatio de usus et fructus discrimine, 1855 eine Anleitung zum Studium des römischen Civilrechts. Wesentliche Bereicherung verdankt ihm die Disciplin des römischen Rechts vor allem durch sein Lehrbuch der Institutionen, welches in acht Auflagen erschien, und seine Beiträge zur Bearbeitung des römischen Rechts, von zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften zu geschweigen. Die Entwicklung zog ihn jedoch mehr und mehr in das Kirchenrecht hinein; diesem hat er später seine Hauptkräfte gewidmet, wenn er auch bis zu seinen letzten Lebenstagen römischrechtlichen Studien obgelegen und auf diesem Gebiete selbst producirt hat. In den Jahren 1845—49 war er Mitglied der Kammer der Abgeordneten. Hier fand er reiche Gelegenheit, seine umfassenden Kenntnisse und sein juristisches Urtheil zu verwerthen. Als Mitglied mehrerer Ausschüsse referirte er über die verschiedensten Rechtsfragen, z. B. 1847 über die Freiheit der Presse, über die Behandlung neuer Gesetzbücher, 1848 über den Entwurf des Edicts, betr. die Freiheit der Presse und des Buchhandels, den Entwurf betr. die Wahl der Abgeordneten zum deutschen Parlament; er betheiligte sich an den Debatten über die Anträge über die Universitäten, über die ständische Initiative, die

Aufhebung des Lehensverbandes; er hielt einen Vortrag über den Beschluß der Kammer der Reichsräthe, betr. die Verantwortlichkeit der Minister; als Mitglied des Gesetzgebungsausschusses referirte er über den Entwurf wegen Einführung der Schwurgerichte, über den Entwurf, betr. das Verfahren bei Verurtheilung von Verbrechen und Vergehen durch Kreis- und Stadtgerichte. Kurzum, in reichstem Maaße betheiligte er sich an dem politischen und juristischen Leben dieser bewegten Jahre. Insonderheit hervorzuheben ist sein Antheil an der Reform des Strafproceßrechts (1848 publicirte er auch „Erläuternde Anmerkungen zu der neuen Proceßordnung für das diesrh. Baiern auf Grundlage der ständischen Ausschußverhandlungen“). Politisch trat er namentlich in dem Landtage 1849 hervor bei der Berathung über die Beantwortung der Thronrede (erste und folgende Sitzungen), und bei Besprechung der Frage, Deutschland mit oder ohne Oesterreich (achte und folgende Sitzungen). Aber auch schon in derjenigen Richtung wurde er damals thätig, die den eigentlichen Kern seines späteren Lebens ausmachen sollte, nämlich in den Fragen der Verfassung der evangelischen Landeskirche. Schon 1846 finden wir von ihm ein Votum über die Beschwerden wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte der protestantischen Kirche in Baiern; 1848 referirte er bei den Berathungen über den so wichtigen Gesetzentwurf, „die protestantischen Generalsynoden und den Consistorialbezirk Speier betreffend“. Seine Ausführungen (vgl. Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten 1848. Protokolle 7, 35 ff.) waren so gediegen und treffend, daß noch im J. 1881 das Oberconsistorium bei seiner Erläuterung über die königliche Entschließung vom 1. August 1881 wörtlich einige Sätze daraus entnahm. Damals mochte Sch. seinen eigentlichen Beruf erkannt haben, denn von nun an wandte seine wissenschaftliche Thätigkeit sich vorwiegend dem Kirchenrechte zu. Hierzu kam, daß er 1865 in die Generalsynode gewählt wurde, der er bis 1884 angehörte. Zumeist war er Mitglied des Ausschusses für Petitionen; nur 1877 wurde er in den besonderen Ausschuß für die Verordnung über Taufe, Confirmation, kirchliche Trauung und Führung der Kirchenbücher gewählt. An den Berathungen über die Gestaltung der kirchlichen Verfassung, insbesondere über die größere Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate nahm Sch. den regsten Antheil.

Mit seiner officiellen Thätigkeit ging seine schriftstellerische Hand in Hand. Vornehmlich beschäftigte er sich mit den schwebenden Fragen der Kirchenverfassung. Ueber die verfassungsmäßige Stellung der lutherischen Kirche in Baiern veröffentlichte er schon 1853 und 1854 zwei Schriften. 1872 verbreitete er sich in einer selbständigen Untersuchung über die Stellung der Kirche zur Staatsgewalt in Baiern. Der Beschluß der Generalsynode von 1873 rief eine weitere Publication hervor.

Die specifisch bairischen Verhältnisse veranlaßten aber naturgemäß Untersuchungen allgemeiner principieller Natur; so behandelte er (1862) die Lehre vom Kirchenregiment, das Problem der Gewissensfreiheit, die Begriffe Bekenntnißkirche und Landeskirche (1867, 1868); 1885 sprach er über die Aufgaben des christlichen Staates. Eine Anzahl wichtiger allgemeiner Fragen (z. B. Kirchenzucht, Liturgie) hatte er im J. 1857 in mehreren Flugschriften beantwortet, die er betitelte: „Fliegende Blätter für die kirchlichen Fragen der Gegenwart“. Zahlreiche Artikel in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, deren Mitherausgeber er seit 1858 war, und in der Zeitschrift für Kirchenrecht beschäftigen sich mit den Fragen der evangelischen Verfassung. Auch um Rechtsgutachten wurde er von verschiedenen Seiten angegangen. Ueberall trat er hier ein für die Rechte der evangelischen Kirche; insbesondere darf man ihm mit Recht den Ehrentitel eines Syndikus der lutherischen Kirche

zuerkennen. Denn als solcher vertrat er 1852 „die Sache der Lutheraner in Baden“, in demselben Jahre „das gute Recht der Lutheraner in Baden“, publicirte er „Einige Worte über das Recht des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses im Großherzogthum Hessen“ (1873), zog er auch die lutherische Kirche in Preußen oder in den neu-preußischen Staatsgebieten in den Kreis seiner wissenschaftlichen Arbeit (1854, 1867).

Die moderne Entwicklung des Eherechts drängte ihn ebenfalls zu wissenschaftlicher Behandlung. So entstand seine Schrift über die „Entwicklung des kirchlichen Eheschließungsrechts“ (1877). Diese ist auch deshalb interessant, weil sie der einzige größere Versuch Scheurl's auf dem Gebiete des kanonischen Rechts ist; denn zumeist gehen seine Quellenforschungen nicht über die Reformationszeit hinaus. Schon früher hatte er sich mit Luther's Eherecht beschäftigt; die Artikel „Luther's Eherechtsweisheit“, zuerst in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche erschienen, hat Sch. seiner „Sammlung kirchenrechtlicher Abhandlungen“ (Erlangen 1873) einverleibt. Auch mancher Aufsatz in der Zeitschrift für Kirchenrecht beschäftigt sich mit eherechtlichen Dingen. Eine erschöpfende Zusammenfassung bietet aber sein gediegenes Buch: „Das gemeine deutsche Eherecht und seine Umbildung durch das R.-G. vom 6. Februar 1875“, 1882. Mit dem katholischen Kirchenrechte hat er sich wenig abgegeben; das Jahr 1847 bringt eine Schrift über Concordat und Constitutionseid; dagegen besitzen wir kleinere Untersuchungen in Zeitschriften, namentlich derjenigen für Kirchenrecht, von ihm über allgemeine Fragen des Kirchenrechts, wie „Kirchliches Gewohnheitsrecht“, „Rechtsgeltung der Symbole“, „Kirchliche Lehrgesetzgebung“, „Begriffsbestimmuwg des Kirchenrechts“, „Selbständigkeit des Kirchenrechts“. Nicht unerwähnt wollen wir endlich lassen, mit welcher Wärme er für die Verbreitung kirchenrechtlicher Kenntnisse unter den evangelischen Theologen (1861) eingetreten ist.

Seine letzte kirchenrechtliche Arbeit „Staatsgesetzgebung und religiöse Kindererziehung“ eröffnete die Zeitschrift für Kirchenrecht in ihrer neuen Gestalt als „Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht“ 1891, und auch die Fortsetzung der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, die Neue kirchliche Zeitschrift konnte sich noch seiner Mitwirkung erfreuen. Siehe Neue kirchliche Zeitschrift I, 1890, S. 84: „Die Ehen zwischen Protestanten und Katholiken“.

Man sollte es kaum glauben, daß Sch. neben so ausgedehnter Thätigkeit noch Muße fand zu local-historischen Arbeiten über Nürnberg und seine Familie. Zahlreiche Vorträge im Verein für die Geschichte Nürnbergs und viele Aufsätze in dessen Mittheilungen — noch kurz vor seinem Tode brachten diese eine Notiz über Veit Stoß aus seiner Feder — geben hiervon Kunde.

Im J. 1881 in den Ruhestand getreten, lebte er im Stammhaus seines Geschlechts nur noch ganz seiner Wissenschaft. Mit einer staunenswerthen geistigen Frische und Regsamkeit begabt bis in seine allerletzten Tage, verfolgte er die Litteratur, faßte neue Pläne und war bis zum letzten Augenblicke selbstschaffend thätig. So wollte er noch gegen Sohm's Kirchenrecht, dessen Grundidee er als gefährlich und irrig bezeichnete, Stellung nehmen, als der unerbittliche Tod am 23. Januar 1893 seinem Leben ein Ziel setzte.

Ein reicher Formensinn und ein feiner an den römisch-rechtlichen Vorbildern geschulter, zu scharfsinnigen, bisweilen allerdings auch spitzen Unterscheidungen neigender Geist war ihm eigen; er offenbart sich in allen seinen Schöpfungen. Aber noch eins zeichnet sie aus: sie athmen alle den echt-kirchlichen Sinn und den tief-sittlichen Ernst ihres Verfassers. Sie sind mit juristischer Schärfe geschrieben, aber aus inniger Liebe für die Kirche empfunden. Sch. lebte beständig in und mit seinen Problemen; zu immer vollerer Klarheit

durchzudringen war ihm stetes Bedürfniß. So änderte er nicht selten seine Ansichten und beleuchtete wiederholt dieselben Fragen. Dabei war er aber keineswegs eine Natur, welche eine einmal gefaßte Meinung leichthin Preis gab. Im Gegentheil: er konnte lebhafte Polemik führen; aber er war ein viel zu irenischer Geist, als daß die Polemik jemals die Grenzen des Sachlichen überschritten hätte, und er war eine viel zu wahre und selbstlose Natur, als daß er jemals auf seiner Meinung bestanden hätte, nachdem er das Richtige beim Gegner erkannt hatte. So vereinten sich in seinem Wesen die schönsten Zierden des Charakters: Wahrheit, Gewissenhaftigkeit, selbstlose Bescheidenheit; alle übertraf aber noch seine aufrichtige, tiefe Frömmigkeit. Wissenschaft und Christenthum waren die Brennpunkte seines Lebens.

v. Stählin, in Allgem. evang.-lutherischer Kirchenztg. XXVI (1893), S. 404 ff. — Sehling in Neue kirchl. Zeitschr. 1893, S. 252 ff. — Ders. in Deutsche Zeitschr. f. Kirchenr. 1893, S. 1 ff. — Ders. in Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl. 17 (1906), S. 564 ff.

Emil Sehling.

Schichau: Ferdinand Sch., Ingenieur und Begründer der Maschinenfabrik und Schiffswerft in Elbing, ist am 30. Januar 1814 in Elbing geboren, studirte auf der Gewerbeakademie in Berlin und begründete 1837 das Schichau-Werk, welches heute über 7000 Arbeiter beschäftigt und einen Flächenraum von zusammen 62 ha umfaßt, von denen über 70 000 qm bebaut sind. Das Werk schließt nachstehende Etablissements in sich: 1. die Maschinenfabrik, Eisen-, Stahl- und Broncegießerei und Schiffswerft in Elbing; 2. die Locomotivfabrik und Kesselschmiede in Elbing; 3. die Schiffswerft für Schiffe jeder Größe in Danzig; 4. das Schwimmdock und die Reparaturwerkstatt in Pillau. 1840 erbaute Sch. die erste moderne Hochdruckmaschine Deutschlands, 1841 den ersten in Deutschland hergestellten Dampfbagger (annähernd gleichzeitig baute Späth einen Trocken-Dampfbagger), 1855 den ersten in Preußen gebauten eisernen Schraubenseedampfer „Borussia“, 1877 das erste Hochseetorpedoboot für die kaiserlich russische Marine, 1878 die erste Compound-Schiffsmaschine der kaiserlich deutschen Marine, 1880 die erste in Deutschland gebaute Compound-Locomotive, 1882 die erste auf dem europäischen Continent gebaute Dreifach-Expansionsmaschine, 1883 die erste Dreifach-Expansionsmaschine für Torpedoboote und elektrische Centralen. Das zur Zeit schnellste Schiff der Welt, das russische Hochseetorpedoboot „Adler“ (28,4 Seemeilen Geschwindigkeit) ist auf der Schichau'schen Werft 1888 gebaut. 1897 erreichten vier von der Schichau'schen Werft für China gebaute Torpedojäger eine Maximalgeschwindigkeit von 36,7 Knoten. Es sind dies die schnellsten Boote der Welt.

Fast alle Seestaaten der Erde, Deutschland, Italien, Oesterreich, Rußland, die Türkei, Japan, China, Brasilien, Norwegen, Schweden u. s. w. haben Torpedoboote und Torpedokreuzer von Sch. bezogen.

Die Zahl der auf seiner Werft erbauten Torpedoboote beläuft sich heute auf über 340. Aus seiner Maschinenfabrik gingen bisher über 2000 Dampfmaschinen von mehr als 1 300 000 indicirten Pferdekräften hervor. Auf der von Sch. im J. 1891 begründeten zweiten großen Schiffswerft in Danzig sind im Laufe der letzten Jahre zahlreiche und gewaltige Kriegs- und Handelsschiffe entstanden, vor allem Panzerschiffe und Schnelldampfer größter Dimensionen. Im ganzen wurden bisher auf den Schichau'schen Schiffswerften 800 See- und Flußdampfer mit Geschwindigkeiten von 20—36 Knoten per Stunde, sowie 50 Dampfbagger verschiedener Systeme gebaut. Die Locomotivfabrik lieferte 1300 Locomotiven, darunter 390 Compound-Locomotiven. Die im J. 1897 neu gebaute Schichau'sche Stahlgießerei liefert Stahlgußstücke bis zu 50 Tonnen

= 50000 kg Reingewicht. Sch. starb am 23. Januar 1896 im hohen Alter von 82 Jahren.

Zeitschrift des Vereins dtschr. Ingenieure XL, 30. — Biographisches Jahrbuch I, 364. — Mittheilungen der Schichauwerke an den Unterzeichneten.

F. M. Feldhaus.

Schiebell: Adam Burckhardt Christoph von Sch., trotz seines deutschen Namens von polnischer Abstammung, zeichnete sich bereits im zweiten schlesischen Kriege unter dem Commando des Generallieutenants v. Sybilsky als Cavallerieführer aus, indem er mit seinen Ulanen 1745 ein preußisches Dragonerregiment im Mordgrund bei Dresden aufrieb. — Er avancirte rasch und übernahm 1781 mit dem Range eines Generallieutenants das Commando über die sächsische Cadettencompagnie, wurde 1786 General der Cavallerie und erhielt den Vortrag in Commandosachen. Eine Stellung, aus der später diejenige der Kriegsminister hervorging. Vom Kurfürsten zum Cabinetsminister ernannt, erwarb er sich um die sächsische Armee hohe Verdienste und starb im März 1796.

Siehe Meschwitz, Geschichte des kgl. sächs. Cadetten- und Pagencorps.

H. Meschwitz.

Schiedmayer: Paul Sch., Pianofortefabrikant, geboren zu Stuttgart am 4. März 1829 als Sohn des Johann Lorenz Schiedmayer, des Mitbegründers der württembergischen Clavierindustrie. Seine erste Ausbildung als Instrumentenmacher erhielt er im väterlichen Geschäft, wo er während einer Reihe von Jahren den Clavierbau gründlich erlernte. Dann kamen die Wanderjahre, die den strebsamen jungen Mann in die bedeutendsten Werkstätten von Wien, London und Paris führten. In letzterer Stadt wandte sich Sch. auch dem Bau von Harmoniums zu, die in Frankreich anfangs mehr unter der Bezeichnung orgue expressif bekannt waren. In Paris hatte er Gelegenheit, unter dem berühmtesten Meister dieser Zeit Debain seine Studien zu machen.

Nach Hause zurückgekehrt, gründete Sch. mit seinem Bruder Julius in Stuttgart die Firma J. u. P. Schiedmayer, welche sich später in die Firmen: Schiedmayer, Pianofortefabrik, und Schiedmayer & Söhne trennte. Das Unternehmen blühte unter der umsichtigen und thatkräftigen Leitung rasch empor, sodaß die Localitäten wiederholt vergrößert werden mußten. Die Schiedmayer'schen Instrumente wurden auf allen beschickten Ausstellungen mit hohen Preisen ausgezeichnet, der König von Württemberg ertheilte dem Chef des Hauses den Commerzienrathtitel nebst der großen goldenen Medaille für Handel und Gewerbe. Vielfach fungirte Sch. als Preisrichter auf Ausstellungen. Wohl alle musikalischen Größen seiner Zeit waren in den Schiedmayer-Ateliers und haben seine Instrumente gespielt und gelobt. Am 16. Juni 1891 machte ein Herzschlag seinem arbeitsreichen Leben in Kissingen ein Ende.

M. Bach.

Schiel: Samuel Traugott Sch., geboren 1812, † am 17. April 1881. Sohn eines sächsischen Bürgerhauses, geboren am 14. April 1812, in Kronstadt, studirte er nach Absolvirung des evangelischen Gymnasiums in Kronstadt, Wien und Berlin Philologie und Theologie und wurde 1836 Lehrer, 1856 Rector des Gymnasiums, dann 1860 Stadtpfarrer in Kronstadt. Als Lehrer und Rector einer jener Tapfern, die das neue geistige Leben im sächsischen Volk in Siebenbürgen begründen und fördern halfen, in die Schulen neue Bücher und neue Methode hineinbrachten, im frohen Glauben an den Bestand des sächsischen Volkes und getragen von der Ueberzeugung, daß die Kirche hier doppelt hohe Bedeutung habe, die Grundlagen seines Bestandes sicherten und festigten. Er ist der erste gewesen, der die Person des Re-

formators Honterus (s. d. A.) zu frischem Leben in der Gegenwart weckte, durch das Honterusfest das Andenken jährlich erneuerte, der für Kirche und Schule durch Erweckung der Opferfreudigkeit der Mitbürger Mittel zu schaffen wußte, durch Förderung des Turnens ein gesundes Geschlecht zu erziehen unternahm. Als Herausgeber einer Schul- und Kirchenzeitung, ein Erbe St. L. Roth's (s. d. A.), eiferte er die Herzen und Kräfte zu reger Arbeit für die neue Zeit an. Bei der Schaffung der neuen Kirchenverfassung (1860 ff.), die hier eine neue Form für die Volkskirche schuf, einer der wärmsten Mitarbeiter, wie bei der Gründung des Gustav-Adolf-Vereins, half er zugleich bei allen diesen Ordnungen, sein „Burzenland" (den Kronstädter District) in das Gesammtleben des sächsischen Volkes und der evangelischen Kirche einzufügen. Die Innerarbeit in der Kirche und Schule wußte er zu vertiefen in Predigt und Amt; die Schulen wurden erweitert, Kindergarten, Frauenvereine, Armenunterstützung gegründet und alles getragen von einer ungewöhnlich warmfühlenden und hingebenden Persönlichkeit, die in Wort und Leben verkündete, daß das Christenthum und der Protestantismus die tiefste geisterbefreiende und erlösende Macht sei. So wirkte er schaffend und bauend in der Gemeinde, als Dechant im Bezirk, als Mitglied des Landesconsistoriums in der Gesammtkirche, arbeitsfreudig und selbstlos, immer bereit, dem Ganzen zu dienen, allem Parteigetriebe abhold und nirgends fehlend, wo die Besten der Zeit an ein gutes Werk Hand anlegten. Er war eine zusammenhaltende Persönlichkeit, die begeisterungsfähig auch Andere zu den ernsten höheren Zielen des Lebens führte. Die sächsische Entwicklung von 1840—80 zählt ihn zu den tüchtigsten seines Volkes.

G. D. Teutsch, Denkrede auf S. Schiel im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XV, 499.

Fr. Teutsch.

Schiff: Moritz Sch. gehörte zu der Zahl der hervorragenden Physiologen, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Physiologie als selbstständige Wissenschaft und als experimentelle Grundlage für alle medicinischen Forschungen begründet haben. Wenn sein Name in Deutschland vielleicht weniger in weiten Kreisen bekannt ist, als der anderer Physiologen, denen er keineswegs an Bedeutung nachsteht, so hat dies einen doppelten Grund. Erstens hat Sch. nur im Auslande gewirkt, Italien, Schweiz, und die meisten seiner Schriften italienisch oder französisch publicirt. Zweitens befand er sich in einem gewissen Gegensatz zu der physikalischen Richtung in der Physiologie, die, hauptsächlich durch Helmholtz und du Bois-Reymond vertreten, mit ihren großen und vielfach blendenden Erfolgen hervortrat und das Interesse für den Fortschritt auf anderen Gebieten der Physiologie in Deutschland nicht recht aufkommen ließ. In den anderen Ländern, wo die bedeutendsten Vertreter der Physiologie der biologischen Richtung angehörten, lagen daher die Verhältnisse für Sch. viel günstiger. Hier wurden seine Arbeiten von den weitesten medicinischen Kreisen studirt und bewundert und von den gelehrten Gesellschaften und Akademien durch Preise und andere Ehrungen anerkannt.

Sch. war ein sehr selbständig und originell denkender Geist und in vielen Zweigen seiner Wissenschaft Autodidact. Er ist daher auch nie Schüler im strengen Sinne des Wortes eines anderen Physiologen gewesen. Nur an Magendie und Longet in Paris schloß er sich enger an, und diesen beiden Männern bewahrte er auch sein ganzes Leben hindurch große Verehrung und Dankbarkeit. Mit Matteucci, Moleschott und Valentin hat S. viel verkehrt, doch waren es mehr freundschaftliche als wissenschaftliche Beziehungen, die ihn mit diesen Physiologen verbanden.

Sch. war auch nie Assistent an einem Institut. Die geringste Beschränkung seiner wissenschaftlichen Freiheit wäre für ihn unerträglich gewesen. So ist er stets seinen eigenen Pfad gewandelt, gesondert von der großen Heerstraße, aber zielbewußt und unbekümmert um das Urtheil der Menge. Andere lassen sich durch Einzelne oder vom Strom der Vielen fortschieben. Sch. arbeitete sich allein vorwärts, hat aber dennoch sehr oft die Menge gezwungen, ihm auf seinem ursprünglich einsamen Wege zu folgen. Sein Fleiß war ohne Gleichen. Er arbeitete und forschte von der frühesten Morgenstunde bis spät in die Nacht hinein, kaum Zeit sich lassend für die Mahlzeiten. Ein Grundprincip seiner Forschungsmethode lag in der Wiederholung der Versuche. Wo Andere mit wenigen Versuchen auszukommen glauben, machte er lange Versuchsreihen. Dies ist gewiß eine gute Methode, denn sie schließt die Zufälligkeiten, die durch die individuelle Beschaffenheit des Versuchsthiers und den nie ganz gleichen Ausfall der Operation, das Resultat trüben, mit desto größerer Sicherheit aus, je öfter die Versuche wiederholt werden. Aber zur Ausübung dieser Methode gehört eine Ausdauer, wie sie nur der hat, der mit der Begeisterung des wahren Forschers sich der Wissenschaft opfert. Und das hat Sch. während seines ganzen Lebens gethan.

Sch. wurde am 28. Januar 1823 in Frankfurt a. M. geboren. Er starb am 6. October 1896 in Genf. Sein Vater hatte den Sohn für den Kaufmannsstand bestimmt. Doch gelang es dem Letzteren, den Widerstand des Vaters zu besiegen und die Erlaubniß zum Studium der Naturwissenschaften, speciell der Medicin, zu erlangen. Er studirte 1840—44 unter Tiedemann in Heidelberg, unter Johannes Müller und Lichtenberg in Berlin, unter Rudolf Wagner in Göttingen. Hier doctorirte er auch im Januar 1844 mit der Arbeit: „De vi motoria baseos encephali inquisitiones experimentales“. Nach Absolvirung des Examens ließ er sich nun zunächst als praktischer Arzt in Frankfurt nieder. Hier reducirte sich freilich die ärztliche Praxis auf äußerst wenig. Dagegen wurden Experimentalstudien mit größtem Eifer betrieben. Mehrere Jahre war Sch. auch wissenschaftlicher Mitarbeiter für Ornithologie am Senkenbergianum und hielt zeitweise Vorträge für eine Privatvereinigung von Aerzten. Berühmt wurde damals eine Begebenheit, die für Schiff's originellen Geist charakteristisch ist und deshalb kurz angedeutet sei. Ein bekannter Magnetiseur, Regazzoni aus Como, trat in Frankfurt auf und versetzte durch gewisse Proceduren sein Medium — eine junge Dame — in einen Schlafzustand, in dem sie absolut empfindungslos sein sollte. Er forderte das Publicum auf, sich durch Versuche von der völligen Empfindungslosigkeit zu überzeugen. Und in der That, die junge Dame reagirte in keiner Weise auf Kneifen, Stechen oder Brennen. Auch Sch. trat heran. Er hatte einen lebenden Frosch in der Tasche und ließ diesen unbemerkt in den Busen der decolletirten Dame gleiten. Als diese aber das Zappeln des feuchten, kalten Frosches auf der Haut spürte, sprang sie mit einem lauten Schrei: „Una bestia, una bestia!“ auf und lief davon. So wurde der Schwindler entlarvt. — Später fand Sch. auch die wissenschaftliche Erklärung des sogenannten Geisterklopfens. Manche Menschen können eine Sehne über den Fußknöchel springen lassen und auf diese Weise, ohne den Fuß zu bewegen, einen Ton erzeugen.

Erst im J. 1855 versuchte Sch. in die akademische Laufbahn zu gelangen, indem er sich in Göttingen zur Habilitation meldete. Da er aber der revolutionären Armee in Baden als Arzt Dienste geleistet hatte, so wurde ihm die venia legendi verweigert, weil „seine Lehren der Jugend gefährlich“ seien. Er wandte sich nach Bern, und es gelang ihm, hier festen Fuß in der Wissen-

schaft zu fassen. Von 1856—63 bekleidete er in Bern eine Professur für vergleichende Anatomie. Aber in das richtige Fahrwasser kam Sch. doch erst durch seine Berufung 1863 nach Florenz als Professor am Istituto di Studii Superiori. Hier finden wir ihn auf der Höhe seines wissenschaftlichen Lebens. Leider wurde ihm dieses sonst so glückliche, auf seine Person und auf seine wissenschaftliche Thätigkeit so günstig einwirkende Heim in der Mitte der 70er Jahre durch eine systematisch geleitete und mit frivolem Fanatismus durchgeführte Agitation gegen seine Vivisectionen gründlich verleidet. Die Bewegung ging von den in Florenz lebenden Engländern aus, und Sch. durfte hoffen, bei den zuständigen Behörden Schutz zu finden. Als dieser aber ausblieb, entschloß er sich kurz und folgte 1876 einem Rufe als Professor der Physiologie nach Genf, wo er bis zu seinem Lebensende blieb.

Schiff's wissenschaftliche Arbeiten sind seinem unermüdlichen Fleiß entsprechend außerordentlich zahlreich. Ihr Inhalt ist immer mit originellen Gedanken durchsetzt und auch in der Ausdrucksweise geistreich. Er ist immer im höchsten Grade anregend und hat daher, neben großer Bewunderung, auch häufig heftigen Widerspruch hervorgerufen. Man kann Schiff's Schriften nicht gleichgültig aus der Hand legen, entweder muß man für ihn oder gegen ihn sein. Und darin liegt zum Theil der Grund dafür, daß sie auf so weite Kreise der Medicin, nicht nur auf die Physiologie, befruchtend eingewirkt haben und es noch lange thun werden.

Wir können hier nur einige wenige von Schiff's Arbeiten erwähnen. Nur die als bedeutsamst zu bezeichnenden. Was lehren sie? Die Schilddrüse kann nicht aus dem Körper entfernt werden, ohne daß die heftigsten Störungen auftreten, die unter gewöhnlichen Umständen zum Tode führen. Aber durch Einpflanzen einer fremden Schilddrüse in die Bauchhöhle kann man das Thier am Leben erhalten. Dies ist die Grundlage für die chemische Theorie der Wirkungsweise dieses merkwürdigen Organs und der Gegenbeweis für die nervöse Theorie. Von diesen Versuchen ist die Organotherapie ausgegangen.

Die Musculatur ist als solche direct reizbar. Weder die Nervenfasern, welche an die Muskeln herantreten, noch die letzten Nervenverzweigungen, die sich innerhalb des Muskels befinden, sind zur Auslösung einer Contraction nothwendig. Schlägt man auf den Muskel mit einem Stab, so entsteht die idiomuskuläre Contraction in Form eines Wulstes, der genau der getroffenen Stelle entspricht und nicht über diese hinausgeht.

Im Rückenmark gibt es Bahnen (Hinterstränge), welche nur das Tastgefühl, nicht aber auch das Schmerzgefühl zum Gehirn leiten. Andere Bahnen dienen nur dem Schmerzgefühl und nicht dem Tastgefühl zur Uebermittlung. Das Schmerzgefühl kann also nicht einfach als ein übermäßig gesteigertes Tastgefühl gedeutet werden. Theilweise Durchschneidungen des Rückenmarkes können dahin führen, daß ein Hund an den Hinterbeinen wohl eine leise Berührung wahrnimmt, aber auch bei stärksten Reizen keinen Schmerz empfindet.

Die bei Reizung der Großhirnrinde auftretenden Bewegungen sind Reflexbewegungen. Centraltheile im eigentlichen Sinne des Wortes sind immer unerregbar für künstliche Reize. So ist auch die graue Substanz im Rückenmark unerregbar. Wenn man die Gehirnrinde reizt, so wirkt man nicht direct auf irgend welche Centren, auf motorische oder sensible, sondern man erregt sensible Fasern, die zu den motorischen Centren führen.

Sehr viel hat sich Sch. mit den Gefäßnerven und deren indirecter Wirkung auf die Temperatur der von ihnen versorgten Körperabschnitte beschäftigt. Er entdeckte, daß auch unabhängig von den Nerven der Arterientonus einen selbstständigen Rhythmus besitzt und beschrieb diese Erscheinung, die er am Kaninchen-

ohr gefunden hatte, unter dem Titel: „Sur un coeur artériel accessoire dans les lapins“.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, in welch fundamentaler Weise die Arbeiten Schiff's zum Ausbau der Physiologie beigetragen haben. Glücklicherweise sind sie jetzt leicht zugänglich geworden, nachdem Alex. Herzen durch ihre Gesammtausgabe (Moritz Schiff's gesammelte Beiträge zur Physiologie, in 4 Bänden. Lausanne, B. Benda 1894—98), die Sch. selbst durch viele Anmerkungen und Zusätze vervollständigte, der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet hat.

Von Schiff's Publikationen, welche er in Buchform erscheinen ließ, sind zu erwähnen: „Untersuchungen über Zuckerbildung in der Leber“, Würzburg 1859; „Lezioni di Fisiologia sperimentale sul sistema nervoso encefalico, compilate dal Dott. P. Marchi“, Firenze 1865; 2. Aufl. 1873. Ferner: „Leçons sur la Physiologie de la digestion, rédigées par E. Levier“, Florence et Turin 1867; „La Pupilla come estesiometro“, Firenze 1875 (traduction française chez Ballière, Paris). Und schließlich das wichtigste dieser Bücher, zugleich sein erstes: „Lehrbuch der Physiologie des Muskel- und Nervensystems“, Lahr 1858—59. Hier hat Sch. nicht nur mit bewunderungswürdiger Vollständigkeit alles zusammengestellt und kritisch gewürdigt, was damals über die Muskeln und Nerven bekannt war, sondern auch die Ergebnisse einer eigenen experimentellen Bearbeitung dieser weiten Gebiete gegeben. Auf jeder Seite dieses schon lange vergriffenen Buches findet man neue Thatsachen und neue Ideen. Es ist ein „Meisterwerk ersten Ranges heute noch und eine wahre Fundgrube wissenschaftlicher Schätze“, wie Nothnagel 1893 treffend gesagt hat.

J. Rich. Ewald.

Schiffer: Anton Sch., Maler. Geboren am 18. August 1811 in Prag, † am 13. Juni 1876 in Wien. Er trat 1833 als Schüler in die Wiener Akademie ein und malte später fast ausschließlich alpine Landschaften. 1835 erschien er zum ersten Male auf der Jahresausstellung der Akademie mit zwei Gemälden: „Stift Göttweih“ und „Helenenthal bei Baden“. Seitdem beschickte er die genannte Ausstellung mit ziemlicher Regelmäßigkeit, wie auch seit 1852 die Monatsausstellungen des österreichischen Kunstvereins. Am bekanntesten sind: Der Schneeberg in Niederösterreich (1838), im Museum zu Wien; Der Grundelsee, in der Galerie Harrach in Wien; Der Hintersee bei Berchtesgaden (1854). Außerdem seien noch folgende genannt: St. Peter bei Freienstein in Steiermark (1836), Gmundener See (1836), Der Dachstein (1837), Schloß Reichenau in Niederösterreich (1838), Elach bei Reichenau (1838), Eingang in das Höllenthal bei Reichenau (1839), Betende Bauernfamilie (1839), Ruinen von Stixenstein bei Neunkirchen (1839), Gebirgspartie bei Admont in Obersteiermark (1840), Ansicht von Ischl (1840), St. Gallen in Steiermark (1840), Der Schwarzensee bei Ischl (1840), Marktplatz von St. Wolfgang bei Ischl (1841), Aussicht vom Gipfel des Schafberges gegen den Dachstein und St. Wolfgang (1841), Die Schramm- und Falkensteine in der Sächsischen Schweiz (1842), Duxer Ferner in Tirol (1843), St. Nikolaus in Hall bei Innsbruck (1844), Die Mühlsturzhörner am Hintersee (1845), Hallstädtersee (1846), Ortlerspitze (1846), Zellersee (1847), Zellersee bei heranziehendem Gewitter (1848), Der hohe Duxer Ferner in Tirol (1852), Weg zwischen Hallstadt und Obertraun während der Sonnenfinsterniß im J. 1851 (1852), Der Attersee (1852), Aussicht vom Gipfel des Schafberges auf die Gebirgsreihe bis zum Untersberg und über den Wolfgangsee (1856), Der Großvenediger (1858), Zell am See (1857), Kammersee (1858), Toplitzsee (1858), Großglockner (1862), Berchtesgaden (1863), Dachstein (1866), Gosau-

see mit dem Dachstein (1871). — 1838 schmückte er in einer Villa am Kahlenberg einen Salon mit größeren landschaftlichen Bildern aus.

Schiffer's Landschaften sind zwar im allgemeinen gut aus der Natur herausgeschnitten und in Bildform gesehen. Jedoch lassen sie zuweilen bei der großen Production in der Ausführung an Sorgfalt vermissen und zeigen eine nur selten mehr als sachliche Auffassung, auch eine nicht hervorstechend geistreiche Behandlung der Farbe.

Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Wien 1875.

Franz Vallentin.

Schiffmann: Franz Joseph Sch., Historiker und Bibliograph, geboren am 10. Mai 1831 zu Luzern, † zu Neuenkirch, Kt. Luzern, am 30. September 1897. Ein jüngerer Bruder des A. D. B. XXXI, 195—197 behandelten verdienstvollen Begründers des Salzburger Provinzialmuseums, Jost Sch., ist Sch. nach Absolvirung der Schulen seiner Vaterstadt zuerst als Buchhändler thätig gewesen, wobei er längere Zeit auf Reisen war, besonders mit ausgedehnterem Aufenthalt in Wien. Dann wurde er 1858 erst Vorsteher der Luzerner Kantonalbibliothek, bald auch — 1860 — der Bürgerbibliothek der Stadt Luzern und blieb in dieser Wirksamkeit bis 1896. Als Fortsetzer des Kataloges dieser Büchersammlung hatte er ein Repertorium zur Luzerner Litteraturgeschichte geschaffen. Sch. war auf diesem Felde ein höchst gewissenhafter Arbeiter, minutiös in seinen Forschungen, ein gründlicher Kenner der Geschichte des Buchdruckes, des Bücherwesens überhaupt. Dabei kamen ihm die im früheren eigenen buchhändlerischen Betrieb gewonnenen Erfahrungen wohl zu Gute. Der anspruchslos bescheidene Mann widmete seine Dienste besonders auch dem historischen Verein der fünf Orte, deren Jahresschrift „Geschichtsfreund“ er zahlreiche Beiträge gab. Andere Arbeiten erschienen in den Organen der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, deren Mitglied er gleichfalls war, im „Jahrbuch“ und im „Anzeiger“, ferner im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels“, im „Centralblatt für Bibliothekwesen“ u. s. f., in Neujahrsblättern für Uri, für Zug; auch der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ schenkte er einige Artikel über Luzerner Persönlichkeiten. Die litterarischen Arbeiten, die Sch. in solcher Weise veröffentlichte, beziehen sich überwiegend auf die Anfänge des Buchdrucks in der Schweiz, besonders den Buchdruckbetrieb zu Münster im Kanton Luzern und in Luzern selbst, auf litterarische Leistungen des 16. Jahrhunderts, daneben auch auf Schulgeschichte, vereinzelt auf Genealogie des Mittelalters, Urkundenkritik; von den biographischen Arbeiten sind vorzüglich noch Beiträge zum „Geschichtsfreund“, der Bd. XIX, S. 704 genannte Artikel über Aloys Lütolf, sowie über dessen Nachfolger Rohrer, zu erwähnen.

Vgl. „Geschichtsfreund“, Bd. LVII, S. XXI ff., „Anzeiger für schweizerische Geschichte“, Bd. VIII, S. 377 u. 378, wo eine Uebersicht der litterarischen Arbeiten und Nekrologe steht.

Meyer von Knonau.

Schikaneder: Karl Sch., Schauspieler und volksthümlicher Theaterdichter, ein Sohn Urban Schikaneder's, eines Bruders des vielbekannten Verfassers des „Zauberflöten“-Textes. Geboren wurde Sch. etwa 1770 in Freising, wo sein Vater als Hornist lebte. In jungen Jahren wurde er seinem Oheim Emanuel, der damals schon Principal einer eigenen Truppe war, anvertraut und unter seiner Leitung für die Bühne ausgebildet. Er mag ein gelehriger Schüler in jeder Hinsicht gewesen sein; denn als er genug gelernt hatte, lief er davon, war erst Mitglied einer Schmiere in Klagenfurt und in Laibach und erhielt dann eine Anstellung am Bergwerke Idria in Krain. Von dort zog

es ihn zum Theater zurück, und er muß sich mit seinem Oheim ausgesöhnt haben, denn 1795 ist er im Verband des Freihaustheaters, wo er etwa in der berühmten 200. Aufführung der „Zauberflöte" am 22. October 1795 als 3. Priester auftritt. Eine echte Vagabundennatur, wandert er von da ab unablässig: 1802 ist er als Gast am Theater an der Wien (wo ihn viele mit Emanuel verwechselten; so ähnlich sah er ihm); kurz darauf ist er Mitglied des Preßburger Theaters; 1803 übernimmt er die Regie im Josefstädter Theater; 1804 ist er in Steyr in Oberösterreich, 1805 in Brünn (wieder bei seinem Oheim). Von seinen Stücken wurden in der nächsten Zeit einige am Leopoldstädter Theater in Wien aufgeführt; so am 27. Januar 1810 „die Zauberhöhle", am 20. Juli desselben Jahres „Die schwarze Burg oder der Höllenhammer", Zauberoper mit Gesang (!) und am 13. October „Die Frau Everl vom Alserbach", locales Lustspiel in drei Acten. Zu allen diesen Stücken hatte er auch selbst die Musik geschrieben, und da man einen so gewandten und verwendbaren Theatermann in Wien gut gebrauchen konnte — Zauberoper und Volksstück waren ja gerade damals die Gipfelpunkte der Wiener Volksdramatik — so lud ihn der damalige Director des Theaters in der Leopoldstadt, Karl Friedrich Hensler, zu einem Gastspiel ein. Letzteres absolvirte Karl am 2. April 1811 als „Tiroler Wastel" in seines Oheims gleichnamigem Volksstück mit so glänzendem Erfolg, daß er sofort engagirt wurde. Er trat dann auch im Verlauf des Jahres 1811 häufig mit großem Beifall auf als Baßbuffo, und aus diesem Grunde zeigt das Repertoir des Leopoldstädter Theaters in diesem Jahre eine plötzliche entschiedene Vorliebe für Emanuel Schikaneder's alte Stücke. Von K. Sch. kamen 1811 zwei neue Stücke zur Aufführung: am 4. Mai „Die Ausforderung", komische Operette in einem Act, Text und Musik von ihm selbst, und am 5. Juni „Der Talisman im Magnetgebirge", komische Zauberoper in drei Acten mit Musik von Ranke. Außerdem schrieb er die Musik zu Michael Fenzel's Singspiel „Der lustige Flickschneider". Am 3. Februar „entfernte er sich heimlich aus dem Theater" und blieb bis 1816 verschollen; sein Aufenthalt während dieser Zeit ist unbekannt. Vom 4. Mai 1816 gehörte er wiederum dem Verbande des Leopoldstädter Theaters an und figurirt im J. 1817 neben dem „Eigenthümer" Marinelli, dem „Pachter" Leopold Huber, dem „Director" K. Fr. Hensler, dem „Intendanten" Josef Sartori und dem „Opernregisseur" Wenzel Müller als „Oberregisseur und Referent des litterarischen Theils". Am 17. April 1817 folgt die Première seiner dreiactigen Zauberoper „Der Kampf mit der Riesenschlange oder der Leuchtthurm auf der Rubineninsel" mit Musik von Franz Volkert. Im März 1819 (nicht, wie Wurzbach Bd. 29, S. 312 angibt, erst 1820) kehrte Sch. dem Leopoldstädter Theater den Rücken und ging nach Prag an das Ständische Theater, wurde dort 1834 als Opernregisseur pensionirt und blieb daselbst bis zu seinem Tode, das ist bis 1845.

Von den oben genannten Dramen abgesehen, sind mir noch die folgenden Titel von Stücken Schikaneder's bekannt: „Die steinernen Brüder", „Der Ball beim schwarzen Hasen oder die Ehemänner auf Reisen" (locales Lustspiel in drei Aufzügen, Musik von Franz Volkert, 1814 im Leopoldstädter Theater gegeben), „Der Schiffmeister von Straubing", „Das Porträt des Vaters", „Vetter Michel vom Ratzenstadel", „Die Brieftaube", „Die Papageno-Insel", „Viele Gäste und nichts zu essen", „Die Erdgeister und der Brillenhändler" und „Der Wettlauf zu Kronäugelstadt". — Die Wiener Stadtbibliothek besitzt die Handschrift des einactigen Lustspiels „Die Brieftaube", das trotz unleugbaren technischen Geschicks derb und unwahrscheinlich ist. Eine „ländliche" Handlung: Gretchen, des Dorfrichters Berger Tochter, liebt den Bauerssohn

Fritz; ihr Vater aber hat zu ihrem Bräutigam den Tafeldecker Repphuhn ausersehen; außerdem ist noch ein dritter Bewerber da: der Knecht Hans Knittel. Der Gutsherr, Herr v. Ringen, verschafft dem Gretchen den Fritz und versöhnt den starren Vater mit Tochter und Eidam. Die Drastik der Späße geht so weit, daß Knittel der „Buchhalter“ werden will, ein schweres Buch so lange „halten“ muß, bis er nicht mehr kann, und daß v. Ringen von Gretchen als der Braut eines Tafeldeckers verlangt, sie solle eine Taube schlachten, was denn auch auf der Bühne mit vielen Vorbereitungen begonnen wird — aber Gretchen führt den Auftrag nicht aus, denn die Taube ist eben ihr Liebling, ihre Brieftaube.

Das seiner Zeit hochberühmte dreiactige locale Lustspiel „Der Vetter Michel aus dem Ratzenstadel“ (Handschrift gleichfalls in der Wiener Stadtbibliothek) ist den „Fiakern in Wien“ von Emanuel Schikaneder ähnlich; das Wienerthum ist glücklich verwerthet; Kinder und Dienstbotenscenen fehlen nicht. Zwei ungleiche Brüder stehen im Mittelpunkt des Geschehens: Thomas Bleistift ist ein reicher Hausherr, der aber seinen Bruder Jacob, einen armen Schuhflicker, harten Herzens hungern und darben läßt, ja, ihn sogar des Diebstahls verdächtigt. In diesem Treiben wird er von seiner hoffärtigen Frau Apollonia bestärkt, und beider Sohn Gustav ist seiner Eltern würdig, indem er ein armes Mädchen zu verführen trachtet. Doch da tritt Gustav Jacob's Sohn aus erster Ehe, Michel mit Namen, entgegen, der nach langer Abwesenheit als reicher Mann aus der Fremde zurückgekommen ist, sich aber wie früher für arm ausgibt, um die Gesinnungen seiner Verwandten zu prüfen. Er hat ihre Herzlosigkeit und Falschheit zur Genüge erkannt, und indem er sich zum Schluß als Millionär entpuppt, verlobt er sich mit dem Mädchen, das fast Gustav's Opfer geworden wäre und ermahnt seine Verwandten zur Reue. Als Nebenfigur gewinnt die „Principalin einer Marionettenbude“, Frau Harifax, ziemliche Bedeutung. Lebensfrische Volksscenen fehlen nicht; so wird unter anderem der „hohe Markt“ in Wien mit dem ganzen Getriebe der Verkäufer und der einkaufenden Köchinnen auf die Bühne gebracht. Gerade dieses letzte Stück zeugt von dramatischem Talent und von der Fähigkeit, erkannte Traditionen selbständig weiterzuführen.

Aehnlich wie Bäuerle und andere dramatische Schriftsteller hat sich Sch. auch als Mitarbeiter von Zeitschriften versucht. Hierher gehört namentlich die Biographie seines Oheims Emanuel, die er im Jahrgang 1834 von Gubitz' „Gesellschafter“ veröffentlichte. Aber als Dramatiker ist er entschieden glücklicher gewesen. Egon v. Komorzynski.

Schildbach: Johann Gottlieb Sch., Schauspieler und Verfasser zahlreicher volksthümlicher Dramen, wirkte an der Wende des 18. Jahrhunderts in Prag und Wien, wo er namentlich am Leopoldstädter und am Freihaustheater erfolgreich auftrat. Für diese beiden Bühnen, deren Directoren fast ausschließlich volksthümliche Stücke aufführten, sind auch die meisten seiner dramatischen Werke geschrieben worden. Als Schikaneder im J. 1801 das Freihaustheater schloß und das neu erbaute prächtige Theater an der Wien eröffnete, blieb ihm Sch. treu und schrieb auch einige spätere Stücke für das neue Theater. Ueber seine späteren Lebensumstände ist fast nichts bekannt. Er soll als Gastwirth in Königsberg gestorben sein.

Schildbach's schriftstellerische Thätigkeit beginnt mit Uebersetzungen aus dem Französischen und mit Versuchen auf dem Gebiet des beliebten Soldatenstücks: „Der Durchmarsch“, ein ländlich-militärisches Singspiel in drei Acten mit Musik von Lickl, 1800 für das Schikaneder-Theater geschrieben, ist eine

volksthümliche Bearbeitung des „Deserteurs aus Kindesliebe“. Das Vorwort zu dem in Wien 1801 gedruckten Stücke ist interessant. Es heißt da u. a.: „Ob ich die Charaktere gut angelegt und richtig durchgeführt habe, werden mir die Herren Pl. Titl. Theaterkritiker schon gütigst vor dem ganzen lesenden Publicum ins Ohr sagen — so wie sie bereits die Freundschaft hatten, mich sans façon zu versichern, ich wisse nichts von Plan und Charakterzeichnung. Ich habe seit dieser Zeit sehr wißbegierig alle ihre Hefte durchgelesen, aber leider bis jetzt noch keine Belehrung finden können. — Wenn ich also noch diesmal Ihren Wünschen nicht entsprechen sollte, so bitte ich sie pflichtschuldigst darum, wenn anders Belehrung nicht ganz außer den Kreisen ihrer Kritik liegt!“ — Andere Soldatendramen sind „Die Rekrutirung“, eine Menschenscene in einem Aufzug, nach einer wahren Begebenheit in Linz (gedruckt 1793), worin die an der Handlung theilnehmenden Personen von Großmuth und Patriotismus wahrhaft überfließen, und besonders das berühmte Stück „Dienst und Gegendienst oder Walltron's zweiter Theil“, ein militärisches Schauspiel in fünf Acten (gedruckt 1804). Möller's „Walltron“ ist hier noch weitaus übertrumpft worden; in vielem scheint „Der Grandprofoß“ von Schikaneder zum Vorbild gedient zu haben. Soldatisches, wie die Reveille, allerhand Manöver, das „Qui vive“ der Vorposten in einem Gehölz, Gefechte und Erstürmungen von Schanzen ist recht aufdringlich verwerthet, die Schrecken des Todesurtheils von seiner Fällung bis zur Vollstreckung bleiben nicht erspart bis in die allerwinzigste Einzelheit. — In dem Lustspiel in vier Acten „Es bleibt unter uns“ (f. d. Theater an der Wien, gedruckt 1807) sind Wald und Garten geschickt verwerthet; Förster und Gutsbedienstete sind die Träger der einfachen Handlung. — Nach dem „Durchmarsch“ war wohl Schildbach's berühmtestes Stück „Die Dienstboten in Wien“ (für das Leopoldstädter Theater geschrieben, gedruckt in Wien 1806). Aus ihm ist deutlich zu ersehen, wie erfolgreich Sch. bei Schikaneder, Kringsteiner, Perinet u. a. in die Schule gegangen ist. Die Handlung ist eigentlich, wie stets in den Wiener Volksstücken jener Zeit, eine ganz einfache Familiengeschichte, deren Träger der Amtssecretär Schindler, seine Frau Therese und — charakteristisch für das ältere Wiener Volksstück — deren Kinder im Alter von sieben, vier und einhalb Jahren sind. Am meisten gefiel aber das Beiwerk an Episoden, welche die verlotterte Wirthschaft der Köchinnen, die beim „Einkaufengehen“ bloß mit den Liebhabern charmieren, ihre Dienstgeber fortwährend betrügen, vorführen. Das Stück hält sich ganz in der Tradition: des Theaterdirectors Strunk Sohn Peter ist der herkömmliche Tölpel; schwäbelnde, tschechelnde, italienische Radebrecher beleben die Geschehnisse; auf scenische Kleinigkeiten ist Gewicht gelegt worden; eine lebende Katze ist eigens für ein paar Scenen vorgeschrieben; das „Kegelschieben“ wird durch Rollen und Ausrufe hinter der Scene sehr gut vergegenwärtigt. Während „Die Generalprobe“ (Vorspiel zum Geburtstag eines Gutsherrn, 1804), „Das sonderbare Duell“ („Lustspiel in 1 Act, f. d. Leopoldstädter Theater, 1806) und „Das Narrenhaus“ (Lustspiel nach Chatillon, mehr Bearbeitung als Uebersetzung) sich nicht über das Mittelmaß erheben, gehört das einactige Lustspiel „Glück durch Unglück“ (1808) zu den interessantesten Wiener Stücken der Zeit. Es ist ein Judenstück ganz im Sinne Lessing's; seine Bedeutsamkeit beruht aber nicht auf der Tendenz, sondern insbesondere auf der gründlichen Kenntniß des echt jüdischen Wesens und der jüdischen Ausdrucksweise, die in ihm zum Ausdruck kommt.

Egon v. Komorzynski.

Schill: Andreas Sch., katholischer Theologe, geboren am 9. Juni 1849 zu Siensbach (Amt Waldkirch im Breisgau), † am 9. Mai 1896 zu Freiburg

im Breisgau. Er besuchte von Herbst 1861 bis Herbst 1867 das Gymnasium zu Freiburg, studirte dann Theologie an der Universität daselbst, trat 1871 in das Priesterseminar zu St. Peter und empfing am 16. Juli 1872 die Priesterweihe. Hierauf begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Würzburg, wo er sich besonders an Hettinger und Hergenröther näher anschloß und am 23. Juli 1873 Dr. theol. wurde. In den folgenden Jahren wirkte er in der praktischen Seelsorge; zuerst als Vicar in Heitersheim und aushülfsweise kurze Zeit in Schliengen; 1875 wurde er Pfarrverweser in Wolfach. Im Herbst 1880 als Pfarrverweser nach Herdern bei Freiburg versetzt, war er in der Lage, sich zu dieser Zeit zugleich als Privatdocent an der Freiburger theologischen Facultät zu habilitiren, wo er als solcher über Kirchen- und Dogmengeschichte las. Den Winter 1882—83 verbrachte er zu Studienzwecken in Rom. Im November 1883 wurde er Director des als Privatanstalt wieder eröffneten theologischen Convicts; 1886 außerordentlicher Professor mit dem Lehrauftrag für Kirchenrecht; nach der Wiederbesetzung des Lehrstuhls des Kirchenrechts erhielt er am 16. März 1889 die neu errichtete außerordentliche Professur für Apologetik. Als 1889 das erzbischöfliche theologische Convict als solches wieder eröffnet werden konnte, wurde er Director desselben. Sch. war ein Gelehrter von bedeutendem Wissen und von hervorragender Befähigung für das akademische Lehramt. Die theologische Wissenschaft verdankt ihm zwei größere Werke, die kirchenhistorische Monographie: „Die Constitution Unigenitus, ihre Veranlassung und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jansenismus. Nach den Quellen dargestellt“ (Freiburg i. Br. 1876) und das sehr geschätzte apologetische Lehrbuch: „Theologische Principienlehre. Lehrbuch der Apologetik“ (Paderborn 1895; gehört zu der Schöningh'schen wissenschaftlichen Handbibliothek, 1. Reihe, Bd. IX; 2. Aufl., neu bearbeitet von Oskar Witz, 1903). In dem „Freiburger Katholischen Kirchenblatt“ veröffentlichte er außer kleineren Aufsätzen eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte des theologischen Convicts in Freiburg (33. Jahrg. 1889, Nr. 19—23, 25, 27, 30, 40—44, 46—50; 34. Jahrg. 1890, Nr. 1, 2, 4, 8, 11, 13—16) und eine Abhandlung über den Markgrafen Jakob III. von Baden unter dem Titel: „Zwei Gedenktage für die badischen Katholiken (25. Juli und 17. August 1590)“, (34. Jahrg. 1890, Nr. 27—36). Für die „Badischen Biographien“ schrieb er den Artikel „Lothar Kübel“ (IV. Theil, Karlsruhe 1891, S. 230—241); für die erste Auflage des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft den Artikel „Kirche“ (III. Bd. 1894, Sp. 643—666).

K. Mayer, Dr. Andreas Schill, erzbischöflicher Convictsdirector und Professor. Freiburg i. Br. (Dilger) 1896. Separatabdruck aus dem Freiburger Kathol. Kirchenblatt, 40. Jahrg. 1896, Nr. 21—24. — Freiburger Diöcesan-Archiv, N. F., Bd. I (28. Bd.), 1900, S. 276 (J. Mayer). — Badische Biogr., V. Theil (Heidelberg 1906), S. 697—699 (J. Mayer).

Lauchert.

Schindler: Jacob Emil Sch., Maler, geboren am 15. Juli 1842 zu Wien, Schüler von A. Zimmermann; 1878 Karl Ludwigsmedaille Wien, 1886 kleine goldene Medaille Berlin, 1888 silberne Staatsmedaille Wien, 1881 Reichelpreis Wien, 1891 auf der XX. Jahresversammlung des Wiener Künstlerhauses die goldene Staatsmedaille, Ehrenmitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste Wiens, Besitzer des belgischen Leopoldordens, des bairischen Verdienstordens I. Classe, Mitglied der Wiener Künstlergenossenschaft seit 4. Februar 1869; † am 9. August 1892 auf Westerland (Sylt), beigesetzt im Ehrengrabe auf dem Centralfriedhofe zu Wien.

1859 kam Sch. an die Wiener Akademie zu Zimmermann, der bald die

Bedeutung des neuen Schülers ahnte; er nahm Sch. auf seine Streifzüge ins bairische Hochgebirge in die Ramsau mit; hier ging Sch. der Sinn für den Wald auf, und in seiner ersten großen Schöpfung aus jener Zeit ist er noch ganz Romantiker. Er plante Compositionen zu Zedlitz' „Waldfräulein", die bis auf eine jedoch unausgeführt blieben. Dies eine Werk, erfüllt vom Geiste Schwind's, hängt jetzt in der akademischen Galerie zu Wien. Nach Zimmermann's Rücktritt kam Sch. in den Bann der großen Franzosen Rousseau, Daubigny, die Anfang der 70er Jahre in Wien ausstellten. Er ging nach Dalmatien, und diese Reise ward für ihn entscheidend. Bis zum Jahre 1880 entstanden, in Italien: Canal in Venedig (1875), Fischerbarken in Venedig (1875), Motiv aus Lacroma (1877), Ansicht von Ragusa (1880), Lacroma (1874), die vielen Tusch- und Federzeichnungen für das große Kronprinzenwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", die sich jetzt, 40 Stück, in der k. k. Familien-Fideicommiß-Bibliothek zu Wien befinden, Straße in Ragusa (1880). In Holland: Holländischer Canal (1875), Partie aus Holland (1880), Straße in der Amsterdamer Judenstadt (1875), Partie aus dem Stadtpark von Amsterdam (1875), Bei Amsterdam (1875).

Schon in den 70er Jahren war er in den Prater gezogen. Die vielen schönen Landschaften, die da entstanden, geben noch nicht jene breite Behandlung seiner Spätzeit, noch fehlt die so unnachahmlich getroffene Feuchte der Luft, das Zittern der thaubespritzten Gräser und Halme. Die Frühmorgenstimmung der feuchten, nebligen Praterauen ward ihm das, was Ville d'Avray dem alternden Corot wurde. Die Technik war leicht, locker und flüssig geworden. Mit Vorliebe studirte er die Bewegung des Süßwassers, wie sein vielfach variirtes Bild „Waldbach Strub" beweist. Vom Prater zog er dann nach Weißkirchen an der Donau, wo er die nachher so viel nachgeahmten Bauerngärten creirte, dann nach Goisern bei Ischl, endlich nach Schloß Plankenberg bei Neulengbach (Fürst Liechtenstein), wo er sich ganz dem stillen Zauber der heimathlichen Landschaft hingab. Sein Höhepunkt ist die herrliche Friedhofslandschaft „Pax" (1891, kunsthistorisches Museum zu Wien), eine Spätfrucht seiner vielen dalmatinischen Reisen. Es ist dies das Standard-work der heimischen Landschaftskunst. Leider ward er nie zum Lehrer an die Akademie berufen. Sein Wirken hätte für Jung-Oesterreich segensreich werden können. An Privatschülern sind Karl Moll, Tina Blau, Olga Wiesinger-Florian, Marie v. Parmentier, Robert Ruß, Marie Egner zu nennen, die ihm besondere Kenntniß der Perspective nachrühmen. Er ließ sie sogar das Skelett plastisch nachmodelliren, um ihnen die Kenntniß der Menschenfigur gründlich beizubringen. 1892 ist er in der Blüthe seiner Jahre auf Sylt allzufrüh gestorben. Der Anregung seines Schülers Moll ist sein Wiener (von Edmund Hellmer geschaffenes) Marmordenkmal im Wiener Stadtpark zu danken.

Ludwig Hevesi, Oesterreichische Kunst im 19. Jahrhundert. Wien 1903. — Katalog der Schindler-Ausstellung 1892 im Künstlerhaus zu Wien.

Friedrich Pollak.

Schinkel: Karl Friedrich Sch., bedeutendster Architekt des neunzehnten Jahrhunderts, Maler und Kunstschriftsteller. Geboren am 13. März 1781 in Neuruppin, † am 9. October 1841 in Berlin.

In seiner Vaterstadt Neuruppin empfing der Knabe kaum entscheidend tiefe Eindrücke. Sein Vater, Johann Kuno Sch., bekleidete daselbst das Amt eines Archidiakonus und Superintendenten und starb am 26. August 1787 an einer Erkältung, die er sich durch die Hülfeleistung bei dem verheerendsten Brande zugezogen hatte, der die Geburtsstadt K. F. Schinkel's je heimsuchte

und auch dessen Geburtshaus vernichtete. Der junge Sch. blieb nun noch bis zu seinem 14. Lebensjahr mit seinen Geschwistern und seiner Mutter Dorothea, geborene Rose — (derselben Familie gehören der Chemiker Heinrich Rose und der Mineraloge Gustav Rose an) — in Neuruppin, wo er die Schule besuchte. 1794 zog seine Mutter mit ihm nach Berlin. Auf dem Gymnasium zum grauen Kloster, das ihn hier als Schüler aufnahm, zeichnete er sich nicht durch hervorragende Leistungen aus. Nur seine starke Neigung zur Musik und zu den bildenden Künsten deuteten bereits auf die voraussichtliche Wahl eines künstlerischen Berufes hin. Den entscheidenden Entschluß in ihm führte die Ausstellung des Jahres 1797 herbei, auf der des jungen Friedrich Gilly Entwurf für das Denkmal Friedrich's des Großen ihn so begeisterte, daß er sich endgültig für die bildende Kunst entschied. 1798 verließ er als 17jähriger Primaner das Gymnasium und vertraute sich dem Geheimen Oberbaurath David Gilly an, der ihm zunächst Unterricht im Architekturzeichnen ertheilte. Noch Ende desselben Jahres kehrte dessen genialer Sohn Friedrich Gilly, der damals im Alter von 27 Jahren schon den Rang eines Oberhofbauinspectors bekleidete, von einer Kunstreise zurück und wurde neben dem Lehrer auch der Freund Schinkel's, ein Verhältniß, das die gedeihlichste Uebertragung aller für Sch. fruchtbaren Elemente der Gilly'schen auf einfachere Monumentalität gerichteten Kunst ermöglichte, und den Grund zur Bildung und Klärung einer eigenen Formenwelt legte. Es währte jedoch nur zwei Jahre, als es durch den am 3. August erfolgten Tod des erst neunundzwanzigjährigen Gilly, den Sch. ganz ins Herz geschlossen hatte, endete, nachdem Sch. im selben Jahre am 8. März seine Mutter verloren hatte. Das Vermächtniß Gilly's an Sch. war zunächst nicht nur ein rein geistiges, sondern auch ein praktisches. Denn der neunzehnjährige Schüler wurde nun damit betraut, die durch den Tod seines Lehrers abgebrochenen architektonischen Unternehmungen desselben zu Ende zu führen. Hierher gehören: der Umbau des Schlosses eines Grafen Flemming im Flecken Buckow bei Müncheberg und die Façade eines Hauses der Friedrichstraße in Berlin. Damals fertigte er auch bereits mehrere unausgeführte Entwürfe für den Fürsten Heinrich XLIII. von Reuß-Schleiz-Köstritz an, dessen Gastfreundschaft er genoß, und mit dem er noch später correspondirte. Es ist nicht zu verwundern, daß Sch. bei diesen Arbeiten, auch bei den selbständigeren, sich noch stark an die französisch und englisch beeinflußte Art Gilly's anschloß, wenn auch schon ein stärkerer Trieb zur Classicität und ein Geschmack durchblickt, der stets Umgebung und malerische Anlage mit in Rechnung zieht und auf sie großes Gewicht legt. Es spricht sich darin bereits jener Zug aus, der gegen die raumlose nüchterne Nutzbaustadt der Gegenwart, die cultivirtere Auffassung eines Architekturgebildes als einer landschaftlichen Ingredienz bethätigt. Die von Gilly begonnenen Bauten für den Grafen Prittwitz bei Quilitz (später Neu-Hardenberg) erweiterte Sch. Ueber diese, wie über seine Jugendarbeiten überhaupt gibt Fontane in seinen Wanderungen durch die Mark ein treffendes Urtheil: „Wenn an diesen frühesten Bauten Schinkel's etwas zu tadeln ist, so ist es das, daß der Genius des jungen Baumeisters, der Zug nach idealeren Formen sich hier an der unrechten Stelle zeigt. Diese Wirthschaftsgebäude machen etwa den Eindruck, wie wenn ein junger Poet einen wohlstilisirten und bilderreichen Brief an seine Wirthsfrau oder deren Tochter schreibt. Der Stil, die Sprache sind an und für sich unangreifbar, nur die Gelegenheit für den poetischen Ausdruck ist schlecht gewählt; Gemeinplätze wären besser. Sch. selbst, der ja in späteren Jahren so vorzugsweise die Anlehnung an das Bedürfniß predigte, würde diese, einer höheren Form huldigenden Wirtschaftsgebäude zwar mit Interesse, aber sicher-

lich auch mit Lächeln wieder betrachtet haben. Indessen, wie jugendlich immer, ex ungue leonem."

In der Zwischenzeit hatte Sch. das Conducteurexamen bestanden. Auch eine kunstgewerbliche Thätigkeit hatte bereits ihren Anfang genommen, indem er für die Steingutfabrik des Barons v. Eckardstein in Charlottenburg nach eigener Erfindung Zeichnungen für kunstgewerbliche Gegenstände und deren malerischen Schmuck lieferte und dafür ein jährliches Honorar erhielt.

Gleich nach diesem ersten Anlauf einer eifrigen praktischen Thätigkeit trat eine für den Jüngling nicht ungünstige Pause ein, die ihm Gelegenheit gab, seinen Blick zu erweitern und eine Fülle neuer Eindrücke auf sich einstürmen zu lassen. Am 1. Mai 1803 machte er sich in Begleitung eines Freundes, des Architekten Steinmeyer, auf die Wanderschaft nach Italien. Der Weg führte über Dresden, Augsburg, Nürnberg, Prag, Wien, Rom, Sicilien, nach einem Aufenthalt Januar 1805 in Paris, zurück nach Berlin, wo Sch. März 1805 wieder eintraf. Die wesentlichen Fortschritte und Früchte dieser Reise liegen nicht auf dem Gebiete der Architektur, sondern auf dem der Landschaftsmalerei. Es erscheint dies natürlich dadurch, daß dieselbe dem noch schwärmerischen Jünglingsgemüth eine entsprechendere Ausdrucksmöglichkeit bietet, als die eine kühlere Behandlung gebietende architektonische Formung, zumal die völlig neuen landschaftlichen Eindrücke an sich eine weit stärkere Sensation für ihn sein mußten, als die durch das frühe Studium der Reproductionen bereits bekannte Mehrzahl der hervorragendsten classischen Bauwerke. Bezeichnend für seine damalige romantische Neigung ist es, daß die Letzteren seinen Sinn weniger fesselten als die dem Mittelalter angehörenden Bauten. Seine Aussprache darüber und die Art der Reisedarstellung in dem damals geführten an seinen Vormund Valentin Rose gerichteten Tagebuch, wie die mit eminenter Sicherheit entworfenen Zeichnungen der Jahre 1803—5 bestätigen dies.

Gerade aus seinen malerischen Vorübungen fand er Gelegenheit, in der nächsten Folgezeit Nutzen zu ziehen. Denn nach seiner Rückkehr nach Berlin im J. 1805 war bei den kriegerischen Zuständen in Preußen für eine öffentliche Kunstthätigkeit und besonders für die Baukunst kein Raum übrig. Sch. widmete sich denn auch die nächsten elf Jahre fast ganz der Malerei, die ihn und den seit seiner Verheirathung 1809 gegründeten Haushalt ernähren mußte. Eine Fülle von Gemälden entstand in dieser Zeit, von denen nur einige hier Erwähnung finden können. So der nachmals untergegangene Cyklus der perspectivisch-optischen Bilder für die Weihnachtsausstellungen des Decorationsmalers Karl Gropius. Mit Leimfarben auf Tapetenpapier gemalt, „entrollten sie", wie Fontane erzählt, „aus allen Theilen der Welt das Schönste und Interessanteste vor den staunenden Augen seiner Landsleute: Ansichten von Constantinopel, Nilgegenden, Kapstadt, Palermo, Taormina mit dem Aetna, Vesuv, Peterskirche, Engelsburg, Kapitol, Mailänder Dom, Chamounithal, Markusplatz, Brand von Moskau, Leipziger Schlacht, Elba, St. Helena." Ferner die für das kleinere Gropius'sche Theater gemalten „Sieben Wunder der alten Welt", die 1812 entworfen, heute nur noch theilweise in Skizzen erhalten, unter anderen den Dianentempel zu Ephesus, das ägyptische Labyrinth mit der Sphinxallee, den Zeustempel zu Olympia darstellten, denen sich die Restaurationen des Kölner Doms, Straßburger Münsters und des Schlosses Marienburg anreihten. Die Richtung dieser Malereien kennzeichnet sich schon durch die Wahl des stofflichen Inhalts. Von Staffeleibildern Schinkel's, deren Anzahl, die späteren mitgerechnet, gleichfalls eine sehr große ist, besitzt die kgl. Nationalgalerie zu Berlin 17, theils Originale, theils Copien von Ahlborn und von Bonte. Sie gewähren, nimmt man die landschaftlichen

Zeichnungen des Schinkelmuseums hinzu, einen guten Einblick in die Art des malerischen Talentes Schinkel's. Es handelt sich weniger um den Ausdruck einer eigentlich malerischen Empfindungsweise, für die sich die Erscheinung als eine Summe von Licht- und Farbenreizen darstellt, sondern um die durch die Mittel der Malerei wiedergegebenen Visionen eines Architekten. Nichts ist unabhängiger von historischen Bedingungen, als malerisches Genie. Eine Schule wirkt auf das Genie nur modificirend, nie bestimmend, wie auf das Talent ein. Schinkel's Malerei ist vollkommen zeitlich bestimmt, und vergleicht man mit ihm seinen Landsmann und Zeitgenossen Karl Blechen, so spürt man im Gegensatz zu der in geebneten Bahnen schreitenden malerischen Kunst Schinkel's hier sofort die originale traditionslose Wucht eines durchaus malerischen Genies. Es soll mit dieser Erörterung nur der Meinung Waagen's und nach ihm Fontane's und Anderer widersprochen werden, daß Sch. „einer der bedeutendsten Landschafter aller Zeiten geworden wäre, wenn er die Technik der Alten besessen und seine ganze Kraft diesem Fache zugewendet hätte". Das Zeichen des Genies ist es eben, daß es sich die Ausdrucksmöglichkeiten erringt und schafft, die seinem Wesen entsprechen, eine Thatsache, die sich in dem architektonisch gerichteten künstlerischen Naturell Schinkel's gleichfalls beweist. Die Malerei Schinkel's bewegt sich jedoch in einer nie kühnen, nie Neues wagenden, stets correcten, liebenswürdigen Weise und erinnert entfernt, in der staffagenartigen Anordnung der Figuren auf seinen Landschaften an Lorrain und ähnliche. Eine gewisse scharfe Klarheit des Blicks, die seiner Zeichenkunst zu Gute kommt, drängt an sich von allen impressionistisch gewandten Vorbildern ab. Im ganzen steht man einer stofflich reichen Phantasie, aber einem nicht originalen Ausdruck gegenüber. Ein feiner Geschmack bekundet sich in seinen Theaterdecorationen; sie waren mehreren Generationen vorbildlich und sind noch heute, wo die Bestrebungen der Neuzeit auf diesem Gebiet keinen Anklang finden können, im Gebrauch. 1809 besuchte Königin Luise die bereits erwähnte Ausstellung des perspectivisch-optischen Cyklus und ließ sich von Sch. während der auf den Inhalt der Gemälde abgestimmten Musik eines Vocalquartetts persönlich seine Bilder erklären. Mit dieser Begegnung begann die für Schinkel's Laufbahn folgenreiche Annäherung an den Hof. Nach einigen ihm übertragenen Umänderungen im kgl. Palais wurde er vom Minister Hardenberg (März 1810) als Assessor für das ästhetische Fach in die Oberbaudeputation berufen, ein Schritt, mit dem sein Staatsdienst und bald die äußerste Anspannung und Entfaltung seiner Kräfte, die für die Architekturgeschichte wesentliche Epoche seiner Wirksamkeit ihren Anfang nimmt. Er erreichte im Laufe der nächsten 28 Jahre die höchste staatliche Stellung auf seinem Gebiet, indem er 1811 zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, 1815 zum Geheimen Oberbaurath, 1819 zum Mitglied der technischen Deputation im Ministerium für Handel, Gewerbe und Baukunst und Mitglied des Senats der Akademie, 1830 zum Oberbaudirector, 1838 schließlich zum Oberlandesbaudirector avancirte.

1820 besuchte Sch. Goethe, der sich über den Eindruck dieser Begegnung in fast begeisterter Weise äußert: „Herr Geheimer Rath Schinkel machte mich mit den Absichten seines Theaterbaues bekannt und wies zugleich unschätzbare landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reise ins Tirol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Büste, ersterer zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine lebhafte, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung ergab sich dabei, und ich durfte diese Tage unter die schönsten des Jahres rechnen. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wohin ich ihnen folgte und die angenehmsten Stunden wiederholt genoß. Es hatte sich in den

wenigen Tagen soviel Productives — Anlage und Ausführung, Plane und Vorbereitung, Belehrendes und Ergötzliches — zusammengedrängt, daß die Erinnerung daran immer wieder neubelebend sich erweisen mußte.“ Damals auch entwarf Sch. die Skizze für die Säle der Jenaschen Bibliothek.

1824 unternahm Sch. noch einmal eine Reise nach Italien. Sein Reisetagebuch läßt gegen das erste die inzwischen gereifte Anschauungsweise und geläuterte Urtheilsfähigkeit in allen künstlerischen Dingen erkennen. Eine Reise nach Paris, England und Schottland 1826, veranlaßt durch den Auftrag zu seinem größten Werk, dem Berliner Museum, war seine letzte größere Kunstreise. Er änderte seinen Aufenthalt seit 1832 nur noch, um seine bereits wankende Gesundheit in Marienbad, Kissingen und Karlsbad aufzufrischen. 1839 kehrte er von Kissingen schon in einem Zustande der Erschöpfung zurück. Das letzte Jahr seines Lebens wurde neben seiner zunehmenden Krankheit noch getrübt durch seine letzte Begegnung mit Friedrich Wilhelm IV., der eben auf den Thron gestiegen, ehedem als Kronprinz Schinkel's bester Freund, ihn nicht gerade gnädig empfing. Fontane berichtet, anknüpfend an die häufigen Vereitelungen seiner schon sorgsam ausgearbeiteten Pläne, über das Verhältniß Schinkel's zu seinem königlichen Gönner: „In solchen Momenten war ihm der kunstsinnige Kronprinz ein Trost und eine Erhebung. ‚Kopf oben, Sch.; wir wollen einst zusammen bauen‘, das war die Zauberformel, vor der alle Trübsal schwand . . . Ob das Einvernehmen dasselbe geblieben wäre, wenn Sch. die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. um mehr als wenige Monate überlebt hätte, steht dahin. Fast möchten wir es bezweifeln. Der König war eben König, und Schinkel, wenn auch im letzten nachgiebig, war doch sehr fest in seinen Kunstprincipien. Die einzige Begegnung, die sie noch hatten, verlief nicht gnädig. Sch., wenige Tage nach der Thronbesteigung bereits zum Könige berufen, war nicht da (er war ohne Urlaub nach Ruppin gereist). Als er erschien, wurde er mit den Worten empfangen: ‚Sie haben sich wohl vor dem Kanonendonner gefürchtet, der meinem Volke meine Thronbesteigung verkündete.‘ — Gewiß wäre Alles wieder eingeklungen; aber, wie immer auch, der König war eben — der Kronprinz nicht mehr.“

Am 7. September 1840 bemächtigte sich seiner eine allgemeine Apathie, am folgenden Tage erblindete er auf einem Auge, am 9. September verlor er nach einem Aderlaß das Bewußtsein, ein Zustand, der wenige kurze lichtere Augenblicke ausgenommen, in Abständen von Krämpfen begleitet, bis zu seinem Tode andauerte. Dieser trat erst nach mehr als einem Jahr am 9. October 1841 als Folge der theilweisen Verkalkung und Erweichung der Gehirnmaterie ein. Sch. wurde auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin begraben und ihm ein nach eigenen früheren Entwürfen für ein Monument gefertigtes Denkmal gesetzt mit der Inschrift:

Was vom Himmel stammt, was uns zum Himmel hebt,
Ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein.

In der Architekturgeschichte Deutschlands seit dem Absterben der Gothik und dem Eindringen der Renaissance nimmt Sch. den bedeutendsten Rang ein. Die Originalität seines Geistes kennzeichnet sich darin, daß er als Wissender des eklektischen neunzehnten Jahrhunderts ohne Vereinseitigung sich das vorbildliche Alterthum mit derselben Frische dienstbar machte wie einst die durch minderes historisches Bewußtsein an Ursprünglichkeit kräftigere Renaissance. Er bekennt sich letzten Endes zu einer Renaissance der griechischen Antike, und dies nicht aus liebhaberischem Archaismus, sondern aus der Einsicht, daß für ihn keine andere Formenwelt sich ergiebig erweisen wollte. Es kann nur

sympathisch berühren, daß er sich trotzdem nie hartnäckig irgend einer Erscheinung auf seinem Gebiete verschloß und sich auch auf Wege begab, die für ihn unfruchtbar blieben. Wie er das Gothische von allen Seiten sich unterthänig machen will, wie er es schließlich vergewaltigt, es dann als steril für eine Weiterentwicklung bei Seite legt, beweist die Kraft und die große von jeder Engherzigkeit freie Natur eines nie müden Suchers. Die harmonische Vollkraft seines Könnens jedoch offenbart sich in den Werken, seien es Projecte oder ausgeführte Bauten, die den Stempel des ihm näher liegenden rein griechischen Stils tragen.

Aus der Unzahl alltäglicher Erledigungen baulicher Obliegenheiten, die mit einer öffentlichen Stellung, wie sie Sch. bekleidete, verbunden sind, von den vielen ausgeführten Bauten und Projecten können hier nur die bedeutendsten, den Schinkel'schen Geist besonders charakterisirenden Werke hervorgehoben werden. Schinkel's Meisterwerk ist das Museum zu Berlin (erbaut 1824–28). Auf einem Unterbau mit einem großartigen Treppenaufgang erhebt sich, von zwei correspondirenden Wandpfeilern eingefaßt, eine Halle von 18 mächtigen ionischen Säulen. Der tiefgehende Eindruck des Baues, der durch die wohlgestaltete Façadengliederung ebenso großartig bewegt wie massiv zusammengeschlossen erscheint, geht von diesen hohen einfachen Säulenstämmen aus, die dem Ganzen einen wuchtigen Ernst und eine herbe Würde verleihen. Von der großen Anzahl der Innenräume, für deren detaillirteste Ausschmückung Sch. noch bis in die letzten Jahre seines Lebens besorgt war, kann hier nur noch die schöne Rotunde gleich hinter dem Entrée genannt werden, die mit ihrem weihevollen Raum und gedämpftem Oberlicht geeignet ist, jeden Besucher zunächst vom Alltagsgeräusch zu befreien und ihn auf den Empfang höherer Eindrücke vorzubereiten. Die häßlichen verunzierenden rostrothen Fresken an den Wänden der äußeren Halle gehören nur im Entwurf und in der Idee Sch. an, verleugnen aber in der schlechten Ausführung die zu Grunde liegende Autorschaft gänzlich. Für das Museum wie für die meisten größeren Bauten mußte sich Sch. erst den Grund und Boden schaffen. Vergrößert dieser Umstand zwar die Mühe und Rücksichtnahme auf äußere Verhältnisse um Beträchtliches, so gestattet er auf der anderen Seite eine freiere Entfaltung des Baugedankens, indem das neu geschaffene Areal mit seiner intendirten Baumasse nach dem Willen des Architekten in landschaftliche Wechselwirkung gebracht werden kann. So gipfelte auch Schinkel's künstlerischer Traum für Berlin in einem Stadtbild, das mit der zunehmenden Einwohnerzahl und den steigenden Erfordernissen des Industrie- und Maschinenzeitalters eine gedrängtere ökonomische Raumausnutzung erheischend sich leider bald im Gegensatz zur Wirklichkeit befand. Hermann Grimm hat in reizvoller Weise dieses ideale Stadtbild aus den Schinkel'schen Projecten dargestellt. Ein verwirklichter Theil desselben ist die ganze Anlage der Museumsinsel mit der Ableitung eines Spreearmes. Würde sie nicht durch die aufdringliche unbewegliche Masse des neuen Dombaues, der an die Stelle des alten nicht schönen aber dafür bescheideneren Domes getreten ist, ruinirt werden, so würde sie noch heute unverwischt den Stempel des Meisters tragen. Die Attractionskraft des Museums selbst ist eigentlich durch den neuen Dom noch gewachsen, indem diese an sich höhere Thurmbaumasse durch die großartig schlichte Macht der Museumsfaçade erdrückt wird.

Von den übrigen ausgeführten Werken können hier nur noch kurze Erwähnung finden: die Façade eines Hauses in der Friedrichstraße in Berlin (1803), Einrichtung des Festsaales im Palais des Prinzen August von Preußen (1816), die Hauptwache in Berlin (1816—1818, im dorischen Stil), das kgl.

Schauspielhaus in Berlin (1818—1821, mit einem schönen Concertsaal), das gußeiserne Monument auf dem Kreuzberge zu Berlin, als Denkmal für die Befreiungskriege (gothisch, nach dem bescheidensten der Projecte 1818 ausgeführt), der Durchgang unter den Linden zu Berlin nach der Neuen Wilhelmsstraße (1819), das Scharnhorst-Denkmal auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin (von Tieck und Rauch ausgeführt), das Denkmal für den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen bei Saalfeld (von Tieck modellirt), das Haus des Ofenfabrikanten Feilner in Berlin, die Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin (1822, jetzt abgerissen), das Schlößchen Tegel bei Berlin für Wilhelm v. Humboldt (1822—1824), das Jagdschloß Antonin bei Ostrowo für den Fürsten Radziwill (1822), das Potsdamer Thor zu Berlin (1823; die beiden Wachthäuschen, die noch stehen, werden gegenwärtig als Postbureaus verwendet), das Landhaus des Bankiers Behrend in Charlottenburg (1823), der Trinkbrunnen auf dem Friedrich-Wilhelms-Platz in Aachen (1823), das Casino in Potsdam (1823—1824), die Schloßbrücke zu Berlin (1824, mit ihrem schönen Delphingeländer, auch die Idee der erst später ausgeführten Statuengruppen auf den Postamenten stammt von Sch.), der Casinoumbau in der Villa des Prinzen Karl von Preußen zu Glienicke bei Potsdam (1824—1825), das Gesellschaftshaus im Friedrich-Wilhelms-Garten bei Magdeburg (1825), Decoration in den Wohnräumen des damaligen Kronprinzen (nachmals Friedrich Wilhelm IV.) im kgl. Schloß zu Berlin (1825—1826), das Stadttheater zu Hamburg (1826), Umbau des Wohnhauses in der Villa Glienicke (1826), der Springbrunnen im Lustgarten zu Berlin (1826), Umbau des Palais des Prinzen Albrecht von Preußen in der Wilhelmsstraße zu Berlin (1829—1830), der broncene Brunnen im Hofe des kgl. Gewerbeinstituts in Berlin (von Kiß ausgeführt, 1829), das Grabmal Friedrich Delbrück's in Zeitz (1831), die Bauakademie in Berlin (1831—1835), das Cavalierhaus auf der Pfaueninsel bei Potsdam, die Brücke zu Glienicke bei Potsdam (1831), die Villa Charlottenhof für Friedrich Wilhelm IV. (1831 begonnen, von Schinkel's Schülern Persius und Strack nach seinem ersten Entwurf mit wesentlichen Modificationen gebaut), die Hauptwache in Dresden (1831—1833), der neue Packhof in Berlin (1832), das Palais des Grafen Redern unter den Linden in Berlin (1832—1833, in altflorentinischem Palaststil), das Gärtnerhaus in Charlottenhof bei Potsdam (1833), das Denkmal für Niebuhr in Bonn (1834), das Hermbstaedt-Denkmal in Berlin (1834), die Sternwarte am Encke-Platz in Berlin (1835), die gothische Capelle in Peterhof bei Petersburg, Schloß Babelsberg bei Potsdam (1835, ausgeführt 1844 von Persius, fortgesetzt durch Strack, theilweise vollkommen abweichend von dem Project Schinkel's), das Monument des Lysikrates bei der Villa Glienicke (1836), das Rathhaus in Zittau, das Schloß des Grafen Potocki zu Krzeskowice, das Schloß Kurnick des Grafen Dzialinski in Posen, Schloß Kamenz bei Frankenstein in Schlesien (1838, von Martius mit Veränderungen ausgeführt), das Monument vor dem Adalbert-Thor in Aachen (1841—1842), Burg Stolzenfels am Rhein (erst von Stüler verändert gebaut), das Rathhaus zu Colberg, das Oberlandesgerichtsgebäude in Ratibor, die Gymnasien zu Düsseldorf und Danzig, das Anatomiegebäude in Bonn, der Leuchtthurm zu Arcona, die Restaurirung des Ordensritterschlosses zu Marienburg, die Leitung der Kölner Dombaurestaurirung.

Im Kirchenbau erstrebte Sch. eine Umgestaltung des katholischen Kirchentypus nach den Erfordernissen des evangelischen und protestantischen Gottesdienstes, in dem die Predigt den Mittelpunkt einnimmt. Es sind hier zu nennen: die in ihrer mißrathenen Gothik nicht angenehme Werderkirche in Berlin (1825—1828), daselbst die St. Johanniskirche in Moabit (1835), die

Paulskirche auf dem Gesundbrunnen (1835), die Nazarethkirche auf dem Wedding (1835), die Elisabethkirche in der Invalidenstraße (1835), die Nikolaikirche in Potsdam (1830—1837), fünf Entwürfe für eine Kirche in der Oranienburger Vorstadt, das Project der Gertraudenkirche am Spittelmarkt, der Entwurf zu einem großen Dom als Denkmal für die Befreiungskriege, die kleine Kirche für den Kreis Malmedy, die Kirche in Straupitz, der Umbau der St. Johanniskirche in Zittau, die Altstädterkirche in Königsberg (vollendet 1845). Lübke nennt Sch. den Begründer des evangelischen Kirchenbaues. Dies ist insofern richtig, als Sch. zum ersten Male centrale Anordnung der Kanzel im Kirchenraum, der demgemäß als ein Auditorium für die Hörer der Predigt behandelt werden sollte, verlangt; und ist also insofern falsch, als diese Idee natürlicherweise bei allen Orthodoxen und Streng-Conservativen auf hartnäckigen Widerstand stieß und leider nie wieder einen Nachfolger fand. Zudem führte trotz allem Eifer, den Sch. auch hier als Suchender bethätigte, sein Tasten zwischen den für den erstrebten Kirchentyp anzuwendenden Formen nicht recht zu einem Ende. Denn der rein griechische Stil stand den christlich unweltlichen Zwecken zu fern und der gothische Stil stand der künstlerischen Sympathie Schinkel's zu fern. So blieb es denn bei Versuchen, die allerdings in der Fülle der Ideen und Einfälle ihren baukünstlerischen und baugeschichtlichen Werth behalten. Angesichts der ehemaligen Bauakademie in Berlin verdient besondere Erwähnung Schinkel's meisterliche Behandlung des Backsteinbaues, dessen Material nach seinem Charakter und seinen decorativen Möglichkeiten hier selten klug ausgenutzt und künstlerisch verwerthet wurde.

Wie hierin, so ging eine neue belebende Wirkung auch auf kunstgewerblichem Gebiet von Sch. aus. Denselben beherrschenden Einfluß, den der Wiener Maler Makart auf das zeitgenössische Kunstgewerbe ausübte, hatte Sch. auf die künstlerische Industrie und das künstlerische Handwerk seiner Tage. „Gab es eine neue Spontini'sche Oper, wer anders", sagt Fontane, „als Schinkel konnte die Decorationen, gab es ein fürstliches Begräbniß, wer anders als Schinkel konnte die Zeichnung zu Monument oder Grabstein entwerfen? Das ganze Kunsthandwerk — dieser wichtige Zweig modernen Lebens — ging unter seinem Einfluß einer Reform, einem mächtigen Aufschwung entgegen. Die Tischler und Holzschneider schnitzten nach Schinkel'schen Mustern, Fayence und Porzellan wurden nach Sch. gewebt. Das Kleinste und das Größte nahm edlere Formen an: der altväterische Ofen, bis dahin ein Ungeheuer, wurde zu einem Ornament, die Eisengitter hörten auf, eine bloße Anzahl von Stangen und Stäben zu sein, man trank aus Schinkel'schen Gläsern und Pokalen, man ließ seine Bilder in Schinkel'sche Rahmen fassen und die Grabkreuze der Todten waren Schinkel'schen Mustern entlehnt." Und Wolzogen ergänzt dies Bild: „Die Berliner Damen aber konnten fortan kaum ein Vielliebchen mehr verlieren, ohne dem immer zur Aushülfe bereiten und immer mißbrauchten, von Arbeit fast erdrückten Künstler eine Zeichnung für ein Nähtischchen, ein Schmuckkästchen, eine Tischplatte, eine Fußbank, einen Garten- oder Blumentisch, ein Postament oder eine Vase, ja selbst für Armbänder und anderen Schmuck abzuquälen. Fast alle Gemälderahmen im alten Berliner Museum sind nach Schinkel'schen Entwürfen ausgeführt worden; für seinen Freund Beuth hat er selbst zu einem prosaischen Actentisch die Zeichnung geliefert."

Nach Schinkel's Tode wurde seinem künstlerischen Nachlaß in der ehemaligen kgl. Bauschule zu Berlin ein Museum eingerichtet, dessen Sammlung durch staatlichen Ankauf, durch Schenkungen Friedrich Wilhelm's IV. und mehrerer Privatpersonen, Beuth's und Karl Gropius', durch Einverleibung der Schinkel'schen Zeichnungen aus dem Besitz des kgl. Gewerbeinstituts und

des Archivs der ehemaligen Oberbaudeputation zu Stande kam. Als Beuth 1853 starb, wurde auch dessen Nachlaß dem Museum einverleibt. Unter dem Namen „Beuth-Schinkel-Museum“ befand sich die Sammlung in den Räumen der Bauschule, die ehedem Sch. als Arbeits- und Empfangszimmer gedient hatten. Seit die Function dieser Bauakademie 1884 aufhörte und das neue Polytechnikum in Charlottenburg ihr Amt mit übernahm, siedelte auch das Beuth-Schinkel-Museum dorthin über, wo es sich gegenwärtig noch befindet. Das Schinkel-Museum umfaßt 55 Mappen mit mehr als 3000 Blättern. Man gewinnt aus ihnen die Erkenntniß, daß sich ein richtiges Bild von dem enormen Schaffen dieses Mannes nur aus ihnen selbst ergibt. Zum größten Theil sind die fertig vor Augen stehenden Werke Schinkel's nur verkümmerte, häufig sogar ganz unähnliche Abbilder seiner künstlerischen Phantasie, trotzdem dieselbe durchaus von realen Möglichkeiten ausging. Einen Einblick in das wirklich Schöpferische seiner Natur gewährt darum nur die Entstehungsgeschichte seiner Werke, von denen fast regelmäßig der kräftige Wurf ursprünglicher Conception eines sparsamen Königs und einer geldarmen Zeit wegen verwässert werden mußte. Die Mappen des Schinkel-Museums gestatten nun die denkbar beste Vertiefung in das gesammte Oeuvre Schinkel's nach jeder Richtung hin. Namentlich eben die unausgeführten Projecte kann man hier besonders und in ihrer directen geistigen Wirkung genießen. Von ihnen müssen an dieser Stelle außer den bereits oben erwähnten noch die Folgenden hervorgehoben werden. Ein architektonisches Lehrbuch, auf 150 Platten mit begleitendem Text berechnet, sollte, wie sich Sch. selbst äußert, „den Versuch machen, in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen dieser vielfältig und verschiedenartig behandelten Kunst, besonders was den Stil betrifft, die Gesetze festzustellen, nach welchen die Formen und Verhältnisse, die sich im Verlaufe der Kunstentwicklung gestalteten und außerdem jedes nothwendig werdende Neue in dieser Beziehung bei den vorkommenden Aufgaben der Zeit eine vernunftgemäße Anwendung finden können“. Er schlägt darin eine praktisch-concrete Methode ein, die einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leben bewahrt. Dem ganzen Werk wird eine praktische Aufgabe, der Bau einer idealen Residenz, zu Grunde gelegt. Jede Gattung architektonischen Bedürfnisses findet natürlich darin ihren Platz und bietet sich somit die Gelegenheit, die didactische Absicht des Autors zu erfüllen, ohne dem Schüler trotz einer klaren und bestimmten Wegweisung die Freiheit seiner Erfindung durch starre Theorien zu beschneiden. Historisches, Aesthetisches, Technisches, Materielles fließen dabei zusammen und ergänzen sich zu einer allseitigen productiven Anleitung des Lernenden. Jedenfalls ein großes originelles Project, das jedoch nicht über die Vorarbeiten auf 463 Blättern gedieh.

Unausgeführt ferner blieben die Entwürfe zu einem großartigen Königspalast auf der Akropolis von Athen und die 1838 bereits bis ins kleinste, bis auf die ornamentalen Details der Innenräume farbig ausgearbeiteten wundervollen Pläne zu einem kaiserlichen Schloß auf der Krim. Die Letzteren machen einen so realen Eindruck, daß der Glaube erweckt wird, sie seien von einem fertigen Bau abgenommen. Daran reihen sich an die Projecte für das Mausoleum der Königin Luise, der Brunnen auf dem Schloßplatz in Berlin, das Luther-Denkmal in Wittenberg, das Hermanns-Denkmal, die Singakademie in Berlin, das Landschloß des Fürsten Ludwig von Sayn-Wittgenstein bei Wilna, das Tuscum und Laurentinum für den Kronprinzen, die Kuppel der kgl. Schloßcapelle in Berlin. Manche dieser Projecte wurden bei einer späteren Ausführung mit benutzt, keines aber so entstellt realisirt, wie die erwähnte Singakademie.

Eine längst vergessene kleine Federzeichnung Schinkel's fand erst kürzlich

durch die Gedenkschrift des Architekten Max Littmann bei Gelegenheit der Eröffnung des Charlottenburger Schiller-Theaters eine Würdigung, die Sch. als den eigentlichen stillen Urheber des erst viel später von Richard Wagner mit besserem Erfolge proclamirten logenfreien Amphitheaters hinstellt. Wie sich von Sch. diese Idee über Gottfried Semper und Wagner auf die Gegenwart forterbte, ist in genannter Schrift ebenso klar wie interessant zum ersten Male niedergelegt. Es setzt geradezu in Erstaunen, heute eine Aeußerung Schinkel's zu lesen, die ungehört an den Ohren seiner Zeitgenossen vorüberging und deren Verwirklichung die Bühnenreform der Gegenwart nebst der amphitheatralischen Anordnung als eine ihrer werthvollsten Errungenschaften betrachtet, die Tieflegung des Orchesters: „Die Senkung des Orchesters um zwei Fuß tiefer ist für die Wirkung der Musik von größtem Nutzen; die einzelnen Instrumente schmelzen durch den eingeschlossenen Raum, in dem sie sich zusammenfinden, mehr zusammen und kommen als eine vollständige Harmonie heraus (wie die Erfahrung in den großen Kirchen Italiens lehrt, in welchen bei Kirchenmusiken das Orchester fast in ein Kastengerüst eingebaut ist, das nur von einer Seite eine Oeffnung hat, um die Stimmen der Instrumente concentrirt herauszulassen, die ohne diese Einrichtung sich in dem weiten Raume kraftlos und ohne Zusammenhang verlieren würden). Vorzüglich wird der Gesang auf der Scene mehr dominiren, der jetzt sehr häufig durch das Uebertönen des näherliegenden Orchesters ganz verdeckt wird. Auch würden die vor der Scene arbeitenden Musiker nicht so stören, sondern ein sehr vortheilhaft trennender Raum wird zwischen Publicum und Theater dadurch gebildet."

Nichts vermag das Bild dieses ernsten Künstlers nach der ethischen Seite seines Berufes hin wohl besser zu ergänzen, als seine eigenen Worte: „Nur das Kunstwerk, welches edle Kräfte gekostet hat und dem man das höchste Streben des Menschen, eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte, ansieht, hat ein wahres Interesse und erbaut. Wo man sieht, daß es dem Meister zu leicht geworden, daß er nichts neues erstrebt hat, sondern sich auf seine Fertigkeiten und angeübte Kunst verließ, und wo es ihm unbewußt doch gelungen ist, seine bekannte Formenschönheit auszukramen, da fängt schon das Langweilige seiner Gattung an, und solche Werke, so hoch sie auch stehen mögen, sind doch seiner nicht ganz würdig, weil er der Welt etwas Höheres hätte erringen können." Und nichts vermag die Ansprüche, die er an seine eigene Kraft stellte, wohl besser zu vergegenwärtigen, als sein eigenes Bekenntniß: „Zum vollkommnen Zustand gehört reelle Lebendigkeit, Regsamkeit. Phlegma, sei es körperlich, sei es geistig, ist ein sündhafter Zustand für den, welcher in Zeiten der Bildung lebt, ein thierischer für den, der in Zeiten der Barbarei lebt. Ueberall ist man nur da lebendig, wo man Neues schafft; überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtiges; denn da weiß man etwas gewiß; also etwas, was schon da ist, wird nur gehandhabt, wird wiederholt angewendet. Dies ist schon eine halbtodte Lebendigkeit." — Er trifft mit diesen Worten den Kern seines Wesens, das energischste Ausleben aller geistigen Kräfte, bei dem die Eigenschaften der Persönlichkeit in ihrer Fülle und charakteristischen Wirkung zu Tage treten und das Bild eines der thätigsten und schöpferischsten Menschen geben.

Sch. erhielt als Auszeichnungen: den kgl. preußischen Rothen Adlerorden III. Classe (1821), denselben mit der Schleife (1833), das Ritterkreuz des hannoverschen Guelphenordens (1835), den kgl. preußischen Rothen Adlerorden II. Classe mit Eichenlaub (1836), das Commandeurkreuz des kgl. griechischen Erlöserordens (1836), das Ritterkreuz des großherzoglich sachsen-weimarischen

Hausordens der Wachsamkeit oder vom Weißen Falken (1838), das Ritterkreuz des herzoglich sachsen-ernestinischen Hausordens (1838), das Ritterkreuz des königl. schwedischen Nordsternordens (1839), das Commandeurkreuz des königl. dänischen Danebrogordens (1840).

Er wurde ferner geehrt mit der Ernennung zum ordentlichen Mitglied der kgl. preußischen Akademie der bildenden Künste zu Berlin (1811), Ehrenmitglied des kgl. bairischen polytechnischen Vereins (1819), Professor der Baukunst und Mitglied des Senats der Berliner Akademie der Künste (1820), Associé étranger de l'Académie royale des beaux-arts de l'Institut de France (1824), Ehrenmitglied der Akademie der Künste in Kopenhagen (1824), Mitglied des Kunst- und Handwerkervereins in Altenburg (1824), Corrispondente dell'accademia di S. Luca in Rom nella classe di architettura (1825), Ehrenmitglied des Vereins zur Beförderung der Landesverschönerung in Berlin (1828), Ehrenmitglied des thüringisch-sächsischen Vereins zur Erforschung vaterländischer Alterthümer und Erhaltung der Denkmale (1828), Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Alterthümer in Leipzig (1834), Ehrenmitglied der Académie des beaux-arts in St. Petersburg (dans l'art de décoration théatrale) 1834, Correspondent und Ehrenmitglied des Institute of British Architects in London (1835), Mitglied des Vereins zur Verschönerung Neu-Ruppins und Umgebung (1835), Ehrenmitglied der Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien (1836), Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in St. Petersburg (1836).

Sch. selbst betheiligte sich an folgenden Werken mit namhaften Beiträgen: Verzierungen aus dem Alterthum, herausgegeben von C. F. Bußler. Potsdam und Berlin 1806 u. 1807. Im ganzen 21 Hefte. Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker, herausgegeben von der kgl. technischen Deputation für Gewerbe in Berlin. 1821—1837. (Enthält zwei Aufsätze Schinkel's „Ueber architektonische Glieder“ und „Ueber die Säulenordnungen“.) Ansicht der Stadt Köln, gezeichnet von Sch., für das Prachtwerk von Sulpiz Boisserée über den Kölner Dom (1823—1831). A. F. v. Quast, Mittheilungen über Alt- und Neu-Athen. Berlin 1834. Die Entstehung der Malerei nach Schinkel, gestochen von J. C. Thäter für die Histoire de l'art moderne en Allemagne (Paris 1836—1842; deutsch von F. H. v. d. Hagen. Berlin 1836—1840) von Graf A. Raczynski. Geiß, Zinkgußornamente nach Zeichnungen von Schinkel. Berlin 1841—1852. Ornamente aus der Fabrik Ernst March, nach Zeichnungen von Schinkel. Berlin 1848. Vorlegeblätter zum malerischen Architekturzeichnen für Bau- und Kunstakademien, Gewerbeinstitute und technische Anstalten u. s. w., von Karl Gräb (I. Liefrg., Blatt 1—3 nach Sch.). Potsdam. Gräb, Album vom Schloß Babelsberg. Potsdam. Ausgeführte städtische Wohngebäude in Berlin. Architektonisches Album, redigirt vom Architektenverein in Berlin durch Stüler, Knoblauch, Strauch. (Erste Ausgabe 1841.) Architektonisches Skizzenbuch. Eine Sammlung von Landhäusern, Villen, ländlichen Gebäuden, Gartenhäusern, Verzierungen, städtischen Wohngebäuden u. s. w. (Berlin). Vorlegeblätter für Maurer. Herausgegeben von der technischen Deputation für Gewerbe in Berlin. Letzte Ausgabe 1857. Berlin 1827, 1830, 1841.

Ueber Sch. erschienen nebst den vielen Artikeln in den Lexika u. s. w. folgende namhaften Abhandlungen:

Dr. A. Paetsch, Schinkel's letzte Krankheit und Leichenbefund. Berlin 1841. (Auch in Casper's Wochenschrift für die gesammte Heilkunde Nr. 49.) — Wilhelm Stier, Gedächtnißrede u. s. w., am Grabe gesprochen. Berlin, October 1841. — Franz Kugler, C. F. Schinkel. Eine Charakteristik seiner

künstlerischen Wirksamkeit. Berlin 1842. — Gruppe, C. F. Schinkel und der neue Berliner Dom. Berlin 1843. — Dr. G. F. Waagen, C. F. Schinkel als Mensch und als Künstler. Berliner Kalender 1844. Herausgegeben von der kgl. preußischen Kalenderdeputation zu Berlin. — Waagen, Einige Ausführungen Schinkel's über Leben, Bildung und Kunst. Vortrag. Berlin 1846. — C. Böttiche[r], C. F. Schinkel und sein baukünstlerisches Vermächtniß. Eine Mahnung an seine Nachfolger in der Zeit, u. s. w. Berlin 1857. — E. Knoblauch, Vortrag gehalten am Schinkelfest. Berlin 1857. — W. Lübke, Schinkel's Verhältniß zum Kirchenbau. Festrede. Berlin 1860. — Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Berlin 1862 und 1863. — Alfred Freiherr v. Wolzogen, Aus Schinkel's Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. Berlin 1862. — A. Freiherr v. Wolzogen, Schinkel als Architekt, Maler und Kunstphilosoph. Berlin 1864. — A. F. v. Quast, C. F. Schinkel. Vortrag. Berlin 1866. — Herm. Grimm, Schinkel als Architekt der Stadt Berlin. Rede zum fünfzigsten Jubelfeste des Architektenvereins zu Berlin. (Bd. XXXIII d. Preuß. Jahrb., März 1867. Auch im Separatdruck erschienen.) — Max Littmann, Das Charlottenburger Schiller-Theater. Dem Andenken Carl Friedrich Schinkel's und Gottfried Semper's. Berlin 1906. — Eine Aufzählung der Porträts und sonstigen bildlichen Darstellungen von Schinkel's Person findet man in der oben erwähnten Edition des Nachlasses Schinkel's durch A. v. Wolzogen im 7. Bande, S. 357—359.

Franz Vallentin.

Schirmer: August Wilhelm Ferdinand Sch., Maler, geboren am 6. Mai 1802 in Berlin, † am 8. Juni 1866 in Nyon am Genfer See. Die erste Schulung erhielt Sch. an der Berliner Porzellanmanufactur unter Völker; er besuchte dann die Akademie daselbst als Schüler Schadow's, dem er jedoch nicht nach Düsseldorf folgte. Auch wirkte hier Schinkel besonders auf ihn ein. In den Jahren 1827—30 hielt er sich in Italien auf, wo unter dem Einfluß von Koch, Reinhardt und Turner und dem Eindruck der südlichen Natur seine eigenthümliche coloristische Kraft sich entwickelte und ausreifte. 1831 siedelte er wieder nach Berlin über und gründete hier ein Atelier, das in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf erlangte und zum Mittelpunkt eines großen Schülerkreises wurde. In der Folge erhielt er durch seine Ernennung 1835 zum Mitglied, 1839 zum Lehrer, 1840 zum Professor und 1852 zum Senatsmitglied der Akademie die Gelegenheit, seine Wirksamkeit als Lehrer im ausgedehntesten Umfange auszuüben. Noch zwei Mal, in einem Abstand von zwanzig Jahren, besuchte er Italien, 1845 und 1865. Während seines letzten Aufenthaltes erkrankte er in Rom, trat, ohne seine völlige Genesung abzuwarten, die Rückreise an und starb auf derselben am 8. Juni 1866 in Nyon am Genfer See.

In seinen Arbeiten zeigt sich eine träumerische, poetische Natur, die ihren besten Ausdruck in der heroischen Landschaft des Südens findet. Die Phantasie des Künstlers breitet jedoch über diese Landschaften die romantische Stimmung des Fremdlings und wandelt sie zu Wundererscheinungen der Farbe um, die in ihrer Intensität über die Wirklichkeit hinausgeht. Mit einer unvergleichlich größeren Freiheit der intuitiven Anschauung und einer noch viel stärkeren Neigung zum Phantasmus zeigt sich Schirmer's Anlage in dem Typus Böcklin's. Nebst den drei Bildern der kgl. Nationalgalerie in Berlin: Küste bei Neapel (1864), Italienischer Park (1856), Tasso's Haus in Sorrent (1837) seien noch folgende erwähnt: Hafenthor von Genua, Hain am Meer (1843), Thal Narni, Monte Soratte, Abendlandschaft am Comer See, zwei

Ansichten der Villa Glienicke, Ansicht vom Vatican, Ansicht von Prenzlau, Ansicht von Meißen.

Auch im Wandbild leistete S. Hervorragendes. Von den landschaftlichen Wandbildern des Neuen Museums in Berlin fallen nur Schirmer's Ansichten aus Griechenland und Aegypten durch ihre stimmungsvolle, satte Farbengebung ins Auge. Im Albrechtschloß in Dresden und im Kronprinzenpalais in Berlin tritt uns seine Begabung für die decorative Landschaft in noch größerem Umfange entgegen.

Singer, Künstlerlexikon. Franz Vallentin.

Schirmer: Rudolf Sch., Ophthalmolog zu Greifswald, daselbst am 10. März 1831 geboren, dort auch ausgebildet, dann in Göttingen, Berlin, Paris und Wien, war hauptsächlich Schüler Albrecht v. Graefe's und ließ sich nach seiner 1856 erfolgten Promotion dauernd in seiner Vaterstadt nieder. 1860 habilitirte er sich für Augenheilkunde, wurde 1867 zum Extraordinarius ernannt und 1873 auf den ordentlichen Lehrstuhl seines Faches und gleichzeitig zum Director der Universitäts-Augenklinik berufen; 1893 trat er von seinem Lehramt zurück und starb als Geh. Medicinalrath am 27. Januar 1896. Von ihm rühren her: „Die Lehre von den Refractions- und Accomodationsstörungen des Auges" (Berlin 1866); „Die Krankheiten der Thränenorgane" (Graefe-Saemisch's Handbuch der Augenheilkunde). S. hat das Verdienst als erster Privatdocent seines Specialfaches an der Universität seiner Vaterstadt einen getrennten akademischen Unterricht der Augenheilkunde eingeführt und damit auch für die Sonderung derselben von der Chirurgie daselbst angebahnt zu haben.

Vgl. Biogr. Lex. herv. Aerzte 2c., hsg. v. Pagel. Berlin u. Wien 1901.

Pagel.

Schläfli: Ludwig Sch., Mathematiker, geboren am 25. Januar 1814 in Graßwyl in der Schweiz, † am 20. März 1895 in Bern. Graßwyl war die Heimath von Schläfli's Mutter, Burgdorf die seines Vaters, und bald nach Ludwig's Geburt siedelte die Familie nach Burgdorf über, wo der Vater seine anwachsende und heranwachsende Familie durch Handel ernährte. Mathematische Begabung scheint zum Erbgute der Familie gehört zu haben, und ein jüngerer, später verkommener Bruder Ludwig's war geradezu berühmt als Kopfrechner. Ludwig's Neigungen gingen auf höhere mathematische Gebiete, und 15jährig trieb er für sich Differentialrechnung auf Grundlage des ersten Bandes von Kaestner's Analysis des Unendlichen, der in seine Hände gefallen war. Zum Kaufmann eignete sich Ludwig Sch. dagegen weniger. Der Vater hatte ihn mit einem Korb voll Waaren in die umliegenden Dörfer hausiren geschickt, aber der Knabe machte die denkbar schlechtesten Geschäfte, weil er nicht begreifen konnte, daß man einen Gegenstand theurer verkaufe, als man ihn eingekauft habe. Der so mißglückte Versuch gab den Ausschlag, und mit einem ihm bewilligten Stipendium bezog der nur zum Studium taugliche Sch. 1829 das Berner Gymnasium. Nach zweijährigem Aufenthalte auf dem Gymnasium wurde Sch. 1831 in die sogen. Akademie promovirt, von 1833—1834 war er Zögling des vordem Pestalozzi'schen Institutes in Yverdon, 1834 bezog er die inzwischen aus der Akademie entstandene Universität Bern, und zwar als Studirender der Theologie. Nachdem er im Spätherbste 1836 eine Prüfung bestanden, wurde Sch. zum Lehrer der Mathematik und der Naturlehre an der Bürgerschule in Thun gewählt, und er nahm die Stelle an, wiewohl die Bezahlung so gering war, daß Andere dieselbe ausschlugen. Sch. mußte einen Erwerb haben, mochte dieser noch so dürftig sein. Noch das ganze Jahr 1837 hindurch besuchte Sch. von Thun aus

einmal wöchentlich die Universität Bern, dann machte er ein vorzügliches theologisches Staatsexamen. Aber als er, um eine Probepredigt zu halten, an einem kalten Wintermorgen durchfroren nach Bern kam, und anstatt, wie ihm in der Einberufung gesagt war, um 10 Uhr erst um 1 Uhr die Kanzel besteigen sollte, erklärte er, nun könne er nicht mehr predigen. Allerdings scheint er bei einer anderen Gelegenheit doch noch eine Probepredigt gehalten zu haben, da es eine Thatsache ist, daß Ludwig Schläfli in dem Berner Verzeichnisse der zum Pfarramte berechtigten Personen vorkommt, was ohne Probepredigt undenkbar ist. Ein wirkliches Pfarramt hat er aber niemals inne gehabt, und wir dürfen den Grund in dem Geständnisse suchen, welches er seinen Eltern schon am Abend der glücklich bestandenen Staatsprüfung gemacht, daß er nicht Alles glaube.

Sch. blieb bis 1847 an der Schule in Thun, seine Zeit theilend zwischen botanischen und mathematischen Studien und Arbeiten einerseits und einem für die begabten Schüler ungemein anregenden, für die Mehrzahl unfruchtbaren weil zu hohen Schulunterricht andererseits. In die zweite Hälfte dieses 10jährigen Aufenthalts in Thun fiel 1843 eine für Schläfli's Entwicklung unendlich wichtige Reise nach Rom. Sch. stand im Begriffe nach Berlin zu reisen, um den dort lebenden hervorragenden Mathematikern, vorab dem Schweizer Jacob Steiner, näher zu treten, als dieser plötzlich in Bern erschien und dort persönlich mit Sch. bekannt wurde. Schläfli's rasche mathematische Fassungsgabe sowie seine Sprachkenntnisse flößten Steiner Bewunderung ein. Von Letzteren glaubte er in Italien einen angenehmen Gebrauch machen zu können, und er veranlaßte deshalb Sch. sich ihm, Jacobi, Dirichlet und Borchardt zu einem Aufenthalte in Rom anzuschließen, während er den Berliner Freunden den neugeworbenen Reisegefährten durch die Worte anpries, der sei ein ländlicher Mathematiker bei Bern, für die Welt ein Esel, aber Sprachen lerne er wie ein Kinderspiel, den wollten sie als Dolmetscher mit sich nehmen. Wenn bei anderer Gelegenheit Steiner Sch. als den genialsten Tölpel bezeichnet hat, der ihm in der Welt vorgekommen sei, so ist mit diesen beiden Redewendungen das beiderseitige Verhältniß klargelegt, das darauf hinauslief, daß Steiner in Sch. einen Mann von staunenswerthen Fähigkeiten und nicht minder staunenswerther Gutmüthigkeit und Ausbeutbarkeit erkannte. Sch. bat um Urlaub, der ihm unter der Bedingung gewährt wurde, daß er in Thun auf eigene Kosten für einen Stellvertreter sorge, borgte sich Reisegeld und verließ Bern am 1. October 1843 in Gesellschaft von Steiner und Borchardt, mit den Anderen traf man in Rom zusammen. Erst am 25. April 1844 kam Sch. wieder in Thun an. Seine Geldverhältnisse waren noch knappere geworden, aber sein mathematischer Horizont hatte sich unendlich erweitert. Er war mit Männern, welche zu den höchsten Spitzen der Wissenschaft zählten, in täglichem Verkehre gestanden, er hatte für Steiner, für Jacobi Abhandlungen ins Italienische übersetzt, er war von ihnen wie von italienischen Fachgenossen als Ihresgleichen behandelt worden. Um so mehr drängte es ihn hinaus aus dem engen Schulkreise, der ihm so wenig paßte, als er sich für ihn geeignet fühlte. Er bewarb sich im Frühjahr 1847 um die in der Berner Universität damals erledigte Professur der Physik, Mathematik und Astronomie, oder vielmehr um einen Theil derselben, da die Anstellung von drei Lehrkräften für die bis dahin vereinigt gewesenen Fächer beschlossen wurde. Sch. wurde auch ernannt, aber zunächst nur mit Aussicht auf Honorar. Vom 1. April 1848 an bezog Sch. die Privatdocentenbesoldung von 400 Francs jährlich, und erst 1853 wurde ihm unter Ernennung zum außerordentlichen Professor ein Jahresgehalt von 1200 Francs. Bis dahin

hatte Sch. buchstäblich gehungert, da er durchaus vermögenslos war und auf das an sich unbedeutende Erbe, welches bei dem Tode der Eltern ihm hätte zufallen sollen, zu Gunsten einer unglücklichen, blödsinnigen Schwester verzichtet hatte. Nur eine unglaubliche Bedürfnißlosigkeit und wenige Privatstunden, zu welchen Freunde ihm verhalfen, sowie ein Honorar von 760 Francs, welches eine im Januar 1851 von der Wiener Akademie angenommene Abhandlung ihm eintrug, ließen ihn kümmerlich durchkommen. Jetzt war er einigermaßen gesichert. Hülfeleistung bei einer Versicherungsanstalt (der schweizerischen Nationalvorsichtscasse in Bern) verbesserte seine Lage weiter und gestattete ihm, den Grundstock zu einem bescheidenen Vermögen zu legen. Abermalige Aufbesserungen des Gehaltes erfolgten 1863 auf 1400 Francs, 1872 unter Ernennung zum ordentlichen Professor auf 2000 Francs, 1873 auf 3000 Francs, 1879 auf 4000 Francs. Jede Aufbesserung mußte der Regierung mühsam abgerungen werden, ein Kampf, bei welchem Schläfli's Freunde und Schüler viel wirksamer eintraten, als der bescheidene Gelehrte selbst. In Fachkreisen achtete man Sch. hoch und erwies ihm die Ehren, welche gelehrte Gesellschaften zu erweisen vermögen, in der engeren Heimath wußten nur Wenige, was die Berner Hochschule an ihm besaß. Schläfli's Lehrthätigkeit dauerte bis zum Sommer 1891 einschließlich. Von da an beschränkte er sich auf schriftliche Arbeiten, die zuletzt wieder den Sprachwissenschaften galten. Er hatte für sich Sanskrit getrieben und arbeitete an einer Uebersetzung des Rigveda, vor deren Vollendung er mit über 81 Jahren aus dem Leben schied.

Schläfli's mathematische Leistungen erstrecken sich über das Eliminationsproblem, über bestimmte Integrale, über die Geometrie mehrdimensionaler Räume, ohne daß mit dieser Angabe behauptet werden wollte, er sei ausschließlich auf den genannten drei Gebieten thätig gewesen. Ueberdies ist nur der geringere Theil seiner mathematischen Arbeiten gedruckt, und der wohlgeordnete schriftliche Nachlaß verspricht noch manche Ausbeute, wie bereits manches Wichtige durch die Veröffentlichung von Schläfli's Briefwechsel mit Steiner bekannt geworden ist, ein Briefwechsel, der von 1850 bis 1856 sehr eifrig geführt wurde, bis er über eine Prioritätsstreitigkeit, bei welcher Steiner im Unrecht gewesen zu sein scheint, aufhörte.

Vgl. Ludwig Schläfli. Zum Andenken an die Errichtung des Grabmonumentes Schläfli's und an die Beisetzung der sterblichen Reste Jakob Steiner's anläßlich der hundertjährigen Feier des Geburtstages des Letzteren am 18. März 1896 von J. H. Graf (Bern 1896). — J. H. Graf, Der Briefwechsel zwischen Jakob Steiner und Ludwig Schläfli, Festgabe der Bernischen Naturforschenden Gesellschaft an die Zürcherische Naturforschende Gesellschaft anläßlich der Feier des 150jährigen Bestehens der Letzteren (Bern 1896). Cantor.

Schleich: Eduard Sch. jun., Landschaftsmaler, geboren am 15. Februar 1853 in München, † am 28. October 1893 ebendaselbst, sollte sich, nach dem Willen seines Vaters, des berühmten gleichnamigen Malers (s. A. D. B. XXXI, 393) nicht zur Kunst wenden; besuchte die Volks- und Lateinschule, absolvirte 1872 als einer der Besten das Gymnasium, wo Sch. indessen schon als Schüler von Julius Zimmermann (geboren 1824 in Augsburg, † am 7. April 1906 zu München) mit leidenschaftlichem Eifer zeichnete und aquarellirte. Am liebsten hätte der Jüngling die Künstlerlaufbahn betreten, allein der Vater, in Erinnerung des dornenvollen Weges, auf welchem er sich freilich so glorreich durchgerungen hatte, widerstand entschieden seiner Neigung und schickte ihn auf das Polytechnikum, um sich zum Architekten zu bilden. Obwohl der Sohn alle darauf bezüglichen Fächer fleißig betrieb, so stieß ihn doch

der technische Theil derselben, insbesondere die Mathematik, entschieden ab, wogegen er im Zeichnen und Malen rühmlichst hervorstach. Da nunmehr das väterliche Talent unverkennbar vererbt schien, erlosch die bisherige principielle väterliche Abneigung und der Alte ertheilte ihm die erste Anleitung, ebnete die Wege, indem er jedoch jederzeit eindringlichst auf die unabsehbaren Mühen, Schwierigkeiten, Entbehrungen und Enttäuschungen hinwies, die jede Künstlerlaufbahn durchqueren. Da nach kaum halbjährigem Unterricht der väterliche Meister der damals grassirenden Cholera am 8. Januar 1874 rasch erlag, so suchte Sch. Rath und Hülfe an der Akademie, verließ dieselbe aber bald wieder, um im Umgang mit den bewährten Freunden des Vaters, zugleich in dessen Skizzen und Studien, die Räthsel zu lösen, wendete sich ebenso an das Studium der Natur, in welches ihn Jos. Wenglein liebevoll einführte und mit Rath und That weiter förderte. Die mit Recht bestaunten coloristischen Experimente seines Vaters fochten ihn wenig an, er vermied auch auf Studienreisen nach Paris, Belgien oder Frankreich fremde Stimmungen einzuheimsen: lieber kehrte er zu der ehedem von seinem Vater so treugepflegten deutschen Heimath zurück, die er mit hellen Augen erfaßte und wiedergab. Sch. hatte nicht bloß den Namen, sondern auch die außerordentliche Begabung des Vaters geerbt. Die Münchener Hochebene und das bairische Gebirge lieferten ihm fürderhin die Stoffe für seine Bilder. Er liebte lichte, sonnige, freundliche Stimmungen: dunstige, helle Sommermorgen mit schräg einströmenden Lichtwellen, prächtige thaufrische Scenen aus dem heimischen Laubwald, mit äugendem oder äsendem Wild staffirt. Sch. begann 1881 mit einem Morgen im Moos, mit einer Mondnacht aus den Isarauen, die ungetheilten freudigen Beifall fanden; 1883 kamen Eindrücke aus dem bairischen und ein Abend in dem herbstlich belaubten Thüringerwalde: unter dem Beschauer liegt in verlockender abendlicher Kühle das enge Waldthal, hoch darüber ragen die mächtigen im blendenden Lichte der sinkenden Sonne aufleuchtenden Bauten der Wartburg (Lützow's Zeitschrift 1883, XVIII, 497). Dann kam ein Nebelmorgen über sumpfiger Landschaft (Gartenlaube 1885, S. 269); ein Motiv aus Mittelfranken (Schillingsfürst) und eine Erinnerung an das Starnberger Mühlthal (1885), ein Herbstmorgen in den Bergen (1886). Das Jahr 1888 lieferte eine ganze Serie: den Frühling unter den Birken und einen epochemachenden „Buchenwald“: das volle heiße, weiße, unruhige Mittagsonnenlicht fällt über die Höhe in einen Holzschlag, zitternd, flimmernd, an allen Kanten glitzernd. Ein „Garteninterieur“ im Frühling, mit blühenden Apfelbäumen brachte eine duftige, frische Lenzstimmung in höchst poetischer und naturwahrer Weise zur Geltung. Dann ein nebeliger „Morgen“ in einer Thalniederung mit äsenden Rehen; der Reiz der Ebene bei Freising (1889); ein colossales Bild schilderte die flache Gegend zwischen Feldmoching und Schleißheim mit ihren feinen Beleuchtungseffecten, ihrer zarten duftigen Ferne und einem klaren, lichtdurchflutheten Himmel; eine ähnliche Fernsicht von Dachau aus bis in die Alpen hatte ehedem sein Vater auf die Leinwand gebannt. Die Ausstellung des Jahres 1890 gewährte einen tiefen Einblick in die überraschende Schaffenskraft des Malers. Da erschien ein Vorfrühling aus den Isarauen: noch sproßt kein Grün, doch das blattlose, in dichtem Gewirr den Thalboden deckende Strauchwerk zeigt schon abwechslungsreiche Farben, die in Verbindung mit dem fahlen Gras, mit den überwinterten welken Blättern und den tiefen Tönen der Nadelbäume ein entzückendes coloristisches Ganze geben. Zwei andere Bilder entstammen der Ebene: das eine schildert im Vordergrunde ein Stück sumpfigen Terrains mit reicher, sommerlicher Flora, blühendem Schilf, formenschönen mächtigen Blattpflanzen, eine Viehherde als

Staffage. Das andere giebt eine Sommerabendstimmung: das Dorf im Vordergrunde liegt schon in tiefem grauen Schatten, aber der ganze Himmel ist noch hell und leuchtend, mit kleinen vom Abendwind verstreuten Wölkchen. Ein weiteres Bild gewährt den Einblick in Frühjahrgärten mit Blüthenbäumen; auf dem Gras schimmert noch der Thau und Morgendunst. Abermals führt er uns in einen Wald, im vorgeschrittenen Frühjahr, helles gebrochenes Morgenduftlicht wogt über dieses freundliche Stückchen Erde. Wie hat der Meister die stillste Natur in ihrem heimlichen Schaffen, hoffenden Treiben, Keimen und Werden belauscht! wie verstand Sch. mit allem technischen Raffinement schön zu malen, immer überzeugend und wahr zu sein; ein echter Dichter im Bereich der Farbe. Das „Wie" aller dieser Arbeiten hält ihrem gegenständlichem Reiz die Waage. Seine ganze Art hatte sich organisch zur möglichsten Höhe entwickelt. Er malte hell, farbig, breit, flott, ohne bei aller Minutiosität gequält zu werden. Die einfachsten Motive und scheinbar unbedeutendsten Gegenden wußte er interessant zu machen, überall weht ein idealer Duft. Was er, nicht allein mit dem Stift, sondern auch mit der Flinte auf dem Rücken Wald und Au durchschweifend, zu seines Herzens Lust und Entzücken fand, wußte er festzuhalten und so wiederzugeben, daß es dem Beschauer unwiderstehlich die Seele erfüllte, ihn erquickte und erheiterte.

Das Vertrauen seiner Freunde berief ihn zu Commissionen und in Ausstellungen, wo er seine schweren, vielseitigen Verpflichtungen glänzend löste, und als tüchtiger Rathgeber die gemeinsamen Interessen förderte. Aber mitten im schönsten, glücklichsten Schaffen und Familienleben ereilte ihn das lauernde Unheil. Schon im Herbst 1891 trübte sich sein heller Geist. Im folgenden Winter schien die Krankheit zu schwinden zur größten Freude der Angehörigen, die wetteifernd alles aufboten, die gefährdete Gesundheit zu retten. Doch Ende April 1893 trat die Krankheit heftiger und kräftiger auf und trennte ihn von den Seinen, bis den ganz Umnachteten der Tod in einer Heilanstalt vom martervollen Dasein erlöste. Eine Ausstellung vieler fertiger Landschaften und Studien erweckte ebenso freudige Bewunderung wie auch die erneute Klage um die heillos zerstörte Frische und den edlen, sonnigen Geist.

Vgl. Nekrolog im Münchener Kunstvereins-Bericht, 1893, S. 73. — A. Rosenberg, Gesch. der modernen Kunst, 1894, III, 130. — Singer 1901, Nr. 205 weiß nur daß Sch. „wie der Vater malte". Eine kurze Uebersicht s. Leistungen gibt der fleißige Bötticher 1901, II, 577.

Hyac. Holland.

Schleiden: Rudolf Matthias Sch., Politiker und Diplomat, Dr. juris, geboren auf Ascheberg bei Plön, Holstein, am 22. Juli 1815, † zu Freiburg i. Br. am 25. Februar 1895, stammt aus einem alten schleswigschen Geschlecht. Sein Vater Christian Schleiden, dritter Sohn des, nach Verkauf seiner schleswigschen Güter, zur besseren Erziehung seiner Kinder, nach Kiel verzogenen Matthias Jacob Schleiden, widmete sich dem Kaufmannsberufe, wozu er in Hamburg ausgebildet wurde. Durch seine Heirath mit der schönen, geistvollen Elise v. Nuys, Tochter des bei Aurich ansässigen Herrn v. Nuys, kam er nach deren Geburtsort Bremen, wo er im J. 1806 heirathete und gleichzeitig sich etablirte. Seine Gattin, in jeder Hinsicht eine ausgezeichnete Frau, hat ihn lange überlebt und ein hohes Alter erreicht. Das Geschäft litt von Anfang an sehr durch die damals gerade einsetzende Continentalsperre und war meist auf den Schleichhandel angewiesen. Auch nöthigte es den Inhaber zu vielfacher Abwesenheit und Reisen im Auslande und ließ ihn mit

seiner Familie nicht zur Ruhe kommen. Er sann deshalb auf die Rückkehr in sein Heimathland und benutzte einen besonders glücklichen Abschluß im J. 1810, der ihm einen außerordentlichen Gewinn brachte, zum Ankauf des weit unterm Schätzungswerthe angebotenen großen und schönen, adligen vormals Rantzau'schen Gutes, Ascheberg am Plöner See, welches er 1811 übernahm. Hier wurde Rudolf, dem schon vier Geschwister vorangegangen waren, am 22. Juli 1815 geboren; in der Taufe erhielt er die Namen seiner beiden Großväter. Dort genoß er nun mit seinen Gewistern eine glückselige Kindheit, wie er selbst, in seinen 1886 erschienenen Jugenderinnerungen auf das Anmuthigste geschildert hat. Leider hatte die Familie nicht lange die Freude an diesem herrlichen Besitzthum. Das Capital des Vaters war bald nach dem Abzuge von Bremen noch durch empfindliche Verluste aus seinen Geschäftsverbindlichkeiten stark geschmälert worden und reichte zur Bewirthschaftung eines so weitläufigen Landwesens nicht hin, zumal die Zeit für die Landwirthschaft sehr ungünstig war. Das ganze Land war finanziell zerrüttet, besonders durch das uneinlösbare Papiergeld; dazu waren die Herzogthümer, namentlich die ritterschaftlichen Güter, durch Steuern und andere Lasten prägravirt, sodaß schließlich das Gut nicht zu halten war, und im J. 1825 mit großem Verluste verkauft werden mußte; es kam in den Besitz des Grafen v. Ahlefeldt, Landrath und Klosterpropstes von Uetersen.

Christian Schleiden wandte sich nun wieder kaufmännischen Geschäften zu und nahm eine Stellung bei dem deutsch-amerikanischen Bergwerksverein in Elberfeld an, der seine Hauptinteressen in Mexiko hatte, wohin er denn auch gleich gehen mußte. Während der mehrjährigen Abwesenheit siedelte die Familie wieder nach dem heimathlichen Bremen über, wo Rudolf von 1825—1828 die Vorschule besuchte. Nach der Rückkehr des Vaters vereinigte sich die Familie wieder in Elberfeld, wo er eine Dienstwohnung hatte. Dort vollendete Rudolf seine Schulbildung auf dem Gymnasium und erlangte das Zeugniß der Reife im Sommer 1834. Inzwischen hatte der Vater zum zweiten Male hinaus müssen und war drüben am Sitze des Bergwerks im November 1832, im Beisein seines ältesten Sohnes Emil, der für das Bergfach erzogen, ihm auch in seine Stellung dort folgte, am Typhus gestorben. Die Familie blieb bis nach beendigter Schulzeit Rudolf's in Elberfeld. Mit Unterstützung des Bruders, (denn der Vater hatte kein Vermögen hinterlassen), begann er seine Universitätsstudien, der Rechts- und Cameralwissenschaften in Kiel, dann in Berlin, wo er sich besonders an Savigny anschloß, und Jena. Er war ein flotter Student und focht, namentlich an letzterem Orte, manchen Strauß auf Hieb und Stich glücklich durch, ohne einer farbentragenden Verbindung anzugehören. Dabei versäumte er nicht aller Orten in persönlichen Verkehr mit bedeutenden Männern zu treten. Zum Schluß ging er nach Göttingen, wo der alte Freund seines Hauses, Professor Dahlmann, damals noch in voller akademischer Wirksamkeit stand, welche im Winter 1837 ein jähes Ende fand, infolge seiner und seiner verfassungstreuen Collegen Absetzung durch den König Ernst August, nach der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833. Dieses Ereigniß erlebte Sch. in der von der ganzen Studentenschaft getheilten Aufregung. Dann wandte er sich wieder nach Kiel zur Vorbereitung auf das schwierige, bei dem Oberlandesgericht abzulegende Staatsexamen. Noch ehe er dazu kam, wurde er in ein Pistolenduell verwickelt und verfiel, da die Sache ruchbar geworden, den strengen dänischen Duellgesetzen, wonach er, noch milde, zu zwei Jahren Festungshaft verurtheilt wurde, zu verbüßen in der Festung Nyborg auf Fühnen, wohin er im Herbst 1839 abgeführt wurde. Zu seinem Glück trat im folgenden Jahre in Däne-

mark ein Thronwechsel ein, was er zu einem Begnadigungsgesuche benutzte. Dieses hatte Erfolg und der neue König Christian VIII. erschien nach seiner Krönung in der Festung (auf einer Inspectionsreise), um ihm persönlich seine Freilassung anzukündigen. Nunmehr beeilte er sich sein Examen zu machen, welches er auch im Herbst desselben Jahres 1840 so gut bestand, daß er sofort zum Amtssecretär in Reinbeck bei Bergedorf, einem sehr gesuchten Posten, ernannt wurde. Aber nicht nur die Nähe von Hamburg, das seit Mai 1842 mit Bergedorf durch die Eisenbahn verbunden war, machte ihm den Aufenthalt in Reinbeck angenehm, er fand dort auch unter der Führung des trefflichen Conferenzraths Scholtz vielfache Anregung im Amte, das ungefähr dem jetzigen Kreise Stormarn entsprach, wobei, wie damals überall noch Justiz mit Verwaltung vereinigt war. Dennoch verlangte es ihn aus den beschränkten Verhältnissen hinaus nach einem weiteren Schauplatz. Er bewarb sich deshalb um eine Hülfsarbeiterstelle (Auscultant) bei der Centralinstanz für Zoll- und Handelsangelegenheiten des Landes, der Generalzollkammer und Commerzcollegium in Kopenhagen, die er auch, obgleich eine etatsmäßige Stelle nicht vorgesehen war, durch persönlichen Entschluß des Königs, welcher die Nyborger Episode nicht vergessen hatte, erhielt. Er trat in die zweite (deutsche) Abtheilung, welche seit Jahren der Etatsrath Francke, ein Schleswiger, als „Deputirter“ leitete. Francke war ein administratives Genie, der seine Untergebenen stark in Anspruch nahm, und sie zu prompter und exacter Arbeit anhielt. Als Sch. im Sommer 1843 in das Collegium eintrat, war Francke noch längere Zeit zu den Verhandlungen der Elbschifffahrts-Commission in Dresden abwesend, und durch den „Committirten“ R. v. Warnstedt, einen Freund Schleiden's, vertreten. An der Spitze des ganzen Collegiums, welches in drei Sectionen zerfiel, stand als „Kammerdirector“ der bedeutende dänische Staatsmann Christian Albrecht Bluhme, der nachmalige Minister. Schleiden's besondere Fähigkeiten wurden bald verwendet, namentlich in Missionen zur Inspection der Zollanstalten in den Herzogthümern, sowie über die Grenzen hinaus, zum Studium der im Entstehen begriffenen Eisenbahnen und deren Einfluß auf Handel und Verkehr, insbesondere auf die Zollbehandlung. Mit diesem Auftrage machte er eine längere Reise nach Braunschweig, Elberfeld und dem Rhein, Belgien, Holland und Frankreich, zurück über Elsaß und Süddeutschland. Nach der Rückkehr im Spätherbst 1845 hatte er über seine Beobachtungen dem Könige Vortrag zu halten. Gleich darauf wurde Sch. zum „Committirten“ befördert. In dieser Stellung konnte er bei der häufigen Abwesenheit seines Chefs die Abtheilung selbständig leiten. Seine Thätigkeit wurde schon im März 1846 durch Verleihung des Titels eines „Geheimen Justizraths“ anerkannt. Indessen gestaltete sich seine Stellung auf die Dauer nicht angenehmer, da infolge des „offnen Briefes“ des Königs vom 8. Juli 1846, wodurch die schleswig-holsteinschen Stände ihre Rechte angetastet sahen, die Nationalitätenfrage sich immer mehr zuspitzte. Auch das Verhältniß zu seinem hochverehrten Chef Francke, der seit 20 Jahren in Kopenhagen ansässig, durch seine Familienverbindungen (er hatte eine Dänin zur Frau) und die maßgebende Stellung, welche er einnahm, sich mehr der gesammtstaatlichen Politik zuneigte, während Sch. streng zu den Herzogthümern hielt, erfuhr mit der Zeit eine Trübung, die der schroffe Mann ihn mehr empfinden ließ, als der dänische Kammerdirector, der ihm bei aller grundsätzlichen Differenz, stets in weltmännischen Formen begegnete. Er trat seinem nächsten Chef auch sonst gelegentlich entgegen, so bei dessen Lieblingsproject eines Zollbundes von Dänemark mit den Herzogthümern, die ein Zollsystem für sich hatten, dem deutschen Steuerverein und beiden Mecklenburg, was wohl zur Stärkung des

Gesammtstaates ersonnen und deshalb von der Regierung günstig angesehen wurde. Dieses Project brachte der Widerspruch des Committirten zu Fall.

Immer unhaltbarer wurde die Lage der deutschen Beamten in der dänischen Hauptstadt, besonders als nach dem am 20. Januar 1848 erfolgten Tode des Königs, sein Nachfolger Friedrich VII. die Incorporation Schleswigs verfügte, was die Erhebung der Herzogthümer und die Kopenhagener Revolution im März 1848 zur Folge hatte, die sich unter der demagogischen Führung von Orla Lehmann und seiner eiderdänischen Genossen hauptsächlich gegen die Schleswig-Holsteiner richtete. Sobald Sch. von dem Staatsstreich Kunde erhielt, zögerte er keinen Augenblick sein Amt niederzulegen und sich, ohne entlassen zu sein, eiligst auf dem zur Abfahrt bereitliegenden Postdampfschiffe nach Kiel einzuschiffen, mit ihm die meisten deutschen Beamten, einschließlich des Etatsraths Francke, der schon unter dem Eindruck der letzten Ereignisse wieder ganz auf die deutsche Seite und in seiner mannhaften Art den Dänen entgegengetreten war. Nach ungewöhnlich langer Seefahrt landeten die der Wuth des Pöbels Entronnenen am 26. März glücklich in Kiel, jubelnd begrüßt von der ganzen Bevölkerung.

Für die Herzogthümer hatte sich bereits eine provisorische Regierung gebildet mit dem Sitze in Rendsburg. Dorthin begaben sich noch am Tage ihrer Ankunft Sch. und Francke und stellten sich derselben zur Verfügung. Während Letzterer Bevollmächtigter beim Bundestage wurde, war Sch. schon am Tage nach seiner Ankunft in diplomatischer Mission nach Hannover entsendet, um militärischen Beistand zu erwirken, wozu sich indessen die dortige Regierung nicht sogleich entschließen konnte. Ohne längeres Verweilen ging er weiter nach Frankfurt, wo das Vorparlament am 31. März zusammentrat, dem er sich als Repräsentant Schleswig-Holsteins anschloß. Er erzielte gleich in der zweiten Sitzung mit seinem Antrage, den Bundestag aufzufordern, das Herzogthum Schleswig in den deutschen Bund aufzunehmen, einen großen Erfolg. Nachdem er so sich bemerkbar gemacht hatte, wurde er auch als die Versammlung nach vier Tagen auseinanderging, in den von derselben zurückgelassenen Fünfziger-Ausschuß gewählt, wo er seinen Antrag wiederholt zur Annahme brachte, dem der Bundestag auch am 12. April willfahrte, worauf der dänische Bundestags-Gesandte v. Pechlin seine Entlassung gab. Um die Mitte Mai wurde er heimberufen, um in Berlin weiter verwendet zu werden.

Zunächst hatte er die Anerkennung der provisorischen Regierung zu erwirken, was, da er von Frankfurt kam, keine Schwierigkeiten hatte; sodann vertrat er seine Regierung besonders in völkerrechtlichen, aus dem Kriegszustande sich ergebenden Fällen, bis der Malmöer Waffenstillstand diesem Zustande mitsammt der provisorischen Regierung ein Ende bereitete. Letztere sollte durch eine von den contrahirenden Mächten zu organisirende „gemeinsame Regierung“ ersetzt werden. Nachdem dieser Regierung das deutsche Gepräge durch den Vorsitz des Grafen Th. von Reventlow-Jersbeck gesichert war, konnte auch Sch. im Dienste bleiben. Die Regierung ward jetzt nach Schleswig verlegt. Sch. behielt die Berliner Stellung, hauptsächlich für die Bedürfnisse der unter dem Befehle des Generalmajors v. Bonin stehenden bewaffneten Macht der Herzogthümer, sowie für Anwerbung von Mannschaften und Officieren sorgend; insbesondere wußte er die von Preußen beabsichtigte Zurückberufung seiner Officiere zu verhindern.

Die inzwischen fortgesetzten Friedensverhandlungen führten noch nicht zum Ziele, und nach Kündigung des Waffenstillstandes dänischerseits brach im April 1849 der Krieg wieder aus. Damit erreichte auch die „gemeinsame Regierung“ ihr Ende. Die Frankfurter Reichsgewalt nahm die Sache wieder in die

Hand, setzte die Statthalterschaft, bestehend aus Wilhelm Beseler und Graf Friedrich v. Reventlow-Preetz ein, und ernannte den preußischen Generallieutenant v. Prittwitz zum Oberbefehlshaber der nunmehr von verschiedenen Seiten die Grenzen überschreitenden Bundestruppen. Die Regierung installirte sich mit ihrem unverändert bleibenden Personal in Schleswig; auch Sch., schon um Neujahr ins auswärtige Departement, dessen Chef v. Harbou war, nach Schleswig berufen, blieb dort auf seinem Platze, in Berlin durch Freiherrn R. v. Liliencron ersetzt.

In der nahen Eckernförder Bucht erlebte Sch. am 5. April den glorreichen Kampf der deutschen Strandbatterien mit den eingedrungenen dänischen Kriegsschiffen, der Fregatte Gefion und dem Linienschiff Christian VIII., welches mit der Ergebung beider Schiffe und der Zerstörung des letzteren endigte. Die Truppen unter Bonin operirten mit wechselndem Glück in Schleswig und Jütland, bis nach der Schlappe vor Fredericia am 10. Juli von Preußen abermals durch englische Vermittlung mit Dänemark ein neuer Waffenstillstand, diesmal mit Friedenspräliminarien, geschlossen wurde, der für die Herzogthümer noch weit ungünstiger war, als der Malmöer. Derselbe sah eine besondere Landesverwaltung für Schleswig „im Namen des Königs von Dänemark“ vor, die aus einem Dänen, einem Deutschen und einem zu Dänemark neigenden Engländer bestand. Die Commission constituirte sich in Flensburg unter dem Vorsitz des Kammerherrn v. Tillisch, einem fanatischen Dänen, welcher sich sofort an die Danisirung Schleswigs machte. Die Statthalterschaft, in deren Dienst Sch. verblieb, u. a. zu einer Mission nach Hamburg und Lübeck zur Regelung von Zoll- und Postsachen verwendet, zog sich nach Kiel zurück und war vergebens bemüht, von dort aus die Landesrechte zu wahren. Zur Unterstützung seines Chefs, der in Berlin und Frankfurt zu Gunsten der Herzogthümer zu wirken suchte, arbeitete Sch. eine Denkschrift über „das staatsrechtliche Verhältniß der Herzogthümer“ aus. Die Bemühungen blieben ebenso fruchtlos wie ein von Vertrauensmännern beim König-Herzog direct gemachter Versuch, zu einer Verständigung zu gelangen. Das Schicksal der Herzogthümer lag jetzt, da König Friedrich Wilhelm IV. der Sache überdrüssig war, ganz in den Händen der westlichen Großmächte. In England, welches entschlossen war, der Sache im Sinne der dänischen Gesammtstaatspolitik ein Ende zu machen, war nichts mehr zu thun; dagegen schien Frankreich, wo man sich wenig um die Sache bekümmert hatte, noch einer Einwirkung zugängig zu sein, wenn auch namentlich die Presse von rührigen dänischen Agenten ganz in Beschlag genommen war. Es wurde deshalb von der Statthalterschaft beschlossen, Sch. nach Paris und Brüssel zu schicken, um dort aufklärend für die Herzogthümer zu wirken. Er reiste Mitte Februar 1850 mit Geldmitteln und einer von ihm französisch geschriebenen Denkschrift (unter dem Titel: „Sur l'intérêt de la France dans la question du Schleswig Holstein“) ausgerüstet, ab. Die Denkschrift, in Paris gedruckt, wurde allen namhaften Politikern, Journalen, Bibliotheken u. s. w. mitgetheilt und fand Beachtung. Dann gelang es ihm, in Brüssel die angesehene, weit über Belgiens Grenzen gelesene Zeitung „Indépendance belge“, sowie in Paris mehrere Organe der orleanistischen Richtung zu gewinnen. Auch verschaffte er sich leicht Zugang zu ersten politischen Zirkeln der Hauptstadt und wußte mit Geschick Verständniß für die schleswig-holsteinsche Sache zu verbreiten. Das alles konnte das Geschick der Herzogthümer nicht abwenden. Nach dreieinhalbmonatlicher Abwesenheit heimgekehrt, fand er die Lage weiter verschlechtert. Zwischen Preußen und Dänemark wurde am 2. Juli 1850 definitiv Frieden geschlossen, in Gemäßheit der bis dahin geheim gehaltenen Präliminarien, durch welche Schleswig an

Dänemark preisgegeben war. Die preußischen Officiere einschließlich des commandirenden Generals mußten die inzwischen auf 32500 Mann gehobene, im besten Stande befindliche Armee der Herzogthümer verlassen, welche, da auch die andern Bundestruppen sich zurückzogen, den Dänen allein gegenüberstand. Nach der Niederlage von Idstedt am 24./25. Juli 1850, die der neu berufene General v. Willisen nicht hatte abwenden können, und dem Fehlschlag auf das von den Dänen occupirte Friedrichstadt an der Eider war die Widerstandskraft der Herzogthümer gebrochen. Inzwischen war auch der alte Bundestag reactivirt und dem König von Dänemark in demselben wieder Sitz und Stimme für Holstein eingeräumt worden. Oesterreich ließ seine Truppen als Bundesexekution in Holstein einrücken und vollzog damit die Herstellung der Autorität des König-Herzogs auch in diesem Bundesstaat. Mit allen von der 48er Bewegung in erster Linie Betheiligten wurde Sch. für immer aus dem Gesammtstaate verbannt. Da ferner durch das Palmerston'sche Protokoll vom 8. Mai 1852, welches beim Aussterben der königlichen Linie den Prinzen Christian von Glücksburg unter Abänderung der legitimen Successionsordnung als Erben des Gesammtstaats anerkannte, alle Aussicht auf Aenderung der Verhältnisse ausgeschlossen schien, mußte der erst 35jährige Sch. sich nach einer anderen Lebensstellung umsehen.

Es traf sich, daß gerade damals Bremen, wo er noch von der Schulzeit her viele Verbindungen hatte, mit dem Plane einer diplomatischen Vertretung in den Vereinigten Staaten von Amerika umging, und da der in solchen Dingen maßgebende Bürgermeister Smidt ihn im J. 1848 in Frankfurt hatte kennen lernen, so erging der Ruf an Sch., diese Mission zu übernehmen. Er ging bereitwillig darauf ein und reiste im Sommer 1853 als bremischer Ministerresident nach Washington. Dort überreichte er seine Beglaubigungsschreiben dem Präsidenten Pierce und dem Staatssecretär Marcy; da aber der Congreß nicht versammelt war und das politische Leben dann immer ruht, die Gesellschaft auch für den Sommer zerstreut war, so unternahm er gleich, um Land und Leute kennen zu lernen, eine Reise durch verschiedene Staaten des Westens in Gesellschaft des Geheimraths Delbrück vom preußischen Handelsministerium, den er als Commissar zur ersten amerikanischen internationalen Gewerbeausstellung in New-York angetroffen hatte. Vom Mississippi, über den hinaus damals noch keine Reisewege führten, abbiegend, kehrte er auf seinen Posten zurück. Er fand sich nun leicht in der buntscheckigen Gesellschaft, welche sich in der Hauptstadt im Winter aus allen Theilen der Union zusammenfand, zurecht. Im diplomatischen Corps war er in seinem Element und stand bald in erster Reihe. Die diplomatischen Formen handhabte er mit Sicherheit und Leichtigkeit; den Collegen erwies er sich ebenbürtig und an Kenntnissen vielfach überlegen. Auch gesellschaftlich nahm er eine bevorzugte Stellung ein, obwohl seine Vermögenslosigkeit und sein sehr schmaler Gehalt ihm keinen Luxus erlaubte. Um die Mitte der 50er Jahre unterbrach er seinen Aufenthalt in Washington, um in besonderem Auftrage der Hansestädte (auch Hamburg und Lübeck waren dabei) nach Mexiko zu gehen zur Verhandlung eines Handels- und Schifffahrtsvertrages. Der Abschluß mit der dortigen Regierung gelang ihm über alle Erwartung seiner Auftraggeber, und er erntete reiche Anerkennung für diese Leistung. Leider fand der Vertrag die Zustimmung des mexikanischen Congresses nicht, und es blieb ihm die Ratification von dieser Seite versagt. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten infolge des Widerstreits der freien und der Sklavenstaaten immer mehr zugespitzt. Noch einmal hatten sich die letzteren im Jahre 1857 durch die Erwählung des Präsidenten Buchanan mit Mühe in der Macht

behauptet; aber ein Umschwung stand nahe bevor. Sch. sah diese Wendung voraus und richtete sich darauf ein, indem er einerseits sich einen Attaché zugesellte, während er bis dahin die Geschäfte ganz allein erledigt hatte, andererseits mit den Männern der Opposition Fühlung suchte, sodaß er mit diesen, als sie im J. 1861 mit Lincoln zur Macht kamen, namentlich Seward und Sumner auf demselben Fuße stand, wie mit den bisherigen Machthabern. Es gelang ihm selbst, den neuen Präsidenten noch vor seiner Inauguration an seinen Tisch zu ziehen; das einzige Mal, daß dieser der Einladung eines fremden Diplomaten folgte. Bei dieser Gelegenheit zeigte er seinen außerordentlich scharfen Blick, indem er gerade diejenigen Personen hinzuzog, die später Lincoln's Cabinet bildeten, obwohl darüber, abgesehen von dem zum Staatssecretär designirten Seward, noch nichts feststand. Gestützt auf seine freundlichen Beziehungen zu beiden Seiten und des Vertrauens auf seine Discretion sicher, unternahm er es sogar, zwischen den beiden einander gerüstet gegenüberstehenden Parteien eine Vermittlung anzubahnen, indem er sich heimlich nach Richmond, dem Sitze der secessionistischen Regierung, wohin bereits alle regelmäßigen Verbindungen abgeschnitten waren, begab. Hier mußte er aber die Erfahrung machen, daß das Wort Seward's vom „irrepressible conflict“ zwischen Freiheit und Sklaverei eine verhängnißvolle Wahrheit enthielt. Der Bürgerkrieg brach aus, und nun hatte Sch. Gelegenheit, seine diplomatische Begabung und Erfahrung in vollem Umfange zu entfalten. Es entstanden schwierige völkerrechtliche Fragen aus den vielen ineffectiven Blockaden, der Behandlung von Contrebande u. s. w., in denen Sch. zu intervenieren hatte, nicht nur für bremische, sondern auch für hamburgische und andere deutsche Schiffe, und dies mit gutem Erfolge that. Das amerikanische Auswärtige Amt war in solchen Dingen wenig versirt, und die leitenden Männer ließen sich gern von Sch. über die einschlägigen Rechtsbegriffe belehren. Auch die Collegen, selbst die Vertreter von Großmächten, wie Großbritannien, holten gerne Schleiden's Ansicht in schwierigen Fällen ein. Hamburg und Lübeck erkannten jetzt auch die Nothwendigkeit, in Washington beglaubigt zu sein, und so kam Sch. von einem Sommerurlaub im J. 1862 als hanseatischer Bevollmächtigter nach Europa zurück. In dieser Eigenschaft war er noch 1½ Jahre in den Vereinigten Staaten thätig, die er 1864 verließ, um mit Ablauf dieses Jahres in gleicher Eigenschaft nach London zu gehen, den Washingtoner Posten seinem bisherigen Secretär (dem Verfasser dieser Skizze) überlassend. In Amerika hatte er sich zahlreiche Freunde, auch in New-York, Baltimore und Boston, erworben.

Mit seinen Collegen, namentlich auch dem aus dem Bergfache hervorgegangenen preußischen Gesandten Freiherrn v. Gerolt, der in Mexiko noch mit seinem Vater und seinen Brüdern bekannt gewesen, stand er ausnahmslos auf dem allerbesten Fuße. Die Vereinigten Staaten hatte er so gründlich kennen gelernt, daß er sich rühmen konnte, keinen derselben unbesucht gelassen zu haben. In der heißen Sommerzeit erfrischte er sich am liebsten bei den kühlen Niagarafällen. Von seinen geschichtlichen Kenntnissen urtheilte Seward, daß er mehr von der neueren Geschichte des Landes wisse, als irgend ein Lebender, selbst Amerikaner. Seine frisch und eingehend nach Hause geschriebenen Berichte, die besonders im Bremer Archiv vollständig vorhanden sind, bilden denn auch eine Geschichtsquelle ersten Ranges für die von ihm drüben erlebte Periode.

In London konnte Sch. sich nicht lange behaupten. Er war von Anbeginn an des Postens nicht recht froh geworden. Eine Stellung, wie er sie in Washington hatte, konnte ihm London nicht bieten, weder in der stolzen englischen Gesellschaft noch im diplomatischen Corps, wo er bei der Geringfügigkeit der von

ihm repräsentirten Interessen wenig in Betracht kam. Nun war auch, in seiner letzten amerikanischen Zeit schon, mit dem im November 1863 in Dänemark erfolgten Thronwechsel die schleswig-holsteinsche Frage wieder eröffnet. In Kopenhagen hatte der sogenannte „Protocollprinz“ als Christian IX. die Regierung des Gesammtstaates angetreten. In Kiel aber etablirte sich der Herzog von Augustenburg, um den, als ihren rechtmäßigen Herrscher, sich die Herzogthümer scharten. Ohne diesen anzuerkennen, wehrte Preußen, wo jetzt ein kräftigerer Geist herrschte, die Dänen ab und es kam erneut, vereint mit Oesterreich, zum Kriege, der mit den preußischen Siegen von Düppel und Alsen im Sommer 1864 schloß. Da sich die deutschen Mächte an das Abkommen von 1852 ferner nicht gebunden erklärten, wurden neue Verhandlungen in London eröffnet, die sich anfänglich für den Augustenburger verheißungsvoll anließen.

Bismarck aber ließ es zur Consolidirung eines neuen Bundesstaates nicht kommen und bewirkte die Entfernung des Herzogs, worauf Preußen und Oesterreich gemäß dem Prager Frieden gemeinschaftlich die Verwaltung der Herzogthümer übernahm. Sobald Sch., der sich mit der Hoffnung getragen haben mochte, in seinem Heimathlande noch eine Rolle zu spielen, sich darin und in seinem Rechtsgefühl getäuscht sah, brach sein Groll darüber durch alle diplomatischen Rücksichten; es kam zu heftigen, seine Regierungen — die zu Preußen standen — compromittirenden Auftritten mit dem preußischen Gesandten in London. Die Hansestädte konnten ihn dort nicht länger halten, und er sah sich veranlaßt, seine Stellung zu kündigen (die hanseatischen Gesandten standen auf halbjährige Kündigung ohne Pensionsanspruch). Seine Heimathsprovinz nahm sich insoweit noch seiner an, als er in Altona, nachdem es preußische Stadt geworden, zum Mitgliede des Magistrats gewählt wurde, wo er es aber nicht länger als ein Jahr aushielt. Im Altonaer Wahlbezirk wurde er gleichzeitig zum constituirenden Reichstage des norddeutschen Bundes gewählt (und wiederholt zu den folgenden Reichstagen), bis er 1873 einem Socialdemokraten weichen mußte. Der längere Aufenthalt in Berlin wurde ihm durch amerikanische Freunde ermöglicht, denen er indessen durch sein Auftreten gegen Flottenschwärmerei und Colonialpolitik einigen Anstoß gab. Er trat der bundesstaatlich constitutionellen Fraction bei, welche sich unter dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, dem gewesenen bairischen Ministerpräsidenten und nachmaligen Reichskanzler, aus Angehörigen verschiedener Landestheile und Parteirichtungen gegen die centralisirenden Tendenzen gebildet hatte. Ein Vergnügen bereitete es ihm, im December 1870 mit der Deputation, welche unter Führung des Präsidenten Simson König Wilhelm Namens des Reichstags ersuchen sollte, die ihm von den deutschen Fürsten und freien Städten angebotene Kaiserwürde anzunehmen, nach Versailles zu gehen. Nach dem Ablauf seines parlamentarischen Mandats zog er sich nach Freiburg i. Br. zurück, wo seine jüngste Schwester als Wittwe des im J. 1870 daselbst verstorbenen Professors der Rechte, Franz v. Woringen, mit ihrer Mutter lebte. Dort verbrachte er dem Hause seiner Schwester gegenüber, an dem Ufer der Dreisam, noch behagliche Jahre mit litterarischen Arbeiten, besonders für die wissenschaftliche Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung beschäftigt, viel besucht von alten und neuen Freunden, denen er eine anregende Gastlichkeit in gewohnter Weise bot. Durch regelmäßige Badereisen nach Ragaz erhielt er sich seine Frische und Beweglichkeit bis in das hohe Alter. Mit der Gestaltung der deutschen Angelegenheiten war er nach dem französischen Kriege und der Aufrichtung des deutschen Reiches völlig ausgesöhnt und folgte gern der Einladung des preußischen Kronprinzen zur Hochzeit seines ältesten Sohnes mit der Prinzessin aus seinem

Heimathlande im J. 1881 nach Berlin, das er im J. 1888 noch einmal besuchte, um die Tochter seines Freundes, des Herzogs Friedrich, als deutsche Kaiserin zu begrüßen. Zwei Mal besuchte er auch die Vereinigten Staaten, wo er mit einem alten Freunde und seinem zum deutschen Generalconsul in New-York bestallten ehemaligen Secretär und Nachfolger seinen in San Francisco ansässigen Bruder Woldemar besuchte und im J. 1883, als er auf Einladung des Präsidenten der Northern-Pacific-Eisenbahn der Eröffnung dieses großen Unternehmens beiwohnte und dasselbe in seiner ganzen Ausdehnung besichtigte. Sein Tod erfolgte fast gleichzeitig mit dem seiner erwähnten, geliebten Schwester. Seine Ersparnisse, die er als guter Wirthschafter von seinen geringen Bezügen bei aller angeborenen Freigebigkeit noch zu machen wußte, hatte sein genannter Bruder in San Francisco für ihn so gut verwaltet, daß er der Universität Freiburg noch ein hübsches Capital zur Förderung völkerrechtlicher Arbeiten hinterlassen konnte. Sch. war nicht verheirathet. Er schrieb „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" in 4 Bänden, von 1886—1894, bei J. F. Bergmann in Wiesbaden erschienen, aus seinem reichen Material (er hatte in seinem Leben regelmäßig Tagebuch geführt und war ein großer Sammler von Documenten) eine Geschichte Schleswig-Holsteins bis 1850 umfassend, leider unvollendet geblieben, sowie verschiedene Broschüren, u. a. „Ueber das Disciplinarrecht des Reichstages", bei Julius Springer in Berlin.

Johannes Rösing.

Schlesinger: Jacob Sch., Maler, geboren 1793 in Grünstadt in der Pfalz, † 1855 in Berlin. Nachdem er die erste Schulung durch seinen Vater Johann Sch. erhalten hatte, bildete er sich in Mannheim und München weiter. Eine Augenkrankheit unterbrach dann seine Thätigkeit auf drei Jahre. Ein besonderes Talent entwickelte Sch. zum Restaurieren alter Bilder und erwarb sich auf diesem Felde einen bedeutenden Ruf. Er widmete sich namentlich der altdeutschen Schule, war als Restaurator in Dresden, besonders für die Gebrüder Boisserée thätig und kam 1822 als Professor und Restaurator nach Berlin. Er bewährte sich auch als ausgezeichneter Copist und reproducirte mit Vorliebe die Werke des Cinquecento. Hier sind hervorzuheben die Copien nach der Sixtinischen Madonna (eine Copie im Dom zu Speyer), das aus fünf Blättern bestehende lithographirte Werk mit Köpfen und Figuren desselben Bildes. 1834 lithographirte er den Kopf der heiligen Barbara in Größe des Originals für den Kunstverein in Karlsruhe und den Kopf des Papstes. Auch Bildnisse, Frucht- und Blumenstücke existiren von ihm, die zwar akademisch kühl, aber mit Sorgfalt gearbeitet sind.

Singer, Allgemeines Künstlerlexikon, Frankfurt 1901.

Franz Vallentin.

Schletterer: Dr. phil. Hans Michael Sch., Tonsetzer und Musikschriftsteller, geboren zu Ansbach am 29. Mai 1824, † am 4. Juni 1893. Sein Vater, der ehrsame Schneidermeister Joachim Kaspar Schletterer, beabsichtigte den talentvollen Jungen dem Schuldienste zuzuführen. Er ließ ihm daher sehr bald die Anfangsgründe im Clavierspiel beibringen (durch Lehrer Peter in Hamenbach) und sandte das Söhnlein wöchentlich drei Mal auf den Herriederthorthurm, woselbst es der Stadtmusikus Ott mit Behandlung der Streichmusik vertraut machte. Unter Leitung des Kantors Dürrner, Organisten Maier, wie der Dichter Scheurle und Güll vervollkommnete der Knabe seine Fertigkeiten und Kenntnisse im Violin- wie im Clavierspiel, in der musikalischen Theorie und im Aufsatz. Am 2. November 1840 erfolgte seine Aufnahme ins Lehrerseminar zu Kaiserslautern. Zwei Jahre später erhielt er Anstellung als „Schulgehülfe" daselbst. Von unwiderstehlichem Drang nach

gründlicher musikalischer Ausbildung beseelt, bat er um Urlaub und wandte sich zunächst nach Kassel und Leipzig. Dort waren es Kraushaar und Spohr, hier David und Richter, denen er mit Begeisterung lauschte, in deren Spuren zu wandeln er unablässig sich bemühte. Nachdem Sch. seine Studien in Dresden, Dessau und Berlin vollendet hatte, folgte er einem Rufe als „Musiklehrer“ nach dem damals noch französischen Städtchen Finstingen (Fénétrange) in Lothringen, von wo er 1847 als „Theatercapellmeister“ nach Zweibrücken (Rheinpfalz) übersiedelte. Sechs Jahre später treffen wir ihn als „Musikdirector“ der Universität zu Heidelberg. Sein Umzug dorthin vollzog sich bei überaus rauhem Wetter im Januar 1853. Ein lange währendes, schmerzhaftes Augenleiden hatte darin seinen Grund. Unterm 26. Mai 1858 wurde Sch. als „Capellmeister“ an der protestantischen Kirche zu Augsburg angestellt. In dieser altehrwürdigen Stadt entfaltete er nun eine unermüdliche, fast darf man sagen fieberhafte Thätigkeit als Chordirigent, Organisator, Tonsetzer und Componist. Nach achtjährigem Ringen gelang ihm die Gründung des „Oratorienvereins“, im October 1873 jene der „Musikschule“. Fünf Jahre später zeichnete ihn die Universität Tübingen in Anerkennung seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen (namentlich auf dem Gebiete der Musikgeschichte) durch Verleihung des philosophischen Doctorgrades aus. Sein starres Festhalten an den Ueberlieferungen der Classiker brachte ihn jedoch in Fehde mit den Anhängern von Wagner und wurde für ihn die Quelle bittersten Leides. Im ungleichen Kampfe gegen die übermächtige neue Strömung unterlag Sch. „Krankheitshalber“ mußte er den Dirigentenstab des von ihm mehr als zwei Decennien liebevoll geleiteten und zu hoher Blüthe gebrachten Oratorienvereins niederlegen und einer jüngeren, „zeitgemäßen“ Kraft Platz machen. Die unverdiente Kränkung brach ihm das Herz oder beschleunigte doch sein Ende. Am 7. Juni 1893 wurde seine entseelte Hülle unter riesigem Andrang von Verehrern aus allen Ständen und Bekenntnissen auf dem protestantischen Gottesacker zu Augsburg der Erde übergeben. Alle Tagesblätter ohne Unterschied der Parteien brachten mehr oder minder umfangreiche, rühmende Nachrufe, und wo immer Schletterer's Name bekannt war, klagte man aufrichtig über den Verlust.

Sch. hat überall, besonders aber in der ihm zur zweiten Heimath gewordenen Kreishauptstadt Schwabens, sich um das musikalische Leben sehr verdient gemacht. Streng conservativ, suchte er die Schöpfungen Haendel's, Bach's, Gluck's, Haydn's, Mozart's und anderer Größen auf dem Gebiet der Claviersonate, der Kammermusik, der Symphonie sowie des Einzelchors und Oratoriengesanges in den von ihm veranstalteten (mehr als 500) Concerten zu allgemeinem Verständniß zu bringen.

Nebenbei entfaltete er eine bewundernswerthe Fruchtbarkeit in Compositionen jeder Art, sowie in historischen und pädagogischen Werken, die sich ebenso sehr durch Klarheit der Auffassung und Schönheit der Diction wie durch Kenntniß und Verarbeitung der Quellen auszeichnen. Seine „Violin-“ und „Chorgesangsschule“ erfreuten sich durchschlagenden Erfolges, sie wurden auch in fremde Sprachen übertragen. Die Compositionen und Liedervertonungen im einzelnen namhaft zu machen, fehlt hier der Raum. Man vergleiche deshalb Riemann's Musiklexikon und C. A. Krause in der Zeitschrift: „Der Chorgesang“ (Leipzig 1889, Nr. 12), woselbst auch das gut getroffene Bildniß des Künstlers und Facsimile seiner Handschrift zu finden ist.

An größeren wissenschaftlichen Publicationen seien hier genannt: „Johann Friedr. Reichardt, sein Leben und seine musikalische Thätigkeit“, Bd. I (mehr nicht erschienen), Ausgb. 1863; „Die Entstehung der Oper“,

Nördlingen 1873; „Katalog der in der Kreis- und Stadtbibliothek, dem städtischen Archiv und der Bibliothek des Historischen Vereins zu Augsburg befindlichen Musikwerke“, Berlin 1876; „Studien zur Geschichte der französischen Musik“, Berlin 1884/85, 3 Bde. Zu beachten sind ferner Schletterer's Aufsätze: „Giovanni Battista Pergolese“, „Ludwig Spohr“, „Luigi Boccherini“ in Sammlungen musikalischer Vorträge (Leipzig 1880/82) und seine ebenda (1882) erschienene Abhandlung „Die Ahnen moderner Musikwerke“; dann die scharfe und witzige, für den Autor aber verderbliche Schrift „Richard Wagner's Bühnenfestspiel“ (Nördlingen 1876) sowie seine Beiträge für die „Allgemeine Deutsche Biographie“ (Reichardt, Sonntag, Spohr).

Sch. war ein schöner, geistreicher, rastlos thätiger Mann, ein guter Gesellschafter, stets hülfsbereiter College. Obschon gläubiger Lutheraner, lebte er doch im besten Einvernehmen mit katholischen Zunftgenossen. Sein Eifer für die „Masonei“, der er sich in Straßburg als Jüngling angeschlossen hatte, flaute im Laufe der Zeit stark ab. Die Loge kümmerte sich deshalb auch nur wenig um seine Hinterbliebenen.

Seine Ehefrau Hortensia Zirges, als Mädchen eine bewunderte Künstlerin auf der Geige, später gelähmt, überlebte den Gattin noch um elf Jahre und starb am 27. Februar 1904. Sie stammte aus vornehmem, polnischen Geschlecht, das jedoch Heimath und Namen aufgeben mußte. Ihr Vater war Buchhändler zu Leipzig, der erste deutsche Admiral Rudolf Brommy ihr Onkel.

Eigene Erinnerung, Mittheilungen von Familiengliedern, Schülern und Zeitgenossen; Nekrologe in verschiedenen Zeitschriften und Encyklopädien.

P. Wittmann.

Schlippenbach: Albert Ernst Ludwig Karl Graf von Sch. entstammte einem alten Adelsgeschlechte, das schon 1154 erwähnt wird und seine Stammburg am Rheine, am Fuße des Siebengebirges hatte. Von dort kam das Geschlecht zur Zeit des deutschen Ritterordens nach Kurland und Livland, und hier entsproß ihm neben anderen bedeutenden Männern auch der bekannte Dichter Ulrich Freiherr v. Schlippenbach (s. A. D. B. XXXI, 522). Ein Zweig des Geschlechtes wandte sich nach Schweden und später, unter dem großen Kurfürsten, nach Brandenburg und erwarb hier 1686 in der Ukermark einen großen ländlichen Besitz, der heute freilich an Ausdehnung verloren hat. Für gewöhnlich hatte die Familie ihren Wohnsitz auf dem Gute Schönermark; vor hundert Jahren hatten die Großgrundbesitzer des Kreises Prenzlau fast ausnahmslos ein Stadthaus oder wenigstens eine Miethswohnung in der Kreisstadt inne, die sie im Winter bewohnten, um Geselligkeit zu pflegen und das von ihnen unterhaltene Theater zu besuchen: so kam es, daß Albert Graf v. Sch. am 26. December 1800 in Prenzlau geboren ward. Er war der vierte Sohn, das sechste Kind unter 18 rechten Geschwistern. Sein Vater, Graf Wilhelm Sch., ehemaliger Officier im Dragonerregiment Ansbach-Bayreuth, ein glühender Patriot, der noch kurz vor der Capitulation des Prinzen Hohenlohe bei Prenzlau (1806) diesem sein letztes Vieh zugetrieben hatte, leitete nach dem Tode des Großvaters (1794) von dem Gute Arendsee aus für die Großmutter, die das Schönermarker Schloß bewohnte, die Verwaltung sämmtlicher Güter, und in Arendsee entwickelte sich Albert im Kreise seiner Geschwister geistig und körperlich frei und kräftig, bis er nach mehrjährigem Privatunterricht im Elternhause zu dem Geheimrath Illaire in Berlin in Pension kam und hier das Werder'sche Gymnasium besuchte. Im J. 1819 bezog Sch. die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Kräftig und stark, von der Natur mit einem überaus liebenswürdigen Humor begabt, genoß er, ohne

die Studien zu vernachlässigen, das studentische Leben in vollen Zügen, widmete aber daneben manche Stunde der Poesie. Eine flüchtige Bekanntschaft der Göttinger Zeit war der gleichzeitig dort studirende Heinrich Heine, über den Sch. in späteren Jahren wohl äußerte: „Hätte ich damals geahnt, welch eine hohe Begabung in dem unangenehmen, unsauberen Jungen steckte, ich hätte mich ihm doch genähert.“ In Berlin, wo Sch. besonders Eichhorn und Savigny hörte, brachte er seine Rechtsstudien zum Abschlusse. Aus seiner Studentenzeit stammen nun seine bekanntesten Dichtungen: „Ein Heller und ein Batzen, die waren beide mein“, die Franz Kugler mit einer Melodie versah und schon 1830 in sein „Skizzenbuch“ aufnahm, und „Nun leb' wohl, du kleine Gasse“, die Friedrich Silcher vertonte; beide Dichtungen haben bis heute ihren Platz in den Commersbüchern behauptet. In Berlin führte ein Festgedicht Schlippenbach's die Freundschaft mit Chamisso herbei, und oft hat dieser später bei seinen botanischen Streifzügen durch die Provinz an die gastliche Thür in Arendsee angeklopft. Nach bestandener juristischer Prüfung arbeitete Sch. zuerst als Auscultator, dann als Kammergerichtsreferendar in Berlin, und gerade in dieser Zeit entstanden viele seiner Lieder von Liebeslust und Liebesleid. Der 1830 erfolgte plötzliche Tod seines Vaters — die Mutter war schon 1826 gestorben — berief ihn zu einer anderen Thätigkeit, zur Uebernahme und Verwaltung des väterlichen Besitzthums. Auf Wunsch des Vaters sollten die sieben Brüder um den Besitz losen, und derjenige, den das Loos erwählte, sollte seine ganze Kraft daran setzen, die infolge der Kriegsjahre tief verschuldeten und heruntergekommenen Güter der Familie zu erhalten und den Besitz später in ein Majorat umzuwandeln. Albert zog das Loos und stand damit vor einer Aufgabe, so groß und schwierig, daß sie wohl die meisten zurückgeschreckt hätte. Aber eiserner Fleiß, strengste Sparsamkeit, liebenswürdige Beredsamkeit und diplomatische Begabung, verbunden mit günstigen Conjuncturen förderten die Lösung seiner Aufgabe, und 1848 konnte er das Majorat Schönermark stiften, zu welchem sieben Güter gehörten. Im J. 1838 hatte sich Sch. mit der Gräfin Emma v. Scheel-Plessen vermählt, mit der er bis zu ihrem Tode (1880) in glücklichster Ehe lebte. Ihr gründete er dann in Arendsee jenen herrlichen Landsitz, zu dem Stüler in Berlin den Plan entworfen und dessen Gartenanlagen von Lenné ausgeführt wurden. In der Folge unternahm Sch., den der König von Preußen 1840 zum Kammerherrn ernannt hatte, größere Reisen, die ihn nach Frankreich, Italien und Portugal führten. Nach der Heimkehr widmete er sich dann wieder der Land- und Forstwirthschaft und beschäftigte sich mit politischen, kirchlichen und socialen Zeitfragen. Seiner religiösen Richtung brachte er manches Opfer. Keine Rücksicht auf Witterungsverhältnisse konnte ihn bewegen, von seiner strengen Auffassung der Sonntagsheiligung abzugehen; ja er ließ sogar aus Bedenken gegen den Mißbrauch auf seinen Gütern sämmtliche Brennereien eingehen. Innere und äußere Politik begleitete er mit Aufmerksamkeit; doch zeigte er niemals Neigung, politisch hervorzutreten; Missionsfeste, Prediger- und Lehrerconferenzen, landwirthschaftliche Vereinigungen galten ihm mehr als politische Verbindungen. Die ideale Begleiterin seiner Tage blieb stets die Muse des Liedes; aber erst im J. 1883 gab er dem Drängen seiner Freunde nach, eine Sammlung seiner „Gedichte“ herauszugeben. Die Zusammenstellung überließ er dem Dr. A. Mosbeck, dem Sohne seines langjährigen Rentmeisters, und die Pietät des Sammlers hat dann eine Anzahl, nur Eingeweihten verständlicher Gedichte aufgenommen, die nicht zum Abdruck hätten kommen sollen. „Die Lieder, eine Art Spätromantik, treten in eine ihr schon etwas fremd gewordene Zeit hinein. Es ist alte Lyrik, weich und keck, aber immer melodisch und frisch, naiv und pulsirend wie junge Wangen;

sie gehört den Stimmungen der Jugend und ihren tieferen Empfindungen, dem innigen Eheglück und immer einer feinen Empfindung der Natur." Musiker, die noch „echte Lieder" componiren wollen und können, dürften in dieser Sammlung manchen ungehobenen Schatz finden. Sch. starb, betrauert von Allen, die ihm jemals nahe getreten waren und nicht zum mindesten von seinen Gutseingesessenen, an seinem Geburtstage, dem 26. December 1886.

Nach Mittheilungen aus der Familie. — Daheim, Jahrg. 1906, Nr. 36 (Prof. Ed. Heyck). Franz Brümmer.

Schlögl: Friedrich Sch., Schriftsteller, wurde am 7. December 1821 in Wien als Sohn armer Eltern geboren. Sein Großvater mütterlicherseits war Arzt gewesen, sein Vater Hutmacher und durch mehr als vierzig Jahre Billeteur im alten Kärtnerthortheater. In der Skizze „Ein Paar alte Leute" hat später Sch. den Großeltern und seinen in mehr als 50jähriger Ehe glücklich vereinten Eltern pietätvoll ein litterarisches Denkmal gesetzt. Der Vater war ein schlichter Handwerker, aber von hellem Verstande und trotz seiner bedrängten Lage von unversiegbarem köstlichen Humor. „Er erzog im Vereine mit meiner edlen Mutter uns in Gottesfurcht und frommer Sitte." Gleich den übrigen späteren Geschwistern machte der junge Sch. die niederen Schulen in Wien durch und die Eltern ließen ihn sogar, wenn auch mit manchen Entbehrungen auf dem Gymnasium studiren, aber nur bis zu seinem 17. Lebensjahre, dann mußte der junge Mann sich selbst sein Brot zu verdienen suchen. „Ich trat in eine Militärrechnungskanzlei, wurde zum unbesoldeten Aspiranten ernannt, übte mich in den Disciplinen des Linirens, Rubrizirens, Laterirens und Summirens tüchtig ein, avancirte schon nach einem Jahr zum — unbesoldeten Praktikanten und empfing wieder nach einem Jahre (also 1840) endlich die höheren Weihen als beeideter Fourier, der sich zwar aus Eigenem zu equipiren hatte, aber an Bezügen vom Staate einen Monatsgehalt von 14 fl. und eine Brotportion von 1 fl. C.M. genoß.". — Trotzdem hatte Sch. schon als Knabe Gelegenheit gehabt, sich mit litterarischen Dingen zu beschäftigen, da die Schwester seines Vaters, Josephine Gottdank, als einst vielgenannte Tragödin im Theater an der Wien wirkte. Dadurch war ihm der kostenlose Besuch des Theaters leicht gemacht. Er durfte auch dem dramatischen und deklamatorischen Unterricht, welchen die erwähnte Tante vielen Zöglingen ertheilte, beiwohnen. Ueberdies besaß der Vater die Gabe guten Vortrags, er las häufig im Familienkreise Schiller'sche und Bürger'sche Balladen, die er sich abgeschrieben hatte, vor. Sch. selbst beschäftigte sich schon damals, so viel es seine geringen Mittel erlaubten, mit dem Sammeln von Büchern, die er heißhungrig und wahllos durchlas; schon seit der Knabenzeit wurden neben dem Robinson Dramen von Schiller, Klinger und Kotzebue, Goethe's Wilhelm Meister, Ramler's Mythologie, Fenelon's Telemach, Raff's Naturgeschichte und andere verschiedenartige Bücher als Lectüre förmlich verschlungen. Das Beamtenleben wurde dem Strebsamen bald auch mit kleineren litterarischen Arbeiten zumeist ohne Namensnennung Hervortretenden bei den sattsam bekannten vormärzlichen Verhältnissen bitter genug gemacht, die trostlose Monotonie seiner Thätigkeit, die Brutalität und Engherzigkeit mancher Vorgesetzten zeigten sich für Sch. immer unerträglicher. Es gestaltete sich zwar besser, als er später zur Hofkriegsbuchhaltung versetzt wurde. Trotzdem sehnte sich Sch. nach freier schriftstellerischer Thätigkeit; im J. 1870 trat der Amtsmüde mit dem bescheidenen Titel eines k. k. Rechnungsofficiales in Pension. Bald sollte Rechnungsofficial Sch. als einer der besten und populärsten Darsteller des Wiener Lebens sich hervorthun.

Schon vor 1848 hatte sich Sch., wie erwähnt, schriftstellerisch bethätigt,

freilich „die ersten Versuche" entsprachen (nach seinen eigenen Worten) im lammfrommen Vormärz den genügsamen Anforderungen der zahmen belletristischen Provinz- (und wohl auch Wiener) Blätter, zumal man dabei poetische Anfänge nicht zu honoriren pflegte. Von 1857 an dagegen war Sch. ständiger Mitarbeiter des damals gegründeten Wiener Witzblattes „Figaro"; er blieb durch mehr als 20 Jahre bei diesem Blatte, welches auf Sch.'s Anregung von 1876 eine Beilage „Wiener Luft" brachte, die in den ersten Jahren fast ausschließlich Beiträge aus Sch.'s Feder veröffentlichte. Auch mit einem anderen vielverbreiteten Wiener Journal trat Sch. in feste Verbindung, mit dem „Neuen Wiener Tagblatt", für welches er von 1867 an zahlreiche Feuilletone, Reiseberichte usw. verfaßte. Durch die außerordentliche Verbreitung dieses Blattes fand Sch. von Anfang an einen Leserkreis von solchem Umfange „wie er selbst den verdienstvollsten Produktionen nur selten zu Theil wird." Seine Chiffre F. S. wurde rasch bekannt und beliebt. Im Auftrage der Zeitung kam Sch. als Reise-Berichterstatter in die Schweiz, nach Aegypten, in viele Gebirgsgegenden Oesterreichs und Deutschlands. Mit Anzengruber und durch diesen mit Rosegger trat Sch. in ein freundschaftliches Verhältniß. (Vgl. „Briefe von Ludwig Anzengruber, hrsg. von A. Bettelheim", Stuttgart 1902, 2 Bde., sowie Roseggers Aufsatz über Sch. in seinem Buche „Gute Kameraden", Wien 1893.) Sch. lebte in den letzten Jahren seines Lebens zurückgezogen seinen litterarischen Arbeiten und seinem Sammeleifer, den er auf Bücher und andere Dinge ausdehnte zu Wien, wo er in einem kleinen gemüthlichen Kreise von litterarischen Persönlichkeiten verkehrte. In einer bescheidenen Wohnung in der Fillgrader-Straße hat Sch. mit seiner Gattin jahrzehntelang gehaust, dort ist er, die letzten Jahre schon von manchen Leiden geplagt am 7. October 1892 gestorben. Er wurde, wie er sichs gewünscht, in Purkersdorf bei Wien begraben.

Von den Schriften Schlögl's, die gewissermaßen die Vorläufer und Vorbilder für spätere vortreffliche Wiener Localchronisten Pötzl, Chiavacci u. A. geworden, sind die Sammlungen zu nennen: „Wiener Blut. Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau" (1873), „Wiener Luft" (1876) und „Wienerisches" (1883). In diesen Büchern schildert Sch. Wiener Sitten und Unsitten, er zeichnet Porträts und Skizzen, die Straßenfiguren der Lehrbuben, Bettler, Köchinnen, die Hausmeister und Soldaten, Volksunterhaltungen der verschiedenen volksthümlichen Localitäten, Einleitung und Umrahmung meist in hochdeutscher Sprache, jedoch die Wiener Typen in meisterhaft wiedergegebener mundartlicher Rede. Die Schilderungen der Arten und Unarten, der „Leute vom Grund und von der Straße", die Skizzen „Wie das Volk weint und lacht, denkt und spricht", die Zeichnungen der „Stadt- und Vorstadtfiguren", der „Charaktere und Originale" und die zahlreichen sittengeschichtlichen Aufsätze besitzen bleibenden culturgeschichtlichen Werth. In allen diesen Schilderungen ist Sch. weit mehr als ein Localchronist des Alt- und Neu-Wiener Volkslebens, seine Arbeiten sind kleine Kunstwerke, die Heimischen und Nicht-Wienern auf das Vortrefflichste die Eigenart und den Charakter des Lebens und der volksthümlichen Gestalten der alten Kaiserstadt vor Augen stellen.

Von den übrigen Werken Schlögl's sind noch zu nennen „Alte und neue Historien von Wiener Weinkellern, Weinstuben und vom Weine überhaupt" (Wien 1875), „Das kuriose Buch. Eine Spende für Gleichgesinnte und für Gegner" (Wien 1882). Beiträge zur Wiener Theatergeschichte bietet das ebenfalls an unbekannten Einzelheiten reichhaltige: „Vom Wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen" (Teschen 1884), „Ueber Ferdinand Sauter,

den Dichter und Sonderling" (Wien 1884) und die des Verfassers Sammelfreudigkeit an Büchern besonders in helles Licht stellende Publication: „Von den besten Büchern" (Wien 1889). Der (manches Autobiographische enthaltende) Vortrag: „Aus Alt- und Neu-Wien" (Wien 1882), das Städtebild „Wien" (Zürich 1886). — Ein Büchlein zur Erinnerung an den ausgezeichneten Sänger „Franz Wild", das 1860 zu Wien ohne Angabe des Verfassers erschienen ist, rührt ebenfalls von Sch. her. An dem großen ethnographischen Werke über Oesterreich-Ungarn, das weil. Kronprinz Rudolf herausgegeben hat, war Sch. Mitarbeiter; er behandelte in dem „Wien" umfassenden Band das „Wiener Volksleben". Auch das Sammelwerk „Die Wienerstadt in Wort und Bild" (1893) bringt Beiträge Schlögl's. Nach seinem Tode erschienen in der „Oesterreichischen Nationalbibliothek" seine Reiseschilderungen unter dem Titel „Aus meinem Felleisen. Kreuz- und Querzüge eines Wiener Zeitungsschreibers" (Wien 1894).

Die Urtheile von Männern wie Ferdinand Kürnberger, Anzengruber, Hieron. Lorm, Rosegger über Schlögl's Wiener Sittenschilderungen sind auch in dem hier als Quelle angeführten Bande von Wurzbach's Lexikon zum Abdruck gebracht. Eine Ausgabe unter dem Titel „Friedrich Schlögl's Gesammelte Schriften", welche die 3 Hauptwerke („Wienerblut, Wiener Luft, Wienerisches") enthalten, erschien 1893 in 3 Bänden (Wien), deren erster eine hübsche biographische und litterarhistorische Einleitung von Fritz Lemmermeyer bietet. — Aus der regen Correspondenz mit Sch. besitzt P. Rosegger mehrere hundert Briefe desselben, die zum Theile durch ihre Eigenart und Derbheit einen sehr ergötzlichen Eindruck machen und die biderbe Gradheit und Offenheit des Verfassers überaus charakterisiren.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich, 30. Th., 1875. — Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter . . . d. 19. Jahrh., Leipzig 1901, Bd. 3. — L. Eisenberg, Das geistige Wien. Wien 1893, S. 487. — Auf die Briefe Anzengruber's an Schlögl und Mittheilungen über Schlögl in anderen Briefen Anzengruber's wurde schon im Texte hingewiesen. Ebenso auf Rosegger's: Gute Kameraden. Wien 1893. Beide Werke bieten namentlich zur Charakteristik des Menschen Sch. und seiner urwüchsigen Persönlichkeit viel Bemerkenswerthes. — Friedrich Schlögl. Erinnerungen an einen alten Wiener von Julius Newald. Wien 1895. — Ueber Schlögl's Verkehr mit Anastasius Grün und Briefe Graf Auersperg's an Schlögl betreffend den angeblich von seinen Verwandten verfolgten Baron Königsacker in Wien, welchen Sch. zu vertheidigen sich bemüssigt sah, handelt ein für den Charakter Sch. ebenfalls bezeichnender Aufsatz O. Tann-Bergler's im „Neuen Wiener Journal" 1895, Nr. 733. — G. A. Ressel „Ein Classiker der Wiener Litteratur" in Rosegger's „Heimgarten" Jahrg. 16, 1892, S. 207 f. Anton Schlossar.

Schlözer: Kurd von Sch., Dr., Wirkl. Geh. Rath, wurde am 5. Januar 1822 zu Lübeck als Sohn des dortigen kais. russ. Generalconsuls Karl v. Schlözer geboren. Ostern 1841 verließ er das Gymnasium mit dem Zeugniß der Reife und bezog die Universität Göttingen, um dort, wie nachher in Bonn, vornehmlich orientalische Sprachen zu studiren. Hierzu scheint er sich nur auf Wunsch seines Vaters entschlossen zu haben, der aus dem Enkel des berühmten Göttinger Professors einen Gelehrten machen wollte, denn Sch. hat, nachdem er im April 1845 in Berlin sein Doctorexamen „ehrenvoll" bestanden hatte, der eigentlichen Wissenschaft für immer Valet gesagt. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit, der sich Sch. vorwiegend seinem Vater zu Liebe gewidmet hatte, hat er nach dessen Tode (1859) aufgegeben,

was um so mehr zu bedauern ist, als er in seinen verschiedenen historischen Werken, die durch frische, lebendige Darstellung sich auszeichnen, ein bemerkenswerthes Talent für derartige Arbeiten gezeigt hatte.

Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, wo Sch. bei emsigem Sprachstudium auch die vielfachen Reize und Freuden der Weltstadt mit vollen Zügen genossen hatte, kehrte er nach Berlin zurück. Trotz wiederholter Ermahnungen seiner Freunde konnte er sich für einen bestimmten Lebensberuf nicht entscheiden. Seine Absicht, Ende 1847 sich um eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen zu bemühen, gab er auf, als er hörte, daß es hierzu der Ablegung eines juristischen Examens bedurfte. Er beschloß alsdann „an irgend einem Blatte im streng constitutionellen Sinne sich zu betheiligen". Aber auch das sollte ihm nicht glücken, infolge der politischen Wirren und Unruhen des „tollen" Jahres 1848. Sch. mischte sich daher zunächst in Ermangelung einer anderweitigen Beschäftigung, trotz seiner 26 Jahre, unter die studentische Jugend und wurde actives Mitglied des Studentencorps, welches zum Wachdienst und sonstigen Officien in Berlin verwendet wurde. Ende Juli begab er sich nach Frankfurt a. M., wo er mehrere Monate blieb und dank seinen vielfachen Bekanntschaften und Empfehlungen an die Männer des Tages an dem politischen Leben und Treiben den regsten Antheil nahm; seine Briefe aus damaliger Zeit sind nicht ohne Interesse. Speciell mit Ernst und auch mit Georg Curtius stand er in regem brieflichen Verkehr über die politischen Tagesfragen. Zu Ernst Curtius, dessen älterer Bruder Theodor, der nachherige Bürgermeister von Lübeck, Schlözer's jüngere Schwester Cäcilie geheirathet hatte, war er seit ihrem Zusammentreffen in Berlin in ein nahes freundschaftliches Verhältniß getreten. Und es steht außer Frage, daß unter Ernst Curtius' Leitung und Einfluß Schlözer's wissenschaftliche und geistige Entwicklung sich gestaltet hat. Was Schlözer's äußeres Leben betrifft, so ist seine außergewöhnliche Carriere nur dadurch veranlaßt, daß Ernst Curtius ihn der Prinzessin Augusta von Preußen vorstellte, und diese den damaligen Minister des Auswärtigen v. Schleinitz zu bestimmen wußte, daß Sch. zu Anfang des Jahres 1850, ohne Ablegung des sonst üblichen Examens, im Auswärtigen Ministerium als Geh. Expedirender Secretär eine Anstellung erhielt.

So hatte Sch. endlich eine geregelte Thätigkeit gefunden, die ihm aber wenig Freude und Befriedigung bereitete; um so bedauerlicher war es für ihn, daß er in dieser eben nicht beneidenswerthen Stellung verhältnißmäßig lange bleiben sollte. Erst im November 1856 wurde Sch. unter Zulassung zur diplomatischen Laufbahn, wiederum ohne Ablegung des sonst üblichen diplomatischen Examens, der preußischen Gesandtschaft in St. Petersburg zugetheilt. Kurz zuvor war er, als das Bedürfniß einer Wiederbesetzung des Postens eines diplomatischen Vertreters der Hansestädte am königlich dänischen Hofe sich geltend machte, hierfür in Aussicht genommen. Seinem Schwager Curtius in Lübeck, der dieserhalb bei ihm angefragt hatte, antwortete Sch.: „Der ehrenvolle Antrag meines geliebten Lübeck hat mich aufs herzlichste erfreut, und es hat mich mit wahrem Stolze erfüllt, daß man ein solches Vertrauen in mich setzt. Indeß ich kann mich nicht entschließen, den preußischen Dienst zu verlassen. Eine äußerlich brillante Stellung habe ich hier freilich nicht; die Hoffnungen, die ich beim Eintritt in den hiesigen Dienst hegte, haben sich bis jetzt nicht realisirt. Dennoch bleibe ich hier, ein Rücktritt widerspricht meinem Gefühle, man muß seine Fahne nicht verlassen." Und Sch. that recht daran. Wenn auch die Petersburger Jahre, zumal nachdem Otto v. Bismarck am 1. April 1859 die preußische Gesandtschaft übernommen

hatte, für Sch. nicht leicht gewesen sein mögen, und er unter der straffen Disciplin des neuen Gesandten schwer gelitten haben wird, wie aus Briefen an seine damaligen Freunde unzweideutig hervorgeht, so hat Sch. doch sehr bald in seinem neuen Chef den hervorragend tüchtigen und bedeutenden Vorgesetzten und Lehrmeister erkannt, von dessen Seite er nicht hat weichen wollen. Zwei Versetzungsanträge, die ihm während seiner Petersburger Zeit von Berlin, und zwar auf Veranlassung seiner dortigen Freunde und Gönner gemacht worden waren, hatte Sch. rundweg abgelehnt. Das sollte sein Glück sein, denn es dürfte die Annahme berechtigt sein, daß gerade in jenen Jahren, trotz der schroffen Gegensätze und der vielen harten Kämpfe, welche er mit Bismarck zu bestehen hatte, ganz unbewußt der Grund zu dem späteren ausgezeichneten Verhältniß zwischen beiden Männern gelegt worden ist. Am 31. Mai 1861 schrieb Bismarck an den Unterstaatssecretär v. Gruner: „Sch. ist im Umgange mit Vorgesetzten schwierig, und ich habe anfangs üble Zeiten mit ihm durchgemacht, aber seine dienstliche Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit haben meine Verstimmung entwaffnet.“

Als Bismarck's Ernennung zum Staatsminister und vorläufigen Ministerpräsidenten (25. September 1862) erfolgte, war Sch. bereits im Ministerium thätig, und zwar, wie sich herausstellen sollte, auf Bismarck's directe Veranlassung, der alles daran setzte, seinen bewährten Legationssecretär an sich zu fesseln, ihn zu seinem „Adjutanten“ zu machen. Daß Sch. diesen Wünschen und wiederholten Anträgen sich nicht willfährig zeigte, wird jeder verstehen und begreifen, der ihn genau kannte. Sch. besaß einen zu ausgeprägten Selbständigkeits- und Unabhängigkeitstrieb, der ihm eine dauernde tägliche Unterordnung unter die Gewohnheiten und Wünsche eines Anderen als eine unerträgliche Fessel würde haben erscheinen lassen, ebenso wie er seiner ungebundenen Natur nach ein Feind jedes conventionellen Zwanges und einer in starrstraffe Regeln eingespannten Arbeit war.

Alles was nur von weitem nach Bureaukratismus schmeckte, war ihm verhaßt, jeder Schematismus ihm ein Gräuel. Seine Besonderheit lag, so zu sagen, in der Gelehrtenarbeit im stillen Kämmerlein; wer Sch. bei Abfassung seiner Berichte hat beobachten können, wird das bestätigen. Eine Thätigkeit im Collegium, ein Auftreten in der Oeffentlichkeit wäre gegen seine Natur gewesen. Sch. war weder Redner noch Debatter. Aus diesen und anderen Gründen, die sich auf seine ganze Persönlichkeit zurückführen lassen, wäre er auch für den Posten eines Staatssecretärs im Auswärtigen Amte durchaus nicht geeignet gewesen, wiewohl sein Name unter den Nachfolgern Hatzfeldt's genannt wurde.

Gerade das ihm eigene kritische Selbständigkeitsgefühl führte auch dazu, daß er während seiner Thätigkeit im Ministerium häufig scharfe und abfällige Bemerkungen über die Politik Bismarck's sich erlaubte, was den Unterstaatssecretär Thile veranlaßte, ihn darauf aufmerksam zu machen, „daß er nicht Fremden gegenüber gegen Bismarck's Politik zu sprechen habe“. Dabei verkannte aber Sch. keinen Augenblick die gigantischen Fähigkeiten seines großen Lehrmeisters; er war aber in dem Glauben befangen, daß solche Herkuleskräfte, wie sie Bismarck nach jeder Richtung hin gezeigt, für die an und für sich nüchternen preußischen wie auch deutschen Verhältnisse und Zustände ungeeignet, gewissermaßen unverwerthbar sein müßten. Hätte Bismarck übrigens in Sch. einen direct gefährlichen Gegner erblickt, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, ihn für alle Zeiten „kalt zu stellen“; das that Bismarck nicht, er ließ seinen früheren Legationssecretär nicht „springen“, sondern maßregelte ihn

zu Anfang des Jahres 1864 durch eine „Verbannung“ nach Rom, nachdem er ihn im Spätherbst des Jahres 1863 noch zur Vertretung des preußischen Gesandten v. Balan auf mehrere Wochen nach Kopenhagen gesandt hatte. Bei seiner Rückkehr von dort empfing ihn Bismarck mit den Worten: „Nun, wie geht es Rosenkranz und Güldenstern?“

Wie in Kopenhagen, so hatte Sch. namentlich seit seiner Rückversetzung aus Petersburg nach Berlin, an der Centralstelle eine der interessantesten Phasen in der preußischen Geschichte mit durchlebt. Vor allem war es ihm vergönnt gewesen, aus nächster Nähe die kolossale Schaffenskraft und den immer mächtiger werdenden Einfluß Bismarck's zu beobachten.

In Rom war Sch. zunächst Legationssecretär unter dem Gesandten v. Willisen, und nach dessen im Sommer 1864 erfolgten Tode unter Harry Arnim, der damals mit Bismarck noch sehr liirt war, und zu dem auch Sch. nach und nach in ein gutes Verhältniß getreten ist. Die „ewige“ Stadt sollte Sch. eine zweite Heimath werden; er hatte dort während seines mehrjährigen Aufenthalts Gelegenheit den Grund für die Kenntnisse und Erfahrungen zu legen, die ihn wie keinen Anderen befähigen sollten, zu Anfang der 80er Jahre die Anbahnung des kirchlichen Friedens zwischen dem preußischen Staate und dem Vatikan in die Wege zu leiten. Die Stellung Preußens zur Curie war zu jener Zeit die denkbar günstigste; Sch. erzählt, daß der Papst eines Tages mit Monsignor Alessandro Franchi, segretario della congregazione per gli affari ecclesiastici straordinarii, die europäischen Staaten habe Revue passiren lassen und schließlich gefunden, daß er sich mit Preußen am besten stehe. Dank diesen vortrefflichen Beziehungen, wie auch infolge der zahlreichen Bekanntschaften unter den einflußreichsten Persönlichkeiten im damaligen Rom, Antonelli, Lichnowski, Hohenlohe war es Sch. möglich geworden, die Triebfäden des Vatikans und gleichzeitig die Fortschritte der italienischen Einheitsbestrebungen gründlich kennen zu lernen; er äußerte sich gelegentlich dahin, daß die weltliche Macht des Papstes nicht noch lange aufrecht zu erhalten sei, da eine Souveränität, welche die Bedingungen ihres Daseins nicht in sich selbst trägt, sondern nur durch eine fremde Macht gestützt werden konnte, auf die Dauer ein Unding sei.

Zeuge des Zusammenbruchs der weltlichen Herrschaft des Papstes sollte Sch. nicht mehr sein; Ende des Jahres 1868 erhielt er seine officielle Ernennung als Generalconsul des norddeutschen Bundes in Mexiko. Schon am 11. November hatte er seinem Schwager Curtius nach Lübeck geschrieben: „Bismarck hat mich von Varzin durch Keudell fragen lassen, ob ich Mexiko annehmen wolle; er läßt hinzufügen, daß er es mir nicht übel nehmen wolle, wenn ich ablehne, läßt mir aber sagen, daß er mich besonders geeignet hält, da die politische Bedeutung des Postens steigt.“ Noch im Mai desselben Jahres hatte Sch. den Kronprinzen von Preußen auf dessen besonderen Wunsch in Florenz begrüßt. Ueber dies Zusammentreffen schreibt Sch.: „Ich war Zeuge der großartigen Huldigungen, welche die dortige Bevölkerung unserm Kronprinzen darbrachte. Ganz Italien schien ihm so recht nachdrücklich beweisen zu wollen, daß man Sadowa in seiner vollen Bedeutung für Italien zu schätzen wisse.“

Schlözer's Hauptaufgabe in Mexiko sollte darin bestehen, für den norddeutschen Bund einen Handelsvertrag mit der Republik abzuschließen, was um so schwieriger war, als in den dortigen maßgebenden Kreisen die Abneigung gegen das Ausland seit der habsburgischen Intervention eine fabelhafte Höhe erreicht hatte. Aber auch dieser an und für sich ihm ferner liegenden Aufgabe hat sich Sch. in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit Geschick entledigt. Seine

joviale Art und Weise, die ihm manchen Freund nicht allein unter seinen Landsleuten, sondern auch bei den mexikanischen Behörden schaffte, hatte ihm seine Arbeit sehr erleichtert. Nach einem kurzen Urlaub in Deutschland schiffte sich Sch. Anfang Juli 1870 in Hamburg nach Amerika wieder ein, da eine Bestimmung des Handelsvertrages ihm die Pflicht auferlegte, noch vor dem 28. August die Ratificationen in Mexiko auszuwechseln. Am 19. Juli erhielt er auf der Rhede von New-York die überraschende Nachricht von der französischen Kriegserklärung. Daß ihm unter solchen Umständen seine Weiterreise recht schwer wurde, ist nur zu erklärlich. Es erschien ihm daher wie „Befreiung aus einem Bagno“, als ihm im März 1871 die Mittheilung zuging, daß er für den deutschen Gesandtschaftsposten in Washington designirt sei, und eine weitere Depesche des Inhalts: „Please come over for instructions without waiting any further communications“ begrüßte er mit Begeisterung.

Sch. hat es verstanden, aufrichtig freundschaftliche Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche herzustellen. Es ist ihm gelungen, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, durch sein aller aristokratischer Ueberhebung fernes schlichtes und liebenswürdiges Wesen nicht allein seine Landsleute, sondern auch die Deutschamerikaner in kurzer Zeit für sich einzunehmen; er brachte im officiellen Verkehr die deutsche Sprache zu Ehren, seine Ansprache an den Präsidenten hatte er deutsch gehalten. Auf ausdrücklichen Wunsch von Bismarck hatte Sch. die kirchlichen Verhältnisse, insbesondere die Ausdehnung und Machtstellung des Katholicismus, in Amerika gründlich studirt und wiederholt darüber eingehend berichtet. Bei der Sondirung und Bearbeitung solcher und ähnlicher Fragen war ihm die Freundschaft mit Karl Schurz von großem Nutzen gewesen. Beide Männer hatten sich gefunden und verstanden, kein Wunder, da bei Sch. dem Hanseaten Zeit seines Lebens eine liberale Grundrichtung seines politischen Denkens unverkennbar war. Im Juli 1880 erfolgte Schlözer's Ernennung zum Wirkl. Geh. Rath. Bismarck hatte ihn hiervon persönlich mit folgenden Worten in Kenntniß gesetzt: „Ich hoffe, daß Sie sich nicht in Ihrer Ehre verletzt fühlen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie zur Exzellenz vorgeschlagen habe.“ Diese mehr scherzhaft hingeworfene Aeußerung beweist offenbar, daß zwischen beiden Männern ein ausgezeichnetes Verhältniß bestanden, wie es auch abgesehen von vorübergehenden geschäftlichen Differenzen — denn Sch. stand keineswegs im Geruch willfähriger Fügsamkeit — geblieben ist. Kam er aus Amerika oder vom italienischen Boden im Sommer auf Urlaub nach Deutschland, war er stets ein gern gesehener Gast im Hause Bismarck, in Varzin und Friedrichsruh. Nach alledem war es kaum zu verwundern, daß der Reichskanzler, als ihm zu Anfang der 80er Jahre ein Ausgleich mit Rom immer nothwendiger erschien, in erster Linie an Sch. dachte und gerade in ihm für die erfolgreiche Führung der einzuleitenden Verhandlungen die in jeder Beziehung geeignetste Persönlichkeit erblickte. Bereits im Sommer 1881, als Sch. auf Urlaub in Deutschland sich befand, erhielt er von Bismarck den höchst ehrenvollen aber sehr delikaten Auftrag nach Rom zu reisen, um dort ganz privatim in der angedeuteten Richtung Personen und Verhältnisse zu sondiren. Wenn auch Schlözer's Recognoscirungsreise den erwünschten Erfolg gehabt hatte, so kehrte er doch zunächst nach Amerika zurück; erst zu Anfang des Jahres 1882 erfolgte seine Ernennung zum preußischen Gesandten beim heiligen Stuhl. Als solcher hat er die Verhandlungen, welche bei Einleitung und Durchführung des Rückzuges nach Aufhebung der Maigesetze sich als nothwendig erwiesen, mit Umsicht und Sachkenntniß geführt und hat durch seine ausgezeichneten Interpretationen der Wünsche des Kaisers

Wilhelm I. und des Fürsten Bismarck zur Wiederherstellung eines „modus vivendi“ wesentlich beigetragen. Hierbei war ihm sehr zu statten gekommen, daß es ihm nicht nur gelungen war unter den maßgebenden kirchlichen Würdenträgern sich dienstwillige Freunde zu verschaffen, wozu in erster Linie der Staatssecretär Jacobini gehörte, der auch schon im Sommer 1881 dem recognoscirenden Sch. in Rom die Wege geebnet hatte, sondern daß er vor allem das hohe Glück hatte, bei dem Papste Leo XIII. persona gratissima zu werden.

Mit dem Tode von Jacobini und speciell nach Uebernahme des Staatssecretariats durch den Cardinal Rampolla (1887), der Sch. nicht liebte und in ihm wegen seiner guten Beziehungen zum heiligen Vater einen unbequemen Gegner erblickte und daher seine Abberufung direct und indirect betrieben hat, galt Schlözer's Stellung zeitweise für erschüttert; Bismarck indeß wollte von dem Manne seines Vertrauens nicht lassen. Bekannt ist, in wie geschickter und bemerkenswerther Weise Sch. im Herbst 1888 ein Ceremoniell festgestellt hatte, welches dem Kaiser bei Gelegenheit seiner Anwesenheit im Quirinal es möglich machte, auch dem Papste einen Besuch abzustatten, ohne mit den im Vatikan geltenden Grundsätzen und Rücksichten in Conflict zu gerathen. Wie vortrefflich das von Sch. entworfene Programm für den Kaiserbesuch im Vatikan am 12. October 1888 sich bewährt hatte, beweist die Thatsache, daß bei Wiederholung des kaiserlichen Besuches im April 1893 fast dasselbe Ceremoniell beobachtet worden ist. Wenn trotzdem die Zusammenkunft in den Gemächern des Vatikans weder den Kaiser noch den Papst voll befriedigt hat, so war Sch. dafür nicht verantwortlich zu machen. Seine Prophezeiung, „es mag alles noch so gut arrangirt und festgestellt sein, Ueberraschungen bleiben nie aus“, sollte sich leider bewahrheiten. Seine Gegner glaubten hiernach erneute Veranlassung zu haben, auf seine Beseitigung zu dringen, und mit Bismarck's Sturz (März 1890) begannen dann auch die Angriffe gegen ihn mit besonderer Heftigkeit und zum Theil unter Anwendung recht eigenthümlicher Mittel. Abgesehen davon, daß es übel vermerkt worden war, daß Sch. seine guten Beziehungen zum Hause Bismarck andauernd aufrecht erhielt und speciell im Winter 1891 mit dem in Rom weilenden Grafen Herbert Bismarck auf das Intimste verkehrt hatte, wurde von seinen Gegnern an bestimmter Stelle wiederholt behauptet, daß Schlözer's geistige und körperliche Kräfte in sichtbarem Abnehmen begriffen wären; dagegen ist es Thatsache, daß der Reichskanzler v. Caprivi, als Sch. im Sommer 1890 sich ihm in Berlin vorstellte, über seine geistige Frische und Rüstigkeit erstaunt gewesen ist. Es wurde ferner 1891 das Gerücht in Umlauf gesetzt, Sch. sei ein Anhänger der Freimaurerei. Man hatte gehofft, ihn dadurch beim Papst zu verdächtigen. Römische Blätter brachten sogar eines Tages eine aus Brüssel datirte Depesche des Inhalts: „Rappel Schlözer ministre Prusse près Vatican parceque Francmaçon“. Und wie war dies Gerücht entstanden? Sch. besaß einige Weingläser mit Freimaurerzeichen, die er hin und wieder seinen Tischgästen, zu denen auch hohe Geistliche gehörten, vorgesetzt hatte. Auch der bekannte Freiburger Professor Kraus hat zweifellos auf Schlözer's Sturz mit hingearbeitet. Beide Männer verkehrten seit Jahren gern und viel miteinander; eines Tages war aber das gute Verhältniß, wie Sch. selbst erzählte, getrübt worden, und zwar durch einen Vorfall, der sich nach einem Diner zugetragen hatte, indem Sch. beim Nachhausegehen Kraus wegen einer in Gegenwart von Damen gemachten Bemerkung in harmloser mehr scherzhafter Weise zur Rede gestellt hatte, worauf dieser erwiderte, er wisse allein, was er zu thun habe. Wenn schließlich auch Aeußerungen

darüber gefallen sind, daß Schlözer's Berichte einige Zeit vor seiner Entlassung seltener und dürftiger geworden waren, so wird das nicht an ihm gelegen haben, sondern an der Thatsache, daß eine Veranlassung zur Berichterstattung unter dem neuen Curs weniger häufig vorgelegen hatte, als zu Bismarck's Zeiten. Sch. hatte sich hierzu gelegentlich dahin geäußert: „Wir deutschen Diplomaten alle, die wir nur bescheidene Vollstrecker seines (Bismarck's) Willens an den ausländischen Höfen waren, wuchsen mit ihm und fühlten uns stark in dem Dienste, den wir dem mächtigsten Staatsmann und unserem Vaterlande leisteten. Das ist anders geworden, seitdem er gegangen. Wir durften und konnten nicht mehr im Namen einer überwältigenden Individualität sprechen, und man hörte auch im Vatikan auf meine Stimme nicht mehr, wie früher." Ob und welche speciellen Gründe für Schlözer's so plötzliche Entlassung vorgelegen haben, mag dahin gestellt bleiben; die Umstände, unter denen seine Abberufung schließlich erfolgt war, „entsprechen jedenfalls nicht seinen hohen Verdiensten und der Anerkennung, die er bei Kaiser Wilhelm I. und dem Fürsten Bismarck wiederholt gefunden hatte". Nachstehende Notizen dürften von Interesse sein.

Durch Erlaß vom 13. Juni 1892 — unterzeichnet von Marschall — war ihm sein seit Jahren üblicher Sommerurlaub von acht Wochen anstandslos bewilligt worden, und am 26. Juni erhielt Sch. durch Depeschensack einen vom 23. Juni datirten, vom Reichskanzler Grafen Caprivi unterzeichneten Erlaß, worin seine „ehrenvolle Laufbahn mit Rücksicht auf sein vorgeschrittenes Alter als abgeschlossen" bezeichnet und er zur „Einreichung eines Gesuches um Verabschiedung" aufgefordert wurde. Schon am folgenden Tage hatte Sch. sein Abschiedsgesuch aufgesetzt und abgesandt; vom 4. Juli aus Drontheim datirt die kaiserliche Abschiedsordre und vom gleichen Tage das Schreiben an den Papst, worin es heißt: „Mon conseiller actuel intime de Schlözer m'ayant exprimé le désir d'entrer en retraite, à cause de santé" etc.

Der Papst, für den die Entlassung Schlözer's ganz unerwartet gekommen ist, hat ihm sowohl mündlich, als auch durch Uebersendung seines Bildes mit der ehrenvollen eigenhändigen Unterschrift „vir fidelis et prudens multum laudabitur" seine hohe Werthschätzung zu erkennen gegeben. Dieses Bild ist nach dem Tode Schlözer's von seinen Erben der Stadt Lübeck geschenkt worden, und es ist auf Verfügung eines Hohen Senates „zur Erinnerung an einen der hervorragendsten Söhne Lübecks der Stadtbibiothek zur dauernden Aufbewahrung überwiesen worden".

Nach seiner Verabschiedung verblieb Sch. zunächst in Rom, zumal er nicht ohne weiteres seine Wohnung im Palazzo Capranica aufgeben konnte und wollte. Viele seiner Freunde, zu denen in erster Linie Monsignor de Montel und sein langjähriger Legationssecretär v. Reichenau gehörten, hielten nach wie vor zu ihm, während einige seiner früheren Getreuen, die Cardinale Galimberti und Hohenlohe, den Mandatar des alten Curses glaubten meiden zu sollen. Im Sommer 1893 siedelte Sch. nach Berlin über; im Spätherbst packte ihn eine heftige Influenza, die ihn aber nicht hinderte, nach Friedrichsruh zu fahren, weil er wünschte noch einmal in die Augen seines Lehrmeisters und Helden Otto v. Bismarck zu schauen. Das waren Schlözer's letzte sonnige Tage.

Am 13. Mai 1894 am Pfingstsonntag endete der Tod die Leiden eines Mannes, der „zu den hervorragendsten unserer älteren Diplomaten gehörte", der schlicht und recht stets seine Pflicht gethan und der unbeirrt um Lob und Anerkennung, „die ihm anvertrauten wichtigen Interessen auf seinen verschiedenen Posten mit Geschick und Erfolg wahrgenommen hatte". Sch. paßte

an und für sich nicht in die hergebrachte diplomatische Schablone; er war ein Mensch, der menschlich fühlte und dachte, der mit Hoch und Niedrig verkehren konnte, eine Gabe, die nicht viele seiner Collegen besitzen werden. Schlözer's Stärke als Diplomat lag in seiner völligen Vorurtheilslosigkeit, die ihn im Verein mit seinem geschichtlich veranlagten und geschichtlich geschulten Geiste das Herausschälen des Kernes ermöglichte, in seiner Fähigkeit die Anderen in ihnen nicht zum Bewußtsein kommender Weise auszuhorchen, ohne dabei selbst je mehr oder etwas anderes sich abfragen zu lassen, als er wünschte; in seinen reichen Kenntnissen und in seiner geistvoll jovialen, um nicht zu sagen, burschikosen Art, die den Anderen sicher machte und einlullte. Aeußerlich freilich war bei Sch. wenig von einem Diplomaten zu merken; das gilt sowohl von seiner Erscheinung, die mehr die eines Gelehrten war, als von seiner geradezu spartanischen häuslichen Einrichtung, die kaum mehr als die erforderliche Zahl von Stühlen und Tischen aufwies, als schließlich von seiner jeder Eleganz baren Kleidung, die von der salopp gebundenen bindfadendicken schwarzen Kravatte bis zu den altmodischen Stiefeln alles andere eher vermuthen ließ, als einen königlich preußischen Gesandten.

Wenn die Zeit gekommen sein wird, wo ein künftiger Sybel Schlözer's römische „eigenhändig und frisch geschriebenen, ganz vertraulichen Berichte“ aus den Berliner Archiven zur historischen Bearbeitung erhält, wird ein überaus reicher Stoff der Belehrung, vielleicht auch der Ergötzung und Erheiterung daraus zu entnehmen sein, denn seinem klugen Auge entging so leicht nichts von dem, was man den Blick hinter die Coulissen der Weltgeschichte zu nennen pflegt.

Paul Curtius.

Schmelzkopf: Heinrich Robert Eduard Sch., Schriftsteller, † 1896, wurde zu Saalsdorf im Herzogthum Braunschweig am 23. Juni 1814 als ältester Sohn des Pastors Ferdinand Schmelzkopf geboren, der, um Anfang 1850 emeritirt, am 9. Februar 1869 zu Bevern im 88. Lebensjahre gestorben ist; seine Mutter Dorothee geb. Fricke, an der der Sohn liebevoll hing, starb in Saalsdorf am 11. Februar 1845. Von 1826 bis Ostern 1834 besuchte Sch. das Gymnasium zu Helmstedt, das er mit einem glänzenden Zeugnisse verließ. Wenn er sich in Göttingen am 28. April 1834 auch als Student der Theologie und Philologie einschreiben ließ, so hat er doch eigentlich theologische Vorlesungen niemals gehört, sondern er trieb auf breitester Grundlage sprachliche, sowie litterarische, geschichtliche und philosophische Studien bei Ewald, Karl Otfried Müller, v. Leutsch, Jac. Grimm, Gervinus, Dahlmann, Herbart und Anderen. Von Anfang an nahm er an den Uebungen im philologischen Seminar theil, von Michaelis 1834 bis Ostern 1836 auch an der griechischen Societät des Professors v. Leutsch. Ganz besonders schloß er sich an K. O. Müller an, dessen Lieblingsschüler er wurde, sodaß er ihn gern die akademische Laufbahn hätte einschlagen sehen. Da das eifrige anhaltende Studium Schmelzkopf's von Natur schwächlichen Körper sehr geschädigt hatte, so sah er sich genöthigt, den Sommer 1836 zu seiner Erholung im Elternhause zu verbringen. Als er dann im Herbst 1836 wieder nach Göttingen zurückkehrte, ließ er sich nur noch als stud. phil. immatriculiren. Nach einem Jahre siedelte er für ein Semester nach Leipzig über, wo er außer bei Moritz Haupt und W. Wachsmuth namentlich bei Gottfried Hermann hörte; der großen Verehrung für Letzteren gab er in lateinischen und griechischen Versen beredten Ausdruck. Nachdem er darauf in der Familie des Amtsassessors Lueder in Mohringen als Hauslehrer gewirkt hatte, reichte er Ende Juli 1839 in Braunschweig seine schriftlichen Arbeiten zum Staatsexamen ein; aber vor der mündlichen Prüfung erkrankte er und, obwohl jene Arbeiten sehr gut beurtheilt waren und er von

Michaelis bis Weihnachten 1839 am Obergymnasium in Braunschweig mit gutem Erfolge unterrichtet hatte, so hat er sich zu einer Vollendung der Prüfung in der Folge niemals entschließen können Er verzichtete auf jede Anstellung und führte seitdem „das unstäte Leben eines fahrenden Scholaren, eines mittelalterlichen Vaganten". Ihn beseelte ein unbändiges Freiheitsgefühl, das keinerlei Zwang sich unterwerfen wollte, selbst nicht im Hinblick auf die Eltern, denen es schwer fiel, neben den jüngeren Brüdern auch ihn noch zu unterstützen, das ihn aber andererseits nicht abhielt, von alten und neuen Freunden und Bekannten allerlei Wohlthaten in Empfang zu nehmen. Erleichtert hat ihm diese völlige Ungebundenheit des Lebens seine erstaunliche Bedürfnißlosigkeit, besonders nachdem er mit bewundernswerther Willenskraft seiner körperlichen Gebrechen, wie der Gicht, gegen die er 1842 Elgersburg besuchte, Herr geworden war. Er trieb in Leipzig und Berlin medicinische Studien, beschäftigte sich auf das eifrigste mit Hygiene und Diätetik, ward so zunächst sein eigener Arzt und suchte dann die Erfahrungen, die er an seinem schwächlichen, aber durch planmäßige Uebungen und feste Lebensweise gekräftigten Körper gemacht hatte, auch für Andere nutzbar zu machen. In dieser Absicht schrieb er das Volksbuch: „Ower de kunst, jesunt te sin", das 1846 bereits in zweiter Auflage erschien. In diesem Jahre, wo er wieder in Braunschweig als Privatlehrer weilte, entfaltete er überhaupt eine rege litterarische Thätigkeit; er ließ zwei plattdeutsche Gedichtsammlungen: „Scheppenstiddische Streiche" und „Immen" erscheinen, daneben in vollendeter Form griechische und lateinische Oden und Epigramme („Nuces amarae quas collegit E. Texicephalus"), eine Schrift über die „Jesuitengräuel in der Schweiz" u. a. Auch für Zeitschriften und Zeitungen war er thätig, vorzüglich in den folgenden Jahren, wo ihn hauptsächlich die politischen Ereignisse und Bestrebungen in Anspruch nahmen. 1847 ließ er einen „Cypressenkranz auf das Grab Dr. Steinacker's" erscheinen. In dem wilden Jahre 1848 hat er dann als volksthümlicher Redner und Schriftsteller in Braunschweig eine große Rolle gespielt. Die Erfolglosigkeit der damaligen Versuche machte auf ihn, der seiner Sache in ehrlicher Begeisterung ergeben war, einen erschütternden Eindruck; dennoch hat er den Standpunkt von 1848 als großdeutscher Idealist sein Leben hindurch unentwegt festgehalten. Er begann nun wieder sein ruheloses Wandern. In den Jahren 1851 und 1852 hielt er sich in Vorsfelde auf, wo er die Kinder seines Freundes Grete erzog. Ebenso wirkte er 1853—1855 in Gerdeshagen bei Güstrow als Erzieher mit gutem Erfolge. Ganz besonders waren es schwach begabte und auch körperlich zurückgebliebene Kinder, die er mit liebevoller Sorgfalt zu fördern verstand, und die mit inniger Dankbarkeit an ihm hingen. Auch manche Eltern hat er sich dadurch verpflichtet, was ihm auf seinen ausgedehnten Reisen vielfach zu Gute kam. Im J. 1856 gedachte er im Lübeckschen, wo er den zweiten Fischerbuden gepachtet hatte und am 21. October 1856 Bürger geworden war, eine Erziehungsanstalt zu begründen; aber der Plan kam nicht zur Ausführung. Um den Anfang des Jahres 1857 schloß er mit Auguste Müller, der Tochter des Gutsbesitzers Rudolf Müller in Brandenbaum bei Lübeck, eine unglückliche Ehe, die nach etwas über Jahresfrist wieder getrennt wurde. Auch mit seinem landwirthschaftlichen Unternehmen hatte er kein Glück, und er zog nun wieder unstät von Ort zu Ort, 1859 nach Hildburghausen, 1860 nach Coburg, 1862 nach Gotha, dann nach Keilhau bei Rudolstadt, wo er an der Fröbel'schen Erziehungsanstalt, 1864 nach Meersburg, wo er an der Seemannsschule unterrichtete, 1865 nach Leipzig. Nirgends litt es ihn lange. Eine glückliche Zeit verlebte Sch. in Zürich (1867—1874), auch in Rom, wo er viel in Künstlerkreisen verkehrte. Italien hat er wiederholt, zu-

letzt wohl 1880, aufgesucht; in ausgedehnten Wanderungen hat er das Land wie auch Skandinavien und Großbritannien durchstreift. Vorübergehend hielt er sich zwischendurch wieder in Braunschweig auf, bis das Alter ihn überwand und er die letzten Jahre still und zurückgezogen bei Verwandten in Bevern verbrachte, wo er nach langem, schmerzvollem Krankenlager am 18. Mai 1896 einem Schlagflusse erlag.

Sch. war ein Mann von ungewöhnlichen Anlagen, der als Philologe gewiß Hervorragendes hätte leisten können, wenn er sich selbst zu sammeln und seine Kräfte und Neigungen zu zügeln und zusammen zu halten verstanden hätte. Er besaß ein umfassendes Wissen und eine gute Darstellungskunst; aber es fehlte ihm die Ausdauer, seine Gaben für eine Aufgabe zu concentriren und in einem ausgereiften Werke voll zum Ausdrucke zu bringen. Er beschäftigte sich unablässig mit Plänen und Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Technik und Gewerbe, stets originell und geistvoll, aber fast niemals mit einem wirklichen, bleibenden Ergebniß. Am meisten werden sein Gedächtniß seine plattdeutschen Gedichte erhalten, denen ein berufener Kenner, wie Klaus Groth, volle Anerkennung zollte, die aber dennoch eine größere Verbreitung niemals fanden.

Aus seinem litterarischen Nachlasse, der dem herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel übergeben worden ist, hat einer Bestimmung des Verstorbenen gemäß Prof. Friedr. Cunze in Braunschweig in pietätvoller Freundschaft eine Auswahl getroffen und unter dem von Sch. selbst noch gewählten Titel „Kinder des Herzens“ eine Sammlung plattdeutscher und eine solche hochdeutscher Gedichte (Helmstedt 1897 und 1898) veröffentlicht, die das Fühlen und Denken, Wollen und Streben des eigenartigen, gutherzigen Mannes getreu wiederspiegeln. Als Sonderling erschien er später allen, die ihm begegneten, schon durch seine auffallende Kleidung und Haltung, in der er nicht ohne den Anschein von Eitelkeit durch die Vernachlässigung des Aeußeren an die cynischen Philosophen des Alterthums erinnerte. So hat denn dieses Leben, dessen Anfänge zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, längst nicht die Früchte zur Reife gebracht, die man von ihm erwartet hatte.

Vgl. Friedr. Cunze im Braunschw. Magazin 1896, S. 109 ff. und in den Nachworten zu beiden Theilen von Schmelzkopf's „Kinder des Herzens“. — Biographisches Jahrbuch I, 405 f.

P. Zimmermann.

Schmerling; Anton Ritter von Sch., Staatsmann, stammt aus einer in Niederösterreich seßhaften Familie, deren Adel bis mindestens in das 17. Jahrhundert zurückreicht. Sein Vater war der k. k. Appellationsrath Joseph R. v. Schmerling, seine Mutter Elise, Tochter des berühmten österreichischen Rechtsgelehrten Franz Edler v. Zeiller. Er selbst wurde am 23. August 1805 zu Wien geboren, widmete sich den Rechtswissenschaften, erwarb die Doctorwürde, trat 1829 bei dem Landrechte in Wien in den Staatsdienst als Auscultant, wurde 1842 zum Rath bei dem Landrechte, 1846 zum Appellationsrath ernannt. Da seine Familie dem landständischen Adel angehörte, er selbst an den in ihren ersten Anfängen im Ständehause sich regenden liberalen Bestrebungen und Arbeiten innigen Antheil nahm, wurde er vom Landtage 1846 in den ständischen Ausschuß und 1847 zum ständischen Verordneten gewählt, in Folge dessen er zeitweilig den Staatsdienst verließ. Bei den Berathungen, Beschließungen, Anträgen an die Regierung, wie sie damals von den Ständen an die Regierung gerichtet wurden — Reform der Criminalgerichte erster Instanz, Reorganisirung des Schulwesens, Aufhebung von Zehent und Robot, Einführung des vierten Standes, der Ab=

geordneten der Städte und Märkte in die Versammlungen der Stände, Erlassung eines Preßgesetzes, einer Gemeindeordnung, Verbesserung des Volksunterrichtes — welche aber alle erfolglos blieben, betheiligte sich Sch. auf das lebhafteste. Damals schon erkannte man wenigstens in dem engeren Kreise der Gebildeten Schmerling's staatsmännische Fähigkeiten, wußte, daß er ein entschiedener Gegner des Metternich'schen Systems sei und Alles, was einer besseren Zeit entgegensah, blickte vertrauensvoll auf ihn, der nicht blos durch seine Geistesgaben, auch durch seinen persönlichen Muth als warmer Vertreter der seit Jahren gehegten, unbeachtet gebliebenen Volkswünsche gelten konnte.

In den stürmischen Märztagen des Jahres 1848 in Wien war Sch. Mitglied jener ständischen Deputation, welche sich vom Landtage in die Hofburg begab (13. März Nachmittag) und dort dem Alterego des Kaisers Ferdinand, Erzherzog Ludwig, und dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Franz Karl, die Forderungen des Volkes — Aenderung des absolutistischen Regierungssystems, Preßfreiheit, Reorganisation der Landstände, Bewaffnung der Studenten, Verstärkung der Bürgercorps, Berufung eines Comités zur Berathung der einzuführenden Reformen — vortrug. Metternich erschien bei dieser Conferenz und da stellte Graf Breuner an ihn die Bitte, er möge seine Demission geben, dadurch allein könnte die Stadt und die aufgeregten Gemüther sich wieder beruhigen. In würdevollster Haltung und im ruhigsten Tone erklärte er, das wolle er thun! Nun wurde Sch. von seinen ständischen Collegen gebeten für die am nächsten Morgen erscheinende „Wiener Zeitung" die officielle Mittheilung über diese Vorgänge und über die erreichten Concessionen abzufassen. Er ließ sich dazu herbei, Erzherzog Ludwig genehmigte Schmerling's Concept und die „Wiener Zeitung" vom 14. März brachte den Artikel.

Am 14. und 15. März war Sch. vollauf beschäftigt mit Angelegenheiten der Organisirung der Nationalgarde, deren Errichtung eben zugestanden und zu deren Obercommandanten Graf Hoyos ernannt worden war, dem bei den umfassenden Arbeiten Sch. auf das thatkräftigste zur Seite stand.

Doch nicht lange war für Sch. des Bleibens in Wien. Als die Nachrichten von den Verhandlungen des deutschen Vorparlaments in Frankfurt nach Wien gelangten, wurde Sch. von dem Märzministerium Ficquelmont-Pillersdorf nach Frankfurt gesendet, um als Vertrauensmann der kaiserlichen Regierung den Berathungen über den deutschen Verfassungs-Entwurf beizuwohnen. Am 4. April war Sch. bereits in Frankfurt angelangt und fungirte in dem Collegium des vom Bundesrathe berufenen Siebzehnerausschusses an der Seite des österreichischen Bundes-Präsidialgesandten Grafen Colloredo als Vertrauensmann der kaiserlichen Regierung. Damit tritt Sch. zum ersten Male in einer bedeutenden, in die Geschichte von Deutschland und Oesterreich tief eingreifenden Stellung hervor. Er war damals 43 Jahre alt, hatte sich bisher im höheren Richterstande als ausgezeichneter Jurist und im Dienste der Stände durch glänzende Kenntnisse, Charakterfestigkeit und zeitgemäße Anschauungen hervorgethan. „Er war ein Mann von seltenen Talenten, unter denen das staatsmännische ihn vor seinen Zeitgenossen ganz besonders auszeichnete. Wenn er auch in seiner späteren Laufbahn als Begründer des constitutionellen Lebens in Oesterreich nicht in allen von ihm hervorgerufenen Einrichtungen glücklichen Eingebungen gefolgt ist und manchem schweren Irrthum verfiel, so hat er im revolutionären Sturmjahre doch unstreitig zu den Wenigen gezählt, die über die Durchführung der Bundesreform und die Uebereinstimmung von Volkswillen und Fürstenrecht gereifte und verwerthbare Ansichten besaßen. Gegenüber den Kathedermanieren der selbstbewußten Professoren, die im Ausschusse das große Wort führten, Dahlmann, Gervinus,

Zachariä u. A. machte das bescheidene, liebenswürdige, aber durch Ueberzeugung gefestigte Auftreten des mit den Grundsätzen rationeller Verwaltung wohlvertrauten, zu vornehmer Lebensführung erzogenen österreichischen Beamten einen sehr günstigen Eindruck." (v. Zwiedineck.)

Der Bundestag hatte, den Beschlüssen des Vorparlaments entsprechend, die Wahlen zur Nationalversammlung ausgeschrieben, die am 1. Mai zusammentreten sollte. Im Siebzehnerausschusse wies Sch. zum Erstaunen seiner Collegen nachdrücklich darauf hin, daß die deutschen Regierungen für die Zeit des Ueberganges und der parlamentarischen Vorarbeit ein Executivorgan für die gemeinsamen Angelegenheiten schaffen müßten, dem die Vertretung des Bundes nach Außen, also die Leitung der auswärtigen Politik und die Verfügung über die Bundestruppen zustehen solle, und am 27. April kam man überein, ein dreigliedriges Directorium einzusetzen, für das Preußen und Oesterreich je ein Mitglied zu ernennen hätten, während das dritte von den übrigen Bundesstaaten aus einer von Baiern aufgestellten Liste gewählt werden sollte. Der Fünfzigerausschuß des Vorparlamentes protestirte heftig gegen diesen Vorschlag — er greife der constituirenden Gewalt der künftigen Nationalversammlung vor.

Am 13. Mai wurde Sch. an Stelle des zurücktretenden Grafen Colloredo zum österreichischen Präsidialgesandten im Bundestage ernannt. Er nahm nicht freudig diese Last auf sich, legte in einem amtlichen Schreiben an das Ministerium des Auswärtigen in Wien dar, wie schwierig, ja wie reich an Bitterkeit unter den obwaltenden Verhältnissen der Posten eines Bundestagsgesandten sei; „der Bundestag hat durch seine Leistungen in dreißig Jahren eine so tiefe Entrüstung bei allen aufgeklärten und wohlgesinnten Männern, einen so gerechten Haß in ganz Deutschland hervorgerufen, daß er auch jetzt, wenngleich mit Männern besetzt, welche vor wenigen Wochen als Vorkämpfer der Freiheit verehrt wurden und die zum Theile ihre freisinnige Richtung mit Kerker gebüßt haben, doch kein Vertrauen einflößt und als ein, wie man es ausspricht, entbehrliches Institut mit Geringschätzung behandelt wird. — Würde ich nur persönlichen Rücksichten folgen, so müßte ich Seine Majestät dringend bitten, die mir gewordene Berufung zurückzunehmen. Aber ich halte es für die Pflicht eines Jeden, der sein Vaterland liebt, sich selbst zu vergessen, und übernehme mit Bereitwilligkeit einen Posten, auf dem ich vielleicht nützlich sein kann. — Bei meiner Ernennung sind mir keine Instructionen ertheilt worden; ich werde daher nach meiner Ueberzeugung und nach den Grundsätzen meines Lebens, nämlich für die constitutionelle Monarchie, mein Amt zu führen bemüht sein."

Obwohl der Bundestag in den letzten Zügen lag, gelang es Sch. doch, noch einmal frisches Leben und regen Geist in ihm zu erwecken. Er leitete die Versammlung ruhig und gewandt, dabei aber auch selbstbewußt und energisch. Als Wrangel's, des Oberbefehlshabers der preußischen und sonstigen Bundestruppen, unmotivirter Rückzug aus Jütland bekannt wurde, traf Sch. sogleich die Anordnung zur Verstärkung dieser Streitkräfte durch das zehnte deutsche Armeecorps. — Energisch trat er, als ein sardinisches Geschwader Triest bedrohte, dem Gesandten dieser Macht entgegen und verwahrte sich gegen jeden Angriff auf die zum deutschen Bundesgebiet gehörige Stadt. — Als die Nachricht von dem Pfingstaufstande in Prag einlangte und zu befürchten stand, daß Windischgrätz, um ihn zu bekämpfen, die deutschen Grenzgebiete in Böhmen von Truppen entblößen würde und die dort wohnenden Deutschen an Eigenthum und Leben von den Tschechen bedroht würden, ersuchte er im Auftrage des Bundestages die Regierungen von Preußen, Baiern und Sachsen, in diesem

Falle auf Verlangen der österreichischen Regierung entsprechende militärische Hilfe zur Wiederherstellung der Ordnung in Böhmen und zum Schutze der Personen und des Eigenthums der dortigen Deutschen eintreten zu lassen.

Am 18. Mai wurde die deutsche Nationalversammlung eröffnet, der Sch. als Abgeordneter der niederösterreichischen Stadt Tuln an der Donau angehörte. Er schloß sich dem rechten Centrum (nach dem Versammlungsorte „Hirschgraben", „Kasino" genannt) an, deren Mitglieder, darunter Mathy, Bassermann, v. Soiron, Welcker, Wachsmuth, Waitz, Gagern, meist Professoren und parlamentarische Koryphäen waren und dessen Programm ein ausgesprochen constitutionell-monarchisches war.

In der Debatte (23. Mai) über den Conflict zwischen der Bürgerschaft und der preußischen Besatzung in Mainz entkräftete Sch. auf das entschiedenste die Beschuldigungen, welche der Radicale Zitz gegen die preußischen Soldaten erhoben hatte und betonte, daß in einem ähnlichen Falle die österreichischen Truppen ebenso gehandelt hätten, wie es die preußischen gethan. Dankschreiben und Anerkennungen von Seite der Abgeordneten aus Preußen und der preußischen Officiere in Mainz folgten diesem muthigen Auftreten Schmerling's.

Am 29. Juni wurde Erzherzog Johann von der Nationalversammlung mit 436 Stimmen von 548 Anwesenden zum deutschen Reichsverweser gewählt, übernahm am 11. Juli in Frankfurt diese Würde, während gleichzeitig die Bundesversammlung ihre Thätigkeit schloß. Erzherzog Johann erschien in der Nationalversammlung, der Schriftführer Biedermann verlas das Gesetz über die Constituirung der Centralgewalt, Heinrich v. Gagern bat im Namen der Nationalversammlung den Erzherzog die Beobachtung des Gesetzes zu geloben, was der kaiserliche Prinz in seiner schlichten herzgewinnenden Weise that.

Hierauf begab sich der kaiserliche Prinz in die Bundesversammlung, um deren Huldigung und die Uebertragung ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse auf die provisorische Centralgewalt entgegenzunehmen. Im Festsaale des Bundespalais nahm der Erzherzog auf einer hiezu errichteten, mit einem Baldachin bedeckten Estrade den für ihn bestimmten Platz ein, Sch. trat vor und hielt von sämtlichen Bundesgesandten im Halbkreise umgeben, eine längere Anrede an den Erzherzog, deren Inhalt darin gipfelte, daß die Bundesversammlung, nachdem ihre bisherigen Obliegenheiten an die Centralgewalt übergegangen seien, ihre Thätigkeit als abgeschlossen betrachte. Mit dieser Erklärung fand denn auch die Stellung Schmerling's als Bundespräsidialgesandter gerade so wie die seiner Collegen im Bundestage ihr Ende.

An Erzherzog Johann trat nun die Aufgabe heran, das Reichsministerium zu bilden. In dem ersten Cabinete, das er berief, ernannte er (am 15. Juli) Sch. zum Minister des Innern und (am 5. August) den Fürsten Karl von Leiningen zum Präsidenten.

Ein heftiger Sturm brach in der Nationalversammlung aus, als am 4. September Heckscher, der Minister des Auswärtigen, den Abschluß des Waffenstillstandes zu Malmö zwischen Preußen und Dänemark mittheilte. Was sollte das Reichsministerium thun? Die Lage war außerordentlich schwierig und erforderte kühle Erwägung des Möglichen und des unter den gegebenen Verhältnissen im Interesse der Gesammtheit Nützlichen.

Sch. besaß die Geistesgegenwart und Ruhe, in solchen Augenblicken für den Staatsmann unschätzbare Eigenschaften, um in sich selbst jedes leidenschaftliche Aufwallen zu unterdrücken und den moralischen und physischen Muth, die als richtig erkannten Maßregeln, wenn auch mit Gefahr für das eigene Leben durchzuführen. Er bestimmte unter Darlegung der verderblichen Folgen einer Verwerfung des Waffenstillstandes, die zu Zerwürfnissen mit Preußen

geführt hätte, das gesammte Ministerium einschließlich der Unterstaatssecretäre, dem Reichsverweser die nachträgliche Genehmigung der Malmöer Abmachungen zu empfehlen; auch Robert Mohl, der am längsten widerstrebte, wurde von Schmerling's Gründen überzeugt. In der Nationalversammlung aber wurde nach stürmischen Debatten die Sistirung des Malmöer Waffenstillstandes mit 238 gegen 221 Stimmen beschlossen. Das Ministerium Leiningen nahm seine Entlassung, denn es konnte diesen Beschluß nicht ausführen. „Es trat zurück", schrieb Sch. am 6. September nach Wien, „es seinen Nachfolgern überlassend, ohne Preußen und Oesterreich einen Krieg zu führen, für welchen, außer den Turnern und Studenten, kein Mensch sich interessirt."

Der Reichsverweser versuchte, constitutionellem Gebrauche entsprechend, ein Ministerium aus der siegreichen Majorität zu bilden. Dies gelang jedoch nicht und bei der weiteren Debatte über diese Angelegenheit in der Nationalversammlung wurde nach dreitägigem Redestreite die von der Minorität der Ausschüsse beantragte Ermächtigung des in Malmö abgeschlossenen Waffenstillstandes mit 258 Stimmen gegen 237 ertheilt.

Nun konnte der Reichsverweser an die früheren Minister die Aufforderung richten, ihre Aemter wieder zu übernehmen. Fürst Leiningen und Heckscher traten nicht mehr in das Cabinet. Sch. übernahm die auswärtigen Angelegenheiten und das Präsidium. An seine Thatkraft und seinen Muth wurden schon in den nächsten Tagen die größten Anforderungen gestellt und er bewährte sich glänzend.

Es kam zu einer gewaltthätigen Erhebung des Frankfurter Pöbels, zu einem regelrechten Aufstande. Barrikaden wurden gebaut, allenthalben zeigten sich bewaffnete Volkshaufen, die Paulskirche sollte gestürmt, die Nationalversammlung gesprengt werden. Der Frankfurter Senat wendete sich an Sch. mit der Erklärung, daß die Machtmittel der Stadt zur Bewältigung der Erhebung nicht ausreichten. Sch. traf sogleich die besten erforderlichen Vorkehrungen. Er beorderte telegraphisch zwei Bataillone, ein österreichisches und ein preußisches, von Mainz nach Frankfurt und ließ sich in einem Frühmorgens am 18. September abgehaltenen Ministerrath volle Actionsfreiheit zur Niederwerfung des Aufstandes zuerkennen. In Uebereinstimmung mit dem Kriegsminister v. Peucker traf er mit bewunderungswürdiger Entschlossenheit und militärischer Sachkenntniß alle zum Schutze Frankfurts und des Parlaments nothwendigen Maßregeln. „Die Frühmorgens am 18. ankommenden Bataillone wurden in der Umgebung der Paulskirche aufgestellt, zwei weitere Bataillone und eine Batterie aus Mainz, Cavallerie und eine Batterie aus Darmstadt, württembergische Reiter, die auf dem Rückmarsche von Holstein begriffen waren, aus Friedberg und eine bairische Batterie aus Aschaffenburg erbeten, die Verbindung mit Hanau, von wo die Aufständischen den meisten Zuzug erwarteten, durch Aufreißen der Schienen unterbrochen. Gestützt auf diese militärische Macht lehnte Sch. die Zurückziehung der Truppen, die durch Deputationen der Linken am 18. Vormittags von ihm verlangt wurde, ab und erklärte die Barrikaden, die in der Altstadt entstanden, stürmen zu lassen, wenn sie bis 6 Uhr Abends nicht geräumt und abgetragen seien."

Am Nachmittage begann der Kampf in mehreren Stadttheilen. Hätte Sch. den Forderungen der Abgeordneten der Linken nachgegeben, so wäre die Absicht der Aufständischen sich Frankfurts und seiner Reichthümer zu bemächtigen, erreicht worden.

Gegen Abend ließ Sch., der die Anordnungen mit Peucker persönlich vereinbart hatte, die hessische Batterie auf der Zeil gegen die Hauptbarrikade vorgehen und Feuer geben. Gleichzeitig rückten die Infanteriecolonnen zum

Sturm vor, worauf in wenigen Stunden der Widerstand gebrochen war, so daß Frankfurt um 10 Uhr Abends sich vollständig in den Händen der Truppen befand. Am nächsten Tage konnte die Nationalversammlung ungestört tagen. Mit großer Majorität wurde den Maßregeln des Reichsministeriums, auch der Verhängung des Belagerungszustandes über Frankfurt, die Zustimmung ertheilt und den Truppen der Dank für die bei Unterdrückung des Aufstandes bewiesene Hingebung und Mäßigung ausgesprochen.

In den folgenden Monaten vermehrten sich die Schwierigkeiten für Sch. immer mehr und mehr, seine Stellung wurde von Tag zu Tag bedenklicher. Durch die Nachrichten, welche über die Octoberrevolution von Wien nach Frankfurt gelangten, kam es in der Nationalversammlung zu sehr lebhafter Bewegung, Erregung und heftigen Debatten; die vom Reichsministerium veranlaßte Sendung der Abgeordneten Welcker und Oberst Mosle zu Windischgrätz und an den kaiserlichen Hof nach Olmütz zur friedlichen Beilegung des Kampfes um Wien blieb ganz ergebnißlos, die von der äußersten Linken des Parlaments erfolgte Abordnung ihrer Collegen Robert Blum und Julius Fröbel endete in tief beklagenswerther Weise mit der gegen Gesetz und Recht erfolgten Hinrichtung Blum's, welche erklärlicher Weise die heftigsten und leidenschaftlichsten Aeußerungen in der Nationalversammlung zur Folge hatte; und nach der Thronbesteigung Kaiser Franz Josef's I. (2. December 1848) steigerten sich die Schwierigkeiten im Parlamente und in dessen Ausschüssen noch bedeutender, da nach der bei diesem Anlasse erfolgten feierlichen Erklärung des Einheitsstaates Oesterreich die Frage des Verhältnisses dieses Reiches zum künftigen Deutschland brennend geworden war.

Sch. war ein unbedingter Gegner des Gagern'schen Programms, er glaubte, das deutsche Volk werde sich mit einem erneuerten Staatenbunde begnügen, es lasse sich eine Reform des Bundes ersinnen, die den berechtigten nationalen Ansprüchen zu genügen vermöge. Er suchte Zeit zu gewinnen, indem er die Einleitung von Unterhandlungen in Aussicht stellte, um jene Modificationen der Reichsverfassung zu vereinbaren, ohne die Oesterreichs Eintritt in den Bundesstaat nicht gedacht werden konnte. Ein Antrag, der die Unterhandlungen mit Oesterreich einleiten sollte, wurde stilisirt, von Beckerath (am 7. December) befürwortet, er bildete den Gegenstand eifriger Berathungen in den Clubs Landsberg, Kasino, Augsburger und Württemberger Hof. Jedoch der Antrag fiel, die Clubs wollten zwar Unterhandlungen zugeben, wie sie das Reichsministerium wünsche, jedoch unter der Voraussetzung, daß das Wesen des Bundesstaates nicht verletzt werde. Keinesfalls dürfe aber Sch. dabei betheiligt sein; er habe sich zwar als ehrenhaft deutscher Mann gezeigt, er habe mit Umsicht und Energie das Vaterland gerettet, allein die Verhältnisse seien stärker als die Personen. Die gegenwärtigen seien unverträglich mit der Person des Herrn v. Sch. Da nach Annahme dieser Motion Sch. auf keine Majorität im Parlamente mehr rechnen konnte, da es seine nächsten Gesinnungsgenossen waren, die seine Demission verlangten, und auch seine Ministercollegen dieser Ansicht sich anschlossen, begab er sich am 16. December zum Reichsverweser und bat um Enthebung von der Stelle, die er durch sechs Monate unter den schwierigsten Verhältnissen jedoch mit glänzenden Erfolgen innegehabt hatte. Sie wurde ihm ertheilt und Erzherzog Johann berief Heinrich v. Gagern zum Ministerpräsidenten, Minister des Aeußern und Innern.

Sch. entschloß sich, mit lebhafter Zustimmung von Seite des Reichsverwesers, zu einer Reise nach Oesterreich, um sich dem jugendlichen Kaiser vor=

zustellen und die neuen Minister, namentlich Schwarzenberg und Stadion kennen zu lernen. Unterwegs in Leipzig traf ihn der Courier mit Depeschen, die ihn einluden, entweder in das österreichische Ministerium zu treten, oder den Posten eines Bevollmächtigten bei der deutschen Centralgewalt zu übernehmen. Er begab sich direct nach Wien, wo er vom Ministerium ehrenvollst empfangen wurde und dann nach Olmütz an das kaiserliche Hoflager. Die Minister Schwarzenberg und Stadion, die eben ins Amt getreten waren, beeinflußte er auf das entschiedenste gegen das Gagern'sche Programm, da in demselben, wenn auch nicht ausgesprochen, die preußische Spitze des Bundesstaates enthalten war und bewirkte damit einen vollen Umschwung der österreichischen Politik in der deutschen Frage. Sein Programm stand in vollem Gegensatz gegen das Gagern'sche. Kein Deutschland ohne Oesterreich, also kein Bundesstaat, wenn Oesterreich in demselben sich nicht einfügen läßt, kein deutscher Staat, in dem Oesterreich nicht den ersten Platz einnehmen kann. Dies ist auch der Grundgedanke der Note vom 28. December 1848, die in der am 26. und 27. December unter Schmerling's Theilnahme stattgefundenen Ministerrathssitzung beschlossen wurde. Von Wien begab sich Sch. an das kaiserliche Hoflager nach Olmütz, wo er, mit dem Vertrauen der allerhöchsten Familie beehrt, in wiederholten Unterredungen mit der Kaiserin-Mutter, der Erzherzogin Sophie, zur Auseinandersetzung seines Programmes ermächtigt wurde, das auch da volle Billigung fand. Er übernahm nun die ihm angebotene Stelle eines Bevollmächtigten bei der deutschen Centralgewalt und kehrte nach Frankfurt zurück. Hier legte er dem Reichsministerium jene Note vom 28. December vor, welche die scharfe Erklärung enthielt, daß Gagern das Kremsierer Programm gründlich mißverstanden habe, daß Oesterreich sich die Freiheit der Entschließung über den Beitritt zum Bunde unbeschränkt offen halte und für diese Frage einen gesandtschaftlichen Verkehr entschieden ablehne, daß keine Reichsverfassung rechtlich Bestand habe ohne Einvernehmen mit den Fürsten, deren erster Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich sei. Gagern blieb auf seinem Standpunkte und beantragte am 5. Januar 1849, die Nationalversammlung möge ihn ermächtigen, zur geeigneten Zeit und in geeigneter Weise mit Oesterreich über dessen Verhältniß zu Deutschland zu verhandeln. Schmerling's Stellung war eine ungemein schwierige, auf das heftigste entbrannte der Kampf zwischen der österreichischen und großdeutschen Partei mit der kleindeutschen, der preußischen Erbkaiserpartei, die in ihm ihren gefährlichsten Gegner sah; selbst ein Theil seiner früheren Anhänger waren nun seine Gegner geworden. Sch. als Führer der Oesterreicher und an der Spitze der großdeutschen Partei stehend, arbeitete allen Bestrebungen, welche auf die Errichtung eines preußischen Kaiserthums gerichtet waren, entschieden entgegen, hatte dabei jedoch die schwersten Angriffe gegen seine Person, gegen sein Wirken, ja geradezu Schmähungen und Verleumdungen zu ertragen.

Noch schwieriger und bedenklicher wurde seine Stellung, als am 4. März 1849 Kaiser Franz Josef jene Verfassung erließ, auf Grundlage deren alle Länder der österreichischen Monarchie zu einem einheitlich centralisirten Staate sollten umgestaltet werden. Wie sollte nun das Verhältniß der deutsch-österreichischen Bundesländer zu dem Bundesstaate sein, der in Deutschland gegründet werden sollte? Die staatsrechtliche Unmöglichkeit eines solchen Zustandes bewog Sch., um seine Enthebung von der Stelle eines österreichischen Bevollmächtigten bei der deutschen Centralgewalt zu bitten, der auch am 12. März stattgegeben wurde. Ungemein schwer war Schmerling's Abschied von Erzherzog Johann für Beide. Nachdem er Ende April auch sein Mandat als Abgeordneter der Stadt Tuln in der deutschen Nationalversammlung

niedergelegt hatte, übersiedelte er von Frankfurt nach Wien und trat wieder die Stelle eines Verordneten im ständischen Ausschusse an. Doch nicht lange blieb er auf diesem Posten zweiten Ranges.

Der Minister des Innern, der hochbegabte und edelgesinnte Graf Franz Stadion, war unheilbar erkrankt, der Justizminister Dr. Alexander Bach wurde an dessen Stelle berufen und Fürst Felix Schwarzenberg trug Sch. das Justizministerium an, das er am 28. Juli 1849 annahm.

Es war eine kritische Zeit, in der Sch. nun wieder in die erste Reihe der leitenden Staatsmänner trat. In Ungarn wüthete noch der Bürgerkrieg, in Italien drohte von neuem der Ausbruch des Krieges, der dann allerdings durch die Heldenthaten des kaiserlichen Heeres unter Radetzky's genialer Führung bald glorreich beendet wurde, Verfassung und Verwaltung waren auch in den andern Ländern der Monarchie aus allen Fugen gewichen, das Alte war aufgehoben, das Neue noch nicht eingeführt. Sch. widmete sich seinem Amte mit der rastlosesten Thätigkeit, mit dem größten Geschick, betheiligte sich an der Lösung aller politischen Fragen, nahm den regsten Antheil an allen Arbeiten, die zur Ausführung der einzelnen Bestimmungen der Verfassung nöthig wurden. Bereits am 1. Juli 1850 war die Gerichtsorganisation für alle deutsch-österreichischen Bundesländer mit den Schwurgerichten als Schwerpunkt durchgeführt, für Ungarn ein Provisorium angeordnet, um in diesem Lande den dringenden Bedürfnissen einer geordneten Rechtspflege abzuhelfen. So war in kurzer Zeit die vormärzliche Patrimonialgerichtsbarkeit, die mit der Grundentlastung naturgemäß ihr Ende nehmen mußte, durch die staatliche Jurisdiction ersetzt, an die Stelle der vormärzlichen herrschaftlichen Gerichte traten die k. k. Bezirksgerichte. Die Organisirungsarbeiten für Galizien, Ungarn und Lombardo-Venetien wurden energisch gefördert und Schmerling's Anträge hatten bereits theilweise die Genehmigung des Kaisers erlangt, theilweise stand sie nahe bevor. All diese Reformen beruhten auf den Bestimmungen der Verfassung vom 4. März 1849. Wäre diese treu und ehrlich verwirklicht worden, wären ihre einzelnen Bestimmungen durch organische Gesetze ausgebaut worden, hätte die österreichische Monarchie zu einem centralistisch-constitutionellen Gesammtstaate ausgestaltet werden können und die furchtbaren Katastrophen, die den Kaiserstaat 1859 und 1866 trafen und die heutzutage noch nicht verwunden sind, wären aller Wahrscheinlichkeit nach hintangehalten worden. Doch dem war leider nicht so. Schwarzenberg, der geborene Absolutist und Bach, der um sich im Ministerium zu erhalten, bald der erste Handlanger der Reaction zur Vernichtung der letzten noch erhaltenen Reste der freiheitlichen Errungenschaften wurde, steuerten das Staatsschiff immer mehr einem militärisch-absolutistisch-hierarchischen Systeme zu. Frühzeitig erkannte das Sch., der in einer seinem Gewissen und seinen politischen Ueberzeugungen nach so entgegengesetzten Regierung nicht verbleiben zu können gedachte. Schon am 25. Januar 1851 nahm er seine Entlassung als Justizminister.

Die Worte, welche er damals sprach: „Es wäre in diesem Augenblicke ein Leichtes, aus Oesterreich einen constitutionellen Einheitsstaat zu schaffen; mit dem Absolutismus kann man einige Jahre lang experimentiren, aber er ist nicht zu halten und man wird endlich wieder dort anfangen müssen, wo wir jetzt aufgehört haben, die inmitten liegende Zeit aber ist eine verlorene" haben sich in den folgenden Jahrzehnten leider zum Unheile Oesterreichs und seiner Bewohner vollauf bewahrheitet.

Nun folgten Schlag auf Schlag reactionäre Maßnahmen. Durch das Allerhöchste Cabinetsschreiben vom 20. August 1851 wurde erklärt, daß das Ministerium nur dem Monarchen verantwortlich und von jeder Verantwortung

gegenüber jeder anderen politischen Autorität enthoben sei; durch die zwei Patente vom 31. December 1851 wurden die Verfassung vom 4. März 1849 und die für die nichtungarischen Provinzen kundgemachten Grundrechte außer Wirksamkeit gesetzt; die durch Sch. 1849 und 1850 durchgeführte Trennung der Justiz von der Verwaltung wurde aufgehoben und die Bezirksgerichte und Bezirkshauptmannschaften wurden zu Bezirksämtern vereinigt, welche Justiz und Verwaltung in erster Instanz zu besorgen hatten; die Schmerling'sche Strafproceßordnung vom 17. Januar 1850, die Schwurgerichte und die Oeffentlichkeit des Verfahrens wurden abgeschafft, das Stadion'sche Gemeindegesetz, welches den Gemeinden gewisse Freiheiten zuerkannt hatte, wurde außer Wirksamkeit gesetzt und als Krönung dieses Werkes rückschrittlicher Organisation des Kaiserstaates wurde am 18. August 1855 das unselige Concordat mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen.

Vieles von dem mag Sch. vorausgesehen haben, darum wahrte er seinen Ruf als constitutionell gesinnter Staatsmann, dem Recht und Gesetz unverletzlich gilt, durch rechtzeitigen Rücktritt aus diesem Ministerium. Auf seinem eigentlichen Gebiete, dem der Justiz, leistete er aber auch fortab die ersprießlichsten Dienste. Er wurde zum ersten Senatspräsidenten des obersten Gerichtshofes in Wien, zum Mitgliede des Austrägalsenates für den deutschen Bund und des k. k. obersten Gefällsgerichtes ernannt und zum wirklichen kaiserlichen geheimen Rath (Titel Excellenz) erhoben.

In vollster Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben übte er fast zehn Jahre sein oberstes Richteramt mit Eifer, Ueberzeugungstreue und Vaterlandsliebe aus. Schwere Schläge trafen während dieser Zeit Oesterreich. Die unglückselige Politik Buol-Schauenstein's während des Krimkrieges, welche Rußland geradezu zum Feinde Oesterreichs machte und ihm gleichzeitig die Westmächte entfremdete, die Nebenbuhlerschaft mit Preußen in Deutschland, der italienisch-französische Krieg, der dem Kaiserstaate die Lombardei kostete, waren die bösen Früchte der unheilvollen Staatsleitung von 1851 bis 1866. Der sogenannte verstärkte Reichsrath, der in den Tagen der größten Noth und Hülflosigkeit zusammengerufen wurde, versagte, das Ministerium Goluchowski, welches durch das Diplom vom 20. October 1860 der Monarchie eine föderalistisch-ständische Verfassung verleihen wollte, erlebte durch die öffentliche Meinung die entschiedenste Verurtheilung. Es fiel. Die Kreise aller maßgebenden Gebildeten, welche dem schwerheimgesuchten Vaterlande eine bessere Zukunft wünschten, richteten ihre Blicke auf einen Mann, der Rettung und Heilung bringen könne, und das war Sch. — Und in der That, auch das Vertrauen des Kaisers wurde ihm zu Theil, am 13. December 1860 stellte ihn der Kaiser als Staatsminister an die Spitze der Regierung. Von allen Seiten wurde er jubelnd begrüßt; selbst Moritz v. Kaiserfeld, sein nachmaliger Gegner, der entschiedenste Vertreter des Verfassungsgedankens und der Autonomie der Länder schrieb damals: „Sch. als Minister bedeutet einen vollständigen Systemwechsel, das Ministerium, dessen Mitglied Sch. ist, ist dem von gestern so entgegengesetzt, wie die Begriffe ‚bestimmt‘ und ‚unbestimmt‘, ‚wollen‘ und ‚nicht wollen‘ nur immer sein können . . . Herr v. Sch. ist die letzte Karte, welche wir auszuspielen haben. Der Einsatz ist Oesterreich.“

Am 4. Februar 1861 übergab Sch. dem Erzherzog Rainer, dem freisinnigsten unter den Prinzen des kaiserlichen Hauses, das Präsidium im Ministerium, in dem er als Staatsminister blieb und in Verbindung mit Josef v. Kalchberg, Lasser, Perthaler und Plener eine Verfassung für die Gesammtmonarchie ausarbeitete, welche am 26. Februar 1861 publicirt wurde.

Gleichzeitig erschienen die in ihren wesentlichsten Bestimmungen jetzt noch geltenden Landesordnungen für die einzelnen Königreiche und Länder und die Landeswahlordnungen, nach welchen die Landtage gewählt und für den 6. April 1861 einberufen wurden. Mitglieder der Landtage sind die Virilisten (Erz- und Fürstbischöfe, Rectoren der Universitäten), Gewählte aus dem landtäflichen (ehemals herrschaftlichen) Großgrundbesitz, den Städten, Märkten und Industrialorten, den Handels- und Gewerbekammern, den Landgemeinden. In Tirol gibt es noch eine besondere Gruppe geistlicher Würdenträger im Landtage, und im Großgrundbesitz haben dort nur die adeligen Großgrundbesitzer zu wählen; in Vorarlberg entfällt diese Gruppe ganz und in Dalmatien treten die Höchstbesteuerten an ihre Stelle. In der Stadt Triest fungirt der Gemeinderath als Landtag, wenn er als solcher einberufen wird.

Der Reichsrath zerfällt in das Herrenhaus und in das Abgeordnetenhaus. Mitglieder des Herrenhauses sind die Erzherzoge, Erz- und Fürstbischöfe, die Häupter jener Familien, welche großen Grundbesitz haben und vom Kaiser als erbliche Mitglieder berufen werden, Männer, welche sich um Staat und Kirche, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht und vom Kaiser zu lebenslänglichen Mitgliedern ernannt werden. — Das Abgeordnetenhaus bestand aus 353 Mitgliedern, welche von den einzelnen Landtagen nach den Gruppen (Großgrundbesitz, Städte, Märkte und Industrialorte, Handels- und Gewerbekammern, Landgemeinden) aus ihrer Mitte gewählt wurden.

Die Februarverfassung wurde für alle Länder der Monarchie, also auch Ungarn und dessen Nebenländer, sowie Venetien für gültig erklärt. Der durch sie geschaffene Reichsrath war kein Volksparlament, er war eine Interessenvertretung (der Kirche, des Adels, des Großgrundbesitzes, der Städte und der in ihr vorhandenen Intelligenz, der Industrie, des Handels, des kleinen ländlichen Grundbesitzes), aber die Februarverfassung war doch ein großer staatsrechtlicher Fortschritt vom Absolutismus zum constitutionellen Leben und Sch. hat sich dadurch unstreitig ein unsterbliches Verdienst um sein Vaterland erworben. Er wollte durch sie seine eigene große Anschauung verwirklichen, wie sein Vaterland zu organisiren und zu beherrschen sei. Die ganze Monarchie, Ungarn eingeschlossen, sollte als Einheitsstaat constituirt werden; was Kaiser Josef II. geplant hatte, wollte Sch. vollführen. Es war eine unsäglich schwierige Aufgabe, welche er zu leisten hoffte, denn unter Goluchowski war die alte ungarische Comitatsverfassung wieder hergestellt worden, die deutschen Beamten und Lehrer mußten Ungarn verlassen und damit fehlten der Wiener Centralregierung die Organe zur Ausführung ihrer verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Pläne. Was den Schluß des Ausgleichs hätte bilden sollen, war zufolge der unglücklichen Erbschaft nach Goluchowski schon am Anfange geschehen. Sch. hoffte jedoch fest auf den Sieg seiner Anschauungen. Er überschätzte die Autorität des österreichischen Einheits- und Reichsgedankens und die materiellen Machtmittel, über welche er verfügen konnte. Er war Optimist, glaubte fest an die Verwirklichung des Einheitsgedankens und unterschätzte die Macht und Gewandtheit seiner politischen Gegner. Kräftig unterstützt wurde er von dem genialen Staatsmann Freiherrn v. Lichtenfels und von Erzherzog Rainer, dem Präsidenten des Ministeriums.

Am 1. Mai 1861 wurde die erste Session des Reichsrathes eröffnet, welche bis December 1862 währte. Schon in dieser wurde mehrseitig an der Februarverfassung gemäkelt. Die Liberalen vermißten die Feststellung der Grundrechte, der Immunität der Abgeordneten, der Verantwortlichkeit der Minister, die offene Anerkennung der Preßfreiheit, des Vereins- und Ver-

sammlungsrechtes, der Gleichberechtigung der Confessionen, tadelten den großen Einfluß des Adels und des Clerus und den Umstand, daß das Februarpatent zwar centralistisch gedacht sei, jedoch durch die Anlehnung an das Octoberdiplom einen föderalistischen Anstrich erhalten habe. Die ständischen Kreise und die Föderalisten, welche in der Anerkennung der historisch-politischen Individualitäten der Königreiche und Länder im Octoberdiplom eine Garantie ihrer separatistischen Bestrebungen gesehen hatten, lehnten die neue Verfassung ab. Der adelige Großgrundbesitz erklärte sich in seinen Privilegien verletzt. Ungarn beharrte auf der Rechtscontinuität seiner Verfassung. Die Tschechen reklamirten die angeblichen Rechte der Länder der Krone Böhmens. Die Clericalen bekämpften das neue Staatsgrundgesetz wie jede constitutionelle Staatsform.

So thürmten sich dem Staatsminister Schwierigkeiten aller Art entgegen. Die größte war die ungarische Frage. Der Landtag in Budapest lehnte die Wahlen in den Reichsrath ab, beharrte auf seinem separatistischen Standpunkte, verlangte Ungarns Selbständigkeit und die Personalunion. Er wurde am 23. August 1861 aufgelöst. Angesichts des Umstandes, daß die Ungarn an dem Wiener Reichsrath nicht theilnehmen wollten, stellte Sch. am 5. Juni 1861 fest, daß die Regierung die in Wien tagende Versammlung nicht als Gesammtreichsrath, sondern als engeren Reichsrath betrachte, mit jenen Befugnissen, welche im § 11 der Februarverfassung für ihn festgestellt sind.

December 1862 schloß die erste Session des österreichischen Reichsrathes. In den inneren Angelegenheiten war wenig zu fördern gelungen; viel lebhafter jedoch hatten sich die auswärtigen Verhältnisse, namentlich die Frage der Vorherrschaft in Deutschland zwischen Oesterreich und Preußen allmählich zu entwickeln begonnen. Sch. erklärte bei dem Künstlerfeste in Salzburg October 1862, Deutschlands Einheit müsse mehrere Schwerpunkte haben — dagegen erschollen die Worte Bismarck's, der am 24. September 1862 an die Spitze von Preußens Staatsleitung war berufen worden, von dem schmalen Leibe Preußens, der eine zu schwere Rüstung tragen müsse, von Blut und Eisen, das Deutschlands Einigung herbeiführen werde, von der Verlegung des Schwerpunkts Oesterreichs nach Osten.

Ein groß angelegter Versuch, Oesterreich die Hegemonie in Deutschland zu verschaffen, war der Frankfurter Fürstentag. Als Keim zu dieser in ihrer Art einzig dastehenden, höchst merkwürdig beginnenden und verlaufenden, schließlich jedoch ganz in Sand verrinnenden Versammlung ist die Denkschrift zu bezeichnen, welche Julius Fröbel Juni 1861 verfaßte und dem österreichischen Bundesgesandten in Frankfurt, Freiherrn v. Kübeck, überreichte. Ihr Grundgedanke ist, daß eine Bundesreform in Deutschland ohne Mitwirkung der Fürsten nicht zu erreichen und die Verwirklichung der großdeutschen Idee ohne thätiges Eingreifen des Kaisers von Oesterreich nicht möglich sei. Die Einzelheiten dieser Denkschrift sind beiläufig folgende: das deutsche Reich soll aus allen bisherigen Bundesstaaten bestehen. Die österreichischen und preußischen Nebenländer stehen für immer unter dem Schutze des Reiches. Dem Kaiser Franz Josef wird die erbkaiserliche Würde des Reiches übertragen. Das Reichsparlament theilt sich in ein Fürstenhaus und ein Volkshaus. Das Fürstenhaus besteht aus den regierenden Souveränen der deutschen Staaten, die sich durch Prinzen ihrer Familie vertreten lassen können. Der König von Preußen ist erster, der König von Baiern zweiter Präsident des Hauses. Oesterreich ist durch einen Erzherzog vertreten. Das Volkshaus besteht aus Delegationen, die von den Volksvertretungen der Einzelstaaten gewählt werden.

Zur Erreichung dieses Zieles sei eine Verfassung auszuarbeiten, die Fürsten, die Minister, die Kammermehrheiten, die Presse seien zu gewinnen, Oesterreich habe bei dem Bundestage einen Beschluß zu erwirken, Delegationen der Kammern auf einen bestimmten Tag nach Frankfurt zu berufen, und schließlich möge der Kaiser alle deutschen Souveräne auf denselben Tag zu einer großen Fürstenversammlung nach Frankfurt einladen. Seine Proclamation zum deutschen Erbkaiser werde dann höchst wahrscheinlich sein.

Kübeck beförderte diese Denkschrift nach Wien, wo sie dem Kaiser und den leitenden Ministern Rechberg und Sch. vorgelegt wurde. Dieser war auf das lebhafteste von Fröbel's Vorschlägen ergriffen, ließ ihn sogleich nach Wien kommen und verwendete ihn zur großdeutschen Propaganda, in Wien selbst bei der Gründung des in diesem Sinne wirkenden Blattes „Der Botschafter“, und zu Reisen in den deutschen Mittelstaaten zu demselben Behufe.

Es währte jedoch noch längere Zeit, bis der Kaiser zu einem entscheidenden Schritte sich veranlaßt sah; sein Schwager, der Erbprinz von Thurn und Taxis, scheint ihn dazu schließlich bewogen zu haben. Es wurde die Abhaltung eines deutschen Fürstentages zu Frankfurt beschlossen; Sch. trat auf das lebhafteste dafür ein, Rechberg war dagegen und gab seine Demission; als diese vom Kaiser nicht war angenommen worden, stellte er die Bedingung, daß er, und nicht Sch. den Kaiser nach Frankfurt begleiten dürfe, was wieder für den Staatsminister eine Zurücksetzung war. August 1863 fand der Fürstentag in Frankfurt statt, scheiterte jedoch vollständig an der Weigerung Preußens, an ihm theilzunehmen und der neuen Verfassung Deutschlands die Zustimmung zu geben.

Die zweite Reichsrathsperiode umfaßte die Zeit vom 17. Juni 1863 bis Februar 1864. Die staatsrechtliche Zerfahrenheit dauerte fort, alle Versuche, die Ungarn zur Beschickung des Reichsraths zu bestimmen, scheiterten; nur der Siebenbürger Landtag hatte die Wahlen für den Reichsrath vorgenommen und die Abgeordneten desselben erschienen im October 1863 im Reichsrath. Hingegen erklärten die tschechischen Abgeordneten aus Böhmen am 25. Juni 1863, daß sie jede weitere Mitwirkung an den Arbeiten des Reichsrathes ablehnen.

Am Beginne der dritten Reichsrathsperiode, welche vom 12. November 1864 bis 27. Juli 1865 währte, übersandten die Tschechen wieder eine Rechtsverwahrung und begründeten ihr Ausbleiben mit der Berufung auf die staatsrechtliche Stellung und Autonomie des Königreichs Böhmen. Im Hause selbst trat die autonomistische Partei hervor, welche für eine dualistische Staatsform und für die Selbständigkeit Ungarns plaidirte; die Lage der Regierung wurde immer schwieriger, Sch. befand sich bald in einem offenen Gegensatze gegen das Parlament. Der Kampf gegen das Ministerium beherrschte die ganze Session und entbrannte immer heftiger, je öfter die Regierung die Forderungen der liberalen Parteien nach freiheitlichem Ausbau der Verfassung unbeachtet ließ. Sch. suchte sich auf die Macht der Krone zu stützen, aber auch diese Stütze sollte er bald verlieren.

Zwei Jahre hatte Kaiser Franz Josef mit seiner ganzen Autorität fest an der Staatsauffassung Schmerling's gehalten. Ein zu stolzes Auftreten desselben jedoch scheint in der Hofburg verletzt zu haben, wo er ohnehin von Anfang schon heftige und gefährliche Gegner hatte. Franz Josef hörte dann auf diese, während Sch. noch im Amte war, und machte sich in Gedanken mit einem andern Regierungssysteme allmählich vertraut. Ueberhaupt war Sch. fast während der ganzen Zeit, als er Staatsminister war, nicht genügender Spielraum zur Durchführung seiner Pläne gegönnt und vielfach sah er sich

in der Entwicklung seiner Ideen gehemmt. Ja, im eigenen Ministerium saßen Gegner seiner Ansichten, so der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Bernhard Graf Rechberg, was sich insbesondere in der Beurtheilung der deutschen Frage und bei Gelegenheit des Frankfurter Fürstentages gezeigt hatte. Dennoch mußte Sch. in der großen Debatte vom 28. bis 30. Januar 1864 im Reichsrathe für Rechberg eintreten, wenn ihm das auch nicht sympathisch war. Er war ja der geachtetste Minister im Hause und ihm folgte es am ehesten. Er erklärte, das Bündniß mit Preußen werde auf die innern Verhältnisse Oesterreichs nicht einwirken und das Völkerrecht — den Londoner Vertrag — müsse man achten; Oesterreich werde baldigst das gute Einvernehmen mit dem deutschen Bunde wiederherstellen und zur Politik der Bundesreform zurückkehren.

Als jedoch Rechberg's Zollvereinsbestrebungen vollständig erfolglos blieben, drängte Sch. auf die Enthebung Rechberg's; er erklärte dem Kaiser, daß seine Stellung im Reichsrathe unhaltbar sei, wenn er nach diesen diplomatischen Mißerfolgen Rechberg an seiner Seite habe. Sch. und Rechberg baten um ihre Entlassung, der Kaiser entschied gegen diesen, da jener wenigstens noch vorläufig im Reichsrathe unentbehrlich war; Rechberg trat zurück und an seine Stelle wurde Graf Alexander Mensdorff-Pouilly, Statthalter und Landescommandirender in Galizien, berufen.

Aber auch Schmerling's Stellung war bei Hofe bereits erschüttert.

Es war ihm gelungen, Oesterreich, das nach dem Kriege von 1859 in völliger Auflösung war, mit fester Hand zu lenken, auf constitutionelle Bahnen zu führen und eine kräftige centralisirte Verwaltung zu organisiren. So wenig Rechte dem Volke nach der Februarverfassung auch zugestanden waren, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Sch. der Begründer des österreichischen Constitutionalismus ist. Die liberalen Deutschen, die seine Ernennung zum Staatsminister jubelnd begrüßt hatten, waren mit dem sehr beschränkten Parlamentarismus, wie er ihn nach der Februarverfassung übte, nicht zufrieden; sie forderten insbesondere größeren Einfluß des Reichsrathes auf die Regierung, volle Preßfreiheit, Aufhebung des Concordats. Diese Concessionen behagten jedoch dem Kaiser nicht und Sch. mußte, wenn er mit Hülfe der Krone die Reichseinheit gegen Ungarn durchführen wollte, den Kaiser sich geneigt erhalten und daher diesen Volkswünschen entgegentreten, wodurch er wieder die liberalen Deutschen sich zu Gegnern machte.

Da trat zu Ostern 1864 der große ungarische Staatsmann und Patriot Franz Deak mit einem Ausgleichsprogramme auf; er erklärte, Ungarn werde auf die reine Personalunion verzichten und außer der Person des Herrschers noch gewisse Angelegenheiten als Oesterreich und Ungarn gemeinsam anerkennen. Damals hätte Sch. mit Deak Verhandlungen über den Ausgleich beginnen sollen, er wäre jedenfalls für Oesterreich günstiger ausgefallen, als der spätere von 1867; er stellte sich aber leider auf den Standpunkt der Verwirkungstheorie: Ungarn habe durch den Aufstand von 1849, besonders dadurch, daß der ungarische Reichstag in Debreczin das Haus Habsburg der Krone Ungarns für verlustig erklärte, seine avitische Verfassung verloren und das Land sei als eine eroberte Provinz zu betrachten und zu behandeln. — Nachdem die Siebenbürger Abgeordneten im Reichsrathe erschienen waren und gut begonnene Unterhandlungen mit Kroatien im Zuge waren, hoffte Sch. die Ungarn durch Zähigkeit im Festhalten des Einheitsgedankens zu weiterem Nachgeben zu bewegen und that ihnen gegenüber den bekannten Ausspruch: „Wir können warten.“ Moritz v. Kaiserfeld, der Führer der steirischen Autonomisten, der mit Deak und Eötvös in enger Fühlung

stand, wollte vermitteln; Sch. lehnte ab und hielt an der Theorie der Rechtsverwirkung fest. Kaiserfeld, Unger, Fischhof, Herbst und mit ihnen die besten politischen Köpfe unter den Deutschen hielten dafür, daß Oesterreich nicht das Recht und die Macht hätte, Ungarn nach der Verwirkungstheorie zu behandeln. Sch. wies jegliche Vermittlung zurück — das war der Capitalfehler seiner Politik. Er hoffte, der Kaiser werde ihm gestatten, seinen staatsrechtlichen Plan zu Ende zu führen. Aber gerade bei dem allerhöchsten Herrn war er schon in Ungnade gefallen, auch deshalb, weil die von ihm vorgeschlagene Reformpolitik in Deutschland gescheitert, der von ihm so warm empfohlene Frankfurter Fürstentag resultatlos geblieben war. Hof und Volk wollten Erfolge seiner Bemühungen um Ungarn sehen; seinen einstigen Anhängern, den freisinnigen Deutschen, trat er in ihrem Verlangen nach liberaler Umgestaltung des ganzen Staatswesens entgegen, um sich bei Hof und beim Kaiser zu halten. Und jetzt wirkten die ungarischen Magnaten klug und vorsichtig, aber darum nicht weniger energisch, seinen Sturz zu erzielen. Graf Moritz Eszterházy, Minister ohne Portefeuille, ein schlauer, bei Hofe hoch angesehener Intriguant, wühlte auf das heftigste gegen Sch.; er bestärkte den Kaiser in der Abneigung gegen die parlamentarischen Formen, gegen die Ansprüche der liberalen Partei. Sein Rath ging dahin, die Februarverfassung zu beseitigen, den Absolutismus wieder herzustellen. Ungarn werde die Abschaffung der centralistischen Verfassung mit Freuden begrüßen, in Oesterreich werde das freisinnige Bürgerthum zurückgedrängt werden, der Adel könnte wieder in seine feudalen Rechte eingesetzt werden.

Im Winter 1864/65 kam es zu harten Zusammenstößen zwischen Sch. und der deutschen Linken im Abgeordnetenhause wegen des Erlasses eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes, wegen der Forderung, daß die Verordnung, womit der Belagerungszustand über Galizien war verhängt worden, dem Reichsrathe vorgelegt werden müsse, und über den § 13 der Februarverfassung, welcher der Regierung gestattete, sich während der Vertagung des Reichsrathes über dessen Befugnisse hinwegzusetzen.

Das alles kam Eszterházy zu Gute, der nun die stärksten Hebel zum Sturze Schmerling's ansetzte. Juni 1865 begab sich der Kaiser nach Budapest, wurde dort freudig begrüßt, da die maßgebendsten Kreise der ungarischen Politiker in Erfahrung gebracht hatten, er sei ihren Wünschen nach der Königskrönung und Wiederherstellung der ungarischen Verfassung nicht mehr ganz abgeneigt. Als am 26. Juni der ungarische Hofkanzler im Ministerium und Schmerling's Vertrauensmann Zichy seiner Stelle enthoben und Georg v. Majlath hierzu berufen wurde und der Staatsminister diese Thatsachen erst nach ihrem Vollzuge in Erfahrung brachte, erkannte er, daß sein ganzes großes Lebenswerk gescheitert sei. Ministerpräsident Erzherzog Rainer, Staatsminister Sch. und sein ganzes Cabinet gaben am 27. Juli 1865, dem Tage der Schließung der dritten Reichsrathssession, ihre Demission, welcher am 30. Juli Folge gegeben wurde. Schmerling's Nachfolger wurde der Statthalter von Böhmen, Graf Richard Belcredi, der für das nun folgende Unglücksjahr für Oesterreich unselige „Sistirungsminister“.

Nach seinem Rücktritte vom Staatsministerium nahm Sch. wieder die Stelle eines ersten Präsidenten des obersten Gerichtshofes ein, welche er sich bei seiner Berufung ins Cabinet vorbehalten hatte und die er nun bis zum 11. November 1891 bekleidete.

Am 21. April 1867 verlieh ihm der Kaiser die Würde eines lebenslänglichen Mitgliedes im Herrenhause des österreichischen Reichsrathes, am 31. Januar 1868 ernannte ihn der Kaiser zum Vicepräsidenten, am 14. Fe-

bruar 1871 zum Präsidenten dieser hohen Körperschaft; 1873, 1875, 1879 und 1881 wählte ihn die österreichische Delegation zu ihrem Präsidenten.

Im Herrenhause trat Sch. stets für die Reichseinheit ein und gegen den föderalistischen Gedanken auf. Als es im Juli 1867 zur Verhandlung über das Ministerverantwortlichkeitsgesetz kam, machte Sch., der schon als Staatsminister im Abgeordnetenhause Gegner der Verantwortlichkeit der Minister war, einige Einwendungen gegen dasselbe. Hingegen befürwortete er (am 3. Februar 1869), seinem ehemaligen Collegen Rechberg gegenüber, die Errichtung des Reichsgerichtes und die Erklärung dieses Gesetzes zum Staatsgrundgesetz.

Bei der Berathung der Staatsgrundgesetze (November 1867) vertheidigte er das Festhalten an dem Principe der Februarverfassung und wies darauf hin, daß sie nicht gehindert habe, die Autonomiebedürfnisse der einzelnen Länder zu befriedigen. — Bei der Berathung der Frage über die Einflußnahme des Reichsraths auf Landtagsbeschlüsse, trat Sch. den Föderalisten entgegen und betonte, der Reichsrath sei ein höherer Körper, da er die gesammte Vertretung des Reiches in sich schließe, die Landtage, die nur je ein Kronland vertreten, seien nur subordinirte Körper; es sei daher der Würde der Reichsvertretung entsprechend, wenn sie in Angelegenheiten zwischen diesen beiden Körperschaften das entscheidende Wort habe.

Bei der Berathung des Gesetzes über die Delegationen sprach er sich dahin aus, daß er hoffe, daß aus den Delegationen sich einst eine Reichsvertretung entwickeln werde, die alle Theile des Kaiserstaates umfassen solle, und daß in dieser Reichsversammlung alle Stämme zu einem einmüthigen Wirken sich die Hand reichen und gemeinschaftlich zu diesem Zwecke tagen werden — eine Hoffnung, die nicht in Erfüllung ging und leider nie in Erfüllung gehen wird.

Als es nach dem Sturze des sogenannten Bürgerministeriums (April 1870) im Herrenhause zu lebhaften Debatten zwischen den Centralisten und Föderalisten kam, trat Sch. diesen mit aller Energie entgegen und erklärte, daß nur jene Regierung als eine ihre Aufgabe richtig erfassende angesehen werden könne, welche es als ihre erste Pflicht erkennt und erstrebt, im Geiste der Verfassung und mit der Kraft der Gesetze allen gegen den Bestand und die Erstarkung der Verfassung sowie gegen die centrale Reichsgewalt gerichteten Sonderbestrebungen entgegenzutreten, um dadurch ebenso den Glanz und die Rechte der Krone, wie die Wohlfahrt des Reiches und dessen einheitliches Verfassungsleben zu wahren und zu fördern.

Gerade am Beginne des Ministeriums Hohenwart, dieses föderalistischen und feudalistischen Cabinettes (14. Februar 1871) wurde Sch. Präsident des Herrenhauses. In seiner Antrittsrede schon trat er dieser Regierung, die das Reich in historisch-politische Individualitäten auflösen wollte, mit den Worten entgegen: „Wir erleben noch immer, daß man in vergilbten Pergamenten blättert, um eine Grundlage für unsere staatlichen Einrichtungen zu suchen, während uns Allen doch klar sein muß, daß nur der frische und belebende Hauch der Gegenwart es ist, der auch in staatlichen Formen sich kundgeben muß, wenn dieselben gedeihlich wirken sollen. Ebenso besteht noch immer in gewissen Theilen des Reiches, ich muß es so bezeichnen, jene Kirchthurmspolitik, die es sich zur Aufgabe macht, sich immer nur in dem engsten Gesichtskreise zu bewegen und die noch immer nicht erkennen will, daß die Autonomie und Selbständigkeit der einzelnen Königreiche und Länder nur dann gewahrt ist, wenn das Reich sein mächtiges wärmendes Dach über sie spannt.“

Am 9. October 1879 gelangte im Herrenhause eine Deklaration von

sechs vom Kaiser neu ernannten Mitgliedern aus dem tschechischen Feudaladel zur Verlesung, in der sie erklärten, daß sie durch ihren Eintritt in keiner Weise der staatsrechtlichen Stellung des Königreiches Böhmen präjudiciren wollten. — Sch. trat dieser Enunciation energisch entgegen und legte Namens der Verfassungspartei Verwahrung gegen diese Deklaration ein.

Als 1880 das Ministerium Taaffe ans Ruder kam, bekämpfte Sch. dieses neue Regime, nur täuschte er sich darin, daß er diese neue Aera für eine rasch vorübergehende Epoche hielt. Namens seiner Gesinnungsgenossen erklärte er (am 23. December 1880), daß sie es für ihre patriotische Pflicht halten, „von neuem der ernsten Besorgniß Ausdruck zu geben, mit welcher uns die von der Regierung eingeschlagene Richtung erfüllt, und wiederholt in loyaler Weise vor den Gefahren zu warnen, welche für die Einheit des Reiches, für das feste Gefüge der Verwaltung und schließlich für die Verfassung selbst aus dem Vorgehen der Regierung erwachsen muß, welche wir daher nur mit Sorge und Mißtrauen begleiten können“.

Gegen die von Taaffe beantragte und auch durchgeführte Wahlreform (1882), welche nur gegen die Deutschen in Böhmen gerichtet war — Bildung einer eigenen fideicommissarischen Wählergruppe im Großgrundbesitze in Böhmen, Theilung der nichtfideicommissarischen Wähler des Großgrundbesitzes in fünf Wahlkörper, Herabsetzung des Census für die Wähler in den Städten, Märkten und Industrieorten und in den Landgemeinden auf fünf Gulden — sprach sich Sch. mit den durch die soeben (Januar 1907) erfolgte Einführung des allgemeinen Wahlrechtes geradezu prophetischen Worten aus, daß dadurch die ganze Bedeutung des Großgrundbesitzes verloren und er in dem politischen Leben seinem Untergange entgegen gehe.

Das letzte bedeutsame Hervortreten Schmerling's im Herrenhause fand im Herbst 1886 statt. Justizminister Prazak hatte mehrere Verordnungen erlassen, welche die fortschreitende Slavisirung der Gerichte in Böhmen und Mähren und die Verdrängung deutscher Gerichtsbeamten auch im deutschen Sprachgebiete zur Folge hatten. Und am 23. September 1886 erschien ein Erlaß Prazak's, welcher den Zweck verfolgte, die Unmöglichkeit des Fortbestandes der deutschen Sprache als Staatssprache darzulegen und die tschechische Staatssprache für den tschechischen Staat der Zukunft anzubahnen. Gegen diesen Erlaß brachte Sch. am 20. October 1886 im Herrenhause den Antrag ein, das Haus wolle eine Commission von neun Mitgliedern wählen, um diese Verordnung sowohl nach ihrer rechtlichen Seite, als in Hinsicht ihrer politischen Tragweite zu prüfen, darüber Bericht erstatten und die entsprechenden Anträge stellen. Daß gerade Sch. diesen Antrag stellte, war um so schwerer wiegend, da er Präsident des obersten Gerichtshofes war. Die Regierung und die Hofkreise waren über diesen Antrag des obersten Richters in hohem Grade entrüstet; von den deutschen Landtagen jedoch langten gegen Prazak's Sprachantrag Beschlüsse ein, und die Deutschen in den Kronländern erließen stürmische Kundgebungen gegen denselben. Das einst durch die Unabhängigkeit seiner Gesinnung und durch seine dem (allerdings gemäßigten) Fortschritt huldigende Haltung ausgezeichnete und die Reichseinheit hochschätzende Herrenhaus war durch den Einfluß des Hofes und der Regierung und die Pairsschübe bereits so haltlos geworden, daß es in der Sitzung vom 30. April 1887 den Antrag Schmerling's auf Aufhebung dieser Verordnung ablehnte und den Antrag Falkenhayn's annahm: es liege kein Grund vor, die Verordnung der Regierung von der rechtlichen Seite zu beanstanden, und es könne gegen sie auch in Hinsicht auf ihre politische Tragweite keine Einwendung erhoben werden.

Als 1888 der Allianzvertrag zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche veröffentlicht wurde, begrüßte ihn Sch. freudigst und sprach dem Kaiser dafür glühenden Dank aus.

Zahlreich waren die Auszeichnungen, welche ihm von Potentaten und von seinen Mitbürgern zuerkannt wurden. Schon 1849 verlieh ihm der Großherzog Leopold von Baden den Hausorden der Treue „als Zeichen dankbarer Anerkennung der sehr großen Verdienste, welche er sich als Reichsminister in den Septembertagen 1848, als der öffentlichen Ordnung die größte Gefahr drohte, um Deutschland erworben hatte“. 1855 wurde er von Kaiser Franz Josef zum wirklichen kaiserlichen geheimen Rathe (Excellenz) erhoben, als Staatsminister erhielt er das Großkreuz des kaiserlichen Leopoldordens; am 14. Juni 1862 wurde er von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien zum Ehrenmitgliede erwählt und später zum Curator-Stellvertreter dieser Körperschaft berufen. Als Urheber der Februarverfassung und damit als Begründer des Constitutionalismus in seinem Vaterlande, wurde er von einer großen Anzahl deutschösterreichischer Städte zum Ehrenbürger ernannt. Durch eine lange Reihe von Jahren bekleidete er das Ehrenamt eines Obercurators der niederösterreichischen Sparcasse in Wien, eines großen, ungemein wohlthätig wirkenden Institutes.

Dreißig Jahre alt, noch ein kleiner Justizbeamter, vermählte sich Sch. am 21. April 1835 mit Pauline, der Tochter des k. k. Feldmarschalllieutenants Josef Freiherrn v. Koudelka, einer Dame von hervorragenden Eigenschaften des Herzens und des Geistes, welche zugleich eine Künstlerin war, als Blumenmalerin Ausgezeichnetes und allgemein Anerkanntes leistete. Er lebte mit ihr in überglücklicher Ehe, doch schon nach fünf Jahren (am 31. Juli 1840) wurde sie ihm durch den Tod entrissen; durch das ganze lange Leben, das ihm noch beschieden war, verschmerzte er diese tiefgehende Herzenswunde nicht. Dieser Ehe entsprossen zwei Töchter: Violetta, welche mit Karl Freiherrn v. Bienerth, k. k. Feldmarschalllieutenant, und Sylvia, welche mit einem Herrn v. Rohonczy vermählt war.

Sch. starb im hohen Alter von 88 Jahren am 23. Mai 1893 zu Wien.

Arneth, Anton Ritter von Schmerling. Episoden aus seinem Leben. 1835, 1848—1849. Prag, Wien, Leipzig 1895. — Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. 2 Bde. Stuttgart 1897 f. — Kolmer, Parlament und Verfassung in Oesterreich. 4 Bde. Wien und Leipzig 1902—1907. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXX, 172—188. Wien 1875. — v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches. 1806—1871. 3 Bde. Stuttgart 1897 bis 1905. — Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. 2 Bde. Stuttgart 1898. — Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 7 Bde. München und Berlin 1901. — Menčik, Aus dem Tagebuche des Frhrn. v. Poche (Oesterr. Rundschau VII, 352—362, 446—455, 523—534).

Franz Ilwof.

Schmeykal: Franz Sch., österreichischer Politiker, geboren am 3. December 1826 in Böhmisch-Leipa, † am 5. April 1894 in Prag.

Schmeykal's Jugend fällt in die vormärzliche Zeit, in der ein bürgerlicher Unterthan seinen Gemeinsinn und seinen Drang nach Theilnahme am öffentlichen Leben höchstens durch seinen Eintritt in ein privilegirtes bürgerliches Schützencorps bethätigen durfte. Sein Vater, k. k. Notar und Advocat, hatte es bei den heimischen Scharfschützen bis zum Major und Commandanten gebracht. Sch. besuchte in seiner Vaterstadt die Hauptschule, sodann von 1837

bis 1843 die sechs Gymnasialclassen des Augustinerklosters und von 1843 bis 1850 in Prag die Universität, wo er philosophischen und juridischen Studien oblag und 1851 zum Doctor der gesammten Rechte promovirt wurde. Seine Absicht ging nun dahin, sich für die akademische Laufbahn vorzubereiten, er wurde jedoch hiervon durch die Erfolge abgelenkt, die er als Vertheidiger vor Gericht erzielte, wie auch durch seine lebhafte Betheiligung an dem schon einigermaßen entwickelten Vereinsleben in Leipa. Deshalb wurde er auch bei Beginn des verfassungsmäßigen Lebens in Oesterreich von seinen engeren Landsleuten in den böhmischen Landtag gewählt (18. März 1861) und zwar für die Landgemeinden der Bezirke Leipa, Haida, Niemes und Zwickau. Seine politische Begabung erregte bald die Aufmerksamkeit führender Parteigenossen und auf ihre Empfehlung wurde Sch. bei der Constituirung der neuen autonomen Landesregierung zum Landesausschußbeisitzer gewählt. In dieser Stellung behauptete er sich durch ein volles Vierteljahrhundert, war durch eine stattliche Reihe von Jahren auch Stellvertreter des Oberstlandmarschalls und erwarb sich durch seine eifrige Mitwirkung an vielen wichtigen Landesgesetzen und insbesondere an der Errichtung der Hypothekenbank, ferner als Referent in Gemeinde- und Bezirksangelegenheiten große Verdienste um das Land Böhmen. Zugleich gewann er sich in so hohem Maaße das Vertrauen und die Anerkennung seiner Parteigenossen, daß sie ihn bald neben Eduard Herbst, dem nachmaligen Minister, an die Spitze des Landtagsclubs stellten. Diese Auszeichnung war für Sch. bei seinem besonnenen und bescheidenen Wesen Grund genug zu dem Entschlusse, für sein ganzes Leben seine Kräfte ungetheilt dem deutschböhmischen Volke zu widmen und darum allen Lockungen zur Uebernahme eines Reichsrathsmandates zu widerstehen.

Bis zum Jahre 1868 trat Sch. als Redner im böhmischen Landtage nur wenig hervor. Dafür entfaltete er im Landesausschusse eine außerordentlich eifrige Thätigkeit, der eine um so größere politische Bedeutung zukam, als die Tschechen vom Landtage, wie von den übrigen parlamentarischen Vertretungskörpern sich fernhielten und auf diese Weise die Decemberverfassung zu untergraben und das Bürgerministerium zu stürzen suchten. Daß trotz der Abstinenz der Tschechen die Landesverwaltung tadellos functionirte, war hauptsächlich das Verdienst Schmeykal's. Dabei wußte er noch Zeit zu gewinnen für den Ausbau der politischen Organisation der Deutschböhmen. Er rief im October 1869 den Verfassungsverein der Deutschen in Böhmen ins Leben.

Ende des folgenden Jahres nahm Sch. mit Banhans und Professor Cyhlarz an dem ersten Ausgleichsversuche zwischen Deutschen und Tschechen teil, der aber zu keinem Resultate führte.

Nach der Spaltung des Verfassungsministeriums folgte auf das Uebergangsministerium Potocki das Ministerium Hohenwart, das durch die „Fundamentalartikel“ die Verfassung aus den Angeln heben und Böhmen in eine ähnliche Sonderstellung bringen wollte, wie sie Ungarn besitzt. Die Deutschen Böhmens wären dadurch der vollständigen Majorisirung durch die Tschechen preisgegeben worden. Daher traten die deutschen Abgeordneten im böhmischen Landtage unter Schmeykal's Führung in die entschiedenste Opposition zur Regierung, überreichten durch ihren Führer in der Sitzung am 12. September 1871 eine energische Verwahrung gegen die „Fundamentalartikel“ und verließen den Landtag. Die deutschen Landesausschußbeisitzer legten gleichzeitig ihre Ausschußmandate nieder. Der Sieg des Föderalismus schien ein vollkommener zu sein. Da rettete hauptsächlich der Widerspruch Ungarns gegen die auch mit dem Ausgleiche zwischen den beiden Reichshälften unvereinbaren Fundamentalartikel die Decemberverfassung. Graf Hohenwart mußte seinen

Abschied nehmen und es folgte wieder ein verfassungstreues Ministerium, das Ministerium Lasser, genannt Auersperg. Die neue Regierung suchte den Rechtsboden des Centralparlamentes vor allem durch eine Wahlreform, welche den Reichsrath von den Landtagen unabhängig machte und schließlich zu den directen Reichsrathswahlen führte, sicher zu stellen. Sch. ging mit allem Eifer an die Arbeit, ganz Deutschböhmen zur Unterstützung dieser Wahlreform zu mobilisiren. Die Wahlreform wurde durchgeführt, allein die Führer der Verfassungspartei begingen nach wenigen Jahren den verhängnißvollen Fehler, sich dem Berliner Vertrage und der in demselben festgesetzten Occupation Bosniens und der Herzegovina zu widersetzen. Das führte unter dem Ministerium Taaffe eine neue und langandauernde Slavisirungsära herbei, die auch nach Taaffe's Sturze noch nicht ihr Ende fand, sondern heute noch, wenn auch einigermaßen gemildert, anhält.

In die Zeit der rücksichtslosen Slavisirungsversuche durch das Ministerium Taaffe fällt die bedeutsamste und fruchtbarste Thätigkeit Schmeykal's, nicht allein zum Schutze der Interessen der Deutschen Böhmens, sondern ganz Deutschösterreichs. Deshalb wurde er auch der Wortführer auf dem allgemeinen deutschösterreichischen Parteitage in Wien am 14. November 1880 und der thatkräftigste Vertreter der Gemeinbürgschaft aller Deutschen in Oesterreich. Seine Hauptsorge aber blieb es, das geeinigte Deutschböhmen als Kerntruppe gegen das Slaventhum und die mit ihm verbündete Regierung immer schlagfertig und kampfesfreudig zu erhalten. Darum ward er nicht müde, an der Ausgestaltung und Sicherung der alle Deutschböhmen zusammenhaltenden Organisation zu arbeiten. Unter seinem Vorsitze fand in den ersten Apriltagen 1873 in Prag ein Abgeordnetentag und einen Monat darauf ein Parteitag in Teplitz statt, auf dem ein Centralwahlcomité für die Reichsraths- und Landtagswahlen, „die Vertrauensmänner der Deutschen in Böhmen", mit der Untergliederung von Bezirkswahlcomités gebildet wurde, eine Organisation, die sich auch in den kritischsten Tagen bewährte. Als Abschluß der ganzen Organisation erfolgte dann kurz vor Schmeykal's Tode die Errichtung eines Parteibureaus.

Sch. war niemals ein einseitiger oder engherziger Parteipolitiker, sondern ein echter Volksmann und allgemein anerkannter Führer des gesammten deutschböhmischen Volkes. Alle seine „Aufrufe an das deutsche Volk in Böhmen", die er im Namen und Auftrage der Vertrauensmänner in kritischen Zeitpunkten erließ, waren tiefernste, von großen Ideen getragene Mahnrufe an alle Kreise und Schichten der deutschen Bevölkerung seines Heimathlandes und stellten allzeit dasjenige in den Vordergrund, was alle anging, wovon das Wohl und Wehe der Gesammtheit abhing. Von hoher Warte aus hielt er eifrig Ausschau nach allen Seiten und achtete die kleinste örtliche Bewegung nicht für gering, um jeder Gefahr, womöglich schon im Anzuge zu begegnen. So glückte es ihm um die Mitte der achtziger Jahre, den bedenklichsten Versuch, Bresche in die Geschlossenheit der Deutschböhmen zu legen, rechtzeitig zu vereiteln. Dieser Versuch bestand in der Gründung der sogenannten „Wirthschaftspartei", welche Partei von der Regierung auf alle Weise begünstigt wurde und die Bevölkerung durch Vorspiegelung wirthschaftlicher Vortheile irre zu führen suchte. Weil es Sch. immer nur um die Sache, niemals um die Person zu thun war, ließ er dem Gegner und dem Verführten die Wiederkehr in das Lager der stramm geeinten Volksgenossen offen.

Der von der Regierung mit allen Mitteln unterstützten rücksichtslosen Eroberungspolitik der Tschechen fielen in kurzem alle utraquistischen Körperschaften und Institutionen zum Opfer. Die altehrwürdige Karl

Ferdinands-Universität wurde von diesem Schicksale nur durch ihre Trennung in eine deutsche und eine tschechische bewahrt. Eine gleiche Theilung wurde mit der technischen Hochschule unternommen. Bei einer solchen Entwicklung der Dinge und bei der beschleunigten Tschechisirung von Amt und Gericht in den deutschen Gauen Böhmens infolge der unseligen Stremayr'schen Sprachenverordnung (1880) fand der zuerst von Ludwig Schlesinger ausgesprochene Gedanke der administrativen Abgrenzung der Gerichts- und Verwaltungsbezirke nach der Nationalität, sowie der möglichst weitgehenden Trennung aller bisher gemeinsamen Angelegenheiten rasch bei der gesammten deutschböhmischen Bevölkerung einmüthige Zustimmung. Am 14. December 1886 brachte Sch. im Vereine mit Plener einen darauf abzielenden Antrag im Landtage ein. Die Tschechen und die Feudalen lehnten denselben a limine ab. Das bestimmte die deutschen Abgeordneten, aus dem Landtage auszutreten. Daß die deutsche Bevölkerung drei Jahre lang alle Folgen der Abstinenz ihrer Abgeordneten ohne Murren ertrug und ihre Abgeordneten nicht im Stiche ließ, war in erster Linie das Verdienst Schmeykal's. Das unbegrenzte Vertrauen zu ihm, seine Umsicht und unablässige Aufklärungsarbeit ließen Kleinmuth und Verzagtheit nicht aufkommen. Daher fand sich Graf Taaffe endlich bestimmt, Sch. einzuladen, sich in Wien mit Vertrauensmännern zu Ausgleichsconferenzen mit den Führern der Tschechen und der Feudalen einzufinden. Ein guter Stern schien über diesen Conferenzen zu walten. Es kam eine Einigung über folgende wesentliche Punkte zu Stande: Abgrenzung der Bezirke nach der Nationalität, Scheidung des Landesschulrathes und des Landesculturrathes in nationale Abtheilungen, Schaffung nationaler, mit dem Vetorecht bei nationalen Fragen ausgestatteter Curien im Landtage. Daß nur einige dieser „Wiener Punktationen“ wirkliche Gesetzeskraft erlangten, daran trug wieder hauptsächlich die Regierung Schuld. Sie ließ Monate verstreichen, bevor sie den Landtag einberief, und im Landtage selbst zeigte dann ihr Statthalter, der feudale Graf Franz Thun, nur geringen Eifer in der Vertretung der betreffenden Regierungsvorlagen. So gelang es den Deutschen nur, die Trennung des Landesschulrathes und des Landesculturrathes und die Neuerrichtung eines einzigen deutschen Bezirksgerichtes (in Weckelsdorf) gegen den Widerstand der Jungtschechen und die zweideutige Haltung der Feudalen durchzusetzen. Allein die Beschlüsse der Wiener Conferenzen vom Jahre 1889 bleiben das nationale Programm der Deutschböhmen, das zwar im Sinne des vollständigen Ausbaues der nationalen Selbstverwaltung ergänzt werden kann, von dem sie aber niemals auch nur ein Jota werden abhandeln lassen.

Schmeykal's sechzigster Geburtstag war für ganz Deutschböhmen ein wahres Familienfest. Selbst das entlegenste und kleinste deutsche Dorf nahm theil daran. Die Adresse, welche ihm überreicht wurde, trug die Unterschrift von mehr als hunderttausend deutschböhmischen Parteimännern und von mehr als fünfzehnhundert Gemeindevertretungen. In all dem Jubel, der ihn umbrauste, bei all den zahllosen Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, fand seine Bescheidenheit nur die eine Bezeichnung für all sein Wirken: „Ich war nichts als der Geschäftsträger meines Volkes“, freilich ein so unermüdlicher, aufopfernder und für jeden einzelnen, der sich aus dem Volke an ihn wandte, so besorgter Geschäftsträger, daß diese bescheidene Bezeichnung in Wahrheit den stolzesten Ehrentitel bedeutet. Denn so überaus vielseitig auch seine politische Thätigkeit war, ihm genügte dennoch die Beschäftigung mit der Politik, die Arbeit im Landesausschusse und im Landtage, die fast ausschließlich persönliche Erledigung aller Correspondenz der Parteileitung, die führende Rolle bei allen großen Parteitagen und in zahlreichen Vertrauensmännerversammlungen nicht.

Er war in den sechziger Jahren, als in der Gemeindevertretung der Landeshauptstadt noch deutsche Mitglieder saßen, Stadtverordneter, er nahm wie kein zweiter am deutschen Vereinsleben Prags thätigen Antheil. Hier sei besonders des schätzenswerthen Verdienstes gedacht, das er sich durch seine hervorragende Betheiligung an der Gründung des Prager „deutschen Casinos" nicht bloß bei den Deutschen Prags, sondern des ganzen Landes erworben hat. Seiner Persönlichkeit vor allem war es zu verdanken, daß „das deutsche Casino" nicht allein der gesellige, sondern auch der politische Mittelpunkt Prags, ja bei nicht wenigen Gelegenheiten der Deutschen ganz Böhmens war.

Bald nach Schmeykal's Tode riß auch im deutschböhmischen Volke Parteizersplitterung ein und schwächte seine nationale Widerstandskraft. Möge es sich nicht zu spät der eindringlichen Mahnung seines unvergeßlichen Führers und besten politischen Kopfes wieder erinnern: „Deutsche in Böhmen, seid einig und stark!" Mit Recht konnte sein Freund und Gesinnungsgenosse Ernst v. Plener in seinem Nachrufe sagen: „Schmeykal war nicht bloß der erste politische Mann des deutschen Volkes in Böhmen, er war eine große Figur im ganzen öffentlichen Leben Oesterreichs."

Franz Schmeykal. Eine Gedenkschrift. Prag 1894. — Kalender des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse für das Jahr 1895. Franz Schmeykal. Von Josef Bendel. — Zeitungs-Nachrufe.

Josef Bendel.

Schmick: Johann Wilhelm Peter Sch. wurde am 4. September 1833 in Rothenbergen (Kurhessen) geboren, studirte an der Polytechnischen Schule in Karlsruhe und war dann in verschiedenen Gegenden Deutschlands (z. B. beim Bau der Nassauischen Staatseisenbahn), Hollands (Roermonder Brücke) und Belgien thätig. 1861 ließ er sich in der Freien Stadt Frankfurt a. M. nieder, von wo aus er die Bogenbrücke in Ems ausführte. Frankfurt stand damals vor der Nothwendigkeit, eine Reihe größerer communaler Arbeiten wie Canalisation, Ufer- und Brückenbauten und Wasserversorgung durchführen zu müssen, deren Inangriffnahme durch die inneren Verfassungskämpfe und anderen Aufgaben in den 50er Jahren zurückgedrängt worden war. Mit dem Senator Bernus, der die Befähigung Schmick's zu würdigen wußte und sich mit großer Energie für ihn einsetzte, arbeitete Sch. einen umfassenden Plan für die Durchführung jener Bauten aus, der nach längeren Kämpfen und Verhandlungen vor der Ausführung stand, als das Jahr 1866 der Selbstständigkeit der Freien Stadt ein Ende machte und die Durchführung der großen Bauarbeiten um mehrere Jahre verschob. Zunächst erbaute Sch. im Auftrage einer Gesellschaft von Frankfurter Bürgern den Eisernen Steg, der vom Fahrthor nach Sachsenhausen führte und die zweite Brücke, allerdings nur für Fußgänger, wurde, welche die Stadt mit Sachsenhausen verband; in technischer Hinsicht ist dieses Werk als erste Ausführung einer versteiften Hängebrücke von Bedeutung, für dessen auf der Wiener Weltausstellung 1873 ausgestelltes Modell Sch. die Fortschrittsmedaille erhielt. 1869 entwarf Sch. den großen Plan zur Wasserversorgung der Stadt durch die Wasserleitung aus dem Vogelsberg, die dann auch 1871—1873 unter Schmick's Bauleitung ausgeführt wurde. In den Jahren 1873—1876 führte Sch. die Kaibauten in Sachsenhausen sowie die Unter- und Obermainbrücke aus. Sch. hat zuerst den Gedanken eines Großschiffahrtsweges von Frankfurt nach Mainz gefaßt und Entwürfe für Seitencanäle neben dem Main aufgestellt; diese Verbindung zwischen den beiden Städten ist durch die 1887 vollendete Maincanalisirung durch die preußische Regierung in anderer Weise zur Ausführung gekommen. Von der Mitte der 70er Jahre ab wandte sich Sch. mehr der auswärtigen Thätigkeit

zu. Nach seinen Entwürfen und unter seiner Oberleitung entstanden die Brücken in Salzburg und an anderen Orten, die Frankfurt-Cronberger Eisenbahn, die Wasserleitungen in Bamberg, Salzburg, Goslar, Karlsbad, Hagen und in vielen anderen Städten; für eine Reihe größerer Städte fertigte er die Entwürfe zu Canalisationen. Er starb am 13. September 1899 in Frankfurt a. M. Es war diesem thätigen Mann nach den Worten Hübbens vergönnt, der Ingenieurwissenschaft vielfach neue Bahnen zu weisen.

Frankfurt a. M. und seine Bauten (Frankfurt 1866.) — Nachruf in der deutschen Bauzeitung von 1899 und Mittheilungen der Familie.

R. Jung.

Schmid: Ludwig Ferdinand Sch., als Dichter unter dem Namen Dranmor eingeführt, wurde geboren am 22. Juli 1823 auf dem Landgute Mettlen unweit Bern, † in Bern am 17. März 1888. In den siebenziger und im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts viel gerühmt, wird er heute von nur Wenigen gekannt und genannt, die für diese eigenartige Persönlichkeit Sinn und Verständniß haben. Ein weltbürgerlicher Poet, war er doch für Deutschlands Ruhm, Macht und Wohlfahrt begeistert und nicht bloß im Gedichte dafür thätig. Schon 1858 fordert er in dem Gedichte „Eine Nachtwache“ Frieden für die Welt und sieht das Heil in neuen Handelswegen, Handelsflotten und Colonien:

Eine blüthenvolle Zukunft, Lorbeern, die kein Feldherr fand,
Harren deiner tapfern Söhne, o mein deutsches Vaterland!
Nirgends grünen Paradiese; doch befreit von Hungersnoth,
Wird ein junges Volk gedeihen in der Tropen Morgenroth.

„Schweizerischer Nationalität, aber germanischer Abstammung“, sagt er im Entwurf eines Vorworts zur 4. Auflage seiner Gedichte, „bin ich in meiner ganzen Richtung vielleicht allzusehr in dem Panzerhemde eines ‚Weltbürgers‘ heimisch geworden. Immerhin hat sich der mir hin und wieder vorgeworfene ‚teutonische Anflug‘ in den Kriegsjahren 1870 und 1871 als ein solcher bewährt.“

Sein Vater, ein Württemberger, war als Jüngling nach Bern gekommen und dort Bürger geworden, seine im J. 1800 geborene Mutter Amalie Elisabeth Sprüngli entstammte einer bürgerlichen Familie von Bern. Neben drei Schwestern, die der Dichter innig liebte, blieb er der einzige Sohn. Seine früheste Kindheit verlebte er in großer Natur: die Schneegebirge hatte der träumerische Knabe vor Augen. Einer seiner Lehrer an der Realschule in Bern war der treffliche Poet Ludwig Seeger, von dem er Verse in seinem „Dämonenwalzer“ anführt. Durch des Vaters im J. 1840 erfolgten Tod — er wurde 56 Jahre alt — sah sich der siebzehnjährige Jüngling, da das früher blühende Bankgeschäft zurückgegangen war, genöthigt, bei dem nur ungern ergriffenen Berufe des Geschäftsmanns zu verbleiben. Das schöne, rührende Lied „Ich möchte schlafen gehn Dort auf den grünen Matten“ vom Jahre 1841, das Dranmor der Aufnahme in seine Gedichte u. d. T. „Ein Blatt aus der Knabenzeit“ mit Recht gewürdigt hat, spiegelt seine Stimmung und bezeugt die tief melancholische Anlage des Dichters. In Basel und in Vevey verlebte er seine Lehrlingszeit. Aber im J. 1843 reiste er, von kühnem Thatendrang beseelt, mit einem Segelschiff nach Brasilien. Das Buch des tapfern Captain Trelawney Adventures of a younger son beflügelte seinen Muth und seine Hoffnungen. Arbeit und Mühe ums tägliche Brot stählten seine Kraft: in Santos ward ihm die Leitung eines Exportgeschäfts anvertraut, in Rio de Janeiro trat er als Gesellschafter in ein großes Handelshaus. Als dieses zusammenbrach, richtete er sich durch kaufmännische Begabung und zähen Fleiß wieder empor. Im J. 1847 reiste er um die Welt, vier Jahre später lernte

er in Geschäften fast ganz Europa kennen: 1852 ernannte die österreichische Regierung den 29jährigen Schweizer zum österreichisch-ungarischen Generalconsul für Rio. Mit stolzer Freude betrat er drei Jahre später zuerst wieder den Boden seiner Vaterstadt. Im J. 1860 und wieder 1865 erschienen „poetische Fragmente von Dranmor“ bei Brockhaus in Leipzig. Den Dichternamen erklärt er selbst, freilich wenig überzeugend: „der älteren normännischen Volkssprache entnommen, bedeutet er droit à la mer, und ich wollte damit den stürmischen Drang bekunden, der mich hinaustrieb in die weite Welt.“ Die Gedichte zeigte Alfred Teniers, dem wir wichtige Nachrichten über D. verdanken — einige Irrthümer sind stillschweigend berichtigt —, in der Wiener „Neuen Freien Presse“ am 24. März 1865 an. Seine Gedichte, meint er, erinnern an Freiligrath und Lingg, beide aber übertreffe er an Wahrheit, Innerlichkeit und richtigem Verständniß der unabweislichen Forderungen der Zeit. Diese Anzeige brachte ihn mit dem Dichter zunächst in briefliche Berührung. Aus Brasilien erhielt er von ihm im October 1865 u. a. die Nachricht, er befinde sich in glänzenden Verhältnissen und sei glücklich verheirathet. Lise Aglae Marque aus Rouen, geboren 1826, die seine deutschen Verse nicht lesen konnte, hatte trotz ihrer bewegten Vergangenheit sein Herz gewonnen; er enthob sie traurigen Verhältnissen, öffnete ihr sein gastliches Haus und ertrug geduldig ihre quälende Eifersucht, ihre nervöse Kränklichkeit uud ihre kindlichen oder vielmehr kindischen Schrullen. Im J. 1868 erst ließ er sich mit ihr in Rio trauen: wer seine Geständnisse im Gedichte „Lise“ (1864) hört, wird die edle Denkart des Dichters wie die Schwächen der Französin leicht erkennen. Als Maximilian von Oesterreich, mit dem D. verkehrt hatte, seinem tragischen Geschick im J. 1867 erlegen war, stimmte D. seine Todtenklage über den „deutschen Hamlet“, den „blonden Caesar“ an, „der sich als Held erprobt“. Er selbst nennt das im August 1867 in Rio verfaßte längere Gedicht von 20 Strophen eine Improvisation und kennzeichnet es als den „vulkanischen Ausbruch innigster Theilnahme an einem tragischen Schicksal“. Im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ erschien es zuerst, dann ließ er es durch seinen Freund Teniers in Raab drucken (1868). Brieflich theilte er Teniers mit, er beabsichtige seiner leidenden Gattin wegen seine Geschäfte in Brasilien sicheren Händen zu übergeben und nach Europa überzusiedeln. Wirklich übergab er nach großen geschäftlichen Verlusten die Führung des Hauses Ferdinand Schmid seinem Freunde Groß, für den er die Nachfolge im Generalconsulat erwirkte, und ließ sich dann 1868 in Paris nieder. Dort besuchte ihn Teniers in der Rue Auber und lernte seine Gattin kennen: „eine kleine, zierliche, meist schweigsame Dame, deren Antlitz Spuren großer Schönheit und vielleicht auch großer Stürme zeigt.“ Ihrer großen, ruhigen, dabei sehr traurigen Augen gedenkt Teniers und setzt hinzu: „auch Dranmor hatte so ruhige, aber tief traurige Augen“. Seine Gestalt erschien ihm ehrfurchtgebietend. Ende des Jahres 1868 theilte D. dem Freunde den Plan des „Requiem“ in der Originalhandschrift mit: im ersten Drittel des Jahres sind diese dem Tode gewidmeten Gesänge in Paris, der Stadt des Genusses, entstanden. Als Teniers Schilderungen der Tropen und des Meeres vermißte und ihn an seine Naturbilder in den Gedichten „Die Fischerhütte“ und „Waldleben“ erinnerte, erhielt er nach wenigen Wochen die neu entstandenen Gesänge des „Requiem“ Nr. XX, XXI und XXIII, in denen der Ocean mit aller leidenschaftlichen Gluth eines großen Herzens besungen wird. Da Cotta den Verlag ablehnte, erschien das „Requiem“ in 1000 Exemplaren gedruckt 1869; die 2. Auflage 1870 bei Brockhaus: in französische Prosa hat der Dichter das Werk selbst übersetzt. Von hervorragenden Männern, denen die Schrift zugesendet wurde, sprachen

nach Teniers' Bericht besonders Anastasius Grün, A. Bube, Graf v. Schack, Johannes Scherr, L. A. Frankl ihre Anerkennung aus. Nach einigen Monaten folgte der „Dämonenwalzer", den D., wenn wir der Erzählung des Schweizer Dichters Ernst Heller glauben wollen, höher als das Requiem schätzte. 1870 war er wieder auf Geschäftsreisen in Ungarn und zwei Jahre später sah ihn Teniers zum letzten Male in der nicht lange nachher versunkenen, dann wieder neuerbauten Stadt Szegedin. Im J. 1873 erschienen „Dranmor's gesammelte Dichtungen" in schöner Ausstattung bei Paetel in Berlin, mit den Worten Jean Paul's als Motto: „Die Dichtkunst ist eine lange Liebe". Die dritte, durch einige „herbstliche Blätter" vermehrte Auflage 1879 enthält das bedeutsame Vorwort; die vierte durchgesehene und durch 7 Gedichte vermehrte Auflage ist 1900, erst nach Dranmor's Tod, bei Huber in Frauenfeld erschienen. Durch erneute Arbeit in der Fremde hoffte er sein Vermögen wiederzugewinnen, aber die Handelskrisis der siebenziger Jahre und Mißgeschick aller Art zerstörten seine Hoffnung; 1879 schrieb er Teniers, der damals in Prag lebte, aus Brasilien, er betreibe ein kleines Kaffeeexportgeschäft, und im letzten Briefe an ihn vom 22. October 1881 aus Paris heißt es: „Unter dem Druck geistiger Leiden, Tag und Nacht heimgesucht von Zukunftssorgen, will ich Ihr gestern empfangenes, nach Rio gerichtetes Schreiben vom 30. August beantworten." Nach einem Citat Schopenhauer's fährt er fort: „Ich bin 58 Jahre alt, innerlich gänzlich gebrochen, materiell von Grund aus ruinirt, aber ich arbeite ohne Unterlaß, nicht allein, weil mich die Nothwendigkeit dazu zwingt, sondern weil ich ohne anstrengendste Arbeit zu einem haltlosen Geschöpfe werde." Zwei schöne Nachdichtungen, die er übersendet, „Excelsior" nach Longfellow und „Lied aus der Verbannung" nach Gonçalves Dias finden sich jetzt in der genannten vierten Auflage S. 173 und 175. Im November desselben Jahres sahen ihn seine Verwandten in Bern wieder, aber da er dort keine Stellung erlangte, trieb es ihn wieder über das Meer. In Brasilien neue Arbeit ohne entscheidenden Erfolg; aber sein Ruhm als Dichter wuchs, so daß er am 1. November 1882 den Seinigen schreiben konnte: „Aus verschiedenen Ländern kommen Beweise der Anerkennung und des Verständnisses. Meine Dichtungen oder wenigstens einige davon sind ins Russische und Ungarische übersetzt . . . Trotz pecuniärer und commerzieller Schwierigkeiten bemächtigt sich meiner oft eine innere Freudigkeit, die umso sonderbarer ist, als sie jeder raison d'être entbehrt." In Rio als Mitarbeiter an der „Allgemeinen deutschen Zeitung" für Brasilien thätig, trat er für eine des Deutschen Reiches würdige Colonisation in Brasilien ein. Am 11. Mai des folgenden Jahres klagt er, daß der pecuniäre Erfolg ausbleibe, aber „mein Muth, zu Zeiten unter Null, flammt immer wieder neu empor". Schon 1885 faßt er den Entschluß zur Heimkehr: „Arm bin ich ausgezogen, arm kehre ich nach 42jährigem Exil zurück." Seine Bemühungen, zwischen dem Norden und seiner neuen Heimath eine geistige Verbindung herbeizuführen, bezeugen zwei kleine Schriften: die Pensées recueillies par Dranmor (Fernando Schmid) mit dem Motto des Augustinus „esse, vivere, intelligere" ließ er 1886 zu Rio drucken (72 Seiten). In dieser Collection cosmopolite mit der Widmung an seinen Freund Karl v. Koseritz in Porto Allegre finden sich fast 300 ins Französische übersetzte Aussprüche von Schriftstellern aller Zeiten, besonders aber des 18. und 19. Jahrhunderts, auch weit über hundert von D. selbst. Einige von ihnen, in ihrer fast epigrammatisch zugespitzten Schärfe, sind als Niederschläge eigenster Erfahrungen anzusehen. Aehnliche Forderungen wie in seinen Gedichten vertritt er auch hier: er ist für die Leichenverbrennung, für den Schutz der Thiere. Die andere Schrift „Cosmos littéraire", première livraison offerte à la

jeunesse Brésilienne mit der Genehmigung des Kaisers Dom Pedro II., erschien in Rio 1886 (93 Seiten); in ganz freier Bearbeitung sind Gedichte Longfellow's, brasilianischer Dichter, Lenau's, wie auch eigener („Eine Nachtwache“, Stücke aus dem „Requiem“, „Mercedes“) in treffliche französische Prosa übersetzt. Im Vorwort hält er die Werke Goncourt's, Zola's, Daudet's zwar wenig geeignet für die brasilianische Jugend, bezeugt aber seine Sympathie für das sociale Mitgefühl dieser prophètes d'une nouvelle ère sociale et littéraire. Da auch sein letztes Unternehmen, die „Deutsch-Brasilianische Warte für freien Blick auf Land und See“ keinen Erfolg hatte, kehrte er 1887 gebeugt und gealtert in die Schweiz zurück. Was er im „Requiem“ (XX) gesungen, es war nun Wahrheit geworden:

Nach kurzen Tagen ist es Nacht geworden,
Mir sind besonnte Pfade abgeschnitten,
Ich bin gekommen, um im rauhen Norden,
Im Schneegestöber um ein Grab zu bitten.

Er lebte in Bern vereinsamt und zurückgezogen, von Wenigen verstanden. In dem von J. V. Widmann geleiteten Sonntagsblatt des „Bund“ erschien seine letzte Dichtung „Securitati perpetuae“: die drei, die Gedanken des „Requiem“ mit eindringlicher Wucht erneuenden Sonette finden sich jetzt in der 4. Ausgabe S. 215—217. Am 17. März 1888 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Im Berner Münster bereitete die Vaterstadt ihm eine würdige Todtenfeier: auf dem Ostermundiger Friedhof ruht der Dichter, der, ein Feind des Begräbnisses, im „Requiem“ gewünscht hatte, „himmelan zu lodern . . ., Statt eingesperrt in eines Sarges Wände In feuchter Erde langsam zu vermodern“.

D. ist ein durchaus moderner Dichter. Der Zeit, in der er lebte, gehörte er ganz. Seine Vorzüge wie seine Schwächen treten klar vor Augen, weil er sich gibt, wie er ist, und jede Maske verschmäht. Bei aller Verehrung der Classiker ist er sich der Berechtigung voll bewußt, neuen Anschauungen und Gedanken, die sein Innerstes bewegen, die Bahn zu brechen. Die jungen deutschen Dichter der achtziger Jahre hoben ihn auf ihren Schild. Im J. 1885 erschien ein interessantes Buch „Moderne Dichter-Charaktere“ mit Beiträgen junger Schriftsteller, von denen später Einige berühmt geworden sind. Für sie nahm H. Conradi einleitend das Wort, und nach ihm Karl Henckell. Sie wollten eine Erneuerung unserer Poesie: alles „Philosophisch-Problematische“ gehe ihr ab, aber auch alles „hartkantig Sociale“. „Unsere Lyrik spielt, tändelt“. Zu den Ausnahmen rechnet Conradi vor allen Dranmor. „Er ist eigentlich der einzige, der in seinen Dichtungen einen prophetischen, einen confessionellen Klang anschlägt . . .“ „Uns jüngeren Stürmern und Drängern, die wir alles epigonenhafte Schablonenthum über den Haufen werfen wollen, könnte D. wohl Meister und Führer sein, aber wir brauchen nicht blindlings seiner Spur zu folgen“ u. s. w. Erscheint auch dieses Lob zu überschwenglich, so kann ich doch Dranmor's Bedeutung nicht treffender kennzeichnen als durch diese Anerkennung einer hochgestimmten Jugend, die dem Vielgeprüften, falls er sie zu Gesicht bekam, gewiß ein stolzer Trost war. Als einen Mann der That hat er sich gern betrachtet. Ohne rastlose Arbeit erschien ihm das Leben werthlos. Die „reichgeborenen Müßiggänger“ verachtet er, deren Welt „Weiber, Pferde, Histrionen“ sind. Die Geldgier, die des Denkers Schätze verschmäht, den Weisen verspottet, des Geistes Schwingen lähmt, Mannesehre und Manneswerth vernichtet, war diesem kühnen Kaufmann fremd, der ins Große zu wirken immer glühte, der Millionen besaß und wieder verlor. Aber angeborener Trübsinn und tiefes Gefühl der Unbefriedigung raubten ihm die

Lebensfreudigkeit. In der Jugend wie im Mannesalter eignen ihm eine Unruhe und Unzufriedenheit, die jede harmonische Klärung unmöglich machten. „Glückliche Tage“, sagt er selbst, „dürfen wir nicht beanspruchen, nur glückliche Stunden und Bruchtheile von Stunden. Harmonisch läßt sich kein Menschenleben gestalten.“ Mit Lenau verbindet ihn Schwermuth und große Reizbarkeit des Gefühls; mit einem anderen Oesterreicher, mit Anastasius Grün, hat er die Neigung zu rhetorischem Pathos gemeinsam, dem die plastische Gestaltungskraft nicht selten fehlt. An Lenau erinnert jedoch am meisten seine dichterische Eigenart. Er ist zartfühlend, hochgestimmt, leidenschaftlich und freiheitliebend wie Lenau, auch er zählt sich zu den Auserwählten, die durch den Schmerz geweiht sind: „die Mehrzahl ist zu flüchtig und begehrlich“; wie Lenau schwebt auch ihm das Bild des Todes immer vor Augen; aber wenn auch nicht so mannichfaltig und farbenreich, so anschaulich und phantasievoll, er ist männlicher und kräftiger. Sein Trübsinn bohrt um so tiefer, als ihm die humoristische Stimmung ganz fremd ist, die in Lenau doch vorübergehend aufblitzt und ihn von dunkler Seelenqual und Grübelei befreit. Ein religiöser Denker in rhythmischen Formen, huldigt er, seinen eigenen Worten gemäß, „dem wahren Pantheismns, dem kein überirdisches Glück vorschwebt“. Von Schopenhauer nachhaltig beeinflußt, ist er dennoch kein Pessimist im gewöhnlichen Sinne. Trotz aller Leiden des Lebens, trotz der Angst, der Grundempfindung jedes lebenden Geschöpfes, wie er mit Schelling sagt, erscheint ihm diese Welt doch schön, „ihre Freuden sind selbst als Phantasiegebilde nicht zu verschmähen“. Die uns mit Entzücken und Rührung erfüllenden Wunder der Natur, die Erhabenheit des flammenden Firmaments „kann keine Philosophie in bloße Vorstellung auflösen“. Verzweiflung und Menschenhaß weist er trotz aller bitteren Erfahrungen von sich: „es lohnt sich nur zu lieben, nicht zu hassen“. Seine Religion ist die des Erbarmens; voll Liebe für die Armen, Heimathlosen und Verlassenen, verehrt er Goethe's, „des Meisters“, Wort: „Unsterbliche heben verlorene Kinder Mit feurigen Armen zum Himmel empor“ (Requiem XIV). „Glücklich sein ist glücklich machen, geben, was man selbst nicht hat“, ruft er im Gedicht „Eine Nachtwache“. Wenn das Schicksal es ihm gegönnt hätte, sagt er im Vorwort 1878, er würde menschliches Elend nicht mit zärtlichen Worten beklagt, sondern mit ersprießlichen Thaten gemildert haben. Jeder Frivolität fern, verehrt er Christus, den Glaubenshelden (Requiem IV und „Dämonenwalzer“ im Beginn), verwirft aber alle kirchlichen Tröstungen und Stützen und verzichtet ohne Schmerz auf den Glauben an eine individuelle Fortdauer jenseits des Grabes. Mit dem Muthe der Erkenntniß soll der Mensch trügerischen Hoffnungen entsagen, wirken und klaglos dahingehen:

> Der Drang des Schaffens, der sich selbst genügt,
> Die Selbstverleugnung, die uns selten trügt,
> Das sind die Zeichen wahrer Gottesliebe.

Am kraftvollsten hat er in seinem „Requiem“ diese entsagungsvolle Lebensanschauung dargestellt, den Tod als Befreier, als die beste Zuflucht für den Denker gefeiert. Per laborem ad torporem war sein Wahlspruch; und wie G. Kinkel in seinem Gedicht „Nirwâna“ sehnt er sich, aber mit ergreifenderen Worten und in immer neuen Wendungen des Gedankens, aus der unruhigen Hast des Eigenlebens nach traumlos ewigem Schlummer. Auch wen in den 28 Nummern des „Requiem“ eine gewisse Eintönigkeit ermüdet, weil er fortschreitende Handlung vermißt, auch wem zuweilen Dunkelheit und Gedankensprünge auffallen, wen endlich auch seine rücksichtslosen Bekenntnisse

etwa verletzen, wird die Geschlossenheit seiner männlichen und edlen Persönlichkeit so wenig wie die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung verkennen und dem berückenden Zauber der Naturbilder, dem melodischen Fluß der gedankenvollen Verse nicht widerstehen. So dankt er „den großen Wassern" für die Befreiung von Trübsal und Zerrissenheit, von Zweifeln und von Todesqualen in einem Hymnus, in dem die wohllautenden Sätze fluthend sich drängen, so wie der Ocean in langen Wogen dahinrollt.

Ein einsamer Schwärmer, wie er sich selbst nennt, ist D. trotz Lebenserfahrung und Menschenkenntniß immer geblieben. Er gab mehr, als er von den Menschen empfing. Von der Blutwärme seiner Kunst zeugen Gedichte wie „Heimweh" und „Gebet". Der Denker hat Heimweh die Krankheit einer schwachen oder erschöpften Seele genannt, der Dichter aber verlangt sehnsuchtsvoll aus dem sonnentrunkenen Süden nach den Bergen und den stillen Thälern des Vaterlandes, nach der heiligen Schwelle des Vaterhauses, die er mit seinen letzten Thränen benetzen möchte. Und im „Gebet" ist der Freidenker Dichter genug, um im Nothschrei eines gequälten Herzens zu dem Allmächtigen zu beten, der seinen Stolz gebrochen und zu seinem Heil ihn erniedrigt hat. Auch die Liebesgedichte haben nichts Gemachtes, sind frei von dem „Gefühlsschwindel läppischer Minne", über den er spottet. D. hat wirklich immer nur gedichtet, was er gefühlt hat. Die „Fischerhütte", „An Helena", „Auf dem Verdeck" und andere Gedichte, die die Erinnerung an Mädchen der Schweizerheimath adelt, fesseln, außer durch den großen Wohllaut, durch den Reiz der Stimmung. Im Gedichte „Lise" denkt man nicht bloß bei den Worten „Kind und Gattin bist du mir" an Heine's Verhältniß zu seiner Frau. Auch das vortreffliche Gedicht „Perdita", dem er Heine's Worte als Motto vorgesetzt hat: „das Mitleid ist die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst", entsprang der Neigung zu der seiner unwerthen Frau. Und wie Heine seiner Mathilde ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, so D. seiner Liebe im Liede „Ein Wunsch". Der Schluß der fünfzeiligen Strophe wiederholt mit großer Kunst und doch ohne Künstelei den Anfang; nur die äußere Form hat er Charles Beaudelaire nachgebildet. Charakteristisch für seine Liebesgedichte ist das Fehlen der Sinnlichkeit. Selbst in dem kecken „Dämonenwalzer", wo das Thema einen anderen Dichter zu ausschweifender Sinnlichkeit gedrängt hätte, tritt diese nicht vordringlich und absichtlich auf. Das Werk ist in lebhaften freien Rhythmen verfaßt und trotz formeller Anlehnung an Goethe und Heine durchaus eigenartig. D. ist hier anschaulicher und plastischer als sonst. Handlung steigert die Spannung: störend ist nur eine zu große Breite, besonders in Rede und Gegenrede der Liebenden. Einen bedeutenden modernen Tondichter könnte dieser „Dämonenwalzer" zu einer großen Schöpfung reizen. Auch in ihm findet sich die seltsame Eigenheit Dranmor's, daß er Verse anderer Dichter einflicht, hier Verse von Goethe, Heine und Seeger. Während alle Dichter sonst gegen jeden, auch berechtigten Nachweis von An- und Nachklängen so empfindlich sind, ist D. ursprünglich und kunstreich genug, um fremde Anregung ganz in sein Eigenthum zu wandeln und in aller Ehrlichkeit sogar selbst die Dichter zu nennen, die eine Stimmung in ihm erweckt oder sein Gefühl stärker entflammt haben. „Die häufigen Citate", äußert er liebenswürdig, „sind Grüße aus der Ferne und aus geistiger Abgeschiedenheit: als Zeichen der Verehrung und Bewunderung an Lebende und Todte gerichtet." Wer aber die Geschmeidigkeit seiner Verse bewundert und sich ihres musikalischen Klanges erfreut, darf seine gewissenhafte Arbeit nicht übersehen. Denn mit heißem Bemühen hat der rastlose Kaufmann nach dem Kranze des Dichters gestrebt. „Ich wollte nichts übereilen" hat er selbst gesagt. Und obwohl er

bescheiden das Ganze seines dichterischen Schaffens fragmentarisch nennt, er hat doch durch nimmermüden Fleiß und sorgfältigste Feile seine Sprachgewalt zu so hoher Kunst gesteigert. Das eingehende Studium der fremdländischen Dichter in ihrer eigenen Sprache erkennt der schärfer Blickende und wird ihm gern glauben, daß er „mit der Marter seines Gehirns der Natur einen mehr als gewöhnlichen Tribut bezahlt hat.“ Die hohe Begabung für die Form macht ihn zu einem unserer trefflichsten Uebersetzer oder besser Nachdichter. Nur die „Idylle“, frei nach A. Barbier, und die schönen „Strophen“ nach Tennyson: „Komm nicht, wenn ich gestorben bin“ brauche ich zu nennen, und wie empfindungswarm und klangvoll hat er das irische Volkslied „Robin Adair“, das er in R. Burns' Gestaltung kennen gelernt hatte, nachgedichtet! Weniger glücklich ist er als epischer Dichter; nur einige Erzählungen, wie „Aus Peru“ in leicht dahingleitenden Terzinen und „Januario Garcia“, eine Novelle in Versen, die Garcia's schreckliche Rache für einen gemordeten Knaben berichtet, erwecken größere Theilnahme. Die Beobachtung der äußeren Welt ist nicht die starke Seite dieses hervorragend lyrischen Dichters. Mit seinem inneren Leide kämpfend, verstrickt in seines Herzens Trauerspiele, wie es im Gedichte „Trelawney“ heißt, hat er zu wenig das Verlangen gehabt, die bunte Mannichfaltigkeit der Dinge in sich aufzunehmen und mit anschaulicher Greifbarkeit darzustellen. Nach akademischen Schablonen darf man diesen einseitigen, aber tiefen Dichter nicht werthen. Zwar wird der Verfasser des „Requiem“ nie populär werden, aber auch in Zukunft für das geistige Ringen der neuen Zeit bedeutsam bleiben, und Freunde ernster Poesie werden seiner nicht vergessen.

Das für die 4. Auflage der Gedichte veränderte Vorwort ist wiederholt benutzt worden. — A. Teniers, „Einiges über Dranmor“: Die Gesellschaft, hg. von M. G. Conrad und K. Bleibtreu 1888, S. 326—333 und S. 397—412. — Moderne Dichter-Charaktere, hg. von W. Arent mit Einleitung von H. Conradi und K. Henckell. Berlin 1885. — R. Saitschick, Meister der schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Frauenfeld 1894. — F. Vetter, Ferdinand Schmid (Dranmor). Bern 1897. — Ueber die Gattin hat mir die (nun verstorbene) Schwester des Dichters, Marie Schmid, freundlich Bericht gegeben. Daniel Jacoby.

Schmid: Heinrich Friedrich Ferdinand Sch. wurde am 31. Juli 1811 als Sohn des fürstlich öttingen-wallersteinischen Geh. Hofraths Schmid in Harburg bei Nördlingen geboren, besuchte das Gymnasium zu St. Anna in Augsburg und studirte von 1828 ab in Tübingen, Halle, Berlin und Erlangen Theologie. 1833 trat er in das neu gegründete Predigerseminar zu München und fand hier inmitten der sich kräftig in die Höhe arbeitenden Diasporagemeinde der bairischen Hauptstadt und im Verkehre mit hervorragenden evangelischen Persönlichkeiten, wie G. H. v. Schubert, Fr. Wilhelm Thiersch und Schnorr v. Carolsfeld eine Fülle von kirchlichen Anregungen, die für die Richtung seines Lebens von Bedeutung werden sollten. Von 1837 ab war Sch. Repetent bei der theologischen Facultät in Erlangen und lieferte in dieser Zeit für die Erlanger Lutherausgabe die Bände IX—XI der „Exegetica opera latina“, welche die Capitel 36—50 der Enarrationes in Genesin umfassen. Nachdem er sich 1846 als Privatdocent habilitirt hatte, wurde er 1848 außerordentlicher und 1852 ordentlicher Professor. Entsprechend seiner litterarischen Thätigkeit überwies man ihm zunächst die Kirchengeschichte und die systematische Theologie; da aber seine Interessen doch vorwiegend auf dem geschichtlichen Gebiete lagen, er auch neben Thomasius als Dogmatiker über-

flüssig war, so trat er nach Engelhardt's Tode 1855 in dessen kirchenhistorische Professur. Von da ab hat er noch ein Vierteljahrhundert die Kirchengeschichte schlecht und recht in Wort und Schrift auf der Universität Erlangen vertreten. Er gehörte, wenn auch nicht zu den führenden Geistern, so doch zu den charakteristischen Figuren der alten Erlanger Schule und hat infolge seiner langen Wirksamkeit und der dadurch bedingten Kenntniß von Personen und Verhältnissen einen gewissen Einfluß an der Universität ausgeübt und sich für seine Zeit einen Namen gemacht. Im J. 1867 überkam er das Prorectorat und führte sich mit einer etwas ungesalzenen Rede über die Aufgaben der Universität und den rechten Gebrauch der akademischen Freiheit in seinem neuen Amte ein. Gegen Ende der siebziger Jahre nahmen seine geistigen und körperlichen Kräfte rasch ab, sodaß er sich 1881 genöthigt sah, vom Lehramte zurückzutreten. Der 17. November 1885 machte diesem stillen, von großen Wechseln nicht berührten Gelehrtenleben ein Ende.

Die Zahl der Schmid'schen Bücher und Aufsätze ist nicht gering; doch bedeutet unter ihnen allen nur seine erste Schrift, die noch in Schmid's Repetentenzeit fallende „Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt“, 1843, 7. Auflage 1893, einen glücklichen Wurf. Das Buch will in farblosen Paragraphen und breiten Excerpten aus den classischen Dogmatikern des 16. und 17. Jahrhunderts den Ertrag der dogmatischen Arbeit von Melanchthon bis Hollaz zur Darstellung bringen und den Lutheranern von heute das richtige Verständniß für diese alte Zeit vermitteln. Es hat sich in der That während eines halben Jahrhunderts als nützliches Compendium für das Examen im Gebrauch erhalten und ist auch für die außerdeutschen Lutheraner ins Schwedische (1846) und Englische (1876) übersetzt. Aehnlichen Charakter trägt das „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ 1860, das schon 1862 ins Schwedische übertragen wurde, 1877 in 3. Auflage und 1887 in neuer Bearbeitung von Albert Hauck erschien. Dagegen hat sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ (1851, 2. Aufl. 1856) keinen weitergreifenden Einfluß ausgeübt und ist auch in seiner letzten Gestalt als zweibändiges „Handbuch der Kirchengeschichte“ 1880, 1881 schon veraltet gewesen, noch ehe es erschien. Schmid's Monographien zeichnen sich durch nüchterne Sachlichkeit aus, doch lassen auch sie meist nur allzusehr die persönliche Note vermissen; sie behandeln die „Geschichte der synkretistischen Streitigkeiten in der Zeit des Georg Calixt“ 1846, die „Theologie Semler's 1858 (im Anschluß an sein Programm: Semlerianae theologiae principia et progressiones 1854), die „Geschichte des Pietismus“ 1863, den „Kampf der lutherischen Kirche um Luther's Lehre vom Abendmahl im Reformationszeitalter“ 1868 und die „Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart“ 1874. Zu weiteren Kreisen aber sprach Sch. in der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ erst als fleißiger Mitarbeiter, dann neben Thomasius und Hofmann als eigentlicher Redacteur; sein ruhig abwägendes Urtheil empfahl ihn für diese Aufgabe ganz besonders, und es war nicht seine Schuld, wenn das einst tüchtige Organ 1876 an Altersschwäche einging. — Sch., der in seiner Jugend die kirchliche Erweckung miterlebt hatte, war zeitlebens bestrebt, den neu erwachten Glauben durch die alte Orthodoxie zu stützen. Der Niederschlag der Dogmatik des 17. Jahrhunderts ist für ihn die lutherische Dogmatik schlechthin, die bis jetzt wenigstens noch nicht überboten ist. Somit ragt Sch., wenngleich ein vornehmes Glied der Gruppe, nicht über jene lutherischen Theologen hinaus, die, den Blick unentwegt rückwärts zu den Vätern gewandt, der Kirche mit einer wissenschaftlichen Arbeit zu dienen vermeinten, die, weil unter angeblich

kirchlichen, in Wirklichkeit fremden Gesichtspunkten unternommen, sich rasch überleben mußte. Seine Beurtheilung des Pietismus hat Sch. den Vorwurf eingetragen, daß er nicht über ein Plagiat des Joh. Georg Walch hinausgekommen sei und daß er mit seiner These von den Trübungen der reinen Lehre durch die pietistische Bewegung noch auf dem ablehnenden Standpunkte von 1730 stehe. In der Theologie Semler's vermag er nur Rückschritte und Mängel zu entdecken. Und daß Sch. als Student zu den Füßen Schleiermacher's gesessen hat, davon ist in seiner Theologie nirgends etwas zu spüren. Gleichwohl hebt sich Sch. wohlthuend von den Repristinationstheologen gröberen Schlages ab. Als Süddeutscher ist er glücklich davor bewahrt geblieben, religiöse Fragen zur engen Parteisache werden zu lassen. Dazu kam der befruchtende Einfluß Hofmann's, mit dem Sch. von der Repetentenzeit ab in innigem Freundschaftsverhältniß gestanden hat. Als Hofmann's selbständige Ausgestaltung und Weiterbildung der lutherischen Theologie den Unmuth des nur an den alten Formeln klebenden mecklenburgischen Lutherthums hervorrief, wußte Sch. in seiner für den Freund eintretenden Schrift: „Dr. v. Hofmann's Lehre von der Versöhnung in ihrem Verhältniß zum kirchlichen Bekenntniß und zur kirchlichen Dogmatik“ 1856 besonnen zwischen dem Bleibenden und zeitlich Bedingten, zwischen der Substanz des Bekenntnisses und der dogmatischen Arbeit des einzelnen Theologen zu unterscheiden. Die Wissenschaft darf sich nicht knechtisch an das Ueberlieferte binden, sondern sie muß sich die Freiheit wahren, den von der Vergangenheit überkommenen Stoff immer aufs neue wieder zu prüfen, zu sichten und umzugestalten. Dem Freundschaftsbunde mit Hofmann hat Sch. nach dessen Tode noch ein hübsches Denkmal gesetzt in der Herausgabe und Bevorwortung der „Vermischten Aufsätze von Prof. v. Hofmann“, 1878. Und umgekehrt war es ein letzter Schüler Hofmann's, der im Nachruf auf Sch. für diesen das treffende Motto: „Frei und treu“ geprägt hat.

Allgem. evangelisch-lutherische Kirchenzeitung 1885, Sp. 1127 f. — Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (3) 17, S. 647 ff. — G. Frank, Geschichte der protestantischen Theologie IV, 462 f.

Friedrich Wiegand.

Schmid: Ludwig Karl Sch., Dr. phil., Historiker, geboren am 17. Januar 1811 in der württembergischen Oberamtsstadt Vaihingen a. Enz. Er widmete sich dem Studium der realistischen Fächer, wurde Hofmeister im Hause des Kriegsministers v. Hügel zu Stuttgart und unterrichtete dann nahezu vier Jahrzehnte lang als Lehrer, zuletzt titl. Professor an der Tübinger Realschule. Er hatte in der Ausübung seines Berufes, wie ihm einer seiner Collegen am Grabe bezeugte, etwas Bestimmtes, Abgegrenztes, fast Militärisches. Auch turnerischen Angelegenheiten schenkte er lebhaftes Interesse; er war ferner Gründer und langjähriger Commandant der Tübinger Jugendwehr. Ueberhaupt nahm er in jüngeren Jahren am öffentlichen Leben regen Antheil. 1874 ließ er sich in den Ruhestand versetzen, und nunmehr zog er sich allmählich ganz in die Stille seiner Tübinger Studirstube zurück. Am 15. April 1893 konnte er das Fest seiner 50jährigen Doctorwürde begehen. Sich geistiger Rüstigkeit bis ins höchste Alter erfreuend, blieb der Greis an der Arbeit, solange er athmete. Am 2. April 1898 nahm ihm ein sanfter, schmerzloser Tod die Feder aus der Hand.

Länger als ein halbes Jahrhundert hat sich Sch. in Forschungen über die Geschichte und Culturgeschichte des schwäbischen Mittelalters vertieft. Ohne zu den Meistern historischer Auffassungs- und Darstellungskunst zu zählen oder auch nur überall feineren Geschmack zu bewähren, hat er sich doch als Special-

forscher unleugbare Verdienste erworben, die ihm ein bleibendes Plätzchen in der Geschichte seiner Fachwissenschaft sichern. Das Haus Hohenzollern hat sich ihm gegenüber dankbar erwiesen. Kaiser Wilhelm I. und namentlich die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen zeichneten ihn mannichfach aus. Von seinen sieben Orden und sonstigen Ehren geben die weitschweifigen Titelblätter seiner Werke der Nachwelt Kunde.

Sch. doctorirte 1843 mit einer kritisch-historischen Untersuchung über die älteste Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. Diesen widmete er 1853 auch ein ausführliches, von Uhland freundlich anerkanntes Werk: „Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen, nach meist ungedruckten Quellen, nebst Urkundenbuch". Sowohl diese Publication, als die 1862 erschienene „Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer Grafschaft, nach meist ungedruckten Quellen" mit einem dazugehörigen „Monumenta Hohenbergica" betitelten Urkundenbande sind noch heute für jeden, der sich mit der Geschichte dieser Häuser und Gegenden beschäftigt, unentbehrliche Hülfsmittel trotz ihrer empfindlichen Lücken. Vor, zwischen und nach diesen gewichtigen Werken fielen eine Reihe kleinerer Schriften: „Der Kampf um das Reich zwischen dem römischen König Adolf von Nassau und Herzog Albrecht von Oesterreich" (1858), „Die Geschichte der Herzoge von Teck, der Grafen von Achalm und Urach, von Calw, Vaihingen und Löwenstein in gedrängten Abrissen dargestellt" (1865), „Belagerung, Zerstörung und Wiederaufbau der Burg Hohenzollern im 15. Jahrhundert" (1867), „Die Wahl des Grafen Adolf von Nassau zum römischen König 1292" (1870), „Der heilige Meinrad in der Ahnenreihe des erlauchten Hauses Hohenzollern" (1874). In den folgenden Jahren befaßte sich Sch. namentlich mit der Geistesgeschichte des Mittelalters, mit den Minnesängern. So stellte er 1874 eine kritisch-historische Untersuchung über „Des Minnesängers Hartmann von Aue Stand, Heimath und Geschlecht" an. 1877 veröffentlichte er „Das Schloß Alt-Rotenburg oder die Weilerburg von einst und jetzt. Culturhistorische Zeit- und Landschaftsbilder aus Schwaben". In demselben Jahre ließ er sogar eine geschichtliche Novelle als Manuscript drucken: „Des Pfalzgrafen Götz von Tübingen nächtlicher Besuch im Kloster Bebenhausen 1280". Auch der Cyklus historischer Bilder aus dem 13. Jahrhundert „Graf Albert von Hohenburg, Rotenburg und Haigerloch vom Hohenzollern-Stamme. Der Sänger und Held" (1879) schillert stark ins Romanhafte. Schmid's wissenschaftliche Hauptleistung war „Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der Königlichen und Fürstlichen Hohenzollern bis zur Erwerbung der Burggrafschaft Nürnberg" (3 Theile, 1884/8). Im dritten Bande wurde der Beweis erbracht, daß die Könige von Preußen wirkliche Hohenzollern seien und nicht von den fränkischen Grafen von Abenberg abstammen, wie andere Forscher behauptet hatten. Schmid's Ansicht blieb nicht unangefochten, aber er wußte sie in mehreren weiteren Schriften gegen seine Widersacher glücklich zu vertheidigen. Außerdem sind aus seiner letzten Lebensperiode noch zwei Bücher zu erwähnen: „Die Heimath der Hohenzollern. Land und Leute derselben in den ältesten Zeiten" (1889) und „Die Grafen von Hohenberg zollerischen Stammes und das Minnesänger-Denkmal auf der Weilerburg" (1891).

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog III, 179 f. (nach Zeitungsnachrichten). R. Krauß.

Schmidlin: Christoph Friedrich Sch., 1780—1830. Württemberg hat im 19. Jahrhundert keinen verdienteren, mehr geliebten Staatsmann gehabt, als den bei seinem frühen Heimgang tief betrauerten Minister des

Innern, zugleich des Kirchen- und Schulwesens, Friedrich Schmidlin. Geboren zu Stuttgart am 25. August 1780 als Sproß einer altwürttembergischen Theologen- und Beamtenfamilie, Sohn des Gymnasialrectors Johann Christoph Sch., begann der Sechzehnjährige nach dem Wunsche der Mutter im Tübinger Stift das theologische Studium, vertauschte es aber nach 1½ Jahren aus einem für die Zeit bezeichnenden Anlaß. Die Stiftler gaben durch die „Primi“ der „Promotionen“ einem unliebsamen Repetenten ihr Mißfallen kund, wofür die Abgesandten von der Oberbehörde je um eine Altersclasse zurückgesetzt wurden. Ergrimmt über solche Härte stellte der Vater Schmidlin's dem Sohne frei, auszutreten, und dieser erhielt, wie er selbst schreibt, „sichtbar ungern“ die Entlassung. Im Herbst 1801 vollendete er sein Studium der Rechtswissenschaft mit dem Zeugniß vorzüglicher Kenntnisse und Aufnahme unter die Kanzleiadvocaten, d. h. die zur Proceßführung bei der „Kanzlei“, der obersten Landesbehörde, ermächtigten Anwälte. Um der mittlerweile Wittwe gewordenen Mutter aus den Kosten zu kommen, übernahm Sch. zunächst für einen krank gewordenen Freund die Stelle eines Hofmeisters bei drei jungen Metzler aus Frankfurt, die in Stuttgart im Hause der Erbin der Metzler'schen Buchhandlung, Frau Enslin, und ihres zweiten Gatten, Dr. Erhard, sich aufhielten. Nach diesem einjährigen Privatdienste, während dessen er in der schönen, reichbegabten Tochter des Hauses, Caroline Enslin, die künftige Gattin kennen lernte, sah er sich ohne sein Zuthun auf die Liste der „Hofcommissarien“ gesetzt, welche die neuen durch den Pariser Frieden erworbenen Landestheile für den Herzog zu übernehmen hatten. Sch. vollzog diesen Auftrag von Ende November ab in dem Reichsstädtchen Weil zu allseitiger Befriedigung und wurde im Februar 1803, 22½ Jahre alt, zum Oberamtmann in dem eben säcularisirten Kloster Schönthal an der Jagst ernannt. Die sieben Jahre, die er in diesem stillen Erdenwinkel an der Seite einer vortrefflichen Frau, Vater einer fröhlich gedeihenden Kinderschar, zubrachte, pries er lebenslang, obwohl der Verleumdungen zugängliche König Friedrich ihm wiederholt sich ungnädig zeigte, als eine gute Schule, die ihn mit der allmählichen Zunahme des Bezirks von 3000 auf 20 000 Einwohner in alle Verwaltungs- und Gerichtsgeschäfte einführte. Als ein Staatsvertrag mit Baiern und Baden 1810 die Auflösung des Oberamtsbezirks in Aussicht stellte, wurde Sch. mitten im Winter nach Freudenstadt versetzt. Auch dort entschädigte ihn für die anhaltende Ungunst des Gebieters die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und Anhänglichkeit der Bevölkerung, und ebenso in Urach, wohin er 1814 geschickt wurde. Hier zeigte endlich auch König Friedrich dem Oberamtmann sich mehr gewogen; aber eine im Juli 1816 ihm angetragene Regierungsrathsstelle glaubte er als vermögensloser Vater von neun Kindern wegen des ungenügenden Gehaltes ausschlagen zu müssen und auch die ihm bald nach dem Regierungsantritt König Wilhelm's förmlich übertragene Stelle eines Oberregierungsraths bei der Section der innern Verwaltung nicht antreten zu können. Aber von da an war, hauptsächlich durch den vielgeltenden Staatsrath v. Maucler, der Landesherr für den treuen, hervorragend tüchtigen Diener eingenommen und versicherte sich nun fortlaufend seiner Mitwirkung in dem großen Werk der Neueinrichtung des ganzen Staatswesens. Sch. hatte sich über diese freimüthig in einer Druckschrift und einer Namens der Uracher Amtskörperschaft verfaßten Eingabe an die Ständeversammlung ausgesprochen. Jetzt wurde er, Februar 1818, veranlaßt, über das von dem Präsidenten v. Malchus (siehe A. D. B. XX, 132 ff.) aufgestellte Programm einer neuen Aemterorganisation, mit Trennung von Justiz und Verwaltung, sich gutächtlich zu äußern, worauf man im März ihn einberief, sich mit dem Oberregierungsrath, späteren Staats-

rath Fischer über einen Organisationsentwurf zu verständigen. Im Juni wurde er Mitglied der kgl. Organisationscommission unter Maucler und in dieser Mitschöpfer der drei Edicte vom 31. December 1818, welche das hernach unter Schmidlin's Departementsleitung ergehende, für das ganze Jahrhundert und länger geltende Verwaltungsedict von 1822 zusammenfaßt. Im November 1818 übernahm er dann die ihm längst übertragene Oberregierungsrathsstelle in Stuttgart, lebte sich, neben seiner Thätigkeit in der Organisationsvollziehungscommission, rasch in die ihm bis dahin fremde Behandlung der Kanzleiarbeiten ein, wurde im Sommer 1819 Regierungscommissär bei der in Ludwigsburg tagenden constituirenden Ständeversammlung, die unter dem Druck der politischen Zeitlage die längst umstrittene Landesverfassung rasch zu Stande brachte. Im ersten Landtage nach der neuen Ordnung, 1820, zeigt Sch. als Mitglied der gemeinschaftlichen Regierungs- und Ständischen Commission zur Prüfung der Organisationsedicte ein neues Talent: die Gabe des durch ein prächtiges Organ unterstützten freien, dabei warmen Vortrags, womit er als außerordentliches Mitglied des Geheimen Raths im Januar 1821 die Edicte vor den Ständen glänzend vertrat. Im April zum Staatsrath ernannt, wurde er, als Minister Otto dem Freiherrn v. d. Lühe im Geheimen Raths-Präsidium folgte, am 29. Juni mit der provisorischen Verwaltung des Departements des Innern, zugleich des Kirchen- und Schulwesens, betraut. Es geschah fast zu seinem Schrecken, denn fern jeder Streberei mißtraute er seiner Befähigung, und bereits hatte seine Gesundheit einen Stoß erlitten. Aber noch wuchs, wie er es bisher stets erfahren, mit der Aufgabe die Kraft, und neun Jahre hat er, seit Juni 1823 mit der Besoldung der wirklichen Geheimeräthe, seit dem 27. September 1824 wirklicher Geheimerath mit beträchtlicher Zulage, endlich seit 1. Juli 1827 als Minister — König Wilhelm I. war sparsam mit der Zutheilung der höchsten Würden — die beiden Departements mustergültig geleitet, mit voller Hingebung an die großen und kleinen Aufgaben, überall mit eigenen Augen sehend, mit jedem Geschäftszweige vertraut, die in der jungen Verfassung liegenden Keime in stetigem Fortschreiten zu fruchtbarer Entwicklung bringend, in Treue und Offenheit gegen seinen König, unwandelbarer Liebe zum Volk. Es war schwierige Zeit, das Verhältniß der liberalen Regierung zum Metternich-Bundestag ein vielfach getrübtes, das geplante Neue, wie theilweise das bereits ins Leben getretene, im Volk und bei der Volksvertretung auf manchen Widerspruch stoßend, der Staatshaushalt das ganze Jahrzehnt durch ein die neue Staatsverwaltung vielfach erschwerender. Aber zielbewußt, des Vertrauens seines Fürsten, des Ministerpräsidenten Maucler und der Stände nach jeder Trübung immer wieder sicher, führte der Minister seine Reformen durch; hier seien nur genannt das neue Bürgerrechtsgesetz, die den Zunftzwang aufhebende Gewerbeordnung, zwei die Lehrer und den Haushalt der Universität betreffende Gesetze, das besonders schwer durchzubringende Judengesetz, die einheitliche Regelung des katholischen Kirchenwesens in dem Lande, das erst vor kurzem aus einem ganz protestantischen ein zu 1/3 katholisches geworden war. Viel Unlust brachten dem schon länger kränkelnden Mann, der seine Tage gezählt wußte, die Verhandlungen über seinen liberalen Entwurf einer zeitgemäßen Verfassung der Landeshochschule, deren Niederhaltung von Bundeswegen er schmerzlich empfand. Mit Widerstreben fügte sich Sch. der Maucler'schen Octroirung einer bureaukratisch-polizeilichen Ordnung, deren baldige Zurücknahme vor dem Ansturm der Mehrheit des Senats und der Stände er nicht mehr erleben sollte. Ein schweres Magenleiden zwang den „schaffigen“, wie seine Frau ihn von jeher genannt, öfters auszusetzen, während die nach Süddeutschland ein-

dringenden Wirkungen der Julirevolution nach seiner Ansicht verlangten, daß der Mann auf seinem Platze sei. Der König bewies ihm fortwährend, trotz der Differenz in der Universitätsfrage, nicht bloß volles Vertrauen, sondern auch herzliche Theilnahme, und war mit den Besten seiner Räthe und seines Volkes schmerzlich betroffen, als nach Weihnachten 1830 die Kunde kam, der Treue, Vielverdiente sei nach einem Krankenlager von sieben Wochen am 28. December aus „einem Leben voll Sorgen und Mühen“, welche Worte er selbst für seine Grabschrift wählte, zur Ruhe eingegangen.

Mit der seit Jahren gleichfalls in ihrer Kraft gebrochenen Gattin, die schon nach 1½ Jahren ihm in die Ewigkeit nachfolgte, erbten neben zwei Töchtern sieben Söhne den Segen des Gerechten: Eduard, 1803—1869, zuletzt Consistorialpräsident; Karl, 1804—1847, zuletzt Pfarrer in Wangen bei Göppingen, als liebenswürdiger Dichter noch heute geschätzt; Franz, 1806—1875, zuletzt Pfarrer in Uhlbach bei Cannstatt; Adolf, 1808—1875, zuletzt Oberregierungsrath; Julius, 1811—1881, zuletzt Regierungsdirector in Ellwangen; Otto, 1815—1845, Pfarrer in Bürg bei Neuenstadt am Kocher; Albert, 1816—1870, Oberzollinspector in Mannheim.

Was Julius Schmidlin in einer vortrefflichen handschriftlichen Biographie des Vaters aus dessen Aufzeichnungen und Briefen mittheilt, zeigt uns einen Ehrenmann von seltener Harmonie der besten deutschen Eigenschaften: hochgebildet und tiefen Gemüths, würdevoll und anspruchslos bescheiden, vorurtheilsfrei und wahrhaft fromm, geschaffen für öffentliches Wirken an hervorragender Stelle, doch am glücklichsten im schlichtbürgerlichen Familienkreis. Eingehende Aufschriebe, welche die nächsten Angehörigen gleich nach seinem Tode gemacht, führen uns an das Leidens- und Sterbelager eines Weisen, der in Seelenstärke, Gottvertrauen und Liebe zu den Seinen sich bewährt bis ans Ende. — Auch der Nekrolog des „Schwäbischen Merkurs“ vom 15. und 16. Januar 1831 preist in gleich warmen Worten den Staatsmann und den Menschen Friedrich Schmidlin.

J. Hartmann.

Schmidt: Christoph Hermann Sch., geboren am 23. Februar 1832 zu Frickenhofen, OA. Gaildorf, † am 19. November 1893 zu Breslau.

Schmidt's Vater, Johann Heinrich Sch., Sohn des gleichnamigen Pastors in Krummendeich, dann in Jork, beide im Rgbz. Stade gelegen, hatte in Tübingen Theologie studirt und dort seine spätere Frau Christiane Sibylle Härlin, Tochter des Pfarrers H. in Neubulach im Schwarzwald kennen gelernt. Er war zuerst Pastor in Alt-Luneberg, dann in Elmlohe, beide im Herzogthum Bremen gelegen, siedelte aber im J. 1824 in die Heimath seiner Frau über und übernahm das Pfarramt Frickenhofen. Dort wurde Sch. als dritter Sohn seiner Eltern geboren. Seine beiden älteren Brüder, der eine (ursprünglich Theologe, später Redacteur) 1817, der andere Fritz (zuletzt Dombaumeister in Wien) 1825 geboren, waren ihm an Alter weit überlegen, so daß sie keine rechten Spielkameraden für ihn wurden. Am meisten Einfluß übte auf ihn in seiner Kindheit die Mutter, die mit reicher Phantasie begabt den lebhaften Geist des Kindes durch ihre Erzählungen aus der Märchenwelt und aus der Geschichte seines Volkes anregte und befriedigte, ja schon in dem Kinde das Interesse für unsere classische Litteratur weckte. Früh zeigte sich bei ihm ein Drang zum Reden, und er erzählt selbst, wie er als 4- und 5jähriger Knabe vom Schemel aus seine ersten Redeübungen hielt. Der Einfluß des Vaters trat dagegen stark zurück. Denn schon im J. 1838 starb er, noch nicht fünfzigjährig.

Wenn auch die Mutter noch ein Jahr lang im Pfarrhause wohnen durfte,

ſo mußte ſie doch daran denken, einen neuen Wohnſitz zu ſuchen, den ſie mit Rückſicht auf verwandtſchaftliche Beziehungen und die Möglichkeit der Vorbildung der Söhne in Großbottwar, OA. Marbach, fand. Sch. ſelbſt war freilich inzwiſchen in das ſtaatliche Waiſenhaus in Weingarten, OA. Ravensburg aufgenommen worden; doch konnte ſich die Mutter in die Trennung nicht finden und behielt den Sohn trotz ihrer überaus kärglichen Verhältniſſe bei ſich. Die einclaſſige Lateinſchule des Ortes genügte freilich nicht, um die Vorbereitung auf das ſog. Landexamen, die Aufnahmeprüfung in eines der niederen Seminarien, zu ſichern. Daher entſchloß ſich die Mutter gegen den einhelligen Rath der Verwandten, die den Knaben zum Kaufmann beſtimmten, ihn nach Marbach zu geben, um ihn durch den Beſuch der grade unter dem Präceptor Richter aufblühenden Lateinſchule der Erfüllung ſeines ganz feſten Wunſches, Theologe zu werden, näher zu bringen. Er wurde ſchon 1845, ein Jahr vor der vorſchriftsmäßigen Zeit, zur Prüfung zugelaſſen. Doch erzielte er unter den 90 Prüflingen nur den Platz 27—31 und mußte daher als jüngſter, da nur 30 Zöglinge aufgenommen wurden, zurückſtehen. Die Wiederholung der Prüfung im folgenden Jahre ergab das gleiche Reſultat, doch wurde ihm noch nachträglich eine Stelle als Staatshoſpes im Seminar zu Urach zugebilligt.

Dieſer Mißerfolg war für den Jüngling tief beſchämend. Um ſo mehr ſuchte er durch doppelten Fleiß die Niederlage wieder gut zu machen. Und es gelang ihm auch in ſtetem Aufrücken am Ende des 4jährigen Curſus als Erſter der Promotion dazuſtehen, ein Platz, den er auch im Tübinger Stift behauptete. Ueberaus ſchmerzlich traf ihn der Verluſt der Mutter, die nach langem, ſchwerem Leiden am 5. März 1847 heimging. Er hatte ſie kurz vor ihrem Ende noch einmal beſuchen dürfen, um von der Treuſorgenden den letzten Abſchied zu nehmen.

Hatte der in mancher Hinſicht frühreife Knabe ſchon in Marbach ſich mit allerhand dichteriſchen Entwürfen getragen, ſo wandte er ſich bald von dieſen kindiſch erſcheinenden Beſchäftigungen ernſteren Fragen zu. Seine Kameraden bemerkten bald an ihm ein beſonders reges wiſſenſchaftliches Intereſſe und ſchon in Urach ſtudirte er Zeller's Philoſophie der Griechen. Beſonders bewegt war die Zeit durch die Ereigniſſe des Jahres 1848, die auch hinter den ſtillen Kloſtermauern Urachs ſich fühlbar machten. Der Ephorus Köſtlin gab den freiheitlichen Wünſchen der Zöglinge in weitem, manchmal zu weitem Umfange nach, und die politiſche Begeiſterung und Spaltung, das gegenſeitige Debattiren griff unter den Jünglingen um ſich. Sch. war das Haupt der demokratiſchen Partei; des Wortes mächtiger als Andere, ſprach er mit großem Pathos. Robert Blum war der Held der Partei, ihm zu Ehren veranſtaltete er auch auf der Stube Teutonia eine Todtenfeier. Doch, wie geſagt, die politiſchen Aufregungen ließen die Arbeit nicht zu kurz kommen und 1850 wurde Sch. nebſt zwei Anderen dazu auserkoren, bei der Abſchiedsfeier zu reden. Er hatte ſich ſelbſt das Thema gewählt: Ueber den Einfluß der Vorſtellung vom θεῖον φθονερόν auf die Cultur der Griechen. Schon in dieſer Wahl tritt das Streben hervor, das für ſeine ſpätere wiſſenſchaftliche Arbeit charakteriſtiſch iſt, überall weite Perſpectiven geben zu wollen. Zugleich zeigt ſie, wie ſich bei ihm ein Intereſſe religiöſer Art mit dem für den Geiſt der Antike verband, was ja auch ganz der Vorbildung entſprach, die durchaus auf ſtreng humaniſtiſcher Grundlage erfolgte.

Indeſſen war in dem Leben Schmidt's ein großer Umſchwung eingetreten. Die kindliche Frömmigkeit, die von der Mutter in ihm geweckt und gepflegt, ihn zu täglicher Gebetsübung getrieben hatte, war verſchwunden. Die

Größe und Herrlichkeit der Menschheit, wie sie ihm in dem Denken der Antike und der Geschichte der Menschheit entgegentrat, verdrängte in ihm die demüthige, dankbare Hingabe an Gott, und trotz des hohen sittlichen Ernstes, der sein ganzes Wesen durchdrang und sich auch seinen Altersgenossen als besonderes Charakteristikum einprägte, war er von einer Sündenerkenntniß, wie sie die christliche Frömmigkeit voraussetzt, weit entfernt. So kam denn die Ordnung der Studien im Tübinger Stift, die ihn zunächst zum Studium der Philosophie verpflichtete, seinem inneren Zustand und Bedürfniß entgegen. Die Frage: was ist Wahrheit? bewegte ihn im Tiefsten, und er suchte sie sich gründlich zu beantworten. Die damals in Tübingen noch herrschende Hegel'sche Philosophie zog auch ihn in ihren Bannkreis und befestigte in ihm die Gewißheit, daß der Mensch aus eigener Kraft die Wahrheit finden könne und müsse. Es war natürlich, daß diese Geistesrichtung die ursprüngliche Begeisterung für das geistliche Amt verminderte. Fühlte er doch selbst nur zu tief den Widerspruch seiner Ueberzeugungen mit dem alten christlichen Glauben. Er war daher entschlossen, sich lieber dem Studium der Philologie zu widmen. Doch bald lebte die Abneigung gegen gründliche sprachliche Studien, die ihm schon beim Landexamen so folgenschwer mitgespielt hatte, von neuem und verstärkt in ihm auf und trieb ihn dazu, die bisher etwas vernachlässigte Theologie intensiver in Angriff zu nehmen. Die Neigung für Geschichte, die ihn seit jeher beseelt hatte und der er bis an sein Lebensende treu blieb — kannte er doch auch in seinen letzten Lebensjahren keine liebere Ferienerholung als das Studium von Geschichts- und Memoirenwerken — wurde das Band, das ihn zunächst enger an diese Wissenschaft fesselte. Es war besonders der Einfluß F. Chr. Baur's, der diese Neigung unterstützte. Das Studium der Geschichte der christlichen Kirche und des christlichen Glaubens, dazu der Einfluß Schleiermacher's ließen ihn erkennen, „daß im Christenthum doch Geheimnisse des Lebens verborgen liegen, über die ein flacher Verstand mit Unrecht leichthin aburtheilt". So war er durch das Bild der Größe der Kirche für die Theologie auch innerlich wiedergewonnen. Doch galt er — und mit Recht — für einen entschiedenen Anhänger der kritischen Richtung und für einen Freigeist. Aber ebenso entschieden erkannten auch seine Studiengenossen den hohen sittlichen Ernst und das tiefe wissenschaftliche Streben, das ihn auszeichnete. Nicht nur war er in der studentischen Verbindung, der er angehörte (Nordland), ein eifriger Vorkämpfer für die Durchführung ernsterer und strengerer Grundsätze, freilich ohne mit seinen Vorschlägen und Anträgen durchzudringen, sondern er hielt es auch für eine Pflicht seiner Berufsvorbereitung, an den Redeübungen des Aesthetikers Fr. Vischer theilzunehmen. Ueberhaupt hörte er alle Vorlesungen Vischer's und vertiefte sich besonders in seine Aesthetik. Lange Zeit hindurch besprach er mit einem gleichgestimmten Freunde wöchentlich alle neueren Erscheinungen der Litteratur, bis das immer mehr sich vertiefende theologische Interesse und das immer brennendere Wahrheitsuchen die ästhetischen Neigungen wieder mehr in den Hintergrund treten ließen. Immerhin zeigt es uns, wie ernst er es mit seinem damaligen Ideale nahm: „ein Muster zu sein eines allen Lebensinteressen aufgeschlossenen, an den jugendlichen Freuden theilnehmenden und doch sein festes Maß in sich selbst tragenden Menschen". Es lag nahe, daß bei solchem Ernste und innerem Drange zu wissenschaftlichem Studium sein Auge sich vor allem auf das Ziel einer akademischen Laufbahn richtete. Daher war es ihm eine hohe Befriedigung, als der Erfolg seiner ersten Dienstprüfung (August 1854) ihm die Aussicht auf eine Stelle als Repetent in Tübingen eröffnete. Bis in den Anfang des Jahres 1855 hielten ihn seine wissenschaftlichen Interessen noch

in der Universitätsstadt fest; dann erst trat er ein Vicariat in Korb (Diöcese Waiblingen) an.

Damit stehen wir an dem inneren Wendepunkte im Leben Schmidt's. „Mit Thränen", so bekennt er selbst, „schied ich von Tübingen." Fühlte er sich doch selbst zu wissenschaftlicher Thätigkeit berufen, fühlte er doch innerlich zum geistlichen Amte noch keine Freudigkeit. Aber der Eintritt in die praktische Arbeit mit ihren ernsten Aufgaben, die Pflicht Anderen in ihrem religiösen Leben Beistand und Helfer zu sein, der Unterricht, den er dort an der Volksschule, aber auch Pensionären des Pfarrers zu ertheilen hatte, der Verkehr mit einfachen, aber aufrichtigen Christen trieb ihn zum Gebete. Und in diesem ernsten und tiefen Gebetsleben erfuhr er die Gnade Gottes an seinem inwendigen Menschen so, daß er Gott jetzt als den lebendigen erfaßte. Das Wunder der eigenen inneren Erneuerung half ihm zum Glauben an die Wunder Gottes in der Geschichte seines Reiches und lehrte ihn seine bisherige Wunderscheu überwinden. Zugleich lernte er es, immer tiefer in die Schrift hineinzugehen, und daraus erwuchs ihm ein inneres lebendiges Verhältniß zum Worte Gottes. In diesen inneren Erfahrungen haben wir den Quellpunkt für seine ganze spätere Stellungnahme in den theologischen Kämpfen, für den überzeugten, entschlossenen Supranaturalismus, den er bis an sein Lebensende vertrat. Angesichts solch tiefer Erlebnisse werden wir es verstehen, daß er auch von seinem Abschied von Korb berichten kann, er sei mit Thränen auch von dort geschieden.

Da er erst einige Jahre später hoffen durfte, nach Tübingen einberufen zu werden, die Ausführung einer wissenschaftlichen Studienreise bei dem Mangel an eigenen Mitteln trotz einer in Aussicht gestellten staatlichen Beihülfe sehr fraglich erschien, so nahm er das Anerbieten einer Stellung als Erzieher im Hause des späteren Commerzienraths Behrend in Danzig, damals Vicepräsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, in der Hoffnung an, durch einen längeren Aufenthalt in Berlin seinen Gesichtskreis zu erweitern. Es ist ebenso für die Selbständigkeit seines Denkens, wie für die Tiefe und Echtheit seiner inneren Erfahrungen in Korb bezeichnend, daß Sch. gerade durch den Verkehr in diesem geistig reichen und vornehmen Hause zur vollen Entschiedenheit des Gegensatzes zu der liberalen Richtung desselben in kirchlicher wie politischer Hinsicht gelangte. Die feste Ueberzeugung, daß ohne den neuschaffenden Einfluß des Christenthums eine Neugestaltung des Volkslebens nicht möglich sei, daß die Kirche, um diesen Einfluß üben zu können, selbständig sein und von der Vormundschaft ihr innerlich fremder Kreise der Gebildeten befreit werden müsse, daß die Zertrümmerung der geschichtlich gewordenen Formen unseres Volkslebens vom Uebel sei — diese Ueberzeugungen bildeten sich ihm schon damals. Die Erkenntniß des Werthes fester Organisationen für das gesammte Volksleben ließ ihn die Bedeutung der Kirche noch von einer neuen Seite her würdigen. Schon damals schloß er sich innerlich an die conservative Partei an, der er sein Leben lang treu geblieben ist; hier auch erwachte die Vorliebe für Preußen und die Erkenntniß seines Berufs zur Führerschaft in Deutschland, der er in der schwäbischen Heimath oft unwillkommenen Ausdruck gab. Das norddeutsche Blut, das er von väterlicher Seite her in seinen Adern rinnen fühlte, regte sich, und er kehrte mit einer gewissen Neigung zur Kritik der schwäbischen Art — obwohl er sie selbst in Vielem an sich trug und auch oft ausdrücklich an sich anerkannte — in die Heimath zurück.

Besonders stark fühlte er sich in Berlin von dem ehrwürdigen Propst Karl Immanuel Nitzsch angezogen, dessen Predigten er viel zu verdanken be=

kennt, in dessen Hause er sonntäglicher Gast war und in dessen Verkehr er den großen kirchlichen Fragen der Zeit nahe gebracht wurde. Wie innig er dem Greise nahe getreten war, läßt die Schilderung erkennen, die er vor dem Abschiede in einem Briefe an seine ältere Schwester gibt. „An nichts“, schreibt er, „werde ich in meinem ganzen Berliner Leben so heilig denken, als an den Abschiedskuß des alten Nitzsch, den er mit den Worten begleitete: ich habe mich Ihrer Geistesgemeinschaft sehr gefreut!“

Als er nach einem größtentheils in Danzig verlebten Sommer 1858 nach der Heimath zurückkehrte, erreichte ihn noch unterwegs die Berufung zum Repetenten an das Tübinger Stift. Mit großer Begeisterung und ernstem Eifer unterzog er sich 2½ Jahre lang (1858—61) der Aufgabe der Einführung der Studenten des Tübinger Stifts in die Wissenschaft. Zu einem nahen persönlichen Verhältnisse zu seinen Schülern kam es dabei nicht. Dazu lag in seinem ganzen Auftreten zu viel Selbstbewußtes und Ueberlegenes, oft auch Schroffes. So war er zwar um seiner Gelehrsamkeit willen namentlich von den Begabteren hochgeschätzt, doch nicht eigentlich beliebt. Daneben machte er eifrig von der Erlaubniß zum Halten von Vorlesungen an der Universität Gebrauch. Die Richtung seiner Studien ging, wie wir sahen, vor allem auf die geschichtliche Seite, und so las er denn besonders über Augustin's Leben, Lehre und Bedeutung für die christliche Kirche, wie auch über Patristik. Ueberhaupt galten seine Studien in damaliger Zeit besonders Augustin, über dessen Lehre von der Kirche er in dem Jahrbuch für deutsche Theologie (VI, 197—255) seinen ersten vielfach beachteten Artikel veröffentlichte, dem 1862/3 zwei weitere über Origenes und Augustin als Apologeten (Jhrb. f. deutsche Theol. VII, 237—281, VIII, 261—325) folgten. Sie zeigen uns schon deutlich seine Eigenart, überall die Differenzen im einzelnen aus der Verschiedenheit der dahinter liegenden Prämissen zu erklären, die Neigung, die einzelnen Anschauungen in einen großen Zusammenhang zu stellen und das Wiederauftauchen derselben Richtungen in den verschiedenen Perioden der Kirchengeschichte zu verfolgen, d. h. das Typische für die verschiedenen Ausprägungen des Christenthums hervorzuheben. So bereitete er sich zur Laufbahn eines Kirchen- und Dogmenhistorikers vor, für die ihn auch die außerordentliche Treue und Präsenz seines Gedächtnisses besonders befähigte. Hatte er auch unter den Professoren besonders mit Oehler und Landerer verkehrt, so verehrte er doch in Baur seinen geistvollen Lehrer, von dem er sich nicht ohne Schmerz jetzt innerlich oft getrennt wußte. Als dieser schwer erkrankte, erhielt er den Auftrag, sein Colleg über Kirchengeschichte zu Ende zu lesen, ein Auftrag, in dem er das Vorzeichen eigner späterer akademischer Thätigkeit glaubte sehen zu dürfen. Doch seine Hoffnungen und nach Ansicht seiner Freunde berechtigten Erwartungen sollten nicht sobald in Erfüllung gehen. Viel länger als er annehmen konnte, über 18 Jahre, sollte er im praktischen Kirchendienst thätig sein. Es kam, wie er ahnend schon 1862 in einem Briefe schrieb: „Was ich gesucht, ist mir nie so ohne weiteres in den Schoß gefallen, sondern erst, wenn ich gewartet und resignirt hatte . . . . So wird's vielleicht am Ende mit der Professur gehen. Wenn ich den Gedanken daran einmal werde aufgegeben und mich im praktischen Amt ordentlich festgesetzt haben, dann kommt vielleicht ganz unerwartet das Ersehnte“.

Schon die Stellung als Stadtvicar in Stuttgart, in die er nach Ablauf seiner Thätigkeit eintrat, hat er länger als üblich verwalten müssen. Sie war ihm dadurch besonders unerquicklich, daß sie ihn an keine bestimmte Gemeinde band, sondern zur Aushülfe in der ganzen Stadt je nach Bedarf verpflichtete. Er ist vergeblich beim Consistorium vorstellig geworden, daß die

leicht zü bewerkstelligende Aenderung einer Vertheilung der Stadtvicare auf die einzelnen Gemeinden vorgenommen würde. Er knüpfte daran schon damals weiter gehende Gedanken über eine Theilung der Gemeinden in Seelsorgerbezirke, die er dann reiflich durchdacht im Anfang der 70er Jahre im Stuttgarter Gesammtgemeindekirchenrath als Antrag einbrachte und mit denen er zwar großes Aufsehen erregte, jedoch nicht durchdrang. Aehnliche Gedanken und Forderungen sind später von anderer Seite mit mehr Erfolg geltend gemacht worden. Bezeichnend bleibt für Sch., wie er muthig und ohne Rücksicht auf etwaige verstimmende Wirkungen für das von ihm als richtig Erkannte eintrat. Er hat sich den Beinamen des Tapferen, den ihm sein nächster Freund bei seiner Uebersiedlung nach Breslau gab, schon damals verdient. So trat er 1862 dem Aufsehen erregenden Artikel R. Rothe's in Schenkel's Allgem. Kirchl. Zeitschrift (1862 S. 34 ff., 97 ff.) „Zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche", in dem dieser den Grundschaden der Kirche darin sah, daß sie die Unkirchlichen, die unbewußten Christen, wegen ihrer Ablehnung der modernen Bildung nicht heranziehen könne, mit einem offenen Briefe entgegen, indem er besonders das unbewußte Christenthum der Unkirchlichen bestritt und der durch seine Schärfe und seinen Freimuth vielfach Anstoß erregte.

Neben der unbefriedigenden, erst in der letzten Zeit durch die Uebernahme einer Vertretung an der Stifts-, dann an der Leonhardskirche befriedigender gestalteten Vicariatsthätigkeit ging die wissenschaftliche Arbeit weiter, von der die Vollendung der oben erwähnten Aufsätze über Origenes und Augustin, sowie zahlreiche Artikel für die 1. Auflage der Protestantischen Real-Encyklopädie Zeugniß ablegen. Sie betrafen namentlich das kirchen- und dogmengeschichtliche Gebiet. Erhellt wurde ihm diese Zeit durch die Verlobung mit der Tochter des Prälaten Sigel in Heilbronn, in der er die aufrichtig geliebte, selbstlos und aufopfernd liebende Gefährtin seines Lebens fand. Aber eben dies Glück war ein weiteres starkes Motiv, die feste Anstellung im geistlichen Amte um so schneller herbeizusehnen. Sie wurde ihm endlich zu Theil, als er im Sommer 1863 als Diakonus nach Calw berufen wurde. In dieser Gemeinde war gerade auch in den wohlhabenderen Kreisen ein Grundstock echter pietistischer Frömmigkeit vorhanden. Sie bildete einen Mittelpunkt des Interesses für äußere und noch mehr für innere Mission — geweckt und erweitert vor allem durch die Thätigkeit Dr. Barth's — und die sechsjährige Thätigkeit in dieser Gemeinde sollte nicht ohne Rückwirkung auf Sch. bleiben. Hatte er schon früher sein Interesse für die Werke innerer Mission dadurch bethätigt, daß er in Korb als Vicar einen Verein zur Familienerziehung verwahrloster Kinder ins Leben gerufen hatte, so wurde es jetzt in viel größerem Umfange rege. Er gehörte von 1865 an zu den treuen Theilnehmern der Versammlungen, aus denen 1869 die Südwestdeutsche Conferenz für innere Mission hervorging, deren thatkräftiger Präsident er von ihrer Gründung bis zu seinem Weggange nach Breslau blieb.

Auch in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit kann man den Einfluß der neuen Umgebung spüren; betraf doch seine nächste größere Veröffentlichung „die eschatologischen Lehrstücke in ihrer Bedeutung für die gesammte Dogmatik und das kirchliche Leben" (Jahrb. f. d. Theol. 13, 577—621; 15, 455—502). Die eschatologischen Fragen sind ihm ein hauptsächliches Kriterium für die dogmatische Stellung eines Einzelnen, einer Partei oder einer ganzen Zeit. Sie waren ihm durch die pietistischen Kreise, unter denen er wirkte, wohl besonders nahe gekommen und seine selbständige Natur macht sich in der Stellungnahme geltend, bei der er gerade eine kirchliche Eschatologie herauszustellen sich

bemühte gegenüber der Verflachung und Entleerung der christlichen Hoffnung, womit er namentlich auch gegen Schleiermacher sich wandte, wie gegenüber ihrer Ueberspannung im Chiliasmus, wie sie der württembergische Pietismus vielfach aufwies. Auch diese Abhandlungen enthalten eine Fülle dogmenhistorischer Ausblicke.

Das Jahr 1869 führte ihn nach Stuttgart, wohin er als 3. Geistlicher an der Leonhardskirche berufen wurde. Hatte schon das Jahr 1866 durch den Beweis der Ueberlegenheit Preußens ihn mit froher Hoffnung auf eine Einigung Deutschlands erfüllt, so bewegten ihn die Ereignisse des Jahres 1870 aufs tiefste. Konnte er auch nicht selbst mit hinausziehen, so suchte er doch in der Heimath für die Verwundeten zu sorgen und den Hinterbliebenen der Gefallenen Trost zu bringen. Seine Seelsorge in den Lazarethen, seine Kriegsbetstunden, seine Thätigkeit an den Gräbern werden von den Zeitgenossen als besonders segensreich und wirkungsvoll gerühmt. Ueberhaupt stellte die Seelsorge in der großen Gemeinde hohe Anforderungen an Sch., denen er mit vollster Hingabe und Gewissenhaftigkeit gerecht zu werden suchte. Dabei gab es für ihn keinen Unterschied zwischen Hoch und Gering, und gerade unter den Armen und Einfachen war er, der sonst bei einer gewissen Schwerfälligkeit im Verkehr mit Menschen nicht schnell beliebt wurde, doch durch seine Wahrhaftigkeit und tiefe Frömmigkeit gesucht und einflußreich.

Als Prediger hat er gleichfalls mit großer Treue gewirkt. Er hatte nicht nur eine große Neigung, ja ein Bedürfniß zu predigen, sondern auch eine große Gabe dazu. Gemäß dem Pathos seiner ganzen Veranlagung fehlte seiner Rede freilich die Leichtigkeit, dafür aber besaß sie eine oft gewaltige Wucht. Ebenso mangelte ihm die Fähigkeit, sich dem Verständniß eines minder gebildeten Auditoriums anzupassen. Dazu war er selbst zu sehr an durchdringendes Denken gewöhnt, dazu war auch seine eigene Vorbereitung auf jede Predigt zu eingehend. Er fühlte es selbst sehr wohl als Mangel, nicht im edeln Sinne populär sein zu können; aber es gelang ihm nicht, ihm abzuhelfen. Seine Gedankengänge, wie er sie in den Predigten entwickelte, waren zu original und schwierig, als daß es leicht gewesen wäre, ihnen zu folgen. Auch beeinträchtigte seine Neigung und Fähigkeit zu abstractem Denken oft die Anschaulichkeit. Darum aber fehlte seiner Predigt oft das Hinreißende. Sie verlangte angespannte Mitarbeit des Hörers und besaß auf ihren Höhepunkten ein oft überwältigendes Pathos. Viel mehr wirkte daher oft seine politische Rede, die in der Regel mit reichen geschichtlichen Erinnerungen durchsetzt, auf eine einzige praktische Frage abzielend, starken Eindruck auf die Massen hervorbrachte.

Daß er neben Seelsorge und Predigt auch der inneren Mission seine Theilnahme zuwandte, ist schon oben erwähnt. Er führte neben dem schon erwähnten Vorsitz in der südwestdeutschen Conferenz von 1873 an auch die Vorstandschaft des Magdalenenasyls in Leonberg. Sein letztes Werk dabei war die Einführung von Diakonissen in die Anstalt, wodurch diese besonders schwierige Arbeit erst recht erfolgreich wurde. Litterarische Beweise seines eingehenden Interesses sind ein zu Speyer gehaltener Vortrag: „Der deutsche Sonntag oder die sociale Bedeutung des Ruhetages gegenüber dem Materialismus unserer Zeit“ (4. Aufl. 1888) und vor allem „Die innere Mission in Württemberg“, die den zweiten Band des Schäfer'schen Sammelwerkes über die innere Mission in Deutschland bildete. Auch in diesem Werke zeigt sich schon in der Anordnung der geschichtliche Sinn des Verfassers, ferner sein fester kirchlicher Standpunkt und eine stark kritische Stimmung gegenüber den

schwäbischen Stammeseigenheiten trotz aller Anerkennung ihrer guten Seiten. Dies Werk fällt an das Ende seiner Stuttgarter Zeit (1879).

Seine sonstigen größeren theologischen Veröffentlichungen dieser Jahre zeigen insofern eine gegen früher veränderte Richtung, als sie sich weniger als selbständige Studien auf dem Gebiet der Dogmengeschichte — man erwartete von ihm ein Werk über Augustin — darstellen, sondern mehr Stellung nehmen zu bedeutsamen theologischen Erscheinungen, besonders zu Keim's Leben Jesu von Nazara in zwei Artikeln der Theol. Jahrb. f. deutsche Theol. (17, 412 ff.; 18, 87 ff.), in denen er die Schwächen der Erklärung Keim's inbetreff der Auferstehung Jesu gegenüber dem Bericht der Evangelien aufzudecken und die dogmatischen Consequenzen seiner Anschauung zu verfolgen sich bemüht, und zu Ritschl's Werk über die Rechtfertigung und Versöhnung, dessen Bedeutung er anerkannte, ohne indessen mit seinen Bedenken zurückzuhalten (Theol. Stud. u. Krit. 1872, S. 331—362; 1876, S. 317—369). Im Zusammenhang mit der ersteren Arbeit steht dann eine Abhandlung über die Grenzen der Aufgabe eines Lebens Jesu (Theol. Stud. u. Krit. 23, 393—457), mit der letzteren eine über die ethischen Gegensätze im Kampf der biblischen und modern-theologischen Weltanschauung (Theol. Stud. u. Krit. 21, S. 455 bis 520).

Doch war damit Schmidt's Thätigkeit in Stuttgart noch nicht erschöpft. Er verfolgte mit regster Theilnahme alle kirchlichen und politischen Vorgänge und verfocht seine Ansichten im Freundeskreise mit großem Nachdruck, wenn auch vielfach alleinstehend. Besonders in seiner Beurtheilung des Culturkampfes, dessen schädliche Folgen er von vornherein voraussagte, stand er allein. Doch beschränkte er seine Meinungsäußerungen nicht auf den vertrauten Kreis, mit dem er persönlich oder brieflich verkehrte, er gab ihnen in der Luthardt'schen Kirchenzeitung in seinen Correspondenzen aus Württemberg Ausdruck. Sie fanden durch die Schärfe ihres Urtheils und die Sachkunde ihres Verfassers viele Aufmerksamkeit, führten aber, als Sch. als Verfasser bekannt geworden, dazu, daß er bei der Behörde in der Heimath auf keine Förderung mehr rechnen durfte. Besonders ist dies auf eine doppelte Serie von Artikeln zurückzuführen, in deren einer er das württembergische Consistorium, in der anderen die Tübinger Facultät in ungünstiger Weise beurtheilte (1879). Sein kampfesmuthiges Temperament und sein rücksichtsloser Freimuth hatten ihn dazu bewogen.

Es war unter diesen Umständen für ihn selbst erwünscht, als ihm zu Ostern 1881 die Professur für systematische und praktische Theologie und neutestamentliche Exegese in Breslau angeboten wurde. Trotzdem war ihm die Annahme nicht leicht. Denn einmal wurzelte er mit seiner Eigenart doch zu sehr in der schwäbischen Heimath, als daß ihm das Scheiden leicht gefallen wäre, andererseits war er trotz der eisernen Arbeitskraft, mit der er an der wissenschaftlichen Arbeit festzuhalten sich bemühte, doch naturgemäß etwas außer Connex mit der zünftigen Theologie gerathen. Von der Hallenser Facultät wegen seiner dogmatischen und dogmengeschichtlichen Abhandlungen zum Doctor creirt, trat er sein Amt mit einer — nur gedruckten — Vorlesung über das Verhältniß der christlichen Glaubenslehre zu den andern Aufgaben akademischer Wissenschaft an. Seine Vorlesungen betrafen außer Dogmatik, Ethik, Symbolik und praktischer Theologie Matthäus, Römer- und 1. Korintherbrief und Leben Jesu. Seine Zuhörerschar, die anfangs geringer war, da er gerade die Hauptfächer mit einem älteren Collegen, der Mitglied der Prüfungscommission war, theilen mußte, hob sich im Laufe der Zeit mehr und mehr. Besonders unter den Ernsteren und Begabteren gewann er eine ganze Reihe treuer und

anhänglicher Zuhörer. Er versuchte von Anfang an auch ein persönliches Band wenigstens mit einem Theil von ihnen zu knüpfen, indem er sie 14täglich zu einem Studentenabende bei sich vereinigte. Besonders für die praktische Theologie kam ihm seine eigene reiche Erfahrung zu gute, und er wußte auch durch den Besuch von Anstalten der inneren Mission das Interesse der Studirenden für diese Seite kirchlicher Arbeit zu wecken. Daß er selbst an allen Arbeiten innerer und äußerer Mission sich eifrig betheiligte, ist nach dem früher Gesagten selbstverständlich. Dadurch gewann er bald das Vertrauen der kirchlichen Kreise Schlesiens und auch Posens, denen er als Facultätsdeputirter zur Provinzialsynode und zur Posener Prüfungscommission (seit 1886) nahe trat.

Auch auf der Kanzel wirkte er in Breslau bis an sein Ende, indem er als Universitätsprediger den akademischen Gottesdienst hielt. Er hat auch dieses Amtes mit unermüdlicher Treue gewaltet, obwohl nur eine kleine Schar von Zuhörern sich um ihn sammelte. Theils äußere Umstände, wie Ort und Stunde des Gottesdienstes, theils die Eigenart seiner Predigt versagten seinem treuen Bemühen den verdienten äußeren Erfolg.

Daneben ging die wissenschaftliche Production weiter. 1884 trat er mit einem für sein Denken besonders bezeichnenden Werke hervor: „Die Kirche. Ihre biblische Idee und die Formen ihrer geschichtlichen Erscheinung in ihrem Unterschiede von Sekte und Häresie.“ Diese Schrift zeigt uns die verschiedenen in Schmidt's Bildungsgange gegebenen Seiten vielleicht in der besten Vereinigung. Auf der einen Seite spüren wir das Erbe Hegel'schen Denkens in der Art, wie der geschichtliche Verlauf als die Darstellung und Entwicklung einer Idee der Kirche aufgefaßt wird, auf der andern macht sich der Dogmenhistoriker geltend, der die Wandlungen in der Ausprägung des Christenthums unter einheitlichen Gesichtspunkten aufzufassen sich bemüht. Es tritt uns hier ebenso der stark constructive und intuitive Zug in seinem Denken, dem die historische Kleinarbeit, wie sie die Grundlage der modernen geschichtlichen Richtung bildet, innerlich fremd geblieben ist, wie auch das praktische kirchliche Interesse entgegen, das ihn trieb, ebenso den Ehrennamen der Kirche der evangelischen Kirche gegenüber Rom zu sichern, als auch die Frage zu beantworten, ob die theologischen Gegensätze im Rahmen einer einheitlichen Gemeinschaft auf die Dauer zu ertragen seien. Er verneint diese Frage entsprechend dem Standpunkte, den er seit etwa dem Jahre 1878 eingenommen hatte. Er gehörte von da an besonders zu den Bekämpfern der Ritschl'schen Theologie, deren Schwächen er scharfsinnig aufzuspüren wußte. Er führte den Kampf gegen die „herrschende Schule“ trotz mancher persönlich verletzenden Angriffe der Gegenseite stets mit sachlichen Gründen und in würdevollem Tone. (Vgl. besonders die Artikel in der Zeitschr. f. kirchl. Wissensch. u. Leben 1884. 85. 87; Neue kirchl. Zeitschr. 1891. 93; Neue Jahrbb. f. deutsche Theologie 1892; mehrere Artikel in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung und seine Recensionen in Luthardt's Theol. Litt.-Blatt.) Daneben lieferte er für die Schäfer'sche Monatsschrift für innere Mission eine Reihe werthvoller Beiträge (Jahrg. 1882. 86. 88. 89), ebenso auch für die 2. Auflage der Protest. Real-Encyklopädie. Von größeren Schriften ließ er außer einer Sammlung von Aufsätzen „Zur Christologie“ (1892) nur ein „Handbuch der Symbolik“ (1890, 2. Titelausg. 1895) erscheinen, das sich durch den Versuch einer begrifflichen Bestimmung der Eigenart der einzelnen Kirchenbildungen und der Ableitung ihrer Lehrunterschiede aus diesem einheitlichen Begriff auszeichnet. Mag man über das Gelingen des Versuches verschieden urtheilen, der Versuch selbst

zeugt jedenfalls von großer Energie begrifflichen Denkens und hält das echt wissenschaftliche Ziel begrifflicher Bearbeitung und Verarbeitung des Stoffes fest. Zu einer Herausgabe seiner Glaubenslehre, zu deren ersten Theilen Entwürfe schon fertig lagen, ist es nicht mehr gekommen. Nur der christologische Abschnitt seiner Vorlesung über Glaubenslehre ist nach seinem Tode veröffentlicht worden (Neue Kirchl. Zeitschr. 1895, S. 972—1005).

Sieht man auf das Ganze seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, so muß man bekennen, daß es ihm nicht vergönnt war, durch große zusammenfassende Werke auf seine Zeit zu wirken. Vielmehr lag seine Bedeutung darin, daß er in den dogmatischen Bewegungen seiner Zeit von einem festen Standpunkt des entschiedenen Supranaturalismus aus mit großer kritischer Begabung und unbeugsamer Wahrhaftigkeit die schwachen Seiten der neuen Aufstellungen aufgedeckt hat. Die Entschiedenheit, mit der er auf Grund eigenen Erlebens ein wirkliches Eingreifen Gottes in die Welt, eine übernatürliche Offenbarung Gottes forderte, beweist die Tiefe seiner eigenen religiösen Erfahrung.

Ueberhaupt aber ist zu beachten, daß Schmidt's polemische Ader, die sich in seiner schriftstellerischen Thätigkeit so stark geltend macht, auf einen wesentlichen Zug in seiner Persönlichkeit hinweist: den Drang nach Bethätigung, nach Gestaltung der Verhältnisse. Er besaß zwar nicht die Gabe, die Menschen im Dienste einer Sache anzustellen, sie zu gewinnen und an seine Person zu fesseln, diplomatisches Geschick und Anlage zur Popularität gingen ihm völlig ab. Aber sein klarer, stets auf das Wesentliche gerichteter Blick, die Sicherheit seines Urtheils, mit der er überall die entscheidenden Gesichtspunkte und die lebendig wirksamen Kräfte herauszufinden wußte, befähigten ihn ungemein, sich in Geschäfte der verschiedensten Art schnell hineinzufinden und ebenso die Grundzüge zu Organisationen zu entwerfen. Hatte er schon als Stadtvicar dem Consistorium — später durchgeführte — Vorschläge für die zweckmäßige Verwendung der Vicare gemacht, hatte er in Stuttgart die erwähnten Vorschläge über Gemeindeeintheilung gemacht, hatte er bezüglich des Verhältnisses der Werke innerer Mission zur Kirche Grundgedanken ausgesprochen, die heute zum Theil in die Praxis umgesetzt sind, so hat er auch später für die autonome Stellung der Kirche unbeschadet des landesherrlichen ius circa sacra Vorschläge gemacht, die er öffentlich in einer Broschüre voll scharfer Satire über das liberale Christenthum im Anschluß an die sog. „Hammerstein'schen Anträge" (1886) betont. Ebenso galt auch seine letzte Veröffentlichung: „Die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer praktischen Vorbildung der evangelischen Geistlichen" (2. Aufl. 1893) einer solchen praktischen organisatorischen Frage, deren Lösung er von großen principiellen Gesichtspunkten aus versuchte. Er war auch nicht Parteimann in dem Sinne, daß er auf ein Parteiprogramm sich völlig verpflichtet hätte oder sich durch die Partei zu einer bestimmten Stellungnahme in jeder Frage hätte verpflichten lassen, auch nicht in dem Sinne, daß er alles Heil nur in der Partei, außerhalb nur Uebel gesehen hätte — er hielt es aber für eine sittliche Pflicht, sich offen zu den Grundsätzen einer bestimmten Partei zu bekennen; er war überzeugt, daß man nur innerhalb einer Organisation wirken könne, und daher hielt ihn auch nicht die sonst in akademischen Kreisen weitverbreitete Zurückhaltung vor extremer Stellungnahme von dem Bekenntniß seiner Ueberzeugungen zurück. So gehörte er auf den Posener Provinzialsynoden und der Generalsynode von 1891 zur confessionellen Partei, wahrte sich aber im Einzelnen volle Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung. Dasselbe gilt für sein politisches Auftreten. Gehörte er auch schon seit 1876 der conservativen Partei an und war er auch in Breslau der geistige Führer des conservativen Vereins — „der Chef des Stabes",

wie ihn der langjährige Vorsitzende bezeichnete —, so war er doch kein bequemes Mitglied, weil er sich überall sein eigenes Urtheil wahrte. Er hat in den Jahren 1882—1893 die reichliche Hälfte der Reden und Vorträge an den gewöhnlichen Versammlungen des Vereins bestritten. Unermüdlich bestrebte er sich in Wort und auch in einer Reihe von Artikeln in Zeitungen die Zeitfragen von großen Gesichtspunkten aus zu behandeln. Die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, die Um- und Weiterbildung desselben ohne Bruch mit der Vergangenheit, der corporative Neuaufbau der Gesellschaft im Anschluß an geschichtlich gegebene Formen, die Hervorhebung der sittlichen Seite an der socialen Frage, die Freiheit der Kirche von den Einflüssen eines interconfessionellen Parlamentarismus, damit sie an der Lösung der großen sittlichen und religiösen Fragen besser mitwirken könne, die Begeisterung für die Macht und Ehre Deutschlands, die zugleich den Männern, die es groß gemacht, und den Institutionen, auf denen sie beruhte, sich zuwandte — das sind die Grundtöne, die in all den Reden und Aufsätzen wiederklingen und an reichem geschichtlichen Material verdeutlicht werden. Es galt auch von ihm, was er von Luther (11. November 1883) sagte: „er war freilich kein Politiker, der, um Einigkeit herzustellen, auch etwas von der Wahrheit nachzulassen bereit war“. Seine so stark an die Oeffentlichkeit tretende Stellungnahme wurde in manchen Kreisen seiner Collegen an der Universität nicht günstig angesehen und führte während seiner Amtsführung als Rector der Universität (1891/92) zu einem Conflicte, der ihm die Freude an dieser höchsten akademischen Ehrenstellung — und nicht ganz ohne seine Schuld — trübte.

Dürfen wir noch kurz einen Blick auf seine persönlichen Verhältnisse werfen, so müssen wir vor allem hervorheben, mit welcher Ergebung in Gottes Willen er die vielen schweren Schläge in seiner Familie ertrug, einer Ergebung, die ihm freilich nicht leicht fiel, sondern in schwerem, heißem Gebetskampfe immer neu errungen wurde. Er hatte den Tod seines ältesten Söhnchens, das ihm im Kindesalter plötzlich genommen wurde beim Weggang von Calw, eines Töchterchens beim Weggang von Stuttgart zu beklagen, aber schwerer und schmerzlicher noch war die unheilbare Krankheit, die die älteste blühende Tochter rettungslosem Siechthum anheimfallen ließ, und der Tod des zweiten Sohnes (1889) im blühendsten Jünglingsalter kurz vor Vollendung seiner Studien. Diesen letzten Schlag besonders hat er nicht mehr ganz überwunden. Er alterte von da an zusehends. Trotzdem kam der Ausbruch des Herzleidens, das ihn im Herbst 1893 ergriff, unerwartet. Mit Aufbietung aller Kräfte suchte er seines Amtes zu walten, obwohl sein Leben in den letzten Wochen eigentlich nur noch ein qualvolles Ringen nach Luft war, und noch zwei Tage vor seinem Tode hat er die Mitglieder seines Seminars um sich versammelt. In der Frühe eines Sonntagmorgens (19. Nov. 1893) wurde er von seinem Leiden erlöst.

Er war ein Mann von tiefem, reichem und zartem Gemüth, das freilich unter einer rauhen Hülle oft sich barg, aber die Freunde, die einmal ihm nahegetreten waren, hat er treu festgehalten. Er war ein tapferer Mann, der stets bereit war, als Erster in den Riß zu treten, und wo er vom Rechte seiner Sache überzeugt war, keine Folgen scheute, ja er war leidenschaftlich tapfer, im persönlichen Verkehr wohl auch aufbrausend, aber nie wollte er Jemand wissentlich wehe thun. Er war unbedingt wahrhaft und geradezu, gegen sich wie gegen Andere. Er war aufrichtig demüthig und fromm. Mit diesen Eigenschaften seines Gemüthes paarte sich ein scharfer, durchdringender Verstand, ein schnelles sicheres Urtheil, ein ungemein treues und umfassendes

Gedächtniß, eine rastlose Arbeitsfreude. Sein Sinn war von klein auf von allem kleinlichen Ehrgeize frei, doch des eigenen Werthes ohne falsche Bescheidenheit bewußt, dem Idealen zugewandt, von tiefstem sittlichen Ernste. So lebt sein Bild im Herzen derer, die ihm nahestanden.

Quellen: Briefe und schriftlicher Nachlaß, Mittheilungen v. Freunden, Nekrolog: Neue Kirchliche Zeitschrift 1894, S. 51—534 (G. Weitbrecht), Chronik der Kgl. Universität zu Breslau, Jahrg. 8 (1894), S. 119—122 (W. Schmidt), Prot. Realencyklopädie³ 17, 651—657 (E. Schmidt).

H. Schmidt.

Schmidt: Karl Gustav Sch., Schulmann und Geschichtsforscher, geboren zu Duderstadt am 5. Februar 1829, starb zu Halberstadt am 2. Januar 1892. Er verlor zehnjährig seinen Vater und kam daher zu seiner weiteren Erziehung und Ausbildung in das Haus seines Oheims, des Schulraths Schmidt in Eisenach. Dort besuchte er von 1839 bis 1846 das Gymnasium und bestand kaum siebenzehnjährig zu Ostern des letzteren Jahres die Reifeprüfung, worauf er bis zum Jahre 1850 in Göttingen und Berlin dem philologischen Studium oblag. Zu Ostern 1850 legte er das Staatsexamen ab, das Probejahr am Andreasgymnasium in Hildesheim und war dann seit Ostern 1851 zwei Jahre lang Mitglied des pädagogischen Seminars in Göttingen. Wegen seiner hier bekundeten besonderen Lehrgabe wurde er 1852 am Gymnasium zu Göttingen angestellt. Im J. 1855 zum Doctor der Philosophie, 1864 fünfunddreißigjährig zum Oberlehrer, Ende des folgenden Jahres zum Conrector befördert, folgte er zu Ostern 1866 dem Ruf als Lehrer an der Realschule zu Hannover, von wo er nach drei Jahren als Director des städtischen Gymnasiums nach Nordhausen berufen wurde. Drittehalb Jahre leitete er diese Anstalt und ward zu Michaelis 1871 zum Director des kgl. Domgymnasiums in Halberstadt berufen, als welcher er zwei volle Jahrzehnte bis zum Reformationsgedenktage des Jahres 1891, an welchem er zum letzten Mal unterrichtete, gewirkt hat. Sch. war ein Schulmann von Beruf, wozu ihm nicht weniger sein exactes philologisches Wissen als die besondere Art seiner Persönlichkeit das geeignete Rüstzeug verlieh. Denn mit seinem nie ermüdenden Fleiß, strenger, pünktlicher Pflichterfüllung, die er selbst übte und mit Strenge und Ernst von der ihm zu Unterricht und Erziehung anbefohlenen Jugend forderte, verband er ein lebendiges, liebevolles Interesse an den einzelnen Schülern und weckte durch die Lust, mit der er selbst arbeitete und die Gegenstände des Unterrichts erfaßte, das gleiche Streben bei der Jugend. Es verdient Bewunderung, daß der durch Arbeitslasten mannichfacher Art beschwerte noch Zeit und Freudigkeit gewann, am Halberstädter Stephaneum eine Selecta einzurichten, deren Blüthe ihn noch bis in seine letzten Lebenstage beschäftigte und erfreute. Doch wie nachhaltig und segensreich er auch in seinem Lehrerberuf gewirkt haben mag, das was ihm für weitere Kreise ein dauerndes Gedächtniß sichert, liegt auf einem andern Gebiet: seine mit eisernem Fleiß ausgekauften Mußestunden gehörten der Geschichts- und Alterthumswissenschaften.

Schon die Abhandlung, durch welche er am 21. Mai 1852 den akademischen Doctorgrad erwarb: „de rebus publicis Milesiorum“ lag innerhalb dieses Kreises. Wie diese, die er im Jahre darauf in einem Göttinger Gymnasialprogramm erweiterte, bewegen sich seine frühesten Arbeiten noch auf classischem Boden. Hierbei mag nicht unerwähnt bleiben, daß er in den Jahren 1857 und 1858 aus dem Nachlasse seines verehrten Lehrers K. Fr. Hermann dessen Kulturgeschichte der Griechen und Römer in zwei Bänden herausgab. Von

1862 an gehörte aber seine gesammte litterarische Thätigkeit der vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde an, und es ist dabei die besondere Liebe zu beachten, mit der er die Geschichte der Orte verfolgte, an welche er durch seinen Beruf gewiesen war. Durch sein Bemühen wurde das Stadtarchiv zu Göttingen, das früher nur wenig für geschichtliche Zwecke benutzt war, dem Studium erschlossen und in den Jahren 1863 und 1867 die beiden von ihm bearbeiteten bis zu Ende des 15. Jahrhunderts reichenden Bände des Göttinger Urkundenbuchs herausgegeben. Er drang dann mit seiner Forschung in die Reformationszeit vor. Zwar wurde der dritte dieser Zeit angehörende Band, den er gern selbst bearbeitet hätte, von Andern ausgeführt; Sch. legte aber eine große Sammlung von Schriftstücken aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges an, die er den Archiven verschiedener Städte Niedersachsens entnahm, und wovon er Einzelnes in Druckschriften verwerthete. Auch die drittehalb Jahre seines Nordhäuser Aufenthalts blieben für die Alterthumskunde dieser alten Reichsstadt nicht ohne Frucht. Die nachhaltigste, fruchtbarste Thätigkeit hat Sch. aber in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens auf dem Gebiete der Halberstädtischen Geschichte entfaltet. Nicht weniger als sieben Bände Urkundenbücher hat er innerhalb dieser Zeit fertig gestellt; das Urkundenbuch der Stadt Halberstadt, 2 Bde. 1878/79, der Collegiatstifter S. Bonifatii und S. Pauli ebendaselbst 1881, des Hochstifts und der Bischöfe von Halberstadt, 4 Bde., 1883—1889. Auch für ein Urkundenbuch des Collegiatstifts zu U. L. Frauen und des Klosters zu S. Johannes in Halberstadt hat er Sammlungen hinterlassen, die vom Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde erworben wurden. Der Druck eines 5. Bandes vom Hochstiftischen Urkundenbuch, der von 1426 bis 1513 reichen sollte, war ebenfalls vorbereitet und blieb nur infolge eines Mißverständnisses mit dem damaligen Vorstande der Preußischen Staatsarchive unausgeführt.

Noch ein wichtiges Unternehmen wurde ihm während der Halberstädter Zeit übertragen und aufs erfolgreichste ausgeführt: im Auftrage der Histor. Commission der Provinz Sachsen, deren eifriges Mitglied er war und für welche er auch die Urkundenbücher der Stadt und der Stifter St. Bonifatii und S. Pauli zu Halberstadt ausführte, ging er im November 1884 nach Rom, um das der wissenschaftlichen Benutzung eröffnete Vatikanische Archiv zur Hebung urkundlicher Schätze für die Provinz Sachsen und Umlande zu verwerthen. Als Frucht seiner mit angestrengtem Fleiß durchgeführten Arbeit erschien 1886 ein die päpstlichen Urkunden und Regesten aus den Jahren 1295—1352 enthaltender Band. Ein zweiter, zwei Jahre darauf erschienener, dessen römische Materialien Herr Dr. Paul Kehr gesammelt hatte, führte diese Mittheilungen von 1353 bis 1378 fort und wurde von ihm herausgegeben und durch Ergänzungen aus heimischen Archiven gemehrt. Seine letzte, ebenfalls für den Geschichtsausschuß der Provinz Sachsen gelieferte Arbeit ist die 1891 erschienene Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Oschersleben. Schmidt's großes Verdienst ist es, daß er die lückenhafte, doch immerhin reiche, theilweise auch durch Uebergang an Privatbesitz gebundene geschichtliche Ueberlieferung von Stift und Stadt Halberstadt zu einem großen Theile der Oeffentlichkeit vermittelt und durch sorgfältige zuverlässige Register leicht zugänglich gemacht hat. Eine ansehnliche Zahl geschichtskundlicher Abhandlungen, welche er in Schulschriften, den Forschungen zur deutschen Geschichte in der Zeitschrift für die Geschichte Westfalens, den Neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, den Magdeburger Geschichtsblättern erscheinen ließ, kann hier nicht vereinzelt aufgeführt werden,

doch haben wir noch seiner bedeutsamen Thätigkeit bei verschiedenen Körperschaften zu gedenken. Seit der Gründung im J. 1868 bis an sein Lebensende war Sch. ein ungemein thätiges Mitglied des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, seit 1872 Mitglied des Ausschusses zur Herausgabe Harzischer Urkundenbücher, dann des Redactionsausschusses für die Zeitschrift, seit 1880 zweiter Vorsitzender. Eine Reihe schätzbarer Aufsätze nekrologischen, chronologischen und genealogischen Inhalts arbeitete er für die Vereinszeitschrift. Seiner Thätigkeit als Mitglied der Histor. Commission der Provinz Sachsen wurde schon gedacht. Er war diesem Ausschusse durch seinen zuverlässigen Rath und Urtheil bei litterarischen, besonders urkundlichen Unternehmungen von großer Wichtigkeit. Als Sohn des niederdeutschen unteren Eichsfelds hatte er auch ein großes Interesse für die niederdeutsche Sprache und Art und betheiligte sich deshalb auch an der Zeitschrift des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Unerwähnt mag auch nicht bleiben, daß er in der Münzkunde ungemein bewandert war. Besonders werthvoll ist der von ihm ausgearbeitete Katalog des Münz- und Medaillencabinets des Grafen zu Inn- und Knyphausen, Hannover 1872 und 1877. Aber neben seiner umfangreichen Berufsthätigkeit und seinen mannichfaltigen litterarischen Interessen verfolgte er auch mit Hingebung die der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde, der er angehörte. Bis zu seinem Tode war er in Halberstadt ein geschätztes, thätiges Mitglied bei der Körperschaft der Stadtverordneten und des Gemeindekirchenraths der Domgemeinde. Die durch besondere Umstände theilweise recht schweren Pflichten des Hausvaters erfüllte der mit seiner Base Schmidt aus Eisenach Vermählte mit großer Treue. Wie im Leben und Verkehr so arbeitete er auch auf seiner Studirstube mit dem Herzen, obwohl er bei der Aeußerung seiner Gefühle zurückhaltend war. Sein vorzeitiges Ende wurde durch ein im November 1891 ausbrechendes bösartiges Drüsenleiden herbeigeführt. Nachdem er noch die Weihnacht im Kreise der Seinigen gefeiert hatte, verschied er in der Nacht vom 1. auf den 2. Januar des nächsten Jahres. Seine äußere Erscheinung, groß und untersetzt, mit blondem Haar, ließ den Niedersachsen deutlich erkennen. Unter den von ihm angefertigten Bildern mag das aus dem Lehrerkreise stammende, welches den Hörsaal des Domgymnasiums ziert, hier erwähnt werden.

Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 24 (1891), S. 560—564. — Prof. Dr. Willemann (1. Oberl. d. Domgymn. in Halberstadt) im Osterprogramm des Domgymnasiums vom J. 1892, S. 4—6. — Ferdinand Frensdorff, Zur Erinnerung an Dr. Gustav Schmidt in den Hansischen Geschichtsblättern X, S. 159—165.

Ed. Jacobs.

Schmidt: Konrad Sch., letzter Comes der Sächsischen Nation in Siebenbürgen und Präsident des evangelischen k. k. Oberkirchenrathes in Wien, wurde in dem sächsischen Marktflecken Agnetheln in Siebenbürgen am 24. Juli 1810 geboren. Sein Vater war der dortige Prediger Daniel Schmidt, seine Mutter die Tochter des dortigen verstorbenen Pfarrers Sartorius. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, in die Geheimnisse der lateinischen Sprache führte ihn der damalige Volksschulrector Karl Weber ein. Den weiteren Unterricht ertheilte ihm der Pfarrer der nahen Gemeinde Werd, Christoph Capesius, wohin der junge Knabe während der Sommermonate zweier Jahre jeden Montag frühe hinauspilgerte und am Sonnabend ins Vaterhaus zurückkehrte, um dort den Sonntag über zu weilen. Die Wintermonate dieser beiden Jahre brachte er in der von Magyaren bewohnten, aber zum Sachsenland gehörigen Gemeinde Kleinkopisch zu, woselbst er im dortigen Pfarrhause die

magyarische Sprache erlernte. In den Jahren 1823 bis 1829 besuchte er das altehrwürdige Gymnasium in Hermannstadt, an dem der in Siebenbürgen berühmte Rector Johann Georg Buchinger und der noch berühmtere Conrector J. K. Schuller, ein tüchtiger Historiker, thätig waren. Der Obergymnasialcurs war damals auf sechs Jahre ausgedehnt. Religionslehre, Ethik und Dogmatik (4 Jahre), lateinische Sprache, Archäologie und Litteraturgeschichte der Römer (6 Jahre), griechische Sprache (1 Jahr), hebräische Sprache, für die künftigen Theologen obligat (1 Jahr), magyarische Sprache, allgemeine und vaterländische Geographie, Naturgeschichte und Physik (je 1 Jahr), allgemeine und vaterländische Geschichte, vaterländisches Staatsrecht und sächsisches Municipalrecht, dann noch Logik, Metaphysik, Moralphilosophie und Naturrecht (je 1 Jahr) wurden damals am Hermannstädter Gymnasium gelehrt. Schmidt's Abgangszeugniß, vom 23. Juli 1829 ausgestellt, war in allen Disciplinen ein vorzügliches (eminentiae laude in primis dignissimi) und sein sittliches Betragen durch Reinheit und Ehrbarkeit allen Guten vollständig bewährt (mores candore et honestate bonis omnibus probatissimi). Am 3. August desselben Jahres wurde er vom Oberconsistorium für befähigt erklärt, die Universität zum Studium der Theologie zu beziehen. Er predigte bald nach seinem Abgang vom Gymnasium in der nahen Gemeinde Schönberg und da er in dem Vaterunser eine Bitte ausließ und dafür eine andere zweimal betete, faßte er den unabänderlichen Entschluß, die Rechte zu studiren. Demnach bezog er das Collegium der Reformirten in Maros-Vasarhely und nach damaligem Brauch trat er bei der königlichen Tafel, dem Obergerichte für die ungarischen Comitate und Seklerstühle in Siebenbürgen, in die Gerichtspraxis ein. Hier traf er zufällig mit Josef Andreas Zimmermann zusammen, der auf einer Reise von Klausenburg nach Schäßburg einige Zeit sich dort aufhielt. In Hermannstadt später Jahrzehnte lang zusammen lebend, begegneten sich die beiden für das Sachsenvolk so bedeutsamen Männer trotz ihrer grundverschiedenen Naturen in gemeinsamem patriotischen Wirken, lernten sich genauer kennen und achten und wurden fürs ganze Leben innig befreundet. Zimmermann ruhig, jeden Schritt mit seinem großartigen Wissen nach allen Richtungen vorsichtig ab- und erwägend, bei aller Beredsamkeit seine letzten Gedanken und Absichten doch niemals verrathend, mehr ein Mann des Rathes, Sch. ein Sanguiniker, der das Herz stets auf der Zunge hatte, bis in sein späteres Lebensalter rasch entschlossen, vorzugsweise ein Mann der That. Wie so oft in der Freundschaft und in der Ehe zogen sich auch hier die Gegensätze an.

Nach vierthalbjährigem Studium legte Sch. vor der k. Tafel am 4. März 1833 die Advocatenprüfung ab und erlangte schon nach 9 Tagen von der Sächsischen Nationsuniversität (die politische Gesammtvertretung, universitas Saxonum Transsilv.) das Recht der Parteienvertretung vor den sächsischen Gerichten. Damit hatte er alle für einen siebenbürgischen Juristen damaliger Zeit überhaupt möglichen Qualificationen erworben und war zum Eintritt in das öffentliche Leben vorbereitet und gerüstet. Schon am 25. August desselben Jahres heirathete er die Tochter des Großschenker Königsrichters Mathias Angermann und begann seine Thätigkeit als Rechtsanwalt mit Eifer, um rasch zu verdienen, da seine Frau so wenig begütert war, wie er. Der Advocatenstand war damals wenig geachtet. Doch Sch. war nach Wissen und Charakter der Mann, der seinen Stand zu Ehren brachte. Seine strenge Rechtlichkeit, gründliche Gesetzeskenntniß, sowie sein unermüdlicher Eifer verschafften ihm bald auch außerhalb Hermannstadts, ja selbst über die Grenzen des Sachsenlandes hinaus, eine zahlreiche Clientel. So wählten ihn die Blasendorfer griechisch-katholischen Professoren zu ihrem Vertreter in dem Streit, den sie mit dem

eigenen Bischof führten. Seine Einnahmen mehrten sich so sehr, daß er sich bald ein Haus in Hermannstadt kaufen konnte, die gesetzliche Vorbedingung, um in die städtische Communität (Vertretungskörper) gewählt werden zu können. Seine Wahl erfolgte denn auch bald. Und von dem Zeitpunkt an gehörte er der Oeffentlichkeit an.

Die politischen Verhältnisse drängten ihn dazu. Denn das Regiment Metternich's unter Franz I. von Oesterreich hatte sich auch auf Siebenbürgen mit bleiernem Druck gelegt. Obwohl die Dynastie nach dem Tode Josef's II., der in absolutistischer Weise alle Rechte der Landesstände, Magyaren, Sekler und der Sachsen gewaltsam confiscirt hatte, aufs neue die Verfassung des Landes hatte beschwören müssen, worin deutlich stand, daß der Landtag alle Jahre einberufen werden müsse, hatte die Regierung seit dem Jahre 1811 bis zum Jahre 1834, dem Gesetze entgegen, es nicht gethan und während dieser Zeit die Steuern und Rekruten ungesetzlich ein- und ausgehoben. Dieselbe Regierung hatte auch die Sächsische Nation ungesetzlich „regulirt" und den Comes oder Grafen der Sachsen nicht gesetzlich wählen lassen, sondern zweimal denselben ernannt, 1816 den Johann Tartler und nach dessen Ableben 1826 Johann Wachsmann. Sie hatte auch das alte Landesgesetz, das die Freiheit der Confessionen, ihre Angehörigen im Auslande studiren lassen zu dürfen, verbürgte, 1819 einfach cassirt. Wie in Siebenbürgen hatte die Regierung auch in Ungarn geschaltet, nicht nach Recht und Gesetz, sondern nach Willkür. Darob natürlich in beiden Ländern passiver Widerstand und große Empörung der Gemüther. So berief endlich die Regierung 1834 den Landtag nach Klausenburg ein. Doch wurde derselbe nach der Wahl des Ständepräsidenten und der Protonotare aufgelöst. Der nächstfolgende Landtag 1836/37 wurde nach der Huldigung für den Kaiser-König Ferdinand und der Besetzung einiger höherer Aemter ebenfalls aufgelöst. Nach vier Jahren berief die Regierung 1841 wieder den Landtag ein. Nun entbrannte, von Ungarn her angefacht, auch in Siebenbürgen der Sprachenkampf, indem die Magyaren statt der bisherigen lateinischen ihre Sprache zur amtlichen Landessprache erhoben und ein magyarisches Landesmuseum, Theater und Landhaus in Klausenburg auf Landeskosten erbauen wollten. Die Sachsen protestirten dagegen und verweigerten ihre Unterschrift und die Beidrückung ihres Nationalsiegels auf den Protokollen. Und wieder berief die Regierung auf den 9. September 1846 den Landtag nach Klausenburg ein. Der Hermannstädter Stuhl wußte in seiner Mitte keinen Tüchtigern zum Abgeordneten zu finden als Sch., dessen Wahl am 28. August erfolgte. Er sprach auf dem Landtage über die zu schaffenden Urbarialgesetze und dann über die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht auch auf den Adel. Das ging nun den hochmögenden Herren sehr wider den Strich. Aber Sch. hatte in so überzeugender Weise und großer Liebenswürdigkeit gesprochen, daß er vom Landtag in die Verificirungscommission der Landtagsprotokolle und in die Abordnung zur Begrüßung des vom Hofe neuernannten siebenbürgischen Hofkanzlers, des Freiherrn Samuel v. Josika, gewählt wurde. Für den 1848er Landtag, der ebenfalls in Klausenburg tagte, wurde Sch. abermals von Hermannstadt zum Abgeordneten erwählt. Die Eröffnung erfolgte am 29. Mai. Als dritter Punkt der Verhandlung stand im k. Rescript die „Vereinigung (Union) Siebenbürgens mit Ungarn, mit Berücksichtigung der Municipalgesetze und der gesetzlichen Verhältnisse der drei Nationen", dann unter Punkt 4—7 die Aufhebung der Urbariallasten, die Steuerpflicht des Adels, die Emancipation der Walachen (Romänen) und die Regelung der Preßfreiheit. Sch. war ein Gegner der Union. Er sah voraus, daß, wenn Siebenbürgen mit Ungarn vereinigt werde, die Rechte der Sachsen

unbedingt vernichtet werden würden und daß die Einheit der Monarchie, das politische Ergebniß zweier Jahrhunderte, schwer gefährdet, vielleicht ganz zertrümmert werde. In diesem Sinne sprach sich am 18. Mai auch eine große Volksversammlung in Hermannstadt aus, die aus allen Theilen des Sachsenlandes zahlreich besucht war: „Die Sächsische Nation könne in die Union nicht eingehen, da dieselbe eine vollständige Verschmelzung Siebenbürgens mit Ungarn, ein Aufgehen im Magyarenthum bezwecke.“ Die Instruction des Hermannstädter Magistrates für die Abgeordneten, die allerdings erst am 28. Juni, also 16 Tage nach dem erfolgten Beschlusse der Union durch den Klausenburger Landtag datirt war, sprach sich auch dagegen aus. In Klausenburg hatten sich nämlich die Ereignisse überstürzt. Gleich bei der Eröffnung der Sitzung hatten sich die Abgeordneten des Adels und der Sekler als (magyarische) Nationalversammlung constituirt und die Sachsen wurden aufgefordert, hinsichtlich der Union sich zu erklären. Sie thaten es am 30. Mai zustimmend, nicht ohne inneren und äußeren Zwang und hatten gegenüber ihren Sendern damit gefehlt, denn ein großer Theil der Sachsen war gegen die Union. Wohl hatten die magyarischen Abgeordneten versprochen, daß den Sachsen kein Haar gekrümmt werden sollte. Aber es ist bei dem Versprechen geblieben. Sch. verlor das Vertrauen seiner Sender und bei der Wahl für den auf den 2. Juni 1848 nach Pest einberufenen ungarischen Reichstag (durch die Union war nun Ungarn und Siebenbürgen ein Land) erhielt er sehr wenige Stimmen in Hermannstadt, doch in Reußmarkt wurde er gewählt. Er bezog den Reichstag, aber da derselbe den Weg der Revolution betrat, verließ Sch. die ungarische Hauptstadt und kehrte sowie die anderen sächsischen Abgeordneten heim. Doch hielt er sich die nächste Zeit nicht in Hermannstadt auf, sondern in seinem Geburtsort Agnetheln.

Nun begann der Revolutionskrieg. Es gelang dem General Bem, den Kossuth nach Siebenbürgen entsendet hatte, trotz treuem Ausharren der Sachsen auf Seite des Kaisers und trotz ihrer Unterstützung des kaiserlichen Militärs, den commandirenden General Puchner aus Siebenbürgen nach der Walachei (Rumänien) hinauszudrängen und am 11. März 1849 Hermannstadt zu erobern. Am 12. März ordnete er die Neuwahl der städtischen Beamten an. Am 15. März wurde diese vollzogen und Sch. wurde zum städtischen Polizeidirector gewählt, welches Amt er mit großer Umsicht bis zum 14. September leitete. Dann begann nach der Niederwerfung der Revolution die Militärdiktatur und der Absolutismus, unter dem es den Sachsen trotz ihrer Treue gegen das Kaiserhaus und trotz des Manifestes des Kaisers Franz Josef, das er gleich nach seiner Thronbesteigung ihnen zugeschickt und sie versichert hatte, daß „Thron und Staat“ ihrer Treue nicht vergessen würden, genau so schlecht erging, wie den gewesenen Aufständischen.

Sch. wurde im J. 1851 zum Finanzrath in Hermannstadt ernannt und nach fünf Jahren zum Finanzprocurator. In dieser Stellung verblieb er, bis der verlorene italienische Feldzug des Jahres 1859 die leitenden Kreise zwang, mit dem absolutistischen System zu brechen und constitutionelle Wege einzuschlagen. Für Siebenbürgen war diesbezüglich die Frage zu erledigen, wo man den durchgerissenen Faden der Rechtscontinuität wieder anknüpfen solle. Im J. 1848 war die Union Siebenbürgens mit Ungarn wohl beschlossen, aber nicht durchgeführt worden, weil der Revolutionskrieg die regelmäßige Thätigkeit des ungarischen Reichstages vollständig verhindert hatte. Den Gedanken an den österreichischen Einheitsstaat mochte man in Wien auch nicht aufgeben. Da entschloß sich die Krone, zunächst den sogenannten verstärkten Reichsrath einzuberufen, der im J. 1860 in Wien tagte und die Unfrucht=

barkeit und Haltlosigkeit des absolutistischen Regimes offen darlegte. So beschloß man in der Wiener Hofburg, die Ereignisse des Jahres 1848/49 völlig außer Auge zu lassen und mit der Wiederherstellung der constitutionellen Zustände dort zu beginnen, wo und wie sie sich vor dem 13. März 1848 befunden hatten. In diesem Sinne erließ der Kaiser am 20. October 1860 die betreffenden Handschreiben, die für Siebenbürgen zur Folge hatten, daß wieder ein Hofkanzler in Wien, das Landesgubernium in Klausenburg und die drei Stände Siebenbürgens: der magyarische Adel in den Comitaten, die Seklerstühle und das Sachsenland nach 13jährigem Schlaf auferstanden. Damit war die Reichseinheit begraben. In Wien hatten die maßgebenden Kreise aber schon nach drei Monaten den Kaiser bewogen, den österreichischen Einheitsstaat doch zu erhalten und in diesem Sinne erließ er, von Schmerling berathen, das sogenannte Februarpatent (26. Februar 1861), das zwei Reichsvertretungen schuf: den engeren Reichsrath für die Erbländer, den weiteren auch für die Länder Ungarn, Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen. Hier nahmen die Ereignisse indessen einen merkwürdigen Verlauf, die für Sch. zuletzt in seiner Heimath zur Katastrophe führten und ihn aus seinem Vaterlande trieben.

Der Kaiser ernannte ihn im März 1861 zum Gubernialrath und im November desselben Jahres zum Stellvertreter des sächsischen Comes. Die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, um deren volksthümliche und freisinnige Verfassung er vielfache Verdienste sich erworben hatte, wählte ihn in demselben Jahre zu ihrem ersten Curator. Die sächsische Nation ehrte ihn dadurch, daß sie ihn 1863 zu ihrem Comes erwählte und der Kaiser bestätigte die Wahl am 14. Juli 1863, zur nämlichen Zeit, als der nach Hermannstadt einberufene siebenbürgische Landtag zusammentrat. Derselbe beschäftigte sich hauptsächlich mit den beiden Fragen der Anerkennung der Romänen als politisch berechtigte Nation und der Beschickung des Reichsrathes in Wien. Die gewählten magyarischen Abgeordneten des Landtages waren in Hermannstadt wohl erschienen und gesonnen, an den Landtagsverhandlungen theilzunehmen. Aber die nachmaligen ungarischen Ministerpräsidenten Graf Julius Andrassy und Koloman Tisza, die aus Pest persönlich in Hermannstadt erschienen waren, bewogen sie, dem Landtag fern zu bleiben und so denselben zu einem Rumpflandtag herabzudrücken. Nichtsdestoweniger verhandelte der Landtag, nahm die Romänen als neue Nation mit politischer Gleichberechtigung auf und beschloß, den Wiener Reichsrath zu beschicken. Sch. selber wurde zum Abgeordneten gewählt und als er mit den anderen im Spätjahr in den Reichsrath eintrat, ernannte ihn der Kaiser zum zweiten Vicepräsidenten. Kurze Zeit darauf verlieh er ihm auch das Comthurkreuz des Leopoldordens. Auch im J. 1864/65 betheiligte er sich eifrigst an den Landtags- und Reichsrathsverhandlungen, allezeit ein gern gehörter Redner.

Inzwischen wurde der Gedanke der Reichseinheit wieder einmal fahren gelassen. Schmerling fiel und an seine Stelle trat Belcredi. Er begann seine unheilvolle Thätigkeit für Siebenbürgen damit, daß er am 1. September 1865 den Hermannstädter Landtag auflöste und einen neuen Landtag nach Klausenburg einberief, dessen einziger Berathungsgegenstand die „Revision“ des Unionsgesetzes vom Jahre 1848 sein sollte. Daß unter dieser „Revision“ die vollständige Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn gemeint war, verstand Jedermann. Die sächsische Nationsuniversität legte unter Vorsitz ihres Comes Sch. in einer Repräsentation dar, daß zur Union nur dann geschritten werden könne, wenn „alle Verhältnisse durch gegenseitiges Uebereinkommen beider Länder (Ungarns und Siebenbürgens) in Form eines klaren und unzwei-

deutigen, die unerläßlichen Rechtsbürgschaften darbietenden Gesetzes unter der Sanction der Krone endgiltig geordnet sein werden." Der Klausenburger Landtag aber kümmerte sich darum sehr wenig, sondern beschloß: Da dem Unionsartikel vom Jahre 1848 volle Legalität zukomme, demnach ein siebenbürgischer Landtag gar nicht mehr existire, könne man sich auf keine Revision mehr einlassen, vielmehr sollten die Abgeordneten Siebenbürgens zum ungarischen Reichstag einberufen werden, der allein befugt sei, in dieser Frage Gesetze zu schaffen. Die Sachsen in ihrer Majorität legten dagegen Verwahrung ein. Die Krone bestätigte den Landtagsbeschluß am 25. December 1865, indem sie „gestattete", daß Siebenbürgen den ungarischen Krönungslandtag beschicken könne, fügte noch hinzu, daß „hierdurch die Rechtsbeständigkeit der bisher erlassenen Gesetze keineswegs alterirt werde" und machte die definitive Union „von der gehörigen Berücksichtigung der speciellen Landesinteressen Siebenbürgens und von der Gewährleistung der Rechtsansprüche der verschiedenen Nationalitäten und Confessionen, von der zweckmäßigen Regelung der administrativen Fragen dieses Landes abhängig." Also die Krone hatte sich definitiv für die Union erklärt, weshalb die Sachsen sich nicht in Gegensatz zu ihr stellen wollten und die Wahlen in den Reichstag nach Pest vornahmen, allerdings mit der Erklärung, daß darin kein Beginn der Union zu sehen sei und mit der Verwahrung gegen alle Folgen, die daraus entstehen könnten.

Nun spielten sich die Verhältnisse rasch ab. Oesterreich verlor Königgrätz, was die Krone bewog, den „Ausgleich" mit Ungarn zu machen. Anfangs 1867 wurde das erste ungarische Ministerium ernannt und am 8. Juni Franz Josef zum Könige von Ungarn gekrönt. Das „verantwortliche" ungarische Ministerium aber, ehe noch das Unionsgesetz zwischen Siebenbürgen und Ungarn factisch fertig war, ließ sich vom Reichstag „freie Hand" geben hinsichtlich der provisorischen Ordnung der siebenbürgischen Verhältnisse, und diese „freie Hand" enthob den gesetzlichen, auf Lebenszeit gewählten Sachsencomes Konrad Sch. anfangs 1868 (17. Februar) seines Amtes. Warum dieses geschah, ist heute kein Räthsel mehr. Wohl haben persönliche Feinde an Schmidt's Sturz mitgearbeitet. Aber die ungesetzliche Enthebung war nur der Beginn der systematischen Rechtsentziehung der Sächsischen Nation und bald der evangelischen (sächsischen) Kirche A. B., die das neue Ungarn inaugurirte.

Sch. übersiedelte nach seiner Pensionirung nach Wien. Dort wurde er 1872 zum Curator der evangelischen Kirchengemeinde gewählt und 1874 vom Kaiser zum Präsidenten des k. k. evangelischen Oberkirchenrathes ernannt, in den Freiherrnstand erhoben, 1875 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrnhauses und wenig später zum Sectionschef im österreichischen Cultusministerium ernannt: fortwährend in der Gunst des Kaisers steigend, die ihm der König von Ungarn einst entzogen hatte. In seiner neuen Stellung fand er Gelegenheit, die evangelische Kirche Oesterreichs zu stärken, an ihren Organisationsarbeiten fördernden Antheil zu nehmen, wie er es einst im Vaterlande gethan hatte. Am 6. Februar 1884 starb er in Wien, fern von der Heimath, die er so sehr geliebt hatte. Er war der letzte Comes der Sachsen, der Reihe, aber nicht dem Werthe nach.

E. v. Trauschenfels, Konrad Schmidt. Sächsischer Hausfreund, Kronstadt 1884. — G. D. Teutsch im Siebenb. Deutschen Tageblatt Nr. 3089 im Jahr 1884. R. Theil.

Schmidt: Leopold Valentin Sch., classischer Philologe, geboren am 29. Mai 1824, † am 6. März 1892, widmete die beste und größte Zeit

seines Lebens der Universität Marburg. Sein Vater war der a.o. Professor der neueren Litteratur an der Berliner Universität, Fr. W. Val. Schmidt. Mutter und Vater starben ihm früh. Achtjährig wurde er, elternlos und geschwisterlos, von seinem Großvater, dem Director des Köllnischen Gymnasiums in Berlin, Val. H. Schmidt, ins Haus genommen. Als auch dieser starb, kam er in das Haus des Gymnasialprofessors L. Hartung.

Das Studium der classischen Philologie begann er 1842 zunächst in Leipzig und hörte u. a. bei G. Hermann und M. Haupt: bei Hermann Pindar. Doch siedelte er bald nach Bonn über, wo Ritschl und Welcker seine Lehrer und Führer wurden. Die Liebe zur griechischen Litteratur und Kunst wurde insbesondere durch Welcker in ihm genährt und gefestigt. Seine innere Natur trieb ihn jedoch nicht zu religionsgeschichtlichen Problemen, und auch die Dinge der Kunst waren ihm, so gern er sie beachtete, nur eine schöne Begleiterscheinung in der Geschichte des Alterthums. Seinem stillen, humanen, von Grund aus auf das Ethische gerichteten Wesen lagen die Fragen nach der sittlichen Erziehung des Einzelnen und der Menschheit und nach dem Antheil, den daran das alte Griechenthum hatte, vor allem am Herzen. So disserirte er gleich 1846 (Juli) über Epicharm, unter dem Titel „Quaestiones Epicharmeae“, indem er speciell nur eben die philosophischen Fragmente, die unter Epicharm's Namen gehen, analysirte. Dies führte ihn in die Controversen ein über die Philosopheme des Xenophanes, Parmenides, Heraklit und der Pythagoräer.

Gleich danach habilitirte er sich in Bonn (1847), heirathete und machte, wohlbemittelt, wie er war, eine ausgedehnte Hochzeits- und Studienreise zu Wagen durch Italien und Sicilien, kein geringes Unternehmen für jene Zeiten. Zu einigen archäologischen Studien wurde er dadurch angeregt. Die Anschauung des classischen Südens und der Renaissancekunst zugleich, nach der das Herz jedes Humanisten strebt, hatte sich ihm erschlossen. In Bonn aber war das erste größere litterarische Unternehmen des jungen Gelehrten ein Werk der Pietät: alle Arbeiten, die ihm in seinem eigenen Fortkommen hätten nützen können, bei Seite schiebend, veröffentlichte er im J. 1851 ein posthumes Werk seines Vaters: „Die Schauspiele Calderon's dargestellt und erläutert“. Er that es, ohne sich für den Gegenstand selbst zu erwärmen, aber mit vollkommener Stoffbeherrschung. Es war ihm Pflicht.

So kam es, daß er als classischer Philologe erst 1857 in Bonn zur außerordentlichen Professur, und daß er erst im April 1863 zur ordentlichen Professur in Marburg gelangte, und zwar, nachdem im Jahre 1862 das eine seiner beiden Haupt-Lebenswerke „Pindar's Leben und Dichtung“ erschienen war.

Dies Werk war dem seines Vaters über Calderon verwandt. Mit Pindar hatte Sch. eine der schwierigsten Aufgaben der Dichtererklärung aufgegriffen, aber sie entsprach seinem Gemüth und Ingenium vollkommen; denn es handelte sich um einen Dichter, der zugleich ein Erzieher seines Volkes gewesen und der, indem er die Mythen erläuternd umgestaltete, die Sittlichkeit seiner Zeit nicht nur dargestellt und formulirt, sondern auch stark beeinflußt hat. Eine Entwicklung des Pindar innerhalb seiner langen dichterischen Thätigkeit nachzuweisen, war ein Hauptzweck des Schmidt'schen Buches, eine Entwicklung, die allerdings nicht nur den moralphilosophischen Gehalt der Oden und das Verhältniß des Dichters zu seinen Adressaten, sondern insbesondere auch die Kunst, die poetische Form- und Stoffgestaltung anbetraf.

Es sollte 20 Jahre dauern, bevor Sch. wieder mit einer größeren Arbeit vor das Publicum trat. Seine Natur war zart, seine Arbeitsweise nicht

rasch, Gewissenhaftigkeit bis ins Kleinste ein Grundzug seines Wesens. So vertrat er in Marburg neben Julius Caesar die Philologie in einem erstaunlich umfangreichen Cyklus von Vorlesungen und war der fleißigste Mitberather in allen Universitätsangelegenheiten und ein nützlicher Träger der Tradition an seiner Hochschule in den Zeiten, als die Hochschule preußisch wurde und die beengenden Verhältnisse des Kleinstaats aufhörten.

Im J. 1882 erschien dann nach langjähriger, sorgfältigster Vorbereitung sein zweibändiges Werk „Ethik der alten Griechen“, ein Werk, das dem Philologen und Culturhistoriker viel mehr gibt, als der Titel andeutet: denn es enthält nicht etwa ein System des Sittlichen im Anschluß an irgend eine Philosophenschule des Alterthums, sondern die Darstellung der Evolution aller sittlichen Begriffe und des gesammten Pflichtlebens der Hellenen, wie sie im Volke selbst vor sich ging, von Homer ab bis zu Plato und Aristoteles, auf Grund genauer Kenntniß des Staatsrechts und der Religionsalterthümer, ein Geschichtsbild, das frappirend zeigt, wie aus rohen Anfängen das Edelste durch Entfaltung sich selbst erzeugt. Dies reiche und reifste Werk Schmidt's wird wohl noch zu wenig benutzt. Man sollte sich durch die etwas pedantisch ausgeglättete Form der Darstellung nicht stören lassen.

Gleich nach dem Erscheinen des Buchs, im Herbst 1882, trat Sch. das Rectorat der Universität an, von einer Studentenzahl umgeben, die sich, seit er in Marburg eingezogen, verdreifacht hatte. Es war dies vielleicht der Höhepunkt seines Lebens; denn noch war er rüstig und stand allen Interessen, die an ihn herantraten, offen, ein treuer Freund und Berather für die Vielen, die sein immer gastliches Haus betraten. Auch die zeitbewegenden Fragen nach Zweck und Umgestaltung unserer heutigen Gymnasialerziehung beschäftigten ihn lebhaft; auf sie bezieht sich seine Rede „Ueber das akademische Studium des künftigen Gymnasiallehrers“, die wiederholt aufgelegt ist (Marburg 1883), sowie die Schrift: „Der philologische Universitätslehrer, seine Tadler und seine Ziele“ (1892). Zugleich rüstete er sich jetzt, vom Gipfel des classischen Griechenthums, Plato, Aristoteles und der Stoa, aus eine Verbindungslinie zur modernen Sittlichkeit zu ziehen, umfassende Studien der vergleichenden Ethik, die das Steigen des Niveaus des Guten in der Menschheitsgeschichte anbetrafen. Sie kamen indeß über Anfänge nicht hinaus. Seine Frau wurde ihm entrissen; wenige Jahre danach warf ein Influenzaanfall ihn selbst aufs Krankenlager. Er erlag ihm schnell und plötzlich, in einem sanften Tode.

Es ist denkwürdig, ihn gekannt zu haben. Leopold Sch. war wohl eine eigenartig altmodische Gestalt: ein kleiner Mann, fast unbeholfen in der Bewegung, aber mit lebhaftem Händespiel, auf dem schwachen Körper ein edel geformtes Haupt, mit einer Bildung des Antlitzes, wie wir sie wohl sonst im Rahmen aus einem älteren Jahrhundert überliefert sehen. Nicht an seinen Worten (denn er moralisirte wenig), wohl aber an seinem Thun merkte man bald den Mann der Ethik, einer Ethik, die auf tiefstem Studium beruhte und die doch impulsiv aus wärmstem Herzen kam. Sein Wesen war Güte, Achtung der Art seines Nebenmenschen, ein feuriges Pflichtbewußtsein, das von seinen schwachen Kräften das Aeußerste erzwang, und dabei eine kindliche Arglosigkeit, die das Böse nicht kannte: ein heller Idealist in jedem Blutstropfen und ein echter Humanist alten Stils. Er lebte gleichsam theoretisch; er lebte eine bewußte Ethik. Durch diese Consequenz und diese Einfachheit seines Wesens war er durchsichtig wie die reine Quelle, die vom Berge rinnt. Es ist schade, daß es ihm gleichwohl nicht gegeben war, sich selbst voll und ganz in seinen Schriften darzustellen.

Vgl. über Leopold Schmidt die Marburger Universitätschronik vom Sommer 1892 und H. Cohen in Neue Jahrbb. f. Philol. u. Pädog. 1896, 2. Abth., Heft 9 u. 10, S. 471 ff., mit einem Beitrag des Unterzeichneten auf S. 478 ff. Ebendort ist ein genaues Verzeichniß seiner Schriften gegeben.

Th. Birt.

Schmidt: Karl Justus Wilhelm von Sch.-Phiseldeck, Verwaltungsbeamter und Historiker, † 1895, Enkel des Geheimraths Justus v. S.-Ph., (s. A. D. B. XXXII, 21 ff.), wurde am 4. April 1835 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater Justus v. S.-Ph. damals Landgerichtsassessor war; seine Mutter Helene war eine Tochter des 1827 verstorbenen Oberamtmanns Wilh. Franz Ant. Jacobi in Reinhausen. Er besuchte die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Ostern 1853 verließ, um sich in Göttingen der Rechtswissenschaft zu widmen. Er blieb hier bis zum Herbst 1856. Kurz nachdem er dann am 1. November 1856 die erste juristische Prüfung in Wolfenbüttel mit bestem Erfolge bestanden hatte, verlor er am 5. November d. J. den Vater, der inzwischen zum Oberstaatsanwalt befördert war und nach allgemeiner Annahme eine glänzende Laufbahn noch vor sich hatte. Da er noch sechs, theilweise kleine, Töchter hinterließ, so hatte deren einziger Bruder, namentlich nach dem Tode der Mutter († am 11. November 1861), im wesentlichen die Pflicht der Verantwortung für die Geschwister, der er unter mancher freiwilliger Entsagung auf das gewissenhafteste nachkam. Am 20. Juli 1861 erledigte er wieder sehr gut die zweite juristische Prüfung, worauf am 10. September d. J. seine Einführung am herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel erfolgte; zum 1. Januar 1865 wurde er hier zum Archivsecretär ernannt. Mit dem Eifer und der Gründlichkeit, womit er Alles, was er anfaßte, betrieb, hat er sich hier in alle Gebiete der heimischen Vergangenheit, in die geschichtlichen Hülfswissenschaften u. a. eingearbeitet und sich umfassende Kenntnisse und mancherlei Fertigkeiten (Siegelzeichnen 2c.) auf diesen Gebieten erworben. Auch hat er umfangreiche Arbeiten, wie über die Grafen von Blankenburg und Regenstein, den Truchseß Günzelin von Wolfenbüttel u. a., in Angriff genommen, aber leider verhältnißmäßig wenig zur Veröffentlichung gebracht, weil er den gutgemeinten Bedenklichkeiten und Weiterungen seines Vorgesetzten zu bereitwillig nachgab. Mehr aber als solch stille gelehrte Arbeit sagte seiner ganzen Natur eine mehr praktisch juristische oder verwaltende Thätigkeit zu. Er begrüßte es daher mit Freuden, als er zu Neujahr 1875 zum Consistorialrathe ernannt und damit auf das Gebiet geführt wurde, auf dem er demnächst Hervorragendes leisten sollte. Zwar behielt er die Wirksamkeit am Archive daneben bei, ja diese wurde sogar seit dem 1. November 1879 noch vermehrt, wo ihm die Vorstandschaft der Anstalt übertragen wurde und eine völlige Neuordnung ihrer gesammten Bestände bei starkem Zuwachse neuer unter seiner Oberleitung ausgeführt werden mußte. Da er sich überall leicht einen Ueberblick zu verschaffen, in verschiedenartige Gegenstände sich schnell hinein zu denken und zu arbeiten verstand, und dabei auf fremde Gedanken und gut begründete Vorschläge bereitwillig einging und so den untergebenen Beamten eine gewisse Selbständigkeit und damit die rechte Arbeitsfreudigkeit ließ, so hat er auch diese Aufgabe bestens bewältigt. Aber seine Hauptkraft widmete er von nun an den Arbeiten des Consistoriums, zu dessen Präsidenten er am 1. April 1885 ernannt wurde. Auch hier kam ihm seine streng geschichtliche archivalische Schulung, die überall die geschichtliche Entwicklung aufzudecken und den historischen Zusammenhang aufrecht zu erhalten suchte, trefflich zu statten. Daneben bewies er vor allem eine große Geschäftsgewandtheit, eine gewaltige

Arbeitskraft und eine ganz besondere Gabe zum Ausarbeiten von Gesetzentwürfen. Außer einem scharfen Verstande, umfassenden Kenntnissen und einem unermüdlichen Fleiße, der in der Gründlichkeit der Vorarbeiten sich nicht leicht genug that, befähigte ihn zu dieser Arbeit vor allem die Objectivität seines Urtheils; er erwog eine Sache nach allen Seiten, erfaßte und verarbeitete fremde Anschauungen leicht und schnell, suchte allen berechtigten Anforderungen nach Möglichkeit gerecht zu werden und wußte dann das Ergebniß aller dieser Erwägungen in kurzer, klarer Sprache zum Ausdrucke zu bringen. So kam es denn, daß gerade in dieser Zeit sich auf dem Gebiete der kirchlichen Gesetzgebung eine rege Thätigkeit entwickelte. Von kleineren Gesetzen abgesehen rühren von Sch. insbesondere her das Kirchengesetz über die Emeritirung und das Ruheeinkommen der Geistlichen vom 1. December 1882, das Gesetz über die Errichtung einer Landes-Pfarrwittwen-Versorgungsanstalt vom 15. April 1889 und das Gesetz über das Disciplinarverfahren gegen Kirchendiener vom 15. Juni 1890, durch die wichtige, lange umstrittene Materien in anerkannt vorzüglicher Weise gesetzliche Regelung gefunden haben. Zusammengefaßt hat er dann seine Studien und Erfahrungen auf dem Gebiete des Kirchenrechts und der Kirchenverwaltung in seinem „Evangelischen Kirchenrecht des Herzogthums Braunschweig“ (Wolfenbüttel 1894), das, wie es aus praktischer Thätigkeit entstanden ist, den praktischen Bedürfnissen so sehr entgegen kam, daß das Werk in kurzer Zeit vergriffen war und im Jahre 1903 eine von des Verfassers Sohne Karl besorgte zweite Auflage von ihm veranstaltet werden mußte. Fügen wir nun noch hinzu, daß es Sch.-Ph. in allen dienstlichen Angelegenheiten an Gerechtigkeit und Wohlwollen niemals fehlen ließ, so ist es nur natürlich, daß er sich in seiner Stellung allgemeine Achtung und Zuneigung erwarb.

Neben den dienstlichen Obliegenheiten wurde aber die Arbeitskraft Sch.-Ph.'s, der bei einer umfassenden Bildung vielseitige Interessen besaß und gern zu bethätigen suchte, auch noch von anderen Seiten in Anspruch genommen. In früheren Jahren hatte er dem Männerturnvereine angehört und als dessen Vorsitzender 1864 eine Turnerfeuerwehr ins Leben gerufen, die sich unter seiner Leitung (bis 1868) auch im Ernstfalle auf das beste bewährte. Lange Jahre war er auch Vorsitzender des Stenographenvereins, und sein ausgezeichnetes Lehrtalent hat er hier rein aus Liebe zur Sache in der Leitung der Unterrichtscurse bewiesen. Er war unter den Männern, die 1868 zur Gründung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde zusammentraten, und hat an dessen Versammlungen und Veröffentlichungen, für die er schätzbare Beiträge lieferte, stets den regsten Antheil genommen; wesentlich durch ihn wurde 1873 in Wolfenbüttel und Braunschweig ein Zweigverein begründet, in dem er anfangs das Amt eines Schriftführers, seit 1877 das eines stellvertretenden Vorsitzenden versah. Anfang 1867 bis Ende 1874 war er Syndikus des ritterschaftlichen Creditvereins des Herzogthums Braunschweig; als solcher schrieb er eine kleine Schrift „über sein Wesen, seinen Zweck und seine Einrichtung“, die 1868 anonym herauskam. Auch der öffentlichen Angelegenheiten nahm er sich mit Eifer an. Schon im November 1874 wurde er zum Stadtverordneten gewählt, konnte aber das Amt nicht antreten, weil er von vorgesetzter Stelle die Genehmigung dazu nicht erhielt. Erst im Juli 1884 führte ihn eine zweite Wahl in das Collegium, das ihn am 23. Juni 1892 auch zu seinem Vorsitzenden erwählte. Schon vorher (Winter 1878/79) war er Mitglied der Landesversammlung geworden. Er suchte hier besonders die auf die Kirche bezüglichen Gesetzentwürfe zur Annahme zu bringen. Hat er dies auch zumeist erreicht, so

hat er doch die Rolle, die ihm nach seiner geistigen Bedeutung, seinem Wissen und seiner Rednergabe hier hätte zufallen müssen, keineswegs gespielt. Es fehlte ihm die Entschiedenheit und Festigkeit, im Streite der Geister die eigene Meinung furchtlos zur Geltung zu bringen; er war im Grunde eine friedliche, versöhnliche Natur, für das Parteileben nicht geschaffen. Im J. 1893 trat er auch noch in den Vorstand der von Anna Vorwerk begründeten Schloßanstalten (Töchterschule, Lehrerinnenseminar u. s. w.). Sonst suchte er sich um diese Zeit, da seine Kräfte nachzulassen begannen, bereits zu entlasten. Schon im Mai 1890 hatte er die Vorstandsgeschäfte im Landeshauptarchive aufgegeben, im Herbste 1893 trat er aus der Landesversammlung, im März 1895 auch aus der Stadtverordnetenversammlung aus. Seine Gesundheit hatte sich, wohl infolge eines Blasenleidens, sehr verschlechtert. Er suchte im herzoglichen Krankenhause zu Braunschweig Heilung, aber sie konnte ihm nicht mehr zu Theil werden; am 11. October ist er hier seinem Leiden erlegen; am 14. des Monats wurde er in Wolfenbüttel beerdigt. Ihn überlebten die Gattin, Helene geb Görtz, eine Tochter des Oberamtsrichters Wilh. Görtz, die er am 2. Mai 1865 heimgeführt hatte, zwei Söhne und zwei Töchter.

Vgl. Braunschweigisches Magazin 1895, S. 33—36, wo auch die Schriften v. Schmidt-Phiseldeck's verzeichnet sind; danach gearbeitet ist der Aufsatz in der Harzzeitschrift, 28. Jahrgang (1895), S. 803—806. — Evangelisch-lutherische Monatsblätter 1895, S. 95—97.

P. Zimmermann.

Schmidt-Weißenfels: Eduard Sch., der später nach einem Familienbesitz seiner Frau den Namen Weißenfels dem seinigen hinzufügte, wurde am 1. September 1833 in Berlin als der Sohn eines Buchhändlers geboren. Er besuchte die königliche Realschule und das Friedrich Wilhelmsgymnasium, und schon während dieser Zeit trat bei ihm die bestimmteste Neigung zur Schriftstellerei hervor, die durch Begegnungen mit Dichtern und Publicisten im Elternhause und in gesellschaftlichen Kreisen noch genährt wurde. In den Revolutionsstürmen des Jahres 1848, die ihn gewaltig erregten und fast ganz von den Studien abzogen, machte Sch. in Zeitungen seine ersten publicistischen Versuche. Noch in demselben Jahre wurde er Secretär der preußischen Nationalversammlung und wirkte als solcher in den beiden folgenden Jahren in der ersten Kammer. Ueber die Jahre unverhältnißmäßig körperlich und geistig entwickelt, folgte er 1850 dem Aufruf der schleswigholsteinischen Regierung und trat als Freiwilliger in deren Armee ein, in welcher er die Schlacht bei Idstedt und den Sturm auf Friedrichsstadt mitmachte. Zum Officieraspiranten befördert, kehrte er nach Beendigung des Krieges im Januar 1851 nach Berlin zurück, um gleich darauf nach Paris zu gehen. Verehrung für die französische Litteratur ließ ihn dort ernstliche Studien machen, die Vorlesungen berühmter Professoren besuchen und den Umgang mit Männern von litterarischer Bedeutung finden. Bald versuchte er sich in französischer Journalistik, ging als Berichterstatter für das Pariser Journal „La République“ zur ersten Weltausstellung nach London und sammelte Material zu seinen späteren Schriften „Paris in Skizzen aus dem Volksleben“ (1854), „Frankreichs moderne Litteratur seit der Restauration“ (II, 1856), „Geschichte der französischen Revolutionslitteratur“ (1859) und „Frankreich und die Franzosen“ (II, 1869). Nach dem Staatsstreich Napoleon's III. wurde er in der Nacht zum 4. December 1852 in seiner Wohnung verhaftet und Monate lang in den Kasematten von Bicêtre gefangen gehalten, worauf er des Landes verwiesen ward. Nach ruhelosen Fahrten kam

er im März 1852 nach London, wurde hier Mitglied der französischen Emigration und kehrte, nachdem er kurze Zeit eine Hauslehrerstelle in Warwick inne gehabt, im November 1852 nach Deutschland zurück. Hier begann er seine journalistische Thätigkeit mit Berichten über Frankreich und England und suchte sich durch den Umgang mit litterarischen und politischen Persönlichkeiten weiter zu bilden. Zwanzig Jahre alt, verheirathete sich Sch., doch wurde die Ehe schon nach einem Jahre durch den Tod seiner Gattin gelöst. Nun nahm er seine Studien in Heidelberg wieder auf, erwarb sich in Rostock die Würde eines Dr. phil., weilte 1855 im Hause Varnhagen's von Ense, war dann in Leipzig schriftstellerisch thätig und folgte 1857 einem Rufe des Buchhändlers Kober in Prag, um die Redaction der „Kritischen Blätter für Litteratur und Kunst" zu übernehmen. Als letztere bald wieder eingingen, siedelte Sch. nach Gotha über, wo er in persönliche Beziehungen zu dem Herzoge Ernst trat, führte 1859—61 abermals in Prag die Leitung der belletristischen Zeitschrift „Von Haus zu Haus" und nahm dann für elf Jahre seinen Wohnsitz in Berlin, wo die Conflictszeit ihm zunächst reiche Gelegenheit und Stoff zu publicistischer Thätigkeit lieferte und besonders seine Zeichnung parlamentarischer Charaktere in „Preußische Landtagsmänner" (1862) einiges Aufsehen erregte. Im J. 1872 siedelte Sch. nach Cannstatt und später nach Stuttgart über, wo er nach vorübergehender redactioneller Thätigkeit (er leitete 1873 das „Stuttgarter Museum" und 1875—76 die „Illustrirte Volkszeitung") als freier Schriftsteller seinen Wohnsitz beibehielt.

Sch. war eine regsame Kraft; die kritische Ader strömte bei ihm voller als die eigentlich poetische, und er ist daher als Historiker und Biograph bedeutender denn als Belletrist. In erstgenannter Eigenschaft schrieb er „Rahel und ihre Zeit" (1857), „Ueber Heinrich Heine" (1857), „Charaktere der deutschen Literatur" (II, 1859), „Scharnhorst" (1859), wohl die beste seiner Biographien, „Fürst Metternich. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit" (II, 1862), „Friedrich Gentz" (1860), „Biographische Skizzen und Charakternovellen" (II, 1862), „Fichte und das deutsche Volk" (1862), „Ferdinand Freiligrath" (1876) und „Zeitgenossen" (1877). Dann gab er seine unter dem Titel „Deutsche Handwerkerbibliothek" (V, 1877—83) gesammelten historisch-novellistischen Bilder der bemerkenswerthesten Zunftgenossen heraus, in denen er über je zwölf hervorragende Männer in zwanzig verschiedenen Handwerken berichtet. Seine Romane und Novellen (sie sind in meinem Lexikon der deutschen Dichter ꝛc. verzeichnet) haben nur vorübergehend Beachtung gefunden und sind heute längst vergessen. In den letzten Jahren seines Lebens kränkelte Sch. häufig. Um Linderung seines Leidens zu erlangen, ging er nach Bozen in Tirol, und hier ist er am 24. April 1893 infolge eines Blutsturzes gestorben.

Persönliche Mittheilungen. — Adolf Hinrichsen, Das literarische Deutschland, 1891, S. 1175. Franz Brümmer.

Schmieden: El(i)se Sch., Romanschriftstellerin — ausschließlich unter dem Pseudonym E. Juncker —, am 6. November 1841 zu Berlin als Tochter des Rittergutsbesitzers Dr. Kobert geboren, verlebte fast die ganze Kindheit auf dessen Gut in der Ukermark. Hier erwuchsen in ihr von früh an die Liebe und das feine Verständniß für die Natur, deren Stimmungen und Wandlungen sie später so treffend in Schilderungen innerhalb ihrer erzählenden Schriften zu zeichnen wußte. Seit früher Jugend beseelte sie der Drang, innerlich Erlebtes in schriftlich fixirten Bildern auszugestalten. Dabei wie überhaupt bei der Entwicklung ihres geistigen Lebens übte zunächst ihre

Mutter entscheidenden Einfluß aus. Denn diese, voll glühender Phantasie und Hang zum Idealen, verstand besser als der energische, ganz im realen Boden des Alltags und seiner Bedürfnisse wurzelnde Vater das eigenartige Wesen des Mädchens, dessen Ringen nach Klarheit sie stets aufmunternd anerkannte. Als 1856 die Eltern jenes Gut verkauften und nach Berlin zogen, fand Elise an der Wangenheim'schen höheren Töchterschule daselbst in Prof. Dr. Otto Lange und dem Prediger Sydow zwei Lehrer von größter Bedeutung für diese Phase in der Entwicklung ihrer Schülerin, die insbesondere auch deren Lectüre auf Gediegenes idealistischer Richtung hinlenkten. Schon 1860 heirathete sie den Gerichtsassessor H. Schmieden zu Berlin. Aber ihre häuslichen Pflichten, deren Erfüllung sie sich mit der ganzen ihr eigenen Energie und Gewissenhaftigkeit hingab, befriedigten sie doch nicht völlig. Die schwerkranke Mutter durchschaute dies zuerst und wies sie auf die Schriftstellerei hin als eine ihr noch nicht klar gewordene Ablenkung und Ergänzung. Elise Schmieden versuchte sich nun in Aufsätzen verschiedenster Art, Uebersetzungen u. s. w. Aber erst 1867 schrieb sie in Sorau, wohin ihr Gatte als Staatsanwalt versetzt worden, ihre erste Novelle, „Die Frau des berühmten Mannes“, zu der sie den Vorwurf in ihrer Umgebung gefunden, und veröffentlichte sie als „E. Juncker“, d. h. dankbar unter dem Familiennamen ihrer Mutter, im Wochenblatt „Daheim“. Noch in demselben Jahre verzog sie mit dem Gatten nach Posen, wo er vom Staatsanwalt zum Appellationsgerichtsrath befördert wurde, der jungen Dichterin aber in der glänzenden vornehmen Gesellschaft der Provinzialhauptstadt nicht nur viele Huldigungen, sondern auch ungewöhnliche Anregungen entgegengebracht wurden, und zwar solche namentlich zu ernsten wissenschaftlichen und philosophischen Studien durch den geistig bedeutenden Präsidenten des Appellationsgerichts, Graf Schweinitz, und seine Freundschaft. Seit 1876, wo ihr Ehemann ans Kammergericht (später da mit dem Titel eines Geh. Justizraths) berufen wurde, lebte das Paar in Berlin. Da stand sie denn bald innerhalb aller geistigen und künstlerischen Interessen inmitten eines großen Kreises, welcher in ihr nicht nur die geistreiche, sondern auch die herzenswarme, echt weibliche Frau verehrte. Und hier nun genoß sie endlich auch die Muße, ihre schriftstellerischen Neigungen ausgiebig pflegen zu können, und so begann eigentlich damals erst ihre fortlaufende schöpferische Thätigkeit. Aus diesem reichen äußern und inneren Leben riß sie nach kurzer Krankheit durch einen Schlaganfall der Tod am 10. August 1896.

Schon ihr erster Roman, „Lebensräthsel“ (2 Bde., 1878; 3. Aufl. 1896), bekundete deutlichst, wie sie ihren eigenthümlichen Gegenstand, den Austrag ehelicher Gegensätze, anfaßt und behandelt. Allerdings löst „Höhere Harmonie“, wie ein jüngerer Roman (1884) betitelt ist, diese Conflicte oft wohlthuend auf, ohne daß E. Juncker gewaltsamen Schritten, wo sie sich nothwendig machen, feige auswiche. „Der Schleier der Maja“ (4 Bde., 1882; 2. Aufl. 1885), ihr tiefstes und originellstes Werk, stellt kunstvoll eine Handlung des modernen Gesellschafts- und Familienlebens mit scharf realistischen Typen gleichsam unter die Symbolik des unaufhörlichen Schleierwebens der alten Maja im altindischen Glauben. Diese Anklänge an die geheimnißvolle Weisheit altindischer Herkunft, dazu feine Beobachtung und Wiedergabe der menschlichen Charaktere wie der Naturscenen, und zwar ohne häßlichen Photographen-Naturalismus, wie er gerade in den Jahren, da diese Romane hervortraten, seine Orgien feierte, sodann gelegentliche humoristische Lichter in den fesselnden Problemen ziehen auch an den weiteren Romanen an, besonders „Werner Eltze“ (3 Bde., 1887), dann „Götterlose Zeiten“ (3 Bde., 1893),

„Frühlingsstürme“ (2 Bde., 1894), in gewissem Grade auch bei den kürzeren, einfacheren Geschichten, wie sie solche zwischen den breiteren Hauptwerken schrieb. Deren veröffentlichte sie eine ganze Reihe: „Im Zenith. Novellen“ (1880; darin auch ihr obengenanntes Debüt von 1867), „Ihr Roman. Erzählung“ (1885), „Der Verlobungstag und andere Novellen“ (1888), „Im zweiten Rang und andere Erzählungen“ (1891), „Die Klosterschülerin und andere Erzählungen“ (1894). Eine besondere Erwähnung beansprucht noch das wunderlich philosophisch-poetische Werk in Romanform „Im Schatten des Todes“ (1890), das preisgekrönt und mit den musikalischen Compositionen A. K. Jencken's ausgegeben wurde. Endlich ihr letztes Werk (1896), der merkwürdige Roman „Unter Kosaken“.

Die meisten Erzählungen der Juncker liefern interessante Beiträge zur Psychologie (Gottschall meint sogar zur Physiologie) der Ehe. In die Stoffe greift der Unterschied der gesellschaftlichen Schichten und Kasten mit seinen Reibungen, auch confessioneller Widerstreit ernst hinein und schafft packende Conflicte und Seelenkämpfe. Entwurf und Abwicklung ließen gewiß keine Frau als Autorin ahnen, noch dazu eine musterhafte Besorgerin häuslicher und geselliger Obliegenheiten, ohne daß der Verfasserin etwa Unweiblichkeit vorgehalten werden könnte; vielmehr bricht nicht selten eine liebenswürdige Anmuth durch. Es waltet da eben ein reifer Geist von ernster, gründlicher Bildung, der die Handlung lenkt und durchdringt. All dies, ferner die unleugbare Thatsache, daß sie jene großen Romane aus innerstem Antriebe geschrieben, erhob „E. Juncker“ neben wenigen andern begabten Schriftstellerinnen beträchtlich über den Durchschnitt ihrer schreibenden Schwestern und ließ sie meistens rasch einen weiten dankbaren Leserkreis finden.

Die lebensgeschichtlichen Daten wesentlich, großentheils wörtlich, nach einer mir 1891 seitens der Dichterin für Brockhaus' Konversationslexikon eingereichten biographischen Skizze, die auch Brümmer (Biogr. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog I, 260; kürzer i. s. Lexikon dtsch. Dichter u. Pros. des 19. Jahrhunderts[5] III, 552 u. 550) vorgelegen haben muß und ebenfalls S. Patacky, Lexikon dtsch. Frauen der Feder II, 256 (I, 402). Die in Spemann's Goldnem Buch d. Weltlitteratur (1901) Nr. 1101 s. v. Juncker auf „Schmieden“ verwiesene Skizze ist ausgeblieben, ebenso das Bildniß. Ein solches beim Nachruf i. d. Illustr. Zeitung Nr. 2774 (29. August 1896), S. 263 (Bd. 107). Kurzes Lebens- u. Charakterbild bei Hinrichsen, Das literarische Deutschland[2] (1891), S. 1176. Ausführliche litterarhistorische Würdigung der Romane bis 1887 bei R. Gottschall, Die dtsch. Nationalliteratur des 19. Jahrh.[7] IV (1901), 365—67 (läßt sie erst 1900 sterben); knappe bei H. Mielke, Der dtsch. Roman des 19. Jahrh., S. 274 („Emilie Juncker“). Ludwig Fränkel.

Schmieder: Heinrich Eduard Sch., geboren zu Pforta bei Naumburg a. Saale am 17. Februar 1794, † am 11. August 1893 als Director des Predigerseminars, D. theol., Oberconsistorialrath zu Wittenberg. In Pforta war sein Vater Johann Christoph Cölestin Schmieder, Sohn des Predigers zu Zadel bei Meißen, der von 1772—1778 als Zögling in Schulpforta gewesen, seit 1789 zuerst Diakonus und Classenordinarius, seit 1792 Pastor und geistlicher Inspector. Der Vater starb schon am 21. December 1799, ehe Heinrich 6 Jahre alt war. Die Mutter, Ernestine geborene Langenberg, war die Tochter des Accisinspectors zu Oppurg, Chrn. Heinr. Langenberg, der bald nach ihrer Vermählung (20. April 1790) in ihr Haus gezogen war und hier fast an demselben Tage wie ihr Gatte, 22. December 1799, starb. Außer ihrem Sohn Heinrich hatte die Mutter zwei Töchter, Emilie (1796) die spätere

Gattin von K. J. Nitzsch (1818) und Marianne (1799) nach dem Tode des Vaters zu versorgen. Während sie selbst nach dem nahen Naumburg zog, fand Heinrich schon bald in Pforta, in der Familie des Rentmeisters Herbst, Aufnahme bis er zu Ostern 1805 Alumnus der Schulanstalt wurde. Durch die Erziehung im Elternhause war in dem Knaben schon früh reges inneres Leben mit einem feinen Sinn für Wahrheit und Wahrnehmung geweckt worden, das er trotz allerlei Anfechtungen und Schwankungen zu pflegen suchte und behauptete. Wenn er am Abend bisweilen träumerisch im Winkel saß, und man seiner Schläfrigkeit spottete, sagte die verständnißvolle Frau Rentmeister: „Laßt nur, Heinrich schläft nicht, er denkt!“ Innerlicher und gesammelter als andere seines Alters war er Manchem im Lernen voraus, und wurde durch sein zartes Gewissen vor jugendlichen Verirrungen bewahrt, während er sich selbst um der Zwiespältigkeit in seiner sittlichen Natur willen, anklagt. Er erkannte schon früh, daß „die Fülle und Ganzheit der Hingebung“, die im Bekenntniß der Kirche gebilligt wurde, nirgends zu sehen war, und daß es als Schwärmerei angesehen würde, solche zu fordern. In den letzten Schuljahren glaubte er, für das Studium der Poesie, der Geschichte und Philosophie bestimmt zu sein, weil er „den strengen Forderungen der Gottseligkeit“ sich zu entziehen geneigt war, und weil es ihm an der Gabe der Darstellung wie an schaffender Kraft fehlte. Die politischen Vorgänge des Jahres 1806, die er in nächster Nähe mit erlebte, bestärkten ihn in vaterländischer Gesinnung. Die in Pforta geübte Verehrung Klopstock's, die namentlich der von ihm hochgeschätzte Professor Lange begünstigte, die freudige Huldigung vor Schiller, dem „König der Jünglingsherzen“, und eine frühzeitige Bekanntschaft mit Goethe's Werken förderten die geistige Bildung auch neben den altclassischen Studien und der Einführung in die Philosophie, die in Pforta von jeher heimisch waren. Zu jung, um schon zur Universität entlassen werden zu können, blieb er nach dem Abgang der Classengenossen im J. 1810 noch ein Jahr auf der Schule als Primus Portensis und hatte als solcher bei manchen Gelegenheiten die Honneurs zu machen. Das Urtheil, das er fünfzig Jahre später in seinen „Erinnerungen“ über die Schule, die damals gewiß in bemerkenswerther Blüthe stand, aussprach, ist zugleich ein Urtheil über das Zeitalter, das sich in Pforta spiegelte: „Es fehlte der Schule die Weihe der christlichen Erkenntniß, die Pietät aber, welche in mehreren Lehrern und auch in vielen Schülern lebte, war eine Pietät dunkler Gefühle, die sich weniger auf Gott und Christum, als auf die Mutter Pforta, auf große Genien, auf das menschlich Edle bezogen.“

Die Ahnung, daß er zum Theologen geboren, war ihm durch den Rector Ilgen zum Bewußtsein gebracht, der ihm einmal das Neue Testament von Griesbach zur Prämie bestimmte. Als Universität hatte er sich Leipzig ausgesucht und dies vor Wittenberg bevorzugt, wo er vorher die in Pforta gewonnenen Beziehungen zu Heubner und zur Familie Nitzsch befestigt hatte, weil er nicht durch irgendwelche Verhältnisse gebunden sein wollte und in einer größeren Stadt einen weiteren Ausblick in die Welt zu bekommen hoffte. Hier ließ er sich als Theologen immatriculiren, hörte Philosophie bei Krug und Amadeus Wendt, Exegese bei Beck, Kirchengeschichte bei Tzschirner, Dogmatik bei Keil uud Tittmann, ohne Befriedigung zu finden. „Ich suchte den lebendigen Gott, und die Philosophie und Theologie meiner Professoren hatte mir ihn nicht gegeben, vielmehr erst recht fern gerückt.“ So ging er seinen eigenen Weg; philosophirte und theologisirte mit einem älteren Schulfreunde, Heinrich Kind, der Jurist war und Rechtsanwalt wurde, und fand durch ihn den Mann, der sein eigentlicher akademischer Lehrer wurde, ohne Professor zu

sein, den Privatgelehrten Adolf Wagner. Durch diesen wurde er nicht nur in die speculativen Probleme hineingeführt, sondern bekam auch Gelegenheit, die Quintessenz der Leipziger akademischen, theatralischen und musikalischen Bildung zu genießen, wurde dabei aber zu planloser Wißbegier gereizt. Durch denselben Freund wurde er auch mit Johannes Falk bekannt und mit E. T. A. Hoffmann, der damals als Orchesterdirigent sich in Leipzig aufhielt, aber auch mit Arnold Kanne, für dessen indische Mythologie Wagner die Correctur besorgte. Die Einführung in die speculative Mystik der Philosophie half ihm zur Freiheit von dem poetisch-sentimentalen Humanismus, und als er zum Besuch nach Pforta kam, fühlte man dort, wie er selbst, daß er ein anderer geworden. Unterdessen gingen die Weltbegebenheiten ihren Gang. Als das Wintersemester 1813 endigte, begann Preußens Erhebung, und die kriegerischen Vorgänge in Sachsen erlebte er auf dem Schlosse Hubertusburg, wo die Mutter nun ihren Wohnsitz genommen hatte. Acht Tage nach der Schlacht bei Leipzig kehrte er dorthin zurück und weil er dem Vaterlande mit Blut und Leben zu dienen wünschte, hätte er sich für das Corps „freiwilliger Sachsen“ angemeldet, wenn nicht Ad. Wagner ihm abgerathen, während H. Kind sich schon bereit erklärt hatte, eine Summe zur Equipirung zu vermitteln. So blieb er in Leipzig und benutzte das letzte Studienjahr zur Vorbereitung auf das Examen, das er im Herbst 1814 vor Ammon in Dresden bestand: „ich erhielt die gewöhnliche, die dritte Censur mit dem Bewußtsein nichts Besseres verdient zu haben.“ Zu Neujahr 1815 ging er als Hauslehrer zu Herrn v. Miltitz auf Siebeneichen. Hier wurde er in eine neue Welt eingeführt und mit manchen interessanten Persönlichkeiten bekannt gemacht. Er sehnte sich aber nach einem Ort, wo er einen „wahren entschiedenen Christen“ finden könnte, und wandte sich an Heubner und K. J. Nitzsch, ob diese nicht eine Hauslehrerstelle in Wittenberg für ihn wüßten. Eine solche wurde ihm für den 1. Januar 1817 zugesagt, und nach einigen Wochen fleißigen Studiums im Hause der Mutter, machte er sich nach Wittenberg auf und wurde hier sogleich als Erstling des künftigen Predigerseminars in Aussicht genommen, das zum Jubelfest der Reformation feierlich eingeweiht werden sollte. Von dem nahen Umgang mit Heubner und K. J. Nitzsch weiß er viel zu rühmen, und es ist ein diese wie ihn selbst treffend charakterisirendes Urtheil, wenn er schreibt: „Bei Nitzsch fand ich das, was ich selbst hatte, nur in höherem Grade und mit mehr Einsicht verbunden; bei Heubner suchte ich das, was mir mangelte.“ Auch in der Gemeinschaft mit den übrigen 24 Candidaten, die ihn in weitere Studien hineinführte, ging der Strom seines inneren Leben in eigenster Weise fort, auf eine neue Zeit gerichtet, die eine Wiedergeburt der Menschheit bringen würde. Während er dabei seinen eigenen Wirkungskreis sich in einer Landpfarre und später als den eines Missionars unter den Indianern vorstellte, wurde er durch die Berufung zum ersten evangelischen Gesandtschaftsprediger in Rom vor eine willkommene praktische Aufgabe gestellt. Er war sofort entschlossen, aber die Verhandlungen zogen sich noch lange hin; seine schon lange bestandene Verlobung mit Auguste Meurer, einer Tochter des Justizamtmannes in Hubertusburg, die nun veröffentlicht wurde, ließ ihn dringend wünschen, sich verheirathen zu dürfen, während man in Berlin einen unverheiratheten Gesandtschaftsprediger, wenigstens für die ersten 4 bis 5 Jahre wünschte. Endlich wurde die Sache so geordnet, daß Sch. sich vor seiner Abreise nach Rom sollte verheirathen dürfen, aber seine Frau in Deutschland zurücklassen, und der Minister v. Altenstein bewilligte für diese ein besonderes Gehalt von 200 Thalern jährlich, während das Gehalt des Gesandtschaftspredigers 800 Thaler betrug. Nach drei Jahren sollte er dann auf eine An-

stellung in Deutschland rechnen dürfen. Am 28. März 1879 fand die Ordination in der Schloßkirche in Wittenberg statt, am 13. April folgte die Trauung in der Kirche zu Oelsnitz, dem Pfarrorte von Voigtsberg, wohin der Schwiegervater versetzt worden war, und am 19. Mai brach er nach Rom auf. Die Reise ging erst im Postwagen, dann von München aus mit einem italienischen Vetturin durch Thüringen, Franken, Baiern und Tyrol über den Brenner und bot mancherlei Gelegenheit zu interessanten Bekanntschaften, wie G. H. v. Schubert und Prediger Kraft in Erlangen, Joh. Tob. Kießling in Nürnberg, Ministerialrath v. Roth und J. B. Goßner in München, brachte ihm aber auch die erste Anschauung katholischen Kirchen- und Volkslebens. In Florenz fing er an die Kunstschätze Italiens unter sachkundiger Führung kennen zu lernen, von denen er noch blutwenig oder nichts wußte. Am 22. Juni langte der junge Gesandtschaftsprediger mit klopfendem Herzen in Rom an.

Die denkwürdigen Anfänge der evangelischen Gemeinde in Rom lassen sich leider hier nicht schildern. In seiner Antritts- und in seiner Abschiedspredigt (16. November 1823) konnte schon Sch. der kleinen Gemeinde bezeugen, daß sie der Augapfel der evangelischen Kirche sei. Es ist wahrhaft erbaulich, wie diese Anfänge so geräuschlos und doch aus dem tiefsten Bewußtsein um ihre Bedeutung vollzogen wurden. Am Sonntag nach seiner Ankunft, 27. Juni, hielt er bereits den ersten Gottesdienst; über 60 Personen aus allen Ständen waren zusammengekommen, zum Gesang hatten sich einige von den Künstlern vereinigt, darunter Jul. Schnorr, Olivier u. A.; der damalige Gesandte, B. G. Niebuhr, der eigentliche Stifter der Gemeinde, überließ vier Jahre lang ein geräumiges Zimmer seines Gesandtschaftshotels, Palast Orsini, für den Gottesdienst, der erst kurz vor seinem Abgang in die Capelle des Palastes Cafarelli verlegt wurde. Er hatte schon bei einer Anwesenheit des damaligen Kronprinzen in Rom die Sache mit dem frommen Adjutanten v. Roeder besprochen und namentlich aus Anlaß des Uebertritts evangelischer Künstler und des Grafen v. Jugenheim darauf hingewiesen, wie nothwendig die Bildung eines evangelischen Gemeindeverbandes in Rom sei, der den zerstreuten Gliedern der vaterländischen Kirche einen Sammelpunkt gewährte, auch auf die leichte Ausführbarkeit durch den Anschluß an die Gesandtschaft. Der Gesandte hat ja die Freiheit, in seinem Hause alles, auch seine Religionsübung so einzurichten, als ob er in seiner Heimath lebte, und es war auch im damaligen Rom nicht einmal nöthig, dem päpstlichen Hofe davon Anzeige zu machen. Der nunmehrige Anfang und die Persönlichkeit des Predigers gereichten ihm zu höchster Befriedigung. In einem Privatbrief an den Geh. Rath Nikolovius in Berlin, der diese Angelegenheit bearbeitete, spricht er sich (am 3. Juli 1819) darüber in bemerkenswerther Weise aus: „Unser evangelischer Gottesdienst hat seinen Anfang glücklich und recht in Gottes Namen genommen. Der 27. Juni ist nun ein merkwürdiger Tag in der Kirchengeschichte. Denn was bisher hier in Rom von protestantischem Gottesdienst gewesen, war nichts Kräftiges. Der unsrige wird gedeihen; das ist unter einem so vortrefflichen Geistlichen ganz gewiß. Ich habe wohl immer gewußt, wie der erste sein müsse, der in unseren Tagen einer Kirche aufhelfen und ihr neues Leben geben sollte, aber ich hatte keinen solchen gesehen, ehe wir Schmieder kennen lernten. Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie wir ihn alle lieben und verehren. Verdruß wird es nicht setzen; ich habe den Papst (Pius VII.) gesprochen nach dem ersten Sonntag, wo er gewiß von allem unterrichtet war, und er war freundlich wie immer." An seine Schwägerin und Freundin Hensler spricht er sich ebenso warm darüber aus: „In der vor-

letzten Woche ist unser Prediger gekommen. Eine nicht geringe Erwartung wird selten so übertroffen. Er hat Geist, tüchtige Kenntnisse; seine Physiognomie ist höchst glücklich, sein Ausdruck im Gespräch und Betragen äußerst liebenswürdig. Einfachheit und Anspruchslosigkeit erhöhen das Anziehende seiner Eigenschaften. Ich bin gewiß, daß er von allem tief und ganz überzeugt ist, was er als Geistlicher bekennt: er ist rechtgläubig, ohne Polemik zu zeigen, eben weil er darin die einfach sichere Wahrheit sieht und auf ihre Kraft baut.“ (Lebensnachrichten über Barth. Georg Niebuhr, Hamburg 1839, II. Bd., S. 406 ff.) Ein anderer nicht minder beachtenswerther Zeuge ist Ch. K. Jos. v. Bunsen, der damals auf dem Wege nach Indien in Rom geblieben und Legationsrath geworden war, auch kurz vor Schmieder's Ankunft sich verheirathet hatte. Er schreibt an seine Schwester (am 24. Juli 1819): „Der evangelische Caplan ist ein wahrer Engel des Friedens (Schmieder heißt er) und ist wirklich einer der ausgezeichnetsten Menschen; er ist so alt wie ich, und obgleich unter Unglauben und Freigeisterei aufgewachsen, ein so rechter evangelisch gläubiger Christ, als wenn er von St. Augustinus und Luther erzogen wäre. Manche sind verwundert, hier in Rom einen wahrhaft christlichen Glauben predigen zu hören, den sie zu Haus nie oder selten gehört haben. Daher kommt es auch, daß ihn manche nicht aufgeklärt genug finden. Andere halten ihn wohl im Herzen für einen Schwärmer geradezu, denn anstatt moralischer Betrachtungen und sentimentaler Ausrufungen über die Schönheit der Tugend und die Güte des menschlichen Herzens predigt er vielmehr immer von Buße und Bekehrung, Sünde und Schuld, Unfähigkeit des eigenen menschlichen Willens zur Wiedergeburt zu gelangen, und also Nothwendigkeit des Glaubens an Christus. — Es hat etwas Anziehendes, hier in Rom, mitten unter prunkhaften Ceremonien und todten Gebräuchen und von Gold und edlen Steinen prangenden Kirchen, sich eine kleine Zahl von Christen um das reine ungemischte Evangelium in der Stille eines einzelnen Hauses im einfach eingerichteten Betsaale versammeln und mit dem Gebete des Herrn und frommen Liedern und Psalmen den Herrn loben und an der Hörung seines göttlichen Wortes sich erbauen zu sehen. Noch ganz besonders lieb ist es mir, daß meine Frau (diese war Engländerin) auf diese Weise mit der deutschen Theologie und Kirche bekannt wird, denn wie die Sachen im allgemeinen stehen, fürchtete ich mich vor dieser Bekanntschaft. Wären aber alle Prediger wie Sch. und alle kirchlichen Einrichtungen so lebendig und wahrhaftig christlich, so würde die deutsche evangelische Kirche die erste in der Welt sein.“ Im October desselben Jahres äußert er sich in einem weiteren Briefe an die Schwester: „Die Bußpredigten wollen den Leuten durchaus nicht behagen. Wir leben in einer sehr schlaffen Zeit, und doch werden so große Dinge von ihr gefordert.“ (Bunsen geschildert von seiner Wittwe. Deutsche Ausgabe ꝛc. von Fr. Nippold, Leipzig 1868, I. Bd., S. 167 ff.)

Die herzliche Theilnahme Niebuhr's für den jungen Prediger zeigte sich auch in der freundlichen Fürsorge, die er dessen persönlichen Angelegenheiten widmete; er nahm ihn für die ersten Monate in sein Haus und an seinen Tisch, aber setzte es auch durch, daß Schmieder's Frau nachkommen durfte, indem er Nikolovius zu bestimmen wußte, daß die 200 Thaler, die man für sie besonders ausgesetzt hatte, nun zum Einkommen des Gatten geschlagen wurden. Denn die Befürchtung, daß ein verheiratheter Prediger mit dem Gehalte von 800 Thalern in Rom nicht würde auskommen können, war der einzige Grund, warum man einen unverheiratheten gewünscht hatte. Schon am 19. October traf Frau Schmieder in Rom ein und fand die Familienwohnung, die sie bis zum Fortgang von Rom bewohnten, völlig ausgestattet.

Niebuhr hatte dies heimlich zu seinem Vergnügen, wie er sagte, auf eigene Kosten besorgt. Während der ganzen Zeit von Niebuhr's Aufenthalt in Rom (bis Ende März 1823) ist das nahe Verhältniß zwischen ihm und Sch. dasselbe geblieben, auch als dessen Frau später einige Wochen auf dem Lande zubringen mußte, führte ihn dies wieder als Tischgenossen in die Familie des Gesandten. Ebenso hat das Verhältniß zu Bunsen an Tiefe und Innigkeit nur gewonnen, und mit ihm ist Sch. auch später noch in naher Verbindung geblieben. Außer diesen Beiden haben sich auch Andere enger an den Prediger und die Gemeinde angeschlossen, so daß sich aus dem Kreise der Diplomaten und der Künstler ein fester Stamm bildete. Die Italiener oder Römer wußten nicht recht, was sie aus diesem sonderbaren Gesandtschaftsattaché machen sollten, aber bei seiner Vorsicht und Zurückhaltung blieb er vor Nachstellungen und Verfolgungen bewahrt. Auch außer den Gottesdiensten ließ er sich die Pflege der Gemeinde angelegen sein; wöchentliche Bibelstunden für alle, die theilnehmen wollten, Besprechung der Bibel und der ersten 21 Artikel der augsburgischen Confession in kleineren Kreisen, daneben regelmäßige Hausbesuche bei gesunden und kranken Gliedern der durch die Stadt zerstreuten Gemeinde nahmen Zeit und Kraft vollauf in Anspruch. Diese Besuche pflegte er in den Stunden von 11—2 Uhr zu machen, in denen er bei der Sommerhitze ohnehin nicht zu anderer Arbeit aufgelegt war. Die Freunde weissagten ihm für diese Unvorsichtigkeit gefährliche Fieberanfälle, aber er fand es auch hier bewährt, daß der Widerstand, den der Körper durch Anstrengung leistet, die beste Abhärtung gegen derartige böse Einflüße ist. Auch Bunsen muß seine vielbewunderte Gesundheit „nächst Gott der ihm durch Sch. erhaltenen Belehrung" zuschreiben. Sodann machte er auf Anregung Niebuhr's und mit Hilfe des Freiherrn vom Stein, der mit seinen Töchtern in Rom zum Besuch war, den Anfang zu dem deutschen Hospital, das später durch Bunsen weiter ausgestattet wurde. Auch eine Gemeindeverfassung begann schon er auszuarbeiten, ohne Ahnung davon, was für Kämpfe einst um die Verfassung der evangelischen Gemeinde in Rom würden geführt werden.

Im November 1823 kehrte er nach Deutschland zurück und trat im Februar 1824 das Amt eines Professors und Predigers an der heimathlichen Schulpforta an. Seine theologische Stellung hatte ihm Angriffe von Gegnern zugezogen, „die ihm das Vertrauen des Publicums und der Behörden zu entziehen suchten, um ihn aus dem von Gott ihm angewiesenen Amte zu entfernen". Erst zu Michaelis 1828 wurde er zum Pastor und geistlichen Inspector ernannt. Jene Angriffe veranlaßten ihn, einen Band von Predigten herauszugeben unter dem Titel: Zeugniß von Christo (Hamburg 1829). Er wollte damit namentlich den Eltern, die ihre Söhne der Landesschule anvertrauten oder anvertrauen wollten, ein Mittel in die Hand geben, um selbst zu sehen, was für ein Unterricht diesen in Pforta bevorstehe, und sich ein eigenes von fremden Elementen unabhängiges Urtheil zu bilden. Diese Predigten sind dem Minister v. Altenstein und dem Geh. Rath Niebuhr gewidmet und enthalten auch etliche von den in Rom gehaltenen Predigten. Während der Arbeit in Pforta, wo er von seinen ehemaligen Lehrern auch den von ihm so hochverehrten Professor Lange und viele Freunde wiederfand, hat er auch eine weitere schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Schon im J. 1826 gab er eine gelehrte exegetische Abhandlung heraus: Nova interpretatio Loci Paulini, Gal. 3. 19, 20, die vielbehandelte crux interpretum, nachher aber eine Reihe von Schriften, die theils von dem Religionsunterricht handelten, theils als Lehrbücher für diesen bestimmt waren und zum Theil längere Zeit als solche gedient haben: 1833 die christliche Religionslehre, ein Versuch, 2. Aufl. 1838,

1835: Einleitung in die kirchliche Symbolik, 2. Aufl. 1845, 1836: Einleitung in die h. Schrift, 3. Aufl. 1858, 1837: Präliminarien zu einer gründlichen Rechtfertigung der biblischen Geschichte. Aber seines Bleibens in diesem Doppelamte sollte nicht für immer sein, sondern wie er in Pforta an die Stätte seiner eigenen Erziehung als Lehrer zurückgekehrt war, so wurde er auch an die andere ihm so werthe Stätte seiner weiteren Ausbildung berufen.

Das Predigerseminar in Wittenberg hatte die erste Generation seiner Lehrer bis auf Heubner, der seit 1832 Superintendent war, verloren. K. L. Nitzsch und J. Fr. Schleusner waren schon 1831 gestorben, und an die Stelle von Karl Imm. Nitzsch, der nach kurzer Amtsthätigkeit als Propst in Kemberg schon seit 1822 in Bonn wirkte, war erst K. Schöne und dann 1828 Rich. Rothe als Professor getreten, der vorher Schmieder's Nachfolger in Rom, ungefähr ebenso lange wie dieser gewesen und nun im J. 1837 dem ersten Rufe nach Heidelberg gefolgt war. An seine Stelle wurde Sch. ein Jahr später berufen und übernahm das neue Amt mit Beginn des Jahres 1839. Noch von Pforta aus, gab er seiner Freude über diese Berufung in einem Briefe an sämmtliche Mitglieder des Predigerseminars Ausdruck: „Liebe führt mich zu Euch, und ich komme in dem Vertrauen, Liebe bei Euch zu finden", so schrieb er und fügte hinzu: „Die Wahrheit fordert, daß frei die Mittheilung sei, frei auch die Gegensätze sich aussprechen, damit nicht der Sauerteig der Unlauterkeit, dieses schlimmste Gift der Seelen, irgend eine Stätte bei uns finde. Aber die Liebe kann Alles, was aus der Wahrheit kommt, ertragen, auch die Wahrhaftigkeit des Irrenden, der seine Meinung offen bekennt und ehrlich vertritt. Die Liebe urtheilt, aber sie richtet nicht; sie will bessern und sie bessert; sie gewinnt durch Ueberzeugung den irrenden Bruder. In diesem Sinne denke ich habt ihr bisher untereinander gelebt: in diesem Sinne will ich unter Gottes Beistand mit euch leben." Im Namen der Seminargemeinschaft antwortete der damalige 1. Ordinat, F. L. Steinmeyer, dankte für den Gruß der Liebe, der allen so wohl gethan, und versicherte: „Ein Herz wollen wir ihnen entgegenbringen, empfänglich für Ihre Unterweisung und für Ihre Ermahnungen; ein Herz voll inniger Liebe zu Ihnen, ein Herz voll unbedingten Vertrauens gegen Sie; ja das Versprechen legen wir vor Ihnen ab: was an uns ist, das soll geschehen, daß Sie Ihr Amt mit Freuden treiben und nicht mit Seufzen."

Am 10. Januar 1839 zog er in die Wohnung des Directors im Vorderhause des Luthergebäudes ein, umgeben von einer Schar von Kindern und in dem Alter, in dem ein Mann wohl denken kann beim Antritt eines neuen Amtes, daß er die letzte Station seines Lebensweges erreicht habe. Ein anderes Amt hat er auch nicht erhalten, wenn auch das Diakonat an der Stadtkirche, das damals ihm noch übertragen war, später fortfiel, und er nach Heubner's Tode im J. 1853 erster Director wurde, 1844 zum D. theol. ernannt, später den Titel Consistorialrath und bei seinem 60jährigen Dienstjubiläum den Titel eines Oberconsistorialraths erhielt. Aber wer hätte geahnt, daß der Mann, der nach 20jähriger Dienstzeit in das Amt eintrat, dieses nun noch 45 Jahre, bis zum Anfang des Jahres 1884 verwalten würde. Einen der Mitarbeiter am Seminar nach dem andern hat er hingehen sehen. Außer Heubner, dem ersten Director († 1853) fand er K. H. E. Lommatzsch als dritten vor (in den Ruhestand getreten 1867, † 1882). Nach Heubner's Tod wurde er selbst erster Director, während F. J. Sander von Elberfeld zum zweiten Director und Superintendenten berufen wurde; diesem folgte 1860 K. A. Schapper, der 1867 eine andere Superintendentur übernahm, während K. O. B. Romberg, Superintendent in Wolgast, an seine Stelle berufen wurde († 1877), ihm

folgte G. Chr. Rietschel im J. 1878, (1885 Professor in Leipzig) und in die Stelle des dritten Directors, die mehrere Jahre lang unbesetzt blieb, wurde 1876 Aug. Dorner berufen. Aber auch eine Generation von Candidaten nach der anderen hat er kommen und gehen sehen, und Väter und Söhne haben seine Unterweisung genossen.

Hier hatte er den Platz gefunden, an dem er seine natürlichen Gaben, wie seine theologische Bildung und seine ganze Persönlichkeit, wie sie sich durch Lebensführung und Erfahrung gestaltet hatte, aufs Beste verwerthen konnte. Jene Worte, mit denen er schon von Pforta aus die Mitglieder des Seminars begrüßt hatte, sind die Grundsätze seiner Wirksamkeit geblieben, wie ihm alle bezeugen werden, die den Vorzug gehabt haben, unter seiner Leitung zu stehen. Seine amtlichen Aufgaben waren die regelmäßigen Vorlesungen über die Geschichte des kirchlichen Lebens und der Predigt, die Leitung der Pastoralstunde und der theologischen Besprechung und die Hausandachten, die er wöchentlich dreimal am Morgen und zweimal am Abend zu halten hatte. Daneben hatte er abwechselnd mit dem zweiten Director die Predigten und die Predigtentwürfe der Candidaten zu beurtheilen und zu besprechen, und ebenso die katechetischen Uebungen zu leiten. In Vacanzzeiten hat er auch noch andere Aufgaben, namentlich die gelehrte Exegese und die Leitung der Disputationen übernommen. Jene Vorlesungen über die Geschichte des kirchlichen Lebens und der Predigt brachten eine Stofffülle seltenster Art, und es ist zu bedauern, daß diese mit feinstem Verständniß und außerordentlicher Sachkunde in jahrzehntelanger Bemühung gesammelten Materialien nicht veröffentlicht worden sind. In den Besprechungen und Disputationen erwies er sich trotz seines streng kirchlichen Standpunkts ebenso weitherzig wie milde in der Beurtheilung ihm entgegengesetzter Ausführungen, und es war nicht nach seinem Wunsche, wenn die Aufsichtsbehörde diese oder jene in den Berichten erwähnte These, die von einem Candidaten zur Besprechung gestellt war, als ungeeignet bemängelte. Es war hierbei wie bei der Beurtheilung der Entwürfe und der Predigten auch nicht seine Weise, einen unmittelbaren Angriff zu machen, sondern er wußte durch freundlich veranlaßte weitere Aussprache und ausführlichere Begründung seitens des behauptenden Candidaten diesen zu überführen und zur Einschränkung oder Zurücknahme zu bewegen. So leicht es ihm seine Beherrschung aller homiletischen Technik gemacht haben würde, auch den gewagtesten Entwurf in eine normale Verfassung zu bringen, zog er es doch vor durch leichte aber treffende Anmerkungen die selbständige Arbeit anzuregen und den Verfasser anzuleiten, die Fehler in Uebertreibungen oder Außerachtlassungen selber zu finden und zu verbessern. Ein Feind alles schematischen Systematisirens wußte er doch die grundlegenden Forderungen der Homiletik so geltend zu machen, daß Einheit, wie Mannichfaltigkeit zu ihrem Rechte kamen, und daß Jeder das zu leisten befähigt wurde, was er vermochte. Die Milde seiner Beurtheilung ermuthigte auch die Schwachen und brachte die Selbstbewußten zur Erkenntniß, während angenommene Art und Nachahmung ihr gegenüber ebenso schnell verschwanden, wie Redensarten und hohles Pathos. Sein feiner Takt aber wies alles Ungehörige und Werthlose unnachsichtig ab, so daß Gedanken und Ausdruck in die Zucht genommen wurden, die jedem Prediger des Evangeliums geziemt. Unter den Hunderten von Predigern, die unter Schmieder's Leitung gestanden, wird Keiner gewesen sein, der ihm in dieser Beziehung nicht viel zu danken gehabt hätte. Wenn auch in späteren Jahren sein ehrwürdiges Alter die jungen Prediger noch mehr empfänglich für seine erzieherische Thätigkeit gemacht haben mag, so ist seine geweihte und durchgeistigte Persönlichkeit in ihrer ebenso tiefen wie gehobenen Art stets von segensreichem Einfluß ge-

wesen. Dabei hatte er bis ins hohe Alter dieselbe eindringliche Beobachtung der Einzelnen, das liebevolle Verständniß für ihre Schwächen wie für ihre Vorzüge geübt, die das Vertrauen auch der verschlossenen Gemüther weckte und kaum je auf Widerstand stieß, vielmehr allen die Beachtung seiner Winke zur Gewissenssache machte. Am meisten aber bot er in den Andachten, in denen er Alle in die Tiefen des gemeinsamen Glaubens zu führen wußte, und die Reden an den Sonntagabenden pflegten Weihestunden zu bieten, denen sich niemand entziehen mochte. (Vergl. Abendandachten des evangelischen Prediger-seminars in Wittenberg. Zehn geistliche Reden. Berlin 1860.)

So ist es ein reiches Arbeitsgebiet gewesen, das ihm zugewiesen war, wenn er auch in jener kleinen Schrift über das Greisenalter, die er seinem Freunde Tholuck zum goldenen Docentenjubiläum überreichte, wie scherzend darüber redet, daß ihm ein anderes Loos als diesem beschieden sei: „Auf den mit Epheu umrankten Trümmern der alten Herrlichkeit breche ich nur wenigen jüngeren Brüdern mein Brot.“ Daneben hat er fleißig mit der Feder gearbeitet. In dem bekannten Bibelwerk von O. v. Gerlach, das noch bis in die neuere Zeit vielfach benutzt wurde (6. Aufl. 1883), hat er die Propheten und die Apokryphen des A. Testaments ausgelegt (1851—1853). Eine Reihe von Vorträgen, die er im evangelischen Verein in Berlin gehalten, ist ebenfalls im Druck erschienen, und von den zahlreichen Mitarbeitern an Ferdin. Piper's Kalender (1850—1870) ist er der regelmäßigste gewesen mit 25 Aufsätzen. In die Tagesfragen hat er selten eingegriffen, aber wenn es galt, seine Stimme mahnend und warnend kräftig erhoben; vor der außerordentlichen Generalsynode in der Schrift: „Der Geist der unirten evangelischen Kirche“, Leipzig 1845/46, gegen den Methodismus in einem auf der Berliner Pastoralconferenz gehaltenen Vortrag (Berlin 1861) und noch zuletzt, nachdem er längst aus dem Amte geschieden, im J. 1891 gegen Herrn v. Egidy (Evang. Kirchenzeitung, herausgegeben von Zöckler). In dem letztgenannten Blatte ist er zu Hengstenberg's Zeiten ebenfalls regelmäßiger Mitarbeiter gewesen; zahlreicher kleinerer Schriften zu Luthertagen und zum Gedächtniß einzelner Persönlichkeiten nicht zu gedenken.

Schmieder's theologische Stellung, im Vorhergehenden schon nach der einen und anderen Seite gekennzeichnet, war die des confessionellen Lutherthums. In diesem fand er die vollkommenste Ausprägung der evangelischen Wahrheit, und mit ernstem Eifer suchte er die darin beschlossenen Schätze zu erhalten und für die Kirche der Gegenwart fruchtbar zu machen. Jeder rationalisirenden Auflösung des Glaubensgeheimnisses ebenso abhold wie allen ästhetisirenden Verflüchtigungen hat er im Unterschiede von vielen seiner Zeitgenossen den innersten religiösen Gehalt der evangelischen Glaubenslehre, als eine wirkliche Lebensmacht mit Innigkeit ergriffen und als Mitstreiter in dem brennenden Kampf zwischen Licht und Finsternis freudig zu behaupten gesucht. Das Studium der Mystik, das er schon in der Jugend aufgenommen, hat er sein Leben lang fortgesetzt. Obwohl er die Meinungen alter und neuer Mystiker mit voller Klarheit erkannte, glaubte er doch, durch theosophische Speculationen tiefer in die Geheimnisse des Glaubens eindringen zu können. In der schon erwähnten kleinen Schrift über das Greisenalter (1870) sagt er: „— — und suche in der Gotteserkenntniß heimisch zu werden, die vielleicht erst nach dreißig und mehr Jahren, und nicht durch mich, das Gemeingut künftiger Geschlechter werden wird.“ Spuren dieser Studien finden sich in einer Auslegung von Johannis 17 („Das hohepriesterliche Gebet unseres Herrn Jesu Christi“, Hamburg 1848) die er in begeisterter Freundschaft für J. H. Wichern der Agentur des Rauhen Hauses in Verlag gab. In seinem Nachlasse hat

sich nichts Zusammenhängendes hierüber gefunden, und wenn er auch die Irrwege von Jakob Böhme, der lediglich „seine lebhafte Empfindung, die von der geschaffenen Natur ausgeht, auf die Natur der Gottheit überträgt," vermieden und die Selbstbethätigung Gottes als des Geistes zu ergründen versucht hat, so scheint er damit doch nicht zu solcher Befriedigung gelangt zu sein, daß er mit eigenen Darlegungen hätte hervortreten mögen. Von seiner kirchlichen Stellung sagt er gelegentlich der Bekanntschaft mit dem Baron v. Kottwitz in Berlin: „So wurde denn auch meine Farbe und Partei im öffentlichen Leben die der Pietisten, aber freilich nur im allgemeinen Sinn, in dem mein ganzes Sein in dieser Zeitgestalt nicht aufging." Hierbei ist er sein Leben lang geblieben, und wenn darum das Predigerseminar unter seiner Leitung als Pietistenschule gelegentlich verschrieen wurde, so könnte das auch für dieses nur in jener Beschränkung oder Erweiterung gelten. Die Predigten von 1829 und sonstige Aeußerungen über die Aufgabe der Predigt lassen deutlich erkennen, wie er bemüht war, immer vom Mittelpunkt des christlichen Glaubens aus den Reichthum des Evangeliums nicht im Interesse correcter Kirchenlehre sondern nach dem religiösen Gehalt und Wirklichkeitswerth zu bezeugen. Und seine eigenen Predigten bieten dem Leser in überraschender Weise noch heute den Beweis, daß solches Zeugniß nicht veraltet und unabhängig bleibt von wechselnden Zeitströmungen.

Nachdem er im Alter von 90 Jahren seine Amtswohnung verlassen, hat er noch fast ein Jahrzehnt in Wittenberg im Ruhestande gelebt, bis zuletzt in bewundernswürdiger und beneidenswerther Frische. Mit dem Predigerseminar blieb er in steter Verbindung durch regen persönlichen Verkehr mit den Candidaten, die abwechselnd dem „Papa Schmieder" gern vorlasen oder mit ihm Schach spielten. Aeltere „Brüder", die ihn aufsuchten, fanden bei ihm lebendige Erinnerung an frühere Zeiten und lebhafte Theilnahme für ihr Ergehen nach der Seminarzeit; auch die schwachgewordenen Augen des Greises suchten noch in ihr Inneres zu dringen, und sein erhebendes und ermunterndes Wort wußte sie ins Herz zu treffen. Am 11. August 1893 hat er sein reichgesegnetes Leben beschlossen.

A. Wächtler.

Schmitson: Teutwart Sch., bedeutender Thiermaler, Autodidact, wurde geboren am 18. (28.?) April 1830 in Frankfurt a. M. Er begann seine Künstlerlaufbahn in Düsseldorf und Karlsruhe, siedelte 1857 nach Berlin über, machte dann 1860—61 eine Reise durch Italien, um sich nachher dauernd in Wien niederzulassen. Seine Specialität waren Pferde, worin er Hervorragendes leistete, auch malte er gute Porträts und betätigte sich auf dem Gebiete der Architektur durch Entwürfe von Monumenten und Palästen. Seine bekanntesten Werke sind: „Ungarische Pferde scheuen vor einem umgefallenen Gefährt" (in der Galerie zu Karlsruhe), „Ungarischer Stutentransport" (in der Galerie Ravené zu Berlin), „Scheuendes Ochsengespann" u. a. Er starb am 2. September 1863 in Wien. Ed. Daelen.

Schmitt: Johann Heinrich (Heinrich Sebastian) Sch., k. k. Feldmarschalllieutenant, geboren 1744 (Geburtsmonat und Tag konnten nicht festgestellt werden) in Pest als Sohn eines Rittmeisters, wurde nach dem Tode des Vaters, 14 Jahre alt am 25. Juni 1758 auf einen Stiftungsplatz der gräflich Chotek'schen Fundation in die Gumpendorfer Ingenieurschule aufgenommen, die er am 15. November 1761 als Fähnrich beim Infanterieregimente Nr. 15 verließ. Seine Verwendbarkeit bei der Militärmappierung in Böhmen und Mähren in den folgenden Jahren war Anlaß, daß Sch. am 1. Februar 1769 als Oberlieutenant dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt wurde, in welchem er auch bis zu seinem Tode verblieb. 1778 zum Capitänlieutenant befördert,

wurde Sch. nach dem Kriege bei der Berichtigung der Generalkarte des Königreichs Böhmen verwendet und vor Ausbruch des Krieges gegen die Pforte zum Studium der örtlichen Verhältnisse in die zunächst der Türkei liegenden Gegenden entsendet. Zu Beginn des Jahres 1788 zum Hauptmann befördert, rückte er in Folge seines tapferen Verhaltens bei der Erstürmung von Sabač, 23. und 24. April 1788, zum Major vor (24. Mai 1788). Im folgenden Jahre zeichnete er sich bei der Belagerung von Belgrad aus und wurde am 23. Februar 1790 Oberstlieutenant. Im J. 1791 in die Niederlande entsendet, machte er sich bei Unterdrückung der Unruhen verdient, entwarf nach Jemappes (6. November 1792) den Plan zum Rückzug und setzte es durch, daß das schwache Corps Clerfayt's sich hinter der Roer behauptete, wodurch die Operationen des FM. Prinzen Josias Coburg im J. 1793 wesentlich erleichtert wurden. Am 1. November jenes Jahres zum Obersten befördert, leitete Sch. den musterhaften Rückzug des Clerfayt'schen Corps 1794, in welchem er auch im folgenden Jahre erfolgreich und wiederholt richtunggebend wirkte. Bei Beginn des Feldzuges von 1796 wurde Sch. der Niederrheinarmee des Erzherzogs Karl zugetheilt und nach Vereinigung dieser Armee mit jener des Oberrheins und dem Rücktritt des Generalquartiermeisters Obersten Fleischer trat er, am 1. September 1796 zum Generalmajor befördert, an dessen Stelle. Das Vertrauen des Erzherzogs berief Sch. auch bei Beginn des Krieges von 1799 in das Hauptquartier der Armee in Deutschland. Ein bisher noch nicht aufgefundener, aber in einem Schreiben des Erzherzogs Karl an Kaiser Franz erwähnter Brief Schmitt's hat vor kurzem Anlaß gegeben, den General in Verbindung mit dem Rastatter Gesandtenmord zu bringen, ohne daß jedoch der Beweis erbracht werden konnte, daß dieser Brief das traurige Ereigniß auch wirklich verschuldet. Am 2. März 1800 zum Feldmarschalllieutnant befördert, fungirte Sch. in jenem Jahre als Generalquartiermeister des Commandanten der Armee in Deutschland FZM. Freiherrn v. Kray, doch ließ sich, bei der großen Verschiedenheit der Charaktere eine wünschenswerthe Uebereinstimmung nicht erreichen; Sch. erhielt am 21. September 1800 die erbetene Versetzung in den Ruhestand und war in Folge dessen an dem Unglück von Hohenlinden, das er vielleicht hätte abwenden können, nicht betheiligt. Nach der Katastrophe von Ulm 1805 folgte Sch. bereitwillig dem Rufe des Kaisers; er wurde am 31. October wieder angestellt und der russischen Armee unter Kutusow zugetheilt. In übermüthiger Sorglosigkeit und blinder Unterschätzung des Gegners war Marschall Mortier den zurückweichenden Russen in das Stromdefilé bei Dürrenstein gefolgt, ohne vorher an dessen Sicherung durch Besetzung des Hochplateaus zu denken. Auf den Rath des FML. Sch., welcher diesen Fehler sofort erkannte, wurde beschlossen, daß am 11. November mit Tagesanbruch General Miloradowitsch in der Front vor Dürrenstein angreifen, während General Doktorow mit einer Colonne von 9000 Mann unter Schmitt's Führung in der Nacht ein Umgehungsmanöver ausführen und von Krems über Egelsee, Scheibenhof und Resch in den Rücken der Franzosen fallen solle. Der Vorschlag Schmitt's war von glänzendem Erfolge begleitet. Wohl war der Ausgang des Kampfes im Laufe des Tages zweifelhaft, nur mit Mühe vermochte Miloradowitsch sich der wüthenden Angriffe der Franzosen zu erwehren und noch immer zeigte sich die Umgehungscolonne nicht. Es hatte Sch. große Anstrengung gekostet die Aengstlichkeit des russischen Commandanten jener Colonne, aber auch dessen Schwerfälligkeit, wodurch sich der Abmarsch um mehrere Stunden verzögerte, zu überwinden. Erst als der Tag sich neigte und nach wiederholten Auseinandersetzungen Schmitt's mit Doktorow drang die Colonne durch das nur schwach besetzte Dürrenstein in die Wegbreitung bei

Loiben und kam dem Marschall Mortier in den Rücken. Trotz aller verzweifelten Tapferkeit wurde dessen Corps zersprengt, der Marschall selbst entkam nur mit Noth der Gefangenschaft. Während des letzten, schon in der Dunkelheit geführten Theiles des Gefechtes kamen auch die Russen für einen Augenblick in Unordnung; es wurde blind darauf losgeschossen. Und da war es, daß Sch., von vier Kugeln getroffen, zusammenbrach. Man nimmt an, daß es russische waren. Ein Monument, das Kaiser Franz dem FML. im J. 1811 setzen ließ und welches 1893 neu errichtet wurde, verherrlicht den glänzenden Sieg bei Dürrenstein, der wohl keinen bestimmenden Einfluß auf den weiteren Verlauf des Krieges nehmen konnte, aber in jenen trüben Tagen erhebend wirkte und auch den strategischen Erfolg hatte, daß er den Russen einen geordneten Rückzug nach Mähren ermöglichte.

FML. Sch. gehört zweifellos zu den fähigsten Generalen jener Zeit, und wenn seine Thätigkeit nicht immer den gebührenden Erfolg hatte, so lagen die Gründe in den damals herrschenden wenig erquicklichen Verhältnissen, unter welchen auch größere Talente verkümmerten, statt zur vollen Entfaltung zu gelangen. Es ist mit nicht ungerechtfertigtem Befremden bemerkt worden, daß ein so verdienstvoller Mann wie Sch. keinerlei sichtbare Auszeichnungen erhalten hat. Die Thatsache wurde auch auf das Rastatter blutige Ereigniß zurückgeführt, gewiß aber grundlos, denn Sch. hat auch bis dahin Gelegenheit genug zur Decorirung gegeben. Wenn es trotzdem nicht geschah, so ist dies wohl hauptsächlich den Charaktereigenschaften des Generals zuzuschreiben, der, wie einer seiner besten Freunde von ihm sagt, ein Mann war „von vielem geraden schlichten Verstand, mit hellen Augen sehend, nebenbei aber auch ohne Leidenschaft des Ehrgeizes und von einem außerordentlich phlegmatischen Temperament und philosophischer Denkart“.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Rittersberg, Biographien, S. 573 ff. — Wurzbach, Biograph. Lexikon XXX, 252. — Hüffer, Der Krieg des Jahres 1799. — Criste, Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes; Neue Freie Presse, 2. December 1893.

Criste.

Schmitz: Friedrich Sch., Botaniker, geboren am 8. März 1850 in Saarbrücken, † am 24. Januar 1895 in Greifswald. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt bezog Sch. im Herbste 1867 die Universität Bonn zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften. Er hörte Botanik bei Pfitzer und Hanstein und schloß sich besonders an Letzteren an, der ihn zu seinem Assistenten machte und zunächst die Richtung seiner schriftstellerischen Thätigkeit beeinflußte. Schon während seiner Studienzeit erschien aus seiner Feder in den Sitzungsberichten der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde (1869) eine mit seinem Lehrer zusammen verfaßte Abhandlung „Ueber die Entwicklungsgeschichte der Blüthen einiger Piperaceen“. Zur Fortsetzung seiner Studien begab sich Sch. Ostern 1870 nach Würzburg, um sich im Sachs'schen Laboratorium auch mit physiologischen Fragen vertraut zu machen, wurde aber sehr bald durch den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges am wissenschaftlichen Arbeiten verhindert und machte den Winterfeldzug bei der Manteuffel'schen Armee mit. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich promovirte Sch. in Bonn auf Grund einer Arbeit: „Das Fibrovasalsystem im Blüthenkolben der Piperaceen“, ging im Sommer des folgenden Jahres nach Halle und bald darauf als Assistent de Bary's mit diesem nach Straßburg, von wo er zwei Jahre später nach Halle zurückkehrte, um eine Assistentenstelle am dortigen Herbarium anzunehmen. Gleichzeitig habilitirte er sich im Mai 1874 als Privatdocent für Botanik und Pharmazie. Seine

Habilitationsschrift führte den Titel: „Beobachtungen über die Entwicklung der Sproßspitze der Phanerogamen.“ Sie ist die letzte seiner unter dem Einflusse Hanstein's entstandenen entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten und ohne die beabsichtigte Fortsetzung geblieben. Abgesehen von einigen kleineren, mit seinen Vorlesungen zusammenhängenden Publikationen pharmakognostischen Inhalts in den Sitzungsberichten der naturforschenden Gesellschaft zu Halle von 1874 und in der Botanischen Zeitung von 1875 über „die anatomische Structur der perennirenden Convolvulaceen-Wurzeln“ und über „die sogenannten Masern der Radix Rhei“, wandte sich Schmitz' schriftstellerische Thätigkeit von nun an vorwiegend den Kryptogamen, in erster Linie den Algen zu. In einer Reihe von Untersuchungen, deren Resultate zumeist in den Sitzungsberichten der niederrheinischen Gesellschaft zu Bonn während der Jahre 1879 und 1880 niedergelegt sind, gelang ihm der Nachweis, daß viele der bis dahin für kernlos gehaltenen Algen- und Pilzzellen thatsächlich eine Vielheit kleiner Kerne einschließen, womit er zuerst eine Thatsache feststellte, deren ganz allgemeine Gültigkeit durch die Arbeiten späterer Autoren bestätigt wurde. Bei seinen Untersuchungen bediente sich Sch. zum ersten Male in ausgiebiger Weise der Härtungs- und Färbungsmethoden, wie sie die Zoologen an der thierischen Zelle schon längst geübt hatten, und die er während eines Studiensemesters auf der zoologischen Station in Neapel im J. 1878 kennen gelernt hatte. Nach Deutschland zurückgekehrt, folgte Sch. im Winter desselben Jahres einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Bonn, wo er noch zwei Jahre lang neben Hanstein wirkte. Nach dessen Tode verfaßte er einen pietätvollen Nachruf seines alten Lehrers (Leopoldina XVII, Nr. 9 und 10, und Botan. Centralblatt 1881) und gab zwei Arbeiten aus dessen Nachlaß heraus: „Einige Züge aus der Biologie des Plasmas“ und „Beiträge zur allgemeinen Morphologie der Pflanzen“ (Hanstein's Botan. Abhandlungen), die er, ungeachtet seines abweichenden Standpunktes, ganz im Sinne des Verfassers zum Abdruck brachte. In die Bonner Zeit fallen auch noch zwei kleinere histologische Abhandlungen Schmitz': „Bildung und Wachsthum der pflanzlichen Zellenmembran“ (Berichte d. niederrh. Gesellsch. 1880) und „Ueber Flächenwachsthum der pflanzlichen Zellmembran“ (Tageblatt der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Eisenach 1882), in welchen er einige Fälle von Membranwachsthum durch Apposition beschreibt.

Als Nachfolger Münter's kam Sch. im Winter 1884 als Ordinarius nach Greifswald, wo er bis zu seinem Tode eine erfolgreiche Lehrthätigkeit entfaltete. Neben dieser bewährte sich sein Verwaltungstalent in der Neuorganisation des botanischen Gartens und der Schaffung besonderer Räume für mikroscopische Uebungen. Seine wissenschaftliche Arbeit aber wandte er jetzt mit Eifer dem Specialstudium der Florideen zu, auf welchem Gebiete er sich bald den Rang einer ersten Autorität erwarb. Zwecks seiner Forschungen hatte er schon wiederholentlich von Bonn aus Reisen nach verschiedenen Meeresküsten unternommen; er setzte sie von Greifswald aus fort, besuchte die Küsten Italiens, Frankreichs, Schottlands, Englands und Schwedens, überall reiches Material sammelnd und trat dadurch in Verbindung mit den bedeutendsten zeitgenössischen Algologen. Seine zahlreichen Einzelarbeiten über die Florideen, deren Titel, sowie auch die seiner übrigen Schriften, in dem unten angegebenen Nekrologe sich finden, sollten in einer groß angelegten Monographie einen zusammenfassenden Abschluß finden. Doch vereitelte Schmitz' schon im 45. Lebensjahre infolge einer Lungenentzündung eingetretener Tod die Ausführung dieses Planes. Immerhin hinterließ er der Wissenschaft wenigstens eine nahezu voll-

ständige Bearbeitung der Florideen in dem Engler-Prantl'schen Sammelwerke: „Die natürlichen Pflanzenfamilien."

Nachrufe: P. Falkenberg in Berichte der Deutschen Botan. Gesellsch., XIII. Jahrgang 1895, S. (47)—(53). — P. Hauptfleisch in Hedwigia, Bd. XXXIV, 1895. E. Wunschmann.

Schmitz: Hermann Joseph Sch., Weihbischof von Köln, Kanonist, geboren am 16. Mai 1841 zu Köln, † am 21. August 1899 ebendaselbst. Sch. gehörte einer alten Kölner Patricierfamilie an. Den ersten Unterricht erhielt er in der Domschule; 1853—60 besuchte er das Marzellengymnasium. Das Studium der Theologie begann er in Bonn 1860—61 und setzte es 1861—65 in Innsbruck fort, wo er 1865 Dr. theol. wurde. Im Herbst 1865 trat er in das Priesterseminar zu Köln ein und wurde am 7. April 1866 zum Priester geweiht. Auf Veranlassung des Cardinals Geissel begab er sich hierauf nach Rom, um hier noch kanonistische Studien zu betreiben; er blieb hier als Kaplan an der Kirche dell' Anima über zwei Jahre, von Mai 1866 bis Juli 1868, und promovirte am Schluß dieser Studienzeit an der Sapienza zum Dr. iur. can. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er dann zuerst kurze Zeit Pfarrverwalter zu Heimbach in der Eifel, 1868 Kaplan an St. Andreas in Düsseldorf, in welcher Stellung er achtzehn Jahre blieb. 1870 ging er als Feldgeistlicher der Corps-Artillerie und der 7. Division des IV. Armeecorps mit nach Frankreich und wurde im December mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet. 1886 wurde er zum Oberpfarrer an St. Dionysius in Crefeld ernannt, am 4. October eingeführt. Nach siebenjähriger Wirksamkeit hier wurde er Weihbischof von Köln, am 25. August 1893 von Papst Leo XIII. zum Bischof von Zela i. p. i. ernannt, am 30. November 1893 im Dom zu Köln consecrirt. Im Sommer 1899 machte ein schweres Leiden die Amputation seines rechten Beines nöthig und führte das unerwartet frühe Ende seines reichgesegneten Lebens herbei.

Eine machtvolle Persönlichkeit von gewaltiger Leistungsfähigkeit und großer Energie, hat Sch. in allen seinen verschiedenen Wirkungskreisen bleibende Spuren seines Wirkens hinterlassen. Insbesondere förderte er alle socialen und charitativen Bestrebungen durch thatkräftiges persönliches Eingreifen und schuf in Düsseldorf wie in Crefeld und Köln bleibende und blühende Einrichtungen und Vereinsorganisationen. Er war ein bedeutender und wirkungsvoller Redner, auf der Kanzel wie in Versammlungen; so trat er insbesondere auf den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, deren regelmäßiger Theilnehmer er war, seit 1877 öfter als Redner auf. In Crefeld verdankt die während seiner dortigen Wirksamkeit erbaute St. Josephskirche hauptsächlich seinem Eifer ihr Entstehen.

Auch als Gelehrter entfaltete Sch. eine bedeutende Thätigkeit. Sein Hauptwerk ist das große zweibändige Werk: „Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt", dessen 1. Band zu Mainz 1883 erschien; fünfzehn Jahre später folgte der 2. Band: „Die Bußbücher und das kanonische Bußverfahren nach handschriftlichen Quellen dargestellt" (Düsseldorf 1898). In der Zwischenzeit bewiesen zahlreiche in Zeitschriften veröffentlichte Abhandlungen, daß Sch. mitten in seiner anstrengenden, vielseitigen praktischen Thätigkeit seine Studien und archivalischen Forschungen für dieses Werk wie auch sonstige kanonistische und historische Studien nicht ruhen ließ. Von seinen im Archiv für katholisches Kirchenrecht veröffentlichten Arbeiten seien die folgenden genannt: schon vor dem 1. Bande des großen Werkes war hier erschienen: „Das Poenitentiale Romanum, mit einer literar-historischen Einleitung herausgegeben" (33. Bd. 1875, S. 3—48;

34. Bd. 1875, S. 233—258); später: „Columban und sein angeblicher Einfluß auf das Bußwesen im fränkischen Reich“ (49. Bd. 1883, S. 3—21); „Neue Beiträge zur Geschichte der Pönitentialbücher“ (51. Bd. 1884, S. 3 bis 46); „Die Pönitentialien in den Bibliotheken Dänemarks und Schwedens“ (51. Bd. 1884, S. 377—418); „Das sog. Theodor'sche Bußbuch in der königl. Bibliothek zu Berlin“ (54. Bd. 1885, S. 381—411); „Metropolitanverfassung und Provinzialsynode in Gallien während des 5. Jahrhunderts“ (57. Bd. 1887, S. 3—40); „Zu Columban's Klosterregel und Bußbuch“ (59. Bd. 1888, S. 209—223); „Das Poenitentiale Romanum und die Bußordnung Halitgars in den Hamilton-Handschriften“ (63. Bd. 1890, S. 391 bis 419); „Spuren eines römischen Bußbuches im orientalischen Kirchenrecht“ 70. Bd. 1893, S. 278—290); „Die Tendenz der Provinzialsynoden in Gallien seit dem 5. Jahrhundert und die römischen Bußbücher“ (71. Bd. 1894, S. 21—33); „Sebaß und Hinschius in ihrer Stellung zur Columban-Frage“ (71. Bd. 1894, S. 436—464); „Die Rechte der Metropoliten und Bischöfe in Gallien vom 4. bis 6. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des kanonischen Rechts“ (72. Bd. 1894, S. 3—49). Im „Katholik“ erschienen die Arbeiten: „Die Gefängnißstrafe in ihrer Beziehung zur Buß-Disciplin“ (1884, I, S. 484—509, 603—629); „Kanonische Kirchenbuße und Ablaßertheilung“ (1885, I, S. 349—378, 477—502, 617—637); „Der Primat in der Kirche Galliens und der 6. Kanon des Nicänum“ (1887, I, S. 39 bis 58, 189—213); „Die Anna-Bilder in ihrer Beziehung zur unbefleckten Empfängniß Mariä“ (1893, I, S. 14—37); „Der Cultus der hl. Anna am Ausgange des Mittelalters“ (1893, II, S. 251—260). Im Historischen Jahrbuch: „Der Vikariat von Arles. Eine historisch-kirchenrechtliche Untersuchung“ (12. Bd. 1891, S. 1—36, 245—276); „Groß-Siegelbewahrer Professor Dr. J. G. Kauffmans und die Universität Köln während ihrer letzten fünfzig Jahre“ (15. Bd. 1894, S. 1—50). Mehrere größere Beiträge kirchenrechtlichen Inhalts schrieb Sch. auch für die 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte, Bd. X u. XI.

In den früheren Jahren erschienen noch die kleineren Schriften: „Cola di Rienzi, Roms Tribun“ (Freiburg i. Br. 1879; = Sammlung historischer Bildnisse, 4. Serie, Bd. V); „Das Volksschulwesen im Mittelalter“ (Frankfurt a. M. 1881; = Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Neue Folge II, 10); „Der Bettler von Assisi und das Ritterthum, die Poesie und Kunst seiner Zeit“ (ebd. 1883; N. F. V, 2). Dem letzten Jahrzehnt seines Lebens gehören die aus Predigtcyklen hervorgegangenen, besonders die sociale Frage berührenden schönen Werke an: „Die acht Seligkeiten des Christenthums und die Versprechungen der Socialdemokratie“ (M.-Gladbach 1891; 3. Aufl., Köln 1900, m. Portr.); „Tobias, ein Vorbild für die Katholiken der Gegenwart. Predigten über unsere Pflichten gegenüber den socialen Gefahren“ (Mainz 1892; 3. Aufl. 1904); „Der Prophet Elias, seine Sendung zur Belebung des Glaubens. Predigten über die Bedeutung des Glaubens für das gesellschaftliche Leben“ (Köln 1897; 2. Aufl. 1898, m. Portr.); „David, der Mann der Hoffnung auf Gott in einem Cyklus von Predigten zur Belebung der christlichen Hoffnung dargestellt“ (Köln 1899, m. Portr.). Aus seinem Nachlasse gab G. Hütten heraus: „Gegen den Strom. Erwägungen und Rathschläge für christliche Jungfrauen der gebildeten Stände“ (Einsiedeln 1901, m. Portr.; 2.—6. Aufl. 1902), und eine neue Ausgabe der Schrift: „Gattin und Mutter im Heidenthum, Judenthum und Christenthum“ (Einsiedeln 1905), die zuerst unter dem Pseudonym Fabricius zu Bonn 1885 er-

schienen war. Genannt sei endlich noch das in einer Reihe von Auflagen gedruckte „Büchlein vom hl. Geist zur Vorbereitung auf den Empfang des hl. Sakramentes der Firmung" (Düsseldorf 1894).

R. Ficker, Weihbischof Dr. Herm. Jos. Schmitz. Das Leben und Wirken eines sozialen Bischofs. Bonn 1900. Mit Porträt. — Kölnische Volkszeitung 1899, Nr. 779 vom 22. August.

Lauchert.

Schmölzer: Jakob Eduard Sch., Tonkünstler, wurde am 9. März 1812 zu Graz in der Steiermark geboren; er lernte schon als Knabe die Flöte blasen und Clavier spielen, so daß er, erst 13 Jahre alt, in einem Concerte ein Flötensolo vortrug. Er widmete sich anfangs dem Handelsstande, trat jedoch bald in die Kanzlei der gräflich Attems'schen Güterdirection in einer sehr bescheidenen Stellung ein, die ihm jedoch ermöglichte, sich im Flötenspiel so zu vervollkommnen, daß er in Kürze in Graz als der beste Flötist galt. Auch im Generalbaß und in der Harmonielehre sich auszubilden fand er Gelegenheit. So konnte er bald, um 1830, mit eigenen Compositionen hervortreten, einer Concertouverture und der Musik zu Theodor Körner's Singspiel „Der vierjährige Posten". Er gab Concerte in Graz und Wien und schrieb Compositionen für die Flöte. Da trieb der Wunsch, sich zu verehelichen, ihn dazu, sich um eine feste Stellung umzusehen; er wurde (1835) Amtsschreiber auf der Herrschaft Minichhofen, dann Steuereinnehmer und Rentmeister der Herrschaft St. Georgen an der Stiefing und Steuereinnehmer in dem Cistercienserstifte Rein, wo er reiche Gelegenheit fand, der edlen Frau Musica zu huldigen. 1838 unternahm er eine Kunstreise durch Deutschland, producirte sich auf seiner Flöte in München, Stuttgart, Mannheim, Frankfurt am Main, Leipzig und Wien und erntete allenthalben großen Beifall.

Im Juni 1844 verließ er Rein und wurde Rentmeister und Steuereinnehmer in Ober-Radkersburg, wo er trotz des angestrengten Amtsdienstes fleißig componirte: 1845 die Walzer: „Almröserln" und die Oper: „Marianna, die Braut von Mantua", welche 1849 im Theater zu Graz wiederholt zur Aufführung gelangte.

Inzwischen war es ihm gelungen, eine Stelle bei der ständischen Buchhaltung in Graz zu erlangen, und hier eröffnete sich ihm ein neues Feld der Thätigkeit, er wurde Musikreferent für das Journal „Stiria", und da damals in Graz der erste Männergesangverein des Landes gegründet worden war, so lernte Sch. dadurch das deutsche Lied in seiner ganzen reichen Fülle kennen, was ihn zu neuer Thätigkeit als Componist anspornte, sowie er, wenn auch nur kurze Zeit, als Sangmeister den Grazer Männergesangverein leitete; denn Februar 1850 wurde er als Controllor des Steueramtes nach Radkersburg versetzt. Dort brachte er bald einen Sängerchor von 24 Mann zusammen; reges Leben entwickelte sich, Concerte, Liedertafeln, gesellige Abende, Ausflüge nach Nah und Fern, selbst kleinere Sängerfeste fanden statt. 1850 gab Sch. die erste Sammlung von Chören, „Minnelieder", heraus. Seine Versetzung nach Wildon (1852) beschränkte ihn, bei der Kleinheit dieses Ortes, in seiner musikalischen Thätigkeit, doch erlebte er damals und dort die Freude, von der Innsbrucker Liedertafel das Ehrendiplom als Componist zu erhalten. Um diese Zeit hörte er in Graz Richard Wagner's „Tannhäuser" und ward sogleich begeisterter Anhänger dieses großen Tondichters.

Angeregt durch Karl Weinhold, der einen Aufruf zur Sammlung von Texten steirischer Volkslieder erließ, und durch Erzherzog Johann, der Sch. aufforderte, auf das Wiederaufleben und auf die Verbreitung des steirischen

Volksliedes hinzuwirken, und begünstigt durch den Umstand, daß er 1857 Steuereinnehmer in Kindberg im obersteirischen Mürzthale und 1862 Verwalter auf Schloß Oberkindberg wurde, machte er sich allen Ernstes an die große und schwere Aufgabe, der Retter und Schützer des steirischen Volksliedes zu werden. Mit Arbeit und Mühe sammelte er die heimischen Volksweisen und gab ein Heft, zwölf Steirerlieder enthaltend (Leipzig 1862), heraus, und von da an fanden diese auch immer mehr und mehr Eingang in Sängerkreisen.

In Kindberg gelang ihm 1858 die Gründung des Mürzthaler Sängerbundes zur Pflege des deutschen Liedes im Mürzthale, zur Hebung der Kirchenmusik und zur Weckung und Veredlung des steirischen Volksliedes. Dieser Bund gedieh ungemein rasch und blühte unter Schmölzer's Leitung trefflich empor. Zahlreiche Productionen in den Orten des Mürzthales und außerhalb desselben zeigten von seiner Leistungsfähigkeit.

Bei einer Preisbewerbung in Gotha 1859 erlangte Schmölzer's Chor: „Heil dir, mein Vaterland!“ unter 43 Bewerbern den Preis, und als er 1860 dem dritten großen deutschen Sängerfeste in Coburg beiwohnte, wurde er dort von allen Seiten freudigst begrüßt, jubelnd bekränzt und mit einer Ehrenurkunde vom Coburger Sängerkranz ausgezeichnet.

1862 trat Sch. als Steuereinnehmer in den Ruhestand und wirkte von da ab als Verwalter des gräflich Friedrich Attems'schen Schlosses Oberkindberg. Der Muße, die ihm dadurch gegeben, verdanken zahlreiche Compositionen, namentlich Steirerlieder, ihren Ursprung, welche veröffentlicht, vielen Beifall fanden und von Männerchören gerne gesungen wurden. Im Herbste 1882 verließ Sch. seine Stelle als Verwalter von Oberkindberg und ließ sich im Markte Kindberg nieder; schwere körperliche Leiden suchten ihn heim, denen er am 9. Januar 1886 erlag.

Geehrt wurde er nach seinem Tode dadurch, daß der Steirische Sängerbund eine Gedenktafel an seinem Geburtshause in Graz anbringen und ein sinniges Denkmal in Kindberg errichten ließ.

Heini von Steier, Jacob Eduard Schmölzer. Graz 1891. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXX, 334—336. — Rosegger, im „Heimgarten“ V, 276—279. Franz Ilwof.

Schmutz: Karl Sch., Topograph, geboren am 1. Januar 1787 auf Schloß Frondsberg an der Feistritz, östlich von Graz in Steiermark, wo sein Vater als Herrschaftsverwalter wirkte. Er legte die Gymnasial- und Universitätsstudien in Graz zurück und erwarb sich außer juridischen auch reiche Kenntnisse in Mineralogie und Botanik. Als Oesterreich 1808 zum Kampfe gegen Napoleon I. zu rüsten begann und die Landwehr errichtet wurde, trat Sch. in dieselbe ein und veranlaßte viele kräftige Bauernsöhne des Bezirkes Poppendorf, welches Schloß Eigenthum seines Vaters war, dem patriotischen Beispiele zu folgen. Er that aber noch mehr, er organisirte diese ca. hundert Landwehrrekruten zu einer Compagnie und nahm mit ihnen Exerzierübungen vor. Dies lenkte die Aufmerksamkeit des inneröstrreichischen Landwehrobercommandos auf ihn und bewirkte seine Ernennung zum Lieutenant im 3. Grazer Landwehrbataillon und zum Compagniecommandanten; bald avancirte er zum Oberlieutenant. Eine Inspection seiner Compagnie durch Erzherzog Johann, den Obercommandanten der Landwehr von Innerösterreich, hatte die Folge, daß Sch. wegen der trefflichen Abrichtung seiner Leute zum Hauptmann ernannt wurde.

Im April 1809 erfolgte der Ausmarsch der steirischen Landwehr zu der

in Oberitalien unter dem Befehle des Erzherzogs Johann operirenden Armee. Sch. machte den Feldzug in Oberitalien und den Rückzug der sog. innerösterreichischen Armee von Italien durch Kärnten und Steiermark nach Ungarn mit. Dort kämpfte er in der Schlacht bei Raab (14. Juni 1809), wo er einen nothdürftig befestigten Meierhof heldenmütig vertheidigte, der jedoch spät Abends von der französischen Uebermacht genommen wurde. Sch. wurde schwer verwundet und gerieth in Gefangenschaft, in der er bis Chalons sur Marne gebracht wurde. Erst der Abschluß des Schönbrunner Friedens gab ihm die Freiheit und die Rückkehr nach Wien und Graz, wo er durch ein Tapferkeitszeugniß über sein Benehmen in der Schlacht bei Raab ausgezeichnet wurde.

Die durch den Kriegsdienst unterbrochenen juridischen Studien fortzusetzen, fühlte Sch. nicht mehr die Lust; er ließ sich daher als Hauptmann in das stehende Heer einreihen. Neben dem militärischen Dienste trieb er eifrige Studien besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Im Kriegsjahre 1813 wurde sein Regiment der böhmischen Armee zugetheilt, und er nahm rühmlichen Theil an den Schlachten von Dresden und von Leipzig und an dem Gefechte bei Hochheim am Rhein. 1814 marschirte er mit der großen Armee, und zwar aus der Schweiz, in Frankreich ein. In dem Gefechte bei Besançon rettete er, obwohl selbst verwundet, seinen Brigadier, den Prinzen von Coburg-Koháry, und seinen Major Schick von Siegenburg aus der größten Gefahr, gefangen oder getödtet zu werden.

Nach Beendigung des großen Krieges schied Sch. aus dem Militärstande, kaufte den Steyrerhof bei Graz, vermählte sich 1815 mit Fräulein Marie Morassi, mit der er sich schon vor den letzten Feldzügen verlobt hatte. Er trieb praktisch die Landwirthschaft, bildete sich aber nebenbei theoretisch auf diesem Gebiete, sowie auf dem der Geographie, Statistik, Terrainlehre, Kartographie und Geschichte gründlich aus. Die Ergebnisse dieser seiner Studien liegen in einer Anzahl von Aufsätzen vor, welche in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden, und einer Reihe von Landkarten. So: „Steyermärkische Mineralquellen und Gesundbrunnen" (in der Zeitschrift „Der Aufmerksame", Beilage der Grazer Zeitung, 1815, Nr. 144, 147); „Die Gebirge der Steyermark" (ebenda 1816, Nr. 48); „Die Graselhöhle bei Weiz" (ebenda 1816, Nr. 114); „Die Koruzen wüthen in den Umgebungen von Straden 1706" (ebenda 1816, Nr. 115); „Römische Alterthümer in Steiermark" (ebenda 1816, Nr. 119); „Die Land-, Stadt-, Sonntags- und Industrieschulen im Grazer Kreise und die Bürgerbildungsanstalt in Graz" (ebenda 1816, Nr. 143); „Freiherr von Moscon zu Graz. Cultur und Beförderung der Botanik in Steiermark" (in der Zeitschrift „Hesperus", April 1814); „Die Mur als Hauptfluß der Steyermark" („Steiermärkische Zeitschrift" 1821, 1. Heft, S. 96—105, 2. Heft, S. 155—156); Mikitsch und Schmutz: „Die erste Besteigung des Dachsteins oder Thorsteins am 5. August 1823" (in „Der Aufmerksame", 1825, Nr. 21, 22); „Die Graselhöhle in den Gößer Wänden" (ebenda, 1840, Nr. 14); sodann die neuesten Specialkarten des Cillier, des Grazer, des Brucker, des Marburger und des Judenburger Kreises (1831); endlich orographische Karte des Herzogthums Steiermark (1823) und neueste Specialkarte des Herzogthums Steiermark. Von Josef Freiherrn Gall von Gallenstein und Karl Schmutz (5 Bl., Graz 1832).

Sein Hauptwerk, eine außerordentlich verdienstvolle Leistung, ist das „Historisch-topographische Lexikon von Steiermark" (4 Theile. Auf Kosten des Verfassers. Graz, gedruckt bei Andr. Kienreich, 1822—23). Es ist eine nicht nur für seine Zeit musterhafte, ausgezeichnete Arbeit, es ist wegen seines reichen, durchaus verläßlichen Inhalts, wegen der genauen statistischen An-

gaben, wegen der zahlreichen historischen Notizen, die es enthält, jetzt noch für jeden, der sich mit der Geschichte der Steiermark überhaupt beschäftigt, und für archivalische Arbeiten insbesondere unentbehrlich, und trotzdem achtzig und mehr Jahre seit seinem Erscheinen verflossen sind, von keiner ähnlichen Arbeit erreicht, viel weniger übertroffen worden. Die Ausarbeitung dieses Lexikons erforderte nicht nur einen Riesenfleiß, sondern auch tiefgehende Kenntnisse auf dem Gebiete der Geographie, der Statistik, der politischen, Cultur- und Wirthschaftsgeschichte des Landes, der Genealogie der edlen Geschlechter, sowie Autopsie wenigstens der wichtigsten Gebiete der Steiermark. Sieben Jahre beschäftigte er sich mit dem Sammeln der meist aus handschriftlichen Quellen stammenden Materialien für die 10 000 Artikel des Lexikons. Es enthält in alphabetischer Ordnung den Namen jeder Stadt der Steiermark, jedes Marktfleckens, jedes Dorfes, jeder Gemeinde, jeder Herrschaft, jedes Schlosses, Freistiftes, jeder Kirche, dann die Namen der Berge, Alpen, Weinhügel, Flüsse, Bäche, Seeen, Mineralwässer, Bergwerke und Hammerwerke; jeder solchen Angabe folgt die Beschreibung des betreffenden Objects mit Aufzählung alles Wissenswürdigen von demselben. Bei den Grund- und Bezirksherrschaften wird die Reihe ihrer Besitzer, soweit sie nachweisbar sind, gegeben; sodann die Namen der Aemter, in welchen die Herrschaft ihre Unterthanen besitzt, die Aufzählung der dieser zufallenden Zehente, ob die Herrschaft ein Landgericht, eine Vogtei, ein Patronat habe. Ferner die Namen der Bezirksgemeinden mit Angabe der verschiedenen Kategorieen des Grund und Bodens, der Wohnplätze, der Bevölkerung, des Viehstandes. Bei den Dörfern wird nebst der Lage, in welchem Kreise, Bezirke, in welcher Pfarre sie sich befinden, welchen Herrschaften sie dienstbar, wohin berg- und zehentpflichtig, dann die Summe der verschiedenen Kategorieen des Bodens, die Häuser-, die Volkszahl und der Viehstand angegeben. Bei den Alpen ihre Verbindung mit anderen und ihr Viehstand. Bei den Pfarreien die Art ihrer Gründung, ihr Alter, wer Patron oder Vogtherr, welche Grabmäler sich in den Kirchen befinden. Auch die Namen aller adeligen Familien, welche in Steiermark begütert waren oder sind, nebst dem Verzeichnisse ihrer Güter und historischen Notizen. Endlich die Namen aller Schriftsteller und Künstler, welche in Steiermark geboren sind nebst kurzen Biographieen derselben.

Schon dieser kurze Ueberblick über den Inhalt des Lexikons thut dar, welche Fülle von Nachrichten darin enthalten; wenn man dazu bedenkt, daß sich durch die vollständige Umgestaltung aller politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse seit 1848 in allem und jedem die eingreifendsten Veränderungen vollzogen haben, so kann man daraus schließen, wie werthvoll Schmutz' Angaben für die Zeit vor 1848 sind, und wie unentbehrlich noch immer sein Lexikon dem Geschichtsforscher und -schreiber ist.

Das Sammeln des Materials für diese umfangreiche Arbeit, die Reisen, welche er, um Land und Leute kennen zu lernen, unternahm, endlich die Kosten des Druckes der vier dickleibigen Bände erforderten 16 000 fl. CM., welche Sch. aus Eigenem bestritt. Dieser Umstand, sowie der, daß er das Gut Kainbach viel zu theuer gekauft hatte, und daß dieses wenig Ertrag abwarf, nöthigte ihn, sich um eine Staatsstellung zu bewerben; so wurde er 1827 zum Schätzungscommissär bei der Katastralschätzung in Steiermark ernannt und dadurch leider seinen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten entzogen.

Als Schätzungscommissär und Katastralinspector wirkte er von 1827 bis 1845 in Obersteiermark, Kärnten, in Wien und in Oberösterreich. Als 1842 Steyerdorf bei Stadt Steyer durch einen Brand verheert wurde, leistete er persönlich während desselben Hülfe, ließ einen Aufruf zur Sammlung von

milden Spenden auch in reichsdeutschen Zeitungen erscheinen, infolge dessen die Abgebrannten mehr Unterstützung erhielten, als der Schaden selbst betrug. Die Stadt Steyer bezeugte ihm ihren Dank dadurch, daß sie ihm eine Dankadresse und einen in Silber getriebenen Pokal überreichte. Außerdem erwarb sich Sch. große Verdienste um den Industrie- und Gewerbeverein in Linz, indem er dessen Verbindung mit Erzherzog Johann vermittelte, der zur Förderung dieser Gesellschaft Oberösterreich bereiste, den Sitzungen derselben und ihrer Filialen anwohnte. Diese Thätigkeit wurde dadurch anerkannt, daß Sch. 1844, von Linzer Bürgern gespendet, eine Ehrengabe von 106 Ducaten und bei seiner Wiedergenesung nach schwerer Krankheit ein Festgedicht überreicht wurde.

Die einförmige Arbeit im Katastralwesen behagte Sch. schon lange nicht; als 1845 durch Erzherzog Johann unter der eifrigsten Mitwirkung durch Sch. die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft für das Land ob der Enns gegründet worden war, folgte er ihrem Rufe und übernahm, nach Niederlegung der Stelle im Katastralamte, das Secretariat dieser Gesellschaft. Auch in dieser Stelle wirkte er ausgezeichnet und versah dazu noch die Dienste eines Secretärs des Industrie- und Gewerbevereins in Linz. Die Landwirthschaftsgesellschaften von Salzburg, Wien, Innsbruck, Lemberg und Brünn ernannten ihn zum correspondirenden, die Landwirtschaftsgesellschaft zu Dresden und der historische Verein zu Graz zum Ehrenmitgliede. Er schrieb 1851 und 1852 populäre Broschüren über den Flachsbau, um die armen Bewohner des oberösterreichischen Mühlviertels diesem Culturzweige zuzuführen und ihnen eine bessere Existenz zu verschaffen. 1850 wurde er vom Ministerium zu dem landwirthschaftlichen Congresse und 1851 zum Zollcongresse nach Wien einberufen und in demselben Jahre vom Handelsminister als Berichterstatter für Landwirthschaft zur Weltausstellung nach London entsendet. Von 1845 bis 1861 redigirte er die „Landwirthschaftliche Zeitung für Oberösterreich“ und war eifriger Mitarbeiter des in Wien erscheinenden staats- und volkswirthschaftlichen Tageblattes „Austria“; 1857 wohnte er als Delegirter der Linzer Landwirthschaftlichen Gesellschaft dem internationalen statistischen Congresse in Wien bei.

In ununterbrochener Verbindung stand Sch. mit Erzherzog Johann, der den einfachen, schlichten Mann hoch ehrte und schätzte; 42 Briefe von 1820 bis zum Tode des Erzherzogs (1859) liegen von der Hand des kaiserlichen Prinzen geschrieben an Sch. vor, welche zeugen, wie innig das Verhältniß zwischen diesen beiden, social sich so fernstehenden Männern war.

Schmutz' wissenschaftliche Arbeiten und praktische Leistungen wurden in der Fremde mehr als in der Heimath anerkannt. Schon 1828 war er von der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften in Erfurt zum correspondirenden Mitgliede, 1831 von der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften in München und von den k. k. Gesellschaften für Landwirthschaft und Industrie in Kärnten und in Krain zum Ehrenmitgliede ernannt.

1855 legte Sch. die Stelle als Secretär des oberösterreichischen Gewerbe- und Industrievereines und 1861 die des Secretärs der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Linz nieder. Er starb im 87. Jahre seines Lebens zu Linz am 20. April 1873.

Ilwof, Karl Schmutz. Sein Leben und Wirken. (Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. XXXIX. Heft, S. 166—250). — Briefe Erzherzog Johanns an Karl Schmutz. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Franz Ilwof. (Ebenda XLI. Heft, S. 28 bis 116.)

Franz Ilwof.

Schneid: Matthias Sch., Philosoph, geboren am 31. Juli 1840 zu Wemding in Baiern, † am 12. December 1893 zu Eichstätt. Er machte die Gymnasialstudien (1852—60), dann die philosophischen und theologischen Studien zu Eichstätt und wurde daselbst am 4. April 1865 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zunächst einige Zeit in der Seelsorge, zuerst als Cooperator in Waldkirchen, seit October 1866 als Cooperator in Kipfenberg. 1868 wurde er Präfect im bischöflichen Seminar in Eichstätt, bald darauf auch bischöflicher Secretär daselbst, in welchem Amte er 17 Jahre hindurch blieb; 1868—70 auch Domvicar; seit October 1869 zugleich Docent der Philosophie am bischöflichen Lyceum; 1872 Professor der Philosophie; 1875 Dr. phil. (Freiburg); October 1885 Regens des Seminars und Rector des Lyceums; 1886 bischöflicher geistlicher Rath; 15. Januar 1892 Domcapitular. — Sch. war einer der angesehensten Vertreter der thomistischen Philosophie in der jüngsten Zeit. Von seinen zahlreichen philosophischen Arbeiten erschienen als selbständige Schriften: „Die scholastische Lehre von Materie und Form und ihre Harmonie mit den Thatsachen der Naturwissenschaft" (Programm des Lyceums, Eichstätt 1873; 2. Aufl. 1877; 3. Aufl. 1890, s. u.); „Aristoteles in der Scholastik. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Mittelalter" (Eichstätt 1875); „Die Körperlehre des Johannes Duns Scotus und ihr Verhältniß zum Thomismus und Atomismus" (Mainz 1879; vorher im Katholik 1879, Bd. I u. II); „Der neuere Spiritismus philosophisch geprüft" (Programm, Eichstätt 1880); „Die Philosophie des hl. Thomas von Aquin und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Zugleich eine Rechtfertigung der Encyclika ‚Aeterni Patris'" (Würzburg 1881; = Katholische Studien, Bd. VI, Heft 3 u. 4); „Die philosophische Lehre von Zeit und Raum" (Mainz 1886; vorher im Katholik 1885, Bd. II, u. 1886, Bd. I); „Naturphilosophie im Geiste des hl. Thomas von Aquin" (3., umgearbeitete Auflage der Schrift: „Die scholastische Lehre von Materie und Form"; Paderborn 1890); „Psychologie im Geiste des hl. Thomas von Aquin. I. Theil. Leben der Seele" (Paderborn 1892; die beiden letztgenannten Werke, auch als „Spezielle Metaphysik im Geiste des hl. Thomas von Aquin", Bd. I und Bd. II, 1 bezeichnet, gehören als Bd. I u. II zu der Schöningh'schen Wissenschaftlichen Handbibliothek, 2. Reihe). Zahlreiche Aufsätze und Recensionen von Sch. erschienen im Katholik, den Historisch-politischen Blättern, dem Jahrbuch für Philosophie und speculative Theologie, dem Philosophischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, der Literarischen Rundschau, dem Literarischen Handweiser und anderen Zeitschriften. Auch Beiträge zur 2. Auflage des Kirchen-Lexikons.

Pruner im Pastoral-Blatt des Bisthums Eichstätt, 1893, Nr. 36, S. 147 f. — Romstöck, Personalstatistik und Bibliographie des Lyceums in Eichstätt (Ingolstadt 1894), S. 146—150; mit Porträt. — Philosophisches Jahrbuch, 8. Bd. 1895, S. 251 f. Lauchert.

Schneider: Franz Cölestin Ritter von Sch., Arzt und Chemiker zu Wien, geboren am 13. September 1813 zu Krems in Niederösterreich, wurde in Wien Dr. med., prakticirte 1843—46 in Herzogenburg, wurde 1846 in Wien Assistent, 1850 Docent der Chemie an der Wiener Universität, 1852 Professor an der Josephs-Akademie, Mitglied des Militär-Sanitäts-Comités und der ständigen Militär-Commission im Ministerium des Innern. 1870 wurde er als ord. Professor an die Wiener Universität berufen, mußte aber dieser Stellung infolge eines Unfalls, der seine Augen betraf, 1876 entsagen, um als Ministerialrath und Sanitätsreferent in das Ministerium des Innern zu treten. Als solcher wirkte er bis 1888, nachdem er zum Präsidenten des

Obersten Sanitätsraths gewählt worden war. Sch. publicirte: „Grundzüge der allgemeinen Chemie, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des ärztlichen Studiums bearbeitet“ (Wien 1851); „Ueber den Einfluß der Naturwissenschaft, insbesondere der Physik und Chemie auf das Studium der Heilkunde. Inauguralrede“ (ebd. 1852); „Die gerichtliche Chemie, für Gerichtsärzte und Juristen bearbeitet“ (ebd. 1852); „Commentar zur neuen österr. Pharmacopöe, u. s. w.“ (ebd. 1855). Dazu eine Anzahl von chemischen Abhandlungen in den Sitzungsberichten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften (seit 1849), chemische Analysen von Mineralquellen; in der Zeitschrift der Gesellschaft der Wiener Aerzte (1850): „Ueber das Chloroform und seine Verwandlung in Blausäure“. Er lebte zuletzt in Krems, ganz seinen wissenschaftlichen Studien und Forschungen hingegeben und starb am 29. November 1897.

Vgl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hrsg. v. Pagel, Berlin u. Wien 1901, S. 1515. Pagel.

Schneider: Jakob Sch. wurde am 10. September 1818 in Trier geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium und bestand am 23. September 1836 das Abiturientenexamen. Von 1836—1840 bezog er die Universität zu Bonn, um Mathematik, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik und Mineralogie zu studiren. Er erwarb am 10. September 1840 die Lehrbefähigung für die vorbenannten Fächer in allen Classen, daneben in Geschichte, Geographie und Latein für die unteren Classen. Seit 1840 war er am Gymnasium seiner Vaterstadt Trier thätig, seit 1844 in gleicher Eigenschaft in Emmerich und von 1858 ab am Gymnasium zu Düsseldorf. 1863 wurde ihm der Professortitel ertheilt, 1879 der Rothe Adlerorden IV. Classe und 1885 das Ehrenkreuz des Hohenzollernschen Hausordens III. Classe verliehen. 1888 schied er aus seinem Amte, um mit Pension in den Ruhestand überzugehen. Gleichzeitig wurde ihm der Adler der Ritter des königlichen Hausordens von Hohenzollern überreicht. Den Abend seines Lebens verbrachte er in Kleve, wo er am 17. März 1898 starb.

Mehr noch als durch seine amtliche Thätigkeit verschaffte er sich durch seine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit in weiten Kreisen Anerkennung. Sch. schrieb eine Reihe physikalischer Abhandlungen, besonders über das Termophon oder Trevelyaen-Instrument und zwar als Programm-Abhandlungen, in Poggendorff's Annalen 2c. Weit bedeutender und zahlreicher sind seine archäologischen Abhandlungen, welche größtentheils in den Abhandlungen des naturhistorischen Vereins von Rheinland und Westfalen, in den Bonner Jahrbüchern, in Pick's Monatsschrift, in den Jahrbüchern des Düsseldorfer Geschichtsvereins, in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein erschienen. Ein Theil dieser Arbeiten erschien als besondere Broschüren, so namentlich „Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im Deutschen Reich“ und „Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande“. Seine Schlußfolgerungen sind oft gewagt (man vgl. z. B. Fiedler in den Bonner Jahrbüchern, Heft 47/48, S. 177 ff. und die Polemik Th. v. Bergk's gegen Sch. in den Bonner Jahrbüchern, Heft 81, S. 117 ff., wo Asbach den Nachlaß Bergk's veröffentlicht). Die im J. 1891 erschienene Broschüre: „Uebersicht der Localforschungen in Westdeutschland bis zur Elbe vom Jahre 1841 bis zum Jahre 1891 von J. Schneider“ orientirt am besten über seine Werke und seine Localforschungen.

Nach dem Personalbogen im Gymnasium zu Düsseldorf und den Mittheilungen der dortigen Gymnasiallehrer Gaßmann und Vering.

O. Schell.

Schneller: Moritz Sch. (zu Danzig), geboren am 31. Januar 1834 in Heinrichswalde (Ostpreußen), studirte in Königsberg, Wien und Berlin, promovirte 1854 in Königsberg und ließ sich 1855 als Augenarzt in Danzig nieder, gründete 1858 und leitete eine private Heilanstalt bis zu seinem am 9. November 1896 erfolgten Ableben. Die Publikationen von Sch. betreffen hauptsächlich kasuistische Beobachtungen und sind zum Theil in der unten angeführten Quelle zusammengestellt.

Vgl. Biogr. Lexikon von A. Hirsch V, 257. Pagel.

Schnitzler: Johann Sch., berühmter Laryngolog, geboren am 10. April 1835 zu Groß-Kanizsa in Ungarn, absolvirte seine Studien in Wien, wo er 1860 Doctor wurde. 1863 wurde er Assistent an der Klinik Oppolzer's, blieb in dieser Stellung vier Jahre, habilitirte sich 1866 als Docent für Krankheiten der Respirations- und Cirkulationsorgane, wurde 1878 zum a. o. Professor und 1882 zum k. k. Regierungsrathe ernannt. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind die folgenden die wichtigsten: „Ueber Laryngoscopie und Rhinoscopie und ihre Anwendung in der ärztlichen Praxis" (Wien 1879); „Die laryngoscopische Diagnostik und locale Therapie der Kehlkopfgeschwüre"; „Ueber Stimmbandlähmung"; „Ueber Stimmritzenkrampf"; „Ueber Sensibilitätsstörungen im Rachen und Kehlkopf"; „Ueber Neubildungen im Kehlkopfe und deren Behandlung"; „Ueber die Anwendung der Galvanokaustik im Innern des Kehlkopfes"; „Ueber Miliartuberculose des Rachens und des Kehlkopfes"; „Ueber Kehlkopftuberculose und deren Behandlung"; „Ueber Kehlkopfsyphilis und deren Behandlung"; „Ueber Combinationen von Syphilis und Tuberculose"; „Die pneumatische Behandlung der Lungen- und Herzkrankheiten" (2. Aufl., Wien 1877); „Ueber Asthma, insbesondere in seinen Beziehungen zu den Krankheiten der Nase"; „Ueber Lungensyphilis und ihr Verhältniß zur Lungenschwindsucht" (Wien 1880). 1860 begründete Sch. auch, in Gemeinschaft mit Dr. Ph. Markbreiter, die „Wiener Medicinische Presse", deren Redaction er bis Ende 1886 leitete. In den letzten Jahren war Sch. noch Director der Allgemeinen Poliklinik in Wien. Er starb am 2. Mai 1893.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte 2c., hrsg. von Pagel, S. 1517.
Pagel.

Schoch: Kaspar von Sch., Kriegsmann im 30jährigen Kriege, geboren von armen Leuten am 25. November 1610 zu Kleinholzleute bei Isny im Allgäu, † als k. k. Hofkriegsrath, Oberst, Kämmerer am 16. August 1672 in Bregenz am Bodensee, kam schon frühe nach allerhand abenteuerlichen Schicksalen unter die Soldaten und, kaum den Knabenschuhen entwachsen, in Wallenstein's Lager vor Stralsund, machte eine Reihe von Feldzügen im Norden und in Italien, im Reiterregimente „Montecuculi" den mantuanischen Feldzug mit, in welchem er Officier und vor Pavia schwer am Fuße verwundet wurde, gerieth im J. 1632 unweit von Nürnberg in schwedische Gefangenschaft und diente, wieder frei geworden, im kaiserlichen Heere weiter. Bald eröffnete sich dem überaus tapferen und muthigen Kriegshelden der Weg zu Glück und Ehre, und er stieg von einer Stufe der Auszeichnung zur anderen. Im Herbste 1646 wurde er als Oberstfeldhauptmann der vier vorarlbergischen Herrschaften nach Vorarlberg mit einer Truppe gesandt, konnte aber die folgenschwere Einnahme von Bregenz am 4. Januar 1647 durch Wrangel nicht verhindern, obwohl Letzterer ihm das rühmliche Zeugniß ausstellte, daß Bregenz sicher falle, wenn Sch. nicht dort sei. Im Mai 1647 unternahm er mit Feldzeugmeister v. Enkevort einen Streifzug ins Allgäu, nahm Ende Juni den Schweden Isny und am 1. August Wangen i. A., verheerte aber auch,

was nicht verschwiegen werden kann, weit und breit die schon vorher von den Schweden übel genug mitgenommene Landschaft, um dem Feinde jede Möglichkeit, sich auf dem Lande zu halten, zu benehmen. Die Eroberung der Reichsstädte Memmingen und Ravensburg wie früher von Kempten i. A. gelang ihm aber nicht; am 17. August erstürmte er das noch von einer kleinen schwedischen Abtheilung gehaltene, zwischen Lindau und Tettnang an der Argen gelegene „Gießenschlößle“. Ende August rückte er wieder in Bregenz ein, das er aufs neue befestigen ließ und von wo aus er auch eine Flottille gegen die Schweden ausrüstete. Nach dem Frieden zog er sich auf den durch ihn im J. 1649 von dem Prämonstratenserkloster Weißnau um 1000 Ducaten erkauften, im Laiblachthale gelegenen Edelsitz Gwiggen, und als er zum kaiserlichen Vogt der Grafschaft Bregenz und Hohenegg ernannt wurde, nach Bregenz zurück. Hier in ihren alten Tagen mußte im J. 1653 die alte „Kriegsgurgel“ — ein Curiosum —, die eigentlich noch Leibeigener der Benedictinerabtei St. Georg zu Isny war, von derselben ihre Loslassung mit einem (noch erhaltenen) Freilassungsbriefe sich auswirken. Im gleichen Jahre erhielt er auch den Adel und die Kämmererswürde. Er war zwei Mal verheirathet, in erster Ehe mit Margarethe Gubert aus Stockholm, welche convertirte und 1650 kinderlos starb, in zweiter Ehe, aus welcher ein Sohn und zwei Töchter hervorgingen, mit Anna Freiin v. Lapierre, geb. v. Gerardi († 1662). Sch. starb in seiner zweiten Heimath Bregenz, woselbst er in der dortigen katholischen Stadtpfarrkirche beigesetzt ist; sein Grabdenkmal mit einer originellen Inschrift ist noch erhalten. Mit seinem zehn Jahre später, 1682, kinderlos verstorbenen Sohne, k. k. Lieutenant Kaspar v. Schoch, ist das Geschlecht erloschen.

Weizenegger-Merkle, Das Land Vorarlberg, III. Bd. 2c. Innsbruck 1839. — Ein Oelbildniß von Schoch hat sich noch in Bregenz erhalten und soll sich jetzt in den Sammlungen des Vorarlberger Museumsvereins daselbst befinden. P. Beck.

Schöll: Maximilian Samson Friedrich Sch., geboren am 8. Mai 1766 in dem nassau-saarbrückischen Städtchen Harskirchen. Seine erste Jugend verlebte er in Saarbrücken, wo sein Vater, ein Oheim der Friederike Brion und Gönner des Dichters Heinrich Leopold Wagner, 1773 als Regierungsrath starb. Die Wittwe übersiedelte mit ihren drei Kindern nach Buchsweiler im Elsaß, wo sie in sehr beschränkten Verhältnissen lebte. Friedrich Sch. besuchte das dortige Gymnasium. Das Geld für Bücher mußte er sich selbst durch Unterricht in der lateinischen Sprache verdienen, den er seit seinem zwölften Jahre jüngeren Schülern ertheilte. 1780 bezog er die Universität Straßburg, um classische Litteratur, Rechtswissenschaft, neue Geschichte und Politik zu studiren. Besonders nahm sich seiner Professor Koch, der Nachfolger Schöpflin's, an. Ihm verdankte er eine Stelle als Hofmeister in der livländischen Familie v. Kroock und dadurch die Möglichkeit, seine Studien noch fünf Jahre ohne Geldsorgen fortzusetzen. Mit Frau General v. Kroock — die später in Dresden einen erwählten Kreis um sich sammelte — und ihren drei Kindern bereiste Sch. 1788 und 1789 ganz Italien und das südliche Frankreich. Nach kurzem Aufenthalt in Paris begleitete er die Familie nach St. Petersburg. Begeisterung für die französische Revolution bestimmte ihn, verschiedene Aufforderungen zum Eintritt in den russischen Staatsdienst abzulehnen und nach Straßburg zurückzukehren. Er war im Begriff, dort die Doctorprüfung zu bestehen, als die Nationalversammlung alle Promotionen aufhob. 1791 war Sch. électeur der Stadt Straßburg und Secretär der vereinigten niederrheinischen Wahlmänner, deren Versammlung sein Freund Levrault als Präsi-

dent leitete. Als Mitglied der neuen Regierung, an deren Spitze Levrault als General-Procurator-Syndikus und der Baron Dietrich als Maire von Straßburg standen, protestirte Sch. mit der Mehrheit der Departementsregierung feierlich gegen die Beschlüsse des 10. August 1792. Aber die Gemäßigten mußten der Gewalt weichen und wurden durch Jakobiner ersetzt. Sch. ward statt dessen zweiter Gemeindeprocurator der Stadt Straßburg, während sein Freund Türkheim, gleichfalls Royalist, Maire wurde. Den Baron Dietrich hatte man als Hochverräther ins Gefängniß geworfen. Einer seiner Anwälte war Sch., der ihn in mehreren Schriften öffentlich vertheidigte. — Nachdem er wiederholt in Gefahr gekommen war, verhaftet zu werden und den Schergen des blutdürstigen Eulogius Schneider in die Hände zu fallen, floh er im Spätherbst 1773 nach Basel, wohin sich auch Levrault geflüchtet hatte. Hier blieb er drei Monate, während deren er sich u. a. mit Erlernung der kaufmännischen Wissenschaften beschäftigte. Im Februar 1794 kam er auf Einladung seines Onkels, des späteren Präsidenten des Landschaftscollegiums Weyland, nach Weimar, wo er sechs Wochen blieb und besonders mit Wieland, Herder, Bertuch und Böttiger verkehrte. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Berlin übernahm er, Anfang August 1794, die Leitung der Decker'schen Buchdruckerei und der „Südpreußischen Zeitung“ in Posen, wo er seine aufsehenerregenden Artikel über die französische Revolution veröffentlichte. Im Sommer 1795 kehrte Sch. nach dem Elsaß zurück, heirathete im September 1796 und übernahm die Leitung der Buchhandlung und Buchdruckerei von Jakob Decker in Basel. Nach dem Frieden von Luneville ging diese in Schöll's Besitz über und erhielt die Firma Schoell et Comp. 1803 ward die Firma als Levrault, Schoell et Co. nach Paris verlegt, wo sie bis 1806 bestand. Längere Zeit widmete sich Sch. ausschließlich der Herausgabe des Werkes „Voyage en Amérique“ von Humboldt und Bonpland. Dann beschloß er, dem französischen Volk die gelehrten Schätze Deutschlands zu vermitteln. Diesem Zwecke sollten seine nächsten Veröffentlichungen dienen. Die Katastrophe des französischen Handels 1812 brachte ihn in große Noth. Auf Vorschlag A. v. Humboldt's trat er 1814 in preußische Dienste. Er wurde vorläufig ohne bestimmten Charakter der königlichen Gesandtschaft in Paris beigegeben, bald darauf zum königlichen Hofrath ernannt. 1815 wurde er nach Wien berufen, erhielt dann Befehl, sich dem Cabinet des Königs anzuschließen. Nach dem zweiten Pariser Frieden blieb er in Paris. 1817 weilte er vorübergehend bei Hardenberg in Pyrmont. Der große Staatsmann zeichnete ihn sehr aus, berief ihn im Juni 1819 nach Berlin als Geheimen Oberregierungsrath, vortragenden Rath beim Staatskanzler und beim Staatsministerium und ließ sich von ihm auf allen Reisen, auch 1821 nach Italien, begleiten. Nach dem Tode Hardenberg's (1822) bereitete Sch. die Veröffentlichung von dessen Erinnerungen vor, die später Ranke herausgab. Er blieb zwar im preußischen Dienst, widmete sich aber fast ausschließlich litterarischen Arbeiten. 1830 kehrte er nach Paris zurück, wo er am 6. August 1833 starb.

Vgl. Zeitgenossen (Neue Reihe), Bd. I, Heft 2. Leipzig 1821. — Meusel, Bd. 14 u. 19. — Beilage z. Allgemeinen Zeitung 1833, Nr. 402 bis 404 (von Böttiger). — Pihan de la Forest, Essai sur la vie et les ouvrages de Schoell. Paris 1834. (Mit Verzeichniß seiner fast ausschließlich französischen Werke.) — Biographie universelle, Bd. 38. — Nouvelle Biographie générale, Bd. 43. — Ueber den Vater vgl. Mittheil. d. histor. Vereins f. d. Saargegend, Heft 8. Saabr. 1901, S. 49 ff.

Wilhelm Feldmann.

Schöll: Rudolf Sch., geboren am 1. September 1844 in Weimar, war der zweite Sohn des Aesthetikers und Litterarhistorikers Gustav Adolf Sch. und dessen Ehefrau Johanna geb. Henle. Der ältere Bruder Wilhelm wurde Militäringenieur, von den beiden anderen studirte der eine, Robert Sch., Jura, der jüngste, Friedrich Sch., ist ordentlicher Professor der classischen Philologie in Heidelberg. Vorbereitet durch Privatunterricht, besuchte Rudolf Sch. das Gymnasium seiner Vaterstadt und bestand die Reifeprüfung im J. 1862. Sch. hatte das Glück, daß diese erste Lernzeit ihm für die Ausbildung seiner Gesammtpersönlichkeit mehr mitgab, als die Schule auch einem Musterschüler — und Sch. war es in dem guten Sinne des Wortes — sonst zu vermitteln vermag. Wuchs er doch in einer geistigen Atmosphäre auf, die noch ganz aus der großen Zeit Weimars her von classischen Idealen ästhetisch durchhaucht war: für die erste Entwicklung einer zartempfindenden Persönlichkeit, wie Sch. es durch Naturanlage war, ein glückliches Moment, und dies konnte um so leichter wirken, als durch die Stellung des Vaters als Directors der großherzoglichen Kunstsammlungen und der freien Zeichenschule — seit 1861 auch Leiter der großherzoglichen Bibliothek — das elterliche Haus allen gelehrten und künstlerischen Impulsen persönlicher wie sachlicher Art offen stand. Auch mit dem großherzoglichen Hofe kamen so Sch. und seine Brüder früh in Berührung. Doch unmittelbarer und entscheidender als diese Umgebung im allgemeinen, war der persönliche Einfluß des Vaters. Sehr begreiflich: der wissenschaftlichen Bethätigung des Vaters, der, ein Schüler Karl Otfried Müller's, Philologe von Fach war und seine Forschungen namentlich zu Anfang besonders auf das Gebiet der griechischen Litteratur erstreckt hatte, kam die Beanlagung des Sohnes für die alten Sprachen, die sich schon im Gymnasiasten zeigte, entgegen. Wie stark jener den jungen Sohn in seinen wissenschaftlichen Anschauungen bestimmt hat, tritt vielleicht am klarsten darin hervor, daß dieser mit der ersten These seiner Dissertation „Sophocles non docuit nisi tetralogias" eine Lieblingstheorie des Vaters in bewußtem Widerspruch gegen seine Bonner Lehrer aufnahm. Heute kann diese These keinen Vertheidiger mehr finden, und Rudolf Sch. selbst hat später anders geurtheilt, wie besonders seine pietätvolle, aber in diesem Punkte reservirte Beurtheilung der Verdienste des Vaters um die Tragödie in der von ihm verfaßten Biographie desselben (s. A. D. B. XXXII, 218) beweist. Die Frage des Berufs bestand so für Sch. nicht. Er studirte die classischen Sprachen und daneben Deutsch und Geschichte vom Sommersemester 1862 bis zum Wintersemester 1864 in Göttingen, dann in Bonn, wo er im November 1865, unmittelbar nach seiner Promotion, das Examen pro facultate docendi in allen jenen Fächern bestand. Nach Göttingen hatte Sch., abgesehen von verwandtschaftlichen Beziehungen mütterlicherseits — der Anatom Henle war Bruder der Mutter —, der Ruf Sauppe's und Ernst Curtius' geführt. Der Einfluß Sauppe's ist ersichtlich bestimmend auf die wissenschaftliche Richtung Schöll's gewesen: die attischen Redner wie die attischen Prosaiker überhaupt und in Verbindung damit Antiquitäten und Epigraphik bilden gleicherweise die charakteristischen Bestandtheile in den Arbeiten des Lehrers wie des Schülers. Curtius' Thätigkeit secundirte glücklich der Sauppe's. Die Bedeutung dieser Semester für Sch. begreift man ohne weiteres: Wilhelm Dittenberger, Ulrich Koehler, Albert v. Bamberg u. A., die damals mit Sch. zusammen studirten, sind in ihrer Arbeitsrichtung mehr oder minder gleichartig durch diese Göttinger Zeit bestimmt worden.

Als Sch. nach Bonn kam, war seine Richtung schon so weit bestimmt, daß weder Otto Jahn's eindrucksvolle Persönlichkeit noch auch Friedrich

Ritschl's glänzende pädagogische Virtuosität ihn mehr auf ganz neue Bahnen zu bringen vermochten. Aber welchen Gewinn er aus der strengen philologischen Schulung des Jahn-Ritschl'schen Seminars davontrug, zeigen seine sämmtlichen wissenschaftlichen Arbeiten. Sein Interesse an den Antiquitäten nahm in der Bonner Zeit die besondere Wendung nach dem Gebiete des griechischen Rechtes hin; in dem damals schon in den Ruhestand getretenen Juristen Boecking fand er dafür „einen immer zugänglichen und fördernden Rathgeber". So war die Bonner Preisaufgabe, in der Ritschl eine Bearbeitung des römischen Zwölftafelgesetzes verlangte, wie für ihn gestellt. Thatsächlich löste er sie in ausgezeichneter Weise. Die Arbeit diente als Promotionsschrift (18. November 1865 promovirt) und erschien im Buchhandel unter dem Titel „Legis duodecim tabularum reliquiae edidit constituit prolegomena addidit R. Schoell" (Leipzig 1866). Diese Schrift begründete zugleich Schöll's akademische Laufbahn. Zwar erfüllte er vom Frühjahr 1866—1867 noch die letzte Bedingung für den Eintritt in das praktische Schulamt durch Ableistung seines Probejahrs am Wilhelmsgymnasium zu Berlin; aber als Mommsen, der durch jene Schrift auf Sch. aufmerksam geworden war, ihn an dem Corpus Inscriptionum Latinarum beschäftigte und dafür im Frühjahr 1867 mit nach Verona nahm, schied er für immer aus dem Schuldienste. Der Aufenthalt im Süden dauerte länger, als wohl vorausgesetzt war, und gewann durch besonders glückliche Umstände einen so reichen und wechselvollen Inhalt, wie ihn der junge Philologe, der für das lateinische Inschriftenwerk zu arbeiten auszog, nicht ahnen konnte. Zwar war die Arbeit für Mommsen schneller erledigt, als man berechnet hatte, aber während Sch. noch in Oberitalien verweilte, z. Th. mit der Collation des Hieronymus für die Wiener Akademie beschäftigt, trat an ihn — Mommsen empfahl ihn und griff so zum zweiten Male bestimmend in sein Leben ein — die Aufforderung heran, bei dem Grafen v. Usedom, dem damaligen preußischen Gesandten bei der italienischen Regierung in Florenz, die Stelle eines Privatsecretärs und Lehrers von dessen Tochter zu übernehmen. Sch. nahm die Stellung an und verblieb bei dem Grafen auch nach dessen Ausscheiden aus dem Amte im März 1869 noch einige Monate, verlängerte dann selbständig seinen Aufenthalt im Süden um ein weiteres Jahr, währenddessen er seinen ältesten Bruder durch den Tod verlor, und kehrte so erst im Juli 1870 beim Beginne des großen Krieges in die Heimath zurück.

Als Sch. in die Stellung beim Grafen v. Usedom eintrat, war Florenz die Hauptstadt des neubegründeten Königreiches; es war die bewegteste Zeit der bewegten Jahre von 1866 bis 1870 — fünf Wochen nach seinem Eintritt fand das Treffen bei Mentana statt —, und durch die ganze Zeit ging das Ringen der französischen und preußischen Diplomatie am italienischen Hofe wie in der öffentlichen Meinung Italiens. Der Gesandte, in dessen Hause Sch. lebte und dessen Privatsecretär er war, nahm gerade in dieser Zeit eine bedeutende Stellung ein. Welchen Einfluß diese Momente auf die Entwicklung eines jungen Menschen von 23 Jahren voll frischester Empfänglichkeit haben mußten, liegt auf der Hand. Das internationale Leben im Hause des Gesandten erzog zu weltmännischer, gesellschaftlicher Gewandtheit und förderte die Kenntniß und Fähigkeit der Conversation in fremden Sprachen; vor allem reiften der stete Verkehr mit dem Gesandten und seine Stellung als dessen Privatsecretär, in welcher die politischen Ereignisse ihn unmittelbarer als viele Andere berühren mußten, das politische Denken und Urtheilen. Hierfür hat Sch. glänzenden Beweis in einer 1868 erschienenen Flugschrift geliefert, die anonym unter dem Titel: „General La Marmora und die

preußisch-italienische Allianz“ in Leipzig erschien. Sie wurde veranlaßt durch die Angriffe, welche im italienischen Parlamente der General und ehemalige Kriegsminister La Marmora, der als Höchstcommandirender 1866 die Schlacht bei Custozza verloren hatte, damals als Führer der franzosenfreundlichen italienischen Partei gegen die preußische Politik und ihren officiellen Vertreter in Italien, den Grafen v. Usedom, gerichtet hatte. Die Schrift widerlegt diese Anschuldigungen siegreich, indem sie zugleich eine vernichtende Charakteristik des Generals La Marmora selbst gibt. Der junge Publicist beherrscht alle Töne der Polemik in geradezu souveräner Weise: erdrückende Wucht der Thatsachen und Documente, bitterster Hohn, beißende Satire, ethische Entrüstung wechseln miteinander. Dabei ist das Ganze von durchsichtigster Anordnung, von einer ebenso gewandten wie klaren Sprache, von unerbittlicher Logik der Schlüsse und von einem frappirend reifen politischen Raisonnement. Die Broschüre fand, wie sie es verdiente, nicht nur in der officiellen wie nichtofficiellen Presse hüben und drüben lebhafte Beachtung, sondern darüber hinaus selbst bei Bismarck und Moltke. Thatsächlich fragt man bei der Lectüre immer wieder, ob diese Darlegungen aus der Feder eines 24jährigen jungen Philologen stammen können. Nur zu begreiflich ist es daher, daß die Vermuthung laut wurde, Graf v. Usedom stehe hinter der Schrift oder habe sie veranlaßt. Der Bruder, F. Schöll, leugnet dies ausdrücklich: um so erstaunlicher ist die Leistung in formaler wie sachlicher Hinsicht.

Schöll's Thätigkeit während seines Aufenthaltes im Usedom'schen Hause war eine sehr mannichfache, zum Theil geradezu zersplitterte. Theils der starke Verkehr in diesem Hause, theils Schöll's eigene Natur brachten es mit sich, daß er sowohl deutschen Besuchern von Florenz sich vielfach in aufopferndster Weise als kundiger Cicerone widmete, wie auch die mannichfachsten Aufträge und Anfragen über Handschriften, Alterthümer u. s. w. zur Erledigung übernahm. Von Bedeutung wurde für ihn der durch die Hochzeit des italienischen Kronprinzen veranlaßte Besuch des preußischen Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich, im J. 1868. Sch. hatte diesen in Florenz und später auch in Venedig und Ravenna zu begleiten; zum Danke stellte der Kronprinz ihm die Mittel zu einer Reise nach Griechenland und Sicilien zur Verfügung. Sch. trat sie im Frühjahr 1869 an. Aeußere Umstände kürzten den Aufenthalt in Griechenland ab, beschränkten ihn auch gänzlich auf Athen. Trotzdem ist diese Reise augenscheinlich nicht ohne Rückwirkung auf Schöll's weitere Arbeit geblieben. Die epigraphischen Interessen, besonders nach der griechischen Seite hin, faßten angesichts der Originale in Athen frische Keimkraft. Dies Moment verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als Sch. während seines italienischen Aufenthaltes, abgesehen von archäologischen und kunstgeschichtlich-ästhetischen Anregungen, wie sie die umgebende Cultur geben mußte, für das Griechische im wesentlichen handschriftlicher uud litterarhistorischer Beschäftigung nachging — auch während seiner Stellung beim Grafen v. Usedom; denn dieser hatte für philologische Arbeiten Verständniß und ließ Sch. nicht nur Zeit zum Arbeiten, sondern verschaffte ihm durch seine Stellung sogar erhebliche Vergünstigungen für eine freiere Benutzung der Handschriften. So ist die Zahl der griechischen Schriftsteller, deren handschriftlicher Ueberlieferung Sch. damals theils aus eigenem Interesse und für eigene Arbeit, theils in fremdem Auftrage auf den Bibliotheken von Verona, Venedig, Florenz, Ravenna, Rom, Genua, Mailand nachging, erheblich. Weniges davon wurde sogleich litterarisch verwerthet, das meiste erst nach langen Jahren veröffentlicht, vieles auch nicht von ihm selbst, wie die Collationen des Lauren-

tinus des Polyänus, die er nebst anderen Stücken griechischer Taktiker Meckler für seine Ausgabe (Leipzig 1887) zur Verfügung stellte.

Nach Deutschland zurückgekehrt, habilitirte sich Sch. in Berlin zu Ostern 1871 mit der ungedruckt gebliebenen Antrittsrede „De orationibus in causa Socratis habitis scriptisve". Sch. war, als er zu lesen begann, in seinen wissenschaftlichen Richtungen fertig bestimmt; die Collegien der beiden ersten Semester beweisen es. „Einleitung in das Studium der attischen Redner": das Gebiet, auf dem die meisten und wichtigsten seiner Arbeiten liegen oder ihre Wurzeln haben. „Ueber die Gesetze und Gerichte der Athener": sein bedeutendster Aufsatz ist der „über attische Gesetzgebung" (in den Sitzungsber. der königl. bayer. Akademie, historisch-philol. Classe, 1886, S. 83—139). „Interpretation von Thukydides B. VI": hier schließt die Abhandlung „zur Thukydidesbiographie" (im Hermes 1878, XIII, 433—451) an, die sich gegen den Aufsatz von U. v. Wilamowitz-Moellendorff „Die Thukydideslegende" (im Hermes 1877, XII, 326) richtete. Endlich „Uebungen über Xenophons Schrift vom Staate der Athener": bis in diese Zeit reichen die Anfänge der Festrede hinauf, die Sch. im J. 1890 in der Münchener Akademie hielt mit dem Titel: „Anfänge einer politischen Litteratur bei den Griechen". Das dritte Semester sah Sch. schon als außerordentlichen Professor in Greifswald (ernannt am 13. April 1872); hier hat er mit dem wenige Wochen später (Pfingsten 1872) antretenden Adolf Kießling in besonders nahem collegialischem Verhältniß bis Ostern 1874 zusammengewirkt. In diese Zeit (während der großen Ferien 1872) fällt eine erneute Reise nach Italien; ihr erster Zweck war, für die ihm schon während des ersten italienischen Aufenthaltes durch Mommsen zugewiesene Bearbeitung der Stereotypausgabe der Novellen des Corpus Juris in der Laurentiana zu Florenz zu collationiren; zugleich wurde für die mit A. Kießling zusammen geplante und 1875 erschienene Ausgabe des Asconius (Q. Asconii Pediani orationum Ciceronianarum quinque enarratio. Rec. A. Kiessling et R. Schoell, Berlin 1875) in Pistoja wichtigstes Material beschafft.

Im Sommer 1873 (7. Juli) erfolgte Schöll's Ernennung zum Ordinarius, nachdem er mehrfach zur Berufung an andere Universitäten vorgeschlagen war. Als im folgenden Winter ein Ruf nach Jena an ihn kam, folgte er ihm zu Ostern 1874 (ernannt am 3. Januar), um aber bereits zu Ostern 1876 nach Straßburg überzusiedeln (ernannt schon am 11. October 1875), als Nachfolger U. Koehler's, seines Göttinger Studiengenossen, der als erster Secretär des neubegründeten Deutschen Archäologischen Institutes zu Athen nach Griechenland ging. Von dort war Sch. vor Jahresfrist zurückgekehrt. Eine Osterreise hatte ihn 1875 zusammen mit seinem Lehrer Sauppe zum zweiten Male dorthin geführt. Dies Mal wurde außer Athen wenigstens noch Korinth und von da aus die argolische Ebene besucht. In Straßburg hat er neben und in Gemeinschaft mit Wilhelm Studemund gelebt und gelehrt. War dies Zusammenwirken nicht immer leicht und fehlte es nicht an unerfreulichen Zeitläufen, so fand Sch. in dieser Zeit doch das Glück der Begründung des eigenen Herdes: es war eine glückliche Ehe, die er im Frühjahr mit Auguste Locher einging. Sch. hat neun Jahre in Straßburg mit entschiedenem Lehrerfolge gewirkt. Zu Ostern 1885 nahm er einen Ruf nach München an. Die Münchener Jahre bilden entschieden den Höhepunkt dieses Gelehrtenlebens. Schöll's beste Aufsätze haben in diesen Jahren, wenn nicht die Zeit ihrer Entstehung, doch der endgültigen Ausgestaltung; auch stellte sich allmählich Lehrerfolg ein; dazu waren die collegialischen Verhältnisse durchaus erfreulich. Und an Anerkennung von außen fehlte es nicht. Es wurde von verschiedenen

Seiten — darunter von Bonn — der Versuch gemacht, Sch. von München fortzuziehen; die bayerische Akademie nahm ihn in ihre Reihen auf; gelegentlich der Heidelberger Säcularfeier im J. 1886 wurde ihm die Ehre der Ernennung zum Dr. juris h. c. zu Theil. Zu all diesem trat ein anregender Verkehr mit den bedeutendsten Münchener Künstlern und Schriftstellern. Sch. stand auf der Höhe seines Lebens: da trübte ein jäher Schlag das Glück in seiner Familie. Während er auf einer Osterreise 1887 in Italien abwesend war, starb plötzlich seine erst 1884 geborene kleine Tochter — ein älterer Sohn war bald nach der Geburt schon in Straßburg gestorben. Man bringt ein bei Sch. im Herbst 1891 zuerst bemerkbar aufgetretenes Herzleiden in ursächlichen Zusammenhang mit dem Schmerz über den Verlust jenes Kindes, über den ihn auch die Geburt einer zweiten Tochter (November 1887) nicht habe trösten können. Die Krankheit verhinderte alsbald Sch. an der Ausübung seiner Lehrthätigkeit. Im Sommer 1893 machte er noch einmal den Versuch zu lesen; die Kräfte versagten nach den ersten Wochen. Am 10. Juni 1893 ist er ruhig entschlafen. Seine beiden Collegen von Straßburg und Greifswald Studemund und Kießling waren ihm vorangegangen, jener um wenige Jahre, dieser um nicht viel mehr denn Monatsfrist. Kurze Zeit darauf sollte seine Gattin ihm folgen.

Sch. war durch Anlage eine elastische, frische, zu natürlichem Frohsinn gestimmte Natur; und das Glück, welches seinen Lebensgang begleitete und ihn bis in die letzten Jahre vor wirklich bitteren Erfahrungen bewahrte, hat ihm gestattet, zu sein und zu bleiben wie er war. Sorgenfreie Jugend, ungewöhnlich begünstigte Ausbildungszeit, dann schnelles Steigen im Amte und Anerkennung von allen Seiten war ihm vergönnt. Und er selbst hat, was die Natur ihm gab, zu festem Besitz sich erworben durch eine wirklich harmonische Ausbildung und Durchbildung seiner Individualität, eine Harmonie, ohne welche wahrhafte Heiterkeit von Geist und Gemüth unmöglich ist. Seine Bildung war eben nicht auf die Fachbildung beschränkt; schon sein Lebensgang lehrt das. Die Einleitung zu jener Festrede über die Anfänge der politischen Litteratur bei den Griechen läßt die Ausdehnung seiner Bildung namentlich auch nach der philosophischen Seite hin erkennen, wie denn diese Rede überhaupt die geschlossenste Manifestation der Schöll'schen Geistesbildung ist. Für die künstlerisch-ästhetischen Interessen mag zum Ueberfluß sein Verkehr mit Lenbach, Paul Heyse u. A. während der Münchener Zeit zeugen. Die Blüthe aller inneren Ausbildung des Menschen ist Herzensbildung. Sie wird gerade Sch. von Allen, die mit ihm in nähere oder fernere Beziehung getreten sind, einstimmig in reichem Maße zugesprochen. Hier wurzelt sein starker Familiensinn und sein tiefes Pietätsempfinden. Mit seinem Bruder Friedrich zusammen hat er die zerstreuten litterarischen Aufsätze seines Vaters gesammelt und herausgegeben („Gesammelte Aufsätze zur classischen Litteratur alter und neuer Zeit", 1884) und der Mutter gewidmet. Zu seinen Lehrern, besonders zu Sauppe, stand er stets im schönsten Pietätsverhältniß. Der ihm eigene feine Herzenstakt hat ihm an den schnell wechselnden Wirkungsstätten stets ebenso schnell die Freundschaft der Collegen gewonnen, und es ist bezeichnend, daß gerade auch an Jahren viel ältere Männer in wirkliches Freundschaftsverhältniß zu ihm traten. Sch. war, da dieses sein Wesen zugleich in den concilianteſten äußeren Formen zum Ausdrucke kam, wie geschaffen zur Ausgleichung von Conflicten in Collegien- und Freundeskreisen, wie sie z. B. in Straßburg eine so schwierige und innerlich widerspruchsvolle Natur wie die Studemund's immer von neuem entstehen ließ. Es war keine leichte Aufgabe, neben diesem Manne volle acht Jahre zu wirken, ohne daß es zum

Bruche gekommen wäre. In Straßburg haftet noch die Erinnerung an die Verdienste, die sich Sch. durch taktvoll vermittelndes Dazwischentreten in mehr als einem Falle erworben hat; zugleich verknüpft sich damit die volle Anerkennung dafür, daß er unter so schwierigen Verhältnissen bei allem Entgegenkommen die innere Festigkeit bewahrte, nie seiner Stellung und seiner Selbstachtung ein Opfer zu bringen. Sein entgegenkommendes Wesen hat ihm endlich auch die vielfach und warm bezeugte Liebe seiner Schüler erworben: er hatte stets Zeit und Herz für ihre wissenschaftlichen und auch persönlichen Anliegen. Vielleicht beruht sein Lehrerfolg hierauf nicht weniger als auf seiner eigentlichen Lehrthätigkeit.

Diese erstreckte sich in den Vorlesungen wesentlich auf die Schöll's eigenem Interessenkreise zunächst liegenden Gebiete, auf griechische, später auch lateinische Alterthümer, griechische Epigraphik, Lysias, Andokides, Thukydides, im Anfang auch auf lateinische Grammatik, in München, durch den Lehrauftrag veranlaßt, auf griechische Geschichte oder Theile derselben, gelegentlich auch auf Aristophanes; hinzu kam eine allmählich ausgebaute methodische Vorlesung über philologische Textkritik. In den Uebungen der Seminare traten die Dichter mehr hervor: Odyssee, Hesiod, Pindar, Theognis, Aeschylus, Euripides, dazu aus der römischen Litteratur Ciceronianische Reden, Sallust, Terenz, Horaz. Der Erfolg seiner Lehrthätigkeit konnte in Greifswald und Jena bei der Kürze der jedesmaligen Wirksamkeit noch nicht zu Tage treten. In Straßburg zeigte er sich voll und sofort, da er hier in dem straff organisirten philologischen Seminare und in dem Institut für Alterthumswissenschaft ein doppeltes Organ zur unmittelbaren Einwirkung auf die Studenten besaß. Wenn in München ein ähnlicher Lehrerfolg sich nur langsam einstellen wollte, so ist ein Grund dafür das Fehlen gleicher Institutionen. Aber diese sind doch nur als Organe der Wirksamkeit in Anschlag zu bringen. Schöll's Lehrerfolg gründete sich zu einem Theile auf der sorgfältigen Vorbereitung und Gediegenheit des Gebotenen sowie der klaren und sachlichen Form des Vortrags; in ihrem Kerne beruhte sie — abgesehen von dem persönlichen Entgegenkommen gegen seine Schüler — darauf, daß Sch. bei allem Detail, das er reichlich zu geben pflegte, nicht Thatsachen als solche übermittelte, sondern wissenschaftliche Probleme den Studenten vorzulegen und mit ihnen besonders in den Uebungen zu behandeln verstand. Die hieraus sich ergebende wissenschaftliche Anregung hat die große Anzahl von Schülerarbeiten in Straßburg entstehen lassen, die man am besten in den ersten 11 Bänden der „Dissertationes philologicae Argentoratenses selectae“ (Straßburg 1879 ff.) übersieht. Die Schöll'schen Dissertationen heben sich durch die Themastellung ohne weiteres von den gleichfalls charakteristischen Studemund'schen Arbeiten ab. Die Schöll'schen Dissertationen sind sämmtlich wissenschaftliche, z. Th. sehr gute Arbeiten. Die selbständigen Bücher von Judeich (Kleinasiatische Studien, 1892) und Preger (Inscriptiones Graecae metricae etc., 1891) gehen gleichfalls auf directe Anregung von Sch. zurück.

Schöll's eigene litterarische Leistungen sind nicht leicht zu überschauen, da er keine größeren zusammenfassenden Bücher geschrieben hat. Gesammtdarstellungen der griechischen Epigraphik und der griechischen Staatsalterthümer sind Pläne geblieben. Von der Ausgabe der Novellen, deren erstem 1880 erschienenen Hefte Sch. selbst noch drei weitere folgen lassen konnte, blieb das letzte Heft unvollendet und ohne die beabsichtigten Prolegomena. Die Ausgabe „Procli commentariorum in rempublicam Platonis partes ineditae“ (Berlin 1886), die nach einer späten Renaissancehandschrift hergestellt war, litt, wenn

auch an der Qualität der Arbeit kein Zweifel sein kann („ad Schoellii acumen et diligentiam accessit Useneri ingenium“), unter einem Mißgeschick, insofern unmittelbar nach ihrem Erscheinen das Original jener Copie von R. Reitzenstein aufgefunden wurde, nach welchem unter Hinzuziehung anderen handschriftlichen Materials erst W. Kroll (1899. 1901) eine vollständige Ausgabe herstellte, derselbe, welcher auch Schöll's Ausgabe der Novellen zu Ende geführt hatte (1895). An der Asconiusausgabe hat Sch. sicher großen Antheil, doch ist seine Arbeit von der Kießling's nicht zu scheiden. Abgesehen von der Bonner Erstlingsschrift besteht der litterarische Nachlaß Schöll's aus Einzelabhandlungen, Vorträgen, Recensionen u. s. w. Sch. hat nicht leicht aus eigenem Antriebe publicirt, sondern ist in vielen Fällen, um nicht zu sagen zumeist, durch äußere Veranlassungen zu wissenschaftlicher Production gebracht worden. So ist es das örtliche Zusammenwirken, welches in Greifswald ihn mit Kießling zum Asconius führte, in Jena ihn Nipperdey's Tacitusausgabe durch Vollendung des Dialogus (Berlin 1876) fertigstellen und die Sammlung von Nipperdey's Opuscula (1877) veranstalten ließ, sowie ihm eine Reihe werthvoller Recensionen für die damals neu belebte Jenaer Litteraturzeitung abgewann. Ebenso hat die Straßburger Gemeinschaft mit Studemund jene Proklosausgabe als 2. Band der von beiden Gelehrten zusammen herausgegebenen „Anecdota varia Graeca et Latina“ hervorgerufen. Nach anderer Seite hin haben ihm festliche Gelegenheiten oder Gedenkfeiern die Feder in die Hand gegeben: die „Quaestiones fiscales iuris Attici“ als Festschrift für Schoemann (1873), „De synegoris Atticis commentatio“ in der dem Vater zum 70. Geburtstage von den beiden philologischen Söhnen gewidmeten Festschrift (1875), „De extraordinariis quibusdam magistratibus Atheniensium“ in den Commentationes in honorem Th. Mommseni (1877), „De communibus et collegiis quibusdam“ in der von ihm veranlaßten Satura philologica für Sauppe (1879), „Griechische Künstlerinschriften“ in den Historisch-philologischen Aufsätzen für E. Curtius (1884). Endlich wurde ihm seine Mitgliedschaft der Münchener Akademie Veranlassung zu stärkerer Production, besonders zur Fertigstellung älterer Entwürfe: allerdings der bleibend werthvolle Aufsatz über „Athenische Festkommissionen“ (Sitzungsber. d. kgl. bayer. Akad. 1877) hat actuelle Veranlassung (Auffindung einer Inschrift), dagegen sind in den Abhandlungen „Ueber attische Gesetzgebung“ (a. a. O. 1886), „Der Proceß des Phidias“ (1888), „Die Kleisthenischen Phylen“ (1889) und „Der Atticist Phrynichos“, sowie in der Festrede über die „Anfänge einer politischen Litteratur bei den Griechen“ lang vorbereitete Stoffe und Gedanken zu abschließender litterarischer Formulirung gelangt. Die sonstigen wissenschaftlichen Aufsätze Schöll's finden sich zumeist in der Zeitschrift „Hermes“ (1869—1873, 1876, 1878, 1887), größere, meist sehr inhaltreiche Recensionen in Fleckeisen's Jahrbüchern für classische Philologie, in der Jenaer Litteraturzeitung und den Göttinger Gelehrten Anzeigen. Die Ader der politischen Publicistik, welche in der Flugschrift gegen La Marmora so lebensvoll schlug, versiegte in dem Gelehrtenleben; bis 1872 hat Sch. zu actuellen Fragen des öffentlichen Lebens in den „Grenzboten“ und dem „Neuen Reiche“ sich geäußert. Für diese und anderweitige Arbeiten sind die Angaben sorgfältig von F. Schöll in der Biographie seines Bruders (s. u.) zusammengestellt (hinzuzufügen die oben erwähnte Biographie des Vaters G. A. Schöll). Man darf es bedauern, daß nicht bald nach dem Tode Schöll's eine Sammlung seiner wichtigeren Arbeiten erfolgte, welche sein litterarisches Gesammtbild charakteristisch wiederspiegelte. Damals hätte die Sammlung auch noch actuelle wissenschaftliche Bedeutung gehabt. Jetzt ist doch vieles — auch der

große Aufsatz über Phrynichos — durch weitere Forschung und neue Entdeckungen überholt, und haben sich die Probleme verschoben oder andere Accentuirung erhalten, ein Schicksal, dem keine antiquarische Einzelforschung leicht entgeht, da die Dauer ihrer Ergebnisse von dem zufälligen Vorhandensein und ebenso zufälligen Zuwachsen des wechselndsten Arbeitsstoffes — der Inschriften und jetzt auch der Papyri — in besonderem Maaße bedingt ist.

Als Bonner Student kam Sch. einst zum gemeinsamen Frühstückstische — er wohnte damals mit seinem jüngeren Bruder, H. Blümner (nach dessen mündlicher Mittheilung dieser Zug) und E. Droysen zusammen — mit dem 1. Bande der Bekker'schen Anekdota; an ihrer Spitze stehen Auszüge aus Phrynichos; über Phrynichos hielt er seinen letzten Akademievortrag in München, den erst sein Bruder F. Schöll aus dem Nachlaß herausgab (Sitzungsb. 1892). Das ist charakteristisch für Sch. Die Ursachen, welche einem stärkeren Productionsdrange bei ihm hemmend entgegenstanden, beruhen z. Th. auf seiner Arbeitsart und seiner Lehrthätigkeit, d. h. auf den Vorzügen des Gelehrten Sch. Durchgehends sind seine Arbeiten von einer Solidität der Forschung, wie sie nur völliges Ausreifen der Gedanken, gewissenhafteste Durcharbeitung des Stoffes und strengste Selbstkritik erzielen können. Glänzender Einfall hat ihn nie verblendet, der Autoreneitelkeit seinen Zoll zu zahlen; das ging seiner strengen Methode und seinem wissenschaftlichen Wahrheitsbedürfniß zuwider. Ebenso muß er viel Zeit auf die Form gewandt haben; ist er auch zweifellos ein gewandter Stilist gewesen, so war doch die seinen Aufsätzen eigene Klarheit der Sprache, Prägnanz des Ausdrucks und Durchsichtigkeit der Disposition nicht ohne Mühe zu erreichen. Man wird ferner daran erinnern, daß Sch. im Anfang auf seine Vorlesungen und stets auf seine Uebungen viel vorbereitende Zeit verwendete und besonders seinen Schülern seine freie Zeit in fast unumschränktem Maße zur Verfügung hielt; ebenso kommt die Vielseitigkeit der Interessen in Betracht, und vielleicht muß man in diesem Zusammenhange darauf hinweisen, daß der für die Gesammtausbildung des Indididuums sonst so ungewöhnlich förderliche Aufenthalt in Italien doch auch einen Schatten gehabt habe; denn diese Periode hat mit ihrer mannichfachen Zersplitterung der Interessen und Aufgaben gerade für das wissenschaftlich bildungsfähigste Alter das Moment der Concentration auf einzelne größere Aufgaben fast ganz fehlen lassen. Dies sind gewiß alles Gründe, doch der Grund lag in Sch. selbst. Das Gebiet der griechischen Antiquitäten hat er wie kein Anderer damals beherrscht; man vermißt nur die specifisch Böckh'sche Richtung nach der volkswirthschaftlichen Seite hin; dafür bietet das juristische Element den Ersatz. Dieses begründet seine Stärke in der Behandlung aller Fragen, die sich auf Organisation und Verwaltung von Staat und Cult beziehen. Seine philologische Gründlichkeit ist nie der Behandlung auch der geringfügigsten Einzelfrage ausgewichen, aber stets hat er dabei aus voller Kenntniß des ganzen Stoffes geschaffen. Das einzelne Zeugniß, vor allem die einzelne Inschrift ist ihm nicht an sich Object der Behandlung, sondern tritt durch Hinzunahme der gesammten Ueberlieferung in weiteren Rahmen; auf glücklicher Combination in schriftlichen und litterarischen Zeugnissen beruhen seine besten Arbeiten; der epigraphische Sport virtuoser Inschriftenergänzung hat ihm stets fern gelegen. Die Schüler bezeugen einstimmig, daß er sie von der strengen Einzelerklärung zu allgemeiner Erfassung der Probleme emporführte. Er besaß die volle Gesammtanschauung, aber zu ihrer, wenn auch nur theilweisen Darstellung ist er nicht gekommen: nicht bloß, weil ihm die Zeit dazu nicht vergönnt war. Schöll's Begabung war eben im Grunde nicht eine synthetische, sondern eine

kritische. Kritische Gewissenhaftigkeit und eingehende Specialkenntnisse scheuchen leicht von der Behandlung im Großen zurück, da sie eine Fülle von Einzelfragen für die Synthese als ungenügend geläutert kennen; und dieses Wissen wirkt in überwiegend kritisch veranlagten Naturen eben stärker als die Erkenntniß, der Sch. sich ganz sicher nicht verschlossen hat, daß die Synthese, was sie bei der Beschränktheit menschlichen Könnens an Exactheit im Einzelnen fehlen lassen muß, durch andere Werthe mehr denn ersetzt.

Nimmt man zu dieser im Einzelnen inhaltreichen, aber einer größeren Gesammtwirkung entbehrenden Schriftstellerei die Schöll'sche Kritik in ihrer Eigenart, die das uneingeschränkte Lob einer sehr methodischen, gewandten und scharfsinnigen verdient, nicht aber eine divinatorische genannt werden kann, so begreift man, daß große Impulse für die Wissenschaft von ihm nicht ausgegangen sind. Aber er war Herr auf seinem Gebiete, und im Einzelnen sind seine Untersuchungen einschneidend gewesen. So ist von dauernd wirkender Bedeutung seine Abhandlung über die attische Gesetzgebung. Indem Sch. hier in glänzender Vereinigung seiner philologischen und juristischen Fähigkeiten die Echtheit von Urkunden einer Demosthenesrede darlegte, hat er die Philologie das gesammte gleichartige Material, viele Zeugnisse ersten Ranges für das antike Recht, richtig beurtheilen und wiedergewinnen gelehrt; denn alle weitere Forschung nach dieser Richtung hin steht auf seinen Schultern. Die eigentliche Wirkung Schöll's besteht in der Belebung und Vertiefung antiquarischer Forschung, namentlich durch Heranziehung der Inschriften; in dieser Richtung ist er mit den beiden anderen Schülern Sauppe's, seinen Studiengenossen Ulrich Koehler und Wilhelm Dittenberger, zusammen zu nennen. Ausgeübt hat er diese Wirkung besonders durch seine Schüler, doch auch durch seine Aufsätze. Und diese werden trotz allem Fortschritt der Forschung ein Gewinn der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Litteratur bleiben; denn dauernde Werthe sind die strenge Methode, die sie lehren, der rein wissenschaftliche Sinn, aus dem sie verfaßt sind, die schöne Menschlichkeit, von der sie zeugen.

Ausführliche Biographie von F. Schöll im Jahresbericht über die Fortschritte der class. Alterthumswissenschaft 1897 (Biographisches Jahrbuch S. 9 bis 40). — E. Fabricius in der Beilage z. Allg. Zeitung 1893, 20. Sept. (Nr. 218). — Wölfflin im Archiv f. lat. Lexikogr. 1893, VIII, 623 ff., Christ im Sitzungsber. d. Kgl. Bayer. Akad. 1894, S. 194 ff. — Traube in Neue Jahrbücher f. Alterthumswiss. 1907, S. 727 ff. (postum mit Einleitung von F. Boll). — A. Michaelis in der Straßburger Post 1893, 14. Juni.

Bruno Keil.

Scholler: Karl Friedrich Sch., evangelischer Geistlicher der Pfalz im 19. Jahrhundert. „Ein Dreigestirn am pfälzischen Kirchenhimmel" nennt Pfarrer Johann Schiller in Westheim (1812—1886, über ihn s. A. D. B. XXXI, 245 ff.) in seinem „Pfälzischen Memorabile" von 1873, I. Theil, S. 86 die evangelischen Geistlichen Blaul (1809—1863), Culmann (1824—1863) und Scholler (1807—1863). Blaul hat in der Allgemeinen Deutschen Biographie (XLVII, 14) seinen Darsteller gefunden, nicht so Philipp Theodor Culmann.

Sch., der im gleichen Jahre 1863 wie die beiden Anderen der pfälzischen Landeskirche durch den Tod entrissen wurde, war geboren am 29. October 1807 zu Neustadt a. d. Hardt als der Sohn eines Siebmachers, dessen Eltern aus dem Breisgau eingewandert waren. Da er in der Volksschule vor seinen Mitschülern durch seine Geistesgaben sich auszeichnete, ließen ihn seine Eltern die Lateinschule in Neustadt a. d. Hardt und dann das Progymnasium in

Kaiserslautern besuchen, das damals unter der Direction des trefflichen Seminardirectors Balbier stand. 1824 trat er in das Gymnasium in Speier über, das er 1826 mit der ersten Note absolvirte. Er studirte hierauf ein Jahr lang Philosophie auf dem Lyceum Speier und dann Theologie und Philosophie auf der Universität Erlangen. Mit seinem Lehrer, dem Philosophieprofessor Kapp und dessen geistvoller Gattin Emilie geb. Schuster aus Neustadt a. d. Hardt machte Sch. eine neun Monate dauernde wissenschaftliche Reise nach Italien, wo er sich drei Monate in Rom und zwei Monate in Neapel aufhielt. Nach seiner Rückkehr stellte er sich die Aufgabe, diese italienische Reise für Kunstforscher und Kunstfreunde in einem mehrbändigen Werke zu schildern. 1831 erschien der 1. Band, der bis zu seiner Ankunft in Rom reicht. Daneben veröffentlichte er noch als Student in verschiedenen Zeitschriften litterarische Arbeiten auf dem Gebiete der Philosophie, Kunst und Poesie und gründete sogar mit Prof. Kapp u. A. eine eigene Zeitschrift für Philosophie. Mehrere Gedichte von ihm erschienen im damaligen Musenalmanach. Nachdem er in Speier die theologische Aufnahmeprüfung und ein philologisches Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, kehrte er an die Universität Erlangen zurück, wo er 1832 den 2. Band seines Reisewerkes (Aufenthalt in Rom) der Oeffentlichkeit übergab. Da sein Verleger Hartmann in Leipzig bald darauf starb, erschien kein weiterer Band mehr. Man hatte ihn bestimmen wollen, die Universitätslaufbahn einzuschlagen, allein es erschien ihm etwas Mißliches, vielleicht Jahre lang als Privatdocent auf eine Professur warten zu müssen, und so entschloß er sich, in den Dienst der pfälzischen unirten Kirche zu treten; Sch. wurde 1832 in Dürkheim ordinirt. 1833 wurde er Pfarrverweser in Vorderweidenthal und im Sommer Vicar bei Pfarrer Friedrich Wilhelm Reichhold in Frankenthal, bei dem er bis zu seiner Anstellung als Pfarrer in Ruchheim 1836 blieb, und dessen zweite Tochter Johanna Magdalena im gleichen Jahre seine Gattin wurde. In Frankenthal ertheilte er am dortigen Töchterinstitut mit vieler Liebe Unterricht in der Litteraturgeschichte und verkehrte viel mit dem Componisten Vierling, der später nach Durlach berufen wurde, und dem Schriftsteller Karl Geib in dem nahen Lambsheim. Als 1834 König Ludwig I. von Baiern nach Frankenthal kam, gelang es ihm, dem einfachen Vicar, den König zu bewegen, eine Schuld von 11 000 Gulden, die noch auf der 1822 erbauten Stadtpfarrkirche lastete, zu bezahlen.

1836 wurde auf Anregung des berühmten Humanisten Friedrich v. Thiersch aus München die Lateinschule in Bergzabern gegründet; Sch. wurde die Vorstandsstelle der neuerrichteten Anstalt angetragen. Doch dieser zog auf den Rath des kgl. Consistorialraths Dr. Rust in Speier die ihm gleichzeitig angebotene Anfangspfarre Ruchheim vor und blieb so der unirten Kirche der Pfalz erhalten. Nochmals war ihm Gelegenheit gegeben, zum Lehramte überzugehen, als man ihm an dem neugegründeten Lyceum Speier die Professur für Philosophie anbot, allein er blieb dem ihn weniger anstrengenden und so mehr freie Zeit lassenden Berufe eines Pfarrers treu. 1839 erschien bei Brockhaus in Leipzig seine Broschüre „Christian Kapp und seine litterarischen Leistungen. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“. 1841 wurde er als geistlicher Abgeordneter in die Generalsynode der Pfalz zu Speier gewählt, wo seiner schwere Arbeiten harrten, da man ihn in die Commission für Bearbeitung eines neuen Katechismus wählte, die ihn zum Referenten bestellte. Daß er als Anhänger der positiven Richtung auch den Wünschen der freieren Richtung entgegenkommen und einen alle Parteien befriedigenden Katechismus zu Stande bringen wollte, ward ihm von seinen

Parteifreunden sehr verübelt, war aber ein Beweis, daß er kein einseitiger Parteimann war, sondern auf höherer Warte stand und das Interesse der ganzen Kirche im Auge hatte. Ebenso wurde ihm das Referat über Herausgabe einer neuen Kirchenagende, d. i. eines Kirchenbuches übertragen, welches die Gebete für alle gottesdienstlichen und heiligen Handlungen enthielt, da die alte seit 1823 gebrauchte Agende vielen Wünschen nicht entsprach. Die „Neue Kirchenagende", das Werk Scholler's, gelangte am 18. Juni 1845 zur Einführung und blieb bis Ostern 1880 in Kraft, in welchem Jahre ein „Neues Kirchenbuch" eingeführt wurde, das heute noch in Gebrauch ist.

Die schöpferische Thätigkeit Scholler's lenkte die Aufmerksamkeit der Kirchenbehörde auf ihn, die ihn 1844 zum Decan in Homburg beförderte. Dort wurde er wiederholt von der pfälzischen protestantischen Geistlichkeit als Vertreter in den Landrath der Pfalz gewählt sowie zum Landtagsabgeordneten in München. 1847 wurde er als Decan nach Landau versetzt, wo er bis 1856 wirkte. Als ihm die Verwesung des Rectorates der kgl. Gewerbschule daselbst übertragen wurde, benützte er die Gelegenheit, als Programm die Monographie „Vom Rechte des Gewissens" erscheinen zu lassen. Oefters hielt er Vorträge vor dem gebildeten Publicum Landaus über „Herkulanum und Pompeji", über den „Unterschied zwischen classischer und romantischer Poesie" u. a. Da er der positiven Richtung angehörte und entschieden für diese eintrat, hatte er manche Kämpfe mit den Gegnern zu bestehen; doch sein ernstes wissenschaftliches Streben fand auch bei seinen Widersachern die verdiente Anerkennung und Würdigung.

1857—1865 tobte in der Pfalz der Gesangbuchstreit, der die unirte pfälzische Kirche nach den Worten des kgl. Oberconsistorialrathes Philipp Decker auf der Generalsynode zu Speier 1905 „bis in ihre Grundfesten erschütterte" (s. Verhandlungen der prot. Generalsynode für den Consistorialbezirk Speier für 1905, S. 124). Das alte Gesangbuch der unirten pfälzischen Kirche war 1823 auf Grund eines Beschlusses der Generalsynode von 1821 herausgegeben worden und hatte sich großer Beliebtheit erfreut, doch erschien es im Laufe der Zeit Vielen verbesserungsbedürftig, allein die Reactionszeit der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts, die auch in das kirchliche Gebiet hinübergriff, war nicht dazu angethan, ein alle Parteien befriedigendes Werk zu Stande zu bringen. Die Geistlichen der beiden Hauptrichtungen befehdeten sich und rissen die Bevölkerung mit fort in den Streit, und so mußte die Einführung des neuen Gesangbuches, das bereits in vielen Tausenden von Exemplaren gedruckt war, 1865 aufgegeben werden, und das Pfälzische Gesangbuch, das — nach Gümbel, Geschichte der prot. Kirche der Pfalz von 1885, S. 123 — einen „hohen Werth als Erbauungsbuch und liturgisches Sammelwerk" hatte, wurde in die Nachbarländer verkauft. Nur 11 pfälzische Kirchengemeinden (von 246) behielten das „Neue Gesangbuch" bis 1907 bei, in welchem Jahre endlich nach achtzehnjährigen Verhandlungen ein „Gesangbuch" zur Einführung gelangte, das alle Parteien und Richtungen befriedigt.

Sch. war in den Generalsynoden von 1857 und 1861 Referent des Gesangbuchausschusses, und sein Name bürgt für die Güte des Buches, wenn es auch vielen Wünschen der liberalen Partei nicht entsprach. Die Parteikämpfe zehrten am Marke seines Lebens, so daß er 1861 vom Schlage gerührt wurde. Er hatte sich 1856 als Prodecan nach Minfeld versetzen lassen. 1858 erschienen seine „Pfälzer Briefe", 1861 sein „Zeugniß der Wahrheit in Sachen der evangelischen Kirche der bayerischen Rheinpfalz".

Als er auf den Synoden nicht mehr erscheinen konnte, wollte er wenigstens mit der Feder für die Sache kämpfen, die er für die richtige hielt. Trotz des

Besuches der Bäder Kissingen und Griesbach erlangte er seine frühere Gesundheit nicht wieder, doch konnte er noch 1862 seinen Sohn Ludwig als seinen Vicar ordiniren. Am 8. August 1863 beschloß er sein Dasein schnell und unerwartet, Abends hatte er noch einen Spaziergang gemacht und um $^1/_2$10 Uhr seine Hausandacht gehalten, um 10 Uhr war er infolge eines neuen Schlages eine Leiche — erst 55 Jahre alt.

Sch. gehörte wie Blaul und Culmann der positiven Richtung der pfälzischen Kirche an. Er war ein begabter, äußerst strebsamer, thätiger und auch segensreich wirkender Mann, der selbst bei Gegnern seiner Richtung in hohem Ansehen stand. Leider hat die Polemik ihm wie so vielen Kirchenlehrern der Vergangenheit einen kostbaren Theil seiner Zeit geraubt, doch hat er auch fruchtbringenden Samen ausgestreut und durch seinen ausgezeichneten Lebenswandel in allen seinen Kirchengemeinden das schönste Beispiel gegeben.

Evangelischer Kirchenbote von 1863, S. 36—49. — Evangelische Blätter der Pfalz von 1863, S. 51. — Pfälzisches Memorabile, 1. Theil, von Pfarrer Joh. Schiller, 1873, S. 92—104. — Theodor Gümbel, Die Geschichte der prot. Kirche der Pfalz, 1885, S. 601 u. 735.

J. J. H. Schmitt.

Schöller: Leopold Sch., schlesischer Großindustrieller, geboren am 8. Januar 1830, † am 31. December 1896, stammte aus jener bekannten Familie des Rheinlands, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts im Schleidener Thale den Eisenhüttenbetrieb begann und später zu der reichen Industrieblüthe Dürens den ersten Grund legte. Als vierter Sohn des Geh. Commerzienrathes Leopold Schöller in Düren geboren, erhielt er seine Schulbildung in Elberfeld, besuchte die Universität Bonn und erwarb sich gründliche kaufmännische und praktische Kenntnisse in den bedeutenden Tuch- und Teppichfabriken seiner Familie. Reisen in allen Theilen Deutschlands, in Oesterreich und Italien halfen seine Ausbildung vollenden. Durch Uebersiedlung nach Breslau 1867 erhielt er den Hauptwirkungskreis seines Lebens in Schlesien, wo seine Familie seit 1848 durch Erwerb von Großgrundbesitz und durch industrielle Thätigkeit — durch Uebernahme einer 1843 von der Seehandlung begründeten Kammgarnspinnerei in Breslau sowie der großen Zuckerfabrik in Klettendorf bei Breslau — festen Fuß gefaßt hatte. Unter der energischen, weitschauenden Leitung Leop. Schöller's wurde der Familienbesitz in Schlesien mit der Zeit außerordentlich erweitert. Es traten hinzu Zuckerfabriken in Gr.-Mochbern und Rosenthal bei Breslau, einer Cellulosefabrik in Wartha, Papierfabriken in Mühldorf, in Weltende und Sattler bei Hirschberg und endlich ein umfangreicher Großgrundbesitz in allen Theilen der Provinz. Neben seiner Thätigkeit für die Verwaltung und Vermehrung dieses ausgedehnten und vielseitigen Besitzes entfaltete Sch. eine ebenso eifrige wie erfolgreiche gemeinnützige Wirksamkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, die sich mit seinem weiten Berufs- und Erfahrungskreise irgendwie berührten. So war er lange Jahre Leiter des Schlesischen Zweigvereins für Rübenzuckerfabrikation, thätiges Mitglied der Breslauer Handelskammer, der Landwirthschaftskammer, des Breslauer landwirthschaftlichen Vereins, des Bezirkseisenbahnraths Breslau und schließlich auch des Landeseisenbahnraths. Als Begründer und Leiter des Schlesischen Provinzialvereins für Fluß- und Canalschifffahrt hat er sich namentlich um das Zustandekommen des Oder-Spree-Canals große Verdienste erworben. Als Vertreter der Stadt Breslau im Abgeordnetenhause 1888—93, wo er sich der freiconservativen Fraction anschloß, wirkte er als rüstiger Vorkämpfer für Verkehrsfortschritte und als Sachverständiger in Tariffragen. Sch. war äußerlich nicht gerade eine

imponirende Persönlichkeit, aber ein Mann von echtem Schrot und Korn, von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, Einfachheit und Bescheidenheit. Im Erwerbsleben ausgezeichnet durch geistige Beweglichkeit, besonnene Unternehmungslust, klares Urtheil und rüstige Thatkraft, war er auch ein Wirthschaftspolitiker von seltener Weite des Blicks, der durch seine Persönlichkeit wie durch seine vielseitige private Erwerbsthätigkeit besonders berufen war, in einer Periode scharfer Interessenkämpfe zwischen Industrie und Landwirthschaft für den Ausgleich der Gegensätze zu wirken.

74. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Nekrologe S. 6 ff. — Schlesische Zeitung, 2. Januar 1897.

H. Wendt.

Scholtz: Julius Sch., Historienmaler, wurde am 12. Februar 1825 in Breslau geboren. Auf den Rath König's, des damaligen Conservators der Breslauer Gemäldegalerie, widmete er sich der Malerei und bezog im J. 1844 die Dresdener Akademie, wo er Schüler Julius Hübner's wurde. Das erste Bild: „Der Wirthin Töchterlein", mit dem er den Beifall der Zeitgenossen fand, war eine Illustration zu Uhland's Lied: „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein". Es war auf der Dresdener akademischen Ausstellung von 1858 zu sehen. Noch mehr Glück hatte Sch. mit seinem im J. 1862 vollendeten „Letzten Gastmahle der Generale Wallensteins", für das er den vom Verein für historische Kunst ausgeschriebenen Preis erhielt. Das Gemälde, das heute die Kunsthalle in Karlsruhe schmückt und im J. 1873 von Julius Kracker als Vereinsblatt des sächsischen Kunstvereins gestochen wurde, gehört ohne Zweifel zu den besten Leistungen der deutschen Historienmalerei. Das nächste größere Bild, das Sch. im J. 1869 schuf, stellt den Moment dar, in dem König Johann mit dem sächsischen Generalstab im J. 1866 die sächsische Grenze überschreitet. Es ging in den Besitz des Königs von Sachsen über und hängt heute im königlichen Schlosse zu Dresden. Im gleichen Jahre entstand die „Musterung der Freiwilligen von 1813 vor König Friedrich Wilhelm III. zu Breslau", vielleicht das bedeutendste historische Oelbild des Künstlers, das seine Stelle im Schlesischen Museum der bildenden Künste in Breslau gefunden hat. Eine freiere und größere Wiederholung davon, die durch eine wohlgelungene Nachbildung im Kunsthandel verbreitet worden ist, lieferte Sch. im J. 1872 für die Berliner Nationalgalerie. Dauernden Ruhm sichern Sch. aber wohl ganz besonders seine neun in Wachsfarben ausgeführten Wandgemälde in der Albrechtsburg zu Meißen. Sie geben Scenen aus dem Leben Albrecht's des Beherzten wieder und zeichnen sich vor den übrigen Historienbildern, mit denen andere Dresdener Maler die Säle und Gemächer der restaurirten Albrechtsburg geschmückt haben, durch geschickte Benutzung des Raumes, durch eine ungemein flotte, ganz persönliche Technik und ein seltenes Verständniß für malerische Wirkungen aus, wobei allerdings eine strengere historische Auffassung durch die Hinneigung zu einer mehr genrehaften Behandlung der geschichtlichen Vorgänge nicht ganz zu ihrem Rechte gelangt. Infolge dieser seiner namentlich in Malerkreisen Aufsehen erregenden Leistungen erhielt Sch. verschiedene Aufträge, sich an auswärtigen Concurrenzen für Wandgemälde zu betheiligen. Doch hatte er mit seinen Entwürfen kein Glück, während er als Porträtmaler so gesucht und mit Aufträgen überhäuft war, daß er eine Zeit lang auf jede andere Thätigkeit verzichten mußte. Auch sah er sich durch sein Lehramt an der Dresdener Akademie, an der er seit dem Jahre 1874 das Amt eines Professors bekleidete, in seiner freien schöpferischen Thätigkeit behindert. Dresden war ihm so lieb, daß er mehrere ehrenvolle Berufungen an andere Kunstschulen ablehnte. In der Handhabung der Oel=

technik, des Aquarells und des Pastellstiftes gleichmäßig bewandert, verfolgte Sch. die neueren Bewegungen auf dem Gebiete der Malerei mit regem Interesse und war bis zum Schlusse seines Lebens bemüht, seine Palette aufzuhellen. Sein plötzlicher Tod am 2. Juni 1893 war daher ein schwerer Verlust für das Dresdener Kunstleben, da er zu den wenigen Künstlern der sächsischen Hauptstadt gehörte, die in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts mitzählen. Noch in seinem Todesjahre veranstaltete die Nationalgalerie in Berlin eine Sonderausstellung seiner Werke, die sich durch ungewöhnliche Vollständigkeit auszeichnete.

Max Jordan, Katalog der Kgl. National-Galerie zu Berlin. 5. Aufl. I, 118 und 119; III, 188. Berlin 1880. — Adolf Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. Leipzig 1889. III, 316 und 317. — Kunstchronik. N. F., 4. Jahrg. Leipzig 1893, Sp. 454 und 455; 5. Jahrg. Leipzig 1894, Sp. 105 und 287. — Kgl. National-Galerie. Ausstellung des Künstler-Nachlasses von Otto Brandt, Paul Schobert und Julius Scholtz. Berlin 1893, S. 17—22. — Friedr. v. Bötticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Dresden 1898. II, 627—629. — Schlesisches Museum der bildenden Künste. Illustrirter Katalog. Breslau (1898), S. 251, 252. — K. Woermann, Katalog der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 6. Aufl. Dresden 1905, S. 715, 716. — Sächs. Kunstverein zu Dresden. Gedächtniß-Ausstellung zu Ehren Ihrer Majestäten der Könige Albert und Georg von Sachsen. Dresden 1905, S. 5, Nr. 18. — Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775—1875. 2. Aufl. München 1906, S. 212. — M. Jordan u. A. Klee, Die Verbindung für historische Kunst 1854—1904. Denkschrift o. O. u. J., S. 25, Nr. 12 und Abb. 2.

H. A. Lier.

Schönberger: Lorenz Sch., Maler, geboren um 1770 in Vöslau, † 1847 in Mainz. Er wurde auf der Wiener Akademie unter Michael Wutky ausgebildet, besuchte Böhmen und die Schweiz, hielt sich kurze Zeit in Konstanz auf, bereiste mehrmals Italien, ging 1804 nach Paris und 1810 nach Frankfurt a. M., war bis zu seinem Tode auf Reisen in Deutschland, in Belgien (1826), den Niederlanden und England, kehrte aber mit Regelmäßigkeit immer nach Wien als seinem Heimathsort zurück. Seine derbe Natur ohne Seßhaftigkeit und Ausdauer fand ihren künstlerischen Ausdruck in einer kräftigen, effectvollen Manier.

Von seinen Gemälden seien aufgeführt: Meerbusen von Bajae (1804, Museum in Wien), Wasserfall von Terni (Joanneum in Graz), Vier Tageszeiten, Zwei Landschaften im städtischen Museum zu Frankfurt, Schneegebirge am Alpensee und Wasserfall (Galerie Czernin in Wien), Florenz im Mondlicht (Darmstadt), Rheinfall bei Schaffhausen (Galerie Schleißheim). Es existiren von ihm auch 29 radirte Blätter, Studien von Baumgruppen, Prateransichten und italienische Landschaften. Die Akademie in Amsterdam ernannte ihn zu ihrem Mitglied.

Sch. war zwei Mal verheirathet. Seine erste unglückliche Ehe war die mit der Sängerin Marconi, von der er sich bald trennte. Viel später verheirathete er sich mit der Freiin Hundbiß von Waltrams aus einer alten adeligen Familie. Dieser Ehe entstammte ein Sohn, Adolf, der seiner militärischen Verdienste halber nachmals geadelt und in den Freiherrnstand erhoben wurde.

Singer, Allgemeines Künstlerlexikon. Frankfurt 1901. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich.

Franz Vallentin.

Schönfeld: Anton Freiherr von Sch., k. und k. Feldzeugmeister, geboren am 3. Juli 1827 in Prag, entstammte einer in Böhmen und Niederösterreich ansässigen, im J. 1594 vom Kaiser Rudolf II. in den Reichsritterstand erhobenen Familie. Sch. erhielt seine erste Ausbildung 1838—1845 in der Theresianischen Militärakademie, die er am 25. September 1845 als Vorzugsschüler verließ. Nach Absolvirung des höheren Curses 1846 in das Infanterieregiment Nr. 42 eingetheilt, kam Sch. im Feldzuge des Jahres 1848, nachdem er vorher an den Gefechten am Stilfser Joche theilgenommen hatte und auch bei dessen provisorischer Befestigung thätig gewesen war, in die Operationskanzlei unter FZM. Frhr. v. Heß. Am 1. October 1848 zum Oberlieutenant befördert, war Sch. bei Beginn des Feldzuges von 1849 in Italien Generalstabsofficier der Avantgardebrigade des 2. Corps und zeichnete sich besonders bei Mortara und Novara hervorragend aus. An der Spitze des Wiener Freiwilligen-Bataillons wurde er durch eine Bersaglierikugel, die ihm Kinnlade und Zahnkiefer zerschmetterte, schwer verwundet. Mit dem Orden der Eisernen Krone 3. Classe ausgezeichnet, wurde Sch. nach seiner Genesung in den Generalquartiermeisterstab des 5. Corps, Mailand, eingetheilt und bildete bald dessen vorzüglichste Arbeitskraft. 1850 zum Hauptmann 2. Classe, 1854 zum Hauptmann 1. Classe befördert, im Frühjahr 1856 als Mappeur in die Walachei entsendet, kehrte Sch. nach Jahresfrist wieder in das alte Dienstverhältniß zurück. 1859 wurde Sch. außer der Tour Major im Infanterieregimente Nr. 33, in welchem er den Feldzug in Italien mitmachte, ohne jedoch in ein Gefecht zu kommen. Nachdem Sch. wieder zwei Jahre dem Generalstabe zugetheilt gewesen, 1862 zum Oberstlieutenant befördert worden war und als Generalstabschef beim 7. Corps fungirt hatte, erfolgte seine Berufung in die Centralkanzlei des Kriegsministeriums, wo er das Referat über die deutschen Bundesangelegenheiten und später, 1863, auch sieben Monate die Leitung der Centralkanzlei übernahm. Im December jenes Jahres dem Erzherzog Wilhelm bei Inspicirung des 7. bairischen Bundescorps zugetheilt, ward ihm in den ersten Tagen des Jahres 1864 die wichtige Aufgabe, den Aufmarsch der österreichischen Truppen an der Eider vorzubereiten. Nachdem er hierzu drei Wochen angestrengter Thätigkeit in Berlin zugebracht hatte, erhielt er die Bestimmung als k. k. Militärbevollmächtigter beim preußischen Obercommando der alliirten Truppen, wohnte in dieser Eigenschaft dem Treffen bei Oeversee sowie allen größeren Actionen des preußischen Corps bei; im Sommer des nämlichen Jahres wurde Sch. nach Wien berufen, um den beginnenden Friedensverhandlungen mit Dänemark beizuwohnen. Für seine Thätigkeit in jenem Jahre mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens und durch Verleihung preußischer, sächsischer und hessischer Orden ausgezeichnet, wurde Sch. am 1. Januar 1865 außertourlich zum Obersten befördert und wirkte ein Jahr lang als Commandant des Infanterieregiments Nr. 63, dann kam er als Militärbevollmächtigter zum 8. deutschen Bundescorps. Nach dem Feldzuge des Jahres 1866 mit dem Militärdienstkreuz ausgezeichnet, commandirte er das Infanterieregiment Nr. 47 und erhielt bei Ausbruch des Aufstandes in Süddalmatien eine Gebirgsbrigade, für deren Führung ihm der Orden der eisernen Krone 2. Classe verliehen wurde. Als er im Frühjahr 1879 Budna verließ, um das Commando der 1. Infanteriebrigade zu übernehmen, ernannte ihn jene Stadt zum Ehrenbürger „für entwickelte heldenmüthige Tapferkeit und menschenfreundliche Gefühle“. 1870 in den Freiherrnstand erhoben, am 29. October desselben Jahres zum Generalmajor befördert, wurde Sch. 1875 Feldmarschalllieutenant, nachdem er schon in den Jahren 1862, 1863 und 1867 an der Verfassung taktischer Vorschriften, im J. 1873

an der Umarbeitung des Exercirreglements hervorragend mitgewirkt, 1874 an dem in Brüssel tagenden Congreß über das Völkerrecht im Kriege theilgenommen und seit Juni 1875 das Commando der 5. Infanterie-Truppendivision in Olmütz geführt hatte. Nach dem unerwarteten Tode des FZM. Frhr. v. John wurde Sch. zum Chef des Generalstabes ernannt (4. Juni 1876) und ihm die Würde eines Geheimen Rathes verliehen. Die Lösung der bosnischen Frage rückte zu dieser Zeit heran, der russisch-türkische Krieg erheischte gespannte Aufmerksamkeit und eine Fülle von Arbeiten erwartete ihn hier, aber er wußte sie während seiner fünfjährigen Thätigkeit in dieser Stellung mit emsiger Hand, mit Beharrlichkeit und klarer Einsicht zu bewältigen. Die Folgeübel einer überstandenen schweren Krankheit, die drückende Sorge um den kaum in das Heer eingetretenen, unheilbarem Siechthum verfallenen Sohn, aber auch andere Umstände veranlaßten Sch. um Enthebung von seiner Stellung zu bitten, die ihm am 11. Juni 1881 in vollen Gnaden gewährt wurde. Nachdem Sch. im September 1881 als Chef einer österreich-ungarischen Mission an den Manövern des 10. und 11. Corps der französischen Armee theilgenommen hatte, wurde er am 28. November jenes Jahres Commandant der 7. Infanterie-Truppendivision und Militärcommandant in Triest, am 26. November 1882 Militärcommandant in Hermannstadt, Inhaber des neuerrichteten Infanterieregiments Nr. 82 und am 1. Januar 1883 Commandant des 12. Corps (Siebenbürgen). Nach Enthebung des FZM. Frhr. v. Kuhn von seiner Stellung als Commandant des 3. Corps, commandirender General und Landwehrcommandant in Graz, wurde Sch. am 21. Juli 1888 dessen Nachfolger, um wenige Monate später, am 13. September 1889 das Commando des 2. Corps in Wien zu übernehmen. Fünf Jahre bekleidete er diesen Posten, dann wurde er, am 14. September 1894, zur Disposition des Generalinspectors des Heeres, FM. Erzherzog Albrecht, gestellt und am 14. März 1895 zum Generaltruppeninspector ernannt, in welcher Stellung er noch drei Jahre erfolgreich wirkte.

FZM. Sch. war eine bedeutende und hervorragende Individualität, welche überall Spuren ihres Wirkens oder fruchtbare Anregungen zu förderlicher Thätigkeit zurückgelassen hat, und die glänzende Laufbahn, die sich dem jungen, eleganten Officier schon während des Krieges gegen Sardinien eröffnete, entsprach in ihrer fortschreitenden Entwicklung durchaus den Leistungen, nicht dem Glück allein. Schon in dem jugendlichen Alter von 21 Jahren in Radetzky's Hauptquartier mit Arbeiten betraut, die weit über die enge Sphäre eines Subalternofficiers hinausreichten, hat er dazu beigetragen, den Generalquartiermeisterstab unter der genialen Leitung des FZM. Frhr. v. Heß zu jener Elitetruppe zu machen, in welcher Radetzky's Geist und Ueberlieferungen das Gemeingut Aller waren. Durch und durch Soldat, in der eisernen Schule der alten „kaiserlichen Armee“ erzogen und aufgewachsen, mit ihr um so inniger verbunden, je mehr häusliches Leid zeitweilig schwer auf ihn drückte, verschloß er sich den Ideen und Forderungen der neuen Zeit nie und gerade er war einer derjenigen, welche aus der alten Armee die neue schufen und dieses neue Heer mit dem belebenden Hauche selbstständiger Ideen zu erfüllen, dem Glauben und die Hoffnung auf eine große Zukunft zu stärken vermochte. „Die Kriegswissenschaft war ihm in Fleisch und Blut übergegangen“, so schrieb ein militärisches Blatt treffend über ihn, „er war ein Weiser, ein Gelehrter, ohne damit zu prunken, ohne an seinem Wissen mühevoll zu tragen und im entscheidenden Augenblick die Bürde zu verlieren. Er spendete mit Eleganz aus dem reichen Borne seiner Wissenschaft, er war ja ein Krösus an Talent, eine große That hätte vielleicht bewiesen, daß dieses Talent Genie

bedeutete. Auf dem Manöverfelde ahnte man es, da sprühte sein glänzender, schöpferischer Geist Funken, da zauberte er das Bild meisterhafter Operationen mit genialer Sicherheit auf den Plan.“ Seine besondere Sorgfalt widmete er stets, mit in die Zukunft gerichtetem Blick, der Jugend des Heeres, und jederzeit hatte er, der von eiserner Strenge zu sein wußte, ein gutes, ermunterndes Wort für den, den er als strebsam erkannt und selbst als er die höchste im Frieden zu erreichende Stufe der militärischen Hierarchie erklommen, scheute er die Mühe nicht, in freundlichen eigenhändigen Zuschriften niederen, jungen Officieren, auch wenn sie seinem eigenen dienstlichen Commando nicht unterstanden, Worte der Anerkennung und Aufmunterung zu spenden. Von bezwingender Liebenswürdigkeit in persönlichem Verkehr, als geistvoller Causeur, der über eine universelle Bildung verfügte, geradezu bestrickend, beherrschte er meisterhaft das Wort, wenn er erheben, entflammen wollte.

FZM. Frhr. v. Sch. ist am 7. Januar 1898 nach kaum achttägiger Krankheit in Wien gestorben.

Acten des k. und k. Kriegsarchivs. — Swoboda, Die Theresianische Militär-Akademie zu Wiener Neustadt und ihre Zöglinge II, 116. — Pester Lloyd 1898, Nr. 8. — Reichswehr 1898 vom 7., 8. und 10. Januar. — Armeeblatt 1898, Nr. 2. — Armee-Zeitung 1898, Nr. 68. — Militär-Wochenblatt 1898, Nr. 6. — Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog III, 214. — Persönliche Erinnerungen.

Oskar Criste.

Schöningh: Ferdinand Sch., geboren am 16. März 1815 in Meppen (Hannover) als Sohn des Justizamtmannes Dr. jur. Jakob Schöningh und der Frau Josephine, geb. Poppenrath, † am 18. August 1883 zu Paderborn infolge eines Herzschlags. Die Verlagshandlung von Ferdinand Schöningh in Paderborn und Münster ist in Verbindung mit einem Sortimentsgeschäft im J. 1847 zu Paderborn begründet, also zu einer Zeit, welche derartigen Unternehmungen nicht besonders günstig war, und in einem Orte, welcher für litterarische Bestrebungen an sich nicht das geeignete Feld bot. Hervorgegangen aus kleinen Anfängen und dann im beständigen Kampfe mit der Ungunst der Verhältnisse, hat sie sich durch die Umsicht und unermüdliche Thätigkeit ihres Begründers zu einer der hervorragendsten Verlagsbuchhandlungen in Rheinland-Westfalen und zu einer der bedeutendsten Norddeutschlands emporgeschwungen. Die Thätigkeit der Verlagsbuchhandlung erstreckte sich anfänglich fast ausschließlich auf das Gebiet der theologischen Litteratur, indessen wiesen später auch der philosophische und schönwissenschaftliche Verlag gewichtige Autornamen auf. Aber nicht lange bewegte sich die Thätigkeit des Gründers in diesem engen Rahmen; jedem Zweig der Wissenschaften und des öffentlichen Lebens wendete er seine Aufmerksamkeit zu, sodaß es zur Zeit kein Fach der Litteratur im Schöningh'schen Verlage giebt, welchem der Inhaber nicht seine Fürsorge und Förderung gewidmet hätte. Den Hauptbestandtheil des Verlegers bilden außer theologischen und schönwissenschaftlichen Werken zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und der Schulphilologie, der Pädagogik und der Rechtswissenschaft. Im Anschluß an eine reiche Auswahl von griechischen uud lateinischen Lehrbüchern veröffentlichte die Verlagshandlung eine reichhaltige Sammlung griechischer und römischer Classiker sowohl in Text wie in commentirten Ausgaben, welche fortwährend noch vermehrt wird und von hervorragenden Gelehrten und Schulmännern Bearbeitung findet. Die Zahl der für den deutschen Unterricht bestimmten Lehrbücher ist sehr groß und die Höhe der Auflagen, welche die meisten dieser Werke aufzuweisen haben, zeugt für ihre große Beliebtheit und deren Verbreitung. Im J. 1848, ein Jahr nach

Errichtung des Geschäfts, erfolgte die Gründung des „Westfälischen Kirchenblattes“, aus welchem nach kurzer Zeit das „Westfälische Volksblatt“ hervorging; letzteres erschien seit 1862 als selbständiges Organ zweimal, später dreimal wöchentlich, und erscheint seit 1. April 1875 täglich; das Wachsthum des Blattes ist in stetem Steigen begriffen; dasselbe zählt jetzt 22000 Abonnenten. Weiter erfolgte die Gründung der jetzt noch bestehenden Predigt-Zeitschrift „Chrysologus“, 1861, der „Broschüren-Cyklus für das katholische Deutschland“, 1886, der „Blätter für kirchliche Wissenschaft und Praxis“, 1869, der Zeitschrift „Gymnasium“, 1883, die des „Jahrbuchs für Philosophie und speculative Theologie“, der „Monatsschrift für katholische Lehrerinnen“, der theologisch-praktisch-wissenschaftlichen Monatsschrift „Seelsorger“ und der „Katholischen Lehrerzeitung“. Um eine noch größere Verlagsthätigkeit entfalten zu können, wurde das Sortimentsgeschäft im J. 1876 an J. Esser abgetreten, welcher dasselbe unter seinem Namen weiterführte. Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die Firma im Januar 1885 durch die Uebernahme der Nasse'schen Verlagshandluug. Letztere wurde in Soest im Jahre 1815 gegründet, eine Zeit lang, bis zum Jahre 1849, von Ferd. Sch., dem Gründer der Paderborner Firma, geführt, in welchem Jahre der Schwager desselben, Albrecht Ziegler, das Geschäft übernahm. Letzterer siedelte nach Verkauf des Sortimentsgeschäftes, des Verlages des „Soester Kreisblattes“ und der Buchdruckerei 1873 mit dem Verlage nach Münster über. 1882 übernahm Ferdinand Schöningh jun. denselben und führte ihn selbständig bis zur Vereinignng mit dem väterlichen Geschäfte fort. Unter der Firma „Ferdinand Schöningh“ wird die frühere Nasse'schen Verlagshandlung in Münster als Zweiggeschäft weiter geführt, da es als nötig erachtet wurde, in Münster, der Hauptstadt und dem Mittelpunkte des geistigen und litterarischen Lebens der Provinz Westfalen, eine selbständige Vertretung zu etabliren. Am 1. Januar 1888 ging das Sortimentsgeschäft B. Wehberg in Osnabrück durch Kauf an die Firma Schöningh über, die dasselbe unter eigenem Namen und für eigene Rechnung weiterführt. K. Fr. Pfau.

Schönlein: Hermann Sch., geboren in Leipzig am 2. December 1833, erlernte den Buchhandel von Ostern 1847—1852 bei F. L. Herbig in Leipzig, in welchem Geschäft er dann noch bis Ende 1856 als Gehülfe blieb. Im Januar 1857 ging er zu Eduard Hallberger nach Stuttgart, wo er bis Ende April 1865 thätig war. Im September 1865 gründete Sch. eine eigene Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei, in der Absicht, den mittleren und unteren Volksclassen gediegene Unterhaltung und Belehrung in Form künstlerisch ausgestatteter illustrirter Journale zu bieten, und zwar zu einem auch dem Aermsten erschwinglichen, damals für unmöglich gehaltenen billigen Preise, von dem Sch. den Aufschluß neuer ausgedehnter Absatzkreise, in den weniger bemittelten Volksclassen erhoffte. Diese Erwartungen gingen gleich bei seinem im Herbst 1865 begonnenen ersten Unternehmen, dem „Buch für Alle“ (Preis pro Heft 30 Pfg.), glänzend in Erfüllung. Die Auflage desselben stieg infolge gediegener Durchführung von Jahr zu Jahr zu enormer Höhe, und gegenwärtig erfreut sich dieses Journal noch einer großartigen Verbreitung. Aehnlichen bedeutenden Erfolg hatte die im J. 1871 ins Leben gerufene „Illustrirte Chronik der Zeit“ (Preis pro Heft 20 Pfg.). Im J. 1873 gab Sch. das „Illustrirte Sonntagsblatt“ heraus. Beide Journale sollten als Unterhaltungsbeilage für politische Zeitungen dienen, um deren Verleger der großen Mühe, welche Redaction und Herstellung eigener Beilagen verursacht, zu entheben und zugleich bedeutende Ersparnisse zu bieten. Sorgfältige Durchführung verschaffte auch diesen Journalen eine thatsächlich großartige,

heute nach Hunderttausenden zählende Verbreitung. Infolge der im Publicum oft laut gewordenen Klage über die enorm hohen Preise der in Buchform erscheinenden Unterhaltungslitteratur faßte Sch. die Idee zu der im Herbst 1876 begonnenen „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ (Preis für den elegant gebundenen Band 75 Pfg.), die sofort den größten Beifall fand und gegenwärtig noch in hoher Auflage erscheint. Durch dieses Unternehmen ward zum ersten Mal im Buchhandel der Beweis geliefert, wie billig man bei Massenproduction elegant gebundene Bände dem Publicum bieten kann; dies regte andere Verleger zu einer Reihe ähnlicher Unternehmungen an.

Sch. leitete während des größten Theils seiner buchhändlerischen Selbstständigkeit die Redaction der von ihm herausgegebenen Journale persönlich. Seine Buchdruckerei, welche im Illustrationsdruck Vorzügliches leistete, umfaßte schließlich 28 Schnellpressen. Durch Ueberarbeitung kränklich geworden, verkaufte Sch. sein gesammtes Geschäft am 1. Mai 1888 an die Gebrüder Kröner, welche dasselbe in sachverständiger Weise anfänglich unter der Firma „Hermann Schönlein Nachfolger“, vom 1. Juni 1898 aber vereinigt mit den Verlagsgeschäften Gebr. W. Kröner und W. Spemann in Stuttgart unter der Firma „Union, Deutsche Verlagsgesellschaft“ weiterführen.

K. Fr. Pfau.

Schönn: Alois Sch., Maler, ist am 10. März 1826 in Wien geboren. Sein Vater, Johann Sch., k. k. Oberamtscontrollor, ließ ihm eine gediegene Bildung angedeihen. 1845 trat er in die Akademie ein, wo er bis zum Ende des Wintersemesters 1848 blieb. Als die Schule infolge der Revolution geschlossen wurde, begab sich Sch. als Landesvertheidiger zu den Tiroler Schützen nach Italien. Als Frucht dieses Feldzuges entstand das Gemälde: „Rückzug aus dem Gefechte von Ponte Tedesco“, das vom Kunstverein für 800 fl. angekauft wurde. Ein folgendes Werk: „Die Erstürmung von Lodrone“ ließ der Kaiser für 1000 fl. aufkaufen. Für die damalige Zeit gewiß recht beträchtliche Preise, zumal für einen 25 Jahre alten Künstler. Sch. ging auf den Kriegsschauplatz nach Ungarn; er wurde von den ungarischen Insurgenten gefangen genommen und wäre beinahe als Spion gehängt worden, wenn ihn die kaiserlichen Truppen nicht rechtzeitig befreit hätten. Bald nachher schuf er das häufig reproducirte Bild: „Heimkehr einer ungarischen Familie nach Beendigung des Krieges“. 1850—51 weilte Sch. in Paris, wo er nach eigenem Zugeständniß bei Horace Vernet viel Gutes lernte. Unter dessen Einfluß malte er sogar Marinebilder. Dann ging er nach dem Balkan, dem Orient, nach Aegypten, durchquerte die Sahara zu Fuß und landete endlich in Italien, wo ihn besonders Chioggia fesselte, dessen Volksleben er in ungezählten Bildern schilderte. Dann finden wir ihn wieder in Ungarn, Siebenbürgen, wo ihn, gleich Pettenkofen, der malerische Zigeuner fesselte, später in Polen, wo die Krakauer Judenviertel seine besondere Aufmerksamkeit weckten. Dann ging er wiederum nach dem Balkan, nach Constantinopel, um über Bosnien endlich zur Schilderung des Wiener Volkes zu gelangen. Obwohl er sich nie um Erwerb und Lohn kümmerte, erntete er doch manche äußere Ehren. Kaiser Franz Joseph insbesondere förderte Sch. Der wirthschaftliche Aufschwung Wiens um 1870 sicherte ihm auch reichen materiellen Lohn für seine Arbeit. Sein 70. Geburtstag brachte ihm rauschende Ovationen seitens der Jugend und seiner Collegen; auch das Ausland ließ es an Ehrungen nicht fehlen. Seine Freunde schildern ihn als schönen, strammen, mitunter schneidigen, wahrheitsliebenden, dabei aber grundgütigen Mann. Sch. war in überaus glücklicher Ehe mit Sofie v. Dratschmiedt vermählt, die ihm sieben Kinder schenkte. Am 16. September 1897 ist er nach kurzer

Krankheit in Krumpendorf am Wörthersee gestorben; Sch. wurde auf dem Wiener Centralfriedhof beigesetzt.

Seine beiden letzten Arbeiten, an denen er bis zum Tode emsig schuf, waren: „Kirchweihfest in Lucia in Kärnten“, „Türkische Hauptwache im Bazar zu Tunis“. Die von der Wiener Künstlergenossenschaft veranstaltete Nachlaß-Gedächtnißausstellung zeigte nicht weniger als 863 Werke. Besonders hervorgehoben mögen sein: „Häusermarkt zu Krakau“, „Die 3 Zigeuner“, „Der Märchenerzähler“, „Türkisches Café“, „Fischertheater“, „Fischmarkt in Chioggia“, „Am Brunnen von Taormina“, „Portikus der Oktavia in Rom“, „Volksfest an der Riviera“, „Römische Winzer“, „Lateinische Brücke in Serajevo“, „Genuesische Fischer“, „Der orientalische Obstmarkt“, „Der Wüstenbrunnen“, „Die Judenverfolgung“, „Nacht und Morgen“, „Maskenball im Theater“, „Arena Garibaldi in Chioggia“. Endlich die Wiener Bilder: „Am Schanzl“, „Auf der Freiung“. Die Hauptbesitzer seiner Werke sind: der Kaiser von Oesterreich, Kunsthistorisches und Naturhistorisches Museum zu Wien, Moderne Galerie, Akademische Galerie, Museum der Stadt Wien, sowie Privatbesitz.

Aug. Schäfer, Nachruf im Nachlaßkatalog, Februar 1898, Wien. — Singer, Allgem. Künstlerlexikon, 1898. Fritz Pollak.

Schorlemer: Burkard Franz Ludwig Johann Maria Freiherr von Sch. (-Alst), preußischer Parlamentarier, geboren am 20. October 1825 zu Heringhausen im westfälischen Kreise Lippstadt, † am 17. März 1895 zu Alst im westfälischen Kreise Steinfurt, entstammte einer uralten, vorwiegend katholischen Familie Westfalens. Sein Vater, Friedrich Frhr. v. Sch. (geboren am 26. Januar 1786, † 6. Januar 1849), war in dem bis 1803 kurkölnischen Herzogthum Westfalen begütert (in Heringhausen und Overhagen) und wurde 1815 endgültig preußischer Unterthan. Es deutet wohl einen Gegensatz gegen die preußische Annexion an, daß er königlich sächsischer Kammerherr wurde. Immerhin erwies er sich nicht nur als ein Mann von gründlichen Kenntnissen, sondern auch von regem Gemeinsinn. Dies erfuhr u. a. der in Westfalen von der Krone mit der Herrschaft Cappenberg dotirte Reichsfreiherr Karl vom Stein bei Gelegenheit der Einrichtung der westfälischen Landstände und der langwierigen Arbeit der Anfertigung eines neuen Katasters für Westfalen, Unternehmungen, deren Durchführung Friedrich v. Sch. sich sehr angelegen sein ließ. Der Reichsfreiherr fühlte sich zu dem trefflichen westfälischen Edelmann hingezogen, trat mit ihm in einen regen Schriftwechsel und verkehrte auch mit dessen Familie. Wohl wird er den jungen Burkard noch kennen gelernt haben. Dieser erinnerte sich noch in späten Jahren mit Stolz der Beziehungen seines Vaters zu Stein. Die Mutter Schorlemer's, Josephine (geboren am 25. August 1788, † am 18. Juni 1863), eine geistig bedeutende Frau, die in der Religion ihrer Mutter, einer katholischen Gräfin Lerodt, erzogen war, gehörte dem im übrigen evangelischen niederrheinischen Adelsgeschlecht v. Pelden genannt v. Cloudt zu Lauersforth (im Kreise Rheinberg) an. Burkard war das jüngste einer Reihe von Geschwistern und das Lieblingskind seiner Mutter. Er genoß seine erste Erziehung im elterlichen Hause, die religiös, aber, entsprechend der Auffassung der damaligen Zeit, von Intoleranz gegen Andersgläubige frei war. Sodann kam er auf die königlich sächsische Militärbildungsanstalt zu Dresden, die sich eines besonders guten Rufes erfreute. Er gelangte dort in eine vorwiegend evangelische Anstalt und Umgebung. Der antikatholische Ton, der daselbst heimisch war, weckte in dem die westfälische Art nicht verleugnenden jungen Manne nur den heftigsten Widerspruch. Er bekennt, daß er sich infolge dessen gerade mit den Lehren der Jesuiten beschäftigt und die größte Verehrung für diese viel-

geschmähte „streitbare Schar“ gewonnen habe. Es deutet die Aussöhnung des Vaters mit dem Preußenthume an, daß er drei Söhne, unter ihnen Burkard, in preußische Cavallerieregimenter eintreten ließ. Burkard kam am 1. November 1842 in das 8. Ulanenregiment, wurde am 18. März 1843 Portepeefähnrich und am 23. April 1844 Secondlieutenant. Das Regiment lag damals in Trier. Später kam Sch. mit ihm nach Düsseldorf und Bonn. Als junger Ulanenlieutenant nahm er im J. 1849 unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen an der Bekämpfung des Aufstandes in der Pfalz und Baden theil und sog dabei einen unauslöschlichen Haß gegen die Revolution ein. Mit Verachtung sprach er noch in späten Jahren von der Feigheit der liberalen Wortführer, die er 1848 und 1849 praktisch kennen lernte. Damals besonders begann er sich als preußischer Patriot und Monarchist zu fühlen. Er nahm theil an den Gefechten bei Ubstadt, Bischweiler, Kuppenheim und Iffezheim und an dem Erkundungsritt bei Muggensturm. Bei diesem zeichnete er sich durch besondere Tapferkeit aus. Auf Veranlassung des Prinzen von Preußen erhielt er dafür am 20. September 1849 den Rothen Adlerorden mit Schwertern, der lange Zeit der einzige seine Brust schmückende Verdienstorden blieb. Vom Januar 1851 bis zu seinem am 7. October 1852 erfolgenden Ausscheiden aus dem Militärdienst war er Regimentsadjutant. Er suchte um seine Entlassung „unter dem gesetzlichen Vorbehalt“ vornehmlich wohl deswegen nach, weil sein Regiment nach Ostpreußen verlegt wurde. Am 5. Februar 1856 erhielt er endgültig den Abschied mit dem Charakter als Premierlieutenant.

Als er in Bonn stand, trat Sch. in Beziehungen zu dem gerade dort studirenden preußischen Thronerben, dem späteren Kaiser Friedrich, die dieser aufrecht erhielt. Dort in Bonn lernte er außerdem die 1849 verwittwete Gräfin Anna zu Droste-Vischering geb. Reichsfreiin v. Imbsen (geboren am 27. November 1820, † am 19. Januar 1891) kennen, mit der er sich am 16. November 1852 vermählte. Gleichzeitig kaufte er das Gut Alst bei Horstmar. Die Heirath und die ihm damit zufallende Erziehung mehrerer Stiefkinder sowie die Lage seines neuen Wohnsitzes im schroffkatholischen Münsterlande, in dem noch stark antipreußische Traditionen nachwirkten, haben seine kirchliche und politische Auffassung wesentlich beeinflußt. Er begann sich jetzt mit Eifer der Landwirthschaft zu widmen. Durch anhaltendes eifriges Studium eignete er sich eine gründliche fachliche und ebenso eine ausgezeichnete allgemeine Bildung an. Dabei kam ihm eine rasche Auffassungsgabe zu statten, wie denn rheinische Spannkraft und rheinischer Schwung mit westfälischer Tiefe und Grobkörnigkeit in ihm eigenthümlich verschmolzen waren. Es dauerte nicht lange, so gehörte er zu den angesehensten Landwirthen seiner Provinz. Wie einst sein Vater fand auch er Gelegenheit, bei der Anfertigung eines neuen Katasters (zu Beginn des Jahres 1861) im Regierungsbezirk Münster eine größere Thätigkeit zu entfalten. Er hat später oft geäußert, daß ihn diese Arbeit mit den westfälischen Bauern und ihren Verhältnissen zuerst bekannt gemacht und in ihm den Wunsch erregt habe, den Bauernstand zur besseren Förderung seiner wirthschaftlichen Interessen in einem Verein zusammenzuschließen. Er gelangte zu der Ansicht, daß die Lage des westfälischen Bauernstandes, insbesondere durch die später hervorgetretenen Mängel der Gesetzgebung im Anfang des 19. Jahrhunderts, namentlich bei dem Fehlen eines festen Erbrechts, gefährdet sei, und daß es, um dem Ueberhandnehmen der Verschuldung einen Riegel vorzuschieben, der Selbstzucht und der Vereinigung der Landwirthe bedürfe. So gründete er im J. 1862 mit 37 Bauern in der Hauptstadt seines Kreises, Burgsteinfurt, den ersten Bauernverein

tag eine Nachwahl stattzufinden hatte, wurde Sch. an Stelle des bisherigen liberalen Vertreters gewählt. Bald darauf schickte ihn der Kreis Steinfurt-Ahaus ins preußische Abgeordnetenhaus. Er hat ihn drei volle Jahrzehnte ununterbrochen vertreten. Bei den Besprechungen, die zur Bildung der Centrumspartei führten, erwarb er sich sofort eine Stellung. August Reichensperger erklärte ihn für das fähigste unter den neugewählten katholischen Mitgliedern. Ursprünglich war Sch. für Mallinckrodt's Vorschlag, die zu gründende Partei „conservative Volkspartei“ zu benennen. Der heraufziehende kirchenpolitische Streit löste seine ganze Kraft aus. Das Abgeordnetenhaus war das gegebene Feld für ihn; und dort hat er denn auch vornehmlich seine Rolle als Parlamentarier zu spielen gehabt. Von 1873—1890 war er dort Vorsitzender der Centrumsfraction. Nach Mallinckrodt's Tode im J. 1874 zog er auch, vom Kreise Tecklenburg-Steinfurt-Ahaus gewählt, in den Deutschen Reichstag ein. Dort wurde er indeß nicht so heimisch wie im Landtage. Der preußische Staat sollte bald auch an Sch. wieder gewahr werden, daß ein Unterschied zwischen dem schlesischen und dem rheinisch-westfälischen katholischen Adel bestand. Sch. war mittlerweile zu sehr verfilzt mit alten antipreußischen Traditionen, um nicht empfindlich zu reagiren, wenn diese Traditionen berührt wurden. Der Bismarck-Falk'sche Culturkampf reizte in dem starrköpfigen Sohn der rothen Erde nicht nur sein seit seiner Heirath stark genährtes römisch-katholisches Bewußtsein, sondern rief auch den Gegensatz des Münsterländers, zu dem er vollkommen geworden war, gegen das Borussenthum wach, um so mehr, als die zahlreichen Mißgriffe, die Bismarck und seine Werkzeuge sich in dem tragischen Conflict zu Schulden kommen ließen, zu offenbar waren. Der Verwandte des Erzbischofs Droste-Vischering unglücklichen Angedenkens und der gelehrige Jünger des Freiherrn v. Ketteler erwies sich in den Jahren, in denen der Streit zwischen Staat und Kirche tobte, als ein recht willfähriger Zögling des ultramontanen Clericalismus. Sch. überkam gleichsam ein furor teutonicus in diesen Auseinandersetzungen. Nicht unrichtig hat man von seinem cholerischen Temperament gesprochen. Hierin war er seinem großen Gegner wesensverwandt. Mit schonungsloser Schärfe ging er gegen Bismarck vor, geradeaus, derb, ja drastisch und doch wieder geschickt. Er verstand es meisterhaft, den Kern der Debatte herauszuschälen, war ungewöhnlich schlagfertig und dabei recht witzig. Seine kräftige Stimme füllte den Saal bis zum letzten Winkel aus. Dabei trat er mit einer bewundernswerthen Sicherheit, ja fast immer mit einer gewissen Souveränität auf. Zum guten Theil lag darin die geborene Herrennatur, die zumeist auch den Eindruck des Vornehmen und Ritterlichen hinterließ. Daneben war diese Ueberlegenheit aber auch von der Beherrschung der Materie und schließlich von einer gewissen Keckheit Schorlemer's eingegeben. Wie seine Unternehmungen, so bekundeten seine Reden einen ungemein gesunden Menschenverstand. Diesen „hochzuhalten“ war ein Rath, den Sch. gern jüngeren Parteigenossen ertheilte. Wohl ist gesagt worden, daß sein Draufgängerthum seinen politischen Freunden wie Windthorst öfter unbequem wurde. Das darf aber für die Culturkampfperiode in der Hauptsache bezweifelt werden. Seine Art war nur zu wohl geeignet, die Kampfnatur Bismarck's weiter fortzureißen auf ihrer Bahn. Man ist versucht anzunehmen, daß das Centrum ein angriffslustiges Temperament, wie Sch. war, als Sturmbock gegen den Kanzler benutzt hat. Wenn Sch. sich bei dem Reichskanzler dadurch einführte, daß er ihm Unwahrheiten vorwarf, oder wenn er den Fürsten Bismarck (am 9. Mai 1873) die „katilinarische Existenz“ nannte, die den Frieden des Vaterlandes bedrohte, oder ihm

(am 15. Januar 1874) vorrückte, daß es ein Unding sei, wenn Bismarck sich über revolutionäres Vorgehen der Bischöfe beklage, wo der Kanzler selbst sich der ungarischen Legion bedient habe, wenn er ihn (7. November 1876) mit einem Major domus verglich und fortgesetzt (z. B. am 13. März 1877) von dem Absolutismus im Reichskanzleramt sprach, so durfte der Ultramontanismus darauf hoffen, daß der gereizte Kanzler sich Blößen geben würde. Auf den Thron selbst zielte Sch., als er am 27. Februar 1877 im Abgeordnetenhause rief: „Der Culturkampf wirft auch seine dunklen Schatten auf das Verhältniß des Volkes zur Dynastie. Sie rufen Oho! Ich habe den Muth und die Ehrlichkeit, mit schwerem Herzen und mit Schmerz eine Wahrheit hier auszusprechen, die ich aussprechen muß, weil es Pflicht ist; ich will mir nicht den Vorwurf machen lassen, geschwiegen zu haben, wo reden Pflicht war; ich will nur wünschen, daß eine wohlgemeinte Warnung an rechter Stelle gehört wird." In diesen Worten lag nicht eine bloße Drohung. Sch. glaubte in der That, und wohl nicht mit Unrecht wahrzunehmen, daß in den katholischen Landestheilen die Liebe und Anhänglichkeit zum preußischen Königshause infolge des Culturkampfes bedenklich erschüttert wurde. Er selbst war an seinem Theile bemüht, diesem zerstörenden Einflusse des kirchenpolitischen Streites dadurch vorzubeugen, daß er in seiner Heimathprovinz ein gutes Einvernehmen mit dem derzeitigen Oberpräsidenten von Westfalen und insbesondere mit den Landräthen seines Kreises zu unterhalten suchte und bereitwillig seinen großen Einfluß nach den Wünschen dieser Vertreter der Staatsregierung geltend machte. Das haben ihm diese oft nachgerühmt.

Zuweilen waren die Gegner geradezu verblüfft über die Kühnheit, mit der Sch. seine parlamentarischen Attacken ritt. A. Reichensperger vermeinte nach einer solchen Rede wohl eine demontirte Batterie vor sich zu sehen. Nicht minder eifrig wie gegen Bismarck selbst polemisirte Sch. gegen einzelne Abgeordnete, wie Sybel, Eugen Richter, Eynern. „Rücksichtslos, aber ehrlich" hat Bismarck von Schorlemer's Kampfesweise wohl zu Vertrauten gesagt. Seinen größten Ingrimm entlud Sch. auf die Bismarck'sche officiöse Presse, die ihn auch nicht schonend behandelte. Der feine Blick des ehrlichen Mannes bekundete sich gelegentlich schlagend, z. B. wenn er, der sonst den Abgeordneten der Rechten mit besonderer Höflichkeit und Achtung zu begegnen pflegte, (am 5. März 1884) dem Conservativen Wilhelm v. Hammerstein ins Gesicht sagte: er spiele nur Charakter.

Sehr bald klang aber in dem grimmigen Kampfe Schorlemer's gegen Bismarck ein freundlicher Unterton mit, als er merkte, daß der Kanzler sich vom Culturkampf der Pflege der agrarischen Interessen zuwenden würde. Er konnte noch nichts von dem Bevorstehen einer Schwenkung des leitenden Staatsmannes wissen, aber er ahnte sie richtig, als er bald nach Begründung der „Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftsreformer" am 15. Mai 1876 im Abgeordnetenhause von dem bereits hörbaren eisenbeschlagenen Schritte der Agrarier sprach, an deren Spitze Bismarck als Tambourmajor marschire. Freilich war er im Lauf der Jahre schließlich dermaßen in seine Kampfstimmung verbissen, daß er zuerst nicht einzulenken vermochte, als Bismarck friedliche Saiten aufzog, und im März 1878 eine Fractionssitzung demonstrativ verließ, in der einem Nachgeben das Wort geredet wurde. Allmählich aber gelang es dem „Reitergeneral" des Centrums, sein Roß zu zügeln, und wie A. Reichensperger, mit dem er nahe befreundet geworden war, sah er das Einlenken des Papstes wegen der Anzeigepflicht (1880) als ein „erfreuliches Omen" an. Dies änderte aber sein Verhältniß zu Windthorst. Hinzu trat die Aenderung in der Wirthschaftspolitik. Zur Zeit der Berathung des Zoll-

tarifs weiß das Tagebuch des Abgeordneten Hölder (Juni 1879) von auftretenden Gegensätzen zwischen den beiden Hauptführern des Centrums, die Windthorst und Sch. damals waren, zu melden. Windthorst suchte die conservativen Regungen im Centrum, deren geborener Anwalt Sch. war, geflissentlich niederzuhalten. Ob die starke Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Männern wegen der Behandlung der Judenfrage (im November 1880), in der Sch. als gewiegter Kenner der ländlichen Verhältnisse scharf gegen das Judenthum losgezogen wissen wollte, weil er in diesem, wie der alte Oberpräsident v. Vincke, „die Pest des Landes“ sah, schon eine Entfremdung zwischen den beiden Führern des Centrums herbeiführte, läßt sich nicht sagen. Zu einem Zerwürfniß zwischen ihnen kam es bald danach bei der Berathung über die Unfallversicherung im Juni 1881. Nur mühsam gelang es August Reichensperger, zu vermitteln.

Neue Differenzen gab es, als Sch. den Dortmund-Ems-Canal bekämpfte. Darüber kam es sogar zu einem Zusammenstoß mit Windthorst bei offener Scene (5. März 1883). In wichtigen Fragen wie dem Socialistengesetz und der Polenpolitik ging Sch. freilich noch Hand in Hand mit Windthorst. Es konnte kaum einen schärferen Bekämpfer der Bismarck'schen Gesetzgebung gegen die Polen geben als den westfälischen Freiherrn. Ob in diesem Punkte nicht auch eine antipreußische Saite mitschwang? Hatten doch die Münsterländer Edelleute von jeher verwandte Empfindungen mit dem polnischen Adel gegenüber der preußischen Monarchie. Oder ob hier der ultramontane Einfluß allein entschied? Immerhin verurtheilte Sch. die großpolnische Bewegung. Für die damaligen Vertreter des Polenthums empfand er eine gewisse Sympathie. Lebhaft interessirte er sich für die Wahl des Erzbischofs v. Stablewski in der Hoffnung, daß der Einfluß des damals maßvoll auftretenden Mannes günstig wirken würde. Im wesentlichen neigte sein Herz, nach den offenbaren Proben der Friedfertigkeit der Regierung, überhaupt zur Versöhnung. Nachträglich verschloß er sich nicht der Erkenntniß, daß er in seinen Angriffen auf den Kanzler oft zu weit gegangen war. Er begann Bismarck'sche Soireen zu besuchen und wurde von dem Reichskanzler sehr ins Gespräch gezogen. Mehrmals hat der Fürst ihn auch zu politischen Besprechungen zu sich gebeten, bei denen deutlich das Bestreben der Annäherung unter den Beiden zu Tage trat. Einmal gab es auch eine öffentliche Auseinandersetzung mit dem Freunde A. Reichensperger, bei der dieser sorgenvoll drein schaute. Es handelte sich um die Einrichtung des preußischen Volkswirthschaftsraths, die Sch. im Gegensatz zu Reichensperger warm befürwortete. „In diesem Augenblicke stehen die Dinge doch so,“ lautete eine charakteristische Wendung in seiner damaligen Rede (Reichstag 10. Juni 1881), „daß in Wirklichkeit die Bevölkerung den politischen Hader herzlich satt hat.“ Der Oeffentlichkeit entging es nicht, daß Sch. mit Windthorst auseinander kam. Daran konnte es nichts ändern, daß er immer wieder mit aller Schärfe und mit großer Wärme seine Uebereinstimmung mit dem unersetzlichen Parteichef betonte (so am 23. Februar 1883 und am 21. Januar 1886). Das waren Verkleisterungsversuche, die theils durch das Interesse der Partei eingegeben waren, theils dem persönlichen Wunsch Schorlemer's nach Einigkeit mit der „Perle von Meppen“ entspringen mochten, so wenig er im Innern mit Windthorst's Persönlichkeit sympathisirt haben wird, deren Eitelkeit ihn vor allem nicht angenehm berührte. Die loyale Ader, die niemals ausgesetzt hatte, regte sich stetig mehr in Sch. Mit Genugthuung desavouirte er (am 16. Februar 1880) im Namen der Partei den evangelischen Welfen Brüel, der von der monarchischen Gesinnung in Preußen gesagt hatte, sie grenze an Idolatrie. Am 27. November

1883 sprach er von „verrückten französischen Blättern", die bei einem Angriffskriege auf gewisse Sympathien in katholischen Kreisen speculirten. Er hielt es für seine Pflicht, sich sofort darüber auszusprechen, „wie wir solchen elenden Anzapfungen gegenüber stehen". Voller Entrüstung wies er einen Versuch Eugen Richter's (am 14. Februar 1883) zurück, einen Gegensatz zwischen Officiercorps und Armee zu construiren. „Gott bewahre uns vor einem Officiercorps und einer Armee im Sinne und Geiste des Herrn Abgeordneten Richter!" rief er aus.

Immer mehr betheiligte er sich an einer positiven Gesetzgebung namentlich im Interesse der Landwirthschaft. Im J. 1878 veranlaßte er den westfälischen Bauernverein zur Einsetzung einer Commission zwecks Ausarbeitung eines Gesetzes über die Vererbung von Landgütern. Der dort von ihm vorgelegte und angenommene Entwurf, der später auch vom westfälischen Provinziallandtage mit großer Mehrheit gutgeheißen wurde, verlangte bei Wahrung der Dispositionsfreiheit des Eigenthümers directes Intestatanerbenrecht für alle selbständigen Landgüter, d. h. für die Güter von mindestens 75 Mark Grundsteuerreinertrag, nach einer den örtlichen Gewohnheiten angepaßten Successionsordnung. Der Entwurf fand im Lande eine außerordentlich günstige Aufnahme. Mit Ausnahme der Fortschrittspartei sprach sich das Abgeordnetenhaus dafür aus. Am 3. December 1879 wurde ein Beschluß gefaßt, durch den die Regierung aufgefordert wurde, einen Gesetzentwurf im Sinne des Schorlemer'schen Antrages für Westfalen und die übrigen Provinzen vorzulegen. Zunächst kam die Regierung dieser Anregung nicht nach, sondern suchte sich mit dem System der facultativen Höferolle zu behelfen. Erst nach dem Tode Schorlemer's wurde die Frage bestimmter und zwar im wesentlichen im Sinne Schorlemer's geregelt durch das Gesetz vom 2. Juli 1898 betreffend das Anerbenrecht in der Provinz Westfalen. Es war dies Gesetz nach dem Urtheile Sering's der erste große Erfolg der deutschen Erbrechtsreform. Das Hauptverdienst hat Sch. daran. Sch. war auch einer der lautesten Rufer im Kampfe gegen schädliche Auswüchse des Börsenwesens.

Es war nicht nur ein bedenklich auftretendes Herzleiden, das ihn im April 1885 zur Niederlegung seines Reichstagsmandates für Tecklenburg-Steinfurt-Ahaus bewog. Ausschlaggebend war doch vermuthlich die beginnende Isolirung des konservativ gerichteten Mannes in der mehr und mehr demokratischen und dem Reichsgedanken feindlicher gegenüberstehenden Centrumspartei. Das gab auch die „Germania" später in ihrem Nekrolog auf Sch. zu. Der Ultramontanismus und der preußische Staat begannen sich allmählich förmlich zu reißen um diese Charaktergestalt eines gut katholischen Edelmannes. Auf Grund verschiedener landwirthschaftlicher Schriften verlieh ihm um das Jahr 1881 die katholische Universität zu Löwen die Würde eines Ehrendoctors der Philosophie (Nationalökonomie). Der Papst ernannte ihn ungefähr zur selben Zeit zum Ritter des St. Sylvesterordens, und später, in der Mitte der achtziger Jahre, verlieh ihm Leo XIII. die Würde eines päpstlichen Geheimkämmerers. Auf der anderen Seite kargte die preußische Krone nicht mit Auszeichnungen. Außer hohen Orden, die sie ihm verlieh, wurde ihm die Auszeichnung der Berufung in den Staatsrath zu Theil (11. Juni 1884). Widerstreitende Gefühle mögen Schorlemer's Brust durchwogt haben. Nachdem er am 18. October 1889 endgültig sein Mandat als Mitglied des Abgeordnetenhauses niedergelegt hatte, verstand er sich im Februar des Jahres 1890 noch einmal dazu, ein Reichstagsmandat für den schwer zu erkämpfenden Wahlkreis Bochum-Gelsenkirchen-Hattingen, den er bereits früher (1881—1884) vertreten hatte, anzunehmen. Er war zugleich in Bochum und in Hamm-

Soest gewählt worden, weil er unter den Bergarbeitern durch sein Eintreten gegen das „Nullen“ der Wagen populär geworden war. Doch schon nach drei Vierteljahren legte er das Mandat wieder nieder (30. November 1890), obwohl er, wie es dann auch geschah, damit rechnen mußte, daß der Wahlkreis dem Liberalismus verfallen würde. Gewiß war er ein schwer leidender Mann, aber der Conflict zwischen Patriotismus und Parteizwang verschärfte dies Leiden sicher. Kurz nach Windthorst's Tode konnte A. Reichensperger doch nicht umhin, zu constatiren, daß der Welfe sich nicht richtig gegen Sch. benommen habe. Gerade dies Bekenntniß angesichts des Todes Windthorst's ist werthvoll. Seit Schorlemer's Rücktritt vom parlamentarischen Leben klaffte der Riß zwischen dem ehemaligen hannoverschen Minister und dem loyalen, sich seiner Pflichten gegen das Vaterland immer stärker bewußt werdenden westfälischen Freiherrn stetig mehr auf. Praktisch kam dieser Gegensatz zum Ausdruck in der Gründung der katholisch-agrarischen und regierungsfreundlichen Tageszeitung „Der Westfale“ in Münster. Zwar wurde der berühmte Freiherr gern in den officiellen Katholikenversammlungen als Aushängeschild benutzt. Er aber nahm solche Gelegenheiten mit Vorliebe wahr, um seinen doch zu sehr im ultramontanen Fahrwasser schwimmenden Confessionsgenossen einige unliebe Ermahnungen zu ertheilen. So erklärte er am 26. Juni 1892 in Dortmund: „Katholisch leben heißt auch, unsere Pflichten gegen das Vaterland treu zu erfüllen.“ Bei dem Wahlfeldzug 1893 sprach er sich im Gegensatz zum Centrum für die Caprivi'schen Heeresforderungen aus, derentwegen es zur Auflösung des Reichstags gekommen war. Nichts hat den Bruch mit seinen alten Parteigenossen offenbarer gemacht, als diese seine Kundgebung. Und dabei hatte er sich noch am 11. Januar 1875 im Reichstag wenig militärfreundlich und sehr Abrüstungsideen zugänglich gezeigt. In jenen Wochen des Wahlkampfes erklärte er auch in einer Versammlung von Standesgenossen: Das Haus der Hohenzollern sei der Hort der Monarchie in Deutschland nicht nur, sondern in ganz Europa. Darauf sah sich der neue Führer des Centrums, der Abgeordnete Dr. Lieber, in Aschaffenburg veranlaßt, den einst so gefeierten Führer der Partei in aller Form zu desavouiren: „Ich erkläre, daß dies nicht der Standpunkt des Centrums ist.“ Sch. wurde durch die ihm widerfahrende Behandlung in der schon öfter von ihm in vertrauterem Kreise geäußerten Ansicht befestigt, daß die Centrumspartei dem bewährten Grundsatze: „In necessariis unitas, in dubiis libertas“ untreu geworden sei und damit die Berechtigung verloren habe, von den katholischen Wählern unbedingte Heeresfolge zu verlangen. Durch das Vertrauen seines Königs am 17. October 1891 in das preußische Herrenhaus berufen, ergriff Sch. dort öfter in landwirthschaftlichen Angelegenheiten das Wort. Seine schneidige Reiternatur blickt noch in seiner letzten Rede durch (18. Januar 1894): „Freilich ist die Lage der Landwirthschaft eine recht schwierige, aber zum Verzweifeln ist sie nicht. Ich bin überzeugt, daß, wenn wir den Kopf oben halten und guten Muth haben, wir durch diese Kalamität auch hindurch kommen; denn das ist es ja eben, wenn man erst die Gefahr erkennt und blickt ihr fest und muthig ins Auge, dann ist sie schon halb überwunden.“ Vielleicht hat er hierbei an ein Wort Bismarck's gedacht, das dieser gegen ihn am 22. Februar 1889 aussprach und das ihn angenehm berührte: „Wenn man muthig bleibt, hat man nie etwas zu befürchten.“ Noch wenige Wochen vor seinem Tod hatte Sch., wie es heißt, eine mehrstündige Audienz bei Kaiser Wilhelm II. Dieser verlieh ihm auch noch am 1. September 1893 den Charakter als Rittmeister und am 27. Januar 1895, kurz vor Schorlemer's Tode, den Charakter als Major. Als Sch. am 17. März 1895 auf Haus

Alst starb, war es nicht zweifelhaft, daß dieser steifnackige Sohn ehemaliger Krummstabslande sich ausgesöhnt hatte mit dem preußischen Staatswesen. Kaiser Wilhelm II. stand nicht an, der Familie zu depeschiren, daß Sch. ihm oft „ein Freund und Berather“ gewesen sei. Die ultramontane Presse, wie die „Germania“, aber gab sich kaum Mühe, zu verhehlen, daß der westfälische Freiherr für sie schon längst zum alten Eisen gehört hatte. Er ruht in Leer, zu dessen Kirchengemeinde Alst gehört, an der Seite der ihm bereits am 19. Januar 1891 im Tode vorausgegangenen Gemahlin. Drei Söhne, die er von ihr hatte, überlebten ihn. Der zweite, Clemens, wurde im J. 1905 Oberpräsident der Rheinprovinz. Am 15. März 1902 wurde vor dem Ständehaus in Münster ein ihm vom westfälischen Bauernverein errichtetes Denkmal, das die überlebensgroße Gestalt Schorlemer's auf einem Granitsockel in Bronze gegossen zeigt, enthüllt. Schon vorher (im J. 1898) war ihm ein solches in dem Kreise, mit dem er am innigsten verwachsen war, in Burgsteinfurt gesetzt.

Sten. Berichte des preuß. Abgeordnetenhauses, des deutschen Reichstages und des preuß. Herrenhauses (eine Auswahl der Reden Schorlemer's erschien Osnabrück 1880). — Mittheilungen des Oberpräsidenten Freiherrn v. Schorlemer und der Geheimen Kriegskanzlei. — Pertz, Leben Steins. — Illustrierte Zeitung, Leipzig 1902, Nr. 3065 (Algermissen). — Ludwig Pastor, A. Reichensperger. — Otto Pfülf, Bischof Ketteler. — Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier. — Sering in der 2. Aufl. des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften, Artikel Höferecht. — Schultheß, Europäischer Geschichtskalender. — H. Wiermann, Der deutsche Reichstag. — Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte. — Nekrologe der „Germania“, Kreuzzeitung, Kölnischen Zeitung. — Taschenbuch der freiherrlichen Häuser. — J. Knopp, Ludwig Windthorst. — Ed. Hüsgen, Ludwig Windthorst.

H. v. Petersdorff.

Schott: Sigmund Sch., Politiker und Schriftsteller, ist zu Stuttgart am 5. Januar 1818 geboren. Sein Vater war der Gesinnungsgenosse und Freund Ludwig Uhland's, Albert Sch. (s. A. D. B. XXXII, 395), der dem Sohne weltbürgerliche Bildung, Begeisterung für die um ihre Freiheit kämpfenden Griechen und Polen, vor allem aber für die Einigung Deutschlands beibrachte. Nachdem er in Heidelberg und Tübingen studirt hatte, ließ er sich in Stuttgart als Rechtsanwalt nieder. Zuerst beschäftigte ihn die Geschichte; 1839 veröffentlichte er eine eingehende und stimmungsvolle Schrift über Max Emanuel, Prinzen von Württemberg und seinen Freund Karl XII. König von Schweden. Schon 1840 verehelichte er sich mit Pauline Knosp. Noch hielt er sich in der Oeffentlichkeit zurück; daß er aber scharf beobachtete, bewies 1843 seine Arbeit über: Urtheile der württembergischen Regierungscommissäre und der zweiten Kammer von 1841—42 über Geschworene, über Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Anklageform des Strafverfahrens. Die deutsche Bewegung von 1848 packte ihn gewaltig: als sein Schwager Friedrich Römer sich genöthigt sah, in Stuttgart das Rumpfparlament zu sprengen, wollte er ihn zum Zweikampf zwingen. Nach der Verfassung durfte er einen Sitz im Landtage nicht einnehmen, solange sein Vater diesem angehörte. Als aber die Verfassung auf Grund eines neuen Wahlgesetzes umgeändert werden sollte, kümmerte sich 1850 weder die Wählerschaft noch die Mehrheit der Kammer mehr um diese Bestimmung, und Sigmund Sch. zog als Abgeordneter von Freudenstadt in die Kammer ein. Doch schon im folgenden Jahre trat der Vater zurück; dessen Bezirk Böblingen wählte den Sohn und blieb ihm bis 1868 treu.

Am lebhaftesten griff Sch., der im allgemeinen selten, aber sachlich und eindrucksvoll sprach, in die Verhandlungen über das Concordat ein. Er tadelte in einer eigenen Schrift „Württemberg und der Papst“ (1860) scharf, daß die Regierung sich an Rom wegen des Abschlusses gewendet und daß sie nur katholische Unterhändler aufgestellt habe. In der Kammer vertrat er so sehr den Standpunkt der staatlichen Hoheit gegenüber der Kirche, daß er für die Einführung aller katholischen Orden, soweit sie nicht Krankenpflege treiben, den Weg der Gesetzgebung empfahl. Erreicht wurde wenigstens, daß die Zulassung der Jesuiten in Württemberg von einem Akt der Gesetzgebung abhängig gemacht worden ist. Bei der Spaltung der politischen Geister in Württemberg in Anhänger Preußens und Oesterreichs suchte Sch., obgleich Großdeutscher, noch manchmal zu vermitteln. Erst der Krieg von 1866 mit dem Ausschlusse Oesterreichs aus Deutschland trieb ihn vollends in das Lager der preußenfeindlichen Volkspartei. Das war der Grund, warum er 1868 sich nicht mehr in Böblingen, sondern in Tübingen wählen ließ. Als am Anfange des Jahres 1870 die württembergische Regierung mit der Mehrheit der Kammer um die Kriegstüchtigkeit des Heeres und die Gültigkeit des Bündnißvertrags mit Preußen zu kämpfen hatte, ging Sch. so weit, zu behaupten, daß die Kammer diesen Vertrag wieder aufheben könne, da bei der Abstimmung über denselben eine falsche Voraussetzung geherrscht habe. Der Krieg mit Frankreich beendigte den Streit um die Vorherrschaft der Volkspartei; auch Sch. machte keinen Versuch mehr, in die Kammer gewählt zu werden. Er ging still seinem Berufe nach, der ihn in den Verwaltungsrath großer Unternehmungen führte, bis er 1881 und wieder 1884, beide Male in der Stichwahl gegen einen Nationalliberalen, in Stuttgart zum Reichstagsabgeordneten gewählt wurde. Im Reichstag wandte er sich namentlich gegen unnöthigen Aufwand für das Heer und bei demselben, ohne seine Schlagfertigkeit beeinträchtigen zu wollen. Seit 1887 widmete er sich ganz dem Beruf und der Schriftstellerei. Poetisch nicht unbegabt und ein vielseitiger Mann mit klarem Denken hatte er schon 1857 Gedichte erscheinen lassen, die 1873 in neuer Auflage gedruckt wurden; 1861 folgte eine feinsinnige Studie über Sterben und Unsterblichkeit, in der die Erscheinungen des Lebens und der Natur nach diesem Gesichtspunkt erörtert werden. In den Schriften von den menschlichen Schwächen (1865) und Ansichten vom Leben (1870) zeigt sich große Belesenheit, gute Beobachtungsgabe, tiefes Gemüth. 1891 erschien noch eine Sammlung neuer Gedichte. Gedichte und Schriften wurden 1898 mit einigen Stücken aus dem Nachlaß in drei Bänden zusammengefaßt; 1907 erschienen sie noch einmal im Auszug.

Am 4. Juni 1895 ist Sch. in seiner Geburtsstadt gestorben. Aus der Zeit seiner Jugend mit ihrem Kampf gegen die Reaction und mit ihren Hoffnungen für das einige große Deutschland ragte er herein in eine Zeit, die die Erfüllung seiner Ideale unmöglich gemacht hatte, und in die er sich nicht schicken konnte, weil er jenen nicht untreu werden wollte. Ein durch und durch mannhafter, edler und hochgesinnter Mensch, erscheint er als der Letzte aus der Reihe der altliberalen Württemberger, die Deutschland nach ihrem Kopf gestalten wollten und die thatsächlichen Machtverhältnisse außer Augen ließen.

Schwäbische Kronik 1895, S. 1139. — E. Schneider, Württembergische Geschichte, S. 526 ff. Eugen Schneider.

Schott: Theodor Friedrich Sch., Bibliothekar und Schriftsteller, geboren am 16. December 1835 zu Eßlingen in Württemberg. Sein Vater, Pupillenrath, und seine Mutter, geb. Kapff, stammten beide aus angesehenen

altwürttembergischen Beamten- und Theologenfamilien. Theodor erhielt seine erste humanistische Ausbildung durch das Pädagogium seiner Vaterstadt und wurde dann in das niedere evangelische Seminar Blaubeuren aufgenommen. Seit 1853 studirte er im Tübinger Stift Philosophie und dann Theologie. Die weltbekannte Anstalt drückte seinem Geist ihr Gepräge auf Lebenszeit auf. Er schloß sich als Student der in religiöser und politischer Hinsicht streng conservativen Verbindung „Staufia“ an. Nach glücklich bestandener Prüfung amtete er zwei Jahre als Vicar in Bopfingen (im württ. Oberamt Neresheim) und Köngen (im Oberamt Eßlingen) und wurde 1859 Lehrer an der damals hochgeachteten Erziehungsanstalt Hofwyl bei Bern. Hier erwachte der wissenschaftliche Sinn in ihm. 1861 hielt er sich drei Monate in Paris auf, wo er den Grund zu seinen Kenntnissen in der französischen Reformationsgeschichte legte. In die Heimath zurückgekehrt, versah er noch einmal vorübergehend ein Pfarrvicariat (zu Neuhausen a. d. Erms im Oberamt Urach), fand hierauf Verwendung als Religionslehrer am Stuttgarter Gymnasium und erhielt im Frühjahr 1867 die Pfarrei in der Stuttgarter Vorstadt Berg definitiv übertragen. Mit Hingabe lag er seinem geistlichen Berufe ob und widmete seine Fürsorge nicht zuletzt dem Volksschulwesen. Lange Jahre hatte er daneben die Großfürstin Wera von Rußland, die Adoptivtochter der Königin Olga von Württemberg, zu unterrichten. In das Berger Pfarrhaus führte er als Gattin Klotilde Elben, die Tochter eines Medicinalraths in Stuttgart; der Ehe ist ein Sohn entsprossen.

1873 wurde Sch. Bibliothekar an der kgl. öffentlichen Bibliothek (jetzt: Landesbibliothek) in Stuttgart mit dem Titel eines Professors, in welcher Stellung er den Rest seines Lebens verbrachte. Die beiden Hauptaufgaben, die er neben der Führung des Buchhändlerbuches hier bewältigte, waren die Revision der umfangreichen Bibelsammlung und die Anfertigung eines dreizehnbändigen Sachkatalogs der Kirchengeschichte. Nach der 1883 bewerkstelligten Uebersiedlung in den Neubau erhielt er die Berathung des Publicums im Katalogsaale übertragen. Jetzt war er so recht in seinem Elemente. Dieser Theil seines Amtes war ihm nicht sowohl Pflicht als Bedürfniß. Mit nie ermattendem Eifer, mit fabelhafter Zuvorkommenheit leistete er Tausenden wissenschaftliche Hülfe, wobei ihm seine umfassenden bibliographischen und allgemeinen Kenntnisse zu statten kamen.

Neben seiner Berufsthätigkeit fand der fleißige Mann noch Zeit zu ausgedehnter litterarischer Wirksamkeit. Seine Specialität war die französische Reformationsgeschichte, zu deren besten deutschen Kennern er gehörte. Daneben liefen sonstige kirchenhistorische Arbeiten, Publicationen aus dem Bereiche der württembergischen Landeskunde, der allgemeinen Geschichte und Geographie. Mit mehr wissenschaftlich gehaltenen Schriften wechselten solche, in denen er seine Kenntnisse in populärer Form weiteren Kreisen zu vermitteln suchte. Allen seinen Veröffentlichungen, so verschieden sie sonst an Bedeutung sein mögen, eignet Gemeinverständlichkeit und flüssige Darstellung. Doch war der künstlerische Sinn bei ihm nicht so stark wie der wissenschaftliche entwickelt.

Den Reigen seiner selbständigen Werke eröffnete „Savonarola. Ein Lebensbild aus Italien“ (Stuttgart 1871, Deutsche Jugend- und Volksbibliothek Nr. 33). 1875 gab er in Verbindung mit Ed. Kausler den Briefwechsel zwischen Christoph, Herzog von Württemberg, und Petrus Paulus Vergerius heraus (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart CXXIV). Im selben Jahre erschien aus seiner Feder „Das Jahrhundert der Entdeckungen in Biographien für die gebildete Jugend“. Zur Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (Nr. 308) steuerte er „Columbus

und seine Weltanschauung" bei. Zwei ähnliche Schriften folgten: „Blücher. Ein Charakterbild" und „Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Eine deutsche Prinzessin am französischen Hofe" (Sammlung von Vorträgen, hrsg. von W. Frommel und Fr. Pfaff, IV, 5 und V, 5; Heidelberg 1880 bezw. 1881). Als Festgabe zum Lutherjubiläum am 10. November 1883 gab er im Auftrage der priv. württ. Bibelanstalt das wiederholt aufgelegte Buch: „Dr. Martin Luther und die deutsche Bibel" heraus. 1884 ließ er den Vortrag: „Deutsche Fürsten im Zeitalter der Reformation" drucken. Zu den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, unter dessen Begründer und Ausschußmitglieder Sch. gehörte, lieferte er zwei gewichtige Beiträge: „Die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Oktober 1685" (Nr. 10, Halle 1885) und „Die Kirche der Wüste 1715 bis 1787. Das Wiederaufleben des französischen Protestantismus im 18. Jahrhundert" (Nr. 43/44, Halle 1893). Dazwischen fiel noch das volksthümliche Werkchen „Württemberg und die Franzosen im Jahre 1688" (Württembergische Neujahrsblätter Nr. 5, Stuttgart 1888).

Außerdem stellte Sch. seine Feder in den Dienst der verschiedensten Sammel- und periodischen Druckwerke. Schon seit seiner Stuttgarter Lehrerzeit arbeitete er an der Herzog'schen Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche mit; er behandelte namentlich die Artikel zur französischen Reformationsgeschichte. Seine Forschungen zur württembergischen Geschichte und Culturgeschichte legte er in den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde, in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte und im Schwäbischen Merkur nieder, für welches Blatt er unter anderem bibliographische Uebersichten über die württembergische Litteratur jedes Jahres lieferte. Aus den Jahrbüchern ist die 1876 erschienene umfangreiche Untersuchung über die württembergische periodische Presse, aus den Vierteljahrsheften der im Jahrgang 1895 mitgetheilte Aufsatz „Württemberg und Gustav Adolf 1631 und 1632" hervorzuheben. Die von der Stuttgarter Bibliothek der Universität Tübingen zu ihrer 4. Säcularfeier im J. 1877 dargebrachte Festschrift enthält eine Abhandlung Schott's über „Herzog Ludwig von Württemberg und die französischen Protestanten in den Jahren 1568 bis 1570". Ferner stattete er die Allgemeine Deutsche Biographie mit einer Anzahl Artikel aus. Auch zu dem „Daheim" und andern Familienblättern steuerte er allerhand bei. Seit 1876 gab er das Allgemeine Kirchenblatt für das evangelische Deutschland heraus.

Wie Sch. als Schriftsteller ein entschiedener Vorkämpfer des Protestantismus war, so bethätigte er auch in mannichfacher öffentlicher Wirksamkeit seinen kirchlichen Sinn. Er war lange Zeit Mitglied des Pfarrgemeinderaths der Stuttgarter Hospitalkirche, gehörte 1888 als Abgeordneter von Sulz der vierten württembergischen Landessynode an. Für den Gustav Adolf-Verein trat er mit dem regsten Eifer ein und saß im Ausschusse des württembergischen Zweigvereins. Auch bei der städtischen Armenpflege wirkte er mit und erwarb sich namentlich um den Verein für Knabenhorte Verdienste. Im Kriegsjahre 1870 hatte er in Berg einen Sanitätsverein gegründet. Ohne in das politische Leben aktiv einzugreifen, machte er doch keinen Hehl aus seinen conservativen Gesinnungen, die mit patriotischen Hand in Hand gingen; an nationalen Festtagen konnte man ihn wiederholt als Festredner hören.

An Ehrungen und Auszeichnungen hat es Schott's Laufbahn nicht gefehlt. Er besaß württembergische und preußische Orden sowie mehrere Medaillen. 1894 ernannte ihn, der schon 1876 den philosophischen Doctorgrad erworben hatte, die Hallesche Theologenfacultät beim dortigen Universitäts-

jubiläum zum Ehrendoctor. Im selben Jahre wurde er Ehrenmitglied des allgemeinen deutschen Hugenottenvereins. Endlich gehörte er der württembergischen Commission für Landesgeschichte als ordentliches Mitglied an.

Im Frühling 1897 wurde Sch. von einem scheinbar leichten Influenzaanfall heimgesucht. In der Folge stellte sich eine Blutzersetzung heraus, die zu qualvollem Leiden führte. Mit Pausen, die sogar zeitweise Wiederaufnahme des Amtes gestatteten, ging es langsam, aber unaufhaltsam dem Ende zu. Der Tod trat am 18. März 1899 ein.

Schwäbische Kronik vom 20. März 1899, Nr. 131 (Aug. Wintterlin). — Beilage zur Allgem. Zeitung 1899, Nr. 69. — Schwabenland 1899, Nr. 7. — Daheim 1899, Nr. 30, Beilage (mit Bild). — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 4. Bd., S. 75—77 (R. Krauß). — Realencyklopädie für protestantische Theologie u. Kirche, 3. Aufl., 17. Bd. (Leipzig 1906), S. 751 f. (H. Hermelink).

Rudolf Krauß.

Schott von Schottenstein: Friedrich Karl Albert Sch. v. Sch., Freiherr, Dr. oec. publ., Forstmann; geboren am 25. Mai 1812 in Großsachsenheim (Amt Vaihingen in Württemberg), † am 20. Mai 1895 in Frankfurt a. M. Sein Vater Ludwig Schott v. Sch., welcher einem alten schwäbischen Adelsgeschlecht entstammte, war ebenfalls Forstmann, und zwar Vorstand des Forstamtes Stromberg, später Kreisoberforstmeister in Ludwigsburg. Hier besuchte der junge Sch. das Lyceum bis 1829, in welchem Jahre er für befähigt zum akademischen Studium der Forstwissenschaft erklärt wurde. Die Wahl des forstlichen Berufs hängt wohl mit den Anregungen zusammen, die er im Elternhause schon frühzeitig empfangen hatte. Nach damaligem Herkommen unterzog er sich zunächst einer einjährigen praktischen Vorlehre bei dem Revierförster Knapp im Revier Maulbronn. Seine fachwissenschaftlichen Studien absolvirte er 1830—1832 an der Universität Tübingen unter Widenmann und 1832—1833 an der landwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim. Nachdem er die erforderlichen Prüfungen bestanden hatte, wurde er am 27. Juni 1834 als Forstamtsassistent bei dem Forstamt Schorndorf angestellt; jedoch war sein Verbleiben im praktischen Forstdienst nicht von langer Dauer. Nach dem 1836 erfolgten Uebertritt des Professors Dr. Wilhelm v. Wiedenmann (s. A. D. B. XLII, 383) als Kreisforstrath in den praktischen Forstdienst wurde er nämlich als besoldeter Privatdocent an die Universität Tübingen mit dem Lehrauftrag für Forst- und Landwirthschaft berufen. Er eröffnete seine Lehrthätigkeit im Sommersemester 1837; für ihren Erfolg spricht, daß er schon nach einem Jahre (1838) zum außerordentlichen Professor für diese beiden Fächer ernannt wurde. Besondere rednerische Begabung ging ihm zwar ab, da sein Vortrag einfach war und des oratorischen Schmuckes entbehrte; allein er war gründlich, verständlich und dem praktischen Bedürfniß seiner Hörer angepaßt. Während der Tübinger Lehrperiode erwarb er sich auf Grund einer Dissertation „Ueber die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau, mit besonderer Beziehung auf Württemberg“ (1839) den Grad eines Dr. der Staatswissenschaften.

Der Lehrberuf konnte ihn jedoch nicht genügend befriedigen, was sich aus dem Zusammentreffen verschiedener Umstände erklärt. Seine ganze Richtung war eine mehr praktische als theoretische. Den Lehrauftrag für Landwirthschaft empfand er vom Anbeginn seiner Lehrthätigkeit ab als eine Bürde. Die württembergische Regierung begünstigte ferner die Akademie Hohenheim durch Zuwendung von Hilfs- und Geldmitteln in höherem Grade als den forst- und landwirthschaftlichen Unterricht an der Universität Tübingen. Die betreffenden Vorlesungen daselbst nahmen daher mit der Zeit immer mehr

einen encyklopädischen Charakter an. Wahrscheinlich litt unter diesen Umständen auch die Frequenz. Es ist hiernach erklärlich, daß sich Sch. nach dem Uebertritt in den praktischen Forstdienst sehnte. Dieser Wunsch ging schon nach dreijähriger Lehrthätigkeit in Erfüllung. Im Frühjahr 1840 wurde Sch. von dem Senate der Freien Stadt Frankfurt a. M. zum Forstmeister des über 3400 ha großen Frankfurter Stadtwaldes ernannt. Die Veranlassung hierzu hatten verwandtschaftliche Verhältnisse mit angesehenen Frankfurter Patrizierfamilien gegeben. Sch. mußte aber seinen Wohnsitz 30 Jahre hindurch in Niederrad, einem zum Gebiete der Stadt Frankfurt gehörigen Landort, nehmen; erst 1870 erfolgte seine Uebersiedelung in die Stadt Frankfurt.

In dieser neuen Stelle, die er 48 Jahre bekleidete, entfaltete er eine außerordentlich rühmliche und ersprießliche Thätigkeit. Mit sehr gutem praktischen Blick ausgestattet, arbeitsfreudig und höchst gewissenhaft, von warmer Liebe zum Walde beseelt und seinem schönen Berufe, „ein Heger des Waldes“ zu sein, ganz hingegeben, brachte er es durch Begründung einer den Standorts- und Bestockungsverhältnissen des Frankfurter Stadtwaldes angepaßten rationellen Bewirthschaftung dahin, daß dieser Wald zum Wanderziel zahlreicher Forstvereine und vieler Fachgenossen wurde, die zu führen dem bis ins Greisenalter jung gebliebenen und unermüdlich zur Auskunft über seine Wirthschaftsgrundsätze bereiten Forstmeister zur größten Freude gereichte. Die lange Dauer seiner Amtirung in derselben Stellung und Oertlichkeit ermöglichte es ihm, mit der Zeit reiche Erfahrungen über den Erfolg der von ihm begründeten Wirthschaft zu sammeln und die Früchte seines Schaffens zu erleben.

Nach Uebernahme seiner neuen Stellung war seine erste Arbeit die Aufstellung einer Betriebsregulirung, um vor Allem geordnete Zustände im Walde anzubahnen. Seine Hauptthätigkeit aber bestand dann in der Einführung des von Burckhardt begründeten sogenannten zweihiebigen Hochwaldes. Durch planmäßige Durchforstungen und Lichtungen der Eichen- und Kiefernbestände und Unterbau derselben mit Rothbuchen oder Weißtannen im 80. Jahr (Eichen) und 40.—50. Jahr (Kiefern), die hochstämmig, aber in einem niedrigeren Umtrieb als der Oberstand erzogen wurden, schuf er auf derselben Fläche gleichsam zwei Waldformen. Durch dieses in seiner Ausführung je nach der Oertlichkeit fein abgestufte, daher nicht schablonenartig durchgeführte Verfahren gelang es ihm, in verhältnißmäßig kurzer Zeit namhafte Vorräthe von werthvollen Nutzhölzern der genannten und auch anderer Holzarten zu produciren, der Kasse erhebliche Vor- und Haubarkeitserträge zuzuführen und dem Waldboden seine ursprüngliche Kraft und Frische ungeschmälert zu erhalten. Seine Fürsorge galt aber nicht nur der Begründung von gemischten Beständen, sondern auch intensivster Pflege derselben durch rationelle Läuterungshiebe, zweckmäßige Durchforstungen und sorgsam ausgeführte Aufastungen. Diese erprobte Wirthschaft führte er auch in der seiner Verwaltung mit unterstellten sogenannten „Hohen Mark“, dem gemeinschaftlichen Eigenthum von vier damals Frankfurtschen Gemeinden (Bonames, Dortelweil, Niedererlenbach und Niederursel) ein, wodurch er den gering bestockten Niederwald im Laufe der Zeit in einen voll bestockten und gut gepflegten Hochwald umwandelte. Ebenso suchte er seine Wirthschaftsgrundsätze auf den benachbarten Fürstlich-Isenburg-Biersteinschen Wald zu übertragen, über den er zeitweilig die Inspektion führte. Besonders hervorzuheben ist die Thatsache, daß er ein sparsamer Wirthschafter im besten Sinne des Wortes war und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln viel erreichte.

Als ein werthvolles Vermächtniß sind die von ihm in der Allgemeinen

Forst- und Jagd-Zeitung (1882, S. 408; 1883, S. 1; 1886, S. 346; 1888, S. 203) und in den Forstlichen Blättern, N. F. (1883, S. 145) erschienenen Abhandlungen über Lichtungs- und Ueberhaltsbetrieb, Lichtungsbetrieb und Unterbau, Lichtungszuwachs in unterbauten Beständen pp. zu verzeichnen. Mit großem Interesse folgte er selbst noch im Greisenalter allen Vorgängen im Forstwesen. Durch forstliche Reisen in andere Waldgebiete und fleißigen Besuch großer und kleiner Forstversammlungen, in denen er sich lebhaft an der Discussion betheiligte, suchte er seine forstlichen Kenntnisse und Erfahrungen unausgesetzt zu erweitern, um auch die anderwärts unter ähnlichen Verhältnissen gefundenen Wirthschaftsresultate für die seiner Obhut unterstellten Waldungen zu verwerthen.

Am 27. Juni 1884 feierte er noch in voller körperlicher und geistiger Frische sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, wobei ihm große Ehrungen und reiche Geschenke von Behörden, Körperschaften und einzelnen Fachgenossen zu Theil wurden. Am 1. Juli 1887 trat er in den wohlverdienten Ruhestand; die Bewirthschaftung der „Hohen Mark“ behielt er aber noch einige Jahre bei.

Von 1892 ab stellten sich die natürlichen Leiden des Alters bei ihm ein. Die wiederholte Badekur in Wildbad brachte zwar einige Linderung, allein sie konnte doch die Abnahme seiner Kräfte, insbesondere seiner Bewegungsfähigkeit, nicht verhindern. Er starb an den Folgen eines Schlaganfalles im fast vollendeten 83. Lebensjahre.

Sch. war ein vortrefflicher, ehrenwerther Charakter. Durch seine Anspruchslosigkeit, sein bescheidenes und leutseliges Wesen, seine Gemüthlichkeit und seine Eigenschaft als stets hilfsbereiter Wohlthäter, die er bei der Verwaltung mehrerer milder Stiftungen, namentlich als langjähriger Senior des evangelischen Gemeindevorstandes, an den Tag legte, erwarb er sich überall Freunde. Bei den ihm wiederholt zu Theil gewordenen Ehrungen — er besaß den Rothen Adlerorden III. Classe mit der Schleife und war Ehrenmitglied des Württembergischen Forstvereins pp. — blieb er stets der einfache, schlichte, berufstreue Forstmann, der sich die Anhänglichkeit an seine schwäbische Heimath, die er fast in jedem Jahre einmal aufsuchte, zeitlebens bewahrte. Mit vollem Recht schließt daher Forstmeister Reiß den ihm gewidmeten Nachruf mit den Worten: „Im Herzen seiner Freunde und aller Fachgenossen, die ihn gekannt haben und ihm näher getreten sind, wird ihm ein bleibendes Andenken für alle Zeit gesichert sein. So lange die Wipfel des Frankfurter Stadtwaldes rauschen, so lange wird der Name Schott von Schottenstein mit Ehren fortleben.“

Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1884, S. 303 (50jähriges Amts-Jubiläum). — Saalborn, Jahres-Bericht über die Leistungen und Fortschritte in der Forstwissenschaft, Sechster Jahrgang, 1884. Frankfurt a. M. 1885 (Ehrenbezeigungen beim Jubiläum). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1895, S. 290 (Nekrolog von Reiß). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1895, S. 348 (Todesanzeige) und S. 405 (Nekrolog von Graner). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1895, S. 472 (Nekrolog von Hsl.). — Eigene Kenntniß.

R. Heß.

Schrader: (Johanne Juliane) Henriette Sch., geb. Breymann, hervorragende Fördrerin der Kindererziehung und Frauenbildung, stammte von Vater- und Mutterseite aus einer Pastorenfamilie und wurde am 14. September 1827 als Tochter des Pastors Ferdinand Breymann zu Mahlum im braunschweigischen Amte Lutter a. B. geboren; ihre Mutter Luise war die Tochter des Superintendenten und Consistorialassessors Joh. Wilh. Friedr. Hoffmann in Nette bei Bokenem. Als älteste Tochter in einem kinderreichen, ernstgerichteten, aber

frohgemuthen und gastfreien Pfarrhause verlebte sie in landschaftlich lieblicher Umgebung eine glückliche Kinderzeit, besuchte dann bis zu ihrer Confirmation, die am 3. April 1842 erfolgte, die Töchterschule in Wolfenbüttel und kehrte darauf nach Haus zurück, um sich hier bei der Führung des Hauswesens und der Erziehung der jüngeren Geschwister, zu denen der spätere Bildhauer Adolf Breymann (s. A. D. B. XLVII, 231 ff.) gehörte, nützlich zu machen; ein halbes Jahr verlebte sie auch, um einen großen Landhaushalt kennen zu lernen, bei einem Oheim zu Reichenbach in Sachsen. Aber diese mehr äußerlich schaffende Thätigkeit gewährte auf die Dauer ihrem lebendigen, strebsamen Geiste keine innere Befriedigung; unbewußt sehnte sie sich nach höherem. Das kam ihr klar zur Erkenntniß, als sie im Sommer 1848 ihre Schwester Marie auf die Erziehungsanstalt nach Keilhau brachte und hier Friedr. Fröbel, einen Vetter ihrer Mutter, kennen lernte, der die in ihr schlummernden Kräfte bald erkannte, ihr liebevoll die Augen öffnete und sie auf das Gebiet der Frauenerziehung nach den von ihm vertretenen Grundsätzen hinwies. Dies wurde der Wendepunkt ihres Lebens; von nun an gewann sie einen festen Lebenszweck, dem sie bis zu ihrem Tode treu blieb. Mit Begeisterung studirte sie die Lehren und pädagogischen Methoden von Fröbel u. A.; sogleich im folgenden Winter (1848/49) war sie bei Fröbel in Dresden, wo er Vorträge hielt, um die Frauenwelt für seine Erziehungsreform zu gewinnen und wo zugleich der Frankenbergsche Kindergarten ein geeignetes Uebungsfeld für die praktische Ausbildung seiner Schülerinnen bot. Die politischen Unruhen trieben Henriette B. von dort im Mai 1849 wieder nach Mahlum zurück, aber noch denselben Sommer weilte sie wieder bei Fröbel in Liebenstein, um ihm den Haushalt zu führen und an seinen Bestrebungen für die Ausbildung von Erzieherinnen Theil zu nehmen. Hier ist sie damals zuerst mit Diesterweg und Frau v. Marenholtz-Bülow bekannt geworden. Nach Haus zurückgekehrt hat sie hier die jüngeren Geschwister unterrichtet und mit ihnen und den kleinen Dorfkindern in einem Kindergarten Fröbel'sche Spiele und Beschäftigungen getrieben und für die ältere weibliche Dorfjugend eine Strick- und Nähschule eröffnet. Im J. 1851 folgte sie einem Rufe nach Schweinfurt, wo sie eine Mädchenschule nach Fröbel'schen Grundsätzen einrichten sollte, doch veranlaßten sie die Schwierigkeiten, die sie hier fand, bald darauf eine Stelle an der Erziehungsanstalt des Dr. Georgens in Baden-Baden anzunehmen, wo sie bis 1853 blieb.

Inzwischen war der Vater im Herbste 1851 von Mahlum nach Watzum bei Schöppenstedt versetzt. Da sich hier die Möglichkeit bot, im Kreise und mit den Kräften ihrer eigenen Familie ihre Erziehungspläne zu verwirklichen, so kehrte sie, stets von starkem Heimweh erfüllt, um so lieber in die Heimath zurück. 1854 traf die erste Pensionärin in Watzum ein, 1856 wurde das Programm der neuen Erziehungsanstalt der Oeffentlichkeit vorgelegt. Hauptleiterin des Ganzen war und blieb Henriette, die reiche Kenntnisse und pädagogische Erfahrung mit großem Organisations- und Directionstalente vereinigte. Der Unterricht wurde in der Hauptsache von ihr, ihrem Vater und ihren Schwestern ertheilt, deren Anlagen und Neigungen sich bestens ergänzten und einträchtig zusammen wirkten, so daß die ganze Anstalt den Charakter einer großen Familie sich bewahrte. Hervorzuheben ist hier insbesondere die Mitwirkung einer jüngeren Schwester, Marie Breymann (geb. 10. März 1835), die in Keilhau erzogen bei ihrer angeborenen Gabe, im Verkehr mit kleinen Kindern den richtigen Ton zu treffen, es vorzüglich verstand, die theoretischen Anweisungen Henriettens praktisch zur Ausführung zu bringen. Sie leitete anfangs im nahen Schöppenstedt, dann auf dem Pfarrhofe zu Watzum einen

Kindergarten, und es war für die ältere Schwester ein herber Verlust, als sie diese treue verständnißvolle Mitarbeiterin schon am 3. September 1867 durch den Tod verlor. Das Ziel, das man so in gemeinsamer Arbeit erstrebte, war, denkende, sehende, handelnde, der Menschheit dienende Frauen zu erziehen, theils für die eigene Familie, was man als höchsten und nächsten Zweck für das weibliche Geschlecht stets im Auge behielt, theils für den helfenden Dienst in fremden Häusern. Frau v. Marenholtz-Bülow, die das Unternehmen mit regster Theilnahme verfolgte und wiederholt in Watzum weilte, nannte 1857 den Ort neben Hamburg und Dresden als einzige Stätte zur Ausbildung berufsmäßiger Erzieherinnen.

Von Seiten der maßgebenden Behörden, insbesondere des Consistorialraths Hirsche, erfreuten sich diese Bestrebungen wohlwollenden Interesses. Auch in der Ferne wurde man auf sie aufmerksam. 1858 wurde Henriette nach Belgien berufen, wo sie ein halbes Jahr im Auftrage der dortigen Regierung Instructionskurse über Kindergärten und Fröbel'sche Erziehung zu leiten hatte. In den Jahren 1862 und 1864 hat sie über diese Gegenstände auch in Genf Vorträge gehalten. Die Verbindungen, die sie hierdurch auswärts gewann, förderten die Anstalt daheim. Der Raum wurde hier bald zu enge; deshalb benutzte man im Frühjahr 1864 die günstige Gelegenheit ein großes Grundstück vor Wolfenbüttel zu erwerben, das nach der alten Bildungsstätte Neu-Watzum genannt und noch im Herbste des Jahres bezogen wurde. Neben den Schwestern hat dann namentlich der älteste Bruder Karl, der Theologie studirt und schon längere Zeit als Lehrer gewirkt hatte, dem erweiterten Unternehmen, das nun auch ein Seminar für Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen umfaßte, seine Kraft gewidmet. Die Eltern blieben mit einer Tochter in Watzum, doch siedelte diese nach dem Tode des Vaters († am 13. November 1866) mit der Mutter ebenfalls nach Wolfenbüttel über, um hier an der Arbeit der Geschwister thätigen Antheil zu nehmen. Bald nahm die Anstalt solchen Aufschwung, daß man abermals an eine Erweiterung denken und einen umfangreichen Neubau aufführen mußte, der im Herbste 1868 in Benutzung genommen werden konnte.

Aber die Pläne Henriette's, die bei allem Wechsel stets die Seele des ganzen Unternehmens geblieben war, gingen noch weiter. Nicht nur auswärts hatte sie als eifrige und verständnißvolle Vertreterin der Fröbel'schen Ideen zahlreiche Verbindungen und Beziehungen, die sie z. B. 1866 für ein Vierteljahr auch nach Schottland führten, sondern sie suchte diese Gedanken auch daheim in umfangreicher Weise zur Durchführung zu bringen. Sie hatte im Herbst 1865 in Wolfenbüttel auf Wunsch Vorträge über Frauenbildung, Kindergärten u. s. w. gehalten. [Es erschien damals auch im Druck von ihr ein Aufsatz „Zur Frauenfrage“, später: „Die Grundzüge der Ideen Friedr. Fröbel's angewendet auf Kinderstube und Kindergärten“ (Braunschw. 1872). „Der Volkskindergarten“ (1885); „Der Monatsgegenstand im Pestalozzi-Fröbel-Hause“ (1888); „Häusliche Beschäftigung und Gartenarbeit als Erziehungsmittel“ (1893); im Verein mit ihrem Gatten: „Die hauswirthschaftl. Bildung der Mädchen in den ärmeren Classen“ (1888); ferner schrieb sie den Text zu Grotemeyer's Bildermappe „Unsere Kinder“, Kindergeschichten in „Herzblättchens Zeitvertreib“ und pädagogische Aufsätze für die Zeitschrift „Erziehung der Gegenwart“.] Dank diesen Anregungen entstand jetzt ein „Verein für Erziehung“ zu Wolfenbüttel, der die von ihr vorgetragenen Ansichten und Wünsche in die That umzusetzen ernstlich bedacht war. Es wurde in leerstehenden Räumen des alten Schlosses zuerst (Mai 1866) ein Kindergarten, dann eine Fortbildungsclasse für erwachsene Mädchen errichtet. Daran schloß

sich ein Seminar für künftige Lehrerinnen, das in Neu-Watzum bereits begründet war und nun zur Vereinfachung der Organisation in das Schloß verlegt wurde; dessen Leitung übertrug man H. Breymann, dem Seminarinspector Dr. O. Sommer und Fräulein Anna Vorwerk, die durch H. Breymann für die Erziehungsfragen erst interessirt worden war, in ein enges Freundschaftsverhältniß zu ihr trat und jetzt ihre ungewöhnlichen Gaben mit regem Eifer in den Dienst dieser Sache stellte. Ende December 1868 erhielt die ganze Organisation die Genehmigung des Herzoglichen Consistoriums; es schien alles im besten Gange und fröhlicher Entwicklung. Doch bald machten sich im Vereine selbst zwei verschiedene Richtungen bemerkbar. Nach der einen, die H. Breymann vertrat, sollten in Verfolgung der Grundsätze Fröbel's alle wichtigen Gebiete weiblicher Thätigkeit mit der Erziehung in Verbindung gebracht, eine Frauenschule der Zukunft geschaffen werden. Dieses Ziel hielt man auf der anderen Seite für unzweckmäßig oder unerreichbar; man wollte hier nur eine gute Mädchenschule von Kindergarten bis Lehrerinnenseminar ins Leben rufen, wie sie auch anderwärts bestand oder in Bildung begriffen war. Für diesen Plan entschied sich Anna Vorwerk, die besonders auch durch eine gründlich geschulte, geprüfte und erprobte Lehrkraft, Bertha Glöckner, für diese feste Umgrenzung und Beschränkung der Aufgaben gewonnen wurde. So bildete sich bald ein scharfer Gegensatz aus, der bei der angeborenen Herrschernatur der beiden Hauptvertreterinnen, die auf die Länge schwerlich nebeneinander hätten wirken können, sich natürlich auch persönlich stark zuspitzte. Es mußte zwischen den Beiden zur Entscheidung kommen, die dann am 25. April 1870 erfolgte. Da A. Vorwerk's Vorschlag den vorliegenden Bedürfnissen der Stadt am besten zu genügen schien, und da sie zugleich das recht beträchtliche finanzielle Risiko selbst zu tragen willens und in der Lage war, so trat die Mehrheit des Erziehungsvereins auf ihre Seite. Sie wurde die Leiterin der in Entstehung begriffenen Schloßanstalten und hat demnächst das in sie gesetzte Vertrauen gewiß in vollem Maße gerechtfertigt. Für H. Breymann aber war diese Entscheidung, die viele ihrer Pläne im Keime knickte, eine große Enttäuschung, die auch sonst mit mancherlei Bitternissen verknüpft war. Aber sie ließ sich dadurch nicht niederdrücken und versuchte in der eigenen Anstalt, an der sie sofort die Ausbildungsclasse, die schon früher bestanden, wieder einrichtete, den geplanten Bildungsaufbau nach ihren Grundsätzen zur Ausführung zu bringen. Aber nur noch kurze Zeit sollte sie sich diesem Werke widmen. In den Streitigkeiten des Erziehungsvereins war ihr der damalige Eisenbahnassessor Karl Schrader näher getreten, der ihren pädagogischen Bestrebungen stets rege Theilnahme geschenkt hatte. Er hielt um ihre Hand an; am 30. April 1872 wurde in Neu-Watzum die Hochzeit gefeiert.

Da Schrader nach Verkauf der Braunschweigischen Eisenbahnen Director der Anhaltischen Bahn geworden war, so siedelte das Ehepaar nach Berlin über. Hier sollte sich Beiden bald ein neues weites Feld erfolgreicher Thätigkeit eröffnen. Dabei nahm der eine an den Bestrebungen des anderen stets den innigsten Antheil; nicht leicht haben zwei Eheleute in so enger geistiger Interessengemeinschaft gelebt wie sie. Auch Henriette besaß eine entschiedene politische Ueberzeugung, die sie gelegentlich mit Nachdruck vertrat, und theilte hier ganz die freisinnigen Anschauungen des Gatten, dessen parlamentarische Wirksamkeit sie mit theilnehmendem Eifer begleitete. Nicht minder betheiligte sich Schrader auf das lebhafteste an den pädagogischen Aufgaben, deren Lösung seine Gattin erstrebte. Schon bald nach ihrer Uebersiedelung nach Berlin sammelte diese, die die Kunst eine edle gehaltvolle Geselligkeit zu pflegen in seltenem Maße

besaß, einen Kreis gleichgesinnter und -strebender Männer und Frauen um sich, die vor allem mit der Behandlung von Erziehungsfragen sich beschäftigten. Es gehörte zu Henr. Schrader's wichtigsten Grundsätzen, daß jede Erziehung von unten auf im zartesten Kindesalter zu beginnen habe, daß sie nicht äußerlich gehandhabt werden dürfe, sondern von innen heraus das organische Wachsen und Werden der Menschenseele fördern sollte. Sie verlangte von Anfang an Gewöhnung zum Selbstdenken, planmäßige Entwicklung zur Selbständigkeit und individuellen Eigenart. Daher legte sie zunächst das Hauptgewicht auf die Volkskindergärten, in denen sie das erste Wirkensfeld gedeihlicher Volkserziehung erblickte.

Es traf sich glücklich, daß um diese Zeit (1873) eine frühere Schülerin, Fräulein Agathe Toberentz, sie bat, sich eines verwaisten und in Verfall gerathenen Kindergartens anzunehmen, den einst Frau v. Marenholtz-Bülow begründet hatte. Sie ging auf diese Bitte ein, übernahm die obere Leitung des Kindergartens, der sogleich neu eingerichtet wurde, und reorganisirte den Verein, dem er angehört hatte; er wurde zu einem „Verein für Volkskindergarten und Volkserziehung“ umgestaltet. Denn aus diesem kleinen Anfange sollte mit der Zeit Großes erwachsen. Es schloß sich an den Kindergarten bald die Errichtung eines Seminars für Kindergärtnerinnen, die Anlage von zwei Elementarclassen, eines Kinderhortes, die Gründung von Haushaltungs- und Kochschule u. a., bis so allmählich nach einem festen Plane die ganze großartige Organisation erwuchs, die wir jetzt in dem „Pestalozzi-Fröbelhause“ vor uns sehen. Dieser Name war mit gutem Bedacht gewählt worden. Henr. Sch. betrachtete für ihre Thätigkeit neben Fröbel besonders Pestalozzi als ihren Führer. Sie erkannte in ihm, den man fast nur als Reformator der Schule feiert, den noch bedeutenderen Socialpädagogen und suchte seine Lehren sowohl in ihrem Unterrichte wie in den Einrichtungen des Pestalozzi-Fröbel-Hauses zur Geltung zu bringen. Dieses zerfällt in zwei große Abtheilungen. Die eine ist die für Erziehung und umfaßt Kindergarten, zwei Elementarclassen, Handarbeits- und Handfertigkeitsschule, Kinderhort, Seminar zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen, Kindergärtnerinnen, Erzieherinnen und Leiterinnen von Volkserziehungsanstalten; die andere stellt eine Koch- und Haushaltungsschule dar und vereinigt alles das in sich, was das hauswirthschaftliche Leben betrifft; auch hiermit ist in gleicher Weise ein Seminar für Koch- und Haushaltungslehrerinnen verbunden. Die eigentliche geistige Schöpferin dieser vielseitigen Anstalt, bei der alle Theile aufs beste in einander greifen, ist Henriette Sch. gewesen. Sie besaß ein großartiges Organisationstalent, einen treffsicheren Blick für Menschen und Verhältnisse, der sie vor Allem dazu befähigte, stets die richtige Person auf den rechten Platz zu stellen, und sie wußte in ihrer tiefgreifenden umfassenden Wirksamkeit als Lehrerin bei ihren Schülerinnen besonders das zu erwecken, was allein Mühe und Arbeit geringe macht und namentlich beim Unterricht einen guten Erfolg verbürgt, Lust und Liebe zur Sache. Sie übte auf die jungen Gemüther einen gewaltigen, oft bestimmenden Einfluß aus und übertrug auf sie unwillkürlich den Idealismus, der sie selbst erfüllte und auf dem Grunde einer warmen, wenn auch ganz undogmatischen Religiosität beruhte. Dabei suchte sie aber jeden Zwang zu vermeiden und den einzelnen Individualitäten volle Freiheit zu lassen, sich nach ihrer Eigenart zu entfalten. Sie war daher auch eine Gegnerin des stets weiter sich ausdehnenden Prüfungswesens, da dieses nur zu leicht auf einen oberflächlichen geschäftsmäßigen Drill nach fester Schablone hinführt, für Bethätigung einer Eigenart aber den Lehrenden wie den Lernenden so gut wie gar keinen Spielraum übrig läßt. Auch erschien

ihr jede Arbeit, ob wissenschaftlicher oder praktischer Art, wenn sie nur ehrlich und ordentlich verrichtet wird, völlig gleichwerthig zu sein. So suchte sie einer jeden Persönlichkeit den Weg zu öffnen, auf den Anlagen und Neigungen hinwiesen; das erhöhte die Arbeitskraft und -freudigkeit, weckte die Selbständigkeit und bewirkte — ein Segen für die Zukunft —, daß auch bei ihrem Ausscheiden das ganze große Getriebe in tadelloser Ordnung fortging. Aber auch außerhalb der Anstalt verstand sie es auf das Beste, für die Sache, die ihr selbst so warm am Herzen lag, Andere zu begeistern und zu beträchtlichen Opfern zu bewegen. So entstand für das „Pestalozzi-Fröbelhaus“ durch die großartige Freigebigkeit der Frau Bauräthin Wentzel-Heckmann an der Barbarossastraße zu Berlin-Schöneberg ein neues stattliches Heim, das 1896 im Bau begonnen zwei Jahre darauf in Benutzung genommen werden konnte. Das ganze Unternehmen war dadurch zu einem glänzenden Abschlusse gebracht. Eine wesentliche Unterstützung war es dabei für sie auch gewesen, daß dieselben Männer ihr von Anfang bis Ende in dem Vereine treu zur Seite gestanden hatten, als Vorsitzender der Wirkliche Geheimrath Reichardt, als Schriftführer ihr Gatte.

Aber es war nicht nur ein pädagogisches Interesse, das sie bei diesem Unternehmen im Auge hatte, sondern zugleich in hervorragendem Maße auch ein sociales. Sie wollte dadurch volkserzieherisch wirken, zahlreiche Kräfte für die sociale Hülfsarbeit gewinnen. Ihr Endzweck war die Hebung des Volkes, die sie nicht von außen, sondern von innen her durch die Stärkung der eigenen Kraft, durch die Erziehung erstrebte. Sie wollte nicht schwächliche Mildthätigkeit üben, sondern so viel Personen wie möglich auf die eigenen Füße stellen. Deshalb sollte die Frau auf den Beruf im eigenen Hause vorbereitet werden. Dieses Ziel suchte sie in ihrer Anstalt vornehmlich dadurch zu erreichen, daß sie alle Einrichtungen nach Möglichkeit dem häuslichen Leben anzunähern suchte. So strebte sie jede Kasernirung der Zöglinge nach Kräften zu vermeiden, den Sinn für das Familienleben aber, den sie selbst, obwohl ihre Ehe kinderlos war, vom Vaterhause und später vom eigenen Heim her mit besonderer Lebhaftigkeit empfand, auch in der Jugend zu wecken und zu pflegen. Dem entspricht das Motto für ihre Schülerinnen: Uebet geistige Mütterlichkeit. So suchte sie in ihrer Weise auch für die Lösung der Frauenfrage zu wirken, nicht durch lärmende Agitation, die trotz der Leidenschaftlichkeit ihrer Natur und trotz der Entschiedenheit, mit der sie frank und frei für ihre Ansichten eintrat, ihrem äußerlich gemessenen, vornehmen Wesen innerlich zuwider war, sondern durch ruhige stetige Arbeit, sowohl bei den von ihr selbst ins Leben gerufenen Unternehmungen, als auch zur Unterstützung anderer verwandter Bestrebungen. Wohl wollte sie die Hindernisse beseitigen, die der Freiheit der Bildung und des beruflichen Wirkens der Frauenwelt im Wege standen, aber sie wollte deren psychische Eigenart in keiner Weise schädigen oder tilgen, da sie gerade in ihrer sorgsamen Entwicklung und Bildung eine wichtige Culturaufgabe erblickte.

Von vielen Seiten hat die erfolgreiche Thätigkeit Henr. Schrader's, die bald für manche Anstalten an anderen Orten vorbildlich wurde, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Amerika, von wo aus das Pestalozzi-Fröbelhaus, dessen Einrichtungen man kennen lernen wollte, häufig besucht wurde. Nicht leicht aber wurde von einer anderen Seite den ganzen Bestrebungen dieser Frau größeres Verständniß entgegengebracht als von der Kronprinzessin Victoria, der späteren Kaiserin Friedrich. Suchte doch diese, erfüllt von dem eifrigen Bemühen zur Lösung

der socialen Frage nach Kräften beizutragen, in derselben Richtung und in dem gleichen Geiste wie sie zu wirken, und zwar auch unbeeinflußt von allen confessionellen Gesichtspunkten und nationalen Vorurtheilen im Geiste freier und feiner Menschlichkeit. Sammelte die Fürstin gelegentlich alle die Frauen um sich, die an der Spitze der Vereine mit diesen und ähnlichen Zielen standen, so ist es leicht erklärlich, daß sie zu H. Sch. bald in ein näheres Verhältniß trat, da diese in ihren Lebensanschauungen und -ansichten im wesentlichen mit ihr übereinstimmte, ihr im ruhigen Bewußtsein eigenen Werthes unbefangen gegenübertrat und frei von allen höfischen Rücksichten stets ihre wahre Ueberzeugung offen zum Ausdruck brachte. So wurde sie die Beratherin der Kronprinzessin in allen socialen und pädagogischen Angelegenheiten, die ihr nahe traten; gemeinschaftlich wurden mancherlei Pläne erwogen, die sie als Kaiserin zur Ausführung zu bringen gedachte. Oft betheiligte sich auch der Kronprinz an solchen Besprechungen, zu denen dann auch Herr Schrader hinzugezogen wurde. Wie eng diese Beziehungen sich mit der Zeit gestalteten, zeigt die Thatsache, daß Henr. Sch. auf besonderen Wunsch der Kaiserin bei ihr war, als man den Kaiser Friedrich am 18. Juni 1888 zu Grabe trug. Die Freundschaft zwischen beiden Frauen hat bis zum Tode gedauert; sie sind, so oft die Kaiserin in Berlin war, in regem persönlichem Verkehre und sonst in eifrigem Briefwechsel geblieben.

Nach Fertigstellung des neuen Gebäudes des Pestalozzi-Fröbelhauses konnte H. Sch. ihr Lebenswerk für beendet, ihre Schöpfung für wohl gesichert halten. Ihre Lebenskräfte hatten in der letzten Zeit infolge eines Nierenleidens schon merklich nachgelassen, wenn auch der Geist stets lebendig blieb und der feste Wille viele Schwächen zu überwinden wußte; noch in ihrer Wohnung hat sie, so lange es irgend ging, ihren Schülerinnen Unterricht ertheilt. Am 25. August 1899 aber machte der Tod ihrem rastlosen Leben zu Schlachtensee bei Berlin ein Ende; neben ihren Lieben daheim wurde sie auf dem alten Friedhofe der Trinitatiskirche in Wolfenbüttel am 29. August 1899 bestattet.

Vgl. Arnold Breymann, Festschrift zum 50jähr. Jubiläum des Breymann'schen Instituts (Wolfenb. 1906). — Helene Lange in der „Nation“ Nr. 49 vom 2. Sept. 1869, S. 689 f. — Verschiedene Programme u. s. w. des Pestalozzi-Fröbelhauses. — Nachrichten aus der Familie.

P. Zimmermann.

Schrader: Lorenz Sch., Doctor und osnabrückischer Rath, stammt aus einer zu Halberstadt ansässig gewesenen Familie und wird etwa um 1530 geboren sein. Obwohl protestantischer Religion, war er ein eifriger und geschickter Vertreter der katholischen Interessen, soweit ihm diese Aufgabe kraft seiner amtlichen Stellung durch die Osnabrücker Bischöfe übertragen worden ist. Er begegnet zum ersten Mal im J. 1566 auf dem Augsburger Reichstag, wohin ihn Bischof Johann IV. von Hoya entsandt hatte. Unter dessen Nachfolgern ist Sch. ebenfalls sehr häufig zu auswärtigen Geschäften und diplomatischen Missionen verwandt worden. Besonderer Gunst erfreute er sich beim Bischof Heinrich III., der zugleich Erzbischof von Bremen war. Als mit dem Tod Johann's IV. 1574 der Bischofsstuhl in Osnabrück frei wurde, zählte auch der Bremer Kirchenfürst zu den Bewerbern, und es war das besondere Verdienst Schrader's, daß die Wahl schließlich auf den Erzbischof Heinrich fiel. Schrader's staatsmännische Begabung scheint unter diesem ihm dankbar ergebenen Bischof ganz zur Entfaltung gekommen zu sein. Nicht bloß zur Erledigung wichtiger auswärtiger Angelegenheiten benutzte ihn der Bischof, sondern auch in Geschäften der inneren Landesverwaltung holte er den Rath des erfahrenen Politikers ein und übertrug ihm in Verhinderung des Kanzlers dessen Ge-

schäftsführung. Als im J. 1584 Bischof Heinrich III. wegen einer Reise außer Landes eine Regierungscommission einsetzte, gehörte auch Sch. zu ihren Mitgliedern und ihm fiel die heikle Aufgabe zu, den Entwurf über die Befugnisse der Commission beim Domcapitel durchzudrücken. Seiner Geschicklichkeit gelang es, den ursprünglich widerstrebenden Domherren ihre, wenn auch ungern ertheilte Zustimmung abzuringen. Daß Bischof Heinrich sich des bewährten Mannes nicht bloß für das Bisthum Osnabrück bediente, sondern ihn auch in Angelegenheiten seiner Erzdiöcese Bremen verwandte, läßt Sch.'s Bezeichnung als bremischer Rath erkennen.

Als Bischof Heinrich III. 1585 starb, war es das Osnabrücker Domcapitel, welches jetzt auf Sch. zurückgriff, um die Wahl des auserseheneu Candidaten Bernhard, Grafen von Waldeck, zum Bischof durchzusetzen. Wie sich das Verhältniß Schrader's zu dem neuen Herrn gestaltete, ebenso zu dessen Nachfolger, dem Bischof Philipp Sigismund, bedarf noch näherer Untersuchung. Wenn er besonders unter dem Letzteren gegen früher weniger hervortrat, so lag wohl der Grund hierfür nicht zum wenigsten in dem zunehmenden Alter. Er scheint 1606, wo er zum letzten Mal in amtlicher Eigenschaft begegnet, oder bald danach gestorben zu sein.

Um zu einem abschließenden Urtheil über die Persönlichkeit dieses Mannes zu gelangen, dazu reicht das vorhandene Material nicht aus, aber immerhin darf ohne Uebertreibung behauptet werden, daß Schrader's Antheil an den Ereignissen der inneren und ganz besonders der äußeren Politik des Bisthums Osnabrück während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausschlaggebend gewesen ist. Dies im einzelnen zu prüfen, würde eine lohnende Aufgabe sein. Für die Vielseitigkeit Schrader's möchte noch der Umstand bezeichnend sein, daß Bischof Heinrich III. kurz vor seinem Tode ihm die Bauleitung des für Osnabrück geplanten Residenzschlosses übertrug, eine Aufgabe, der er freilich doch nicht ganz gewachsen gewesen zu sein scheint; sie verwickelte ihn in Differenzen und drohte ihm eine Klage beim Rathe einzubringen. Seine Stellung und seine vielfachen Beziehungen zu auswärtigen Höfen und Würdenträgern machten ihn außerdem zu einem Mann, dessen Vermittlung und Fürsprache gesucht war, besonders von dem Adel, der sich seiner Hülfe für private Zwecke bediente. Den lebhaften Pfründenhandel, den Sch. bereits in jüngeren Jahren während seines mehrjährigen Aufenthaltes zu Rom gepflogen hat, soll er auch in späterem Alter bei seinen Reisen und Aufträgen ziemlich schwunghaft weiter betrieben haben.

Im J. 1594 kaufte er das Gut Bringenburg zu Wersen im Kreise Tecklenburg. Seine nicht unerhebliche Bibliothek überwies er der Stadt Osnabrück als Grundstock zu einer Stadtbibliothek; sie ist später mit dem Bücherbestande des Rathsgymnasiums vereinigt worden. Eine Tochter war verheirathet mit Cord v. d. Burg, sein Sohn Heinrich hat längere Zeit als Bürgermeister von Osnabrück gewirkt.

Vgl. zu den sehr zerstreuten Nachrichten über Schrader das alphabetische Sachregister zu Bd. I—XVI der Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, ferner Forst, Heinrich von Sachsen-Lauenburg . . . in seinen Beziehungen zur Römischen Curie in Bd. XVIII der genannten Mittheilungen ꝛc., und den Registerband zu C. Stüve's Geschichte des Hochstifts Osnabrück.

E. Fink.

Schraudolph: Claudius Sch., Historienmaler, geboren 1813 zu Oberstdorf im Allgäu, † am 13. November 1891 ebendaselbst, kam 1831 nach München, wo er sowohl durch seinen älteren, nachmals viel gefeierten Bruder

Johann v. Schraudolph (s. A. D. B. XXXII, 453) wie auch durch Joseph Schlotthauer (ebd. XXXI, 554) nachhaltige Förderung fand. So zeichnete er nach Karl Högerl's 1830 erfolgtem Ableben für den durch Schlotthauer neu edirten Holbein'schen Todtentanz die weiteren Blätter auf Stein, während er die Akademie besuchte. Bald erblühte ihm die Freude einer höchst nützlichen Studienreise nach Italien. Da Ernst Förster von dem damaligen Kronprinzen Maximilian 1832 den Auftrag erhielt, eine Sammlung von Handzeichnungen nach präraffaelitischen Fresken und Miniaturen anzulegen, nahm derselbe die jungen Maler Claudius Sch. und Joseph Anton Fischer als Gehülfen mit auf diese artistische Entdeckungsfahrt (s. A. D. B. XLVII, 656), wo dieselben in stilgerechten Umrissen einen Schatz aus Verona, Padua, Venedig, Assisi, Florenz, Pisa und in der Umbrischen Mark sammelten, welcher theilweise den Grundstock zu den später von Förster herausgegebenen „Denkmälern der italischen Malerei“ bildete. Nach dieser lehrreichen Thätigkeit kehrte Claudius Sch. 1833 nach München zurück, um seinem Bruder bei dem unter Heinrich Heß auszuführenden Freskencyklus in der Allerheiligen-Kirche und Basilika Beistand und Hülfe zu leisten (vgl. Beda Stubenvoll, Beschreibung der Basilika, 1875, S. 49, und Lützow's Zeitschrift V, 68). Als Lithograph bethätigte sich Sch. mit vier Blättern nach Konrad Eberhard („Die Wallfahrt nach dem heiligen Berg am Feste Mariä Himmelfahrt“ mit Chören von L. [K.] Ett als Publikation der „Gesellschaft zu den drei Schilden in München“ 1836, kl.-Fol.). Für Raczynski's Geschichte der Kunst (1840) lieferte Sch. Holzstockzeichnungen nach Bildern von Heß, Veit, Eberle und Johann Schraudolph.

1840 erging auch an Claudius Sch. der Auftrag, König Otto's Residenz in Athen, gemeinsam mit Kranzberger, Ulr. Halbreiter, Jos. Scherer, J. Wurm und Andern, mit Fresken zu zieren. Nach eigenen Compositionen malte Sch. 21 mythologische Scenen, ferner den Argonautenzug, Achill vor Troja, die Unterwelt, die Thaten des Herakles und Theseus und löste seine Aufgabe zur vollständigen Zufriedenheit des hohen Bestellers. Auf dem Rückwege durchstreifte Sch. in fünf Monaten Italien, bethätigte sich mit seinem Bruder an den vom Herzog von Leuchtenberg für die griechische Kirche zu Serjeski bestellten Tafelbildern. Im Herbst 1844 gingen die Brüder wieder nach Rom, um Vorstudien zur Ausmalung des Domes in Speyer zu sammeln und auszuarbeiten. Völlig eingehend in die Bestrebungen seines berühmten Bruders, schuf Claudius mit treuer Hingabe und demüthiger Verzichtleistung auf den eigenen Namen, unermüdlich an dem großen Werke (1845—53), dessen Gelingen nur durch das einheitliche Zusammenwirken aller Mitarbeiter (siehe A. D. B. XXXII, 458) ermöglicht wurde.

Trotz seines schwächlichen Aussehens ungleich kräftiger organisirt, setzte Claudius, immer im Zusammenwirken mit seinem älteren Bruder, die gewohnte hingebende Thätigkeit fort, zeichnete und vergrößerte für denselben neue Cartons zu riesigen Kirchenfenstern (für Landshut, nach England und Frankreich), untermalte dessen große Oelbilder, indem er neidlos auf weitere selbständige Leistungen verzichtete. Es fehlte freilich nicht an liebreichen Freunden, welche, um dem älteren Bruder wehe zu thun, die Fähigkeiten des jüngeren Bruders erhoben. Dieser ließ ihm aber immer die erste Stimme, auch beim Singen, wenn die Beiden ihre heimathlichen Alpenlieder ertönen ließen und im jubelnden Wetteifer, von den Xylographen Blanz und Kreuzer secundirt, im Quartett ihre jauchzenden Weisen hinausjodelten. Dann ließ auch Claudius seine Zither erklingen und spielte so meisterlich, daß selbst Johannes Petzmayer (s. A. D. B. XXV, 547) zum lautesten Beifall hingerissen wurde.

Nach dem 1879 erfolgten Tode des Professors Johann v. Schraudolph übersiedelte Claudius Sch. in die väterliche Heimath, wo er unausgesetzt der Kunst oblag und viele Landkirchen der Umgegend mit besseren Bildern um geringen Lohn versah, als ihnen sonst um theueres Geld zu Theil geworden wäre. So malte er schon 1876 ein Altarbild für die sog. Joseph-Kirche am Ursprung der Iller, für Schoppernau (die Heimath des armen Dichters Michael Felder) und Hopfen bei Füssen (1889): echte Erzeugnisse seiner schönen, fromm gläubigen Seele.

Vielfach verwechselt wurde dieser Künstler mit seinem gleichnamigen Neffen, welcher, geboren am 4. Februar 1843 zu München, sich im Genregebiete hervorthat, die Feldzüge 1866 und 1870 als Oberlieutenant ruhmvoll mitmachte, von 1883—84 die Stelle eines Directors an der Stuttgarter Kunstschule versah und am 4. Januar 1902 zu Eppan in Tirol starb. (Vgl. Bettelheim's Jahrbuch 1905. VII, 188.)

Vgl. Nagler, 1846. XVI, 11. — Raczynski, 1840. II, 328. — Nekrolog im Morgenblatt 321 d. Allg. Zeitung v. 19. November 1891. — F. v. Bötticher, 1901. II, 649. — Singer, 1901. IV, 226.

Hyac. Holland.

Schrautenbach: Ludwig Balthasar von Sch.-Weitolshausen (Weitelshausen, Weidelshausen), geboren 1655, starb als fürstlich hessen-darmstädtischer Generallieutenant Ende 1738. Die Eltern des in der hessischen Kriegsgeschichte unter dem Namen v. Schrautenbach vielgenannten verdienten Officiers waren der hessen-darmstädtische Kammerjunker und Oberstwachtmeister von den Landreitern Georg Friedrich Balthasar v. W. gen. Schr. und dessen Gattin Maria Engel, geborene Freiin v. Stein; Ludwig Balthasar war deren zweites Kind. Der Name des jungen Officiers stößt zum ersten Male im J. 1677 auf, als Landgraf Ludwig VI. dem Kaiser Leopold I. infolge eines mit ihm geschlossenen Bündnißvertrages ein Hülfscorps stellte. Die Infanterie dieses Corps, welches mit der Armee der Verbündeten am Rhein und an der Saar gegen die Franzosen kämpfen sollte, bestand aus einem neu errichteten Regiment, dessen Stamm die drei Compagnien der Leibgarde bildeten, von denen L. v. W. gen. Sch. die zweite befehligte. Die Ausgangs 1677 ausgerückten Truppen wurden in üblicher Weise bei ihrer Rückkehr im folgenden Jahre auf geringeren Fuß gesetzt, doch wurde die Compagnie v. Sch. erst 1686 abgedankt. Bereits im J. 1687 aber fand Sch. wieder Verwendung im activen Dienst. Prinz Georg von Hessen übernahm nämlich im Auftrag der mit dem Kaiser und den Polen gegen die Türken verbündeten Republik Venedig die Bildung eines Regiments, um ihr im Verein mit anderen deutschen Truppen bei Wiedereroberung Moreas behülflich zu sein. Zu den Officieren, mit denen der Prinz Abmachungen einging, worin sich dieselben verpflichteten, gegen bestimmtes Werbegeld eine gewisse Zahl von Leuten zu stellen, gehörte der Kapitän der Garde zu Fuß v. Sch. Er übernahm die Gestellung einer Compagnie und erhielt dafür die Majorsstelle. Noch im Herbst des Jahres 1687 rückte das Regiment nach Ungarn ab, ging dann nach Morea und bewies überall, vorzüglich aber bei dem blutigen Sturm auf Negroponte, die größte Tapferkeit.

Im Februar 1690 kehrten die Hessen, wegen des inzwischen ausgebrochenen Krieges mit Frankreich zurückgerufen, in ihre Heimath zurück; Verluste vor dem Feinde und verheerende Krankheit hatten das Regiment so geschwächt, daß schon im Mai 1689 nur noch 191 Mann davon am Leben waren. Alsbald fand Sch. Gelegenheit zu weiterer kriegerischer Thätigkeit theils am Rhein, theils in den Niederlanden. Sch. übernahm nunmehr als

Oberstlieutenant das Regimentscommando. Um das so stark zusammengeschmolzene Regiment zu vervollständigen wurde es mit der bisherigen Leibgarde vereinigt und führte fortan den Namen „von Schrautenbachisches Regiment“. Im Juni 1691 stand Sch. bei Worms. 1693 sollte Sch., der inzwischen zum Oberst aufgerückt war, Heidelberg entsetzen, doch kam er zu spät. Die Franzosen hatten sich des Schlosses und der Stadt bereits bemächtigt und überschwemmten von da aus die darmstädtische Obergrafschaft Katzenelnbogen, auch Darmstadt selbst wurde von dem Feinde gebrandschatzt. Trotz tapferer Gegenwehr vermochten die Hessen dies nicht zu verhindern. Das v. Schrautenbachische Regiment wurde im J. 1694 von 11 auf 13 Compagnien gebracht, jede einschließlich der Officiere und Unterofficiere 100 Mann stark, weil es außer dem Felddienste in Verbindung mit den Truppen des oberrheinischen Kreises und der Reichsarmee auch den Garnisonsdienst zu Darmstadt zu leisten hatte. 1695 befand sich das Regiment zum größten Theil in Brabant, wo es sich bei der Belagerung von Namur wiederholt auszeichnete. Schrautenbach's Grenadiere waren es, die bei der Blutarbeit des letzten Sturmes den langen Kampf zu siegreicher Entscheidung führen halfen. Drei Compagnien des Regiments hatten unterdessen das hessische Contingent zu den Truppen des oberrheinischen Kreises gebildet. Mit der dauernden Trennung so bedeutender Bestandtheile des Regiments von dessen Gros war die Einheitlichkeit des für die damalige Zeit schon an und für sich ungewöhnlich starken Regimentsverbandes wesentlich beeinträchtigt. Deshalb schied man diese Compagnien völlig aus und gliederte sie dem am 1. April 1697 von Landgraf Ernst Ludwig neu errichteten Kreisregiment an, zu dem überdies noch drei weitere Compagnien des Regiments „von Schrautenbach“ abgegeben wurden.

Nach dem Frieden von Ryswick wurde das Regiment 1698 in herkömmlicher Weise noch mehr vermindert, nämlich von 7 auf 5 Compagnien, um dann nach Erklärung des Reichskrieges gegen Frankreich im J. 1702, ebenfalls dem Herkommen entsprechend, wieder um drei Compagnien verstärkt ins Feld zu rücken. Der damals zum Generalmajor beförderte Sch. bekam das Commando über die aus zwei Regimentern zu Fuß und einem Regiment zu Pferde bestehende hessen-darmstädtische Streitmacht, welcher bei ihrer Musterung durch den römischen König Joseph dessen Anerkennung zu Theil wurde. Unter Sch. zeichneten sich die Hessen bei der Belagerung und Eroberung von Landau rühmlichst aus, ferner am 14. October 1702 in der Schlacht bei Friedlingen. In der Regel aber fochten die Hessen jetzt ebensowenig geschlossen wie früher, vielmehr pflegte selbst das Regiment Schrautenbach nicht vollzählig an einem Platze versammelt zu sein. Während z. B. 2 Compagnien der Besatzung von Landau angehörten, das von den Franzosen im October 1703 belagert wurde, befand sich der Rest des Regiments, und mit ihm der Generalmajor selbst, unter den Truppen, welche Landau entsetzen sollten, aber von den Franzosen am 15. November 1703 bei Speierbach überfallen und trotz aller hessischen Tapferkeit geschlagen wurden. Diese Niederlage hatte den Fall von Landau zur Folge. Sch. befehligte im J. 1704 die hessen-darmstädtischen und mainzischen Truppen zwischen Main und Neckar. Nach einem Ende 1704 zwischen Braunschweig-Lüneburg und Hessen-Darmstadt zunächst auf ein Jahr getroffenen und hernach mehrfach verlängerten Abkommen wurde neben anderen hessischen Truppentheilen auch das Regiment v. Schrautenbach an Braunschweig überlassen, wobei indessen ausdrücklich ausbedungen wurde, daß keines dieser Regimenter nach Spanien, Portugal, Italien, Ungarn oder Polen geschickt werden dürfe. Das Schrautenbachische Regiment fand zunächst im Elsaß Ver-

wendung und erlitt am 4. Juni 1705 bei der Durchbrechung der Weißenburger Linien durch Marschall Villars beträchtliche Verluste, doch wurde dieser Mißerfolg durch den Sieg bei Hagenau noch in demselben Jahre ausgeglichen. Nach anhaltenden Strapazen kehrte das Regiment im folgenden Winter in die Heimath zurück. Im J. 1707 wirkten die Darmstädter unter dem Reichsgeneralfeldmarschall Kurfürst von Hannover, um den Einfall der Franzosen, welche über den Rhein gegangen waren und Süddeutschland überschwemmten, von Baiern abzuwenden. Sch. stand im Juli in Philippsburg. Im J. 1708 galt Schrautenbach's Thätigkeit der Sicherung der Grenzen der Heimath. In den letzten Jahren des Krieges trat Sch. weniger hervor, da der Hauptkriegsschauplatz in den Niederlanden lag, er aber die Heimath zu schützen hatte. Der Friede von 1714 brachte auch dem Regiment v. Schrautenbach eine Verminderung um 4 Compagnien. Nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges scheint Sch. das Regimentscommando bald niedergelegt zu haben, spätestens 1720 bekam Oberst v. Clement dasselbe, dem im August 1733 Prinz Ludwig, der nachmalige Landgraf Ludwig IX. folgte. Sch. wurde jedoch bis zu seinem Tode als Chef des Regiments geführt. Ob der im J. 1732 als Generallieutenant vorkommende v. Sch. im J. 1734 im polnischen Erbfolgekrieg gegen die Franzosen im Felde stand, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, aber nicht unwahrscheinlich.

Sch., der aus seiner Ehe mit Sophie Elisabeth v. Geismar vier Söhne und eine Tochter hatte, nahm auch als Chef noch regen Antheil an allem, was sein Regiment berührte. So erstattete er 1732 über die Handhabung der Disciplin bei demselben Bericht, aus dem sich ergibt, daß bei dem Regiment nach Erinnerung Schrautenbach's und seiner Officiere niemals eine Exekution mit dem Strange stattgefunden hatte. War jemand desertirt, so wurde er altem Herkommen gemäß an drei Sonnabenden hintereinander durch Trommelschlag citirt und, vermochte man seiner habhaft zu werden, mit Gassenlaufen, anderenfalls aber durch Anschlagen seines Namens an den Galgen bestraft. Die Zeit, in welcher Sch. dem hessischen Militär, größtentheils in hervorragender Stellung angehörte, war für dasselbe eine solche steten Fortschrittes. Alle Verbesserungen, welche bei den Truppen der europäischen Mächte zur Einführung gelangten, fanden sogleich auch bei den Hessen-Darmstädtern Annahme, so die Musketen mit Feuersteinschloß und Bajonet, dann der eiserne Ladestock, der Gleichschritt beim Marschiren, die geschlossene Stellung in Gliedern bei der Infanterie und die Rangirung, ebenso die gleichmäßige Diensttracht der Officiere. Die Militärchronik des Großherzogthums Hessen faßt ihr Urtheil über Ludwig Balthasar v. W. gen. Sch. folgendermaßen zusammen: „Das Jahr [1738] brachte unserm Militär einen großen Verlust, indem zu Ende desselben der Generallieutenant von Sch. starb, welcher seinem Regiment fast 50 Jahre hindurch, theils als Commandeur, theils als Chef vorgestanden und während dieser langen Zeit stets mit unvermindertem Ruhme gedient hatte.“ Das Regiment v. Schrautenbach ist als ältester Stamm des heutigen 4. großherzoglich hessischen Infanterieregiments (Prinz Karl) Nr. 118 anzusehen.

Humbracht, Höchste Zierde Teutsch-Landes. Frankfurt a. M. 1707, Tafel 94. — Hild, Militär-Chronik des Großherzogthums Hessen von Anfang des regierenden Hauses bis auf die neueste Zeit. Darmstadt, Th. 1, 1828, S. 97—180. — Abriß der Großherzoglich Hessischen Kriegs- und Truppen-Geschichte. 1567—1888. 2. Aufl. Darmstadt u. Leipzig 1889, S. 17—30.

Wilhelm Grotefend.

Schreckenstein: Karl Heinrich Freiherr Roth von Schreckenstein, geboren zu Donaueschingen am 31. October 1823 als Sohn des königl. sächs. Rittmeisters a. D. und fürstl. fürstenbergischen Stallmeisters Karl Anton Frhr. Roth v. Schreckenstein, entstammte einer alten, angesehenen ulmischen Patricierfamilie. Den ersten Unterricht genoß er im elterlichen Hause; später — als er nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters Aufnahme gefunden hatte in das Haus seines Oheims, des großh. badischen Geh. Raths Maximilian Ludwig Euseb Frhr. Roth v. Schr., der als Hofmarschall der verwittweten Großherzogin Stephanie von Baden in Mannheim lebte, — besuchte er das Lyceum dieser Stadt. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien bezog er die Universität Heidelberg; während mehrerer Semester widmete er sich hier und in Tübingen eifrig dem Studium der Geschichte und Rechtswissenschaft. Aber bereits im J. 1844 verließ er die Universität und trat als Lieutenant in das damals in Ludwigsburg garnisonirende württembergische Reiterregiment ein. Im Verbande dieses Regiments brachte er — abgesehen von kürzeren Unterbrechungen, während deren er zum Kriegsministerium nach Stuttgart und als Lehrer zur Kriegsakademie abcommandirt war — die nächsten 15 Jahre seines Lebens zu; auch hier in seinen Mußestunden sich mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigend. Als Frucht dieser Studien erschien im J. 1856 sein erstes größeres Werk: „Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders in den Reichsstädten“ (Tübingen). Nachdem er im folgenden Jahre mit einer Arbeit: „Herr Walther von Geroldseck, Bischof von Straßburg 1261—1263“ (Tübingen 1857) in Tübingen promovirt hatte, schied er im J. 1858 als Rittmeister aus dem württembergischen Militärdienste aus und nahm nun zunächst seinen Aufenthalt in Ulm, der alten Heimath seines Geschlechtes, hier völlig seinen geschichtlichen Forschungen und Arbeiten lebend. Hier vollendete er den 1. Band seiner großangelegten „Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrom“, deren zweiten und letzten Band er erst im J. 1871 in zwei Hälften erscheinen ließ (Tübingen 1859—1871). Alle diese Arbeiten fanden bei ihrem Erscheinen bei der Kritik die günstigste Aufnahme und bildeten wohl die Veranlassung, daß Sch. im J. 1859 als zweiter Director an das Germanische Museum in Nürnberg berufen wurde, wo er sich hauptsächlich um die Ordnung des Archivs große Verdienste erwarb. Doch befriedigten ihn die dortigen Verhältnisse nur sehr wenig. „Von Anfang an war die Verwaltung dieser Anstalt ganz auf die Person ihres Gründers, des Freiherrn v. Aufseß, zugeschnitten, der ein glücklicher und gewandter Sammler und enthusiastischer Dilettant das Museum zu einem Centralpunkt für die ganze historische Wissenschaft machen wollte, dabei nach allen Richtungen über das Ziel hinausschoß und schließlich auf keinem Gebiete über das Mangelhafte, Unfertige und Willkürliche hinauskam.“ Weit ausschauende Reorganisationspläne, die Sch. ausarbeitete und für deren Durchsetzung er sich bemühte, scheiterten an dem Widerstande von Aufseß und des völlig unter seinem Einfluß stehenden Curatoriums. So verleidete ihm seine Stellung sehr rasch und ohne Zögern schied er aus dem Verbande des Germanischen Museums aus, als ihn im September 1862 der Fürst Karl Egon v. Fürstenberg als Vorstand des fürstl. fürstenbergischen Hauptarchivs nach Donaueschingen berief. Eifrig begann Sch. mit der Repertorisirung dieses ausgedehnten Archivs, dessen Schätze damals noch völlig unbekannt und ungehoben waren. Er gedachte eine umfangreiche Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Lande zu schreiben und plante zu diesem Zwecke zunächst eine Sammlung des in Archiven zerstreuten Materials; zu diesem Zwecke hat er theils selbst vornehmlich schweizerische Archive bereist, theils durch einen jüngeren von ihm

beauftragten Gelehrten bereisen lassen. Doch haben alle diese Vorarbeiten greifbare Erfolge nicht gezeitigt, denn bereits im J. 1868 siedelte Sch. als Nachfolger von Franz Josef Mone als Director des großh. badischen General-Landesarchivs nach Karlsruhe über. An größeren Arbeiten hat er während seiner Donaueschinger Zeit vier Aufsätze veröffentlicht: „Wie kam die Stadt Villingen vom Hause Fürstenberg an Oesterreich“ im XLVIII. Bande der Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, „Graf Wolfgang von Fürstenberg als Hauptmann des schwäbischen Bundes 1499“ im XXXVI. Bande des Archivs für österreichische Geschichte, „Der Untergang der alamannischen Grafen Erchanger und Berchtold“ in den Forschungen zur deutschen Geschichte Band VI und „Konrad v. Urach, Bischof von Porto und S. Rufina als Kardinallegat in Deutschland“, ebenda Band VII; ferner eine Broschüre: „Wie soll man Urkunden ediren?“ (Tübingen 1864) und zwei kleinere Beiträge im I. Bande der Zeitschrift für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. — In seiner Stellung als Director des Karlsruher General-Landesarchivs hat sich Sch. große Verdienste um die Reorganisation desselben erworben. Unter seiner Leitung begann jene großangelegte, von Franz Josef Mone über Gebühr vernachlässigte Repertorisirungsarbeit, die dann von seinen Nachfolgern thatkräftig fortgesetzt wurde und durch die die reichen Schätze des General-Landesarchivs der Geschichtsforschung im weitesten Umfang erschlossen werden sollten und erschlossen worden sind; Sch.'s thatkräftiger Initiative ist es mit zu verdanken, wenn das großh. General-Landesarchiv heute in der gelehrten Welt des In- und Auslandes sich eines so großen Ansehens erfreut. An der Hebung dieser Schätze hat sich Sch. selbst noch rege betheiligt; im J. 1873 erschien seine Geschichte der Insel Mainau (Karlsruhe 1878); daneben veröffentlichte er Jahr für Jahr zahlreiche Beiträge in der von dem Archive herausgegebenen und von ihm seit seinem Amtsantritt übernommenen Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, die hier im Einzelnen aufzuzählen, zu weit führen würde. Im J. 1885 zwangen ihn zunehmende Kränklichkeit und die Beschwerden des Alters in den Ruhestand zu treten, dessen er sich noch während 9 Jahren erfreuen durfte. Nach seiner Zuruhesetzung veröffentlichte er, abgesehen von kleineren Arbeiten, noch zwei größere selbstständige Schriften: „Ritterwürde und Ritterstand“ (Freiburg 1886) und „Philipp Christian Friedrich Graf von Normann-Ehrenfels, königl. württembergischer Staatsminister, geboren 1756 — gestorben 1817, Denkwürdigkeiten, aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen herausgegeben“ (Stuttgart 1892). Er starb zu Karlsruhe am 19. Juni 1894; aus seiner im J. 1852 mit der Freiin Philippine v. Hornstein geschlossenen Ehe hinterließ er einen Sohn.

Für die vorstehende Darstellung wurden benutzt die von Sch.'s Nachfolger Fr. v. Weech geschriebene biographische Skizze in den Badischen Biographien V, 706—709; ferner Personal- und Dienstacten des großh. General-Landesarchivs und der jetzt gleichfalls ebenda befindliche Briefwechsel Roth's v. Schreckenstein mit Fr. v. Weech.

Frankhauser.

Schreiber: Guido Sch., Mathematiker, geboren am 11. Januar 1799 in Rastatt, † am 16. Februar 1871 in Karlsruhe. Zum Militärdienste erzogen, wurde Sch. schon 1817 Secondlieutenant bei der badischen Artillerie, ging 1824 zur Infanterie über, wurde 1825 pensionirt mit der Erlaubniß, die Uniform der Suite zu tragen, und erhielt im März 1827 die nachgesuchte Entlassung von der Suite. Neun Monate später (November 1827) erhielt Sch. die Lehrstelle des gebundenen Zeichnens an dem Karlsruher Poly-

technikum, welcher er bis 1851 vorstand. Daneben wirkte er bis zu dem gleichen Endpunkte zuerst als Mitglied, dann als Vorstand der zur Einrichtung von Gewerbeschulen eingesetzten Commission, zuletzt als Theilnehmer an der Gewerbeschulconferenz. Schreiber's Unterricht an dem Polytechnikum in darstellender und in praktischer Geometrie wurde als in hohem Grade klar und anregend gerühmt. Seine schriftstellerische Thätigkeit, welche seine Lehrthätigkeit überdauerte, war vorzugsweise der darstellenden Geometrie, theilweise auch der Feldmeßkunst gewidmet. Seine nach Monge und Hachette bearbeitete „Darstellende Geometrie“ von 1828 war das erste umfassende Buch über diesen Gegenstand in deutscher Sprache. Sein „Portfolio“ von 1839—1843 führte zuerst Poncelet's und Steiner's Gedanken der projectivischen Geometrie in die darstellende Geometrie ein. Die „malerische Perspective“ von 1854 ist für Künstler geschrieben und hat beifällige Aufnahme verdient und gefunden. Auch ein militärwissenschaftlicher Band von 1849: „Der badische Wehrstand seit dem 17. Jahrhundert bis zu Ende der französischen Revolutionskriege“ wird gelobt.

Vgl. Badische Biographieen, herausgegeben von Friedr. v. Weech II, 280—281. Artikel von Chr. Wiener (Heidelberg 1875).

Cantor.

Schreiber: Johann Ferdinand Sch., Verlagsbuchhändler, geboren am 6. Februar 1809 in Ulm a. D., † am 28. October 1867 in Eßlingen. Von Beruf Lithograph, begründete Sch. im J. 1831 mit sehr bescheidenen Mitteln eine lithographische Anstalt, verbunden mit Verlagsbuchhandlung, womit er den Keim zu dem jetzt in hohem Ansehen stehenden Etablissement J. F. Schreiber in Eßlingen legte, das seinem Umfange nach auf dem Gebiete der graphischen Künste und ihrer Hülfsgewerbe einen hervorragenden Platz im Deutschen Reiche beanspruchen darf. Sch. widmete sich der Herausgabe von guten Bilderbüchern und Lehrmitteln für den Anschauungsunterricht, in welcher Richtung er epochemachend wirkte. Schreiber's Bilderbücher, welche in zahllosen Auflagen erschienen, dabei in alle Sprachen übersetzt wurden, sind allbekannt und hochgeschätzt. Die vielseitigen Unternehmungen Schreiber's hier sämmtlich aufzuzählen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Nur einige davon mögen genannt sein: „Die zwölf Monate des Jahres“, Schreiber's lackirte Leinwandbilderbücher, unzerreißbare Bilderbücher, Bohny's Neues Bilderbuch (in 12 deutschen Auflagen verbreitet und außerdem in neun fremdsprachlichen Ausgaben hergestellt); die allbekannten Meggendorfer'schen Bilderwerke und Ziehbilderbücher; Schreiber's große Wandtafeln der Naturgeschichte; Schubert's Naturgeschichte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs; Engleder's Wandtafeln der Thier- und Pflanzenkunde, zusammen 135 Wandtafeln; Weiler's Physikbuch und Lampert's Groß-Schmetterlingsbuch. Die Erfolge der Firma erzeugten naturgemäß eine rasche Ausdehnung derselben; so zählte das Geschäft bereits im J. 1867, beim Hinscheiden des Begründers 70 Angestellte.

Deutsche Buchhandels-Blätter. Erfurt (Ohlenroth) 1904, Heft 7: Die Offizin J. F. Schreiber in Eßlingen a. N., von H. Meyer.

Karl Fr. Pfau.

Schreyvogel: Josef Sch., Dramaturg, Schriftsteller, am 27. März 1768 in Wien geboren, ist ein Kind der theresianischen Epoche, die dem österreichischen Bürgerstand wieder zu seinem Antheil an dem materiellen und geistigen Besitz der Nation verholfen hat. Die Eltern — Gottfried Schreyvogel, bürgerlicher Tischlerholzhändler, † 1784, und Marie Anna Bayer, † 1797 — waren, wie man sie damals vielfach im ganzen südlichen Deutschland antreffen mochte: eine treffliche, in ihrer Herzensgüte allzu schwache,

wenig gebildete Mutter, ein energisch emporstrebender, geschäftskluger, um die Erziehung seiner drei Söhne wenig bekümmerter Vater, die Söhne (Johann Georg † 1806, Gottfried † 1790, Josef der jüngste) daher ohne Rath und Leitung, bloß in der Dumpfheit elterlichen Wohlstandes aufwachsend, dem so nöthigen Schulzwang abhold und gewaltsam widerstrebend.

Seine Jugend verlor Sch. beinahe ganz in träumerischem Müßiggang. Noch am meisten hatte er für seine Ausbildung dem Haus einer Tante zu danken: als sie das lebhafte Vergnügen bemerkte, das er an den Vorstellungen des Puppentheaters ihrer Kinder fand, nahm sie ihn öfters in ihre Loge mit, und der Knabe, der bis dahin nur mäßige Fortschritte in den Elementargegenständen, namentlich im Lesen, gemacht hatte, erlernte aus einem Komödienbuch diese Kunst mit erstaunlicher Schnelligkeit. Nun wurde die eben eingerichtete Normalschule, dann das fünfclassige Piaristen-Gymnasium absolvirt: nach anfänglichem Mißerfolg verließ es Josef 1783 als erster Preisträger. Seine geistlichen Lehrer blieben ihm noch lange gute Freunde. Da die Mutter wünschte, daß ihr Sohn eine Rolle in der Welt spielen solle, bestimmte ihn der Vater für die juristische Laufbahn. Eine Zeitlang setzte der junge Mann seine Studien mit Fleiß fort; aber die Trockenheit mancher Gegenstände, noch mehr die Pedanterie einiger Professoren fingen an, ihm Langeweile zu verursachen. Schulmäßig hat er außer Latein wohl wenig erlernt. Wir wissen aber aus zeitgenössischen Zeugnissen, welche ungeheure Menge geistiger Anregung eine freisinnige Censurverordnung damals nach Oesterreich einströmen ließ. Unter des Kaisers und des Staatskanzlers Kaunitz Schutz erlebte das Hof- und Nationaltheater seine erste Blüthe: Schröder, Brockmann, Lange, Stephanie waren die granitenen Säulen, welche das Repertoire trugen, angeeifert von einem Publicum, das „keinen Laut überhört, keinen Zug übersieht, jede Feinheit auffaßt, jeden Wink erräth“.

Ohne Auswahl las Sch. eine Menge Bücher aus allen Fächern der Litteratur, besonders fleißig Romane und Schauspiele, äffte die Dichter und witzigen Köpfe nach, lernte um der Oper willen Italienisch, ließ sich von Shakespeare so weit begeistern, Englisch zu betreiben, daß er Autoren im Original verstehen konnte, entwarf ein unendliches Trauerspiel „Julius Cäsar“, versuchte sich wohl auch selbst auf dem Haustheater seiner Tante. Nach dem Tode seines Vaters völlig auf sich gestellt, von niemand abhängig, niemand verantwortlich, verlor der junge Mensch allen inneren Halt, umsomehr, als sich zur selben Zeit allgemein in den Geistern ein Umsturz der gesammten Lebens- und Kunstanschauungen vorbereitete. Auch Sch. packten Wertherstimmungen, sie entzogen ihn dem thätigen Leben und steigerten sich bis zu einer schweren Gemüthserkrankung (1788). Zu seinem Heil fing er damals ernstlich das Studium der Vernunftwissenschaften an: Kant, dessen Schriften er jetzt ziemlich kennen und begreifen lernte, übte viel Einfluß auf sein Denkvermögen aus, aber noch keinen auf seine moralische Bildung. Aufsätze aus dieser Zeit (darunter das „Leben des Bacon“) scheinen noch dem reifen Manne mehr Schärfe und Haltung zu haben als das meiste, was er nachher schrieb. Abwechselnd ward er Materialist, Skeptiker, Idealist und Naturphilosoph. Mit dem Jus beschäftigte er sich von jetzt an nur nebenbei, doch versäumte er nicht, in den Staatswissenschaften, welche ihn interessirten, einen guten Grund zu legen. Das Facultätswesen verachtete er gänzlich; er war nicht willens, sich promoviren zu lassen, noch eine bestimmte Beschäftigung zu ergreifen, sondern gedachte, in völliger Unabhängigkeit seine Geistesgaben auf irgend ein großes Werk oder Unternehmen zu verwenden. Hätte er nur seine Freiheit zu behaupten gewußt und sich nicht von einem thörichten Liebesverhältniß in

das andere gestürzt, so würden wahrscheinlich die übrigen Stürme der Jugend ohne großen Nachtheil vorübergegangen sein. Regellos und fahrlässig, wie er damals in seiner Lebensweise war, verschwendete er gerade nicht, gab aber gewöhnlich mehr aus, als er hatte; daher er auch öfters in Geldverlegenheiten gerieth, die ihn wieder moralisch bedrückten. Von frühester Jugend zum Journalwesen hingezogen und gleich so vielen Zeitgenossen von der weltgeschichtlichen Größe der Tagesereignisse überzeugt, wagte Sch. zuerst in Hofmann's „Wiener Zeitschrift“ (1792), in einem vom Herausgeber mit spöttelnden Anmerkungen versehenen Aufsatz das Recht der Völker auf Revolution zu vertreten, eingeschränkt durch das Recht der Regierungen, schwärmerischen Unternehmungen vorzubeugen. In einem zweiten Aufsatz bekämpfte er die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung gegen die Emigranten, weil diese hinlänglich zu verstehen gegeben hätten, daß sie nicht als Bürger eines umgeformten Reiches angesehen sein wollten.

Es zeigte sich bald, daß Hofmann's „Zeitschrift“ nicht der Ort war, eine freisinnige revolutionäre Propaganda zu entfalten, daß man vielmehr auf die „Abwehr der gegen die josefinische Aufklärung gerichteten Angriffe“ Bedacht nehmen mußte. Zu diesem Behufe gründeten Alxinger und einige Gesinnungsgenossen 1793 „Die österreichische Monatsschrift“. Am Anfang des Jahres war Sch. zufälligerweise mit Alxinger und dessen Kreis bekannt geworden. Die jungen Leute, nicht ohne Talente und Kenntnisse, aber voll excentrischer Weltansichten und erfüllt von dem Dünkel, sie seien berufen, bei einer Neugestaltung der Zeitverhältnisse bedeutende Rollen zu spielen, standen, wie Sch. erst nach und nach erfuhr, in einem weitverbreiteten Zusammenhang mit anderen jungen Männern und Jünglingen von gleicher Sinnesart in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Ihr eingestandener Zweck war, das Vaterland von der Zwingherrschaft des Despotismus zu befreien, zugleich aber beschäftigten sie sich mit weitaussehenden Entwürfen zu einer gänzlichen Umgestaltung aller inneren und äußeren Verhältnisse der Gesellschaft. Diese Entwürfe waren zum Theil so ausschweifend und abgeschmackt, daß dem natürlichen Verstande Schreyvogel's das Ungereimte und Nichtige darin unmöglich verborgen bleiben konnte. Gleichwohl war die Begeisterung ihrer Urheber und Anhänger so hinreißend, daß Sch. sich dem Interesse und den Absichten seiner neuen Lebensgefährten immer mehr anschloß.

Zuerst ward ein im Sommer 1792 in Prosa entworfenes Trauerspiel „Die eiserne Maske“ (hinter der Sch. des Königs Zwillingsbruder vermuthete), voll von Reminiscenzen an Shakespeare, Schiller's „Räuber“, Goethe's „Egmont“, der antidespotischen Tendenz nach eine Art „Don Carlos“, in der „Monatsschrift“ veröffentlicht, der Abdruck nach dem 3. Act jedoch eingestellt, weil der Verfasser inzwischen zu der Einsicht gelangt war, daß er die Oekonomie des Ganzen verändern müsse. Nach Mittheilung von Bruchstücken des 4. Actes in der neuen, jambischen Bearbeitung gibt Sch. für die nächste Zeit diesen litterarischen Bestrebungen den Abschied und kehrt, von den sich überstürzenden Ereignissen des Augenblickes und seinen neuen Freunden mitgerissen, zur politischen Tagesschriftstellerei zurück. Im September 1793 hatte der Nationalconvent das Gesetz gegen die Verdächtigen beschlossen, und schon waren die Machthaber in Oesterreich geneigt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Da wendet sich Sch. in seinem „Beitrag zur Geschichte der Proscriptionen“ (December 1793) gegen die Ausartungen des Despotismus drüben und hüben. Mit überlegener Ironie erinnert man den Obscuranten Hofstätter an die revolutionären Theorien jesuitischer Staatsphilosophen, worauf der Exjesuit seine Angreifer Alxinger, Sch. und Consorten als verborgene

Jakobiner denuncirt. Von da an tritt Sch. — man möchte beinahe meinen, vorgeschoben von seinen Freunden, die sich seinen unbefleckten Ruf und seine Stellung außerhalb jeder geheimen Verbindung zu Nutze machten — in die erste Reihe der Streiter, und der Meinungskampf nimmt immer mehr persönlichen Charakter an. 1794 sollte für jedes Heft der „Monatsschrift“ ein anderer Mitarbeiter als Herausgeber die Verantwortung tragen, nur die Theaterkritiken blieben gemeinsame Arbeit. Sch. eröffnete und beschloß die Reihe. Gleich im ersten Heft wird Hofstätter an der „Verschwörung gegen das Königreich Portugal 1641“ gezeigt, wo die Verschwörer zu suchen seien. In gut josefinischer Tradition verwahrt er sich gegen die Verdächtigung, je einer geheimen Gesellschaft angehört zu haben oder anzugehören, aber er droht auch der Regierung, wenn sie es wagen sollte, die Wahrheit und Denkfreiheit, die Wissenschaft und die bürgerlichen Rechte zu unterdrücken („Klägliches Sendschreiben eines Illuminaten an seinen Ordensprovinzialen“). In der „Republik der Philosophen“ schlüpft ihm eine anerkennende Zeile für Robespierre aus der Feder. Auf die „unnöthige Frage“, ob man bei republikanischen Gesinnungen ein guter Bürger eines monarchischen Staates sein kann, gibt er unverlegen die „nöthige Antwort“. Laut bekennt er sich zu religiöser Toleranz. Mit einem letzten Ausfall „gegen Hofstätter und den Jesuitenorden“ räumt Sch. im Juni 1794, sich ausdrücklich noch einmal gegen die Unterschiebung revolutionärer Absichten verwahrend, seinen Gegnern das Feld. Hofstätter antwortete mit der neuen Denunciation, die Bemerkung über Robespierre habe in ganz Deutschland unliebsames Aufsehen gemacht.

Eine Flugschrift „Meine Rechtfertigung gegen die Verleumdungen, die Herr Hofstätter im 7. Heft des Magazins der Kunst und Literatur wider mich vorbringt, als ein Vorbericht zu einem Anti-Hofstätter“ (Wien 1794, 4°) nöthigte den Denuncianten zum Schweigen. Er mußte das Erscheinen seiner Monatsschrift einstellen. „Ich habe, als ich die unsrige schloß,“ rühmt Sch. seinem Bruder gegenüber, „wenigstens auf eine ehrenvolle Art Abschied genommen. Der Narr hat darüber gewitzelt; nun hat er sich aus dem Staub gemacht wie ein Hallunke, und alles lacht und schimpft hinter ihm drein.“

Der im Tone Lessing's geführte Kampf gab Sch. in Wien den Rang einer litterarischen Celebrität.

Bisher hatte die Censur beide Parteien ruhig gewähren lassen, obschon der Federkrieg selbst an höchster Stelle nicht unbemerkt geblieben war. Nun war es aber der Regierung gelungen, auf einen Wink der Londoner Polizei, am 14. Juli 1793 ein revolutionäres Comité in Wien, gleichzeitig eine gefährliche Verschwörung in Ungarn mit communistischen Umsturzbestrebungen zu entdecken und die Verbindung beider mit den Pariser Revolutionären festzustellen. Die Absicht der Verschworenen, die dem Kreise Alxinger's und Schreyvogel's mehr oder minder nahe standen, war es gewesen, die ganze politische Verfassung des Staates über den Haufen zu werfen, alle Staatsbeamten, die nicht zur Secte der Illuminaten gehörten, aus dem Wege zu räumen, aller öffentlichen und der Cassen von vermöglichen Privatleuten sich zu bemächtigen und die landesfürstliche Familie mörderischer Weise zu vertilgen. Schreyvogel's eigene Familie hielt ihn für tief in die Verschwörung verwickelt und durch die Untersuchung an Leben und Freiheit bedroht, wogegen er Mutter und Bruder auf seine Ehre wiederholt versicherte, „daß er von keiner Seite das Geringste zu fürchten oder zu besorgen habe“. „Obschon ihm nichts nachgewiesen werden konnte, schien es doch gerathen, sich für einige Zeit mit Genehmigung der Behörden von Wien zu entfernen“ (October 1794).

Ueber Prag, Dresden, Leipzig, wo mit Meißner, Adelung, Platner

angeknüpft wurde, ging die Reise nach Jena. Der Kantapostel Reinhold, der aus dem Kreis der Wiener Aufklärung hervorgegangen, daher den Wiener Freunden am vertrautesten war und dem sie Sch. vor allen hatten empfehlen wollen, war einige Monate früher nach Kiel übergesiedelt. Doch sorgte Alxinger für eine gute Einführung bei Wieland und Schütz. Die Frau Professor Schütz kam, wie allen Fremden von einigem Ruf, auch dem wohlgestalten Wiener gefällig entgegen und wurde in kurzer Zeit seine wärmste Freundin, bei der er fast alle Abende zuzubringen pflegte: „ein triviales, sonst sehr lebhaftes Weib“ nach Schiller's, „eine sehr geistreiche und schöne Frau“ nach Schreyvogel's Urtheil. Ebenso gewann er noch eine (ungenannte) sehr theilnehmende Freundin am Hofe zu Weimar. Seine Absicht war es, in Jena das Doctorat zu erwerben und die berühmtesten Männer in Deutschland persönlich kennen zu lernen: wirklich durfte er nach und nach außer Wieland und Schütz auch noch Goethe, Schiller, Herder, Fichte, W. v. Humboldt, Friedrich Schulz, Böttiger, Hufeland, Bertuch, Krauß, Woltmann mehr oder weniger zu seinen Freunden rechnen. Er arbeitete fleißig und angestrengt, manchen Tag zwölf bis vierzehn Stunden, aber wieder weniger Juristisches als Litterarisches: sein Doctorat hat er jedesfalls nicht gemacht; dagegen war er seit dem Frühjahr 1795 Mitarbeiter an der „Allgemeinen Literaturzeitung“, die Schütz herausgab, und lieferte Beiträge zu Schiller's „Neuer Thalia“ und Wieland's „Neuem Teutschem Merkur“. Man war geneigt, ihn durch Verleihung einer außerordentlichen Professur festzuhalten, und versprach ihm sogar einen Dispens wegen der Religion. In Weimar und Lauchstädt lernte er Goethe's Theater kennen, das seinem gebildeteren, großstädtischen Geschmack jedoch nach keiner Richtung genug zu thun vermochte.

Neben Schütz scheint er sich am nächsten Schulz angeschlossen zu haben, den er von Wien her kannte, der von den Weimaranern als beliebter Schriftsteller geschont, aber seinem Charakter nach als „leichter Passagier“ gering geachtet wurde. Durch Schulz wurde Schiller (am 2. November 1794) das zweiactige Lustspiel „Die Wittwe“ für die „Horen“ angeboten, für die es doch zu wenig Gewicht hatte; dagegen bildete es ein willkommenes Füllsel für das letzte Heft der „Neuen Thalia“ (1795, S. 254—330). Das aus dem bürgerlichen Schauspiel wohlbekannte Problem einer schwankenden Wahl zwischen zwei Schwestern, der eigentlich geliebten, früher versagten, nun wieder frei gewordenen (Wittwe) und der verlobten, jetzt aber selbst nach anderer Richtung liebenden ist geschickt gestellt, das Ganze jedoch mehr gedacht als naiv empfunden. Schulz schien es freilich gleich hinter Goethe's „Geschwistern“ einen Platz zu verdienen; Körner glaubte im Dialog Talent bemerkt zu haben, meinte aber, Plan und Charaktere, besonders die Nebenpersonen, könnten besser sein; von Goethe hat sich keine schriftliche Kritik erhalten, für sein Weimarer Theater fand er es ungeeignet; Schiller selbst empfahl Sch. die heitere Erzählung als sein eigentliches Genre.

Schulzens Roman „Albertine, Richardson's Clarisse nachgebildet“ mag Sch. zu seinem „Teutschen Lovelace“ veranlaßt haben, von dem er Proben in Wieland's „Neuem Teutschem Merkur“ (1795 III, 317—347; 1796 I, 3—15; II, 3—34, 173—183) vorlegte. Das Bruchstück, in welchem die Begebenheit dem alten englischen Familienroman, der Gang der Handlung dem „Werther“, der Hauptcharakter dem Don Juan-Typus nachgebildet ist, zeigt abermals deutlich die Grenzen von Schreyvogel's Begabung. Auch später, noch 1814, ist er auf diesen Roman zurückgekommen, ohne ihn je zu vollenden. Die Schwierigkeiten, die er im Schreiben fand, das ewige Planen und Verwerfen, Wiederaufnehmen und Zurücklegen, bleiben für seine gesammte schriftstellerische

Thätigkeit charakteristisch: er war kein großes hervorbringendes Talent, aber eine nach Grillparzer's Schilderung ganz einzigartige Geistesveranlagung täuschte ihn lange über diese Erkenntniß hinweg. Nach einem ersten Zulangen in überströmendster Begeisterung hieß es schließlich immer: „Es geht nicht", wie er einst Goethe antwortete, als dieser ihn zu litterarischer Thätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: „Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon!" Später scheint sich das Verhältniß zu Goethe getrübt zu haben, der Sch., wie Böttiger im October 1796 Schulz berichtet, „zuletzt in Jena überall anfletschte." Sch., von Haus aus Wieland und den älteren Aufklärungslitteraten näher stehend, verhielt sich gegen Goethe als Dichter, als Theaterleiter, als Dramaturgen, ja selbst als Menschen im höchsten Maß kritisch. Ob er ihn schon damals nur als den genievollsten Nachahmer unter den Neueren hat gelten lassen wollen, wissen wir nicht; seine ablehnenden Urtheile über die Werke der italienischen Zeit — vom theatralischen, nicht vom poetischen Standpunkt —, vielleicht manches andere schroffe Wort mag er geäußert und dadurch bei Goethe die Ueberzeugung wachgerufen haben, daß man ihn hier nicht verstehen wolle oder könne. Möglicher Weise zielt auch auf ihn die gelegentliche Aeußerung: „So manchen wackeren Männern aus Oesterreich fehle eine gewisse höhere ästhetische Bildung, wodurch man in den Stand gesetzt werde, aus vorliegenden Theilen ein Ganzes zu schließen und abzurunden". Ein ernsteres Zerwürfniß muß vorgefallen sein. Noch 1817 auf einer Durchreise vermeidet es Sch., Goethen zu sehen, „aus mancherlei Gründen", und im Tagebuch heißt es an einer Stelle, in welcher der Groll deutlich nachzittert, recht scharf: „Er hat vielen Einfluß auf meine Bildung und Verbildung gehabt. Es ist interessant zu sehen, wie er sich selbst verbildete; denn leider hat er seine herrlichen Talente aus Mangel eines moralischen Princips verhältnißmäßig nicht viel besser angewandt als ich meine mittelmäßigen", eine Meinung, die Sch. freilich, je genauer er Goethe's Entwicklungsgang aus „Dichtung und Wahrheit" kennen lernte, immer mehr einschränkte.

Auch bei Schiller zeigte sich Sch. später seltener. Vermuthlich hat Schulz, mit dem die Freundschaft dermaßen innig wurde, daß dieser ihn sogar nach Kurland mitziehen wollte, den jungen Mann immer mehr von der Bahn um das Weimarer Doppelgestirn abgelenkt: dafür faßten die moralische Indifferenz und die Mischung von Trübsinn, Stolz und Selbstverachtung, die sich lange sogar auf seinem Gesicht ausdrückte, in ihm Wurzel. So verlor er auch hier den Boden unter den Füßen. Ein herbes, zweideutiges Wort Goethe's — „die Lücke, welche durch Schreyvogel's Abgang entstehe, sei von der Art, daß sie durch mindere Subjecte ausgefüllt werden könne" — schließt diese ganze Episode ab.

Auf einem Umweg über Berlin, wo er bei Biester, dem Begründer der „Berliner Monatsschrift", vorsprach, kehrte er im Herbst 1796 nach Wien zurück. Bald darauf trat er in ein Lebensverhältniß zu Marie Rothmann († 17. October 1819), einer liebenswürdigen, gebildeten Wienerin, die von ihrem Gatten getrennt lebte, aber nach österreichischem Rechte nicht geschieden werden konnte; eine aus dieser Gewissensehe hervorgegangene Tochter Karoline hat den Vater überlebt. Sch. hatte noch immer im Sinn, eine unabhängige öffentliche Wirksamkeit zu entfalten. Dies war nur auf drei Gebieten möglich: in Verbindung mit der Presse, mit dem Theater oder mit der Industrie.

Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß ein Mann, der auf seine Zeitgenossen wirken will, dabei auf eine gänzlich abgebrauchte, veraltete Form verfällt; ein Widerspruch, der sich aus persönlichen Momenten, Charakter,

desultorischer Lectüre, litterarischem Entwicklungsgang, Mangel an geschichtlichem Empfinden, besser erklärt als aus der Rückständigkeit des vaterländischen Geschmackes. Sch. entwarf (1796) den Plan zu einer moralischen Wochenschrift nach Art des „Spectator“, aber für Wiener, für Oesterreicher bestimmt. „Das bürgerliche und häusliche Leben und alles, was die Angelegenheiten eines Privatmannes, seine Pflichten und Obliegenheiten im Staat, in der Kirche, in seinem Stande, in der Gesellschaft, in seinem Hause sein kann, ist der Gegenstand derselben. Das Ganze soll auf das Praktische gestellt sein; theoretische Aufklärungen sind Nebensache, und besondere Kritik, z. B. des Theaters, einer Schrift, darf nur selten vorkommen.“ Er wollte belehren, aber mit Humor belehren, und eine Art von dramatischem Interesse an seiner Gesellschaft der „Müßigen“ erregen.

Das Unternehmen kam nicht zur Ausführung. Die Pachtausschreibung für die amtliche „Wiener Zeitung“ (1798) eröffnete die Aussicht auf eine journalistische Thätigkeit im größten Stil, würdig des Moments der Zeit, des lebhaft bewegten politischen Interesses des Publicums. Mit seinem Freunde Mumelter von Sebernthal, Professor der Geschichte an der Universität, und nach dessen frühem Tod in Verbindung mit Zeiller, dem Schöpfer des bürgerlichen Gesetzbuchs, und dem Schwarzenberg’schen Hofrath Plöch arbeitete Sch. einen Entwurf für ein politisches Tageblatt „Wiener Hof- und Staatszeitung“ nach völlig modernem Zuschnitt aus. Das Muster der großen englischen Journale stand ihm vor Augen; es ist aber möglich, daß Sch. in Jena auch Kunde erhalten hatte von Cotta’s Project einer „Allgemeinen europäischen Staatenzeitung“, das nach Schiller’s Rücktritt in Posselt’s „Neuester Weltkunde“ gerade damals seiner Verwirklichung entgegenging. Aehnlich wie der gehaltvolle Prospect zu der „Neuesten Weltkunde“ betrachtete Schreyvogel’s Entwurf die Zeitung als ein Kunstwerk der historischen Gattung. Doch wollte die „Wiener Hof- und Staatszeitung“, wie schon der Titel andeutet, mehr particulär, praktisch, realpolitisch, nicht bloß berichten und raisonniren, sondern „ein ganzes Volk für große Maßregeln vereinigen und schnell in Bewegung setzen“. Die praktischen Vorschläge über Vorcensur, Bezugspreis und Bezugsbedingungen gemahnen an Cotta’s geschäftskundige Maßregeln. Wenn die Ausführung dem Entwurf entsprochen hätte, so wäre in der That dieses Journal ein Denkmal des österreichischen Gemeingeistes und der Nationalehre geworden. Der Kaiser interessirte sich lebhaft für das Project und verlangte darüber gründliche Gutachten. Aber die Hofkanzlei empfand eine unüberwindliche Scheu, eine Zeitung „gleichsam zum Sprachrohr der Staatsverwaltung an das Publicum zu machen“. Der Staatsrath befürchtete, das Journal würde zu gelehrt ausfallen, das Publicum dadurch abgeschreckt werden und schließlich wieder nach auswärtigen Zeitungen greifen, die man nicht in der Macht habe — und so blieb Alles beim Alten und Jahrzehnte hindurch die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ das Orakel des politisirenden Oesterreichers.

Der Zeitraum von 1797 bis Ende 1799 gehört zu den dunkelsten in Schreyvogel’s Leben. Unbestimmt und seiner selbst unmächtig nennt er sich in diesem Alter und macht sich später schwere Selbstvorwürfe. „Ich habe leider meine besten Jahre mit eitlen, unzweckmäßigen Beschäftigungen, mit Träumereien verloren, tausenderlei angefangen und wenig oder nichts ausgeführt.“ Hiezu hat gewiß beigetragen, daß er nach dem Tode der Mutter und des Bruders in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gekommen war, das ihm gestattete, ganz nach seinen Neigungen zu leben.

1802 berichtet der „Neue Teutsche Merkur“, dem wackeren und für alles Gute rastlos thätigen Sch. hätten seine dramaturgischen Kenntnisse beim Hof-

theater eine Stelle erworben. Nach den Acten bekam er in diesem Jahr für „Composition“ ein Honorar von 750 fl., 1805 ein Geschenk von 375 fl.; er scheint Stücke eingerichtet (so die „Herzensproben“ von Bouilly) und in der Kanzlei gearbeitet zu haben. Als er 1804 seiner Stelle enthoben wurde, soll er selbst zum Nachfolger seinen Jugendfreund Josef Sonnleithner (Grillparzer's Oheim) empfohlen haben, einen „unausstehlichen Schwätzer und litterarisch-musikalischen Windbeutel“. Wahrscheinlich nöthigte ihn zum Rücktritt die üble Wendung, welche in dem Geschäft eingetreten war, in das er sich infolge „der Schwachheit seines Charakters“ eingelassen hatte. Ein Jugendfreund Dr. Th. Hohler hatte nach dem Muster des Bertuch'schen Instituts in Weimar ein „Kunst- und Industrie-Comptoir“ gegründet; Sch., Rizy, Josef Sonnleithner traten als stille Gesellschafter dem Unternehmen bei, das reichen Ertrag versprach, wenn Publicum und Regierung es unterstützten. Es wurde alles erzeugt und verlegt, was mit Kupferstich und Kupferdruck zusammenhing: Kunstblätter, Landkarten, Musikalien; man berief die ersten künstlerischen Kräfte, stellte die vollkommensten Maschinen auf, machte den Betrieb zu einer Sehenswürdigkeit. Wiener Künstlern wurde in zehn Jahren an 200 000 fl. zu verdienen gegeben. Aber ein Unternehmen, welches Frieden und Wohlstand zur Voraussetzung hat, kann nicht gedeihen, da ein unglücklicher Krieg nach dem anderen zum Staatsbankerott treibt. Ueberdies fehlte es Hohler an Geschäftskenntniß, Fleiß und Redlichkeit. Sch., der allmählich sein ganzes Vermögen in das Unternehmen gesteckt hatte, mußte ihm 1802 als öffentlicher Gesellschafter beitreten, nach Hohler's Entfernung die Leitung selbst übernehmen, neue Möglichkeiten des Verdienstes schaffen. Statt den Betrieb zu verkleinern, vergrößerte er ihn: 1807 kaufte er die Camesina'sche Handlung, um auch Buchhandel treiben zu können. Da man wußte, daß Geymüller und Eskeles Sch. hielten, fand er zu seinem Verderben fast unbeschränkten Credit. Aber Sch. war nur mit halbem Herzen Geschäftsmann, seine Neigung gehörte noch immer der Litteratur. Wöchentlich versammelte sich bei ihm ein litterarischer Club, er selbst verkehrte viel in dem Hause der Frau v. Eskeles, geborenen Arnstein, einer der geistreichsten und interessantesten Frauen Wiens, die eine Art litterarischen Salon begründet hatte. Bei ihr ist das „Sonntagsblatt“ entstanden, ihr ist es gewidmet, Männer ihres Kreises haben zu Modellen gedient für die Mitglieder der „stillen Gesellschaft“, als deren Unterhaltungen die Wochenschrift herausgegeben wurde.

Der Zeitpunkt war für ein neues publicistisches Hervortreten gewiß nicht ungünstig. Eine neue Aera des Josefinismus schien für Oesterreich herangebrochen zu sein, da Graf Philipp Stadion an die Spitze der Regierung getreten war und verkünden ließ: „Kein Lichtstrahl, er komme, woher er wolle, soll in Hinkunft unbeachtet oder unerkannt bleiben oder seiner möglichen Wirksamkeit entzogen werden.“ Aber wie ganz dem Josefinismus entgegengesetzt hatte sich in dem Jahrzehnt seit Schreyvogel's Rückkehr aus Jena der Zeitgeist entwickelt! Wien war das Hauptquartier der Romantik geworden: dem Aufklärer mußte es scheinen, als ob der Obscurantismus gesiegt hätte. „Die Betrachtung der Schriftstellerei in unserem Vaterlande hat das Sonntagsblatt veranlaßt; die Indignation, welche die Anmaßung schlechter Köpfe erregt, gab diesen Blättern, gleichsam ohne Vorbedacht, das Dasein. ... Wenn in der deutschen Gelehrtenrepublik eine rechtmäßige Autorität und die natürliche Rangordnung unter den Schriftstellern hergestellt ist; wenn Lessing wieder mehr gilt als die Gebrüder Schlegel, Wieland mehr als Jean Paul und Tieck, Kant mehr als Fichte und Schelling; wenn die Stümper

verstummen und die eingebildeten Genies an sich selbst irre werden: dann werden wir uns in die Reihen der bloßen Zuschauer zurückziehen, wohin wir eigentlich gehören und die wir nur ungern verließen."

In einer Menge von Einzelheiten tritt der schroffe Gegensatz zur Romantik hervor: in Goethe's „Wilhelm Meister" findet Sch. nur unbedeutende, aber wunderliche Begebenheiten; in den Spaniern, z. B. Calderon's „Andacht zum Kreuz", mehr Abenteuerliches als Romantisches; Shakespeare wird unbedingt verehrt; auch Sch. wollte den Nationalgeist aufrütteln, aber nicht durch Vertiefen in die fabelhafte Vergangenheit und in das phantastische Reich der Ideale, sondern dadurch, daß wir auf die Gegenwart merken und den Verstand mit praktischen Regeln, die Seele mit starken Entschlüssen füllen.

Etwas rückwärts Gewandtes, man möchte fast sagen Rückständiges liegt in diesem Programm: nicht zu verwundern, daß die Stimmführer der Romantik nichts anderes aus ihm heraushören mochten als die alte Philisterleier der Aufklärung. Als veraltet empfand man nicht minder Sprache und Stil: „manchmal yorickisirt der Verfasser, manchmal sucht er Wielanden etwas abzuborgen", am liebsten schließt er sich Lessing an als „dem älteren, größeren Bruder seines Geistes". Für die nach der längst abgelegten Mode des „Spectator" zugeschnittene Einkleidung hatte das Zeitalter der Fragmente und Vorlesungen keinen Geschmack mehr. Die „kritischen und satirischen Streifzüge" auf dem Gebiete der Litteratur und des Theaters, gegen die selbstgeschaffenen und erworbenen Feinde, verkümmerten allmählich immer mehr jenen „Bildern aus dem Leben" den Raum, die nach dem Plan von 1796 den Hauptgegenstand der Wochenschrift hätten ausmachen sollen: einer praktischen Philosophie des Lebens, auf Zeit- und Localverhältnisse berechnet.

Ohne Zweifel bedeutet das „Sonntagsblatt" zwar keinen Höhepunkt der Litteratur, aber den Höhepunkt von Schreyvogel's litterarischer Thätigkeit. Mochte es ihm auch später in selbstquälerischen Stunden als ein Product der Eitelkeit und Laune, als schöngeistige Tändelei erscheinen — es ganz zu verwerfen, brachte er nie übers Herz. Der Gedanke, eine zweite verbesserte Auflage zu veranstalten, die beiden Abtheilungen von einander zu trennen, die Litteratur- und Theaterkritiken fortzusetzen und eine gedrängte Uebersicht der neueren Erscheinungen, der dramatischen insbesondere, bis 1818 anzuschließen, so eine Art von Ganzem daraus zu machen und es auswärts drucken zu lassen, gewissermaßen um sich selbst ein Denkmal zu setzen, wird zwischen 1816 und 1818 verfolgt und 1829, leider nur bruchstückweise, ausgeführt (Gesammelte Schriften von Thomas und Karl August West; 2 Abtheilungen zu je 2 Theilen. Braunschweig, F. Vieweg).

Inwieweit das „Sonntagsblatt" seine Absicht erfüllt und zur ästhetischen Erziehung seines Publicums beigetragen hat, ist nicht leicht auszumachen. Selbst wenn es nur, wie zugestanden, auf die Bildung eines einzigen Großen Einfluß geübt hat, ist seine Einwirkung auf die gesammte deutsch-österreichische Litteratur nachhaltig geblieben: denn dieser eine war Grillparzer. Die Abneigung gegen die „faselnden Romantiker" und die Naturphilosophie, gegen Volksepos und Volkslied, die Verehrung für Aristoteles und Kant, die Auffassung von der Bedeutung des antiken Chors und der poetischen Gerechtigkeit, die Ueberzeugung, daß das mimische Talent im Dichtwerke nur den Dichter, dagegen im bühnenkundig gemachten Theaterstück sich selbst aus der Rolle herausspielen könne, die Hochachtung für das unbestochene Urtheil eines naiven Publicums, ja selbst die Vertheidigung biederen Mittelschlags gegen Singularität und wilde Originalgenies — alle diese Ansichten Grillparzer's wurzeln in den von Sch. vorgetragenen kritischen Grundsätzen.

Das „Sonntagsblatt" hat nach Schreyvogel's eigenem Zeugniß nicht mehr als zwei Jahrgänge erlebt (1807/8). Nicht, daß es an Interesse für das Unternehmen gemangelt hätte. Auf die Dauer vermochte Sch. jedoch seinem weitläufigen Geschäft nur schwer die sorgenfreien Stunden abzumüßigen, welche die Abfassung jeder Wochennummer in Anspruch nahm. Außer Stande, auch nur die wichtigsten Aufsätze selbst beizusteuern, mußte er in die späteren Bände viel Eingesendetes aufnehmen und sich endlich entschließen, die Weiterführung des Blattes Ludwig Wieland zu übergeben, dem Sohn des Oberondichters, den Lesern des „Sonntagsblattes" bereits als Hilarius Frank bekannt, seit 1803 in Wien, mit einem Brief des Vaters bei Sch. eingeführt und diesem empfohlen. Zweitbetheiligter war der vielberufene Kurländer Dr. Lindner, der im „Sonntagsblatt" als Dr. Wiederhold zeichnete. Das Blatt bekämpfte weiter „mit rüstigem Witz die Thorheiten der Zeit und die Fehltritte der neuesten poetischen Schule. Bei seiner fortwährend polemischen Tendenz mußte ihm aber endlich der Stoff ausgehen, es ward matt und schlief am Ende ganz ein". Sch. hatte es ängstlich vermieden, in seine Erörterungen Politik einzumischen; trotzdem fand er sich auch diesmal am Ende seiner publicistischen Thätigkeit politisch compromittirt: Wieland und Lindner wurden nach dem Abzug der Franzosen 1809 in Untersuchung gezogen als angebliche Verfasser einer Oesterreich feindlichen Broschüre „Sinn- und Herzmann" und sahen sich dadurch genöthigt, Wien zu verlassen. In Verbindung mit ihren Namen ward Schreyvogel's gedacht als eines Mannes, der nicht mit Anhänglichkeit an den Staat geknüpft sei. Seine Schuldenlast häufte zugleich eine ungeheure Sorge und Anstrengung auf ihn, mit der er sich fruchtlos quälte. Die Devalvation des Papiergeldes von 1811 vermochte er noch zu überdauern; die Camesina'sche Buchhandlung verkaufte er nun wieder und associirte sich mit Riedl, der gut Landkarten zeichnete und das Landkartenfach übernehmen sollte. Sch. hätte mindestens zehn Jahre gebraucht, um sich völlig aus seiner finanziellen Verwicklung herausarbeiten zu können. Dazu fehlten ihm anhaltender Fleiß, Consequenz und Ordnung. Wenigstens den „Zerstreuungen durch Weibergeschichten" ganz und auf immer zu entrinnen, ist er jetzt ernstlich gewillt. Nach ersten Anläufen zu einer Selbstschau und Rückschau im August und September 1810 faßt er am 26. December den Entschluß, ein besserer, ordentlicherer und dadurch weniger unglücklicher Mensch zu werden; Franklin bietet ihm das Vorbild, wie man von seinen Fehlern sich befreien und vollkommener werden kann: in einem Tagebuch will er Rechenschaft davon ablegen, um wieviel er es Tag für Tag hierin weiter gebracht hat. Neben Kant werden alte und neue Moralisten, die großen Denker und Geschichtsschreiber, das Alte und Neue Testament mit rastlosem Eifer studirt. Der russische Krieg droht auszubrechen; „ich lebe in einer interessanten Zeit", notirt er in sein Tagebuch, „aber wie ungleich interessanter ist mein inneres Leben." Durch Wochen ist er beinahe bloß Gelehrter, vertieft in die Lektüre an sich nützlicher Bücher, unbekümmert um seine Geschäfte. Ende Juli 1812 bietet sich ihm noch einmal eine Frist, seine ökonomischen Verhältnisse zu ordnen. Der deutsche Krieg kommt in vollen Gang. Er speculirt auf das Steigen der Curse; die Curse fallen. Seine fieberhafte Aufregung steigert sich von Tag zu Tag. Am 30. August 1813 tritt die Katastrophe ein: „Mein Ruin ist unvermeidlich, eine längere Fristung unmöglich, nur ein Wunder könnte mich retten."

Außer Fassung, in Geistesverwirrung, an der Rettung seines Vermögens, seiner Ehre und seines Lebens verzweifelnd, verfällt er in eine schwere Gemüthskrise. Er muß an eine Heilanstalt abgegeben, unter Curatel gesetzt

werden, doch schon nach wenigen Wochen kann man ihn gesund und handlungsfähig wieder entlassen.

Wahrscheinlich unter Eskeles' Vermittlung kam es zur Uebernahme des Geschäftes durch Riedl und nach mühevollen Verhandlungen zum Ausgleich mit den Gläubigern. Bücher, Kleider und Hauseinrichtung war das wenige, was Sch. eigen blieb.

Wissenschaftliche und litterarische Pläne erfüllen ihn ganz; er bedauert nur, auch für Geld schreiben zu müssen. Der nächste Gedanke richtet sich neuerdings auf Herausgabe einer Wochenschrift („Winterabende" nach dem „Rambler") oder eines Journals („Oesterreichisches Museum", „Oesterreichische Gelehrtenzeitung"). Daneben beabsichtigt er, einen ernsten Roman zu schreiben: sein Leben; daraus läßt sich etwas lernen; denn er hat das Schlimmste und das Beste in seinem Herzen getragen. Die große Bestimmung aber, für die er sich eigentlich aufgespart hält, ist die neue wissenschaftliche Begründung der Moral und Religion. Wie mit dem alten Wust seines Lebens will er auch unter seinen Papieren aufräumen: dramatische Entwürfe, der „deutsche Lovelace" ziehen ihn an. Um einen kleinen Verdienst sich zu sichern, ist er geneigt, die Redaction der „Wiener Zeitung" zu übernehmen. Er hofft, durch seine Freunde eine Bibliothekarstelle zu erlangen. Statt dessen eröffnet sich ihm Mitte December 1813 die Aussicht, eine Anstellung beim Theater zu finden.

Schon 1812 hatte ihm Fürst Lobkowitz, damals Leiter der Oper, deutsche Preisopern zur Beurtheilung übersendet, ohne daß daraus eine festere Verbindung hervorgegangen wäre. Jetzt, nachdem sich die Cavaliersdirection wegen ihrer finanziellen Mißerfolge aufgelöst und Graf Ferdinand Pálffy, der Eigenthümer des Theaters an der Wien, die Hoftheater (Burg- und Kärtnerthortheater) in Pacht genommen hatte, galt es bei den hervorragendsten Geldmännern und Bankhäusern Wiens Fonds für den neuen Pächter aufzubringen: bei dieser Creditoperation wurde Pálffy von irgend einer Seite (wahrscheinlich von Eskeles) auf Schreyvogel's Mitwirkung verwiesen. Am 8. April 1814 kam der Vertrag zu Stande: Sch. verpflichtete sich auf zehn Jahre bei der vereinigten Direction des Hoftheaters und des Theaters an der Wien die Dienste eines Theatersecretärs und Consulenten in allen Haupttheilen der Verwaltung zu versehen. Dafür sollte er ein Honorar von jährlich 2500 fl. W. W. erhalten nebst Anwartschaft auf Gehalt, Titel, Stellung und Pensionsanspruch eines wirklichen Hoftheatersecretärs. Am 28. April wurde dem Personal die Ernennung Schreyvogel's zum Präsidialsecretär, Kanzleidirector der Centralcommission und Vicedirector des Theaters an der Wien mitgetheilt, am 7. Mai erhielt er sein Decret.

Die Sorge für drei Theater, von denen das Theater an der Wien alle theatralischen Genres pflegte, zu einer Zeit, da die vornehme Welt von ganz Europa in Wien zusammenströmte, war beinahe erdrückend. Verhandlungen mit dem durch die Unpünktlichkeit der Zahlungen aufgebrachten und unzuverlässigen Personal, dadurch entstehende Repertoireschwierigkeiten, so daß man oft am Morgen noch nicht wußte, was man für den Abend ansetzen sollte, Theilnahme an den Sitzungen der Regie und an den Proben, Lectüre und Bearbeitung der zur Aufführung eingereichten Stücke: diese ganze Tageslast von Geschäften, fast zu viel für eine junge, widerstandsfähige Thatkraft, sollte nun von ihm getragen werden, der durch die überstandenen Aufregungen und die kaum überwundene Nervenerschütterung noch immer schwer leidend war, dessen Temperament von Haus aus zwischen leidenschaftlichem Jähzorn und in steten moralischen Skrupeln wurzelnder Traurigkeit hin und her schwankte. Dazu

kamen die Launenhaftigkeit Pálffy's, das Unverständniß Fuljod's, des einflußreichen kaiserlichen Commissärs, die Einmischung der unverantwortlichen Geldgeber in Fragen des Personals und des Repertoires, der Mangel an Geld, Entschlußfähigkeit und an einem künstlerischen Programm seitens der Unternehmung, an hinreichender Unterstützung seitens der älteren Beamten und der Regisseure, endlich die nie fehlenden Kabalen der Schauspieler unter- und gegeneinander, die Sch. bei seiner Leidenschaft für das Theater das Amt zwar nicht verleideten, aber seine Stellung höchst unsicher machten. Pensionirungen der Invaliden und Ersparungen gegenüber dem Personal, Einschränkungen der Spektakel im Kärntnerthortheater auf drei Vorstellungen in der Woche, Vereinigung des Chores und Orchesters für das Kärntnerthortheater und das Theater an der Wien, die Ausdehnung der Verpflichtung der Hofschauspieler auf das Theater an der Wien für das recitirende Drama, die Neueinrichtung der Regie am Theater an der Wien und an der vereinigten Oper, Eingaben um staatlichen Zuschuß und um Freigebung zugkräftiger, in der Provinz gestatteter, in Wien verbotener Theaterstücke durch die Censur: das waren die ersten zielbewußten Maßregeln Schreyvogel's.

Die Truppe des Burgtheaters war wohl auf Komödien und Schauspiele eingespielt, nicht aber auf Trauerspiele; das Personal erforderte nothwendiger Weise eine Verjüngung. Das Repertoire bestritt man, abgesehen von einigen patriotischen Festspielen ohne litterarischen Werth, mit Rücksicht auf den Geschmack des Publicums, die Zeitverhältnisse, die Censurschwierigkeiten und den Personalmangel mit Lustspielen leichter Sorte, die Castelli und Kurländer nach dem Französischen fabriksmäßig lieferten. Doch wurde ernstere Arbeit nicht unterlassen: Voltaire's „Mahomet" in Goethe's Uebersetzung gelang, dagegen mißfiel in der „Maria Stuart" der Schauspieler Eintönigkeit oder falsche Declamation.

Im Theater an der Wien mißglückten wieder die Lustspiele; dafür gab es große Erfolge in Dramen, die sich dem Spektakelstück näherten (Kratter's „Sebastian der Unechte", Klingemann's „Moses", Schiller's „Jungfrau von Orleans", Ziegler's „Parteiwuth"). Daneben glänzten im Ballet französische Tänzerinnen.

Schon am 4. December 1814 erfuhr Schreyvogel's Anstellung eine Veränderung, mit der er zufrieden sein konnte: es scheint, daß ihm zur Erleichterung die Oper abgenommen wurde. Mit Eifer ging Sch. an die Ergänzung des Personals im Schauspiel. Der größte Gewinn des Jahres 1815 war das Gastspiel und folgende Engagement der Sophie Schröder, mit der das Burgtheater seine Heroine, die Verstragödie eine glänzende Dolmetscherin, das junge österreichische Dichtergeschlecht eine feurige Aneifrerin zur Stellung großer schauspielerischer Aufgaben erlangt hatte. „Merope", „Johanna von Montfaucon", „Maria Stuart" (mit der Schlußscene nach dem Original), die „Braut von Messina", „Macbeth", die „Jungfrau von Orleans" gehören von nun an dauernd dem Spielplan an.

Einige Mißerfolge mit neuen Stücken und Gästen gaben Pálffy den Vorwand, die tumultuarischen Auftritte auf den allgemeinen Haß gegen Joël (einen seiner Geldgeber) und Sch. zurückzuführen, der leider zu der üblen Stimmung unendlich viel beitrage. In Wirklichkeit scheint Joël aus persönlichen Gründen und eine Partei unter den Schauspielern, die sich zurückgesetzt fühlten, mit Frau v. Weißenthurn an der Spitze, Schreyvogel's Entlassung betrieben zu haben. Die Absicht gelang theilweise. Am 19. März 1815 wurde Sch. von allen Verpflichtungen bei der Directionskanzlei enthoben und sein Wirken nur auf das litterarische Fach beschränkt. Seine Thätigkeit sollte

sich bloß auf die Bildung des Repertoires erstrecken. Seinen Hauptgrundsatz hatte er bereits im „Sonntagsblatt“ ausgesprochen: „Das Repertoire der Tragödie erhebt sich überall auf einer neuen Grundlage, wovon Lessing's, Goethe's, Schiller's und Shakespeare's Werke die Hauptbestandtheile ausmachen. Eine solche Grundlage von classischen Stücken ist durchaus nothwendig, um ein Repertoire überhaupt zu bilden. Wo diese Basis fehlt, kann auch das bessere Neue keinen Bestand haben und alle Bemühungen und Erfolge im einzelnen müssen spurlos vorübergehen.“ Von Anfang bis zu Ende seiner Thätigkeit bemühte sich Sch., in dieser Richtung vorzuschreiten.

Ganz unerwartet erhielt Sch. am 9. December 1815 ein Schreiben von Pálffy, daß dieser keinen Hoftheatersecretär mehr brauche, Sch. solle die Manuscripte übergeben und die Kanzlei räumen. Einerseits Pálffy's Besorgniß vor einem Proceß, den Sch. auf Grund seines Vertrages hätte anstrengen können, anderseits Fuljod's Vermittlung, der selbst die Direction anstrebte und sich den erfahrenen Beirath sichern wollte, führte zu einer Neugestaltung des Dienstverhältnisses (18. Januar 1816): Sch. behielt den Titel eines Hoftheatersecretärs, 2000 fl. Gehalt, wurde Fuljod unterstellt und hatte nur dramaturgische Arbeiten zu verrichten; sein Wirkungskreis war auf das äußerste eingeschränkt, unbestimmt und von seiten des Theaters null: denn die Schauspieler wollten ihn auch bei keiner Probe mehr dulden; Koberwein wies ihn bei einer Probe des „Yngurd“ ohne Umstände von der Bühne. Er hatte über ältere Stücke, die allenfalls ins Repertoire aufgenommen werden konnten, Bericht zu erstatten und sie einzurichten. Besonders ließ er sich die Correspondenz mit den auswärtigen Schriftstellern (Kotzebue, Müllner) angelegen sein, weil er überzeugt war, daß ihm nur die Litteratur noch einen festen und ehrenvollen Standpunkt in der Welt verschaffen könne. Ergötzlich ist es zu verfolgen, wie der sackgrobe, aufgeblasene, eigensüchtige Müllner gerade zu der Zeit, da Pálffy gute Lust hat, ihn als Theaterdichter nach Wien zu berufen, sich in Lobeserhebungen über die tiefe Kennerschaft des vermeintlich einflußreichen Theatersecretärs ergeht, die dieser wieder als berufenes Urtheil über seine Thätigkeit und Fähigkeiten benutzt, um seine wankende Stellung beim Theater zu stützen. Glücklicher Weise brauchte Sch. nicht, wie er fürchtete, zur Journalistik (Herausgabe einer Wochenschrift „Die Winterabende“ oder „Der Freund des Alten“) Zuflucht zu nehmen. Schon am 15. März wurden ihm neuerdings wichtige Arbeiten aufgetragen und die Schauspieler fingen an zu glauben, daß er wieder mehr Einfluß erlange; Fuljod kam im Laufe des Jahres zu dem Enschluß, sich in den Theatergeschäften künftig nur an ihn zu halten; es wurden ihm Directionsarbeiten übertragen: er hatte Status und Präliminare vorzulegen.

Pálffy's Finanzlage war durch die prunkvolle Ausstattung der Spektakel während des Congresses und durch die zunehmende Theuerung damals bereits so kläglich geworden, daß er trotz eines staatlichen Zuschusses und Darlehens vor dem Bankerott stand und 1816/17 um Uebernahme der Hoftheater in die Aerarialregie bitten mußte. Der Vortrag des Finanzministers Stadion, in dem auch des Theatersecretärs Schreyvogel als eines „im litterarischen Kunstfach sehr bewanderten Mannes“ gedacht ward, gab den Ausschlag für die kaiserliche Entschließung vom 31. März 1817, welche die Auflösung des Pachtcontractes mit Pálffy, die Uebernahme der Hoftheater ab 1. April in die Staatsregie und die Bestellung Fuljod's zum Hofcommissär verfügte. Zum obersten Chef der Theater wurde der Finanzminister ernannt (20. Mai).

Noch von Sch. vorbereitet, ging 1816 „König Yngurd“, die „Schuld“ (mit der Schröder) und „Faust“ von Klingemann über die Scene des Burg=

theaters; die Körner'sche „Rosamunde“ über die des Theaters an der Wien. Als man ihn dann bei Seite schob, erschien ihm als ein Weg, sich dem Theater nothwendig zu machen, die Bearbeitung von dramatischen Schöpfungen der fremden Litteraturen. Schon 1813 hatte das eben erschienene Werk „De la Littérature du Midi de l'Europe“ von Sismondi sein Interesse auf das italienische und spanische Drama gelenkt; im September 1815 las er, vermuthlich in Gries' neuer Uebersetzung, Calderon's Schauspiel „Das Leben ein Traum“. Sch. verschaffte sich den spanischen Text und schickte sich an, nach einer italienisch-spanischen Grammatik die damals in Deutschland noch wenig bekannte Sprache zu erlernen. Am 2. November war der Entschluß gefaßt, „La vida es sueño“, mit Zugrundelegung der Uebersetzung von Gries, zu bearbeiten; am 27. November war er mit der ersten Fassung fertig, die zur Aufführung angenommen wurde. Während des Abdrucks ward noch hie und da gefeilt. Sch. hatte die Trochäen mit den bequemeren Jamben vertauscht, die Reden gekürzt und von cultistischen Auswüchsen befreit, Acte und Scenen nach unseren Theaterbedürfnissen abgetheilt. Das Werk erschien bei Wallishauser in Wien unter dem Decknamen Karl August West, mit einer Vorrede, in der Sch. die ihm bekannten, bis dahin erschienenen Uebersetzungen und Bearbeitungen bespricht ([2]1817, [3]1820, [4]1827, [5]1867 mit einem Vorwort von Laube). Das Stück wurde, von Sch. selbst den Schauspielern einstudirt, am 4. Juni 1816 im Theater an der Wien gegeben und mit lebhaftem Beifall aufgenommen; es machte trotz der ungünstigen Jahreszeit volle Häuser, eroberte sich die Bühnen der Provinz und Deutschlands, wurde 1822 am Burgtheater neu in Scene gesetzt, gelegentlich wiederholt, nach längerer Pause 1866 wieder aufgenommen, im ganzen am Burgtheater vom 15. März 1822 bis 7. Juni 1875 37 Mal aufgeführt.

Um Schreyvogel's Leistung zu verkleinern, veröffentlichte ein Journalist, dem es mißlungen war, die Hoftheaterdirection seiner schmähsüchtigen Feder zinsbar zu machen, Wilhelm Hebenstreit, in der „Wiener Modenzeitung“ (5. Juni 1816, Nr. 23) das Bruchstück einer Uebersetzung von Calderon's Drama, die Versübung eines jungen Dichters, mit der — halb wider des Verfassers Willen — Deinhardstein viel früher einmal den Redacteur bekannt gemacht hatte; der Dichter selbst war Grillparzer. „Für seine Jugend wirklich ein bedeutendes Talent!“ ist sogleich Schreyvogel's neidlos anerkennendes Urtheil. Der Erklärung Grillparzer's, daß er der niedrigen Intrigue ferne stehe, folgte eine väterliche Aussprache und Aufmunterung zu dramatischem Schaffen (22. Juni 1816). Schon zwei Monate später las Grillparzer dem neuen Freund, der ihm Selbstvertrauen gegeben hatte, seine Tragödie „Die Ahnfrau“ vor, wie sie Act um Act entstand (25. August bis 15. September): mit Wärme und Wahrheit erklärte ihm Sch., daß er ein Dichter sei. Freilich, als er das ganze Stück durchgelesen, hatte er mancherlei auszustellen und dem jungen Dichter schriftlich und mündlich Rathschläge zu geben. Grillparzer hebt hervor, daß Schreyvogel's künstlerische Grundsätze mehr das Ergebniß eines Studiums der Muster als ein Erzeugniß aufquellender eigener Anschauungen waren; dazu kam noch, daß Sch., ein Freund des Alten, ohne rechten Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Litteratur in dem letzten Jahrzehnt, Müllner für einen vortrefflichen, Fouqué geradezu für den ersten deutschen Dichter hielt: der Gespensterspuk oder die sogenannte Schicksalsidee an sich erschien ihm daher gar nicht tadelnswerth, aber er trug andere, Grillparzer völlig fremde Ideen in das Stück hinein. Als sich Grillparzer darein nicht finden wollte, erbot sich Sch. sogar, das Stück zu überarbeiten, es sollte dann als ihr gemeinschaftliches Werk erscheinen. Dagegen

protestirte Grillparzer, machte schließlich die verlangten Aenderungen selbst, begab sich aber damit auch der Einrede, die er später so gern vorgebracht hätte, daß die „Ahnfrau" in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht seine „Ahnfrau" sei.

Sch. wurde nun der Herold für Grillparzer's Ruhm: er sprach mit den Schauspielern, denen er die Rollen zugedacht hatte; interessirte die Schröder und Heurteur für das Stück; empfahl es Pálffy zur Aufführung im Theater an der Wien; betheiligte sich an den Proben; freute sich an dem erwarteten großen Erfolg (31. Januar 1817), den er sogleich an Müllner und Winkler meldete; aber er selbst schadete dem Verfasser durch zu viel Lob. Als Grillparzer sich entschloß, um seine Gegner zu entwaffnen, die Tragödie im Druck erscheinen zu lassen, schrieb Sch. eine das Drama vertheidigende Einbegleitung. Er scheint damals alles Ernstes an die Möglichkeit eines schriftstellerischen Zusammenarbeitens mit Grillparzer gedacht zu haben. Aber Grillparzer wollte, daß jedes Werk der Abdruck seiner Empfindung, daß es die Darstellung seiner Idee sei; auch fremde Verbesserungen waren ihm zuwider, eben weil sie fremde waren, und so lehnte er bei aller Verehrung, Dank und Freundschaft für Sch. bis über den Tod dessen Mitwirkung ab, ja er fand schließlich (1828), daß ihm dieser zum Theil großen Schaden gebracht hätte: „Ich hatte niemanden in meiner Umgebung, dessen Urtheil über meine Arbeiten ich befragen konnte als ihn. Er glaubte immer den Kritiker spielen zu müssen und ich brauchte einen Aufmunterer. So kam ich aus dem Zuge zu produciren, damals als noch alles vor Lust dazu in mir glühte, und die äußeren lähmenden Verhältnisse gewannen die Oberhand über die gewaltsam zurückgehaltenen Kräfte. Kritik fand ich genug in meiner Hypochondrie, nebstdem daß ich auch die Sache besser verstand als er. Loben hätte man mich müssen, aneifern, die Grillen bekämpfen, statt sie zu vermehren."

Die persönliche Verbindung zwischen den beiden Männern blieb im ganzen eine herzliche, die theatralische eine innige, die litterarische löste sich mehr und mehr auf. Hielt sich Sch. nach der „Sappho" noch für berufen, Grillparzer's Vertheidiger zu spielen, so empfand er nach dessen Rückkehr aus Italien bitter, daß das Selbstgefühl in seinem Schützling überwiegend geworden sei. Die Umwälzung in Grillparzer's Kunstansichten, der gerade damals dem Classicismus näher rückte, scheint er nicht begriffen zu haben, obwohl er sie doch selbst veranlaßt hatte, als er dem Hypochonder die Hauptwerke Kant's gab, damit er vielleicht Beruhigung darin finde (13. 15. März 1817). Schulmeisternd eingeschränkt klingt die Anerkennung, die er dem „Goldenen Vließ" zollt: „Die Medea ist beinahe ein Meisterstück und auch dem Uebrigen fehlt nicht viel dazu" (9. November 1820). Erst nach der Lectüre des „Ottokar" beugt sich der Kritiker vor dem überlegenen Künstler: „Der Knabe ist ein Mann geworden" (29. Januar 1825). —

Gleich nach der Ueberarbeitung von Calderon's Schauspiel (1815) lernte Sch. bei Gozzi einen anderen spanischen Dichter kennen, der fürs Lustspiel beinahe noch mehr versprach als jener: Moreto's „Desden con el desden"' nach den Bearbeitungen von Molière und Gozzi der deutschen Bühne bereits im 18. Jahrhundert gewonnen, wurde Schreyvogel's zweites, selbständigeres Unternehmen, an dem er nicht bloß um des Geldes, sondern auch um der Ehre willen arbeitete (1816). Die Proben leitete Sch. wieder selbst. Bei der Vorstellung am 18. November war die Aufnahme getheilt, am zweiten Abend fiel das Stück ganz ab, erst bei der dritten Aufführung fand es viel Aufmerksamkeit und Beifall und von da an hob sich die Theilnahme so sichtbar wie das Zusammenspiel. Durch die „Donna Diana" erlangte Sch. eine Art

litterarischer Reputation. Leipzig, Dresden, Graz, Prag, Breslau, Weimar, Darmstadt, Karlsruhe, Hamburg, Berlin brachten alsbald das Stück in mehr oder minder gelungenen Aufführungen. In der Titelrolle erwarben sich die Löwe und die Stich größte schauspielerische Erfolge. Im ganzen ist das Lustspiel im alten Burgtheater bis 7. November 1882 117 Mal, im neuen Haus vom 7. April bis 26. Juni 1894 vier Mal zur Darstellung gekommen. Es erschien, von Müllner retouchirt, zuerst in dessen „Almanach für Privatbühnen“ 1819, in 2. Auflage 1824 bei Wallishauser in Wien. Sch. hatte Gozzi's Veränderungen benutzt, aber im ganzen sich so nahe an das spanische Original gehalten, als die Verschiedenheit des Nationalgeschmacks nur irgend zu erlauben schien; dieses Verfahren allein ermöglichte, Moreto's Lustspiel dauernd unserer Bühne zu gewinnen.

Die nächste Arbeit war die Einrichtung von Goethe's „Tasso“, den er abkürzte: bei aller einzelnen Schönheit, meinte er, fehle die dramatische Kraft (28. März, 3.—21. Mai 1816). Für Korn und die Adamberger wagte er „Romeo und Julia“ zu bearbeiten auf Grund der Goethe'schen Einrichtung von 1812 und der ihm mustergültig scheinenden Uebersetzung von A. W. Schlegel. Sch. erkannte richtig, daß der Dramaturg bei Shakespeare keine andere Aufgabe haben könne, als die große dramatische Anlage des Originals den Beschränkungen unserer Bühne anzupassen, daß er hingegen wesentliche Veränderungen in der Oekonomie der Handlung nicht vorzunehmen brauche. Dementsprechend wurde die tragische Bedeutung der Handlung als einer öffentlichen Begebenheit, auch alles Pathetische in den Charakteren wieder hergestellt, dagegen kam der Humor noch nicht zu seinem Recht. „Das Stück wurde mit getheiltem Beifall aufgenommen (20. December 1816). Die für den gemeinen Geschmack zu düstere Katastrophe, die schlechte Einrichtung des Theaters dazu und die vielen Verwandlungen sind Schuld daran; auch das Spiel der Nebenpersonen. Indeß hat die Sache durchgegriffen und man muß sich gegen den kindischen Geschmack behaupten.“ Eine Journalstimme, die das Stück zu den „mit dem meisten Mißfallen“ aufgenommenen zählte, wies Sch. energisch zurecht. Auf den gebildeten Theil des Publicums hatte es in der That stark gewirkt: so zeigte sich Grillparzer tief ergriffen. Als im Winter 1820 die Stich darin gastirte, erzielte sie fünf Mal kurz hintereinander volle Häuser. Auch Mannheim (1821) und Braunschweig (1823) übernahmen jetzt Schreyvogel's Einrichtung, die noch auf E. Devrient sichtlich nachgewirkt hat.

Den Plan, die vorzüglichsten Werke Shakespeare's aufs neue für das Theater zu bearbeiten und so drucken zu lassen, behielt Sch. von da ab im Auge. Vorerst zog ihn Calderon noch einmal in die Sphäre des spanischen Dramas: „El medico de su honra“ ward im Urtext gelesen und erfüllte mit Bewunderung: „Was sind die Litteratoren für Menschen, daß dieses Stück 150 Jahre unbemerkt blieb!“ Sogleich wurde die Bearbeitung in Angriff genommen, fürs erste in Prosa, aber schon am nächsten Tage griff er zu dem bereits vertraut gewordenen Jambus; die außerordentliche dramatische Kraft des Originals riß ihn mit. In zwei Monaten bewältigte er das ganze Stück, in nächstem Anschluß an das Original, nur mit Beseitigung der Späße des Gracioso, einigen Kürzungen, geringen Zusätzen und neuerfundener tragischer Katastrophe. Die Aufführung am 18. Januar 1818 unter dem Titel „Don Gutierre“ hatte den vollkommensten Erfolg. Sch. erhielt von allen Seiten Glückwünsche, sein Ruf als Bearbeiter war gesichert, er auch auf seiner Stelle neuerdings befestigt. Die Tragödie wurde bis 3. August 1841 am Burgtheater 32 Mal aufgeführt.

Hämische Angriffe Hebenstreit's veranlaßten Sch., auf einen Plan zurück-

zugreifen, der ihm schon im April 1816 gekommen war: eine neue Dramaturgie zu schreiben, die Theorie des Trauerspiels aus den großen Mustern zu entwickeln. Damals las er die Artikel Drama und Komödie im Sulzer nach, jetzt vertiefte er sich in die ästhetischen Schriften von Kant, Jean Paul, Schiller, Schelling. Schon hatte er „Dramaturgische Briefe“ angefangen: da räumte Hebenstreit, der sich durch Mißbrauch von Schreyvogel's Chiffre unter einem Zeitungsangriff wider Müllner beim anständig denkenden Publicum ganz unmöglich gemacht hatte, das Feld, und Schickh, der Herausgeber der „Wiener Modenzeitung“, ersuchte Sch., dieser möge ihm eine Redaction bilden und selbst an ihr theilnehmen. Sch. war bereit, allerlei zu liefern, was nützen und auch ihn in Erinnerung halten konnte: hervorgehoben seien die Aufsätze über die „Sappho“, in denen er für Grillparzer gegen Müllner Partei ergriff (Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur und Mode 1818, Nr. 59. 61. 84. 85. 88). Von der Redaction zog er sich schon am 3. Juni 1818 wieder zurück, was ihm „viel Verdruß ersparte“.

Um Müllner und der Gries'schen Partei zu zeigen, daß er auch in ihrem Sinn eine stilgetreue Bearbeitung liefern könnte, gedachte er bei seinem nächsten spanischen Drama den Trochäus und die komischen Scenen beizubehalten: es war „Die Tochter der Luft“, ein außerordentliches, erstaunliches Werk, die größte Composition Calderon's in der heroisch-lyrischen Gattung, die nur weniger Veränderungen zu bedürfen schien. Gleich nachdem er das Stück kennen gelernt hatte (Ende April, Anfang Mai 1817), machte er sich an die Arbeit: die Trochäen wurden ihm alsbald geläufig, aber die komischen Charaktere bereiteten die größte Schwierigkeit; er hatte eine zu große, seine Kraft übersteigende Arbeit auf sich genommen. Einige Bruchstücke, die er zur Fühlprobe vorlegte („Wiener Zeitschrift“ 1818, Nr. 76. 77. 78), machten keinen befriedigenden Eindruck; so verzichtete er auf das aussichtslose Unternehmen. — Zwei Bearbeitungen, die 1820 auf die Bühne kamen (Wicherley's „Landmädchen“ und Voltaire's „Zaire“ in der Uebersetzung des Fürsten L.), brachten für geringe Anstrengung auch nur geringen Erfolg.

Die schriftstellerische Eitelkeit reizte Sch., nachdem er fremden Werken so viel Mühe zugewandt hatte, auch einmal mit einer Originalarbeit hervorzutreten. Unter den Plänen, die seit fünfzehn Jahren in seinem Pulte lagen, erschienen zwei Stoffe als brauchbar: „Die Waise“, ein Schauspiel, und „Der Gleichgiltige“, ein Lustspiel. Aus der Verschmelzung beider Stoffe sind „Die Gleichgiltigen oder Die gefährliche Wette“, ein Lustspiel in drei Acten, hervorgegangen. Bei der ersten Aufführung (28. December 1818) wurde es mit anständiger Aufmerksamkeit angehört und mit unbestrittenem, wiewohl mäßigem Beifall aufgenommen; trotz den freundlichen Besprechungen in den Blättern verschwand es nach der dritten Vorstellung vom Spielplan: es hatte zu wenig Handlung und Interesse. Auch in Leipzig und Berlin ließ es das Publicum kalt. Sch. zog daraus die richtige Lehre: „Die letzte Erfahrung sei mir eine Warnung; schon aus Klugheit muß ich vermeiden, oft und ohne hinlängliche Sicherheit vor dem Publicum zu erscheinen“.

Die Uebernahme der Redaction des Taschenbuches „Aglaja“ (1819—32), dem er treffliche Mitarbeiter und werthvolle Beiträge gewann, veranlaßte ihn aber schon einen Monat später, sich an eine ernste „dramatische Situation“ zu wagen. Voraussetzung für sie ist eine Psychose, die er vielleicht während seiner Krankheit an sich selbst beobachtet und in der Novelle „Hilfe zur Unzeit“ genauer beschrieben hat: Cäsar's Geist, für eine bestimmte Zeit auf einen zerstörten Weltkörper verwiesen, sieht die Greuel alle, die „der Ehrsucht blutig Werk“ gezeitigt hat, hört sein Andenken verwünschen und seinen Namen mit

Abscheu aussprechen, selbst von denen, die er geliebt und die einst ihn geehrt hatten; die Folgen seiner Handlungen für andere, das Unheil, welches er in der Welt gestiftet hat, thürmen sich in seiner Einbildung zu einem Ungeheuer von Verderben und Jammer auf; sinnverblendet ist er rasch entschlossen, sein eigenes Werk zu stürzen, Brutus soll ihm als sein Genius folgen: die Prüfungszeit ist um, er darf als Attila auf die Erde zurückkehren und „Roms Untergang“ herbeiführen; denn das Ganze ist ein Vorspiel zu einer Attila-Trilogie. In ähnlicher Weise wären auch die Feldherren der Barbaren als die Geister des Hannibal (= Genserich), Viriathus, Jugurtha u. s. w. ins Spiel getreten. Das seltsame Werk wurde mit großem Feuer in einem Zuge geschrieben und in den Druck gegeben (Juli 1819): Schreyvogel's Bekannte ergingen sich in Lobsprüchen, nur Grillparzer schüttelte über diese metempsychotische Geschichtsphilosophie bedenklich den Kopf, die Pichler gestand aufrichtig ein, sie nicht zu begreifen, und die Journalstimmen, namentlich grell Müllner, hoben die schwache Seite der ganzen Erfindung heraus. Im folgenden Jahr ward die zweite Abtheilung des Geisterspieles angefangen und die erste Scene „Im Mausoleum des Augustus“ auch geendigt; sie erschien in der „Abendzeitung“ (Aug. 1820, Nr. 192). Die inneren und äußeren Schwierigkeiten des Stoffes waren nicht danach angethan, Sch. zur Fortsetzung aufzumuntern. „Wozu mich der Gefahr aussetzen, durch sogenannte Originalarbeiten Zeit und gute Laune zu verlieren?“ (Mai 1819).

Das galt ihm allerdings für ausgemacht: wollte er noch einigen Ruf als Dichter erlangen, so mußte er durchaus ein darstellbares Originalstück zu Stande bringen: Unter seinen alten Papieren befand sich der Anfang einer Tragödie „Adosinda“: sie sollte auf römischem Gebiet spielen, in den ersten Jahrhunderten nach Christus. Der Gegensatz der gottlosen Weltklugheit mit der gottergebenen Rechtlichkeit wäre das Thema gewesen. Die Arbeit schritt 1817—1819 nur langsam vorwärts; 1820 kam Sch. auf den Entwurf zurück, ließ im Juli den ersten Act in Lembert's „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821“ drucken, doch hatte er schon damals die Empfindung, als ob der Stoff für einen Roman geeigneter wäre, der schließlich ebensowenig ausgeführt ward wie die Tragödie.

Nach diesen fruchtlosen Bemühungen fühlte er keine Kraft mehr in sich zu dramatischen Originalarbeiten. Er kehrte zu dem Genre zurück, auf das ihn schon Schiller verwiesen hatte und das ihm in der That dauerndere Erfolge verschaffte. Er wandte sich der moralischen Erzählung zu: der Marmontel der Deutschen zu werden, schien ihm kein verächtliches Loos. Hier begegnen wir den alten Bekannten aus dem „Sonntagsblatt“ wieder, deren Charaktere mit ihren trefflichen Eigenschaften und liebenswürdigen Eigenheiten Schreyvogel's schwacher Erfindungsgabe als fester Halt dienten. Mancherlei Autobiographisches gibt den Erzählungen jenen Wirklichkeitsgehalt, der die österreichischen Novellisten des Vormärz im allgemeinen auszeichnet, und hebt sie über das Niveau der anspruchslosen Almanachbelletristik etwa auf die Stufe eines Hauff. In letzter Linie schwebte ihm der Zusammenschluß der einzelnen Episoden, „Segmente aus dem Panorama des Lebens, wie sich dasselbe dem Auge des Verfassers in verschiedenen Zeit- und Gesichtspunkten darstellte“, zu einer Art didaktischen Familienromanes vor.

Für die „Aglaja“ 1821 ist „Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte, eine Episode aus dem Roman seines Lebens“ geschrieben. Sie gefiel allgemein; Heyse würdigte sie der Aufnahme in den „Deutschen Novellenschatz“ (2. Serie, 4. Bd.). Die Situation — der edelmüthige Alte, der nach letztem, kurzem Liebestraum auf seine Rechte zu Gunsten der Jugend verzichtet — gemahnt

durchaus an Iffland oder Kotzebue, nur durch die Schreibart scheint sie „wirklich du bon vieux temps zu sein“. — Die Emigrantengeschichte „Etienne Durand“ (Aglaja 1824) wurde in der ersten Hälfte des Jahres 1821 wiederholt vorgenommen, ohne daß die Vollendung gelingen wollte, zu der Sch. erst Ende November 1822 der Anstoß gegeben wurde durch ein günstiges Urtheil Zach. Werner's über „Brink's Liebesgeschichte“. Die Begebenheit trägt wohl den Stempel des außerordentlichen Ereignisses an sich, ohne uns jedoch menschlich näher berühren zu können. „Die Fingerzeige der Vorsehung“ (Aglaja 1826) datirt Sch. selbst mit 1818: die Erzählung enthält viele Züge aus seiner Jugendgeschichte, besonders über seine Beziehungen zu den Jakobinern. Ihr Gegenstück „Hilfe zur Unzeit“ (Ges. Schr. 1. Abth., 2. Theil, 1829), mit Erinnerungen aus seinem Geschäftsleben und an seinen finanziellen und geistigen Zusammenbruch, geht auf die Idee jener selben Psychose wie in „Cäsar's Geist“ zurück. Sie war ihm in der Nacht des 8. Juni 1819 gekommen und hatte ihn seither beschäftigt. Von 1827—31 brachte jeder Jahrgang der „Aglaja“ einen novellistischen Beitrag Schreyvogel's. 1827 „Wie es geschah, daß ich ein Hagestolz ward. Aus den Lebenserfahrungen eines Ungenannten“ (Thomas West, wie aus dem Anschluß der Geschichte an die Erzählung „Natur und Erziehung“ im „Sonntagsblatt“ zu ersehen ist), dem Motiv nach verwandt mit Gottfried Keller's „Landvogt von Greifensee“, in der Ausführung an Scenen aus „Wilhelm Meister“ gemahnend; 1828 „Norberg und Elisa“, eine Charakterskizze, Wiederabdruck aus dem „Sonntagsblatt“; 1829 „War er ein Geisterseher? Eine psychologische Merkwürdigkeit“, mit der sich Sch. bereits 1816 beschäftigte; 1830 „Der Schmied seines eigenen Glückes, ein Charaktergemälde“; 1831 „Samuel Brinks erste Liebes- und Heirathsgeschichte, von ihm selbst erzählt“, in den Jahren 1820, 1821 und 1823 entworfen. Seine letzte, unvollendet gebliebene Arbeit (1832) war „Der Roman meines Lebens. S. Brinks Kinder- und Knabenjahre nebst einigen Nachrichten von seinem akademischen Leben, von ihm selbst beschrieben“, wieder mit autobiographischen Einzelheiten, so der Geschichte seiner Flucht mit dem Jugendfreund Reilly, und in dem liebenswürdigen Ton der an die Romane und Bilder des old merry England erinnernden Brinkgeschichten.

Schreyvogel's Stellung beim Theater war unter Fuljod wieder fester geworden, wenn es auch noch weit dahinstand, daß seine Meinung den Ausschlag gegeben hätte. Fuljod, ein überaus kleinlicher, aber sehr verschlagener Bureaumensch, Savoyarde von höchst abschreckenden Zügen und Manieren, vielfach selbst angefeindet, ängstlich besorgt, nach keiner Richtung Anstoß zu erregen, um nicht den schwachen Halt zu verlieren, den ihm das Vertrauen seines Chefs Stadion gewährte, ohne eigenes Kunstverständniß und Urtheil, daher allen Einreden und Einflüsterungen zugänglich, seinem Secretär, den er nicht entbehren konnte, doch nur halb vertrauend, in Grillparzer, der nach dem Erfolg der „Sappho“ von dem Minister seinem Departement zugewiesen worden, wahrscheinlich einen Zuträger vermuthend, dessen Verbindung mit Sch. ihn äußerst gefährlich dünken mochte, hielt sich unter diesen Umständen fortgesetzt zu Seitensprüngen und Winkelzügen genöthigt, die ihn als verschmitzten und niedrigen Charakter in üblem Lichte erscheinen lassen mußten. Daß er Sch., was ihm ein Leichtes gewesen wäre, trotz mancher Mißhelligkeiten nicht aus dem Amt entfernte, ihm vielmehr Remuneration und Gehaltszulage zu Theil werden ließ, sollte ihm doch wenigstens unserseits eine mildere Beurtheilung sichern.

Die erste von Fuljod veranlaßte Maßregel war ein umfangreiches Decret Schreyvogel's an die in ihrer Macht uneingeschränkte Regie (4./5. Mai 1817).

Seine eigene Instruction in litterarischer Rücksicht ließ Fuljod Sch. selbst entwerfen, hörte auch auf dessen Vorschläge wegen Ergänzung des Personales: über die vorzüglichen Kräfte des Theaters an der Wien hatte man nicht mehr zu verfügen; Heurteur lehnte Engagementsanträge ab, nur der Schröder gestattete Pálffy, auch im Burgtheater zu spielen. Die Adamberger schied damals aus. Es fehlten Väter, junge Liebhaberinnen, Komiker; wollte man die Hofbühne auch nur einigermaßen auf der Höhe halten, mußten neue Talente gewonnen werden. Nicht besser stand es um die Oper, der Fuljod's eigentliche Fürsorge gehörte, für die zuerst beschlossen wurde, den Secretär Treitschke ins Ausland zu senden; da gewann Sch. seinen Chefs die Zustimmung ab, sich jenem anschließen und seinerseits nach brauchbaren Schauspielern Ausschau halten zu dürfen. Die Reise (vom 17. Juni bis 20. August 1817), die auch zu seiner physischen Erholung beitrug, führte ihn über Prag, Dresden, Berlin, Leipzig, Weißenfels, Weimar, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart. Bedauerlicher Weise ist er nicht dazu gekommen, wie er beabsichtigte, seine „Gedanken und Meinungen“ über den Zustand des deutschen Theaters, die ein Gegenstück zu Tieck's „Dramaturgischen Blättern“ hätten werden können, niederzuschreiben. Sein amtlicher Bericht wurde Stadion unterbreitet, der alle seine Vorschläge genehmigte. Es gingen fünf Engagementsbriefe ab, an Eßlair, L. Devrient, das Ehepaar Stich, Julius und an Karoline Lindner, aber die Geldnoth machte das Burgtheater den ausländischen Bühnen gegenüber nicht mehr concurrenzfähig; der einzige Julius ließ sich engagiren und mißfiel; daß sich die contractbrüchige Schröder durch einen neuen, für sie äußerst günstigen Vertrag zum Bleiben bewegen ließ, war gleichsam ein Glücksfall.

Die prekäre Lage, in der sich Sch. bei der herrschenden Theuerung befand, die Unsicherheit seines Postens, da er noch immer nicht eigentlicher Staatsbeamter war und jeder Zeit entlassen werden konnte, nöthigte ihn, auf den Plan, den er schon im Vorjahr gefaßt hatte, zurückzukommen und die Stelle eines Aushülfscensors im belletristischen Fach anzunehmen (1817); es wurden ihm die Wiener Zeitschriften zugewiesen, die über das Theater berichteten. Seine Absicht war es, „dem seit einigen Jahren bis zur äußersten Ungebühr gestiegenen Recensentenunfug entgegenzuwirken“ und mit Ernst und Strenge seines Amtes zu walten. Auch hoffte er, durch die Verbindung mit der Presse und Beeinflussung der Kritik seine Stellung beim Theater bessern zu können. Doch wurde er sich des Schiefen seiner neuen Pflicht, als Richter in eigener Sache entscheiden zu müssen, bald bewußt. Die Censurarbeiten kosteten viel Zeit, die Streitigkeiten der Journalisten bereiteten viel Verdruß, der leichteste Tadel, den er stehen ließ, reizte die Empfindlichkeit der Schauspieler gegen ihn, das Uebersehen einer albernen Wendung zog Verantwortung zu, und die Remuneration betrug jährlich bloß 300 fl. in Zwanzigern, so daß er mehr als einmal gesonnen war, die Stelle wieder niederzulegen. Im Anfang fand er die Vorgesetzten (Minister Sedlnitzky und Hofrath Ohms) mit seiner Thätigkeit einverstanden und bereit, ihn auf alle Weise zu unterstützen. Als aber der Kaiser verfügte, Grillparzer für das Gedicht „Auf die Ruinen des Campo Vaccino“ (in der Aglaja 1819) einen strengen Verweis zu ertheilen, erhielt auch Sch., welcher der Censor seines eigenen Almanachs gewesen war, eine Ermahnung, „daß er pflichtwidrig jenes Gedicht zum Druck zugelassen hätte“. Noch 1820 erklärte sich Sedlnitzky gegen Fuljod und auch sonst mit Lobeserhebungen über ihn. Später scheint man trotz allen seinen Bemühungen, auf diesem Posten nützlich zu wirken, mit ihm weniger zufrieden gewesen zu sein;

1823 wurde ihm die Censur der Theaterjournale abgenommen; wann er des gehässigen Dienstes völlig enthoben worden, wird nicht berichtet.

Inwieweit Sch. von 1818 bis Ostern 1821 auf die Theaterleitung Einfluß ausgeübt hat, ist mit Sicherheit bis ins einzelne nicht festzustellen; für sie verantwortlich gemacht hat ihn niemand, offenbar weil er nicht verantwortlich zu machen war; vollständig unrichtig ist die Auffassung, als wäre er schon damals der eigentliche Director des Burgtheaters gewesen. Sch. hatte für das Repertoire zu sorgen, er schlug Gastspiele vor, nahm an den Proben Theil (ob regelmäßig und dazu verpflichtet, ist sehr die Frage): aber in allen diesen Belangen griff er eigentlich in die Rechte des Regiecollegiums ein, denn der Dramaturg besaß fast gar keinen fest umschriebenen Machtbereich und war einzig darauf angewiesen, mit der Ueberzeugungskraft seiner besseren Einsicht zu rechnen.

Von den Erscheinungen der neueren Litteratur, die Sch. auf die Bühne brachte, hatte eigentlich nur Grillparzer's „Sappho" (21. April 1818) einen ganzen, das „Goldene Vließ" (26./27. März 1821) einen halben Erfolg; die Debuts von Zedlitz, Raupach, M. Beer mißglückten; der Durchfall von Müllner's „Albaneserin" hatte persönliche Angriffe und völligen Bruch mit dem Theaterdictator zur Folge, den Sch. schließlich als Verleumder und Pasquillanten öffentlich brandmarkte (Zs. f. Mode 1820, Nr. 78. 111). Das classische Repertoire wurde um Lessing's „Nathan" vermehrt, den die Censur endlich zuließ, nachdem der Erzbischof gegen Berling's Verballhornung kein Bedenken mehr hegte, weil er „kaum glauben wollte, daß das Stück, wie es jetzt zugerichtet ist, viel Beifall erhalten und oft aufgeführt werden würde". Ein sechzehn Zeilen langer Epilog Schreyvogel's (Wiener Zs. 1819, Nr. 14) genügte, die Erwartungen des Erzbischofs und der Censur ins Gegentheil zu verkehren. Die anspielungssüchtigen Wiener legten die Meinung des Dramaturgen nach der ihren aus: „Wir fühlen, was des Rings Geschichte lehrt, Das Wort nicht, die *Gesinnung* bringt uns Heil." In dieser Vorstellung (25. Januar 1819) glänzte der neuengagirte Costenoble als Klosterbruder. Mit Anschütz fand die Schröder endlich ihren männlichen Partner. Die schöne Amalie Neumann-Haizinger setzte in Verlegenheit, ob man bei ihren Darstellungen mehr dem Geschlecht oder dem Talent huldigen sollte. Das Gastspiel der Stich gestaltete sich zu einer Reihe von Triumphen, und man dachte ernstlich daran, sie dauernd zu fesseln, wenn auch um den Preis hoher Opfer (1820).

Daneben gab es natürlich bei den Neuaufführungen wie bei den Gastspielen zahlreiche Nieten. Ein Bericht des Polizeidirectors (9. August 1820) klagt „über die an den Hoftheatern herrschende Unwirthschaftlichkeit, den Mangel aller Subordination und die Saumseligkeit in der Befriedigung der gerechten Anforderungen des Publicums; viele dramatische Werke, für welche Summen verwendet worden, seien zum Theil aus Faulheit, zum Theil aus Eigensinn der Schauspieler nie aufgeführt worden; Schreyvogel's rühmliches Wirken scheitere an dem Egoismus der Schauspieler".

Bei der allgemeinen Unzufriedenheit des Hofes wie des Publicums konnte sich die Verwaltung Stadion's und Fuljod's nicht weiter halten. Nach langem Schwanken verordnete Kaiser Franz am 3. Mai 1820, das Kärntnerthortheater sei zu verpachten, das Burgtheater in eigener Regie weiter zu führen unter der Leitung eines Directors, der dem Oberstkämmerer (Grafen Wrbna) untergeordnet sein sollte; erst wieder ein Jahr später (12. Februar 1821) wurde durch kaiserliches Handbillett Graf Moritz Dietrichstein zum Hoftheater-

director, Hofrath v. Mosel zum Vicedirector ernannt und die Uebergabe der Direction zum Ostertermin festgesetzt.

Die neue Leitung kam Sch. vertrauensvoll entgegen. Dietrichstein war ein wohlwollender, musikalisch gebildeter, für Schönheit empfänglicher Cavalier, dessen Geschmack freilich einseitig auf Oper und Lustspiel ging. Mosel wandte seine Aufmerksamkeit ganz der ökonomischen Verwaltung zu. Sch. wurde in allen administrativen Fragen gehört, nach seinen Vorschlägen wurde reducirt, pensionirt, engagirt; er conferirte mit Wrbna, er verfaßte die Vorträge an den Kaiser; die artistische Leitung blieb ihm fast uneingeschränkt überlassen, aber ohne daß er zu allen diesen Dienstleistungen durch sein Anstellungsdecret berechtigt oder gar verpflichtet gewesen wäre. Noch einmal bäumte sich die Regie gegen Schreyvogel's „Alleinherrschaft“ auf (Februar-März 1822): vergeblich. Sch. hatte seine Chefs für sich und durch das, was er in kurzer Zeit geleistet hatte: eine Verbesserung des Repertoires und eine Erhöhung der Einnahmen. Durch die „Gesetze und Anordnungen für die Mitglieder des Hofschauspieles“ vom 18. April 1823 wird der Wirkungskreis des Hoftheatersecretärs und der drei Regisseure als unmittelbarer Executivorgane der Direction festgestellt; die Bemerkungen des Secretärs werden dem Regisseur zur Berücksichtigung empfohlen, des weiteren Bestimmungen getroffen, wie bei den Proben und Aufführungen die Ordnung aufrecht zu halten sei, die Austheilung des Repertoires und der alternativ zu besetzenden Rollen zu geschehen habe. Erst diese im wesentlichen bis heute gültigen Vorschriften haben Sch. zum thatsächlichen Leiter des Burgtheaters gemacht. Sein Gehalt wurde jetzt auf 2000 fl. erhöht; wiederholte Anträge auf Zulagen wies Kaiser Franz standhaft ab.

Es gelang Sch. alsbald zu zeigen, daß es bisher nur an Plan und Ziel gefehlt habe. Die Lücken im Personalstand wurden bereits in den nächsten Jahren durch ausgezeichnete Kräfte ergänzt. Heurteur fand als jugendlicher Held am Burgtheater dieselbe Bewunderung wie früher am Theater an der Wien; Friedrich Wilhelmi, zum Ersatz für den Intriganten Ochsenheimer bestimmt, erwies sich später auch als trefflicher Lustspielvater, als „Meister der Jovialität“; in Sophie Müller gewann man die edelste tragische Liebhaberin, die nur zu früh selbst einem tragischen Schicksal erlag; Elisabeth Koberwein-Fichtner spielte naiv-sentimentale Rollen, Rüger war ein würdiger Vertreter für das ältere Charakterfach; Fichtner wurde zum vollwerthigen Ersatz für Korn herangebildet; mit dem Charakterspieler Pistor kam auch dessen anmuthige Tochter Betty, die Darstellerin sentimentaler Liebhaberinnen; Löwe überwältigte, wo immer man ihn hinstellte, durch den Zauber seines glühenden Naturells. Luise Holtei, Karoline Lindner, Amalie Neumann boten als Gäste interessante Leistungen.

Der Spielplan wurde gründlich erneuert; Sch. brachte im Durchschnitt zwölf bis fünfzehn neue Stücke im Jahr heraus und ungefähr ebenso viele Reprisen. Das Lustspiel überwog. „Mon dieu, nur kein Trauerspiel! Ich habe Trauerspiel genug zu Hause,“ pflegte Dietrichstein zu sagen, wenn Sch. eine Tragödie zur Aufführung vorschlug. An Komödien gab's keinen Mangel: Scribe und die Franzosen boten unerschöpfliche Vorräthe, aus denen Castelli, Kurländer, Vogel, die Weißenthurn unbedenklich schöpften (Sch. bearbeitete 1822 Spieß' „Ehrenwort“, ohne das Publicum für das veraltete Stück [von 1794] erwärmen zu können); neue deutsche Originalien lieferten Holbein, Töpfer, Hell, Gubitz, P. A. Wolff, Elsholtz; Clauren's „Bräutigam aus Mexiko“ sicherte die längste Zeit gute Einnahmen. Da konnte man schon Experimente mit Tragödien wagen. Wechselndes Glück hatte H. v. Kleist, dessen „Käthchen von Heilbronn“ dauernder Burgtheaterbesitz blieb (in Schrey-

vogel's Einrichtung von 1821—1835 34 Mal); Beifall fand der rührselige Houwald; „Die Tochter der Luft“ von Raupach wurde abgelehnt, dasselbe Schicksal erlitten die meisten Trauerspiele von österreichischen Dichtern, deren Förderung sich Sch. besonders angelegen sein ließ: weder Zedlitz noch Pannasch, Hermannsthal, Schlechta griffen durch. Grillparzer's neuer Erfolg mit „König Ottokars Glück und Ende“ (19. Februar 1825) wurde bald von oben her abgeschnitten; nur die „Ahnfrau“ hat sich seit 1824 als unverwüstliches Repertoirestück erhalten.

Den Vorrath an classischen Stücken bereicherte Sch. noch um drei Shakespearedramen: „König Lear“ (29. März 1822), „Othello“ (7. April 1823), „Hamlet“ (7. December 1825). „König Lear“ erschien Sch. „an Inhalt und Form wohl das vollkommenste dramatische Werk in dieser Gattung“. Die tief einschneidenden Theatereinrichtungen von Schröder (1778) und Bock (1779) konnte er daher nicht billigen. Schon 1816 war er entschlossen, das Stück zu bearbeiten und zum Theil zu übersetzen; 1817 legte er seiner Arbeit die Voß'sche Uebertragung zu Grunde; nur für die letzte Scene, den sogenannten Wiener Schluß, wurde Bock benutzt. Sch. ließ den Vers in seinem Recht, versificirte überflüssiger Weise sogar einige Prosascenen, stellte die Reichstheilung wieder her (die Lange schon 1816 im Theater an der Wien gespielt hatte), brachte die Glosterhandlung fast vollständig auf die Bühne, strich wenig, machte noch weniger Zusätze, mußte aber der Censur zuliebe — gleich Bock — Cordelia und Lear leben, diesen auf die Krone zu Gunsten Albaniens verzichten lassen. Die Rolle des Königs Lear bekam Anschütz zugetheilt, der trotz seiner 36 Jahre Großes leistete und wie das Ganze rauschenden Beifall erhielt. Schreyvogel's verdienstvolle Bearbeitung wurde der neuen Einrichtung Immermann's für Düsseldorf zu Grunde gelegt (1835), war in Wien bis 1851 und zu Anfang der 70er Jahre noch an fünf Bühnen Deutschlands in Gebrauch.

„Othello“ kannte man in Wien nach Brockmann's Bearbeitung (1785), die auf die erste Schröder'sche mit tragischem Schluß (von 1776) zurückgeht. Das Stück wurde unter Pálffy im Theater an der Wien gar nicht selten gegeben. Da Anschütz in Breslau 1819 den Othello schon nach der Voß'schen Uebersetzung gespielt hatte, mag dies Sch. mit veranlaßt haben, sie der Burgtheatereinrichtung zu Grunde zu legen. Die stärksten Veränderungen waren die Beseitigung des Narren und der Bianca, welche trotz ihrer Wichtigkeit für den Zusammenhang wohl denselben Censurbedenken zum Opfer fiel, die eine Verhüllung oder Streichung zahlreicher, allzu deutlicher Anspielungen auf geschlechtliche Verhältnisse verlangten. Einiges ward gekürzt, umgestellt, aneinander geschoben, der Schauplatz jedoch nicht vereinfacht. Anschütz setzte es durch, daß er den Othello im venezianischen Kostüm des 16. Jahrhunderts spielen durfte; er gab seine Partie mit großer Wirkung; auch die Müller (Desdemona) und Wilhelmi (Jago) befriedigten Sch.; das Ganze machte doch wenig Sensation: „Die wilden Ausbrüche dieser Leidenschaft thaten dem Wiener Publicum weh; es fügte sich der gewaltigen künstlerischen Macht, aber es verleugnete nicht, daß es ihm eine Pein ist.“ Schreyvogel's Einrichtung wurde am Burgtheater erst 1855 verdrängt; sie hat wie für „König Lear“ lange die Autorität der Voß'schen Uebersetzung aufrecht erhalten und ist in Einzelheiten noch in den Bühnenausgaben des Stückes bei Reclam und Hendel wiederzuerkennen.

Denselben Grundsätzen getreu erfolgte die Einrichtung des „Hamlet“, der seit 1780 in der Schröder'schen Bearbeitung gespielt worden war, nach Schlegel's Uebersetzung. Gestrichen wurde wenig, z. B. die Kirchhofscene (V, 1); dagegen beibehalten Fortinbras. Das Publicum wußte mit der Form, in der

das Drama ihm jetzt dargeboten wurde, wenig anzufangen, doch wurde es allmählich zu ihrem Verständniß erzogen: Sch. ließ sie nicht mehr vom Spielplan verschwinden. Erst 1851 traf Laube mancherlei Neueinrichtungen.

Schon 1823 konnte Sch. mit Selbstzufriedenheit in sein Tagebuch eintragen (29. September): „Man ist mit dem guten Gang des Theaters allgemein zufrieden. Unterrichtete Fremde und Einheimische gestehen, daß es in Deutschland nicht seinesgleichen hat. Daran habe ich doch viel Theil, was man auch zugibt.“ Tieck, der im Mai 1825 Wien besuchte, äußerte, „es sei ein seltenes Zusammenwirken hier, was man in Deutschland nicht wiederfinden könnte“, für das Lustspiel sei das Burgtheater jetzt ohne Zweifel das beste in Deutschland, dagegen vermißte er das Zusammenspiel in der Tragödie, besonders fielen ihm die kläglichen Mängel des Ausstattungswesens auf, die wohl auch mit dem Sparsystem zusammenhingen. Ebenso erkannte Graf Rudolf Czernin, nach Wrbna's Tod Oberstkämmerer und höchster Chef der Theaterleitung (seit November 1824), bereitwillig die Thätigkeit Schreyvogel's an, „der ganz allein den artistischen Theil des Theaters leite und das Beste dieser Kunstanstalt fördere.“

Schreyvogel's Stellung blieb daher unberührt, auch als Dietrichstein von dem Posten eines Hoftheaterdirectors enthoben und das Burgtheater der unmittelbaren Leitung des Oberstkämmerers unterstellt wurde (1. Juni 1826). Er erhielt 1827 eine Personalzulage von 400 fl., 1830 eine „Extraremuneration“ von 300 fl. und den Titel eines Dramaturgen. Kam es zu Meinungsverschiedenheiten, so vermittelte nach wie vor der nach allen Seiten geschmeidige und artige Mosel.

Die für das Publicum, die Mitglieder und die Direction der Theatergesellschaft lehrreichen Gastspiele hervorragender Schauspieler fremder Bühnen wurden weiter gepflegt: Frau Stich-Crelinger, Karoline Lindner, L. Devrient, Eßlair und Seydelmann erschienen und verschwanden gleich Meteoren; Paganini und die Pasta gaben einnahmereiche Concerte. Die künstlerischen und materiellen Erfolge der Italienerin verführten auch Sophie Schröder, dem Burgtheater den Rücken zu kehren und eine an Enttäuschungen reiche Virtuosenlaufbahn zu betreten (1829). Abgang, Krankheit, Alter, Tod rissen in den Personalstand neue Lücken, machten das Engagement neuer Kräfte nothwendig: Adolf Herzfeld als eleganter Lustspielliebhaber, Karoline Müller und Therese Peche als Salondamen, Julie Gley als Heroine fügten sich rasch dem Ensemble ein. Sch. nahm an jeder glücklichen Leistung des Personals den aufrichtigsten Antheil, verstand es, den Talenten neue Wege zu weisen, oft wider ihren Willen, gewann trotz seiner Heftigkeit und seines Starrsinns der Schauspieler Hochachtung und Zuneigung, wenn es auch nie an Unzufriedenen und Nörglern fehlte und vielleicht nicht in letzter Linie eine Schauspielerinnenkabale seinen Sturz herbeiführte.

Sch. ließ nichts Classisches, was er dem Spielplan einmal gewonnen hatte, mehr verschwinden. Die Fortdauer einer reichen dramatischen Production in diesen Jahren führte dem Repertoire aber auch genug Neuigkeiten zu; sogar das deutsche Lustspiel hatte einige glückliche Erzeugnisse aufzuweisen: Deinhardstein's „Hans Sachs“, Raupach's „Schleichhändler“, Töpfer's „Karl XII. auf der Heimkehr“, Hell's „Königin von 16 Jahren“; schon meldete sich Bauernfeld, später der langjährige Hausdichter des Burgtheaters, dem Sch. noch zu seinen ersten Erfolgen verhalf. Dagegen vermochte weder Halirsch noch J. G. Seidl Wirkung zu erzielen, und ebenso erging es im Tragischen mit Uhland, Beer, Ebert. Da Müllner verstummte, Kotzebue und Houwald ver-

sagten, Schenk über einen Erfolg nicht hinauskam, schwang sich der fruchtbare Raupach zum Beherrscher der tragischen Bühne auf. Ein eigenes Mißgeschick verfolgte Grillparzer: sein „Treuer Diener" (28. Februar 1828) verschwand trotz großem Beifall vom Spielplan auf einen Wink von oben, „Des Meeres und der Liebe Wellen" (5. April 1831) verebbten in der Unzulänglichkeit der Darstellerin, in der Verständnißlosigkeit des Publicums.

Schreyvogel's eigene Bemühungen galten der dauernden Erwerbung höchsten Kunstbesitzes.

Am 3. April 1827 ging „Der Kaufmann von Venedig" mit Anschütz (Antonio), Costenoble (Shylock), S. Müller (Porzia) endlich über die Scene, nachdem Schreyvogel's Absicht, ihn in den Spielplan aufzunehmen, neun Jahre früher (1818) an dem Widerstand der Judengemeinde gescheitert war. Außerordentlich pietätvoll wurde Schlegel's Uebersetzung, fast unter voller Wahrung des charakteristischen Wechsels zwischen den Schauplätzen der beiden Parallelhandlungen, so eingerichtet, daß die zwanzig Verwandlungen auf vierzehn verringert wurden. Nach den resoluten Zusammenrückungen und Kürzungen Laube's (1851) ist man heute wieder zu Schreyvogel's conservativer Behandlung zurückgekehrt.

Ganz in derselben Art versuchte Sch. Schiller's „Wallenstein", dessen „Lager" ohnedies nicht aufgeführt werden durfte, in ein einziges Stück zusammenzuziehen. Während die Wiener Bearbeitung von 1814 aus den „Piccolomini" und dem „Tod" durch grausame Striche ein Drama zurecht geschnitten hatte, das alle wesentlichen Momente der Handlung enthielt, stellte Sch. die Schlußacte der „Piccolomini" als ersten Aufzug an die Spitze seiner Einrichtung und brachte in den folgenden vier Acten das dritte Stück fast unverkürzt zur Darstellung. An dem Wortlaut ward möglichst wenig gestrichen und geändert, so daß überall Schiller selbst redete. Die Einrichtung stand vom 29. September 1827 bis 17. October 1847 an 31 Abenden in Gebrauch.

Ebenso schonend wurde im „Wilhelm Tell" (29. November 1827), den Grüner für das Theater an der Wien 1810 bearbeitet hatte, die Episode des Melchthal und der Bertha wiederhergestellt und der auf das unanständigste übereilte Schluß verbessert. Das Politische war diesmal freilich nicht zu retten und mußte vor dem bloß Häuslichen und allgemeinmenschlich Interessanten verschwinden.

In Anschütz, Korn und Löwe glaubte Sch. die Darsteller für Falstaff, den Prinzen Heinz und den Hotspur zu besitzen. Für sie richtete er „König Heinrich IV." ein, der seit Schröder in Wien nicht mehr gesehen worden war (8. November 1782). Den Versscenen legte er die Uebersetzung von Voß, den Prosascenen die von Schlegel zu Grunde. Der Erfolg des ersten Theiles (vom 27. März bis 2. December 1828 5 Mal) bewog ihn, auch den Ausgang der Falstaffhandlung dem Publicum vorzuführen. Wieder möglichst im Anschluß an die Vorlage wurde der zweite Theil herausgebracht, jedoch konnten die komischen Scenen das mangelnde Interesse für den politischen Theil der Handlung nicht ersetzen: nach zwei Aufführungen (14. u. 17. Mai) entschloß sich Sch., den ersten und zweiten Theil zu verschmelzen. Nach drei Aufführungen (8. Februar 1829 bis 14. November 1830) verschwand aber auch diese Einrichtung von der Bühne. Graf Czernin verwies die „ungenießbaren Trauerspiele" in die Registratur.

Sch. ließ sich's jedoch nicht verdrießen und setzte ein neues auf den Spielplan: „Götz von Berlichingen". Als des Dichters Advocat gegen den Dichter selbst legte er der Einrichtung nicht Goethe's Bühnenbearbeitung von 1804,

sondern die zweite Fassung von 1773 zu Grunde. Es gelang, die fünfzig Verwandlungen des Originals auf 17 zu reduciren (gegen 20 in Goethe's eigener Bearbeitung). Die Oekonomie des Stückes blieb erhalten, nur machte der Schluß des ersten Actes mit der ersten Jaxthausener Scene (wie in Goethe's Bühnenbearbeitung) Verschiebungen nothwendig, die zur Bildung eines eigenen Actes aus den Belagerungsscenen führten, wodurch das Ganze auf sechs Acte gebracht wurde. Die Censur arbeitete so gründlich wie im „Tell“: der Bischof wurde zum Landgrafen, Bruder Martin zum Klausner, der Abt von Fulda und Kaiser Maximilian verschwanden, alle Anspielungen auf geistliche Dinge, auf den Kaiser und das kaiserliche Haus, alle Ausfälle wider Fürsten und Hofleben wurden kurzerhand gestrichen. Das Stück fand rauschende Aufnahme beim Publicum (11. März 1830 mit einem von Korn gesprochenen Prolog Schreyvogel's, abgedruckt in der Wr. Zs. 1830, Nr. 31). „Koberwein als Selbitz, Fichtner als Franz waren vortrefflich, und eine unvergeßliche Gestalt lieferte Wilhelmi als Metzler; Caroline Müller that ihr Bestes, als Adelheid die Sirene von Bamberg zu sein; Anschütz errang mit dem Götz einen bedeutenden Erfolg; die Figur war wie aus einer Form gegossen und ohne Makel“. Bis 6. Januar 1833 fanden noch vier Vorstellungen statt, seit 1834 ließ Deinhardstein das Stück nach Goethe's Bühnenbearbeitung spielen.

Die letzte große Leistung Schreyvogel's war, daß er als „Totenfeier für Goethe“ mit Vor- und Nachspiel von Deinhardstein in Verbindung mit Scenen aus Egmont, Iphigenie, Tasso einiges aus dem „Faust“ auf das Theater stellte (24. Mai 1832): Löwe als Faust war voll Gluth, Mephistopheles-Costenoble hatte den Wink erhalten, dieses ideale Wesen ja nicht nach dem Typus der Theaterbösewichter zu spielen, Julie Gley als Gretchen erwarb sich Beifall, wie er schon lange nicht gehört worden war. Erst zehn Jahre nach Braunschweig, Hannover, Dresden, Leipzig, Weimar, 1839 ist es gelungen, die Schwierigkeiten, welche die Censur einer Aufführung des ersten Theiles entgegenstellte, zu überwinden: bis dahin genossen die Wiener in Schreyvogel's Scenen wenigstens den Vorschmack des Ganzen.

Schreyvogel's Sturz war lange vorbereitet. Seit Mosel's Uebertritt zur Hofbibliothek (April 1829) fehlte zwischen dem obersten Hoftheaterdirector und dem Dramaturgen ein ausgleichender Vermittler: beide Greise waren gewohnt, auf ihrem Willen zu bestehen und ihn durchzusetzen. Czernin, dem als oberstes Gesetz nur sein Geschmack und Andeutungen höherer Wünsche galten, pflegte zu sagen: „Ich will — es muß so sein!“ und stellte sich allen Vernunftgründen Schreyvogel's gegenüber taub. Ihm mangelte das Verständniß für die Bedeutung eines classischen Repertoires, während Sch. ein classisches Trauerspiel nach dem anderen auf den Spielplan setzte. Der Dramaturg kannte keine Vorliebe, das Talent gab bei ihm den Ausschlag: darum stellte er die Gley in die erste Reihe; der Graf hatte Gefallen gefunden an der schönen Peche. Eine Partei unter den Schauspielern, Unzufriedene und Undankbare arbeiteten beständig Sch. entgegen. Da hieß es denn: „Der Hoftheatersecretär habe bei aller Einsicht zu wenig Umsicht, sei kränklich — was er in der That war — und vergeßlich; die Regie sollte etwas mehr Vollmacht haben, um neben dem Hoftheatersecretär wirken zu können, der, zu eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, alle Geschäfte für seine Person bestreiten wolle, was er jedoch wegen körperlicher Verfallenheit nicht könne“. Der wirthschaftliche Rückschlag nach der Julirevolution, der Ausbruch der Cholera verursachten 1831 häufig leere Häuser: für den schlechten Cassenstand wurde Schreyvogel's Geschäftsführung verantwortlich gemacht und es kam zu Zwistigkeiten zwischen

dem Dramaturgen und dem Grafen; die Furcht, daß der Kaiser unter diesen Umständen eine Verpachtung des Theaters verfügen werde, verstimmte und lähmte wieder die Schauspieler. Die Kluft erweiterte sich immer mehr, bis oft verweigert wurde, nur weil verlangt worden war; endlich erstreckte sich das Negiren auf die gleichgültigsten Gegenstände. Sch. mochte vorschlagen, was er wollte, allem setzte man Schwierigkeiten entgegen, und was der Dramaturg als unzweckmäßig verwarf, wurde zur Ausführung befohlen. Dann klagte Czernin, „daß seinen Aufträgen nur äußerst mangelhaft entsprochen werde, da es an einem verläßlichen Exekutivorgan fehle", und beantragte schließlich die Ernennung eines Vicedirectors (September 1831); schon damals wurde mit Deinhardstein verhandelt, auch der Plan erwogen, die litterarischen Theatergeschäfte in die Hände Treitschke's und Lembert's zu legen. Vorläufig wurde dem Freiherrn v. Forstern die Kanzleidirection, die Entgegennahme der täglichen Rapporte und der Vorsitz in der wöchentlichen Theaterconferenz überwiesen. Gelegentlich kam es aber doch zu unmittelbaren Zusammenstößen zwischen dem Grafen und Sch. Am 5. Mai 1832 wollte Sch. Fichtner, dessen Mutter wahnsinnig war, von der Rolle des Ludwig Brook in den „Mündeln" dispensiren, weil den Sohn die Scene mit dem geistesschwachen Oheim zu sehr an sein häusliches Leiden erinnern würde; Czernin ließ die Veränderung nicht zu; in seiner Empörung erlaubte sich Sch. die Bemerkung: „Excellenz, das verstehen Sie nicht". Ein Vortrag Czernin's an den Kaiser vom 9. Mai bezieht sich auf die mündlich gemachte und ausführlich begründete Darstellung der Nothwendigkeit der Pensionirung Schreyvogel's, „dessen Kränklichkeit und Individualität denselben zur Versehung seines dermaligen Dienstespostens durchaus nicht mehr geeignet mache". Drei Tage später verfügte eine kaiserliche Entschließung (12. Mai) die Pensionirung Schreyvogel's unter Hinweis auf seine schon seit langer Zeit geschwächte Gesundheit gnadenweise mit halbem Gehalt. Am 23. Mai erfuhr die bevorstehende Pensionirung der Schauspieler Herzenskron, am 25. Mai bestätigte sie Karoline Müller, nur Sch. selbst wußte nichts, wollte nichts wissen. Am 28. Mai empfingen die Regisseure das Decret der Pensionirung Schreyvogel's und der augenblicklichen Einsetzung Deinhardstein's zum Vicedirector, der schon andern Tags der Regie vorgestellt wurde. Sch. wurde bedeutet, daß er auf dem Theaterbureau nicht mehr zu erscheinen habe, und das Gerücht wollte wissen, man habe ihm nicht einmal Zeit gelassen, seinen Regenschirm mitzunehmen.

Der jähe Sturz Schreyvogel's machte selbst seine grimmigsten Hasser unter den Schauspielern bestürzt, den Freunden erschien er als übermüthiger Gewaltstreich. Grillparzer und Bauernfeld sagten Deinhardstein Grobheiten; er meinte: „Ich bin Familienvater. Hätte ich die Stelle ausschlagen sollen?" Der damals noch etwas husarenmäßig draufgängerische Zedlitz beglückwünschte ihn: „Was aber die Sache selbst in Bezug auf Sch. betrifft, so ist seine Pensionirung ein wahrer Scandal. Es ist das Werk einer brutalen, kopf- und gewissenlosen Camarilla, und Gesindel aller Art ist dabei thätig und keine Lüge und keine Verleumdung dabei zu schlecht gewesen. Nie ist ein unleugbares Verdienst, der entschiedenste Beruf, der gewissenhafteste Eifer, der unleugbarste Erfolg mit schändlicherem Undank belohnt worden."

Sch. selbst betrug sich wie immer verständig und mäßig, doch blickte aus allem seine unbezwingliche Theaterlust durch, „es war fast rührend". Wenn man mit ihm über das Theater sprach, konnte er seine Absetzung ganz vergessen, dann fuhr er plötzlich zusammen und bemerkte mit schmerzlichem Lächeln: „Ach, ich vergesse über so was gar zu leicht, was ich jetzt bin — nichts". Vierzehn

Tage vor seinem Ableben ergoß er sein volles Herz gegen La Roche, damit dieser dem Ausland erzähle, daß er nicht freiwillig von der Bühne geschieden, sondern durch Despotismus hinausgedrängt worden sei. Das Auge des Erzählers soll geglüht und seine Wange sich hoch geröthet haben; nach geschlossenem Berichte sank er zurück, seine Wange erbleichte, sein Auge wurde trübe und er entließ den Zuhörer mit einem herzlichen Lebewohl.

Nach aller Mühe war ihm nicht einmal so viel geblieben, daß er wie in früheren Sommern in Baden Erholung suchen konnte. Der 64jährige mußte den Kampf um den Lebensunterhalt aufs neue aufnehmen. Litterarische Pläne wurden entworfen, die Herausgabe einer Wochenschrift mit Grillparzer, Bauernfeld, Zedlitz berathen, eine Brinkgeschichte begonnen (3. Juni). Plötzlich in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli fiel auch ihn die Cholera an, und nach einem kaum 24stündigen Krankenlager war er verschieden; zwei Tage später starb an derselben Krankheit sein Schwiegersohn Beckers, eine Wittwe mit drei unmündigen Kindern hinterlassend.

„Wenn ein gewöhnlicher Mensch," schreibt Grillparzer, „nach durchgemühter oder durchgenossener Lebensfrist spurlos dahingeht, so ist dies natürlich und die Seinen mögen ihn beklagen; ebenso gewährt es auf der anderen Seite einen schmerzlindernden Triumph, am Grabe eines reichbegabten Mannes auf die bleibenden Denkmale seines Wirkens hinweisen und sagen zu können: das war er, bis dahin hat er es gebracht! Aber dem unbegleiteten Leichenbegängnisse eines nicht minder Begabten beinahe als einziger Leidtragender folgen und dem neidischen anfeindenden Haufen nichts entgegnen zu können als: Wüßtet Ihr, was ich weiß! hättet Ihr ihn gekannt wie ich! das martert und erweckt, wie gesagt, ein tiefes Gefühl der Trauer!"

Als Erster zollte dem Dahingeschiedenen warme Anerkennung W. Alexis in seinen „Wiener Bildern" (1833), vermuthlich nach Mittheilungen und Erinnerungen der dankbaren Julie Gley.

In Wien durfte ein Nekrolog erst nach dem Tode des Kaisers Franz erscheinen, als Czernin seinen Rückhalt verloren hatte. Eine zwanzigjährige Freundschaft gab Zedlitz vor der Oeffentlichkeit das Recht zu einem bewegten Nachruf (Oesterr. Zs. f. Gesch. u. Staatskunde 1835, Nr. 34). Die Würdigkeit des Charakters und die geistige Ueberlegenheit des edlen Verklärten rühmend, den er als den gediegensten Kritiker und sicher den ersten Dramaturgen seiner Zeit kennzeichnet, macht er es begreiflich, daß sein Tod den Meisten unter den jüngeren Schriftstellern Wiens es erst so recht zu Bewußtsein gebracht habe, wie vereinzelt ihre Bestrebungen seitdem in vieler Hinsicht geblieben seien, und wie ihnen mit ihm eigentlich der Mittelpunkt abhanden gekommen sei zu freierem Austausch der Ideen, zu befruchtender Anregung, zu gründlicher, parteiloser Beurtheilung fremder und eigener Hervorbringungen. Und nun ging Zedlitz mit einer damals unerhörten Kühnheit zu einer Kritik von Czernin's Mißwirthschaft über. Die Censur wollte den Aufsatz streichen; aber Graf Kolowrat setzte es durch, daß er unverkürzt erscheinen durfte: „Wird Graf Czernin darin auch ein bißchen hart angefaßt," soll der Minister gesagt haben, „so thut das nichts."

Wie Zedlitz bekennt auch Grillparzer (1836): „Ich habe durch Schreyvogel's Tod viel verloren. Nicht seinen Rath bei meinen Arbeiten ... Aber er hatte, was Form und Technik betrifft, gleiche Ansichten mit mir und wir konnten daher überhaupt uns über Litteratur u. dergl. besprechen, ohne uns mißzuverstehen oder erst langweilig den Standpunkt festzustellen. Seit seinem Tode ist niemand in Wien, mit dem ich über Kunstgegenstände sprechen möchte

. . . Dadurch versauere und verstocke ich in mir und die Production stellt sich immer ferner."

Die Schauspieler erkannten bald, daß Schreyvogel's Absetzung das Burgtheater ins Sinken gebracht habe. Es fehlte an einer Autorität; bei den Sessionen, denen Sch. mit litterarischer Grandezza vorgesessen hatte, herrschte Witz und Geplauder; Deinhardstein mußte sich sagen lassen, Sch. sei aufs Theater gekommen, die Proben abzuhalten, er komme, um die Schauspieler aufzuhalten. Als Sch. einst ein Geschenk übersandt wurde, um sein Urtheil zu bestechen, stellte er es zurück und fügte hinzu, daß er diese Art, ihn zu gewinnen, nur der Jugend und Unerfahrenheit des Gebers zu Gute halten wolle: von seinem Nachfolger wußte man, daß er solche Zeichen der Hochachtung entgegennahm, ja erwartete.

Den litterarischen Nachlaß des verewigten Freundes wollte Grillparzer dem Publicum übergeben: aber es fanden sich nur Entwürfe und Bruchstücke, die noch nicht veröffentlicht waren; bloß mit den Theaterbearbeitungen konnte man sich getrauen damals hervorzutreten. (Es erschienen Romeo, Lear, Othello und der Kaufmann von Venedig, doch erst nach Deinhardstein's Sturz, 1841 bei J. B. Wallishauser in Wien.) Die Correspondenz kam in das Eigenthum des Schauspielers Löwe und ist zerstreut worden, die Tagebücher verblieben im Besitz der Nachkommen und wurden von einer Enkelin, nach Unterdrückung aller Aufzeichnungen rein familiärer Art, Glossy zur Herausgabe überlassen. Schreyvogel's dramaturgische Wirksamkeit hat vorbildlich Laube historisch zu würdigen gesucht, um daran die eigene Thätigkeit anzuknüpfen und an der gefeierten seines Vorgängers abzumessen.

„Er war ein Mann, aber ein völliger. Stand jemand Lessing nahe, so war er's." Dies große Wort wagte Grillparzer auf den Grabstein zu setzen, ohne befürchten zu müssen, daß man ihn Lügen strafen könnte. So war erfüllt, was Sch. als Ziel seines ernsten sittlichen Ringens sich vorgesetzt hatte (4. October 1811), „daß man einst sage: er war ein Mann im ganzen und besten Umfange des Wortes, enthaltsam, streng gegen sich selbst, überlegt, entschlossen, standhaft, gerecht, milde und großmüthig. Die Tugenden seines reifen Alters machten die Verirrungen seiner Jugend vergessen; und obwohl sein Leben in dieser früheren Zeit tadelhaft war, so stellt es doch ein lehrreiches Beispiel auf von dem, was der Mensch, auch in späteren Jahren noch, durch Vernunft und Standhaftigkeit über Natur und Gewohnheit vermag."

Bibliographie: Schreyvogel's Tagebücher 1810—1823, hrsg. von K. Glossy, Schr. d. Ges. f. Theatergesch., Bd. 2. 3, Berlin 1903 — bespr. von Weilen, Euphorion XI, 602 ff. — mit zahlreichen Briefen und Actenstücken. — Briefe Schreyvogel's an Böttiger: N. Fr. Pr. 1883 Nr. 6787. 6788, 1885 Nr. 7535; Grillparzer: Jahrb. d. Grillparzer-Ges. I, 169 ff.; Kotzebue: Sauer, Reden und Aufsätze, S. 86; Löwe: N. Fr. Pr. 1903 Nr. 13 984; Müllner: Telegraph 1836 Nr. 26. 57. 65, Studien zur vergleichenden Litteraturgesch. III, 204, Sauer S. 83; Winkler: Sauer S. 85, Weilen, Burgtheater, S. 162. — Briefe an Schreyvogel von Böttiger: Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs S. 357 ff.; Houwald: Frankl's Sonntagsblätter VI, 154 ff.; Kotzebue: ebenda; Müllner: ebenda, N. Fr. Pr. 1905 Nr. 14 731. 14 738; Raupach: Verzeichniß der Autographensammlung F. Donebauer in Prag, 2. Ausg.; P. A. Wolff: Zs. f. d. ö. G. XLV, 144; Zedlitz: Jb. der Grillparzer-Ges. VIII, 40 f., 43 f. — Kind's Briefwechsel mit Böttiger und Schreyvogel handschriftlich in Dresden. — Wurzbach XXXI (1876), 292 ff. verzeichnet die ältere Litteratur; vgl. Minor,

Zs. f. d. ö. G. 1886, S. 579 ff. — A. E. Schönbach, Gesamm. Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Oesterreich, Amerika. Graz 1900, S. 107—137. — K. Glossy, Josef Schreyvogel. E. biographische Skizze. Wien 1903. — Grillparzers sämmtl. Werke, 5. Ausg., III, 73; IV, 11 f.; XVIII, 125—130. 172 f., 184. 186; XIX, 60—67. 69. 72 f. 75 ff. 98 ff. 111. 132. 153. Briefe und Tagebücher I, 15. 28. 30 f. 31 f. 32, 39 f. 44 f. 88. 287; II, 28. 71. 159 f. 161. 162. 164. 165. 167. 169. 170. 172. 189. 190. 221. 237. 269. 270. 274. — Grillparzers Gespräche hsg. von A. Sauer: Schriften des lit. Vereins in Wien, Bd. 1. 3. 6. — A. Fäulhammer, Politische Meinungen und Stimmungen in Wien 1793 und 1794: Programm des k. k. Staatsgymnas. in Salzburg 1892/3. — G. Wilhelm, Briefe des Dichters J. B. Alxinger: Wiener Sitzb. phil.-hist. Classe CXL, 1899, 2. Abth. S. 8. 72. 76. 79. 92. — R. Bartsch, Die Jakobiner in Wien: Oester. Rundschau VII, 504 ff. — K. Glossy, Schreyvogel in Jena: Jb. der Grillparzer-Ges. XIV, 114 ff. — Schillers Briefe hsg. von F. Jonas IV, 65. 319. — R. Payer v. Thurn, Schreyvogel's Beziehungen zu Goethe: Jb. der Grillparzer-Ges. X, 96—128. — K. Glossy, Schreyvogel's Projekt einer Wochenschrift: ebenda VIII, 304—324. — K. Glossy, Schreyvogel's Entwurf einer Wiener Hof- und Staatszeitung: Biogr. Blätter I; vgl. Zur Geschichte der kaiserl. Wiener Zeitung 1903: Zenker, S. 19/20. — H. A. Lier, Böttigers Reise nach Wien 1811: Jb. der Grillparzer-Ges. XIII, 145 f. — Reich, Grillparzer und Schreyvogel: Wiener Zeitung 1899, Nr. 265. — F. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater. Wien 1884, S. 51 ff. — C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837. Wien 1889. — J. Graf Mailáth, Sophie Müller. Wien 1832. — H. Anschütz, Erinnerungen. Leipzig (Reclam). — Hnr. Laube, Das Burgtheater, 2. Auflage. Leipzig 1891. — E. Wlassack, Chronik des k. k. Hofburgtheaters. Wien 1876. — A. Sauer, Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Oesterreich und Deutschland. Wien 1903, S. 81—101. — E. Kilian, Dramaturgische Blätter. München 1905. — A. v. Weilen, Die Theater Wiens II, 2. Halbband, 1. und 2. Th.: Das k. k. Hofburgtheater. Wien 1902. 1906. — W. v. Wurzbach, Das spanische Drama am Wiener Hofburgtheater: Jb. d. Grillparzer-Ges. VIII, 108—131. — Th. v. Rizy, Schreyvogel und Grillparzer: ebenda X, 164 ff.; XI, 1—22. — K. Glossy, Schreyvogel und der Dichter der Ahnfrau: N. Fr. Pr. 1885, Nr. 7535. — A. Fäulhammer, F. Grillparzer. Graz 1884. — J. Kohm, Grillparzers Tragödie „Die Ahnfrau" in ihrer gegenwärtigen und früheren Gestalt. Wien 1904; vgl. Euphorion 1906, S. 185. — A. Laun, Das ältere Charakterlustspiel der Spanier: Gosches Archiv für Litg. II, 48 ff. — Th. Distel, Müllner und Schreyvogels Donna Diana: Zs. f. vergleichende Litg. XIV, 202. — E. Kilian, Schreyvogels Shakespeare-Bearbeitungen: Romeo, Jb. d. dtsch. Shakespeare-Ges. XLI, 135. — P. Wertheimer, Aglaja: N. Fr. Pr. 1904 Nr. 14413. — F. Gundelfinger, Cäsar in der deutschen Litteratur. Berlin 1903. — E. Castle, Der Dichter des Soldatenbüchleins: Jb. der Grillparzer-Ges. VIII, 88 f. — J. Schreyvogel, Der Roman meines Lebens: ebenda IX, 258—281. — E. Kilian, Schreyvogel's Lear: Jb. der Shakespeare-Ges. 39, 88; Othello: ebenda 43, 70; Hamlet: ebenda 43, 80; Der Kaufmann von Venedig: ebenda 43, 53; Der eintheil. Theater-Wallenstein: Munckers Forschungen zur neueren Litg. XVIII, Berlin 1901; Schillers „Tell" in den Wiener Bearbeitungen von Grüner und Schreyvogel: Studien zur vergleichenden Litg., 5. Ergänzungsheft. Berlin 1905, S. 277 ff. — A. v.

Weilen, Schreyvogels Bearbeitung des „Wilhelm Tell": Euphorion XII, 641 ff. — E. Kilian, Schreyvogels König Heinrich IV.: Jb. der Shakespeare-Ges. 39, 98; Eine Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen": Litzmanns Theatergeschichtliche Forschungen II, Hamburg 1891. — R. F. Arnold, Goethes Tod und Wien: Goethe-Jb. XVIII, 256 ff. — A. J. Weltner, Schreyvogel im Urtheile Alexis': N. Fr. Pr. 29. Juli 1907. — Schönholz, Traditionen zur Charakteristik Oesterreichs unter Franz I. II, 301 ff. Leipzig 1844. — J. F. Castelli, Memoiren III, 232 ff. — W. v. Chézy, Erinnerungen aus meinem Leben, S. 17 ff. — E. v. Bauernfeld, Aus Alt- und Neuwien: Werke XII, 118 ff. — H. Laube, Ein Besuch bei Tieck: Familienbuch des öst. Lloyd III, 17; Moderne Charakteristiken I, 317 ff. — L. Speidel, Schreyvogel: N. Fr. Pr. 10665; Die öst.-ungar. Monarchie in Wort und Bild. Wien, S. 191 ff. — H. Wittmann, Wiener Theater. „Der Wiener Congreß." 1898, S. 252 ff.

Schreyvogel wird fälschlich zugeschrieben: J. K. S., Biographie Schillers und Anleitung zur Kritik seiner Werke. Zwei Abtheilungen. Mit einem hdschr. Brief Schillers. Wien und Leipzig 1810. Neue Ausgabe 1812 — verfaßt von Jak. Rud. Khünl, Domprediger bei St. Stephan, † 1825 (Gräffer-Czikann III, 191, Wurzbach XI, 237): vgl. Gräffer, Wiener Dosenstücke, 2. Theil (Wien 1867), S. 160. 174 f.

Eduard Castle.

Schroff: Karl Damian Ritter von Sch., hervorragender Pharmakolog, geboren zu Kratzau am 12. September 1802 als Sohn eines Wundarztes, studirte in Prag, wurde Assistent von Krombholz und gelangte 1828 zur Promotion. 1830—35 wirkte er als Professor der theoretischen Medicin in Olmütz, dann bis 1849 in gleicher Stellung in Wien. Hier bekleidete er bis 1874 die Professur der allgemeinen Pathologie, Pharmakognosie und Pharmakologie und trat dann in den Ruhestand; doch nahm er noch als Mitglied des obersten Sanitätsrathes an dessen Arbeiten Theil, bis er 1878 nach Graz übersiedelte, wo er am 18. Juni 1887 starb. Von ihm rühren zunächst an Lehrbüchern her: „Arzneimittellehre und Receptirkunde" (mit Em. Stephan Schroff, Wien 1833); „Arzneimittellehre mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Pharmakopoe von 1830" (Wien, 2. Aufl. 1837); „Lehrbuch der Pharmakognosie" (ebd. 1853; 2. Aufl. 1869); „Lehrbuch der Pharmakologie" (ebd. 1856; 2. Aufl. 1862; weitere Aufl. 1869, 73, die letztere mit Karl Schroff). In der Zeitschrift der Gesellschaft der Aerzte zu Wien publicirte er: „Untersuchungen über die Zwiebel der Zeitlose" (1851); „Ueber Belladonna, Atropin und Daturin" (1852); „Ueber das Silphium der alten Griechen" (1862); in der Prager Vierteljahrsschrift: „Ueber Aconitum" (1854); „Helleborus und Veratrum" (1859); außerdem circa 40 Abhandlungen pharmakologischen und pharmakognostischen Inhalts und Berichte über das Wiener pharmakologische Institut (Wien 1865 und 72).

Pagel.

Schroff: Karl Ritter von Sch. in Graz, als Sohn des Vorigen am 12. Januar 1844 in Wien geboren, hier auch medicinisch vorgebildet und promovirt (1867), ließ sich als Privatdocent für Pharmakognosie und Toxikologie 1872 an der Wiener Universität nieder, erhielt die Ernennung zum Extraordinarius 1874 und das Ordinariat seines Faches 1877. Außer der Mitarbeit an der 4. Auflage des Schroff'schen „Lehrbuches der Pharmakologie", (s. o.) hat Sch. Berichte über das Wiener pharmakologische Institut (1868, 69, 72) publicirt; ferner verfaßte er: „Beitrag zur Kenntniß des Aconit" (Wien 1871); „Beitrag zur Kenntniß der Antiarinwirkung" (Wiener med.

Jahrb., 1874); „Die Chininwirkung“ (ebd. 1875); „Zur Kenntniß der Anordnung der motorischen Nervencentren“ (ebd. 1875); „Untersuchungen über die Steigerung der Eigenwärme des Hundes nach Rückenmarksdurchtrennungen“ (Sitzungsberichte der Wiener Akad. der Wissensch., 1876). Sch. starb am 30. März 1892.

Vgl. Biogr. Lex., hrsg. v. Pagel, S. 1534. Pagel.

Schröter: Heinrich Eduard Sch. wurde am 8. Januar 1829 in Königsberg i. Pr. geboren. Er stammte aus einem angesehenen Kaufmannshause, dessen Leitung nach dem Tode des Vaters ein jüngerer Bruder übernahm. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Altstädtischen Gymnasium seiner Vaterstadt, welches damals in dem Professor Müttrich einen hervorragenden Lehrer der Mathematik hatte, aus dessen Schule mehrere angesehene Mathematiker hervorgegangen sind. Aber auch die Universität Königsberg nahm in jener Zeit in Bezug auf die Mathematik eine ausgezeichnete Stellung ein; seit den zwanziger Jahren hatte an ihr einer der großen Mathematiker des 19. Jahrhunderts, Jacobi, gewirkt und zuerst in Deutschland eine mathematische Schule begründet. Als Sch. nach kurzem Versuche, sich dem Baufache zu widmen, zum Studium der Mathematik sich entschloß, war freilich Jacobi nicht mehr in Königsberg; aber zwei namhafte Schüler von ihm, Richelot und Otto Hesse, waren als seine Nachfolger thätig; und Franz Naumann, durch welchen Königsberg lange Zeit die Hochschule für mathematische Physik wurde, war damals in der Vollkraft seines Lebens.

Sch. ging dann noch nach Berlin und wurde Schüler von Dirichlet und vor allem von Steiner (s. A. D. B. XXXV, 700), welcher am meisten auf ihn Einfluß gehabt hat und ihn durch persönlichen Verkehr auszeichnete; er ist der bedeutendste von den directen Schülern des großen Geometers geworden.

Für seine ersten Arbeiten, die Königsberger Dissertation über Modulargleichungen (1854), und die Breslauer Habilitationsschrift über die Thetafunctionen (1858), beide der Theorie der elliptischen Functionen angehörig, ist noch die von Richelot empfangene Forschungsrichtung maßgebend gewesen. Nachdem er in Königsberg sich noch die Lehrbefähigung für die höheren Schulen erworben, trat er im Herbste 1855 an der Universität Breslau als Privatdocent ein, wurde 1858 außerordentlicher Professor und erhielt im Herbste 1860 das durch Joachimsthal's Tod erledigte Ordinariat; in Breslau ist er, nachdem er einen Ruf nach Gießen abgelehnt, geblieben.

In Vorlesungen, Uebungen und der Anregung von Dissertationen ist er der Theorie der elliptischen Functionen treu geblieben, litterarisch hat er nur selten sich ihr zugewandt.

Steiner's Einfluß machte sich geltend. Eine seiner ersten synthetischen Arbeiten ist die grundlegende Abhandlung über die cubische Raumcurve. Nach Steiner's Tode (1863) übernahm er zur Herausgabe von dessen hinterlassenen Manuscripten denjenigen Theil der Lehre von den Kegelschnitten, in welchem von der projectiven Erzeugung dieser Curven ausgegangen wird. Er hatte Steiner's zerstreute Notizen mit seinen Nachschriften von Vorlesungen desselben zu verweben; nicht unbeträchtlich ist jedoch die eigene Leistung in Beweisführung und Darstellung gewesen; mit Recht heißt das 1867 in erster Auflage erschienene Buch Steiner-Schröter'sche Vorlesungen über synthetische Geometrie; 1876 ist die zweite und 1898 (durch den Unterzeichneten besorgt) die dritte Auflage erschienen. Sie waren eben das anerkannte Lehrbuch der synthetischen Geometrie der Kegelschnitte geworden.

An seiner Hochschule schuf er eine Stätte — einige Zeit die einzige —,

an welcher die synthetische Geometrie gepflegt wurde, und brachte sie durch diese Schriften auch an andern zur Würdigung. In Breslau konnte nach seinem Tode die von ihm geschaffene Tradition fortgesetzt werden.

Im J. 1880 erschien dann ein eigenes Werk, sein Hauptwerk: „Die Theorie der Oberflächen 2. Ordnung und der Raumcurven 3. Ordnung", in welchem umfangreiche Abschnitte dieser Theorie ihre erste synthetische Darstellung gefunden haben. Wenn auch, wegen seiner projectiven Grundlage, vorzugsweise auf die Erörterung von Eigenschaften der Lage gerichtet, enthält dies Buch, besonders in seinem zweiten Theile, auch zahlreiche metrische Beziehungen, in deren Ableitung der Verfasser seine Kunst gezeigt hat.

Ihm folgte 1888 die Theorie der ebenen Curven 3. Ordnung und 1890 die Grundzüge einer geometrischen Theorie der Raumcurve 4. Ordnung erster Species. In den Journal-Abhandlungen, welche vielfach Nachträge oder Vorläufer dieser Bücher sind, hat er sich auch mit den Flächen 3. Ordnung beschäftigt; und so bilden vor allem Curven und Flächen 2. und 3. Ordnung das Feld, welches er mit Hülfe Steiner'scher Methoden bearbeitet hat, auf Durchsichtigkeit und Verständlichkeit der Darstellung jederzeit bedacht. Er zog es vor, sich auf ein engeres Gebiet zu beschränken, um dies mit größerer Meisterschaft zu beherrschen; auf nicht anschauliche Dinge, wie nichteuklidische oder mehrdimensionale Geometrie ging er nicht ein.

Im J. 1860 hatte er sich mit Fräulein Clara Rodewald, der Tochter eines Breslauer Rechtsanwalts, verheirathet und war der Mittelpunkt einer glücklichen Familie mit vier Kindern; aus ihr wurde er, nach längerem Leiden, dessen Anfänge sich 1890 zeigten, am 3. Januar 1892 durch den Tod abgerufen, in welchen ihm sehr bald der einzige Sohn folgte.

Es sei noch erwähnt, daß er ein begeisterter Freund des Geigenspiels und des Turnens war. Er hat im Orchester von Dilettanten-Vereinen mitgewirkt und 25 Jahre lang an der Spitze des Alten Breslauer Turnvereins gestanden. R. Sturm.

Schroeter: Joseph Sch., Militärarzt und Pilzforscher, geboren zu Patschkau in Oberschlesien am 14. März 1837, † zu Breslau am 12. December 1894. Nach Absolvirung der Gymnasien in Breslau und Glatz, studirte Sch. zunächst an erstgenanntem Orte Medicin und trat dann Ostern 1856 in die für die Ausbildung von Militärärzten bestimmte damalige Friedrich Wilhelms-Akademie in Berlin über. In der Botanik war hier A. Braun sein Lehrer. Nachdem Sch. auf Grund einer Dissertation über Gehirnparalyse im December 1859 zum Dr. med. promovirt worden war, legte er seine militärärztliche Dienstzeit bei verschiedenen rheinischen Regimentern in Saarlouis, Jülich, Aachen und 1865 als Stabsarzt in Breslau zurück. Ueberall war er fleißig darauf bedacht, die Flora seines jedesmaligen Wohnsitzes kennen zu lernen, einer Neigung folgend, die in ihm, dem Sohn eines Apothekers, schon von früher Jugend auf erwacht war. In Breslau schloß sich Sch. sofort an Ferd. Cohn an, in dessen pflanzenphysiologischem Institute er das richtige Feld für seine Pilzforschung fand, der er seine wissenschaftliche Lebensarbeit gewidmet hatte. Der deutsch-französische Krieg entzog ihn für einige Zeit seinen Untersuchungen. Aus Frankreich zurückgekehrt, wurde er im Herbste 1871 nach Spandau und dann als Oberstabsarzt nach Rostock versetzt, wo er bis 1880 verblieb. Er nahm sofort seine mykologischen Arbeiten wieder auf, in deren Interesse er wiederholt Deutschland bereiste. Neben einer ausgedehnten Wirksamkeit als Forscher und Schriftsteller war Sch. auch als Lehrer thätig. Im J. 1886 habilitirte er sich an der medicinischen Facultät in Breslau, wohin er 1880 zurückgekehrt war und wurde 1890 zum Professor ernannt. Zwei

Jahre später quittirte er den Militärdienst und gewann dadurch noch größeren Raum für seine wissenschaftliche und Lehrthätigkeit. Er las über Bakteriologie sowie über andere Zweige der Pilzkunde und hielt auch praktische Uebungen im Untersuchen und Bestimmen von Pilzen ab. Eine im Sommer 1894 nach Cypern und Kleinasien unternommene Forschungsreise wurde für ihn verhängnißvoll, Von der Malaria befallen, kehrte er in die Heimath zurück und erlag einem plötzlichen und sehr heftigen neuen Anfall derselben im 58. Lebensjahre.

Es erübrigt sich, an dieser Stelle die große Zahl der Einzelarbeiten Schroeter's auf seinem Specialgebiete anzuführen. Ein Verzeichniß derselben geben die unten genannten Nachrufe. Hervorgehoben mag nur werden, daß sein Interesse sich in gleicher Weise auf alle Gruppen der Pilze erstreckte, daß er überall gleich gründlich bewandert war und Ausgezeichnetes geleistet hat. Schroeter's Schriften bezeichnen sowohl nach der entwicklungsgeschichtlichen und anatomischen, wie nach der systematischen Seite hin, in Bezug auf Floristik und geographische Verbreitung der Pilze, wichtige Merksteine auf dem Wege der fortschreitenden Wissenschaft und werden einen ehrenvollen Platz in der botanischen Litteratur behaupten. Leider sind gerade mehrere seiner größeren Arbeiten unvollendet geblieben. So die Bearbeitung der schlesischen Pilze in der von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur 1875 ins Leben gerufenen Kryptogamen-Flora von Schlesien, deren erste Lieferung 1885 erschien und deren sechste er, als ersten Band, mit dem Jahre 1889 abschloß; ferner die Herausgabe eines Exsiccatenwerkes: „Die Pilze Schlesiens“, das es auf 400 Nummern brachte und endlich die für Engler-Prantl's Werk: „Die natürlichen Pflanzenfamilien“ übernommene Darstellung der Pilze. Das reiche mykologische Herbar Schroeter's hat das Breslauer pflanzenphysiologische Institut durch Kauf erworben.

Nachruf von P. Magnus in Berichte der Deutschen Bot. Gesellschaft, XIII. Jahrg. 1895, S. (34)—(42). — G. Lindau in Hedwigia, Bd. XXXIV, 1895, S. 308—312. E. Wunschmann.

Schroth: Johannes Sch. ist der Begründer des nach ihm benannten Heilverfahrens, das man schlechthin die „Schroth'sche Semmelcur“ nannte. Er wurde geboren am 2. Februar 1800 (nach Steinbacher s. u.), nach Andern (E. Freimund) am 11. Februar 1797 in Böhmischdorf unweit Freiwaldau in Oesterreichisch-Schlesien. Er, eines Fuhrmannes Sohn, besuchte mit Prießnitz (vgl. Pagel in der A. D. B. XXVI, 589) die Schule zu Freiwaldau und lernte lesen, schreiben und rechnen. Da sein Vater früh gestorben, übernahm er bald die Leitung der Wirthschaft und damit die Pflege der Pferde und die Leitung des Fuhrwerks. Von kräftiger Constitution wurde er beim Militär einem Kürassieregimeut zugetheilt, doch bald widmete er sich wieder mit großer Unermüdlichkeit dem väterlichen Geschäft, nachdem er einen Hausstand begründet hatte. Im J. 1818 gelangte Sch. zu der Grundidee seiner äußerlichen Curmethode, die im Laufe der Zeit bis auf unsere Tage mit mehr oder weniger großen Abänderungen modificirt wurde. Steinbacher hat später einmal gesagt, daß Sch. durch ein „glückliches Unglück“ zu seiner Behandlungsweise gekommen sei. Ein Pferd hatte ihm nämlich durch einen Hufschlag das rechte Bein im Kniegelenk zerschmettert, die Heilung kam zwar zu Stande, aber es blieb eine Auftreibung der Kniescheibe mit Steifigkeit im Bein zurück. Ein Mönch vom Orden der barmherzigen Brüder rieth ihm, kalte Umschläge zu machen. Sch. legte einen nassen Leinwandlappen um sein Bein, band ein trockenes Tuch darüber, und erneuerte ihn, wenn er fast trocken war. Nach 10 Wochen sollen durch diese Behandlungsmethode Auftreibung und Steifigkeit

verschwunden gewesen sein. Entzückt von der zauberhaften Wirkung wandte er diese Therapie bei Mensch und Thier mit Erfolg an. Allmählich wurde seine Aufmerksamkeit auf die durchgreifende, auflösende, resorbirende Kraft des Wassers zum Zwecke der Erzielung feuchter Wärme mittelst solcher Umschläge hingelenkt. Unter anderem benutzte er die Thatsache, daß Mensch wie Thier von seinem ersten Entstehen bis zum Austritt aus dem Mutterleibe sich in feuchter Wärme befinde, und er schöpfte daraus die Ueberzeugung, daß die feuchte Wärme die Bedingung des Bestehens und Gedeihens aller Körper in der Thier- und Pflanzenwelt sei. Sein Wahlspruch lautete (nach Steinbacher): „Wie Brod und Wein wächst Fleisch und Bein in feuchter Wärme“. Diese äußere Behandlung wandte Sch. nun auch bei Erkrankungen innerer Organe an; später gestaltete er diese Umschläge zu ganzen Wickelungen und Einhüllungen aus.

Die weitere Beobachtung, daß erkrankte Hausthiere das Futter theilweise oder gänzlich vermeiden, wenig oder garnichts trinken, einen warmen Platz aufsuchen, und die Ruhe der Bewegung vorziehen und so genesen, brachte Sch. auf die Idee, eine Entziehungscur auch beim Menschen zu versuchen. Die Schroth'sche Curmethode hat verschiedene Etappen durchgemacht, und ist, wie bereits bemerkt, wegen der gegen sie erhobenen Anfeindungen oftmals modificirt worden. Eine große Litteratur hat sich darüber aufgesummt, und es ist manchmal gerade kein Vergnügen, sich durch die mehr oder minder unwissenschaftlichen Deductionen hindurchzulesen. So wird die Cur z. B. in einer zu Breslau 1844 erschienenen Schrift als „Die letzte Zuflucht“ bezeichnet; sie ist geschrieben von einem „Menschenfreunde“ nach einem älteren, von Sch. selbst veranlaßten Manuscripte und mündlichen Mittheilungen und persönlichen Erfahrungen. Der Herr Verfasser ist derart enthusiasmirt für die Cur, daß er ihren Vater in sehr hochtrabenden Strophen ansingt, wo es u. a. heißt:

Eine höh're Macht ist's, die ihn zwingt,
Durch Diät, durch Umschlag und durch Dünste
Mehr zu leisten, als durch bunte Künste
Vollstudirten Aerzten oft gelingt, u. s. w.

Es ist sehr zu bedauern, daß alle die Naturheilkünstler nicht selbst eine Darstellung ihrer Curen gegeben haben; sie wären wohl objectiver ausgefallen als die Verhimmelungen der Curgäste. Doch fehlte es in den folgenden Jahrzehnten nicht an Gegenstimmen. Dr. Gleich, ein praktischer Naturarzt und ärztlicher Dirigent einer Anstalt in München schreibt „über die Nothwendigkeit einer Reform der sogenannten Hydropathie (Kaltwasserheilkunde) oder Geist und Bedeutung der Schroth'schen Heilweise“ (München 1860): er spricht u. a. von den „Schroth'schen Gespenstern“, d. h. übelaussehenden Patienten, die durch die Hauptcur stark heruntergekommen waren. Am meisten scheuten sich vor diesen sogenannten Gespenstern jene Kranken, welche die sogenannte Prießnitz'sche Wassercur gebrauchten. Das geschah, wenn zufällig Gräfenberger Curgäste — Gräfenberg liegt ganz nahe bei Lindewiese — mit denselben zusammentrafen. Diese bildeten sich nämlich außerordentlich viel auf ihr gutes Aussehen ein und ahnten garnicht, wie Gleich bemerkt, daß dieses bloß die leere Täuschung sei. — Es dreht sich eben immer wieder um den Streit zwischen den Anhängern von Schroth und Prießnitz, der mit unglaublicher Heftigkeit geführt wurde. Aber an beiden Gründungsstätten der Curen, in Lindewiese und in Gräfenberg, ist viel gesündigt worden: der eine wollte mit kaltem Wasser, mit vielen Getränken seine Kranken überfluthend, bei grober Kost durch Abhärtung den Organismus zur Selbstheilung antreiben;

der andere wollte, so viel als möglich Flüssigkeiten entziehend, das Wasser innerlich scheuen und der trockenen Nahrung und der feuchten Wärme huldigen.

In sehr amüsanter Weise hat Hermann Klencke (vgl. über ihn Allg. D. Biogr. und Biogr. Lexikon der hervorragenden Aerzte) all die Modecuren — als da sind: Der Semmeldoctor, die Homöopathen —, die Wassercuren, die Elektriseure u. s. w. in Romanform besprochen in: „Selbstbekenntnisse oder 40 Jahre aus dem Leben eines oft genannten Arztes" (III. Band, Lpz. 1855, S. 291 ff.).

Das Schroth'sche Heilverfahren hat seine Geschichte; es gehört zu den sogenannten Trockencuren, die in der älteren Litteratur unter dem Namen Diaita sicca gehen; es besteht im wesentlichen aus einer trockenen Diät, wobei als Getränk etwas Wein verabreicht wird, in Verbindungen mit feuchtwarmen Einhüllungen des Körpers. Wegen der speciellen Vorschriften sei auf die unten angegebene Litteratur verwiesen. Es mag nur hervorgehoben werden, daß selbst Schrothianer anführen, daß sie während der strengen Cur keine geringen Qualen auszustehen hatten; daß sich Fieber einstellte, der Appetit abnahm und große Abgeschlagenheit sich bemerkbar machte.

Nach Bedarf muß die Cur wiederholt werden, ehe der Patient in die Nachcur eintritt, die allmählich vom trockenen Regime zu gemischter Kost überleitet. Der erste, der sich in wissenschaftlicher Weise mit dem Schroth'schen Heilverfahren befaßte, war der jüngst verstorbene Polikliniker Th. Jürgensen; die Veranlassung dazu war ein Fall von Magenerweiterung, welche in einer sogenannten Schroth'schen Anstalt Genesung gefunden hatte, was Bartels, auf dessen Anregung Jürgensen diese Frage untersuchte, auf die Entlastung der katarrhalisch afficirten Magenwandungen infolge der Flüssigkeitsentziehung bezog. Jürgensen hat übrigens die Schroth'sche Diät modificirt; er kommt schließlich zu dem Schluß, daß das Verfahren als eine Entziehungscur bezeichnet werden muß, bei der zunächst Wasser, sodann aber auch feste Bestandtheile dem Körper entzogen werden; außerdem sah er die Körpertemperatur regelmäßig ansteigen (bis auf 40° C), und beobachtete bei unvorsichtiger Anwendung scorbutische Erscheinungen. Nach J. Bauer ist das Schroth'sche Verfahren kein indifferenter Eingriff, dessen Anwendung nur nach ganz bestimmten Indicationen zu geschehen hat. Kurz nach Bauer's Veröffentlichung lenkte ebenfalls Paul Kadner die Aufmerksamkeit auf das Schroth'sche Heilverfahren; er selbst war in einer Schroth'schen Heilanstalt aufgewachsen. Kadner's Vater war Arzt und Dirigent derselben und der Sohn hatte auf Wunderlich's Klinik Gelegenheit gehabt, nach Schroth's Methode zu behandeln; er gesteht indeß, daß er kein fanatischer Schrothianer ist, und daß die von ihm unternommenen Curen wesentliche Modificationen gegenüber den von Sch. verordneten aufweisen. Kadner scheint bei seinem individualisirenden Verfahren wirklich günstige Erfolge besonders bei chronisch exudativen Krankheiten erzielt zu haben. Fossangrives (Hygiène alimentaire des malades) empfiehlt die Cur ebenfalls, wenn es gilt, die Resorption von Exudaten und Transsudaten zu befördern, bei alter Syphilis und bei Magenerweiterung. Der letzte Kritiker der Schroth'schen Cur ist F. A. Hoffmann; er nennt sie eine der wunderlichsten Diätcuren, welche in die Gruppe der Unterernährungsdiät gehört. Nach den ihm gemachten Mittheilungen, waren es Hypochonder, denen die Cur sehr gut that und dann gewisse Fälle von hartnäckiger constitutioneller Syphilis mit starken Drüsenanschwellungen und Hautausschlägen. „Namentlich wenn das Quecksilber", fährt Hoffmann fort, „und das Jodkalium nichts mehr nützen und nicht mehr vertragen werden, während die inneren Organe im wesentlichen gesund sind, aber entstellende Hautleiden oder hartnäckige

Periostitiden fortbestehen, so kann ein solches Eingreifen unzweifelhaft einen merkwürdigen Erfolg haben. (Neuerdings sucht man die Erfolge durch die Schroth'sche Cur bei chronischen Krankheiten durch eine Ueberladung des Organismus an Harnsäure zu erklären.) Diese Fälle werden jetzt, wo man die Syphilis so früh erkennt und gut behandelt, offenbar immer seltener."

Sch. starb am 26. März 1856 zu Lindewiese in Oesterreichisch-Schlesien; dessen Sohn setzte die von ihm erfundene Heilweise unter Aufsicht eines praktischen Arztes in seiner Anstalt fort. In dem oben citirten Büchelchen von Dr. Gleich heißt es: „Schroth ist der originellste Mensch, den je die Erde getragen hat. Ein Schroth war nie da, ein Schroth wird in Tausenden von Jahren nicht wieder kommen. Er ist gleich ausgezeichnet als Menschenarzt, als Thierarzt und als Oekonom."

Zum Schluß sei bemerkt, daß Steinbacher (l. c. Bd. 4, S. 76) berichtet, daß Sch. es durch ein eigenthümliches Verfahren vermochte, „sogleich auf den ersten Fingerdruck die in dem Blinddarm abgesackten und erhärteten Kothmassen zu erkennen". (Der sogenannte Schroth'sche Handgriff.)

Seiner Naturheilmethode ist die Weltherrschaft nicht an die Stirn geschrieben, wie seine Freunde verkündeten; auf dem ihm in Lindewiese errichteten Denkmal (October 1870) prangen die Worte: „In feuchter Wärme gedeiht Holz, Frucht, Wein — selbst Fleisch und Bein" und darunter die Worte: „Dem Wohlthäter der Menschheit. 1870."

Bartels, Pathologische Untersuchungen in: Greifswalder medicinische Beiträge. Bd. III, S. 54. Danzig 1864. — S. Möller, Das diätetische Heilverfahren Schroth's und seine große Wirksamkeit im Lichte neuerer Forschung. Dresden o. J. (1894). — Vgl. die in W. Engelmann, Bibli. medico-chirurgica, 6. Aufl., Lpz. 1848 und Supplementheft. Lpz. 1868, S. 339 unter dem Stichwort Schroth angeführte Litteratur. — F. A. Hoffmann, in E. v. Leyden, Handbuch der Ernährungstherapie u. s. w. 2. Aufl. I. Band, Lpz. 1903, S. 434—437. — W. Ebstein, Die Fettleibigkeit und ihre Behandlung. 8. Aufl. Wiesbaden 1904, S. 50. — Th. Jürgensen, Ueber das Schroth'sche Heilverfahren. Deutsches Arch. f. klin. Medicin. Bd. 1. 1866. — J. Bauer, Handbuch der allgem. Therapie. I. Band. 1. Theil. Lpz. 1883, S. 325—329. — Paul Kadner, Das Schroth'sche Heilverfahren. Berliner klin. Wochenschrift 1884, Nr. 9, S. 136—138. — H. Trachsler (E. Freimund), Johann Schroth's Naturheilverfahren. 4. Aufl. Winterthur 1876. — Johann Schroth als Naturarzt . . . und dessen Semmelcur. Freiwaldau-Gräfenberg o. J. — J. Steinbacher, Handbuch des gesammten Naturheilverfahrens nach den modificirten Principien Schroth's und Prießnitz's. Besonders Theil II. Augsburg 1862. S. 22 ff.; auf S. 25 ein Porträt von Schroth, nach dem Leben gezeichnet von Ernst Laddey im Jahre 1849. — Gleich, Ueber die Nothwendigkeit einer Reform der sogen. Hydropathie u. s. w. Bd. 1 bis 4. Berlin 1866. — Bemerkungen über das Heilverfahren des . . . J. Schroth. Brünn 1851. — Die letzte Zuflucht oder der Naturarzt Johann Schroth u. s. w. Breslau 1844. — C. Zucchi, Giovanni Schroth ed il suo metodo di cura. Gazetta med. ital. lomb. Milano 1876, 7, s. III, 11—16. — Rippers Gräfenberger Erinnerungen, hrsg. von Leopold Katscher. 1906.

Erich Ebstein.

Schubauer: Friedrich Leopold Sch., Schlachtenmaler, geboren zu Dresden 1795, † zu Kahnsdorf bei Borna am 28. April 1852, war ursprünglich Officier in sächsischen Diensten und brachte es als solcher bis zum Oberstlieutenant. Später verlegte er sich auf die Malerei, wobei er hauptsächlich

Kampfscenen aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts schilderte. Ein Theil seiner Gemälde ging in den Besitz des Königs von Sachsen über und ist in den königlichen Schlössern zu suchen. Andere wurden vorzugsweise von sächsischen Aristokraten erworben. Unter andern kaufte der König von Sachsen eine Schilderung der Schlacht bei Podolna, die Sch. im J. 1837 gemalt hatte. In dem Schlosse Reibersdorf bei Zittau, das dem Kammerherrn von Einsiedel gehört, hängt eine Scene aus dem Gefecht bei Düppel vom 13. April 1849, in der das Eingreifen der königlich sächsischen Artillerie dargestellt ist. In öffentlichen Sammlungen ist Sch. nur einmal vertreten, und zwar im städtischen Museum zu Leipzig, wo man „die Erstürmung der großen Redoute in der Schlacht an der Moskwa durch sächsische Garde du Corp's 1812" sehen kann. Auch als Bildnißmaler versuchte sich Sch. Man kennt ein Porträt des Prinzen Albert in der Uniform des I. Infanterie-Regiments „Prinz Albert" vom Jahre 1847, das im königlichen Schlosse zu Dresden aufbewahrt wird. Eine Anzahl Skizzen von der Hand des Künstlers besitzt die Armee-Sammlung in Dresden.

Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. München 1846. Bd. 16, S. 34. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 30. Jahrg. 1852. II. Th., Weimar 1854, S. 587. — Frdr. von Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Dresden 1898, S. 665, 666. — Sächsischer Kunstverein zu Dresden. Gedächtniß-Ausstellung zu Ehren Ihrer Maj. der Könige Albert und Georg von Sachsen. Dresden 1905, Nr. 7, 13, 85, 88.

H. A. Lier.

Schuberg: Karl Sch., Forstmann; geboren am 16. Juli 1827 in Karlsruhe (Baden), † am 17. April 1899 daselbst im Alter von nahezu 72 Jahren. Sein Vater war ein höherer badischer Officier, zuletzt Commandeur des Badischen Bombardier-Regiments (jetzt I. Bad. Artillerie-Regiment Nr. 14). Sch. besuchte bis Herbst 1843 das Lyceum (jetzt Gymnasium) in Karlsruhe, studirte dann bis 1847 Forstwissenschaft auf der Forstschule des Polytechnikums daselbst und bestand die vorgeschriebene forstliche Staatsprüfung im December 1847 mit der Note „gut befähigt". Einer fast 2½jährigen Beschäftigung bei den Bezirksforsteien Huchenfeld, Langensteinbach und Eggenstein (jetzt Hofforst- und Jagdamt Karlsruhe) folgte vom Mai 1850 ab seine Verwendung zu Forsteinrichtungsarbeiten in einigen Bezirksforsteien des Schwarzwaldes. Im J. 1852 erhielt er die erste Anstellung als Gehülfe bei der Bezirksforstei Engen. In den beiden folgenden Jahren fand er in gleicher Eigenschaft dienstliche Verwendung bei der Bezirksforstei Freiburg, wo er zuletzt als Dienstverweser und zugleich Schätzer bei der neuen Waldsteuerkatastrirung fungirte. Im Frühjahr 1855 wählte ihn die Stadt Heidelberg unter neun Bewerbern zum Vorstand der städtischen Bezirksforstei. Seine Thätigkeit in dieser Stellung, die er fünf Jahre bekleidete, bewegte sich vorwiegend auf dem Gebiete des Wegbaues, wofür er eine besondere Vorliebe und hervorragende Befähigung besaß. Auch dem Culturwesen, insbesondere den Anlagen in der so reizend gelegenen und daher alle Fremden anziehenden Stadt, widmete er seine Fürsorge. So angenehm auch die Verhältnisse in dieser Stellung im allgemeinen waren, sehnte er sich doch nach einem ausgedehnteren Wirkungskreis, und zwar im Staatsdienst. Er bewarb sich daher um eine landesherrliche Bezirksforstei. Dieser Wunsch ging im Frühjahr 1859 in Erfüllung, indem ihm die Verwaltung der Bezirksforstei Rheinbischofsheim übertragen wurde. Hier fand er fast ausschließlich Mittelwald und in Entstehung begriffenen Niederwald auf Verlandungsflächen und ehemaligen Rheininseln vor, mithin ganz andere forstwirthschaftliche Verhältnisse als die, unter denen er

seither gewirthschaftet hatte. Im J. 1863 fand seine Versetzung in die Bezirksforstèi Oberweiler bei Müllheim (Schwarzwald) statt. Seine Thätigkeit erstreckte sich auch hier in erster Linie auf den Waldwegbau und dann auf das Culturwesen. Sein Hauptwerk daselbst war der 1866 begonnene und erst im Winter 1868/69 (nachdem Sch. bereits zum Lehrfach übergetreten war) vollendete Bau der Gebirgsstraße von dem Curort Badenweiler nach dem Hochblauen (1170 m), einem der schönsten Gipfel des Schwarzwaldes. Die Herstellung dieser Straße entsprach nicht nur dem forstlichen Interesse, da hierdurch ausgedehnte Gemeindewaldungen dem Forstproduktenverkehr erschlossen wurden, sondern sie steigerte auch die Frequenz des genannten Curortes.

Das rege wissenschaftliche Streben, welches Sch. schon in der Stellung eines Praktikers an den Tag gelegt hatte, konnte von der badischen Regierung nicht unbemerkt bleiben. Nachdem Professor Klauprecht, der seit Ende 1834 an der Forstschule des Polytechnikums zu Karlsruhe gewirkt hatte, 1867 in den Ruhestand getreten war, wurde daher Sch., der zum Docentenberuf besonders geeignet erschien, als sein Nachfolger berufen. Der ihm ertheilte Lehrauftrag erstreckte sich auf das gesammte Gebiet der forstlichen Betriebslehre, auf Waldwege- und Wasserbau, Forstverwaltung, Forstpolizei und Forststatistik. Schon nach einem Jahre (1868) wurde er zum ordentlichen Professor befördert. Mit voller Hingabe an seinen neuen Beruf und rühmlicher Pflichttreue übte er seine Lehrthätigkeit in rastloser Arbeit 32 Jahre lang aus, bis er Ende Januar 1899 an einer schweren Influenza erkrankte. Von einem nervös-rheumatischen Leiden war er schon Ende Winter 1897/98 befallen, jedoch durch eine Cur im Sommer 1898 in Baden-Baden leidlich wieder befreit worden. Da sich später noch eine Lungen- und Rippenfellentzündung hinzu gesellte, kam er um seine Pensionirung vom 1. October 1899 ab ein; jedoch erlebte er diesen Zeitpunkt nicht mehr.

Das erste forstliche Werk, wodurch er in den forstlichen Kreisen bekannt wurde, war: „Der Waldwegbau und seine Vorarbeiten. Erster Band. Die Instrumente, die allgemeinen Grundsätze und die Vorarbeiten. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten, einer lithographirten Tafel und einem Anhang“ (1873); „Zweiter Band: Die Bauarbeiten, Kostenüberschläge und der Gesammtbau im wirthschaftlichen Betriebe. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten, vier lithographirten Tafeln und einem Anhang“ (1875). Dieses Werk, welches eine sehr glückliche Vereinigung von theoretischen Kenntnissen mit gereifter praktischer Erfahrung bei dem Verfasser erkennen läßt und alle früher erschienenen Lehrbücher über diese forstliche Disciplin an Umfang und gründlicher, erschöpfender Darstellung weit überragt, ist ein von außerordentlichem Fleiß zeugendes, gediegenes Lehrbuch und in fast noch höherem Grade ein vortreffliches Handbuch, aus welchem der mit dem erforderlichen mathematischen Rüstzeug ausgestattete Praktiker reiche Belehrung schöpfen kann. Als Lehrbuch leidet es freilich stellenweise an Weitschweifigkeit und an einer gewissen Ueberfülle. Für den Studirenden bringt es entschieden zu viel Nebensächliches, so daß die Hauptpunkte oft nicht genügend hervortreten, mithin leicht übersehen werden. Das Verständniß wird aber durch eine große Zahl vorzüglicher Abbildungen wesentlich erleichtert.

Seine übrigen Werke erstrecken sich vorwiegend auf das forstliche Versuchswesen, welches seiner ganzen Veranlagung am meisten entsprach. Nachdem die badische Regierung 1870 die erste deutsche forstliche Versuchsstation ins Leben gerufen hatte und diese dem 1872 in Braunschweig gegründeten Verein deutscher forstlicher Versuchsanstalten beigetreten war, stellte sich Sch. mit großem

Eifer und voller Freudigkeit in den Dienst der zu lösenden Forschungsaufgaben. 1873 war er bereits zum Mitglied der badischen Versuchsanstalt ernannt worden. Nach Uebergang der Leitung der Versuchsarbeiten an die Domänendirection wurden Krutina und Sch. 1875 zu Commissären für dieselben ernannt. Während Krutina die Anbau- und Culturversuche zu leiten und die Interessen des Versuchswesens im Collegium, dessen Mitglied er war, zu vertreten hatte, fiel die ganze theoretisch-wissenschaftliche Thätigkeit ausschließlich dem zweiten Commissär Sch. zu. Die von ihm ausgeführten und theils in besonderen Schriften, theils in Abhandlungen in der Zeitschriftenlitteratur niedergelegten Arbeiten erstrecken sich auf Zuwachsuntersuchungen von Bäumen und Beständen, Formzahlen und Massentafeln der Weißtanne, Wachsthumsleistungen und Erträge der Weißtanne und Rothbuche im natürlich verjüngten Hochwald, Wachsthumsgesetze und Productionsverhältnisse (Formzahlen) im Hoch- und Mittelwald und verwandte Probleme. Die Bewältigung dieses Materials — neben der Ausübung des Lehrberufs — war eine gewaltige Leistung, die volle Sachkenntniß auf diesem Gebiete, peinliche Gewissenhaftigkeit und unermüdlichen Fleiß zur Voraussetzung hatte. Es handelte sich hier um zahlreiche genaue Aufnahmen im Walde, Ausführung massenhafter Berechnungen, sorgfältige Vergleichung von tausenden von Zahlen, Prüfung derselben auf ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang, Ausfindigmachung der Gesetze, nach denen sich der Wald aufbaut und Herleitung der hieraus zu folgernden, im praktischen Betrieb verwendbaren Resultate.

Die Werke, in denen der Verfasser dieses reiche Zahlenmaterial niedergelegt hat, sind in chronologischer Aufzählung folgende: „Ueber die Kulminationszeit des Zuwachses bei Bäumen und Beständen“ (Supplemente zur Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, 12. Band, 1884, S. 59—93); „Aus deutschen Forsten. Mittheilungen über den Wuchs und Ertrag der Waldbestände im Schluß- und Lichtstande. I. Die Weißtanne bei der Erziehung in geschlossenen Beständen. Mit 30 Tabellen und 12 graphischen Darstellungen“ (1888); „Formzahlen und Massentafeln der Weißtanne“ (1891); „Aus deutschen Forsten. Mittheilungen über den Wuchs und Ertrag der Waldbestände im Schlusse und Lichtstande. II. Die Rothbuche im natürlich verjüngten geschlossenen Hochwalde“. Mit 54 Tabellen und 11 graphischen Darstellungen (1894); „Zur Betriebsstatik im Mittelwalde“ (1898). Den Abschluß von zwei weiteren Arbeiten: „Ueber Formzahlen der Eiche“ und „Ueber Weißtannen-Ertragstafeln“ zu erleben, war ihm leider nicht mehr vergönnt.

Die beiden Werke „Aus deutschen Forsten“, die als Hauptleistungen des Verfassers bezeichnet werden müssen, sind in je 4 größere Abschnitte gegliedert, welche im I. Band (Weißtanne) folgende Gegenstände behandeln: I. Einleitung. II. Grundlagen für die Aufstellung von Erfahrungstafeln. III. Formen und Formzahlen der Weißtanne. IV. Ertragstafeln. — Die 4 Abschnitte im II. Band (Rothbuche) verbreiten sich über: I. Baummassentafeln. II. Ab- und Zuschlagstafeln hierzu nach dem Stärkeprocent (Verhältniß zwischen Durchmesser in halber Höhe des Baumes und in Brusthöhe). III. Reisig-Formzahlen und Reisig-Procente für Einzelstämme. IV. Ertragstafeln. Die gewonnenen Resultate verdienen wegen der umsichtigen Anordnung des Stoffes, der gewissenhaften Sichtung des reichen Materials, der originellen Behandlung und Beweisführung entschieden volles Vertrauen und um so größere Beachtung, als der Gang der Untersuchungen ausführlich geschildert ist. Der Leser wird hierdurch in den Stand gesetzt, die angewendete Methode und die hierdurch

erlangten Ergebnisse auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wenn es dem Verfasser auch nicht allenthalben geglückt ist, zu abschließenden Resultaten zu gelangen, so hat er doch sehr werthvolle Bausteine zur Fundamentirung der Wachsthumsgesetze und Ertragsleistungen von zwei wichtigen Waldbäumen geliefert und sich hierdurch einen ehrenvollen Namen auf dem Gebiete der forstlichen Betriebslehre, insbesondere des forstlichen Versuchswesens, gesichert.

Außerdem betheiligte er sich auch durch Lieferung größerer Abhandlungen und kleinerer Beiträge an der Herausgabe von Sammelwerken. In dem Werke von Friedrich v. Weech, „Badische Biographien, 2 Bände“ (1875) erschienen von seiner Feder die Biographien hervorragender Forstmänner. Für das statistische Sammelwerk: „Das Großherzogthum Baden“ (1885) lieferte er das Capitel über Forstwirthschaft. In Lorey's „Handbuch der Forstwissenschaft, I. Band, 2. Abtheilung“ (1887) schrieb er den Abschnitt IX c: „Transportwesen“. Einen Theil der Festschrift der Technischen Hochschule in Karlsruhe zum 40jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden (1892) bildet seine Abhandlung: „Die Wuchsverhältnisse in gemischten Hochwaldbeständen Badens“. Auch das Werk Ganghofer's: „Das forstliche Versuchswesen. Band I“ (1881) enthält Beiträge von ihm. Die Aufzählung der zahlreichen größeren und kleineren Abhandlungen über verschiedene forstliche Themata (auch aus dem Gebiete der Productionslehre), welche er in der Monatschrift für Forst- und Jagdwesen, im Forstwissenschaftlichen Centralblatt, in der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung 2c. veröffentlicht hat, würde zu weit führen. Erwähnung verdient aber noch die schöne am 20. October 1888 bei dem feierlichen Acte des Rectoratswechsels von ihm gehaltene Rede: „Die Forschungsaufgaben im Walde“, wodurch er sich sehr vortheilhaft als der neue Rector bei seinen Collegen einführte.

Was seine Lehrthätigkeit betrifft, so muß seine Lehrmethode im Walde bei den Excursionen, die er zu leiten hatte, von den Vorlesungen vom Katheder aus getrennt werden. Auf ersteren war Sch. durchaus anregend; er verstand es, seinen Hörern ein klares und zutreffendes Bild von den konkreten Verhältnissen zu geben. Weniger anregend waren jedoch seine Kathedervorträge. Seine Vorlesungen über Waldwegbau und Forsteinrichtung waren zwar, da er den Stoff vollständig beherrschte, außerordentlich gründlich und eingehend. Er behandelte aber hierbei auch unwesentliche Kleinigkeiten oft mit peinlicher Ausführlichkeit, wodurch er das Interesse der Hörer an seinen Ausführungen um so mehr abschwächte, als sein Vortrag etwas monoton war. Außerdem hatte er die Gewohnheit, bei den Vorlesungen über Forsteinrichtung und Forstverwaltung, während des Vortrags eine solche Menge von Zahlen in Tabellen an die Tafel zu schreiben, daß er mitunter während der Stunde kaum einen erläuternden Satz brachte. In ganz besonderem Grade war dies in seinen Vorträgen über die Aufgaben des forstlichen Versuchswesens der Fall, die thatsächlich sogar für begabte reifere Zuhörer schwer verständlich waren.

An Anerkennung seiner Leistungen und Verdienste um die Wissenschaft hat es ihm schon bei Lebzeiten nicht gefehlt. 1880 wurde ihm das Ritterkreuz I. Classe des Zähringer Löwenordens verliehen; 1894 erhielt er das Eichenlaub hierzu. 1883 wurde ihm der Titel „Forstrath“ zu Theil, 1891 der Titel „Oberforstrath“. Die Akademie der Wissenschaften in Wien ernannte ihn 1895 zu ihrem Mitglied. Das Vertrauen seiner Collegen berief ihn zwei Mal (1888/89 und 1893/94) zum Rector der badischen Hochschule. Nachdem er den badischen Forstverein zwanzig Jahre lang (von 1872—1892) als Vorstand geleitet hatte, wurde er beim Rücktritt von diesem Amte zum Ehrenpräsidenten ernannt. Er war auch Ehrenmitglied des Schweizerischen

Forstvereins, dessen Versammlungen er wiederholt — mit reger Theilnahme an den Verhandlungen — besucht hatte. Die allgemeine Verehrung, deren er sich bei seinen Fachgenossen und Schülern erfreute, gab sich namentlich bei der Feier seines 70. Geburtstages (am 16. Juli 1897) zu erkennen, den er noch in erfreulicher Frische des Körpers und Geistes zu verleben das Glück hatte.

Sch. war von Haus aus gutmüthig und besaß ein weiches Gemüth. Bei einem Streit mit der Feder war er zwar nicht frei von einem gewissen Sarkasmus; jedoch war dieser nicht so böse gemeint, wie es den Anschein hatte. Er war poetisch veranlagt und ein großer Freund des Gesanges sowie einer harmlosen Geselligkeit. Diese Eigenschaften machten ihn in den besseren Kreisen der Karlsruher Gesellschaft sehr beliebt. Als warmer Patriot stellte er sich im deutsch-französischen Krieg (1870/71) auch in den Samariterdienst, wofür ihm die deutsche Kriegsdenkmünze und das badische Erinnerungszeichen verliehen wurden.

Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1867, S. 200 (Ernennung zum zweiten Lehrer der Forstwissenschaft am Polytechnikum in Karlsruhe). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1897, S. 265 (Vollendung des 70. Lebensjahres); 1897, S. 312 (Siebenzigster Geburtstag); 1899, S. 187 (Todesanzeige); 1899, S. 318 (Nekrolog, von S.). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1899, S. 1 (Biographie mit Porträt); 1899, S. 369 (Todesanzeige). — Aus dem Walde, 1899, Nr. 21, S. 166 (Todesanzeige). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1899, S. 350 (Todesanzeige); 1899, S. 351 (Nekrolog, von Hausrath). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1899, S. 416 (Nekrolog, von Krutina, mit Porträt). — Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen, 1899, S. 193 (Nekrolog, von —lb. —). — Privatmittheilung und eigene Kenntniß.

R. Heß.

Schubert: Friedrich Wilhelm Sch., Statistiker und Historiker, geboren zu Königsberg in Ostpreußen am 20. Mai 1799, † daselbst am 21. Juli 1868, machte fast noch im Knabenalter den Befreiungskampf gegen Napoleon mit und zog sechzehnjährig als freiwilliger Jäger in Paris ein. Er studirte in seiner Vaterstadt und in Berlin. Das Interesse der Jugend war nach den großen Ereignissen jener Epoche besonders lebhaft der neuesten Geschichte und der Politik zugewandt. Die Geschichtswissenschaft verdankte Männern wie Spittler, Schlözer, Johannes v. Müller u. A. bedeutende Fortschritte und richtete ihr Augenmerk auch mehr als früher nicht nur auf die äußeren Ereignisse, Kriege und Staatsactionen, sondern auch auf die inneren Verhältnisse, Verfassung und Verwaltung, Handel und Cultur. In Königsberg wirkte damals (1808—1817) als Professor der Geschichte und Statistik mit sehr glücklichem Erfolge der aus Frankfurt a. d. O. dahin verpflanzte Karl Dietrich Hüllmann (s. A. D. B. XIII, 330 ff.), an den Sch. in mehrfacher Beziehung erinnert, nicht nur insofern seine Studien Alterthum, Mittelalter und Neuzeit sowie Culturgeschichte und Staatskunde umfaßten, sondern auch durch seine Neigung und Befähigung zur Verwaltung amtlicher Geschäfte.

Schon im J. 1820 habilitirte sich Sch. als Privatdocent an der Königsberger Universität und rückte 1823 zum außerordentlichen Professor auf; im J. 1826 wurde ihm ein neu errichtetes zweites Ordinariat für mittlere und neuere Geschichte übertragen, neben welchen sich sein Lehrauftrag auch auf Staatskunde erstreckte. Die rasche Laufbahn des eifrigen jugendlichen Docenten erscheint um so ehrenvoller, wenn wir sehen, daß man auch auswärts den Blick auf ihn lenkte. Hüllmann bezeichnet es schon im Anfange des

Jahres 1823 in einem Briefe an den großen Philologen Lobeck als sehr erwünscht, daß, falls E. M. Arndt nicht bald wieder in seine Lehrthätigkeit eingesetzt würde, „Schubert oder ein anderer junger Geschichtslehrer“ nach Bonn käme, um sich mit ihm in den historischen Unterricht zu theilen. Im Jahre 1828 dachte man ihn für Leipzig zu gewinnen. „Herr Pr. Schubert“, schreibt Lobeck damals an Gottfried Hermann, „hat, wie ich höre, einen Antrag nach Leipzig zu kommen erhalten; wir würden in ihm einen sehr achtungswerthen Collegen und einen thätigen Docenten verlieren“, worauf Hermann freilich bald antworten mußte: „Herrn Prof. Schubert bekommen wir leider nicht nach Leipzig, da man ihn in Berlin nicht fortlassen will“. Inzwischen war Sch. im Sommersemester 1826 nach Berlin berufen worden, um den kranken Friedrich Wilken in seinen Vorlesungen zu vertreten. Trotz dieser sich ihm schon früh eröffnenden Aussichten auf Wirksamkeit an einer großen Universität sollte Sch. jedoch bis an sein Ende mit seiner heimischen Hochschule fest verwachsen bleiben. Beinahe ein halbes Jahrhundert hat er (später durch den Titel „Geheimer Regierungsrath“ ausgezeichnet) an ihr gewirkt. Sehr namhafte Historiker, W. Drumann, Johannes Voigt, W. Giesebrecht, K. W. Nitzsch, haben während dieses langen Zeitraumes in Königsberg neben ihm gelehrt. Gleichwohl blieb die Leitung der geschichtlichen Studien vornehmlich in seinen Händen. Schon als Privatdocent hatte er im Winter 1821/22 einen Kreis von Studirenden zu historischen Uebungen um sich vereinigt — das erste Beispiel der Art in Preußen. Hieraus entstand das historische Seminar der Universität, das etwa zehn Jahre später ins Leben trat und unter Schubert's alleiniger Direction blieb, bis erst im J. 1866 Nitzsch Antheil daran erhielt. Zur Leitung solcher Uebungen war Sch. sehr wohl geeignet. Besonders warme Anerkennung verdient das große Wohlwollen, das er seinen Schülern erwies, die Freude, mit der er ihre Fortschritte begleitete. Schnell und sicher wußte er sich ein klares Urtheil über die eingereichten Arbeiten zu bilden. Auch erwies es sich als fruchtbar, daß jede Arbeit außerdem von einem andern Mitgliede des Seminars kritisirt, zum Gegenstande einer Disputation zwischen diesem und dem Verfasser gemacht wurde. Die Theilnehmer wurden dadurch veranlaßt, sich auf verschiedenen Gebieten der Geschichte quellenmäßig zu orientiren und waren manchmal selbst überrascht, daß ihnen dies in kurzer Zeit in Bezug auf Themata gelang, welche ihnen noch eben völlig fremd gewesen waren. Zugleich war Sch. bemüht, seine Schüler auf die Meisterwerke und die bedeutendsten neuen Erscheinungen der historischen Litteratur hinzuweisen, sowie ihre Kenntnisse durch Repetitionen zu befestigen. Einführung in die ja auch erst in der Begründung und Entwicklung begriffene kritische Methode der Forschung war weniger seine Sache. Aber eine große Anzahl späterer Geschichtslehrer an den höheren und mittleren Schulen der ausgedehnten Provinz, die damals auch Westpreußen umfaßte, hat seinem Seminar angehört und in ihm reiche Anregung empfangen. Auch Juristen nahmen mehrfach daran Theil. Einzelne Mitglieder haben sich später als Forscher um die preußische Provinzialgeschichte verdient gemacht.

Schubert's Vorlesungen erstreckten sich, außer auf die politische Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, auf Culturgeschichte, Statistik (insbesondere vergleichende Statistik der Großmächte) und Völkerrecht. Sein Vortrag war keineswegs formvollendet, überdies etwas beeinträchtigt durch gewisse Fehler der Aussprache, aber in ungewöhnlichem Grade anregend und eindringlich. Man hörte einen Mann, der aus dem Vollen gediegenster Kenntnisse schöpfte, der von überströmendem Interesse für seinen Gegenstand beseelt und dem das Dociren angeborene Neigung und liebe Gewohnheit war.

In nicht geringerem Grade wie als Docent hat Sch. sich um die Verwaltung und die allgemeinen Verhältnisse der Albertus-Universität verdient gemacht. Wenn die entlegene Hochschule trotz manchen schwierigen Verhältnissen weiter gedieh und blühte, so gebührt ihm ein rühmlicher Antheil daran. Kein scheuer, unbehülflicher Stubengelehrter, zeichnete sich Sch. im Gegentheil durch hervorragende praktische Befähigung aus. Von jeher war er bestrebt, seine Anschauungen und seinen Gesichtskreis zu erweitern. Reisen führten ihn wieder nach Paris, dann nach Oberitalien. In Berlin und Paris versäumte er auch nicht, persönliche Beziehungen zu bedeutenden Männern der Wissenschaft anzuknüpfen oder aufzufrischen. Seine Collegen in der philosophischen Facultät, welche ihre Fächer zum Theil ruhmvoll vertraten, aber „vor allen geschäftlichen Dingen ein Grauen empfanden“, waren, wie L. Friedlaender in seinen Erinnerungen „Aus Königsberger Gelehrtenkreisen“ schreibt, „froh, in Schubert einen Mann zu besitzen, der sich darauf verstand und dem man sie stets gern überließ.“ So war und blieb es von seinen jungen Jahren an bis in sein Alter. Er war Stipendiencurator und widmete sich den Angelegenheiten der akademischen Wittwencasse. Auch wurde er Inspector des Rhesianum, einer aus der Stiftung des früheren Professors L. J. Rhesa errichteten Heimstätte für eine kleine Anzahl von Studirenden. Hier hatte er in seinen älteren Jahren seine Amtswohnung und seinen Hörsaal, auf dessen Katheder er unmittelbar aus seinem Studirzimmer und seiner stattlichen Bibliothek trat. Im Herbst 1849 wurde er zusammen mit Rosenkranz nach Berlin zu einer Conferenz entsandt, die unter dem Vorsitz von Johannes Schulze, wegen des künftigen Unterrichtsgesetzes, über Reformen im preußischen Universitätswesen berathen sollte. Im Sommer 1855 gab er durch einen von ihm gestellten Antrag mit den Anstoß dazu, daß die dringend nothwendige, aber über ein Jahrzehnt verschleppte Errichtung eines neuen Universitätsgebäudes, zu welchem König Friedrich Wilhelm IV. bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Albertina (1844) feierlich den Grundstein gelegt hatte, endlich in Gang kam.

Schubert's schriftstellerische Thätigkeit galt anfangs zum Theil der alten Geschichte. Er schrieb das Buch „De Romanorum aedilibus“ (Regimontii 1828), dem er schon 1823 einen Prodromus vorausgesandt hatte. Die glänzenden Leistungen, welche aus der Vereinigung von Historie und Jurisprudenz durch Niebuhr, Savigny, auch durch H. E. Dirksen in Königsberg, hervorgegangen waren, hatten ihn angeregt, dies verwickelte und vernachlässigte Thema der römischen Staatsalterthümer zu wählen, dem er eine fast sechsjährige Arbeit widmete. Daneben nahm jedoch von Hause aus und dann immer ausschließlicher die historische Entwicklung der Heimath, seines Staates und seiner Provinz, sein wärmstes Interesse in Anspruch; besonders die grundlegende Epoche des Großen Kurfürsten. Schon 1823*) schilderte er „Preußens erstes politisches Auftreten unter Friedrich Wilhelm dem Großen“, später (1853) in den „Neuen Preußischen Provinzialblättern“ den Großen Kurfürsten als Schützer der Religionsfreiheit und die von ihm gegründeten französischen Kolonien. In derselben Zeitschrift beschrieb er (1858) zur Erinnerung an die Zustände vor hundert Jahren die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges.

Den vollen Tribut der Pietät hat Sch. auch dem größten Sohne seiner Vaterstadt dargebracht. Sein College, der Philosoph Karl Rosenkranz

*) In demselben Jahre gab J. Voigt mit ihm die erhaltene deutsche Uebersetzung der Deutsch-Ordens-Chronik des Johannes von der Posilge heraus.

(s. A. D. B. XXIX, 213 ff.), verband sich mit ihm zur Herausgabe von Kant's Werken (1838—1840), welche Sch. mit einer Lebensgeschichte Kant's, Rosenkranz mit einer Geschichte der kantischen Philosophie begleitete. Außerdem hat Sch. in Raumer's historischem Taschenbuch (1838) Kant's Stellung zur Politik behandelt, wobei es ihm allerdings begegnete, den großen Philosophen allzusehr als Muster eines gehorsamen preußischen Unterthanen darzustellen. Andere Aufsätze in den „Neuen Preußischen Provinzialblättern“ (1846, 1854) beziehen sich auf die jährliche Feier von Kant's Geburtstag und auf Kant's Verhältniß zur Provinz Preußen.

Unterdessen hatten ihn sein lebendiges politisches Interesse, sein Verständniß für alle Culturaufgaben, sein praktischer Sinn, sein ausgezeichnetes Zahlengedächtniß beinahe aus einem Historiker in einen Statistiker verwandelt. Sah er doch nach einem Worte, das er einmal auf einem statistischen Congreß aussprach und gern citirte, in der Statistik sogar „die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts“. So wurde er einer der angesehensten Vertreter dieses Faches, insbesondere der von G. Achenwall, dem „Vater der Statistik“, begründeten, später sogenannten demographischen Richtung. Sein Hauptwerk „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa“, 2 Abtheilungen in 7 Theilen (Königsberg 1835—1848), enthält zugleich die erste vollständige Geschichte der Statistik. Ferner gab Sch. „Die Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europas, der nordamerikanischen Freistaaten und Brasiliens“ (2 Bände, Königsberg 1848—1850) heraus. Außerdem legte er eine Reihe von Abhandlungen in verschiedenen Sammelwerken und Zeitschriften nieder und betheiligte sich auch an dem deutschen Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater. Schon früh entwarf er ein „Historisch-statistisches Gemälde von Ost- und Westpreußen“ (Berliner Kalender 1834—1836). Ferner machte er das Zahlverhältniß zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung des preußischen Staates, das der christlichen Confessionen in Europa, vornehmlich in Preußen, die Entwicklung der Landwirthschaft und des Handelsverkehrs der heimathlichen Provinz u. s. w. zum Gegenstand specieller Studien. Auch die politische Bewegung, welche Deutschland und Preußen in der Mitte des Jahrhunderts erschütterte, spiegelte sich in seiner litterarischen Thätigkeit wieder. Ein 1850 in den „Neuen Preußischen Provinzialblättern“ erschienener Aufsatz besprach die brennende Frage der „Stellung des preußischen Staates in der Wahrung deutscher Interessen“. Ein anderer (ebd. 1853) behandelte die neuesten Erweiterungen des preußischen Staatsgebiets, besonders die Einverleibung der Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen. Empfand Sch. gewiß so schmerzhaft wie nur irgend ein Patriot die demüthigende Lage, in die Preußen durch eine unklare, schwankende und zaghafte Politik gerathen war, so konnte er doch die Keime einer besseren Zukunft begrüßen, welche gleichwohl hervorzusprießen begannen und zu denen die kleinen, aber nicht bedeutungslosen Erweiterungen des Staatsgebietes gehörten.

Sch. hat aber nicht nur als wissenschaftlicher Betrachter an den Ereignissen seiner bewegten Zeit theilgenommen, sondern auch bei ihnen mitgewirkt und mit seiner gelehrten Thätigkeit ein reiches parlamentarisches Leben vereinigt. Zunächst als Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., in welcher er den ostpreußischen Wahlkreis Ortelsburg-Sensburg vertrat, sich der Partei H. v. Gagern's, Dahlmann's u. s. w. anschloß und mit ihr (gleich einer Reihe anderer Historiker) seine Stimme für den König von Preußen als Kaiser der Deutschen abgab, um dann, nachdem diese Wahl gescheitert war, im Mai 1849 die Austrittserklärung seiner Gesinnungsgenossen mit zu unterzeichnen. In den Ausschuß für völkerrechtliche und internationale Fragen

gewählt, hat er sich (mehrmals als Berichterstatter) auch an den Verhandlungen des Plenums über wichtige Fragen, wie über den Waffenstillstand von Malmö, die Wiener Ereignisse vom October 1848, die Demarkationslinie in der Provinz Posen, die Abgrenzung der diplomatischen Vertretung zwischen Reich und Einzelstaaten, das Wahlgesetz, betheiligt. Er trat nicht häufig auf und war kein wirksamer Parlamentsredner. Aber neben seinen gründlichen, stets präsenten Kenntnissen zeichneten ihn gelassene Ruhe, nüchterne Besonnenheit und Berücksichtigung der realen Machtverhältnisse aus. Mit gelegentlichen ungeduldigen Zurufen der Gegner wußte er sich geduldig und doch würdig abzufinden. Besonders lag ihm am Herzen, die gerechten Ansprüche und die Verdienste seines preußischen Staates, von denen er tief durchdrungen war, zur Anerkennung zu bringen. Auch das Nachspiel im Unionsparlament in Erfurt (1850) machte Sch. als Mitglied des Volkshauses mit. Schon vorher (1849) war er in die preußische Zweite Kammer gewählt worden, in welcher er bis 1852 verblieb. Die sogenannte „Neue Aera“, in welcher das Land von der Reactionszeit aufathmete, führte ihn dann 1858 wieder in das Abgeordnetenhaus, dem er bis 1863 angehörte. Zuletzt, seit dem Jahre 1864, vertrat er seine heimische Universität im Herrenhause. Schon vor dem Sturm von 1848 hatte ihn eine tiefe Kluft von der Demokratie getrennt. Aber, weitherziger als manche seiner Collegen, war er mit Wärme für die Aenderung der alten Universitätsstatuten eingetreten, welche nur Anhänger der evangelischen Confession zum Lehramt zuließen. Dementsprechend hat er auch in seinem parlamentarischen Leben stets ebenso treu wie maaßvoll an liberalen Ansichten festgehalten und bei den nationalen Einheitsbestrebungen als deutscher Patriot mitgewirkt.

Schubert's erste Ehe wurde geschieden. Ein Sohn, der ihr entsprossen war, wählte den Beruf eines Buchhändlers und gründete mit einem tüchtigen Genossen die Firma Schubert & Seidel in Königsberg. Die zweite Gattin, geb. v. Larisch, gebar Sch. einen Sohn, der Kammergerichtsrath und Geheimer Justizrath wurde, und eine Tochter.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften, hrsg. von Conrad, Elster u. s. w. — H. Prutz, Die K. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert (Königsb. 1894). — Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs, hrsg. von A. Ludwich (Leipzig 1894). — L. Friedlaender, Erinnerungen, Reden und Studien. I. Theil (Straßburg 1905). — Stenogr. Ber. über die Verhandlungen der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., hrsg. von F. Wigard (1848—1850). — Persönliche Erinnerungen.

B. v. Simson.

Schubert: Theodor Friedrich von Sch., Militärgeograph, Kartograph und Geodät, kaiserl. russ. General der Infanterie, wurde als Sohn des namhaften Astronomen und Mathematikers Friedrich Theodor Sch. (s. A. D. B. XXXII, 628 ff.), der aus Helmstedt stammte und 1783 nach Rußland ausgewandert war, 1789 zu St. Petersburg geboren. Er empfing den ersten Unterricht im elterlichen Hause und trat dann in das Cadettencorps ein, um sich für den Officiersberuf vorzubereiten. Außerdem führte ihn der Vater persönlich in seine Specialwissenschaften ein, sodaß er schon frühzeitig in diesen Gebieten ausgezeichnete Kenntnisse und Fertigkeiten gewann. Als der Vater 1805 eine russische Gesandtschaft nach China als Mitglied der wissenschaftlichen Abtheilung begleitete, erhielt er die Erlaubniß, seinen jugendlichen Sohn mitzunehmen. Beide führten unterwegs gemeinsam eine Anzahl astronomischer Positionsbestimmungen sowie geographische und meteorologische Beobachtungen aus, und es gelang ihnen, die Karte Sibiriens in mancherlei Einzelheiten zu

verbessern. Ihren Wunsch, auch in China Vermessungen anzustellen und so weit als möglich in das Innere des himmlischen Reiches vorzudringen, konnten sie nicht verwirklichen, da die Gesandtschaft nicht bis Peking gelangte, sondern nach langwierigen Streitigkeiten mit den chinesischen Grenzbehörden bereits in der Mongolei wieder umkehrte. Nach Ablauf der Reise wurde Sch. trotz seiner Jugend als Officier in den Generalstab aufgenommen und in den nächsten Jahren mit topographischen Aufnahmen und Recognoscirungen in verschiedenen Theilen des weiten Reiches beschäftigt. Auch nahm er vorübergehend an den Kriegen gegen die Türkei (1807—12), Schweden (1808—9) und Frankreich (1812—15) Theil. Als 1815 das durch den Wiener Congreß neu geschaffene Königreich der Niederlande eine amtliche Landesvermessung im großen Stil begann und auch von auswärts tüchtige Kräfte für dieses Werk heranzog, wurde er von seiner Regierung dem Unternehmen zur Verfügung gestellt und erhielt den Auftrag, einen Theil Belgiens, namentlich die Landschaften an den Flüssen Maas und Schelde, zu bearbeiten. 1818 kehrte er nach Rußland zurück, wo man ihn 1820 zum Chef der trigonometrischen Aufnahme des Petersburger Gouvernements und 1822 zum Director des auf seinen Antrag neubegründeten und von ihm selbst organisirten Militär-Topographencorps ernannte. 1828 wurde er dann zum Vorsteher der Topographischen Abtheilung des kaiserlichen Generalstabs befördert und gleichzeitig mit der Leitung des Hydrographischen Depots der Marine beauftragt. In dieser Stellung hat er fast drei Jahrzehnte hindurch die großartige geodätische Vermessung des weiten russischen Reiches geleitet und trotz aller Hindernisse, welche die Größe der Entfernungen, die Ungunst des Klimas und die Mangelhaftigkeit der Verkehrsmittel verursachten, eine Reihe von Kartenwerken geschaffen, die als die Hauptquellen der meisten gleichzeitigen und späteren kartographischen Arbeiten dienten. Seine Triangulationen und topographischen Aufnahmen umfaßten zunächst in den Jahren 1820—32 die Gouvernements St. Petersburg, Pskow, Witebsk und den nördlichen Theil von Nowgorod, dann 1833—39 Moskau, Smolensk und Mohilew, 1836—38 die Halbinsel Krim, 1840—44 Twer und den südlichen Theil von Nowgorod, außerdem während der Jahre 1828 bis 38 den Finnischen und einen Theil des Bottnischen Meerbusens. Um die wichtigsten Punkte der russischen Ostseeküste schärfer als bisher zu bestimmen, führte er überdies 1833 zum ersten Male für Rußland eine in jeder Hinsicht vorzüglich vorbereitete und gelungene größere chronometrische Expedition auf dem Kriegsschiffe „Hercules“ aus, über deren Verlauf und Ergebnisse er einen ausführlichen Bericht abstattete (St. Petersburg 1836, in russischer Sprache). Von seinen Kartenwerken ist in erster Linie zu erwähnen die in den Jahren 1821—39 erschienene, 59 Blatt und eine Uebersichtstafel umfassende „Specialkarte des westlichen Theils des Russischen Reiches 1 : 420 000“ in Bonne'scher Projection und wie alle seine Karten mit russischer Namengebung. Eine neue revidirte Ausgabe des Originals folgte 1844—56. Ein unvollendet gebliebener Nachstich mit französischem Text wurde während des Krimkrieges vom französischen Dépôt de la guerre veranstaltet (Paris 1855—56). 1827 veröffentlichte er einen Leitfaden zur Berechnung trigonometrischer Vermessungen. Im folgenden Jahre ließ er anläßlich der Kriege gegen Persien und die Türkei durch seine Topographen im Rücken der russischen Heere Aufnahmen und Mappirungen in Armenien, den Donaufürstenthümern und Bulgarien vornehmen. 1829 gab er eine „Kriegs-Straßenkarte eines Theils von Rußland 1 : 1 680 000“ in 8 Bl. heraus, die später durch den österreichischen General-Quartiermeisterstab vergrößert und mit deutschem Text versehen wurde (16 Bl. 1 : 1 400 000, Wien 1837). 1830 publicirte er eine viel gebrauchte und

wiederholt verbesserte „Postkarte des europäischen Theils des Russischen Kaiserreichs und der Kaukasischen Länder 1:2520000“ in 9 Bl. 1834 war die große „Topographische Karte des St. Petersburger Gouvernements 1:210000“ in 8 Bl. vollendet, der in den nächsten Jahren noch ähnliche Karten der Gouvernements Pskow und Witebsk nachfolgten. Den Abschluß seiner kartographischen Thätigkeit bildete eine „Topographische Karte der Umgebung von Moskau 1:42000“ in 6 Bl. (1852) und eine „Topographische Karte der Umgebung von St. Petersburg 1:84000“ in 8 Bl. (1855). Bald nachher trat er in den wohlverdienten Ruhestand. Seitdem widmete er sich lediglich dem litterarischen Schaffen und verfaßte mehrere umfangreiche Bücher von dauerndem Werthe. Zunächst gab er einen zusammenfassenden Ueberblick über seine gesamte wissenschaftliche und praktische Lebensarbeit in dem bedeutsamen dreibändigen Werke „Exposé des travaux astronomiques et géodésiques exécutés en Russie dans un but géographique jusqu'à l'année 1855, avec un atlas et un supplément“ (St.-Pétersbourg 1858—62), das die Geschichte der Landesaufnahmen in Rußland behandelt und nicht weniger als 14531 nach der geographischen Breite geordnete genaue Positionsbestimmungen verzeichnet. Dieses grundlegende, auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckte Werk ermöglichte es den westeuropäischen Gelehrten, sich in bequemer Weise über die Ergebnisse der höchst bedeutsamen Leistungen Rußlands auf astronomischem und geodätischem Gebiete während des letzten Jahrhunderts zu orientiren, was bisher wegen der Zerstreutheit der Einzelarbeiten in den Archiven und in schwer zugänglichen amtlichen Publicationen der verschiedenen Ministerien und Militärbehörden oder in wenig verbreiteten russischen Akademie-, Gesellschafts- und Zeitschriften kaum möglich gewesen war. Daran schloß sich noch eine kurze, aber interessante und ergebnißreiche theoretische Untersuchung „Essai d'une détermination de la véritable figure de la terre“ in den Mémoires de l' Académie impériale des sciences de St-Pétersbourg, Serie 7, Bd. 1, Nr. 6 (St. Petersburg 1859) durch die er nachweisen wollte, daß die Meridiane untereinander nicht gleich, sondern Ellipsen verschiedenen Umfangs seien, daß ebenso der Aequator eine Ellipse darstelle und daß die Gestalt der Erde zahlreiche noch näher zu untersuchende Unregelmäßigkeiten aufweisen müsse.

Sch. war aber nicht nur ein Gelehrter von Weltruf, sondern auch Kunstfreund und Sammler. Als solcher wendete er seine Aufmerksamkeit vor allem den russischen Münzen und Medaillen zu. Von diesen brachte er eine bedeutende Collection zusammen, die er in einem Katalog in russischer Sprache (St. Petersburg 1843) und außerdem in zwei umfangreichen französischen Prachtwerken sachverständig beschrieben hat: „Monnaies russes des derniers trois siècles 1547—1855, avec un atlas“ (Leipzig 1857) und „Monnaies et médailles russes d'après l'état donné par le cabinet de l'auteur“ (Leipzig 1858). Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er meist auf Reisen, zum Theil in Deutschland, das er als die Heimath seiner Väter liebte. Hier ist er auch am 17. November 1865 hochbetagt in Stuttgart gestorben. Sein Leben war reich an Arbeit, aber auch an Ehrungen und Anerkennungen. Er besaß eine ungewöhnlich große Zahl von Orden und Auszeichnungen aller Art und war Ehrenmitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften und anderer gelehrter Gesellschaften. Außer seinen großen kartographischen und litterarischen Werken hat er noch zahlreiche kleinere Abhandlungen verfaßt, die in russischen Fachzeitschriften, namentlich in den von ihm herausgegebenen Memoiren des Topographischen Kriegs-Depots und des Hydrographischen Depots der Marine zerstreut sind.

Petermann's Mittheilungen 1857, S. 1 ff.; 1859, S. 212 ff.; 1867, S. 36 f; 1902, S. 226 ff. — P. Schellwitz, Uebersicht der russischen Landesaufnahmen bis 1885: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XXII (1887), S. 104—143, 387—420, 479—494. — S. Truck, Die Entwicklung der russischen Militär-Kartographie vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart: Mittheilungen des K. und K. Militärgeographischen Instituts XVIII (1898), S. 169—224; XIX (1899), S. 233—256. Viktor Hantzsch.

Schuch: Franziskus Sch. — zum Unterschiede von seinem Sohne gleichen Namens der Aeltere genannt — ist als vortrefflicher Hanswurstdarsteller und erfolggekrönter Principal einer vielgereisten „Gesellschaft deutscher Comoedianten" berühmt und bekannt geworden. Ueber seine Herkunft, seine Jugend, überhaupt die ersten Jahrzehnte seines Lebens fehlen noch immer nähere gründliche Nachrichten. Sch. ist wohl 1716 zu Wien geboren und 1763 (einzelne berichten Anfang 1764) in Frankfurt a. d. O. gestorben. Die genaueren Daten für Geburts- und Sterbetag waren leider nicht festzustellen. Aus einem österreichischen Jesuitenkloster, in welchem er seine Erziehung genoß, entwich er, innerem Drange folgend, um Komödiant zu werden. Der Jüngling schloß sich dann einer von den in seinem Vaterlande wild umhertreibenden Marionettengesellschaften und zwar — wie überliefert wird — der des von Hause aus im Schneiderhandwerk thätigen Karl Friedrich Reibehand an. „Reibehandische Comödie oder Haupt- und Staatsaction, marktschreyrisch vorgestellt, ist eins", also beurtheilt Chr. H. Schmid's „Chronologie des deutschen Theaters" die Wirksamkeit des auch sonst in der Theatergeschichte ungünstig beleumdeten Principals Reibehand. Ueber des jungen Sch. schauspielerischen Werdegang bei dieser Gesellschaft und vielleicht auch noch anderwärts ermangelt es an weiteren Nachrichten. Das nächste Mal nennt die Ueberlieferung Franziskus Sch. bereits als Principal und trefflichen Hanswurst. Verhältnißmäßig schnell war er emporgestiegen. Ebenso wie er, der Hanswurst, erlangte als vorzügliche Colombine seine erste Frau, ein aus Wien gebürtiges Fräulein Rademin, schnelle Berühmtheit. Die Ehe der beiden hat nicht treu zusammengehalten. Wie sie, suchte und fand auch er sein Liebesglück anderwärts. Die aus Gera stammende Tochter des Rector Schleißner wurde die Mutter von Schuch's drei Söhnen: Franz, Christian und Wilhelm. Nach dem in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre erfolgten Tode der Schleißner fand Sch. lieblichen Ersatz in dem jungen zarten Fräulein Köhler, der 1736 geborenen Tochter des bei ihm engagirt gewesenen Schauspielers Köhler. Sie hat als Schauspielerin Beachtenswerthes geleistet, wenn es ihr auch mit ihrem Bühnenberuf nicht allzu ernst gewesen sein kann. Denn nach dem Tode Franziskus Schuch's wandte sie dem Theater den Rücken, um sich in Breslau mit einem verabschiedeten Officier zu vermählen.

Franziskus Sch. war ein vielseitig veranlagter Mensch. Aeußerlich trug er ein ernstes, fast finsteres Wesen zur Schau; er sprach ganz wenig und ohne Umschweife und Redensarten nur das Nöthigste. Aber in seinem Innern wohnte ein gutes Herz, das in Empfänglichkeit und zugleich Gebenslust warm und rege schlug, was z. B. manch' einer von den bei seiner Gesellschaft Verpflichteten — wie Uhlich (vgl. Heitmüller, S. 24) und Brandes (vgl. seine vita I, p. 237, 286) — erfahren durfte. Und in Schuch's Innern lebte ein äußerst beweglicher Geist, ein scharfer Verstand. Jenen hat er besonders als Künstler, als unübertrefflicher Meister im Stegreifspielen, diesen als geschickter, geschäftskundiger Theaterprincipal gezeigt, welcher sich und seine Gesellschaft gegen eine starke Concurrenz — z. B. von Seiten der Gesellschaft Schöne-

mann's, später auch Ackermann's — durch die Ungunst einer kriegerischen Zeit wie des siebenjährigen Krieges hindurch gut zu halten verstand. Bei seinem Tode hinterließ Sch. seinen Söhnen ein ansehnliches Vermögen.

1737 ward von Gottsched und der Neuberin der Harlekin vom deutschen Theater feierlichst verbannt und Anfang der vierziger Jahre trat als letzter, zugleich aber wohl am meisten künstlerischer Hanswurstdarsteller der deutschen Bühne Franziskus Sch. hervor. Größter Beliebtheit, die sich auf der ungemein komischen Wirkung seines Spieles gründet, hat sich dieser „zum Hanswurst geborene", dieser „zum privilegirten Fürsten- und Volksbelustiger erhobene Hanswurst" bis zu einem gewissen Grade selbst auch bei Männern wie unser großer Lessing (vgl. E. Schmidt, I, S. 290) erfreut, so überliefern übereinstimmend — meist zugleich nicht ohne Ausdruck des Bedauerns — die Berichterstatter. Die spärlichen Quellen, welche bisher über das schauspielerische Wirken Schuch's im einzelnen entdeckt worden sind, fließen nur getrübt von Unverständigkeit, von Schimpfberedtsamkeit der voreingenommenen Beurtheiler. Soviel ist sicher: Sch. ließ auf der Bühne als Hanswurst alle Minen seines Geistes und Herzens springen. „Man muß ihm den Ruhm lassen, daß er recht artige satirische Züge anzubringen weiß und nicht oft durch Zoten beleidigt." Andere Beurtheiler betonen, daß er sich stets vor jeder Ausartung streng gehütet habe. Drei besondere Merkmale sind für den Stegreifschauspieler Sch. festzustellen, womit er an seinen Landsmann Stranitzky, den berühmten Wiener Hanswurstdarsteller aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (s. A. D. B. XXXVII, 765 f.) erinnert: erstens zur Erhöhung der komischen Wirkung wendet er häufig fremdländischen Dialekt an; zweitens um dem Publicum unmittelbar nahe zu kommen, beliebt er Zwischenreden an die Zuschauer zu richten, ein Mittel, welches sich z. B. auch häufig in Monologen Shakespeare'scher Stücke findet; und schließlich sucht er sein Publicum durch spitze witzige Bemerkungen über angesehene Mitglieder seiner Gesellschaft in besonderer Weise zu belustigen — ein in den Stegreifkomödien der Zeit gern geübtes Verfahren. Ob und wie Sch. sonst ohne die Hanswurstjacke gespielt hat, darüber ist kein ergiebiges Zeugniß gefunden worden. Er selbst fühlt sich in der Hanswurstjacke am wohlsten, in welcher er bisweilen sogar in regelmäßigen Stücken aufgetreten sein soll. Das Schuch'sche Hanswurstkostüm beschreibt bis ins einzelne Flögel in seiner „Geschichte des Groteskkomischen", der zugleich im Anhang als Tafel 9 einen Farbendruck: Franz Sch. als Hanswurst — „Eine Koryphäe der Deutschen Volkskomödie" — bringt. Außerdem bewahrt die Panzer'sche Porträtsammlung im Germanischen Museum zu Nürnberg ein Porträt von dem Hanswurst Sch. mit dem darüber stehenden Wahlspruch: „Castigo ridendo mores", was zugleich als ein neues günstiges Urtheil über Schuch's Künstlerschaft gelten kann.

Die Bedeutung Franziskus Schuch's als komischer Schauspieler steht fest; es ist anzunehmen, daß seine Spielart, welche allgemein beliebt war, Nachahmung bei vielen seiner Collegen gefunden, daß er im besonderen auch mit seinen witzigen Einfällen aus dem Stegreife, seinen Rede- und Spielwendungen, auf so manchen Schriftsteller regelmäßiger Stücke für den Tagesbedarf des Theaters eingewirkt hat. Es bliebe noch zu untersuchen, ob und wie das im einzelnen der Fall gewesen ist. Daraus erhellt dann erst die volle Bedeutung des Darstellers Sch. für die Geschichte der deutschen Schauspielkunst.

Wo Sch. seine Principalschaft gegründet hat, ist nirgends überliefert. Er mag wohl Anfang der vierziger Jahre in Wien eine kleine Schauspielertruppe um sich versammelt haben. 1742 besaß Sch. ein privilegium privativum für Breslau; seit October 1743 hatte er auch Spielerlaubniß außerhalb Schlesiens.

Von Mitte der vierziger Jahre bis in die fünfziger Jahre hinein durchzog Franziskus Sch., „Königl. Preuß. privilegierter Comoediant der Haubtstatt Breßlau und übrigen Schleßischen Stätten“, mit seiner Gesellschaft mehr den Westen des großen deutschen Vaterlandes. Wir finden ihn in Straßburg (1747, 48, 49), in Frankfurt a. M. (1747 und 48; dann wieder 1751 und 52), in Mainz (1746, 47, 48, von neuem 1752), in Düsseldorf (1751); auch in der Schweiz, in Bern, hat er 1747 Vorstellungen gegeben. Nach Regensburg wurde Sch. durch den Fürsten von Thurn und Taxis 1748 berufen, das Jahr 1750 brachte die Schuchische Gesellschaft nach Kassel, Leipzig, Altenburg. In Nürnberg weilte sie 1749 und 1751; 1753 sind Schuchische Vorstellungen in Lübeck nachgewiesen. Auch in Mannheim hat sich Sch. mit seiner Gesellschaft in den fünfziger Jahren sehen lassen. 1753 spielte Sch. nach längerer Pause wieder einmal an seiner alten Wirkungsstätte Breslau. 1754 aber erfüllt sich sein längst gehegter Wunsch, in Berlin Aufführungen veranstalten zu dürfen, indem er für einige Zeit, „bis das Komödienhaus in Breslau fertig sei“, Spielerlaubniß in Berlin erhielt. Nach Berlin, dem nunmehrigen Hauptstützpunkte seiner Wanderzüge, kann Sch. jetzt Jahr für Jahr zurückkehren: so 1755, 56, 58, 59, 61 und 63. Daneben spielte er in Potsdam, Breslau, 1756 auch für ca. vier Wochen in Hamburg. Seit er unter dem 17. August 1755 das Generalprivileg für Preußen bekommen hat, sucht er vor allem die nordischen Städte wie Danzig (1758 und 1762), Stettin (1760/61), Königsberg (1762), Frankfurt O. auf.

Von den vielen Städten, welche die Schuchische Gesellschaft bei ihrem unsteten Wanderleben — nirgends hat sie länger als zwei Monate gerastet — berührt hat, haben Danzig, Königsberg (vgl. Hagen, S. 241 f.), Frankfurt M. (vgl. Mentzel, S. 210 f.), vor allem Breslau (vgl. Schlesinger, S. 36, 42 f.) und Berlin (Brachvogel, S. 151 f.) aus ihren Vorstellungen eine mehr als kurz vorübergehende Bedeutung für die Theatergeschichte gewonnen. In den beiden zuletzt genannten Städten hat Sch. in den späteren Jahren eigens errichtete Theatergebäude für seine Vorstellungen benutzt. In Breslau, wo er das Bürgerrecht erwarb, ist 1754/55 auf dem von ihm käuflich erworbenen Baugrundstück, genannt „An der kalten Asche“, ein Theater erbaut worden, worin er bis zu seinem Tode wiederholt Vorstellungen gegeben hat. In Berlin spielte Sch., nachdem er von dem Errichten einer eigenen Bude auf dem Gensdarmenmarkte abgekommen war, in dem eigens hergerichteten Theatersaal des Donner'schen Hauses. Der Bau eines eigenen Theaters, des Schuchischen in der Behrenstraße, ist von Schuch's ältestem Sohne Franz, seinem Nachfolger in der Principalschaft, 1765 ausgeführt worden (vgl. Brachvogel, S. 187 f.)

Das fortwährende Wandern der Schuchischen Gesellschaft brachte es mit sich, daß nur sehr wenige von den ihr angehörenden Schauspielern auf längere Zeit bei ihr verblieben. Sch. ist während der fünfundzwanzig Jahre seiner Principalschaft einem vielfachen Wechsel seiner Mitglieder ausgesetzt. Der Anfang hat nur eine sehr kleine Anzahl Mitglieder, höchstens sechs bis acht, um Sch. vereinigt. In ihrer Blüthezeit aber — um 1756 —, wo die Schuchische Gesellschaft als die beste in Deutschland gerühmt wird, hat sie 31 Mitglieder gezählt. Beständig hat ihr nur Stenzel, der ausgezeichnete Anselmodarsteller der Stegreifstücke (s. A. D. B. XXXVI, 57 f.), angehört. Von den vielen Schauspielern, welche im Laufe der Zeit vorübergehend ein oder auch mehrere Male bei Sch. verpflichtet gewesen sind, seien die bekannteren hier namentlich angeführt: Adam Gottfried Uhlich, Stephanie d. Aelt., Ekhof und Frau, Brückner und Frau, Joh. Chr. Brandes und Frau, C. Th. Döbbelin, Hensel, Märchner, Mad. Schulzin, Balletmeister Mecour u. A.

Ueberragende große Talente finden unter Sch. keinen Boden zu umfassender Entfaltung. In dem von Sch. gepflegten Spielplan nahm das komische Element — das Hanswurststück, das lustige Nachspiel, darnach die Komödie — die erste Stelle ein. Tragödie, Trauer- und Schauspiel kamen erst in zweiter Linie in Betracht. Zudem wird überliefert, daß die Darstellung der letzteren häufig unter einer falschen Rollenbesetzung gelitten habe, wonach anzunehmen ist, daß die für das regelmäßige ernste Stück geeigneten Darsteller bei vorkommenden Gelegenheiten von ihrem Director und Regisseur übergangen worden sind.

Eine Gesamtübersicht über die von Sch. aufgeführten Stücke ergiebt, daß der Spielplan ein sehr abwechslungsreicher, geschickt und mit kundigem Geschäftssinn zusammengestellter gewesen ist, indem er eines Jeden Geschmack, dem Bedürfniß des gebildeten wie weniger gebildeten Theaterfreundes Rechnung trägt. Die Burlesken, deren Stoff aus dem Französischen, Italienischen, auch Spanischen entlehnt ist, hat Sch. zum großen Theil selbst verfaßt. Die Anzahl der aufgeführten Burlesken ist schier unermeßlich: „Die listigen und seltsamen Streiche des weltberüchtigten Cartouche"; „Die Geburt des Harlekins aus einem Ei"; „Die wunderbaren Begebenheiten eines Spanischen Edelmanns unter dem Nahmen, Don Gartias, mit Hanns-Wurst einem lächerlichen Erfinder seltsamer Lustbarkeiten"; „Scapin der Galante und curieuß verliebte Stallmeister zu Fuß"; „Der durch Zauberei beglückte, in vierzehnerley Gestalt verwandelte, sich selbst ermordende und wieder aus dem Grabe hervorkommende Arlequin" und wie sie alle heißen — sind solche grotesken Lustspiele, wie sie Sch. bevorzugt. Die von ihm aufgeführten Stücke haben damals zeitgemäße Schriftsteller wie Gellert, Gottsched, Krüger, Uhlich, C. Schlegel, auch Lessing (mit „Freygeist" und „Sara Sampson") oder Corneille, Destouches, Le Grand, Moliere, Voltaire, Holberg, Goldoni u. A. zu Verfassern. Sch. wird als erster deutscher Principal genannt, welcher das Ballet pflegt, während die von ihm gegebenen Pantomimen, besonders die Kinderpantominen mit seinen Söhnen in den Hauptrollen vor ihm Nicolini durch ganz Deutschland bekannt und beliebt gemacht hat.

Die besondere Bedeutung der Schuchischen Gesellschaft unter ihrem Gründer bestand darin, daß sie unbeirrt von dem Streit der Meinungen, ohne Vorurtheil — allerdings mit einiger Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil — alles bot: von den improvisirten bis zu den regelmäßigen, von den lustigsten bis zu den tiefernsten Stücken. Das Schuchische Theater ist nicht bloße Vergnügungs-, ist Erbauungs- und Belehrungsstätte zugleich. In einer Zeit des Ueberganges in der Geschichte des deutschen Theaters, wie es der Anfang und die mittleren Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts sind, besteht und blüht die Schuchische Gesellschaft, indem sie keinem zu Liebe und keinem zu Leide die gegensätzlichen Geschmacksrichtungen in gleicher Weise pflegt. Es bleibt ein Verdienst des Theaterprincipals Franziskus Schuch, daß er so die weitesten Kreise für das deutsche Theater interessirt hat.

Chronologie des deutschen Theaters 1775 (Neuausgabe von K. Legband), S. 334 (Register). — Joh. Chr. Brandes, Meine Lebensgeschichte, 1799, I, 247 ff., II, 50 (besonders deshalb sehr unzuverlässig, weil Brandes vielfach unter dem jüngeren Schuch gemachte Erlebnisse als unter dem älteren Schuch geschehen zurückverlegt). — Ebenso zweifelhaft betr. Schuch: Joh. Fr. Löwen, Geschichte des deutschen Theaters, 1766 (Neuausgabe von H. Stümcke), S. 36 und K. G. Lessing, G. E. Lessing's Leben (Reclam-Bibl., Nr. 2408, 2409), S. 136 f. — Gallerie von Teutschen Schauspielern und Schauspielerinnen der älteren und neueren Zeit, 1783, S. 214 f. (betr. Schuch wörtlicher

Auszug aus der „Chronologie"). — Floegel's Geschichte des Grotesk-Komischen (5. Aufl.), S. 174 f. — Schütze, Hamburgische Theatergeschichte, 1794, S. 288 f. — Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin, 1781, S. 184, 189 ff. — A. B. König's Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin, 1798, V, 1, S. 157, 163, 199, 261. — Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen, Jahrgänge 1758 bis 1763 (enthalten Mittheilungen über Schuchische Vorstellungen in Berlin). — Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens, 1754, Bd. 4, S. 212 ff, 408 ff. (vgl. dazu Gottl. Sam. Nicolai, Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland, Berlin, 1755, S. 127). — Frankfurter Journal, Jahrg. 1751 und 1752; Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung, Jahrg. 1751 und 1752 (zahlreiche Mittheilungen über Schuchische Vorstellungen in Frankfurt). — Kritische Nachrichten von der Schuchischen Schauspielergesellschaft Danzig, 1758. — Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Neuausg. 1905, s. Register Bd. II, S. 590. — Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, 1854, S. 157 ff, 241 ff. — Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit, 1855, S. 163 (Brief Schuch's an Gottsched datirt d. 2. October 1748 aus Frankfurt M.). — Glossy, Fachkatalog der Abtheilung für deutsches Drama und Theater. Wien 1892, S. 120, 121, 124 f., 259. — Preußische Zeitung 1859, Nr. 599 und Neue Stettiner Zeitung 1883, Nr. 122, 124, 126 (beide veröffentlichen Theaterzettel der Schuchischen Gesellschaft). — A. E. Brachvogel, Geschichte des Königl. Theaters zu Berlin, 1877, I, S. 149, 150 ff. — Fürstenau, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, 1862, II, S. 358. — Peth, Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz, 1879, S. 20, 22 f. — Th. Hampe, Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, XII, 1898, S. 276 f. — C. Stiehl, Geschichte des Theaters in Lübeck, 1902, S. 51 f. — Fr. Walther, Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe 1898, S. 261 f. — E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt M., 1882, S. 210 ff. — M. Schlesinger, Geschichte des Breslauer Theaters, 1898, S. 31 ff. — Hans Devrient, Joh. Fr. Schönemann und seine Gesellschaft, 1895, s. Register, S. 395. — Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 5. Aufl., Bd. IV, S. 397. — Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, 1847, S. 286. — E. Schmidt, G. E. Lessing, 2. Aufl., S. 287, 367, 444. — Lessing's sämmtl. Werke, hrsg. von Redlich, Th. 20, 1 S. 218, 569; 20, 2 S. 47.

Johannes Klopfleisch-Klaudius.

Schulhoff: Julius Sch., Pianist und Componist, ist am 2. August 1825 in Prag geboren, empfing seinen ersten Clavierunterricht von einem gewissen Kisch, der die großen Anlagen des Knaben schnell entwickelte, so daß er schon mit neun Jahren als Clavierspieler in die Oeffentlichkeit treten konnte. Nachdem er zwei Jahre später in einer großen „Akademie" ein Concert von Moscheles mit Orchester und eine Thalberg'sche Phantasie mit Erfolg vorgetragen hatte, gab er sich während der nächsten Zeit bei Wenzel Tomascheck ernsthaften Studien hin. 1842 entließ ihn dieser vortreffliche Tonkünstler aus der Lehre und schrieb ihm ins Zeugniß, er sei „nicht nur ein ausgezeichneter Virtuos geworden, sondern habe auch durch seine mehr regelrecht ausgearbeiteten Tondichtungen für das Pianoforte, und seine mit seltenem Geschick und Geschmack durchgeführten vocalen und instrumentalen Fugen seinen Beruf zum Componiren hinlänglich begründet". Nach verschiedenen Concerten in Deutschland begab sich der junge Künstler noch 1842 nach Paris,

lebte hier anfänglich ſehr zurückgezogen, beſtrebt, ſeinen Unterhalt durch Muſikunterricht zu gewinnen, und trat erſt mehr hervor, nachdem er im J. 1844 Chopin's Bekanntſchaft gemacht, der ſich für das elegante, durchgeiſtigte Clavierſpiel Schulhoff's ſehr intereſſirte und auch die Widmung ſeines op. 1, Allegro brillant en forme de Sonate, gern annahm. Am 2. November 1845 gab er in Paris ſein erſtes Concert. Der Ausfall war ſo günſtig, daß Sch. hiermit ſich ſofort in die erſte Reihe der jüngeren Clavierkünſtler ſtellte und nun durch ausgedehnte Reiſen ſeinen Namen in ganz Europa bekannt machte. Zuerſt ging er nach England, dann nach Spanien, wo er vom Hofe in Madrid ſehr ausgezeichnet wurde und kam nach wiederholtem Aufenthalt in London, im Winter 1849/50 nach Wien, zog auch hier die allgemeinſte Aufmerkſamkeit auf ſich, und ließ ſich, nachdem ihn ſeine Wanderfahrten auch tief nach Rußland hinein, dann wieder nach Paris zurückgeführt hatten, 1870 endlich in Dresden nieder. Er verzichtete von jetzt ab auf eine öffentliche Wirkſamkeit, denn die vielen Reiſen hatten ſeine an und für ſich nicht ſehr kräftige Geſundheit angegriffen; ſo war er gezwungen, ſich große Schonung aufzuerlegen. Und er durfte mit Befriedigung auf die Früchte ſeiner Thätigkeit zurückblicken. Hatte er doch, ſo viel an ihm lag, das Niveau der Virtuoſenconcerte zu heben geſucht und die Beſtrebungen Clara Schumann's weitergeführt. Er vermied die nur auf Brillanz hinzielenden Phantaſien und Variationen, die, als er ſeine Laufbahn begann, noch die Pianiſtenconcerte beherrſchten, und pflegte nicht nur in ſeinen eigenen Compoſitionen eine edlere Richtung, ſondern ſpielte auch die Werke unſerer Claſſiker, beſonders Beethoven's und Mozart's, mit Liebe und Verſtändniß. In Dresden fand Sch. 1878 in einer liebenswürdigen und feinſinnigen Frau die Gattin, die ihm ein behagliches, von Kunſt und vornehmer Geſelligkeit verſchönertes Heim bereitete. Zwang ihn auch ſeine Kränklichkeit, mehrere Winter im Süden, in Mentone, zuzubringen, ſo ſtellte ſich danach wieder völliges Wohlbefinden ein, ſo daß er ſeine erfolgreiche Lehrthätigkeit wieder aufnehmen konnte. 1888 ſiedelte er nach Berlin über, und auch hier wurde ſein Haus der Sammelpunkt eines künſtleriſch und geiſtig angeregten Kreiſes. Wenn er als ausübender Künſtler der Oeffentlichkeit entſagen mußte, ſo hatten die Intimen des Hauſes doch noch öfter Gelegenheit, ihn am Clavier zu bewundern. Gern ſpielte er nicht allein, weil es ihn immer ſtark erregte, aber wenn er ſich dazu bewegen ließ, war dies für die Zuhörer ein beſonderer Genuß. Wilhelm Langhans ſchreibt 1889 über die Eindrücke, die ihm das Spiel Schulhoff's gab, Folgendes (Neue Zeitſchrift für Muſik, 2. Jan. 1889): „Da empfand man wieder einmal nach ſo vielem Abgerichteten und Dreſſirten den ganzen Zauber einer wirklichen, in ſich abgerundeten, feſt auf den eigenen Füßen ſtehenden Künſtlerperſönlichkeit; den ganzen Reiz einer Technik, welche ſich nicht in verblüffenden Schwierigkeiten kund gibt, ſondern gerade die einfachſten Tonbilder zu adeln und zu beleben vermag. Mehr als dreißig Jahre ſind es her, daß ich den Meiſter in Paris gehört, wo er während einer Saiſon als wirklicher ‚Löwe‘ die Kunſtfreunde derart entzückte, daß kein Clavierſpieler neben ihm beachtet wurde; und merkwürdiger Weiſe iſt er am Clavier genau derſelbe, wie damals: die Unfehlbarkeit der Technik, die wunderbare Modulationsfähigkeit des Anſchlags, die Kunſt der Phraſirung — nichts davon iſt ihm inzwiſchen verloren gegangen, und ich kann nur wiederholen: möchten unſere jüngeren Pianiſten ſcharenweiſe des Vortheils theilhaftig werden, einen Meiſter wie Schulhoff zu hören, und ſich die Vorzüge ſeines Spiels nach Möglichkeit aneignen.“ Lieber noch ließ Sch. ſich als Spieler von Kammermuſik hören, und Künſtler wie Joachim, Ries und Andere fanden ſich gern als Partner zu

ihm. Daß er seiner ganzen Erziehung nach die Werke dcr älteren Meister bevorzugte, ist erklärlich; nichtsdestoweniger hatte er offene Sinne für alles, was in seiner Kunst neu hervortrat und war, trotz mancher Bedenken gegen gewisse Erscheinungen der modernen Musik, immer geneigt, bedeutende Erscheinungen anzuerkennen, wie ja z. B. Hugo Wolf viel bei ihm verkehrt hat. Neben seiner musikalischen Bedeutung zeichnete sich Sch. durch eine umfassende allgemeine Bildung aus. Von seinem Aufenthalt in Frankreich hatte er eine Vorliebe für die Lebensphilosophen des 17. Jahrhunderts mitgebracht; er besaß eine erstaunliche Kenntniß ihrer Schriften, die er zum Theil wörtlich auswendig wußte. Bis zuletzt las er täglich einige Seiten aus La Rochefoucauld, La Bruyère oder Pascal. „L'artiste gentil'homme" hatte man ihn in Paris genannt, und die chevalereske Liebenswürdigkeit seines Wesens, seine lebendige, geistreiche Art, eine Unterhaltung zu führen, sind ihm auch im späteren Leben erhalten geblieben und haben ihm viel Freundschaft und Verehrung erworben. 1897 wurde er zum königl. Professor ernannt, und am 13. März 1898 ist er gestorben.

Wenn auch Tomaschek seinem Schüler bezeugt hatte, daß er auf vocalem wie instrumentalem Gebiet als Componist Gutes leiste, so liegt die Bedeutung des Tonsetzers Sch. doch ausschließlich in der Instrumentalmusik, und noch enger begrenzt, in der Claviermusik. Seine Claviercompositionen fallen zum größten Theil unter den Begriff Salonmusik, freilich in der besten Bedeutung des Ausdrucks. Alles, was Sch. geschrieben hat, zeichnet sich durch große Rundung und Eleganz der Form aus; der Claviersatz ist glänzend, äußerlich wirksam, ohne daß dadurch dem musikalischen Werth Abbruch geschähe; diese kleinen Clavierstücke sind Charakteristiken und Stimmungsbilder von bedeutendem poetischem Gehalt. Neben Chopin's und Schumann's Clavierdichtungen wird man sie nicht nennen können, weil diese beiden weit ursprünglichere und genialere Persönlichkeiten waren, aber auf der anderen Seite stehen sie weit ab von der im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts landläufigen Claviermusik. Sie bilden in ihrer vornehmen Liebenswürdigkeit eine Gattung für sich. Besonders zu nennen sind neben dem schon erwähnten Allegro brillant die Sonate in F-moll, das Largo funèbre (eine Art Trauermarsch), seine Capricen über russische und böhmische Nationalmelodieen, seine 12 Etuden (op. 12), Galop di bravura, Valses brillantes, Mazurken, 2 Scherzi (op. 8), Six morceaux de musique intime, drei Hefte Idyllen und seine Transscriptionen classischer Instrumentalsätze. Carl Krebs.

Schultz: Albert Sch., Dr. philos. h. c., königlich preußischer Landesökonomierath, Rittergutsbesitzer auf Lupitz in der Altmark, † am 5. Januar 1899. Als Sohn eines Apothekers zu Rehna in Mecklenburg am 26. März 1831 geboren, erhielt er seine Schulbildung theils durch Privatunterricht im elterlichen Hause, theils weiter durch den Besuch des Gymnasiums zu Parchim. Nachdem er sich für den landwirthschaftlichen Beruf entschieden hatte, verließ er 1847 das Gymnasium und suchte zunächst sich eine praktische Schulung für die Landwirthschaft als Volontär auf verschiedenen Gütern Mecklenburgs zu erwerben. Dann widmete er sich dem landwirthschaftlichen Studium, indem er 1851 die landwirthschaftliche Akademie Hohenheim besuchte und im Jahre darauf nach Jena ging, wo F. G. Schulze, Langethal, M. Schleiden und Droysen seine Hauptlehrer waren. Nach dem Abschluß dieser Studien trat er 1853 wieder zurück in die landwirthschaftliche Praxis, um sich nunmehr mit der selbständigen Ausübung derselben zu befassen. Von dem Wunsche beseelt, recht bald zur Bewirthschaftung eines eigenen Besitzes zu gelangen,

schritt er schon 1855 zum Ankauf des Gutes Lupitz bei Klötze in der Altmark; er trat damit in eine mühselige Phase seines Berufslebens. Das von ihm erkaufte Gut hatte nicht nur unvortheilhafte Lage, ungünstige Bodenverhältnisse und mangelhafte Ausstattung, es war auch infolge irrationeller Bewirtschaftung in einen herabgekommenen Culturzustand versetzt worden. So sah er sich nach genauer Orientirung auf seinem Gute vor die Aufgabe gestellt, entweder dasselbe im Wege der Parzellirung alsbald wieder zu verkaufen, oder mit sehr beschränkten Mitteln eine wirthschaftliche Hebung desselben unter erschwerenden Umständen zu bewirken. Er entschied sich für die letztere Alternative und suchte das damit gesteckte Ziel in verschiedenen innerhalb entsprechender Perioden eingehaltenen Richtungen zu verfolgen. In der ersten zehnjährigen Periode brachte er einen ausgedehnten Lupinenbau ohne Ankauf von Dünger mit Beibehaltung eines Viehzuchtbetriebes zur Anwendung, ohne damit wesentlichen Erfolg zu erzielen. Auch in der zweiten gleich langen Periode, wo er mittels Anwendung von Mergel wohl die Ertragsfähigkeit des Bodens gehoben hatte, stellte sich schließlich wieder ein Rückgang der Erträgnisse ein. Dagegen gelang es ihm in der dritten Periode, durch starke Düngerzufuhr in Form von Mineraldünger bei fortgesetztem Anbau von Leguminosen und Cerealien eine Steigerung der Felderträge mit Reduction der Productionskosten herbeizuführen, und als er nunmehr zur Einführung der Tiefcultur und des Zwischenfruchtbaues geschritten war, erzielte er bei fortgesetzter Zufuhr von künstlichem Dünger hohe Brutto- sowie gehobene Reinerträge.

Mit diesem wirthschaftlichen Aufschwunge hatte er aber zugleich auch seinem Gute die Bedeutung einer Musterwirthschaft und für sich den Ruf einer landwirthschaftlichen Autorität erworben. So konnte er sich seit jener Wendung in seinen wirthschaftlichen Verhältnissen mit vollem Selbstvertrauen auch der Förderung der landwirthschaftlichen Interessen in näher und ferner liegenden Kreisen widmen. Er bemühte sich als Präsident des von ihm schon früher gegründeten landwirthschaftlichen Vereins in Klötze um die Verbesserung des Verkehrswesens im Kreise Gardelegen und bewirkte damit solche Wandlungen auf diesem Gebiete, daß er in Anerkennung dieser Verdienste 1897 zum Ehrenbürger der Stadt Klötze ernannt wurde. Wiederholt war er schon früher als Mitglied des Kreistages in Anspruch genommen worden und sah sich außerdem veranlaßt, Mandate als Abgeordneter zum Landtage für die Zeit von 1882—1893, sowie als Mitglied des Deutschen Reichstages während der Jahre 1887—1898 auszuüben. Als sich zu Anfang der achtziger Jahre in verschiedenen landwirthschaftlichen Kreisen das Verlangen nach Gründung eines für die gesammte deutsche Landwirthschaft wirkenden Vereines regte, wurde er neben dem eigentlichen Urheber dieses Planes, dem Hofrath Max Eyth, der Mitbegründer der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft und übernahm bereits 1885 die Leitung der mit der Organisation derselben eingerichteten Düngerabtheilung. An dieser Stelle sorgte er für die Erschließung und Nutzbarmachung der großen Lager von Mineralien, die sich an verschiedenen Stellen des norddeutschen Flachlandes als Schätze der Bodencultur heben ließen. Auf Grund eigener Erfahrungen gab er vielfach durch Wort und Schrift Anlaß zur Ausdehnung des Anbaues der im Verein mit gewissen Bakterien den Stickstoff der Bodenluft aufnehmenden Culturpflanzen und suchte damit zur besseren Ausbeutung dieser von der Natur dargebotenen Stickstoffquelle beizutragen. 1893 wurde er zum Mitgliede der Central-Moorcommission ernannt, in welcher ihm die Vertretung der bei der Be-

wirthschaftung des Sandbodens zu verfolgenden Interessen zugetheilt werden konnte. Ferner war er betheiligt bei der Errichtung des in den Dienst des deutschen Landbaues gestellten Institutes für Pflanzenschutz, und ebenso wirkte er mit bei der Gründung einer landwirthschaftlich biologischen Reichsanstalt, welche 1897 in Berlin ihren Sitz erhielt. In Anerkennung seiner verdienstvollen Bestrebungen und Leistungen wurde er um Mitte der achtziger Jahre mit dem kgl. preußischen Rothen Adlerorden, sowie mit dem Ritterkreuz des Anhaltinischen Hausordens beliehen, außerdem ehrte ihn das Curatorium der Liebig-Stiftung 1889 durch Verleihung der goldenen Liebig-Medaille, die philosophische Facultät der Universität Jena 1893 durch Ernennung zum Doctor philos. h. c., und endlich wurde er 1897 noch als kgl. preußischer Landesökonomierath charakterisirt. In seinem Privatleben war er anspruchslos und huldigte einfachen Formen und lauteren Sitten, erwies sich gerne wohlwollend gegen Hülfsbedürftige und widmete sich mit Vorliebe den Aufgaben der Arbeiterfürsorge. Im persönlichen Verkehr von jovialer Gesinnung wie von Zuvorkommenheit und Aufrichtigkeit geleitet, erfreute er sich in allen persönlichen Beziehungen der lebendigsten Sympathie und Hochschätzung. Nachdem er seit Beginn seines sechzigsten Lebensjahres von wiederkehrenden Erkrankungen heimgesucht war, erlag er einem Leiden, das schon früh zur Lähmung seiner Kräfte geführt und seinem Wirken ein vorzeitiges Ziel gesetzt hatte.

Vgl. Landwirthschaftliche Presse, Jahrgang 1899: Schultz-Lupitz von Geh. Regierungsrath Dr. M. Märcker — ergänzt durch eigene persönliche Wahrnehmungen. C. Leisewitz.

Schultz: August Wilhelm Ferdinand Sch., Arzt und Medicinalbeamter in Berlin, geboren zu Stettin am 27. September 1805, studirte in Berlin und Halle, war Schüler von Rudolph, Horn, Dieffenbach, Krukenberg, wurde 1829 Dr. phil., 1832 Dr. med. et chir., 1833 approbirt, überwies 1835 seine in Italien gesammelten Thiere an das Berliner anatomische Museum als Geschenk, wurde 1838 zum Gesandtschaftsarzt in Rom ernannt, war seit 1847 Arzt in Berlin, erhielt 1846 die große goldene Medaille für Wissenschaft, gehörte seit 1848 der Berliner Stadtverordnetenversammlung an, wurde 1849 als Bezirksarzt in Berlin angestellt, 1855 als Bezirksphysikus, 1859 zum Medicinalassessor beim Medicinalcollegium der Provinz Brandenburg, 1870 zum Medicinalrath, 1875 zum Geheimen Medicinalrath ernannt und starb am 4. December 1890. Bezüglich seiner ebenso umfassenden wie bedeutenden schriftstellerischen Leistungen verweisen wir auf die sogleich angegebene Quelle.

Biogr. Lexikon von A. Hirsch V, 303. Pagel.

Schultze: Karl Leopold Sch., D. theol., Generalsuperintendent in der Provinz Sachsen, evangelischer Kanzelredner, katechetischer Schriftsteller und Kirchenpolitiker, geboren am 11. Juli 1827 zu Brandenburg als Sohn des Directors der Ritterakademie Wilhelm Sch., des früheren Feldpredigers im York'schen Corps, eines Mannes, in welchem bereits feinsinnige, ästhetisch abgetönte Geistescultur und warme, herzvolle Frömmigkeit, letztere durch die patriotisch-religiöse Bewegung jener Tage über den rationalistischen Gesichtskreis des väterlichen Hauses emporgetragen, eine harmonische Vereinigung schufen, die von seiner Persönlichkeit und von seiner Rede, besonders auch in entscheidenden kriegerischen Momenten, bedeutende Wirkungen ausgehen ließ, wie dies J. G. Droysen in seinem Werke über York mehrfach hervorgehoben hat (10. Aufl. II, 28, 96, 152, 257 f., 446 ff. u. a. a. O.). Das Glück, an

der Seite eines solchen Mannes sich zu entwickeln, sollte dem jüngsten und begabtesten der drei Söhne nur kurze Zeit zu Theil werden. Nachdem schon dem Vierjährigen die Mutter durch den Tod entrissen worden war, verlor er fünf Jahre darnach auch seinen Vater. Aber die Erinnerung an das Elternhaus, an des Vaters Wort als einen Quell geistiger und gemüthlicher Anregung blieb ihm ein Schatz fürs Leben. Dem zuerst noch der rechten Leitung entbehrenden verwaisten Knaben erschloß sich bald im Schulleben des Schindler'schen Waisenhauses zu Berlin eine neue Welt, sie bot ihm, nach überwundener spartanischer Strenge des ersten Eingangs, an der Hand eines Kläden und anderer trefflicher Lehrer die Schätze der Alten wie der deutschen Litteratur zu begeisterter Aufnahme dar; und es ist bezeichnend für die Eigenart des späteren Meisters in wohllautender Sprache und hohem Stil, mit welcher Entschiedenheit er schon damals über die lateinischen Autoren einen Plato und Sophokles stellte, über diese aber wieder die vaterländischen Größen, besonders Goethe. Wir fassen hierbei gleich die letzten Schuljahre auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster mit denen in der Schindler'schen Anstalt zusammen. Neben ihrem intellectuellen Ertrage hatte sich noch ein früh auflebendes musikalisches Talent fast bis zur Grenze künstlerischer Leistungen hin entfaltet. Mit Beethoven und Bach war ein innerer Bund geschlossen worden, der den Jüngling hier und da zu eigenen Compositionen im Tone des Volksliedes weiterführte, und der als goldener Faden auch durch die arbeitsreichen Jahre des Mannes sich hindurchzog.

Das religiöse Leben Schultze's hatte in dieser Zeit noch keine tiefergehenden Einwirkungen erfahren. Was ihn zum Studium der Theologie bestimmte, war zunächst das pietätvoll aufbewahrte väterliche Vorbild. Er wandte sich der Universität Halle zu, wo damals die von den Befreiungskriegen nachwirkenden religiösen Impulse am ausgeprägtesten eine bestimmte wissenschaftliche Formung sich gegeben hatten. Es war die der älteren sogenannten Vermittlungstheologie: vermittelnd zwischen Christenthum und allgemeinem Geistesleben im Sinne eines gemäßigten Pietismus, vermittelnd ferner zwischen lutherischer und reformirter Glaubensweise auf der verfassungsmäßigen Grundlage der preußischen Union. In ersterer Richtung vor allem wirkte tonangebend Aug. Tholuck, der weltbekannte Studentenvater, in letzterer, mehr in sich zurückgezogen, aber die sich ihm erschließenden Kreise durch tiefgründigen Gedankenbau sehr nachhaltig beeinflussend, Julius Müller, der Hallesche Dogmatiker und Unionstheologe. Jenem, der ihm auch durch eine gemeinsame Reise nach England zur Erweiterung seines kirchlichen Horizontes verhalf, fühlte sich Sch. zeitlebens dankbar verbunden, ohne doch der freundlichen Dringlichkeit Tholuck'scher Seelsorge seine innere Selbständigkeit ganz preiszugeben; diesem wurde er noch näher geführt, zum Theil durch einen gewissen conservativen und nach ethischer Klarheit strebenden Grundzug seines Wesens, dann aber auch durch die schnell erwachende Neigung zu des Lehrers zweitältester Tochter Anna. Die Musik hatte ihn mit ihr zusammengeführt, ihre wahrheitsernste Lieblichkeit, verbunden mit einem starken Erbtheil theologischen Geistes, brachte die reichbesaitete Harfe seines Gemüthslebens zum vollen Tönen; das spätere eheliche Verhältniß der unzertrennlich Verbundenen bewahrte bis zuletzt den frischen idealen Hauch. Damit aber nun im Frühling der Liebe auch der Ernst des Studiums sein volles Recht behaupte, wurde Halle eine Zeitlang mit Berlin vertauscht. Nitzsch und Neander, der letztere besonders auch durch das Vergeistigte, Weltentrückte seiner ganzen Persönlichkeit, wurden hier zu weiteren Förderern der theologischen Entwicklung, während Hengstenberg's confessionelle Gebundenheit und zum Theil künstliche Beweis-

führung keine näheren Berührungen zuließ. Die Märzstürme des Jahres 1848, welche damals über Berlin dahinzogen, konnten auf den vorhin erwähnten conservativen Zug nur befestigend einwirken. Als Sch. zur Vollendung seines Studiums wieder nach Halle zurückkehrte, breitete sich noch einmal sein bisheriger Werdegang vor ihm aus, wie er das verlassene Waisenkind nun auf die Höhen seelischen Besitzens geführt hatte — es war wie jene Stunde im Leben des Patriarchen, der vor dem Unverdienten seine Kniee beugt: von da an war er seines Gottes und seines inneren Berufes, ihm zu dienen, gewiß. —

Den wohlgeprüften Candidaten erwartete zunächst eine pädagogische Aufgabe als Lehrer der heranwachsenden Töchter des Herrn v. Jena zu Cöthen in der Mark, bei deren Lösung er durch unmittelbaren Tact wie durch impulsive gesellige Begabung und Liebenswürdigkeit schnell die Herzen der Familie sich gewann. Zu besonderem Gewinn wurde ihm dabei der Verkehr mit dem Hause Müllensiefen's, des damaligen Pfarrers in Cöthen, und das Vorbildliche von dessen Amtsführung. Nachdem noch ein Jahr in des Königs Rock seine schwankende Gesundheit glücklich befestigt hatte, und Müllensiefen einem Rufe an die St. Mariengemeinde in Berlin gefolgt war, wählte ihn Herr v. Jena zu dessen Nachfolger. Es war für den jugendlichen Anfänger keine leichte Aufgabe, in die Fußstapfen dieses bedeutenden Mannes und seiner 16jährigen Cöthener Wirksamkeit zu treten. Schon vor ihm hatte die edelgesinnte Patronatsfamilie ihrer Stellung zur Gemeinde die innere Grundlage kirchlicher und socialer Fürsorge gegeben durch allerlei Einrichtungen zunächst mehr in allgemein humanitärer Richtung. Indem Müllensiefen hieran anknüpfte, wußte er nicht nur dem v. Jena'schen Hause einen tieferen Fonds christlichen Lebens mitzutheilen, sondern auch den um die lieblichen Hügel des alten Oderthals (bei Freienwalde a. O.) gelagerten Ortschaften seines Sprengels ein lange nachwirkendes geistiges und geistliches Gepräge zu hinterlassen. Mit dem Feuer der ersten Begeisterung trat Sch. diese Hinterlassenschaft für die nächsten neun Jahre (1852—61) an. Eine bei seinem Weggang für den Nachfolger verfaßte ausführliche Instruction läßt am deutlichsten den Geist pastoraler Weisheit erkennen, mit dem er diesen mannichfach abgestuften, persönlichen und dinglichen Verhältnissen gerecht zu werden, das Veraltete langsam abzustellen, das Keimkräftige zu entwickeln sucht, den Geist auch eines liebevollen Eingehens, womit er den oft dürren Aaronsstab der äußeren Verwaltungsgeschäfte, insonderheit des mit jenen Einrichtungen verbundenen Cassenwesens, gleichsam zum Grünen bringt. Gerade nach dieser Richtung war es ihm auch beschieden Neues zu schaffen. Im engeren Verein wieder mit der Gutsherrschaft, im weiteren mit den Standesfamilien des Kreises, wurde ein Rettungshaus gegründet, angelehnt an die damals noch jungen Bestrebungen Wichern's im Rauhen Hause und von ihrem Geiste erfüllt, eine der ersten Friedenstauben aus der Arche der Innern Mission über den Wogen eines verwahrlosten Volksthums, wie sie das Jahr 1848 zum Ueberfluthen gebracht hatte.

Unter den Männern, die in dieser Zeit auf Sch. eingewirkt haben, tritt neben Wichern und J. Müller besonders noch die kernige Persönlichkeit eines Jaspis, des pommerschen Generalsuperintendenten, hervor. Auf einer gemeinsamen General-Kirchenvisitation lernt er den tiefen Gewissensernst des oberhirtlichen Seelsorgers verehren, und lernt vor allem auch von seiner katechetischen Kunst das Geheimniß, wie es zu machen sei, daß „der Katechismus bei den Kindern nicht nur fest, sondern auch lose sitzt!“. In vertrauensvoller Arbeitsgemeinschaft mit den trefflichen Lehrern der Cöthener Parochie sehen

wir dieser Gedankensaat vielfältige und z. Th. schon selbständige Früchte entsprießen. Aber noch nach einer anderen Richtung mehr indirect sollte die Bekanntschaft mit Jaspis ein Markstein seiner Entwicklung werden. Das theologisch-kirchliche Denken des jungen Pfarrers, bis dahin überwiegend J. Müller'sche Züge tragend, hatte in dieser fortdauernden pietätsvollen Geistesgemeinschaft immer neue Anregung gefunden, die Fragen des praktischen Amts gleich in wissenschaftlicher Vertiefung anzufassen. So mußte er denn naturgemäß auch in den kirchenpolitischen Gegensatz der Halleschen Unionstheologie gegen den im Osten sich ausbreitenden schroff confessionellen Einfluß Hengstenberg's hineingezogen werden; in dem damals erscheinenden eindrucksvollen Buche J. Müller's „Die evangelische Union" erblickte auch er sein Programm. Aber ein Jaspis war eben kein Hengstenberg; hier lernte er zum ersten Mal einen Kirchenmann größeren Stiles kennen, der die confessionelle Grundstellung mit weitherzigem Blick und innerlicher Wärme zu verbinden wußte: eine Verbindung, deren Möglichkeit gewiß auch J. Müller wohl bewußt war, die aber von seinem Schüler erst persönlich erlebt werden mußte, um als wohlthuende Ergänzung dessen kirchliches Urtheil weiter zu bilden.

Ein neues, abschließendes Element wurde diesen pastoralen Lehrjahren durch einen Ruf ins Wupperthal noch hinzugefügt, durch das Pfarramt an der Gemeinde Barmen-Wupperfeld, 1861—64. An diesem Brennpunkt religiösen Lebens, wo Gemeindeglieder, die nach schweren theologischen Büchern griffen, keine Seltenheit waren, dort mußte vor allem die Wirksamkeit des Kanzelredners einen zu höchster Entfaltung treibenden Resonanzboden finden. Ihre besondere Gabe: lebensvolle, anmuthige Herzlichkeit mit durchsichtig harmonischer Gedankenfülle zu verknüpfen — ein Charisma nicht nur der Rede, sondern des Charakters — gewann ihm in Begleitung von eifriger Seelsorge schnell die Liebe der nicht leicht zu befriedigenden Gemeinde. Im regen Austausch des Gebens und Nehmens mit ihr, wie auch mit anderen bedeutenden Geistlichen des Thals (Josephson, Kirschstein, Taube, Hesekiel u. A.) erschloß sich ihm die Macht eines christlichen Volkslebens, das bei aller Betonung religiöser Sitte doch nicht im landeskirchlichen Organismus und Bekenntniß seinen Schwerpunkt suchte, vielmehr in selbständigem Aufbau des Gemeindelebens von innen heraus mehr reformirte, um nicht zu sagen urchristliche, Färbung zeigte. Was die spätere synodale Selbständigkeitsbewegung in der preußischen Landeskirche und Sch. mit ihr mühsam erstrebte, das hatte hier sein urkräftiges Vorbild. Im Mittelpunkt aber dieser geistigen Strömung standen immer wieder die Stillen im Lande — die Bibelchristen! Starke innere Fäden gingen von ihnen wieder zu den württembergischen Stundenhaltern, wie überhaupt zu dem süddeutschen biblisch gerichteten Pietismus hinüber. Und so traten sie denn jetzt auch in seinen Gesichtskreis, die alten Forscher im Schacht der Bibel aus der Schule Bengel's, mit ihrer schlichten, sinnigen Auslegungskunst. Besonders interessirt ruhte dabei sein Blick auch auf der Gestalt eines Martin Boos, jenes gewaltigen evangelisch gesinnten Volkspredigers im Gewande eines österreichischen Priesters. Die mit Boos einst zusammenhängende freiere Bewegung innerhalb der katholischen Kirche hat er in einem Schriftchen geschildert, das sich wie eine Weissagung auf die neuste confessionelle Entwicklung in Oesterreich liest.

Bei all diesem reichen, stark fluthenden Leben fehlten doch auch die persönlichen Schatten nicht ganz. Die Kreise der Gemeinde hätten gerne ihren Pastor auch politisch auf ihrer Seite gesehen. Schultze's patriotische Anschauungen vermochten sich mit dem rheinischen Liberalismus, zumal in der

Zeit der heraufziehenden Conflictsjahre nur unvollkommen zu verständigen. Ein Ausspruch, den er damals that, hätte beinahe seine Stellung untergraben: der jetzt so verhaßte Ministerpräsident v. Bismarck werde noch einst der populärste Mann in Europa sein! Sodann ging mit dem besondern Ansehn und Vertrauen, das ein beliebter Pfarrer im Wupperthal genießt, auch eine Inanspruchnahme seitens der Gemeinde Hand in Hand, die auf die Dauer Gesundheit und Familienleben des überall Umdrängten zu gefährden drohte. Daher entschloß er sich, wiewohl schweren Herzens, der unerwartet an ihn herangetretenen Berufung zum Consistorialrath, Superintendent und Pfarrer der St. Pauligemeinde in Posen Folge zu leisten, und ließ die Barmer Gemeinde in Frommel's Händen zurück. Der Oberkirchenrath zu Berlin, in welchem seit dem Eintritt W. Hoffmann's, des württembergischen Theologen, immer mehr die unionsfreundliche Haltung der preußischen Kirchenpolitik in den Vordergrund getreten war, wünschte diese Position durch seine Wahl auch im Posener Consistorium zu verstärken.

Es begannen hiermit sieben Jahre (bis 1871), die wohl als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet werden dürfen. Gegenüber der geschlossenen Macht des katholischen Polenthums gerade in Posen fühlte sich alles, was deutsch und evangelisch war, von vorne herein wie verwandt. Man suchte für dies menschliche Sich-Nahekommen nach einem inneren Band, und man fand es in der aufstrebenden St. Pauligemeinde, um deren neuen Prediger jetzt die gebildeten Kreise der Stadt insonderheit sich sammelten. Ein äußeres Denkmal dieses Aufstrebens wurde der Bau der Paulikirche für die bis dahin gastweis untergebrachte Gemeinde, ein noch segensvolleres die Gründung des Posener Diakonissen-Mutterhauses, bei welcher Sch., von Anfang an Seele und Seelsorger des Hauses, mit Oberpfarrer Bork, Director Haupt, Major v. Treskow und andern Männern sich die Hand reichte. Auf der Dominsel angesichts der erzbischöflichen Burg Ledochowski's wuchs das evangelische Reis hoffnungsvoll und bedeutungsvoll empor. Ein engeres Freundschaftsband verband ihn und seine Gattin während dieser Jahre mit dem geistig hochstehenden Hause des Oberpräsidenten v. Horn. In diesem Manne, der zugleich Präsident des Consistoriums war, vereinigten sich damals die Tendenzen des deutsch-evangelischen Widerstands gegen die im Polenthum immer bedrohlicher sich erhebende Macht Roms. Sch. ging ihm dabei zur Hand, u. a. durch einen im Namen des Consistoriums erlassenen flammenden Protest gegen die Aufforderung des Papstes, zur katholischen Kirche „zurückzukehren“. Doch was half es, daß der Vertreter des Staates in der Provinz fort und fort über unbefugte Klostergründungen und andere Uebergriffe nach Berlin berichtete? Ledochowski, der seinerseits über einflußreiche Verbindungen in Berlin verfügte, grub seine Gegenminen, und Horn — wurde nach Königsberg versetzt! So lagen die Dinge in Preußen vor dem Culturkampf.

Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten erschien der Posener Consistorialrath sozusagen als die markanteste Gestalt eines unverzagten evangelischen Bewußtseins. Noch später, als er schon in Elbei war, reiste ihm ein katholischer Priester nach, um bei ihm seine Conversion zu vollziehen, weil er seinen Namen am öftesten hatte nennen hören (Zillgens). Auch im Collegium wurde sein Einfluß, unterstützt durch die schon angedeutete Gabe der innerlichen Erfassung von Verwaltungsgeschäften, mehr und mehr der entscheidende, und zwar, wie es scheint, ohne sonderliche Frictionen: mit den Collegen, besonders dem feinsinnigen Schellingianer Rödenbeck, dem späteren Consistorialpräsidenten, mit Karl Göbel, dem originellen reformirten Schrifttheologen, gestaltete sich der Verkehr sehr herzlich und anregend. Was aber so die Person an Ver-

trauen sich erwarb, im Consistorium und weiterhin in der Geistlichkeit der Provinz, das übertrug sich nun ohne viel Umstände auch auf die principielle Stellung, seinen mit Schonung vertretenen unionistischen Standpunkt. Für zugespitzte kirchenpolitische Gegensätze war ohnehin in einer Provinz kein Boden, der die gemeinsame Frontstellung gegen Rom mehr als alles am Herzen lag, wo die Nöthe einer Kirche, die unter dem Zeichen der Diaspora kämpfte, überall in erster Linie den Gegenstand kirchenregimentlicher Fürsorge bildeten. Wie Sch. gegenüber dieser Lage thatkräftig helfend eingegriffen und die Sorgen der Amtsbrüder auf sein Herz genommen hat, das ist ihm noch durch ein besonderes Dankesvotum bezeugt worden, indem die außerordentliche Provinzialsynode, welche zur Vorberathung der in den älteren preußischen Landestheilen einzuführenden Kirchengemeinde- und Synodalverfassung 1869 zusammentrat, einmüthig ihn zu ihrem Präses erwählte. Der Oberkirchenrath, der die Wahl genehmigte, gab seine Befriedigung über die Führung der Präsidialgeschäfte dadurch zu erkennen, daß er dem in der Mitte der Vierziger Stehenden nunmehr das Amt eines zweiten Generalsuperintendenten in der Provinz Sachsen antrug. Der damit an ihn herantretenden Aufgabe, zu der ja in seinen bisherigen Führungen die mannichfachste Vorbereitung lag, glaubte er sich nicht entziehen zu dürfen, obgleich „die Stufen von der St. Paulikanzel herunter ihm noch schwerer wurden, als einst das Hinauf", und er das Gefühl hatte, daß ein Riß durch sein Leben ging. Unter denen, die bei diesem Scheiden Aehnliches empfanden, sei hier besonders der früheren Confirmanden gedacht; eine begeisterte Schülerin hat nachmals seiner katechetischen Thätigkeit ein anmuthendes Denkmal gesetzt: „Consistorialrath D. Leopold Schultze als Religionslehrer an der Töchterschule."

Die Heimathprovinz der Reformation lag vor ihm, mit ihren Domthürmen bis zur Wiege des deutschen Kaiserthums zurückweisend, mit ihren zahlreichen und gehaltvollen geistlichen Kräften im Süden um das wissenschaftliche Centrum Halle sich scharend, während der Norden mehr der confessionellen Richtung folgte; ein reichgegliederter, schöner Wirkungkreis, an dessen Eingang freilich zunächst die Schwierigkeiten sich thürmten noch über das erwartete Maß hinaus. Eine zweite Generalsuperintendentur innerhalb derselben Provinz war damals in Preußen, abgesehen von Berlin-Brandenburg, etwas Neues, nach der Absicht des Ministers v. Mühler sollte sie durch einen tüchtigen Vertreter erst als vollendete Thatsache wirken, dann wollte er ihre Uebernahme auf den Etat des Staats dem Parlament empfehlen. Das bald darauf folgende Regime Falk zeigte jedoch wenig Interesse, dieses Versprechen einzulösen, und so mußte denn der neue Generalsuperintendent zehn Jahre lang von 1871—81 als Dorfpfarrer in dem zwei Meilen von Magdeburg gelegenen Elbei sein Einkommen beziehen, eine vielfach demüthigende, Zeit und Kraft verzehrende Zwitterstellung, zumal er sich von der Ueberzeugung aus, daß im Connex mit dem kirchlichen Leben der Provinzialhauptstadt das Predigtzeugniß des Oberhirten dort nicht fehlen dürfe, jährlich noch zwölf Predigten auf der Magdeburger Domkanzel ausbedungen hatte. Eine wirklich innere Ausfüllung indessen konnte das Sporadische dieser Thätigkeit, obwohl sie auch hier bald einen dankbaren Zuhörerkreis um sich sammelte, und inbezug auf Gedankenreichthum und Formvollendung wohl den Höhepunkt seiner Predigtwirksamkeit bezeichnete, doch nicht gewähren; noch weniger das Stillleben der kleinen Elbeier Gemeinde, die an geistlicher Aufnahmefähigkeit das, was Sch. einst in seiner ersten Landpfarrei gefunden hatte, nicht erreichte.

Um so mehr mußte jetzt das Schwergewicht seines Wirkens dahin fallen, wohin ja auch das Amt des Oberhirten mit seinen Visitationen und Weihe-

acten vor allem wies, auf den persönlich anfassenden Verkehr mit den Amtsbrüdern wie mit deren Patronen und Gemeinden. „Wenn er dann mit den Geistlichen zusammentraf“ — so schildert ein Amtsgenosse, Generalsuperintendent Baur, in seinem Lebensbild Schultze's diese Wirksamkeit — „erwachte die Erinnerung an die einst mit ihnen verlebten entscheidenden Tage der theologischen Prüfung und an die ins Gewissen greifenden Stunden der Ordination auf beiden Seiten, und von ihr war der Weg leicht zur Gegenwart mit ihren häuslichen und gemeindlichen Leiden und Freuden, Sorgen und Siegen. Visitationen, Kircheinweihungen, Jubelfeiern, Vereinstage boten Gelegenheiten, die im besten, im evangelischen Sinne bischöfliche Erscheinung dem evangelischen Volk nahe und ihre Kraft zur vollen Geltung zu bringen. Da erfüllte sich denn des Herrn Wort von den Strömen lebendigen Wassers, die von der glaubensinnigen und geistesmächtigen Persönlichkeit fließen.“ — Unter zahllosen ähnlich lautenden Aeußerungen, die dem Unterzeichneten von Geistlichen der Provinz Sachsen ohne Unterschied des kirchlichen Standpunkts zu Ohren gekommen sind, ist ihm besonders ein Wort als bezeichnend für das intimere Moment dabei im Gedächtniß geblieben: bei aller großen Bedeutung dieses Mannes sei doch seine Gegenwart und sein Umgang Niemandem je beschwerlich geworden.

Als Sch. nach Sachsen kam, stellte der Confessionalismus im kirchlichen Leben der Provinz eine ansehnliche, vielfach dem Unionsgedanken noch spröde gegenüberstehende Macht dar. Begünstigt von oben her durch das Ministerium Mühler, hatte er besonders in dem charaktervollen Magdeburger Appellationsgerichtspräsidenten Ludwig v. Gerlach, dem von Friedrich Wilhelm IV. einst „gefürchteten“ Führer der Kreuzzeitungspartei, sowie in Consistorialrath Appuhn seine Stütze gefunden, während der Präsident des Consistoriums, Nöldechen, nach Geist und Gemüth sich Sch. verwandt fühlend, ihm von seinem ursprünglich confessionellen Standpunkt aus bald eine warme Freundeshand der Verständigung hinüberreichte. Die Hallesche Richtung war in hervorragender Weise repräsentirt durch den ersten Generalsuperintendenten Möller, eine innerlich vornehme, theologisch und philosophisch durchgebildete Persönlichkeit, mit der zu allen Zeiten, auch da, wo die kirchenpolitischen Wege später auseinanderführten, ein herzlich collegialisches Zusammenwirken möglich war. In dieser so verschiedene Möglichkeiten darbietenden Combination nun vor allem eine Politik der Versöhnung in der Richtung auf die Union hin anzubahnen, dazu war Sch. von maßgebender oberkirchenräthlicher Seite, von dem ihm persönlich gewogenen, auf der Höhe seines Einflusses damals stehenden Generalsuperintendenten Hoffmann ausersehen worden. Und Niemand konnte eine solche Aufgabe freudiger in die Hand nehmen, denn er: sie bedeutete für ihn nicht sowohl eine Politik, als ein seiner innersten Natur entsprechendes und durch die Erfahrungen seines bisherigen Lebens ihm nahe gelegtes Handeln. Wie stark aber dasselbe auch in seinen theologischen Ueberzeugungen wurzelte, das hatte bereits im J. 1868 ein Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz gezeigt, der in der Geschichte der Unionsbestrebungen fast eine ähnliche Bedeutung erlangt hat, wie das vorhinerwähnte Buch von J. Müller: „Die Augsburgische Confession als Gesammtbekenntniß unserer ev. Landeskirche“. In diesem, noch als Druckschrift warm ansprechenden, Exposé erschien der berechtigte Kern einer sogenannten Consensus-Union (die das Gemeinsame der zu vereinigenden Bekenntnisse in ausdrücklicher Formulirung zu Grunde legt), wie jenes Buch sie befürwortet hatte, noch schärfer, einwandsfreier gefaßt, und mit dem verfassungsmäßigen unverkürzten Recht der lutherischen und reformirten Sonderbekenntnisse in ein ausgeglichenes Verhältniß gesetzt: „Die Nothwendigkeit des Bekenntnisses folgt aus dem Recht

der Gemeinde an die evangelische Wahrheit, schließt aber die Möglichkeit eines Gesammtbekenntnisses für die evangelische Kirche nicht aus. Auch durch das unzweifelhafte Recht der Einzelgemeinde an ihr besonderes Bekenntniß wird die Bekenntniß-Einheit der Landeskirche nicht alterirt." „Als Ausdruck jenes Consensus aber war eins der reformatorischen Bekenntnisse selbst vorgeschlagen, mit Berufung auf die Friedensmission der Augustana schon in der Geschichte, und mit der Reserve, daß auch dieser Formulirung, wie den Bekenntnissen überhaupt, nur ein relativ verpflichtender Charakter beizumessen sei; wolle man daher diese Fahne aufpflanzen, so müsse es mit der ausdrücklichen Erklärung geschehen, daß dadurch an dem historischen Bekenntnißstand der Gemeinden, wie er ihnen verbürgt ist, d. h. an der fortdauernden Geltung ihrer Sonderbekenntnisse für sie nichts geändert werde."

Wir haben es hier jetzt nicht mit der Beurtheilung dieses praktischen Vorschlags zu thun, der übrigens so, wie er gemacht wurde, nie zur Ausführung gekommen ist, sondern vielmehr mit der darin sich ausdrückenden, principiellen Stellung. Was darin nämlich von freudiger Anerkennung des Geschichtlich-Confessionellen neben dem Unionsgedanken sich kundgab, war völlig ernst gemeint, es war ein, wenigstens vorherrschend, lutherischer Grundtypus seines Denkens, zu dem ja seine Natur eigentlich von Haus aus angelegt war, und der sich im Laufe der Jahre durch die Berührung mit Jaspis und andern edlen Vertretern des Lutherthums allmählich herausgebildet hatte. Ein wichtigeres Ergebniß, als die Ausführung jenes Vorschlags es hätte haben können, stellte sich bei dieser principiellen Stellung heraus, indem sie es ihm ermöglichte, mit den confessionellen Kreisen der Provinz Sachsen bald ein Vertrauensverhältniß zu gewinnen. Er fand sie doch im allgemeinen zu milderen Auffassungen geneigt, von Halleschen Einflüssen, namentlich denen Tholuck's, nicht unberührt, die Anerkennung ihrer berechtigten Eigenthümlichkeit seitens des neuen Oberhirten wurde dankbar empfunden. Mit so mancher Stätte ernsten religiösen Lebens — und dazu gehörte, zum Theil noch unter Nachwirkungen des Pietismus, auch manche edle Familie, deren sociale Stellung im Sinne eines noblesse oblige christlich vertieft und für den Fortschritt der Zeit erschlossen war, — konnte eine wirkliche Gemeinschaft in den innerlichsten Fragen sich bilden.

Die auf solchen persönlichen Wegen fortschreitende Aussöhnung zwischen Lutherthum und Union innerhalb der Provinz Sachsen wurde nun von einer andern Entwicklung durchkreuzt. Daraus sich ergebende Reibungen haben zum Theil mit beigetragen, eine neue kirchenpolitische Situation zu schaffen. Was hier darüber zu sagen ist, kann wiederum nicht den Anspruch erheben, über das so Gewordene ein abschließendes Urtheil zu fällen, denn dazu bedürfte es erst einer alle Factoren berücksichtigenden Geschichte jener kirchlichen Aera, die noch auf ihren Darsteller wartet. Einstweilen kann es nur darauf ankommen, nach bestem Wissen Thatsachen mitzutheilen, durch die das Werden bedingt wurde, wobei freilich auch die Auffassung dieser Thatsachen von Seiten der in ihrem Handeln dadurch bestimmten Person nicht unberücksichtigt bleiben kann. Bezüglich des letzteren Punktes liegt in einer Reihe von Aeußerungen, die in den „Kirchlichen Bausteinen" gesammelt worden sind, besonders in dem Aufsatz „Die Parteien der positiven Union, ihr Ursprung und ihre Ziele", urkundliches Material vor.

Das mit Falk und Herrmann beginnende liberale Regiment vermochte in noch erheblich geringerem Maße, wie das vorhergehende Mühler'sche, Schultze's Zustimmung zu finden, was für seine loyale Denkweise ein tiefer Schmerz war. Obwohl selbst im Kampfe gegen Rom erprobt, sah er doch in den Einzel-

heiten des sogen. Culturkampfs ein Uebergreifen aus dem Machtbereich des Staates in die Sphäre religiöser Freiheit, das die Position der katholischen Kirche durch ein ihr aufgedrungenes Märtyrthum nur verstärken könne. Für ganz besonders verhängnißvoll aber hielt er es, daß als Mittel des Kampfes eine Gesetzgebung gewählt worden sei, von der die evangelische Kirche, die treue Bundesgenossin des preußischen Staates, in gleicher Weise mitgetroffen werde, und daß durch dieses zugleich freiheitliche Ordnungen, die bei allmählicher, ruhiger Einführung vielleicht förderlich oder wenigstens erträglich sich gestaltet haben würden, den Charakter einer unverdienten Maßregelung der Kirche angenommen hätten, ja den zum religiösen Abfall geneigten Volksschichten geradezu als eine indirecte Aufforderung erscheinen könnten, den Ordnungen der Kirche sich zu entziehen. Anders dachte man über diese Dinge nun in Halle. Dort hatte, je mehr die den älteren Unionsstandpunkt vertretenden Glieder der Facultät sich gesundheitlich gehemmt fühlten, Professor Beyschlag mit aufstrebender Kraft die kirchenpolitische Führung der Collegen in die Hand genommen. Er selbst hat die damit beginnende Entwicklung der Dinge, wie sie sich ihm darstellte, in seiner Selbstbiographie geschildert. Daß von dieser Darstellung verschiedentliche Abstriche gemacht werden müssen, und daß Beyschlag, der Meister geistvoller, künstlerisch abgerundeter Conception, manches andere eher als ein nüchtern abwägender Historiker war, dürfte selbst von seinen Freunden zugestanden werden. Für Schultze's Eigenart hat er ein volles Verständniß nicht besessen; obwohl — oder vielleicht auch weil — er bis zu einem gewissen Punkt ihm innerlich verwandt war. Beide Männer waren lebensvoll vordringende Naturen, ästhetisch durchgebildet, mit hoher Phantasie ausgerüstet. Beiden, noch mehr wohl Beyschlag, konnte es gelegentlich begegnen, daß sie im Schwunge festlicher Stunden Kreise mit sich fortrissen, deren Stellung nachher im einzelnen ihren Erwartungen nicht ganz entsprach. Ihr Unterschied läßt sich vielleicht am kürzesten so formuliren: Beyschlag, mehr Verstandesimpulsen folgend, war der Mann der Vermittlung, das Rechnen mit Compromissen seine Stärke, Sch. dagegen mehr der Mann der Versöhnung, der das Leben von der Gemüthsseite her erfaßte, darum aber auch die Güter der Gemüthswelt vor einem do ut des sorglich hütete. Dazu kam noch dies, daß für Beyschlag nach der Luft, in der er lebte, die Kreise der städtischen Intelligenz als das von der Kirche zu Gewinnende, wenn auch um schweren Preis, überall im Vordergrunde standen, während Sch. mehr das Ganze im Auge hatte.

Kaum hatte Falk den Kampf gegen die katholische Kirche eröffnet, als Beyschlag mit Lebhaftigkeit den Gedanken erfaßte, die Kräfte der evangelischen Kirche, zunächst die der landeskirchlichen großen Unionspartei, sozusagen als Hülfstruppen des Staats mobil zu machen. Eine freiheitliche Fortbildung des Unionsgedankens, wenn auch nicht in dem Sinne, wie der Protestantenverein ihn vertrat, so doch in Annäherung dazu, sollte damit Hand in Hand gehen, indem das relativ Verpflichtende des kirchlichen Bekenntnisses, wie es bisher von den maßgebenden Vertretern der Richtung meist aufgefaßt worden war, auf die mehr formelle Bedeutung eines Vorbildes und Wegweisers für kirchliches Lehren reducirt wurde. In diesem Sinne erging 1873 von Halle aus die Aufforderung zur Unterzeichnung eines Programms für die nunmehr als „Evangelischer Verein“ zu constituirende Unionspartei. Die Tendenz des Unternehmens trat durch ein gleichzeitiges scharfes Abrücken Beyschlag's von der confessionellen Gruppe, die in seinen Aeußerungen nur noch als Hüterin des Ueberlebten und als Hemmschuh kirchlicher Entwicklung erschien, noch deutlicher zu Tage. Diese Auffassung konnte nun Sch. nach seinen oben geschilderten

Erfahrungen nicht theilen, ebensowenig die damit verbundene optimistische Beurtheilung des staatlichen Culturkampfs, den zu unterstützen ihm überhaupt nicht als Aufgabe der Kirche erschien. Vor allem aber hatte er gegen jene Reduction der Autorität der Symbole wesentliche Bedenken, verstärkt durch das Eintreten von Mitgliedern der Halleschen Facultät für eine abschwächende Entscheidung des bekannten Sydow'schen Lehrprocesses. Er vermochte daher mit vielen Anderen in der Provinz, die es bisher mit Halle gehalten hatten, das neue Unionsprogramm nicht zu unterzeichnen. Man legte sich in diesen Kreisen damals wohl auch die Frage des Anschlusses an die confessionelle Partei vor. Indessen widersprach dies Schultze's nach wie vor unionsgesinntem Standpunkt. Und so lag denn, falls Halle nicht einlenkte, das Auseinandergehen der alten Unionspartei in zwei getrennte Lager schon damals in der Luft.

Selbstverständlich konnte es nicht nur in einer Provinz und darum nicht gleich auf einmal zur endgültigen Entscheidung darüber kommen. In Berlin standen die um den Hofprediger Kögel sich scharenden Kreise — bald darauf gesellte sich als eine werdende Größe auch Stöcker dazu — vor derselben Frage. Mit dem Ersteren als seinem Schwager und Studiengenossen war Sch. schon seit lange durch die innigste Freundschaft verbunden, und wurde es in dieser Zeit beginnender gemeinsamer Kämpfe nur noch mehr. Kögel's gewaltige Persönlichkeit (s. A. D. B. LI, 299) hat vor dem Kaiser und vor der Oeffentlichkeit oft das entscheidende Wort gesprochen, in Bezug auf die theologische und praktische Durcharbeitung der Gedanken hat er in dem etwas älteren Schwager dankbar einen ergänzenden Genossen anerkannt. „Was die Gruppe der positiven Union in diesem ihrem Leiter und Träger verloren hat", so schrieb er nach Schultze's Tode, „welche Säule für die Landeskirche zusammengebrochen ist, das kann selbst der weniger Kundige von ferne ermessen." — Der Fortgang der Falk'schen Gesetzgebung verschärfte inzwischen von Monat zu Monat die kirchenpolitische Situation, ganz besonders auch die in dem ersten Entwurf des Civilstandsgesetzes ausgesprochene Absicht: zur Führung der standesamtlichen Register im Bedarfsfalle auch der Geistlichen sich zu bedienen, so daß ein solcher u. a. in die Lage kommen konnte, ein Paar, das den Trauungssegen aus seiner Hand verschmähte, dennoch bürgerlich zusammensprechen zu müssen. Als pastor pastorum sah Sch. hierin den Tiefpunkt der diesem Stande zugemutheten Demüthigungen und hielt es für seine Pflicht, in einer Schrift „Wider den geistlichen Civilstandsbeamten" 1874 sich seiner Ehre anzunehmen, wobei die Amtsstellung des Verfassers die Form der Anonymität an die Hand gab, doch nicht ohne die verständliche Andeutung, daß er aus dieser Frage für sich persönlich eine Cabinettsfrage machen werde: es war wie ein erstes Kreuzen der Schwerter, der Minister ließ die Sache fallen. Dort aber, wo man schon früher seine positive Stellung zum Bekenntniß geschätzt hatte, glaubte man jetzt auch die Führung der ersten ordentlichen Provinzialsynode 1875 in keine besseren Hände legen zu können als in die des muthvollen Oberhirten. Indem nun Sch. seinerseits diesem dringenden Wunsche der confessionellen Partei um der Sache willen nachgeben zu müssen glaubte, hatte er allerdings seine Stellung auf der außerordentlichen Provinzialsynode in Posen als Präcedens für sich, er machte sich aber wohl nicht ganz klar, daß der durch Präsident Herrmann an Falk's Seite gerückte Oberkirchenrath am wenigsten geneigt sein würde, das Außerordentliche zum Ordentlichen werden zu lassen: die Leitung des synodalen Lebens durch maßgebende kirchenregimentliche Personen. Beyschlag, der die Schwäche dieser Position durchschaute, war denn auch im Stande, durch eine Anfrage an den

Commissar des Oberkirchenraths im Augenblick der Wahlhandlung die Majorität auf den von ihm vorgeschlagenen Präses zu lenken. Es ist jedoch historisch unrichtig, wenn seine Darstellung aus der angeblichen Verstimmung Schultze's über diese Niederlage den Entschluß einer antihalleschen und antiherrmannschen Parteigründung herleitet. Wie die am Schluß dieses Artikels angeführten Verhandlungen ergeben haben, beruht diese Annahme auf einer Verwechslung zweier ganz verschiedener Vorgänge von Seiten Beyschlag's. Sie widerlegt sich auch schon dadurch, daß Sch. fünf Monate nach jener Synode in einem neuen Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz: „Ekklesia und Volkskirche", die Stellung des Oberkirchenraths wieder sehr freudig vertreten hat, nämlich in Bezug auf den 1873 erschienenen Erlaß einer Kirchengemeinde- und Synodalordnung in ihrer ersten Fassung.

So befanden sich denn die Dinge thatsächlich noch in der Schwebe, als Ende 1875 die außerordentliche Generalsynode begann. Sie sollte dem Aufbau des presbyterial-synodalen Verfassungswerkes für die älteren preußischen Provinzen durch eine Generalsynodal-Ordnung die krönende Spitze aufsetzen. Da jedoch das Ganze wegen des kirchlichen Besteuerungsrechtes noch der Genehmigung des Parlaments bedurfte, so hatte Herrmann jetzt im Einverständniß mit Falk in den sogenannten Schlußbestimmungen der Vorlage eine unvermuthete Abänderung der früher erlassenen Kirchengemeinde- und Synodalordnung eingefügt, die auf die liberale Stimmung des Abgeordnetenhauses Rücksicht nehmend ein Ueberwiegen des Laienelements auf den Synoden bezweckte. Auch Sch. hatte in jenem Berliner Vortrag die Heranziehung des Laienelements zur Verwaltung der evangelischen Landeskirche vertreten, und zwar im Blick auf ihren volkskirchlichen Charakter; da dieser sich ihm jedoch mit dem religiösen Begriff der Kirche (Gemeinschaft der Heiligen) nicht deckte, so sah er hierin eine nothwendige Schranke jener Betheiligung, und vor allem hielt er es für widersprechend dem religiösen Begriff, daß über den Umfang derselben die Rücksicht auf ein interconfessionelles, ja zum Theil nichtchristlichen Strömungen hingegebenes Parlament entscheiden solle. Da er sich hierin nun mit Kögel, Professor Cremer, Generalsuperintendent Erdmann, v. Wedel (späterem Minister des kgl. Hauses) und vielen Andern zusammenfand, so mußte, wie das schon auf der sächsischen Provinzialsynode geschehen war, der rechte Flügel auf der Unionspartei von dem linken gesondert sich verständigen, und zwar im Sinne einer Ablehnung der ganzen Vorlage. Gegen den Widerspruch dieses Flügels und der Confessionellen wurde sie zum Beschluß erhoben. Derartige parlamentarische Sonderungen können aber auf die Dauer nicht ohne Formulirung eines bestimmten Programms sich vollziehen. Es kam daher gleich nach der Generalsynode zur definitiven Begründung einer Partei der „Positiven Union" — ein schon früher von J. Müller und Andern gebrauchter Ausdruck, der jetzt besonders in dem ersteren Wort seinen Accent fand.

Es würde hier zu weit führen, die Bestrebungen dieser Partei im einzelnen zu verfolgen. Auch von der Betheiligung Schultze's — bezüglich der Provinz Sachsen traten ihm besonders Consistorialrath Renner, Graf v. Hagen, Graf Hohenthal und Andere zur Seite — dürfte sich aus dem Bisherigen bereits im allgemeinen ein hinreichendes Bild gewinnen lassen. Daß seine persönlichen und amtlichen Beziehungen zu Halle dabei gegenüber den großen principiellen Gesichtspunkten etwas mehr zurücktraten, als Beyschlag und seine Freunde es erwartet haben, hat den begleitenden litterarischen Auseinandersetzungen zum Theil ein besonderes Gepräge gegeben. J. Müller selbst, seit zwanzig Jahren von Schlaganfällen heimgesucht, hielt sich von einer eigentlichen Einwirkung auf den Gang der Dinge zurück. Obwohl er von seinem

Collegen formell und öffentlich sich nicht lossagen wollte, hat er doch die Stellung seiner Schwiegersöhne, Sch. und Kögel, verstanden und namentlich ihre Haltung auf der Generalsynode ausdrücklich gebilligt; mit großer Freude scharte sich um dieselbe Zeit im Elbeier Pfarrhaus der weitere Müller'sche Familienkreis um seinen Jubilar. Daß Sch. in dem, was er für recht hielt, nur das folgerichtige Ergebniß seines oben geschilderten Entwicklungsganges vertrat, mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, unbewegt durch Gunst oder Mißgunst, und daß über den kirchenpolitischen Graben das Ungeheuchelte einer liebevoll demüthigen inneren Stellung immer wieder Brücken schlug, ist auch von Andersdenkenden anerkannt worden. Als es im J. 1879 hieß, er würde die Schwierigkeiten von Elbei mit der Posener Generalsuperintendentur vertauschen, vereinte sich die Geistlichkeit der Provinz zu einer großen Petition um sein Bleiben. Die Folge war, daß nun endlich auch Falk nachgab. 1881 wurde die zweite Generalsuperintendentur selbständig fundirt und damit nach Magdeburg verlegt. Hier wirkte Sch. zunächst in der bisherigen Weise weiter, sodann nach Möller's Emeritirung 1890 als erster Generalsuperintendent und Pfarrer am Dom.

Wie früher schon in Cöthen und in Posen, so waren auch in Sachsen die Werke der Inneren Mission seine Lieblingspflanzung und wurden es besonders im Zusammenhang mit Magdeburg. Unter seiner Förderung gelang, vertreten von Hesekiel, dem späteren Generalsuperintendenten, damals Pfarrer bei Magdeburg, die Angliederung der Inneren Mission an das synodale Leben in Kreis und Provinz, erwuchs am Fuß der Harzberge als freundlicher Absenker der Vereinsthätigkeit das erste norddeutsche Sommerhospiz, Haus Hagenthal. Noch anhaltender beschäftigte ihn die Gründung eines Magdalenenasyls in Krakau, nachher unter Superintendent Pfeiffer weiter aufblühend, am anhaltendsten die Pflege des Stadtmissionswerkes in Magdeburg, wobei namentlich Dr. Hartmann und Kaufmann Fahrenhorst seine freundschaftlich verbundenen Mitarbeiter waren. In dem frischen Angreifen dieses Werkes erkennen wir u. a. einen Einfluß von Stöcker's großzügiger Thätigkeit in Berlin, wie sie von Anfang an Schultze's Blicke auf sich gelenkt hatte. Wer so wie er das Volkskirchliche betonte, freilich in reinlicher Unterscheidung von dem Idealbegriff der Ekklesia und darum nicht ausnahmelos Stöcker's Ideen theilend, mußte auch für die sociale Frage und die Mitarbeit der Kirche daran ein warmes Verständniß haben, wozu schon ehedem das Vorbild eines Victor A. Huber, des Schwagers von J. Müller, angeregt hatte; selbst Lassalle's Schriften lagen nicht außerhalb seines Gesichtskreises. Stöcker's energisches Vordringen war ihm auch sonst sehr sympathisch; er wurde insonderheit noch mit ihm verbunden durch die in den achtziger Jahren einsetzende Bewegung für größere Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat, namentlich des synodalen Elementes in ihr. Hinsichtlich des letzteren war inzwischen die positiv unirte Strömung so mächtig angewachsen, daß selbst Präsident Herrmann 1878 ihr weichen mußte. In ihren Händen lag zunächst die Führung des General-Synodalvorstands, in welchem bald Schultze's Mitgliedschaft von wachsendem Einfluß wurde. Sie warf sich, da die Zusammensetzung der Synoden einstweilen verfassungsmäßig festgelegt war, auch noch nicht gleich in dem erwarteten Maße zu Uebelständen geführt hatte, vor allem auf eine Lösung der Fesseln, die das Handeln der Kirche noch überall an ministerielle Vorentscheidungen, Parlamentsbeschlüsse, ausschließlich staatliche Ernennung der meisten kirchenregimentlichen Personen, sowie der akademischen Lehrer u. s. w. banden. Die confessionelle Gruppe, einst im Verdacht stehend, das synodale Leben nicht aufkommen lassen zu wollen, kämpfte bei diesen Be-

strebungen mit den Positiv-Unirten — „Schultze an Schultze", wie Kleist-Retzow sich scherzhaft ausdrückte: ein warmes, sympathisches Einverständniß verband beide Männer miteinander, während die Mittelpartei, einst wärmste Fürsprecherin des kirchlichen Selbständigkeitsgedankens, jetzt in die Minorität gedrängt sich grollend abseits hielt. Sch. gab jedoch die Hoffnung nicht auf und arbeitete besonders in seiner Provinz daran, auch Beyschlag's Richtung irgendwie zum Mitgehen zu bewegen, damit die betreffenden Forderungen als einmüthige Wünsche der Kirche endlich des Staates umpanzertes Herz erreichen möchten. In drei Punkten war es gelungen, diese Einmüthigkeit herzustellen, sie sollten auf der 3. Generalsynode 1891 zu Anträgen an Krone und Landtag erhoben werden: Freiheit der Kirche zur Abänderung ihrer Organisation in Detailangelegenheiten, Erweiterung des kirchlichen Selbstbesteuerungsrechtes, directe königliche Sanction kirchlicher Gesetze ohne ministerielles Placet. Gerade in dieser Zeit neuer Entscheidungen fiel nun Hofprediger Stöcker bei dem neuen Herrscher in Ungnade. Sch. fand sofort den Muth, öffentlich sein unentwegtes Festhalten an dem von Stöcker sachlich vertretenen Standpunkt zu bezeugen, indem er im Evangelisch-socialen Congreß an seiner Seite erschien. Schon redeten servile Zeitungsstimmen von dem frondirenden Generalsuperintendenten, der als nächster fallen müsse. Indessen so begreiflich ihm Stöcker's Verstimmung auch erschien, hielt er es doch nicht für richtig, die evangelische Kirche und ihre Politik für eine aggressive Richtung auf die kaiserliche Person hin zu engagiren, zumal diese noch am Anfang ihrer Regierung stand. Als daher innerhalb der Generalsynode der Wunsch auftauchte, Stöcker durch Neuwahl in den General-Synodalvorstand eine ostentative Genugthuung zu bereiten, und er sich überzeugen mußte, daß ein solcher Beschluß die weitere Verständigung der Parteien wie der Factoren der Gesetzgebung zum Scheitern bringen würde, hielt er sich für verpflichtet, denselben zu widerrathen. Von manchen Seiten ist diese Trennung in einer persönlichen Frage als ein sachliches Nachgeben aufgefaßt worden. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß Sch., wenn ihm noch ein längeres Wirken beschieden gewesen wäre, die Beseitigung solcher für ihn bloß im Gebiet des Persönlichen liegenden Mißverständnisse erreicht haben würde, wie sie denn auch thatsächlich innerhalb der Gruppe der positiven Union wohl eine vorübergehende Schwankung, aber keine Scheidung herbeigeführt haben. (Die Selbständigkeitsanträge der Generalsynode fanden ihre Berücksichtigung in dem Staatsgesetz vom 25. Mai 1895.)

Es gilt jetzt noch auf die von Sch. schriftstellerisch vertretenen Gedanken, soweit sie nicht schon im Rahmen seiner Kirchenpolitik angedeutet wurden, einen kurzen Blick zu werfen. Zu einer eigentlichen zusammenhängenden Schriftstellerei ist es freilich in seinem vielfach bewegten Leben, bei seiner Art, von den an ihn herantretenden Führungen und Ansprüchen die jedesmalige Aufgabe der geistigen Production sich stellen zu lassen, nicht gekommen. So gab die Anfechtung der Wahl des Pfarrers Werner aus Guben für das St. Jakobi-Pastorat in Berlin Gelegenheit, seine Stellung zur Bekenntnißfrage, die ja immer wieder als das punctum saliens in den Differenzen mit Halle hervortrat, näher zu beleuchten. Die „Rückblicke auf den Fall Werner" stellen besonders zwei Gesichtspunkte als für ihn maßgebend hin: das auch landrechtlich festgestellte Recht der Gemeinde, daß „ihr niemals ein Pfarrer aufgedrungen werden solle, gegen dessen Grundsätze sie erhebliche Einwendungen hat" (Werner's Wahl war durch einen Protest aus der Gemeinde beanstandet), ferner: den Unterschied zwischen „Lehrabweichungen, die nur auf einem dogmatischen, wenn auch fundamentalen Defect beruhen und eine geistliche Censur nicht erforderlich

machen, und zwischen herausfordernden Angriffen auf das kirchliche Bekenntniß, die nicht zu dulden seien." — Namentlich in der von ihm mitbegründeten „Kirchlichen Monatsschrift", dem Organ der „Positiven Union", lag wiederholte Veranlassung vor, einzelne Gedankengruppen in abgerundeten Aufsätzen darzubieten, die dann nach seinem Tode in die Sammlung der „Kirchlichen Bausteine" übergegangen sind. Als typisches Gepräge dieser Veröffentlichungen darf eine an die württembergische Theologie angelehnte Schriftforschung bezeichnet werden, mit vorwiegend intuitivem Gehalt, der jedoch an dem Fortschritt der Wissenschaft orientirt war: außer den früher genannten Wegweisern seien hier u. A. Dorner, Martensen, Keerl, Auberlen, Philippi, Hofmann, Frank erwähnt. Im Mittelpunkte stand ihm dabei die Gestalt Christi; ihr galten immer wieder seine tiefsten, oft genialen Blicke: „Züge aus dem Bilde Jesu", die „Seelsorge Christi"; von ihr fand er den unmittelbaren Uebergang zu allem, was die anima naturaliter christiana des Menschen bewegt: „Der Bundesgenosse Christi in des Menschen Brust"; in ihrer Rede sah er, im Gegensatz zu einer die apostolische Lehre von dem synoptischen Zeugniß losreißenden Betrachtungsweise, den Vollgehalt christlicher Lehre keimartig beschlossen: „Das Christenthum der Bergpredigt". Schon in seiner Posener katechetischen Wirksamkeit war ihm der originale Gedanke aufgegangen, das Bild des Herrn nun auch für die Erklärung des Katechismus, insonderheit des 1. Hauptstücks, bis ins Einzelne fruchtbar zu machen, bei jedem der Gebote das Vorbildliche der „Fußstapfen Jesu" den Kindern zu zeigen, und dadurch dieses Hauptstück erst recht eigentlich aus der Sphäre des Alten in die des Neuen Testaments hinaufzuheben. Denn es erschien ihm durchaus unpädagogisch, die Paulinische Auffassung der Gesetzespädagogik als eines Mittels der Sündenerkenntniß ohne weiteres auf die Stufe des kindlichen Verständnisses zu übertragen. In Luther's Verknüpfung und Erklärung der Hauptstücke sah er einen faßlicheren Zusammenhang durchgeführt und suchte ihn in der „Gliederung des Textes" aufzuzeigen, woran die „Wanderungen durch den Katechismus" sich schlossen: Fingerzeige, wie der Katechismus zum interpres sui ipsius zu machen sei. Die Aufgabe anschaulicher, das Kinderherz anfassender Darbietung sollte in den Musterstücken „Zur Plastik des Unterrichts" sich vollenden. So entstand die auch in der Lehrerwelt weitverbreitete Schrift „Katechetische Bausteine". Ihr zur Seite ein allgemeineres, schon in seiner Ueberschrift freundlichen Humor andeutendes pädagogisches Bekenntniß: „Pädagogische Klippen. Ein Laienwort" (in den Kirchl. Bausteinen).

Unter den mannichfachen amtlichen Einwirkungen Schultze's hatte sich, wie es nicht anders sein kann, eine große Fülle persönlicher Beziehungen um ihn gebildet. Sie erfreuten ihn kurz vor seinem Ableben noch mit einer besonders warmen Begegnung, als er 1891 wieder auf der Posener St. Paulikanzel stehend das jubilirende Diakonissenhaus begrüßen durfte, jetzt unter der Oberleitung seines Freundes Hesekiel, rasch emporgewachsen unter der Hand der Oberin Schwester Bade.

Noch ein großer festlicher Tag war ihm beschieden. In einer mehr denn 20jährigen Wirksamkeit mit der Provinz Sachsen durch immer stärkere Wurzeln verwachsen, hatte er sich auch die Schäden ihres kirchlichen Lebens nicht verhehlt, die da leicht sich einstellen, wo über einer großen geschichtlichen Vergangenheit die Frische des Wiedererwerbens des Vätererbes erlahmt. Um so mehr hatte er es für seine Pflicht gehalten, bei Gelegenheit des Lutherjahres 1883 an den historischen Stätten der Provinz die Kraft erwecklicher Rede zu entfalten. Ihren Abschluß fanden diese Zeugnisse in der Einweihung der er-

neuerten Wittenberger Schloßkirche 1892 in Gegenwart des Kaisers und der evangelischen deutschen Fürsten.

Kurz nach diesem Tage brach unter der Ueberlast von Arbeiten, die in den letzten Jahren, zum Theil auch durch längere Vertretungen erkrankter Collegen, auf ihm gelegen hatten, seine Kraft zusammen. Aus einer Sitzung des Generalsynodalvorstandes kehrte er mit Ohnmachtszuständen zurück, so daß der Arzt zunächst eine vierteljährige Ruhezeit verlangte. In Berlin brachte er sie zu, nahe dem Hause seines Sohnes, alten Freunden wie Emil Frommel ins Auge blickend, besonders wehmüthig dem damals schon erkrankten Rudolf Kögel. Noch einmal machte er dann den Versuch, mit einem beschränkten Maß von Arbeit in sein Amt zurückzukehren. Unvergeßlich wurde sein letztes Examen und seine letzte Ordination denen, die daran theilgenommen. Aber es war nur ein gewaltsames sich Aufraffen. Er mußte Magdeburg verlassen, um in der Höhenluft von Beatenberg Erfrischung zu suchen. Dort begann nach wiederholten Schlaganfällen eine Leidenszeit von mehreren Monaten, die insonderheit an die pflegende Treue seiner Lebensgefährtin die höchsten Anforderungen stellte. Unter dem Sonntagsgeläut der Domglocken wurde der Bewußtlose nach Magdeburg zurückgebracht. Dort entschlief er am 24. October 1893 und wurde unter warm empfundenen Gedächtnißworten seiner nächsten Collegen — Rudolf Kögel sandte von seinem Schmerzenslager einen Nachruf — von der Gemeinde und den zahlreich herbeigeeilten Geistlichen zur Ruhe des Südfriedhofs geleitet.

Schriften von Leopold Sch.: „Die evangelische Bewegung innerhalb der katholischen Kirche zu Ende des vorigen Jahrhunderts", Barmen 1862; „D. Julius Müller. Mittheilungen aus seinem Leben", Bremen 1879; „Rückblicke auf den Fall Werner", Magdeburg 1881; „Katechetische Bausteine zum Religionsunterricht in Schule und Kirche", Magdeburg 1886, 11. Aufl. 1908; „Kirchliche Bausteine. Zeugnisse von Licht und Recht der evangelischen Kirche. Aus nachgelassenen Reden und Abhandlungen", Bremen-Halle 1895, 2. Aufl. 1908.

Biographisches: Zum Gedächtniß an D. L. Schultze. Erinnerungen an seinen Heimgang und Reden an seinem Sarge. Magdeburg 1893. — Lebensbild des weil. 1. Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen D. L. Schultze von Wilh. Baur. Magdeburg 1894. — Consistorialrath D. L. Schultze in Posen als Religionslehrer in der Töchterschule, von L. Maßalien. Ev. Volkskalender. Posen 1897. — Die Controverse über D. Schultze zwischen J. L. Schultze einerseits, Professor Beyschlag und Superintendent Felgenträger andererseits findet sich: Kirchliche Monatsschrift, Gr.-Lichterfelde, Berlin, XIX. Jahrg., H. 10, 12, 14. — Evangelische Blätter. (Halle a. S.) XXV. Jahrg., H. 8, 10, 12. XXVI. Jahrg., H. 1.

J. L. Schultze.

Schultze: Max Johann Sigismund Sch., Anatom und Histolog, als Sohn von Karl August Sigismund Sch. (1795—1877) geboren am 25. März 1825 zu Freiburg i. Br., studirte hauptsächlich in Greifswald bei seinem Vater, dessen Prosector er auch einige Jahre (1850—54) war, sowie in Berlin (unter Joh. Müller, Brücke und Schlemm). 1849 erlangte er in Greifswald mit der Dissertation: „De arteriarum notione, structura, constitutione chemica et vita" die Doctorwürde, 1849/50 legte er die Staatsprüfung in Berlin zurück, war 1850—54 Prosector und Privatdocent in Greifswald, folgte 1854 einem Rufe als Professor nach Halle a. S. und siedelte 1859 als Director des anatomischen Instituts nach Bonn über, wo er, trotz zweier ehrenvoller Berufungen nach Straßburg und Leipzig (1872),

bis zu seinem am 16. Januar 1874 erfolgten Ableben blieb. Sch. war, wie Waldeyer in der unten genannten Quelle mit Recht hervorhebt, einer der bahnbrechenden Meister der anatomischen Wissenschaft, und zwar vorzugsweise auf dem Gebiete allgemein anatomischer und mikroscopischer Forschung. Nach zwei Richtungen hin hat er diese besonders ausgebildet und fruchtbar gemacht: einmal in der Erforschung der elementaren Lebenserscheinungen und einer damit verbundenen Neugestaltung des Zellenbegriffs und dann in der außerordentlichen Vervollkommnung der Methode der Forschung und ihrer Technik durch die ausgedehnte, zielbewußte Anwendung chemischer Hülfsmittel und Verfahrungsweisen. Der gewaltige Aufschwung, den die mikroscopische Forschung in der neueren Zeit, speciell in Methode und Technik, genommen hat, ist auf Schultze's Einfluß und Arbeiten im wesentlichen zurückzuführen. Um den anatomischen Unterricht in Bonn hat er sich durch den nach seinen Plänen und unter seiner Leitung errichteten Bau sehr verdient gemacht. Seine Hauptleistungen betreffen die Umgestaltung des Zellbegriffs, indem er als charakteristisch dafür das Protoplasma betonte, ferner die genauere Kenntniß der Nervenendigungen, besonders des Baues der Retina, die Einführung der Ueberosmiumsäure, des Kali aceticum, Construction der „Wärmetische" und die Einführung der sogenannten physiologischen Flüssigkeiten. Die Titel von Schultze's Publikationen sind im einzelnen bei Waldeyer in der sogleich anzuführenden Quelle zu finden.

Vgl. Waldeyer im Biogr. Lexikon ed. Hirsch u. Gurlt V, 304.

Pagel.

Schulz: Johann Michael Friedrich Sch. (bis 1803 Schulze sich schreibend), ein namhafter Berliner Pädagog des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Er war 1753 in Wilsnack i. Pr. geboren, auf der Hecker'schen Realschule in Berlin gebildet, nach seinen Universitäts- und Wanderjahren seit 1780 über ein Jahrzehnt Lehrer an dem Basedow'schen Philanthropin in Dessau, von 1791—1806 Director der von ihm begründeten, seit 1803 königlichen Handlungsschule in Berlin, die im J. 1806 einging; 1807 Docent an der philosophischen Facultät in Helmstedt und nach Auflösung der dortigen Universität von 1808—1813 in der Finanzverwaltung des Königreichs Westfalen thätig, starb im J. 1817 in Berlin.

Eine verdienstliche Neuerung war die von ihm als einem der ersten beförderte Heranziehung von Geschichtskarten für die historischen Stunden. Bahnbrechend wurde er durch die Zuhülfnahme von Kartennetzen im geographischen Unterricht. Denn er war derjenige Schulmann, der zuerst in systematischer Weise ein einfaches Gradnetz anwendete, dadurch den sonst unvermeidlichen groben Verzerrungen der Handskizzen Einhalt that und auch der ungelenken Kinderhand die Herstellung annähernd richtiger Schemabilder ermöglichte. Seine methodischen Vorschläge zeichnen sich durch ihre ebenso klare als bestimmte Fassung aus. Seine Schriften trugen ihm von der Universität Göttingen die philosophische Doctorwürde ein.

Seit 1783 traf er, auch durch Abfassung einer Reihe von Lehrbüchern, die Vorbereitungen für die schon genannte in Berlin zu stiftende Handlungsschule, wie solche kaufmännische Lehranstalten 1768 in Hamburg durch den berühmten Büsch und 1778 in Magdeburg von Keller begründet waren. Von den Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft und auch von David Friedländer, dem Freunde Moses Mendelssohn's, gefördert, eröffnete er 1791 sein neues Institut, an dem namentlich anfangs der Basedow'schen Versinnlichungsmethode Raum gegeben wurde, wie denn auch namhafte Philanthropinisten

(Spazier und Kolbe) neben Sch. dort lehrten, der übrigens für die Mißgriffe Basedow's keineswegs blind war. Wenn auch die Handelsschule anfangs schnell emporblühte, so litt sie doch unter der übelwollenden Neutralität des Oberschulcollegiums und dem Widerstande der älteren Schulen, die von der Handlungsschule Abbruch befürchteten. Endlich gewann Sch. zwar das Interesse des Ministers v. Struensee und des um das technische Schulwesen Preußens verdienten Geheimraths Kunth, welche die 1803 in eine königliche Handlungsschule verwandelte Anstalt gleichzeitig zu einer technologischen Schule gestalten wollten; doch bewirkten Geldmangel, die Zurückhaltung des noch zu schwerfälligen Bürgerthums und Unstimmigkeiten zwischen dem durch schwere Verluste verbitterten Director und dem Curatorium, wozu noch die ungünstigen politischen Umstände traten, den Niedergang des Instituts. Es hatte sich wie andere Handelsschulgründungen des 18. Jahrhunderts doch wohl etwas zu frühzeitig hervorgewagt. Immerhin konnte Sch. aus dem äußeren Mißerfolg das Bewußtsein retten, seine Kraft und sein Vermögen für ein Unternehmen eingesetzt zu haben, von dem bedeutende Anregungen zunächst für das Berliner nichthumanistische Bildungswesen ausgegangen sind.

Meusel, Gelehrtes Teutschland, Bd. VII, XV, XXV. — L. Geiger, Berlin 1688—1840. Berlin 1895, II, S. 104—106. — Chr. Gruber, Die Entwicklung der geographischen Lehrmethode im 18 u. 19. Jahrhundert. München 1900, S. 16, 62—83. — H. Gilow, Das Berliner Handelsschulwesen des 18. Jahrhunderts (= Monumenta Germaniae Paedagogica XXXV). Berlin 1906, wo auch S. 8 und S. 272—275 ausführliche Verzeichnisse von Schulz' Lehrbüchern und zahlreichen wissenschaftlichen Schriften gegeben werden.

Hermann Gilow.

Schulz: Otto August Sch., verdienter Buchhändler zu Leipzig und Begründer der gleichnamigen Buch- und Autographenhandlung daselbst. Geboren am 2. October 1803 zu Leipzig, besuchte er die dortige Rathsfreischule und widmete sich nach Abgang von derselben, im J. 1818, dem kaufmännischen Berufe, indem er in das Commissions- und Speditionsgeschäft von W. F. Kunze & Co. als Lehrling eintrat. Der Inhaber dieser Firma, ein gründlich gebildeter und geistig hochstehender Mann, welcher auch nahe Beziehungen zur berühmten Körner'schen Familie unterhielt, nahm sich seines Zöglings in wahrhaft väterlicher Weise an; bereitwillig stellte er dem strebsamen und fleißigen jungen Mann seine Privatbibliothek zur Mitbenutzung zur Verfügung, wie er überhaupt eifrigen Antheil nahm an dessen weiterer Ausbildung. Diesem seltenen Entgegenkommen hat Sch. ein gut Theil seines späteren glücklichen Weiterkommens zu danken. Der rein mechanische Geschäftsgang des von ihm erwählten Berufes sagte aber dem vorwärtsstrebenden Jünglinge nicht zu. Mit Ablauf seiner Lehrzeit quittirte er zugleich auch die bisherige Thätigkeit. Durch Vermittlung seines früheren Lehrchefs erhielt er ein Unterkommen bei dem damals hochgeschätzten Leipziger Verleger Johann Friedr. Gleditsch, in dessen lebhaftem Geschäftshause er sich eine tüchtige buchhändlerische Vorbildung erwarb. Nach seinem Austritt aus dem Gleditsch'schen Hause arbeitete er als Gehülfe zuerst bei dem hochangesehenen Leop. Voß, dann kurze Zeit bei Breitkopf & Härtel und endlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig. In letzterem Hause wirkte er als Herausgeber des allbekannten „Heinsius'schen Bücherlexikons", und nebenbei betrieb er zugleich die ersten selbständigen buchhändlerischen Geschäfte als Auctionscommissionär. Rasch war sein Ruf als tüchtiger Geschäftsmann begründet, und als man eines Redacteurs zu dem neubegründeten Buchhändler-Börsenblatte bedurfte, an dessen

Zustandekommen er übrigens sehr eifrigen Antheil hatte, war es Sch., der hierzu berufen wurde. Mit allem Eifer widmete er sich dem neuerstandenen Organe; aber der an Freiheit gewöhnte Mann ertrug nicht lange die vielseitig bedrückte und gehemmte Thätigkeit; bereits nach einem halben Jahre legte er freiwillig sein schwieriges Amt nieder. Die meiste Zeit galt litterarischen Arbeiten, und so erschien kurz darauf der von ihm bearbeitete 8. Band von Heinsius' Bücherlexikon, die Jahre 1828—34 umfassend, der sich, ebenso wie der später erschienene 9. Band, 1835—41 enthaltend, durch gründliche und gewissenhafte Bearbeitung vortheilhaft auszeichnete. Außerdem schrieb Sch. seine Abhandlung „Der Buchhandel“ für „Schiebe's Universallexikon der Handlungswissenschaften“, sowie zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst seine „Geschichte der Buchdruckerkunst“. Während dieser Zeit reifte auch in Sch. der Plan zur Herausgabe des „Adreßbuchs für den deutschen Buchhandel“. Der erste Jahrgang dieses brauchbaren Handbuchs erschien 1839. Der Absatz ermunterte zur Fortsetzung; allein Sch. ahnte wohl selbst nicht, daß diesem Unternehmen hinfort der größte Theil seiner ganzen Lebensarbeit gewidmet sein sollte. Mit dem Adreßbuch trat Sch. in die Reihe der selbständigen Buchhändler ein, so daß der erste der Bearbeitung des 1. Jahrgangs gewidmete Tag, der 1. October 1838, zugleich der Gründungstag der Firma ist. Ein Jahr darauf, 1. October 1839, associirte sich Sch. mit seinem Schwager Theodor Thomas, und beide firmirten für ihre neubegründete „Buch-, Kunst- und Landkartenhandlung“ Schulz & Thomas. Allein die zwei sehr verschieden veranlagten Charaktere ermöglichten kein ersprießliches Zusammenwirken für die Dauer. Bereits nach einem Jahre trennten sie sich in freundschaftlicher Weise; ein jeder versuchte sein weiteres Glück, und mit Erfolg, auf eigene Faust.

Sch. widmete sich nun neben seinem Verlag vorwiegend dem Buchhändler-Adreßbuch, blieb nebenbei noch litterarisch thätig und beschäftigte sich in sehr erfolgreicher Weise auch mit dem Antiquar- und Autographenhandel. Gerade um letzteren hat sich Sch. ein Verdienst erworben. Die zunehmende Entwicklung seines Adreßbuchs, ferner der erhöhte Umsatz im Antiquarhandel, sowie der Ankauf des Kersten'schen (vorher S. Schmerber's) Verlags, wozu sich eine Anzahl neuer gediegener, noch jetzt gangbarer Verlagsartikel gesellte, von welch letzterem „Feller und Odermann, Kaufmännische Arithmetik“ und „Günther und Schulz, Handbuch für Autographensammler“ genannt sein mögen, verschafften der Handlung eine ansehnliche Ausdehnung, bürdeten Sch. aber eine Arbeitslast auf, der für die Dauer auch die kräftigste Natur nicht hätte widerstehen können. Mitten im rüstigsten Alter, am 11. November 1860, 57 Jahre alt, wurde er ein Opfer seiner Berufspflicht. Sch. verband eine unermüdliche Thätigkeit mit einem scharfen Geschäftsblick, und mit Recht durfte er als das Muster eines Geschäftsmannes gelten; trotz aller äußeren Strenge war er weichen und milden Gemüths und bei aller Einfachheit eine durchaus vornehme Persönlichkeit. Erwähnt sei endlich noch, daß Sch. es war, dem, zusammen mit Eduard Avenarius, der „Leipziger Buchhandlungs-Gehülfen-Verein“ seine Entstehung verdankt.

Nach seinem Tode wurde seine Wittwe Inhaberin der Firma, welche ihrem damals noch unmündigen Sohne, Hermann Sch., die Leitung des Geschäftes anvertraute. Am 1. October 1867 übernahm Letzterer dasselbe für alleinige Rechnung. Des Sohnes harrte anfangs eine ernste und schwere Aufgabe. Noch dem Jünglingsalter angehörend und kaum aus der Lehre des alten biederen Könitzer (Jaeger'sche Buchhandlung) in Frankfurt a. M. entlassen, mußte er die drückende Last der Handlung auf seine Schultern nehmen.

Seit dem Jahre 1861 lag die Bearbeitung des Adreßbuchs in seinen Händen, dessen 50jähriges Jubiläum ihm sammt seinem Geschäft am 1. October 1888 zu begehen vergönnt war. Mit dem 51. Jahrgange ist das Adreßbuch käuflich in den Besitz des Börsenvereins übergegangen, welch letzterer es nach den seitherigen Principien und unter Beifügung des Namens des Begründers weiterführt.

Karl Fr. Pfau.

Schum: Wilhelm Sch., Historiker, wurde am 25. Juni 1846 zu Erfurt geboren. Da er zum Erben der väterlichen Fabrik bestimmt war, erhielt er mit Rücksicht auf seinen künftigen praktischen Beruf seine Ausbildung auf der Erfurter Realschule. Er verließ sie Ostern 1864 mit dem Zeugniß der Reife und trat in die Fabrik seines Vaters ein. Seine Neigung für Geschichte veranlaßte ihn, nach zwei Jahren diesen Beruf aufzugeben und sich dem Geschichtsstudium zu widmen. Zwei Jahre lang bereitete er sich für das Abiturientenexamen des Gymnasiums vor und bestand es im März 1868 in Erfurt. Der Ruf von Georg Waitz und seiner historischen Schule zog ihn nach Göttingen; Waitz nahm ihn in sein Seminar auf; dort entstanden einige kleinere historische Arbeiten. Am 1. October 1869 trat er in Berlin als Einjährig-Freiwilliger ein, hörte nebenbei Vorlesungen an der Universität, vor allem bei Droysen, und machte dann als Unterofficier den Feldzug gegen Frankreich mit. Am 18. August 1870 wurde er beim Sturm auf St. Privat schwer verwundet, so daß er erst im Frühjahr 1871 wieder Dienst thun konnte. Mit dem Eisernen Kreuze geschmückt kehrte er heim und wurde am 21. Juni 1871 zur Reserve entlassen. Nun wandte er sich wieder seinen unterbrochenen Studien zu. Bereits Anfang November 1871 bestand er in Göttingen das Rigorosum. Am 9. März 1872 wurde er zum Doctor promovirt auf Grund einer Arbeit: „Die Jahrbücher des Sanct-Albans-Klosters zu Mainz. Eine Quellenuntersuchung“. 1872 und 1873 finden wir ihn in München als Mitglied des Giesebrecht'schen Seminars; von dort machte er Studienreisen durch süd- und norddeutsche Archive; sie dienten hauptsächlich den Vorarbeiten für eine Lehre von den Urkunden Lothar's III. Am 21. Februar 1874 habilitirte er sich in Halle für Geschichte und historische Hülfswissenschaften. In den Monaten März und April 1874 unternahm er eine italienische Reise, um seine Vorarbeiten über die Urkunden Lothar's III. zu Ende zu führen; ein Reisebericht im Neuen Archiv f. ält. deutsche Gesch. (I, 1876, S. 123—157) berichtet Näheres über die Stationen der Reise.

Die äußeren Daten seines weiteren Lebens sind rasch aufgezählt: Am 1. April 1877 wurde er Schriftführer der historischen Commission der Provinz Sachsen, der er bis zum 1. Mai 1889 in dieser Eigenschaft angehörte. Am 27. März 1878 wurde er zum außerordentlichen Professor in Halle befördert; am 1. November 1889 folgte er einem Rufe nach Kiel; im Mai 1890 wurde er dort ordentlicher Professor. Schon am 16. Juni 1892 wurde er jedoch seinem neuen Wirkungskreise durch den Tod entrissen.

Die bedeutenderen wissenschaftlichen Arbeiten Schum's beziehen sich auf das Gebiet der historischen Hülfswissenschaften, im speciellen auf die Diplomatik und Paläographie. Schon seine Habilitationsschrift behandelt ein diplomatisches Thema: „Vorstudien zur Diplomatik Kaiser Lothar's III.“, Halle 1874. Die Beurtheilung, die diese Arbeit erfuhr, war verschieden. Scheffer-Boichorst (Jenaer Literaturzeitung 1874, Nr. 35) tadelte die starke Betonung der „paläographisch-diplomatischen Theorie“; „zunächst die inneren Gründe“, meinte er, „dann in Gottes Namen die paläographisch-diplomatischen Finessen, welche nun im Schwange sind“. Victor Bayer, der Sickelschüler (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1874, S. 577—585) hielt die Wahl

des Themas für unglücklich; er erklärt die Resultate für ungenügend, weil erst die Prüfung aller Urkunden Lothar's ein Ergebniß liefern könne. In dieser Kritik spiegelt sich der Gegensatz der alten und der neuen Sickel'schen Methode der Urkundenbehandlung ganz charakteristisch wieder. Bayer behielt Recht; das Unternehmen Schum's war verfrüht; er hat im einzelnen einige zutreffende Beobachtungen gemacht; aber die Kritik, die er übte, schwebte in der Luft, weil er das Vergleichsmaterial nicht völlig beisammen hatte. — Aus demselben Grunde kann auch die Behandlung der Urkunden Lothar's III. in den „Kaiserurkunden in Abbildungen", Lieferung VI, Tafel 3—9 (Halle 1883), so dankenswerth sie als erster Versuch ist, nicht als vollständig und abschließend angesehen werden (kurz besprochen von H. Breßlau in den Jahresberichten der Geschichtswiss. VI, 1883, II, S. 334). Dasselbe gilt in noch stärkerem Maße von der Behandlung der Kaiserurkunden von Konrad III. bis Otto IV. („Kaiserurkunden in Abbildungen", Lieferung X, Vorrede, Halle 1890).

In das Gebiet der Paläographie gehören 1. die „Exempla codicum Amplonianorum Erfurtensium saeculi IX—XV", Berlin 1882. Sie enthalten Proben Erfurter Handschriften; über die Güte der Auswahl läßt sich jedoch streiten. (Besprochen von W. Wattenbach in den Jahresberichten der Geschichtswiss. V, 1882, II, S. 437; ferner von E. Bernheim in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1886, S. 779—780.) Das Werk ging aus der ihm übertragenen Katalogisirung der Amplonianischen Handschriftensammlung hervor. 2. Der Abschnitt „Die schriftlichen Quellen" in Groeber's Grundriß der Romanischen Philologie, Straßburg 1888; als kurzer Abriß der Paläographie dankenswerth, inzwischen in 2. Auflage durch H. Breßlau neu bearbeitet (Straßburg 1904).

Für die Scriptores-Abtheilung der Monumenta Germaniae historica bearbeitete er die Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium in Band XIV (1883) und versah die Ausgabe mit ausführlicher Einleitung (S. 361—374).

Von größeren oder kleineren Aufsätzen sind zu nennen: 1. „Erfurt während des Streites der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. mit Kirche und Fürstenthum", Vortrag, Erfurt 1874 (vgl. Jenaer Literaturztg. 1875, Nr. 49). 2. „Ein thüringisch-bairischer Briefsteller des XV. Jahrhunderts, herausgeg. und in seinem culturhistorischen Werthe erläutert", Halle 1875 (vgl. Jenaer Lit.ztg. 1875, Nr. 48). 3. „Das Quedlinburger Fragment einer illustrirten Itala", in den Theol. Studien und Kritiken 1876 (vgl. Jenaer Lit.ztg. 1876, Nr. 17). 4. „Kaiser Heinrich V. und Papst Paschalis II. im J. 1112. Ein Beitrag zur Geschichte des Investiturstreites auf Grund ungedruckten Materiales", in den Jahrbüchern der Kgl. Akademie gemeinnütz. Wiss. zu Erfurt, N. F. Heft VIII, Erfurt 1877, S. 191—318 (vgl. E. Bernheim in Gött. Gel. Anz. 1877, S. 1595—1600). 5. „Cardinal Albrecht von Mainz und die Erfurter Kirchenreformation (1514—1533)", Halle 1878. 6. „Mittheilungen über die Originale einiger päpstlicher Bullen für Anhaltische Klöster", im Neuen Archiv für ält. deutsche Gesch. III, 1878, S. 203—205. 7. „Mittheilungen über die Fürstlich Metternich'sche Bibliothek auf Schloß Königswart in Böhmen", ebenda V, 1880, S. 457—465, eine Vorarbeit für seine Ausgabe der Gesta archiep. Magdeb. 8. „Ueber neuerdings wieder aufgefundene Originale päpstlicher Bullen für Nienburg an der Saale", ebenda VI, 1881, S. 613—615. 9. „Ueber die Stellung des Capitels und der Laienbevölkerung zu den Wahlen und der Verwaltungsthätigkeit der Magdeburger Erzbischöfe bis zum 14. Jahrhundert", in den „Historischen Aufsätzen, dem Andenken an Georg Waitz gewidmet", Hannover 1886, S. 389—432.

10. „Miracula Burchardi III. archiepiscopi Magdeburg.“, im Neuen Archiv f. ält. deutsche Gesch. XII, 1887, S. 586—590. 11. „Ungedruckte Urkunde Heinrichs VI.“, ebenda XVI, 1891, S. 184 f. 12. Bemerkungen zu einigen Diplomen Konrad's III., ebenda XVII, 1892, S. 619 f.

Außerdem war Sch., namentlich in den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit, vielfach als Recensent thätig. In den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft hat er seit dem 2. Jahrgange den Abschnitt: Lothar III. und die Staufer bis 1208, bearbeitet, seit 1888 den größeren Abschnitt von 1125—1273, allerdings seit 1883 unterstützt durch seinen Schüler Dr. Kohlmann. — Umfangreichere Recensionen sind in den Gött. Gel. Anzeigen und in der Jenaer Literaturzeitung erschienen. Unter ihnen verdienen Erwähnung: 1. in den Gött. Gel. Anz., Jahrg. 1873, S. 1049—1070: Fr. Kolbe, Erzbischof Albert I. von Mainz und Heinrich V., Heidelberg 1872; Jahrg. 1875, S. 225—246: O. Lorenz, Papstwahl und Kaiserthum, Berlin 1874; ebenda S. 801—826: B. Riggenbach, Johann Eberlin von Günzburg und sein Reformprogramm, Tübingen 1874; Jahrg. 1877, S. 438—447: P. Leop. Janauschek, Originum Cisterciensium tom. I, Vindobonae 1877; ebenda S. 1217—1247: A. v. Mülverstedt, Regesta archiepiscopatus Magdeburg. I, Magdeburg 1876; Jahrg. 1883, S. 1018—1023: Band II des genannten Werkes und O. v. Heinemann, Codex diplomat. Anhaltinus V. 2. In der Jenaer Literaturzeitung, Jahrg. 1874, S. 791—793: W. Arndt, Schrifttafeln, Berlin 1874; Jahrg. 1876, S. 109—111: Th. Zahn, Urk.-Buch des Herzogthums Steiermark I, und A. Luschin, Die mittelalterlichen Siegel der Abteien und Convente in Steiermark; Jahrg. 1877, S. 301—304: J. Ficker, Beiträge zur Urkundenlehre I (II vgl. Jahrg. 1878, Nr. 219) und Th. Sickel, Ueber Kaiserurkunden in der Schweiz; ebenda S. 447—448: C. Heffner, Die deutschen Kaiser- und Königssiegel u. a.

Nekrolog in den Jahrbüchern der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Heft 19, 1893, S. L—LIV.

A. Brackmann.

Schumann: Clara Sch., hervorragende Pianistin, ist am 13. September 1819 in Leipzig als Tochter des Musikpädagogen und Clavierhändlers Frdr. Wieck geboren, der ihr erster und einziger Lehrer im Clavierspiel wurde und ihr ungewöhnliches Talent mit unermüdlicher Geduld und mit hohem musikalischen Verständniß entwickelte und zur Reife brachte. Am 20. October 1828 trat Clara zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit, im Leipziger Gewandhaus, in einem Concert, das Ernestine Perthaler gab. (Fünfzig Jahre später feierte sie an demselben Ort das Jubiläum ihres ersten Auftretens, wobei ihr die Direction des Gewandhauses einen goldenen Lorbeerkranz überreichte. Vgl. Briefwechsel Brahms-v. Herzogenberg, Berlin 1907. I, 78.) Nachdem sie sich in Dresden in Privatkreisen hatte hören lassen, gab sie am 8. November 1830 im Gewandhaus in Leipzig ihr erstes selbständiges Concert mit Stücken von Herz, Kalkbrenner, Czerny und eigenen Variationen über ein Originalthema. „Die ausgezeichneten, sowohl in ihrem Spiele, als in ihren Compositionen bemerkbaren Leistungen der jungen Künstlerin rissen zu allgemeiner Bewunderung hin und errangen ihr den größten Beifall“, berichtet die Leipziger Zeitung darüber. Nach einem Concert in Dresden, das ebenso günstig verlief, faßte Wieck Muth zu einer größeren Kunstreise mit seiner Tochter, die über Weimar, wo Goethe die jugendliche Virtuosin sehr auszeichnete, Erfurt, Gotha, Arnstadt, Kassel, Frankfurt nach Paris führte. Ueberall gab es große Anstrengung und manche Verdrießlichkeit, aber allenthalben erregten

Clara's Leistungen auch Enthusiasmus. Im Mai 1832 kehrten sie wieder nach Leipzig zurück.

1830 schon war Robert Schumann in den Gesichtskreis Clara's getreten. Er wohnte anfangs bei Wieck; seine ersten Compositionen, wie die Papillons, fanden bei Clara verständnißvolle Bewunderung, während der geniale junge Componist in Herloßsohn's „Kometen" mit hohen Worten von Clara's Spiel sprach; und als er die „Neue Zeitschrift für Musik" herausgab, da folgten die „Schwärmbriefe an Chiara", die mit phantastischem Ueberschwang die poetische Bedeutung der Clavierspielerin Clara Wieck feierten. Es ist bekannt, daß Robert Schumann ein stilles Verlöbniß mit Erneſtine van Fricken eingegangen war, aber schon 1835 hatte er sich wieder von ihr gelöst, da sein Herz Clara Wieck gehörte, und im November erlangte er von ihr das Geständniß der Gegenliebe. Von nun an beginnt das vollständige, seelische In- und Miteinanderleben des Künstlerpaares, ein geistiges Einssein, wie es kaum noch zwischen zwei Menschen dagewesen ist, ein Herzensbund, der am 12. September 1840 zur harmonischsten Ehe führte.

Doch ehe es dahin kam, waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, die hauptsächlich von Clara's Vater ausgingen. Er war ein entschiedener Gegner des Verlöbnisses seiner Tochter mit Robert Schumann, und ließ kein Mittel unversucht, die Beiden von einander zu trennen. Nachdem er zuerst vorgeschützt hatte, das Einkommen Schumann's reiche nicht aus, einen Hausstand sicher zu begründen, machte er später immer neue grundlose Einwände und verstieg sich zuletzt sogar zu der Behauptung: Schumann sei ein Gewohnheitstrinker! Man kann sich das Verhalten Wieck's nur aus zwei Motiven erklären. Einmal sah er, daß Clara durch ihre Concerte viel Geld verdiente, und da er selbst in seiner Jugend mit harter Armut schwer gerungen hatte, so hoffte er, Clara werde sich ein Vermögen erwerben, um später von gesichertem Besitz aus ruhig in die Zukunft blicken zu können. Nun mochte er fürchten, daß dieser Erwerbsproceß durch die Ehe unterbunden würde und wollte das verhindern, hoffte vielleicht auch auf eine andere glänzende Verheirathung der berühmt gewordenen Tochter. Dann aber: er hatte zehn Jahre Lebensarbeit an die Tochter gewandt, und wenn nicht alles täuscht, unterschätzte er die ursprüngliche Naturanlage und hielt das, was Clara leistete, ausschließlich für das Resultat seiner Pädagogik. Er sah ihre Künstlerschaft sozusagen als sein Eigenthum an, die Clavierspielerin Clara als sein, nur sein Geschöpf, und es mag zuerst, da er bemerkte, daß dies Geschöpf nun auf einmal sein Schicksal selbst bestimmen, eigene Wege gehen und seiner Macht entlaufen wollte, eine Art fassungsloser Bestürzung sich seiner bemächtigt haben, die dann, als er sah, daß all sein Widerstreben vergeblich war, in eine unbeschreibliche Wuth umschlug. Väterliche Bedenklichkeit, verletzte Eigenliebe, wahrer Schmerz eines gekränkten Herzens, kleinlicher Aerger — alles dies hat sich vielleicht gemischt und in ihm gewirkt, da er sein Kind mit blindem Haß verfolgte. Er hat dadurch viel Leid und Schmerzen über Robert und Clara gebracht und ihnen Jahre — die Jahre reinsten Glückes hätten sein können — verbittert und verdorben. Schumann hat das auch nie verwunden, und selbst später, als Wieck dem Ehepaar wieder versöhnlich näher getreten war, blieb das Verhältniß zwischen beiden ein rein äußerlich conventionelles; auch waren ja die Charaktere und die künstlerischen Anschauungen Beider zu verschieden, als daß sich eine wirklich herzliche Zuneigung hätte herausbilden können.

Inzwischen hatte Clara auch ihr Compositionstalent gepflegt. Bereits 1831 war ihr erstes Werk, vier Polonaisen, veröffentlicht, dem bald andere

folgten, 1835 spielte sie sogar ein eigenes Clavierconcert mit Orchester im Gewandhaus. Der Thomascantor Weinlig und Heinrich Dorn, Richard Wagner's und Schumann's Compositionslehrer, wurden auch die ihrigen, und wenn sie später einmal von sich sagt (1839): „Ich glaubte einmal das Talent des Schaffens zu besitzen, doch von dieser Idee bin ich zurückgekommen, ein Frauenzimmer muß nicht componiren wollen, — es konnte es noch keine; sollte ich dazu bestimmt sein? Das wäre eine Arroganz, zu der mich bloß der Vater einmal in früherer Zeit verleitete“, so hat sie doch eine ganze Reihe von Werken geschaffen (auch nach ihrer Verheirathung), die sich zwar nicht durch eine tiefe Ursprünglichkeit, wohl aber, von den ersten, ganz unreifen, abgesehen, durch manchen anmuthigen Zug der Erfindung und durch Sinn für formale Feinheit auszeichnen. Das Thema ihrer Romanze op. 3 hat Schumann sogar gereizt, Variationen darüber zu schreiben (Impromptus op. 5), auch benutzte er Motive aus ihren Compositionen in seiner Fmoll-Sonate (Concert sans Orchestre), im Carneval, in den Davidsbündlern und in den Studien für den Pedalflügel.

Von den zahlreichen Concertreisen, die Clara bis zum Jahre 1840 unternahm, ist die wichtigste die, welche sie nach Wien führte, einmal wegen der außerordentlichen Erfolge in künstlerischer Beziehung, denn trotzdem sie dem wienerischen Geschmack, der bedenklich anfing, zu verseichten, nicht entgegenkam und in ihren Concerten den dort fast ganz unbekannten Mendelssohn, Henselt, Schumann's neueste Werke und Beethoven spielte, wurde sie begeistert aufgenommen, und Grillparzer widmete ihr nach dem Vortrag der Beethoven'schen großen Fmoll-Sonate eins seiner schönsten Gedichte. Dann aber, weil sie bei dieser Gelegenheit zur k. k. Kammervirtuosin ernannt wurde (15. März 1838), eine äußere Ehrung, die ganz unerhört war für eine Ausländerin, Protestantin und so junge Künstlerin. Dann Paris (1839), wohin der erzürnte Vater sie allein hatte reisen lassen, um sie durch das Ungemach der Concertgeschäfte mürbe zu machen, was ihm auch fast gelungen wäre — doch brachte er es schließlich nur dahin, Robert und Clara fester aneinander zu binden; das that sich in dem Ultimatum kund, das beide Liebende an ihn richteten, um endlich seine Einwilligung zur Ehe zu erreichen, und als dies auch nichts fruchtete, drang Robert auf gerichtliche Entscheiduug, die natürlich zu Gunsten des Paares ausfiel.

Nach der Rückkehr aus Frankreich concertirte Clara noch in Berlin, Hamburg, Bremen, und überall suchte ihr der Haß des erbitterten Vaters Steine in den Weg zu werfen, doch über alle Anfechtung siegte ihr tapferer, treuer Sinn. An dem Tage, wo sie mit Robert vor den Altar trat, schrieb sie ernst in ihr Tagebuch: „Eine Periode meines Lebens ist nun beschlossen: erfuhr ich gleich viel Trübes in meinen jungen Jahren schon, so doch auch manches Freudige, was ich nie vergessen will. Jetzt geht ein neues Leben an, ein schönes Leben, das Leben in dem, den man über alles und sich selbst liebt, aber schwere Pflichten ruhen auch auf mir, und der Himmel verleihe mir Kraft, sie getreulich, wie ein gutes Weib, zu erfüllen.“

Nach der Verheirathung hatten Beide anfangs „Glückes genug“. „Heute ist es ein Vierteljahr, daß wir verheirathet sind“, schreibt Clara, „wohl mein glücklichstes Vierteljahr, das ich noch erlebt habe. Ich stehe täglich in neuer Liebe zu meinem Robert auf, und scheine ich auch manchmal trübe, fast unfreundlich, so sind es nur Sorgen, deren Ursprung doch immer die Liebe zu ihm ist.“ Wurde Clara's Künstlerschaft durch Robert's Schaffenstrieb, der gerade in den ersten Jahren der Ehe besonders lebhaft war, und der Clavierübungen neben sich nicht ertrug, auch etwas in den Hintergrund gedrängt,

wenigstens was die äußere Bethätigung anbetrifft, so wuchs doch innerlich ihre Kunsterkenntniß und die Sicherheit ihres Kunstempfindens immer mehr, einestheils dadurch, daß sie sich in die Schöpfungen und die Anschauungen ihres Mannes immer tiefer einlebte, andererseits durch das intensive Studium Bach's und Beethoven's, das sie mit Robert gemeinsam betrieb, endlich durch sorgsam gewählte Lectüre, die ihren Gesichtskreis und ihre Gefühlswelt erweiterte und belebte. Schumann kränkte sich oft darüber, daß seine Frau seinetwegen ihre Uebungen aufhalten mußte, erkannte aber ebensowohl ihr inneres Wachsthum und faßt seine Beobachtungen 1842 in die Worte zusammen: „Sorge macht mir oft, daß ich Clara in ihren Studien oft hindere, da sie mich nicht im Componiren stören will . . . . Was freilich die tiefere musikalische Bildung betrifft, so ist Clara gewiß nicht stehen geblieben, im Gegentheil vorgeschritten; sie lebt ja auch nur in guter Musik, und so ist ihr Spiel jetzt gewiß nur noch gesunder und zugleich geistiger und zarter als früher."

Am 31. März 1841 bei Gelegenheit der Aufführung von Robert's Bdur-Symphonie im Leipziger Gewandhaus war Clara zum ersten Mal seit ihrer Verheirathung als Clavierspielerin vor die Oeffentlichkeit getreten, und zwar mit glänzendem Erfolg. Nach dieser glücklichen Erprobung ihrer Kräfte kam ihr die Lust, sich nun öfter wieder im Concert zu versuchen, und sie unternahm Kunstreisen nach Weimar, dann nach Bremen, Oldenburg und Hamburg, bei denen Robert sie begleitete, und endlich ging Clara allein nach Kopenhagen, wo sie die angenehme Ueberraschung erlebte, daß die Werke ihres Mannes überall bekannt und geschätzt waren.

Nach der Aufführung von Schumann's „Paradies und Peri" (4. December 1844) führte das Ehepaar einen längst gehegten Plan aus und unternahm eine Reise nach Rußland (1844). Ueber Berlin und Königsberg ging die Fahrt nach Riga, Mitau, Dorpat, von dort nach Petersburg und Moskau, und nach vier Monaten waren sie wieder in der Heimath. Clara hatte der Ausflug große Erfolge gebracht, konnte doch Robert von Petersburg aus an Wieck schreiben, daß bei andern Künstlern, sogar bei Liszt, die Theilnahme immer abgenommen, bei ihr dagegen sich immer gesteigert hätte. Bald nach der Rückkehr erfolgte bei Schumann ein vollständiger Zusammenbruch, ein Versagen der Nerven, das ihm jede Arbeit unmöglich machte. Ein Aufenthalt in Dresden brachte Erholung, und aus dem kurzen Besuch wurde schließlich eine dauernde Niederlassung: am 13. December 1845 siedelten Robert und Clara Schumann nach der sächsischen Residenz über.

Trotzdem Robert nun hier in der Direction eines Männergesangvereins und eines gemischten Chors eine Beschäftigung fand, die ihn von Innen nach Außen lenkte und ihm mancherlei Anregungen gab, so behagte Beiden doch die Stadt, das Leben und das im Vergleich zu Leipzig ärmliche Musiktreiben dort gar nicht, sie sehnten sich nach einem größeren Wirkungskreis in verständnißvollerer Umgebung. 1846 versuchte Clara, in Wien festen Fuß zu fassen, aber man verhielt sich dort, wo man sie vor neun Jahren überschwänglich gefeiert hatte, ziemlich kühl gegen sie, und enttäuscht kehrten sie und Robert über Berlin, wo „Paradies und Peri" recht schlecht aufgeführt wurde, nach Dresden zurück. Bis 1849 erlebte Clara vier Mal Mutterfreuden, und ziemlich gedrückt, weil die Kinder sie von der pianistischen Arbeit sehr viel abhielten, vertraut sie dem Tagebuch den Seufzer an: „Robert sagt, Kinder sind Segen, und er hat recht. denn ohne Kinder ist ja auch kein Glück, und so habe ich mir denn vorgenommen, mit möglichst heiterm Gemüth der nächsten schweren Zeit ins Auge zu sehen. Ob es immer gehen wird, das weiß ich

nicht." Das Jahr 1849 brachte mit dem Dresdener Maiaufstand viel Unruhe ins Haus, brachte aber auch das Angebot für Robert, an die Stelle des scheidenden Ferdinand Hiller als städtischer Musikdirector in Düsseldorf zu treten, was nach einigem Zögern angenommen wurde. Vor dem Umzug nach dem Rhein concertirte Clara noch in Hamburg, Bremen und Altona und spielte auch am 24. Juni 1850 in einem Concert zu Ehren Spohr's im Gewandhaus, einen Tag vor der Aufführung der „Genoveva" im Leipziger Stadttheater Robert's A moll-Concert und am 2. September 1850 kamen sie in ihrem neuen Bestimmungsort an.

Die Stellung in Düsseldorf brachte ja für Schumann viel Kränkendes, er war ihren Aufgaben nicht gewachsen und wurde halb aus dem Amte gedrängt, aber auch viel Freudiges erlebte das Künstlerpaar in dieser Zeit. Dazu gehört die Reise nach Holland, die dem schöpferischen Genius wie seiner Interpretin Beweise verstehender Liebe und Ehrungen in Fülle eintrugen; dann fiel der junge Brahms wie ein Meteor in Schumann's stilles Heim, und Josef Joachim vereinigte sich mit den Freunden zu herrlichem Musiciren. Aber schon bereitete sich unter düstern Anzeichen die Katastrophe vor: Robert's umnachteter Geist trieb ihn in den Rhein, und über zwei Jahre später, am 29. Juli 1856 starb er in Endenich bei Bonn.

In der Art, wie Clara das Ungeheure ertrug, zeigt sich nun die ganze Seelengröße und Charakterstärke dieser zarten Frau, die keinen Augenblick zögerte, die Sorge für den kranken Mann und sechs Kinder auf die eigenen Schultern zu nehmen. In ihrem Tagebuch beklagt sie sich über ihre Freundinnen, die „fromm redeten" und vom Herrn Jesu schrieben, und fährt fort: „Für mich kann die Frömmigkeit nicht in dieser Art zu denken und zu thun [den ganzen Tag heilige Bücher lesen] bestehen. Ich suche meine Pflichten zu erfüllen, suche mein Unglück zu tragen, so gut ich es kann, aber nicht durch Beten und Lesen heiliger Bücher, sondern durch Thätigkeit und das Wirken für andere! Darin finde ich die Kraft und den Muth, noch zu leben, überhaupt." Und wie eine Heldin kämpfte sie nun um ihre Existenz, wies Unterstützungen, die ihr von allen Seiten angeboten wurden, standhaft zurück, zog concertirend durch Nord- und Süddeutschland, ging auch nach England, und hatte nach dem Hinscheiden Robert's wenigstens die Genugthuung, zu sehen, daß trotz aller Ausgaben, welche die beiden letzten Jahre gebracht hatten, ihr kleines Capital sich noch vermehrt hatte.

Ihren dauernden Aufenthalt nahm Frau Sch. nun zuerst in Berlin — einestheils, weil ihre Mutter, die von Friedrich Wieck geschieden und in zweiter Ehe mit dem Musiklehrer Bargiel verheirathet war, dort lebte; sie hatte der Tochter während ihrer Conflicte mit dem Vater liebevoll zur Seite gestanden und half ihr auch jetzt, so viel sie konnte. Dann aber mochte die Nähe des treuen Freundes Josef Joachim's für die Wahl Berlins mitgesprochen haben, die Aussicht, mit diesem unvergleichlichen Meister der Geige oft zusammenwirken zu können. Von 1863 bis etwa 1874 wurde Baden-Baden ihr Hauptquartier und 1878 folgte sie einem Rufe nach Frankfurt als Hauptlehrerin für Clavierspiel am Hoch'schen Conservatorium, eine Stellung, die sie bis 1892 inne hatte. Als Lehrerin hat sie aber auch dann noch segensreich weiter gewirkt bis zu ihrem Tode am 19. Mai 1896.

Die Bedeutung Clara Schumann's liegt nicht in ihren Compositionen, sondern in ihrem Clavierspiel. Als „Königin der Clavierspielerinnen", wie sie Bülow einmal nennt, hat sie ein Vorbild geschaffen für die reproducirende Clavierkunst, wie es etwa Joachim für das Violinspiel aufgestellt hat, und ihre sehr zahlreichen Concertreisen nach dem Jahre 1856, die auch nur an-

zudeuten unmöglich ist, haben außerordentlich viel dazu beigetragen, in weiten Kreisen den Sinn für Musik in ihrer edelsten Form zu wecken, zu festigen, zu erziehen. 1827 steht von des Vaters Hand in ihrem Tagebuch geschrieben: „Wie mein Vater versichert, so habe ich jetzt bereits vielen und guten Ton auf den Flügeln, woran meine kleine, dicke, volle Hand und die Beweglichkeit meiner Finger (ohne den Ellenbogen zu gebrauchen) nicht geringen Antheil haben soll." Diese Angaben mögen gewiß die Qualität ihres Tones, der als schlank zwar, aber ungemein intensiv, singend und von Gefühl erfüllt geschildert wird — ich führe hier aus, was ich von J. Joachim, E. Rudorff u. A. über Clara Schumann's Spiel erfahren habe —, beeinflußt haben, was dem Spiel aber den eigentlichen Reiz gab, war, daß es immer etwas Seelisches wiederspiegelte, daß der Künstlerin das Werk, das sie interpretirte, zum eigenen Erlebniß wurde. Daraufhin war schon die musikalische Erziehung durch den Vater gerichtet gewesen. „Mein Vater läßt mich nicht musikalisch zu Tode üben, sondern bildet mit Vorsicht mich für ein seelenvolles Spiel aus", heißt es im Tagebuch. So setzte sich die Wirkung, die Frau Sch. als Clavierspielerin ausübte, aus zwei Factoren zusammen. Auf der einen Seite sehen wir die unendliche Pietät, die sie dem Willen des Componisten gegenüber hatte: Buchstabentreue bis ins Kleinste hinein, peinlichste Befolgung jeder Vorschrift und Vortragsanweisung waren die Grundlagen ihrer Darstellung, und deshalb stand sie, bei aller Bewunderung für die hinreißende Genialität Liszt's, seinem Clavierspiel, soweit es sich nicht um seine eigenen Schöpfungen handelte, mit Reserve gegenüber, denn seine Willkür, der eine Veränderung des Textes nichts Wesentliches bedeutete, war ihrer Ehrfurcht vor den Absichten genialer Tondichter im Innersten unsympathisch. Auf der anderen Seite aber vermochte sie nun dem treu erfaßten Texte ihre eigene Empfindung zu leihen und ihm erst dadurch volles Leben zu geben. Sie sah immer auf das Wesentliche, auf den Sinn und Geist des Stückes, das sie darstellte und verschmolz, ohne jemals sich selbst virtuosisch vorzudrängen, das Fremde so völlig mit ihrem eigenen Geist und Gefühl, daß ein neues künstlerisches Gebilde unter ihren Fingern zu entstehen schien. So gehörte ihr Clavierspiel zu den höchsten Erscheinungen, die in der reproducirenden Kunst jemals dagewesen sind.

Folgendes sind die Compositionen Clara Schumann's (nach Dr. V. Joß, Der Musikpaedagoge Friedrich Wieck und seine Familie, Dresden 1902, S. 219 ff. und Grove, A Dictionary of Music and Musicians, London 1883, Bd. III, S. 424):

Op. 1: Quatre Polonaises (Hofmeister, Leipzig). Op. 2: Caprices, en forme de Valses (ebd.). Op. 3: Romance variée (ebd.). Op. 4: Valses Romantiques (ebd.). Op. 5 und 6: Soirées musicales (ebd.). 10 Pièces caractéristiques (ebd.). Op. 7: Premier Concert pour le Piano-Forte avec Accompagnement d'Orchestre ou de Quintuor (ebd.). Op. 8: Variations de Concert p. l. Piano-Forte sur la Cavatine du Pirate de Bellini (Vienne chez Tobie Haslinger). Op. 9: Souvenir de Vienne. Impromptu (Ant. Diabelli et Comp., Vienne). Op. 10: Scherzo (Leipsic chez Breitkopf & Härtel). Op. 11: Trois Romances (Vienne chez Pietro Mechetti). Op. 12: Zwölf Gedichte aus Rückert's „Liebesfrühling" für Gesang und Pianoforte von Robert und Clara Schumann. (Zwei Hefte.) Nr. 2, 4, 11 rühren von Clara her (Breitkopf & Härtel, Leipzig). Op. 13: 6 Lieder (ebd.). Op. 14: Deuxième Scherzo (ebd.). Op. 15: Quatre Pièces Fugitives (ebd.) Op. 16: Drei Praeludien und Fugen (ebd.). Op. 17: Trio für Pianforte, Violine und Violoncello (ebd.). Op. 18 und 19 sind nicht erschienen. Op. 20:

Variationen über ein Thema von Robert Schumann (Breitkopf & Härtel). Das Thema stammt aus den „Bunten Blättern“, op. 99 Nr. 4 und ist auch von Brahms in seinem op. 9 zu Variationen benutzt. Op. 21: Drei Romanzen (ebd.). Op. 22: Drei Romanzen für Pianoforte und Violine (ebd.). Op. 23: 6 Lieder für eine Singstimme. Aus Rollet's „Jucunde“ (ebd.).

Ohne Opuszahl: Cadenzen zu Beethoven's Clavier-Concerten in C moll und G dur von Clara Schumann (Leipzig und Winterthur, J. Rieter-Biedermann). 2 Cadenzen zu Mozart's Clavier-Concert in D moll. 30 Melodies de Robert Schumann pour Piano (Paris, Maison Flaxland, Durand Schoenewerk & Co. Ferner hat Clara die Fingerübungen aus Czerny's Clavierschule herausgegeben, die Gesammtausgabe von Robert Schumann's Werken revidirt und die Jugendbriefe Robert Schumann's veröffentlicht.

Vgl. Clara Schumann. Nach Tagebüchern und Briefen von Berthold Litzmann. Leipzig, Bd. I 1902 (1819—1840), Bd. II 1905 (1840—1856). — Ueber Clara Schumann's Compositionen: Dr. R. Hohenemser in „Die Musik“, Berlin 1905/6, Heft 20 und 21.

Carl Krebs.

Schwalbach: Theodor Sch. war am 25. Februar 1858 zu Charkow in Rußland als Sohn eines deutschen (aus dem Rheinland stammenden) Kaufmanns geboren. In seinem fünften Lebensjahre siedelte die Familie nach Leipzig über. Dort absolvirte er die Realschule, bestand dann aber nach einjähriger privater Vorbereitung die Gymnasialabgangsprüfung und bezog kaum sechzehnjährig die Universität. Er hörte in Leipzig, Göttingen, Berlin und Straßburg juristische und philosophische Vorlesungen und erwarb mit zwanzig Jahren die juristische Doctorwürde bei der Leipziger Facultät. Den praktischen Vorbereitungsdienst begann er in Straßburg i. E., habilitirte sich aber bereits im Wintersemester 1880/1 in Leipzig mit seiner Schrift „Der Civilproceß des Pariser Parlaments nach dem Stilus Du Breuil's“. Während drei Semestern hielt er sodann civilprocessualische, auch exegetische Collegien. Am 20. October 1882 bereitete er, zweifellos unter dem Druck einer Gemüthskrankheit, seinem hoffnungsvollen jungen Leben ein jähes Ende. Außer der genannten Habilitationsschrift hat er eine für seine Jugend ungewöhnlich große Zahl rechtswissenschaftlicher, meist civilprocessualischen Grundfragen gewidmeter Abhandlungen veröffentlicht: im Archiv für die civilistische Praxis (Bd. 63, 64, 66), im Gerichtssaal (Bd. 31), in den Jahrbüchern für Dogmatik (Bd. 19, 20), in der Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte (Bd. 2 romanistische Abtheilung), in Gruchot's Beiträgen (Jahrg. 26). Seine Befähigung lag hauptsächlich auf dem Gebiete der Synthese. Bleibenden Werth hat namentlich seine Schrift über den Pariser Parlamentsproceß, die den Inhalt eines bedeutenden, in Deutschland bis dahin wenig gekannten Proceßwerks mit den Begriffen einer entwickelteren Wissenschaft zu klarer, übersichtlicher Darstellung bringt. Bei seiner glänzenden Begabung würde er, wenn ihm Reife vergönnt gewesen wäre, sicherlich Hervorragendes geleistet haben.

J. Weismann.

Schwane: Joseph (Anton) Sch., katholischer Theologe, geboren am 2. April 1824 zu Dorsten in Westfalen, † am 6. Juni 1892 zu Münster in Westfalen. Er besuchte das Progymnasium in seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium in Recklinghausen bis 1843, studirte hierauf in Münster 1843 bis 1847 Philosophie und Theologie und wurde am 29. Mai 1847 zum Priester geweiht. Nachdem er seine Studien 1848—50 noch an den Universitäten Bonn und Tübingen fortgesetzt hatte, wurde er am 7. März 1851 in Münster Lic. theol.; Präses im gräflich von Galen'schen Convict in

Münster; 21. April 1853 habilitirte er sich als Privatdocent an der theologischen Facultät zu Münster, wo er über Kirchengeschichte, Moraltheologie und Dogmengeschichte las; 17. November 1859 wurde er außerordentlicher Professor; 8. März 1860 Dr. theol. h. c.; 17. September 1867 ordentlicher Professor der Moraltheologie mit den Nebenfächern der Dogmengeschichte und Symbolik; dabei las er neben Verlage auch über Dogmatik und übernahm dieselbe nach dessen Tode (1881) im vollen Umfange; 1890 Päpstlicher Hausprälat.

Schwane's wissenschaftliches Hauptwerk ist die Dogmengeschichte, die als die erste katholische Darstellung nach dem kleineren Werke von Klee in vier Bänden das ganze Gebiet behandelt: „Dogmengeschichte der vornicänischen Zeit" (Münster 1862; 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1892); „Dogmengeschichte der patristischen Zeit (325—787 n. Chr.)" (Münster 1869; 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1895); „Dogmengeschichte der mittleren Zeit" (Freiburg i. Br. 1882); „Dogmengeschichte der neueren Zeit" (ebd. 1890; die beiden ersten Bände bilden in der 2. Aufl., die beiden andern von Anfang an Bestandtheile der bei Herder erscheinenden Theologischen Bibliothek). Auf moraltheologischem Gebiete veröffentlichte Sch. die größeren Schriften: „Die theologische Lehre über die Verträge mit Berücksichtigung der Civilgesetze, besonders der preußischen, allgemein deutschen und französischen" (Münster 1871; 2. Aufl. 1872); „Die Gerechtigkeit und die damit verwandten sittlichen Tugenden und Pflichten des gesellschaftlichen Lebens, letzter Theil der Moraltheologie" (Freiburg i. Br. 1873); „Spezielle Moraltheologie", 1.—3. Theil (ebd. 1878—85); „Allgem. Moraltheologie" (ebd. 1885). Kleinere Arbeiten: „Ueber die scientia media und ihre Verwendung für die Lehre von der Gnade und Freiheit" (Tübinger Theol. Quartalschrift, 32. Jahrg. 1850, S. 394—459); „Das göttliche Vorherwissen und seine neuesten Gegner" (Münster 1855); „De controversia, quae de valore baptismi haereticorum inter S. Stephanum Papam et S. Cyprianum agitata sit, commentatio historico-dogmatica" (Münster 1860); „Ueber die Auferstehungslehre Tertullians und die Identität des Auferstehungsleibes im Besondern" (Katholik 1860, I, S. 299—323); „Die römischen Katakomben. Akademische Rede" (Katholik 1864, II, S. 684—706); „De operibus supererogatoriis et consiliis evangelicis in genere" (Münster 1868); „Bossuet und seine historische Bedeutung" (Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für das Jahr 1877 [Köln 1878], S. 26—45); „Die eucharistische Opferhandlung" (Freiburg i. Br. 1889).

Chronik der Akademie zu Münster, 7. Jahrg. 1892/93, S. 4 f. — Kirchen-Lexikon von Wetzer u. Welte, 2. Aufl., X, 2042 f. (Mausbach). — E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller (Münster 1866, S. 310 f.; N. F. [1881], S. 200).

Lauchert.

Schwanert: Hermann August Sch. ist geboren am 22. October 1823 als Sohn des Kaufmanns Johann Schwanert in Braunschweig, er verließ Ostern 1843 das Obergymnasium seiner Vaterstadt und studirte in Göttingen die Rechtswissenschaft bis Ostern 1846. Am 17. September 1846 wurde er von der Göttinger Juristenfacultät auf Grund der von der Facultät als Preisschrift gekrönten Abhandlung: „Enumeratio per universitatem successionum, quae exstant in iure Romano praeter hereditatem et bonorum possessionem" (1846, gr. 4°) zum Doctor der Rechte promovirt, nachdem er kurz zuvor in Wolfenbüttel das Advocatenexamen bestanden hatte. Ostern 1848 habilitirte er sich als Privatdocent für Römisches Recht und Kirchenrecht an der Universität Göttingen, hielt dort

während dreier Jahre mit ungewöhnlichem Erfolge Vorlesungen über Römisches Recht und folgte 1851 einem Rufe als außerordentlicher Professor für Römisches Recht an die Universität Prag. Von Prag wurde er an Stelle von Burkard Wilhelm Leist, der von Rostock nach Jena ging, im Januar 1853 nach Rostock berufen und trat Ostern 1853 sein Lehramt an, in dem er einundzwanzig Jahre segensreich gewirkt hat. Seine Lehrthätigkeit in den Vorlesungen und praktischen Uebungen betraf das Römische Recht und den Civilproceß. Seit 1863 war er Mitglied der Prüfungscommission für das erste juristische Examen. Außerdem nahm er mit seinem Eintritt in die Juristenfacultät regen Antheil an der umfangreichen praktischen Thätigkeit des Spruchcollegiums. Seine vortrefflichen Charaktereigenschaften befähigten ihn ganz besonders zur Verwaltung akademischer Ehrenämter; seit 1866 war er als ständiger Beisitzer des engeren Concils mit den Functionen des akademischen Syndikus und mit der akademischen Disciplinargerichtsbarkeit betraut und verwaltete zwei Mal (1871/72 und 1872/73) das Rectorat. Als Rector hatte er bei der Enthüllung der Gedenktafel für die im Kriege von 1870/71 gebliebenen Angehörigen der Universität Rostock Gelegenheit, seinem warmen vaterländischen Empfinden beredten Ausdruck zu verleihen (Rede, gedruckt Rostock 1873). Der Großherzog Friedrich Franz II. zeichnete ihn durch die Verleihung des Ritterkreuzes der Wendischen Krone aus. In Rostock verheirathete er sich mit Caroline geb. v. Stein. Ostern 1874 wurde Sch. als ordentlicher Professor des Römischen Rechts nach Breslau berufen. In Breslau hat er seine treue Lebensarbeit, der auch hier die äußere Anerkennung in der Verleihung des Titels eines Geheimen Justizrathes und des Rothen Adlerordens IV. Classe zu Theil wurde, beschlossen. Am 18. August 1886 starb Sch. in Bad Flinsberg in Schlesien.

Sch. stand, wie sämmtliche Juristen seiner Generation, auf dem Boden der historischen Schule. Zur Erfüllung ihres Programms hat er in seiner obenerwähnten Dissertation und in seinen späteren Schriften: „Die Naturalobligationen des römischen Rechts“ (Göttingen 1861) und „Die Compensation nach römischem Recht“, Festschrift für P. E. Huschke (Rostock 1870) gewissenhaft mitgearbeitet und wohlverdiente Beachtung und Anerkennung gefunden (vgl. die Kritik seiner „Naturalobligationen“ von Scheurl in der Krit. Vierteljahrschrift Bd. 6 [1861], S. 489 ff.). Seine zugleich auf die praktische Rechtsanwendung gerichtete Beanlagung und die praktische juristische Thätigkeit selbst haben ihn aber von der Einseitigkeit mancher Vertreter der historischen Richtung behütet. So hat er auch in seiner trefflichen Rectoratsrede vom 28. Februar 1872 über: „Das neue Reich und die Rechtswissenschaft“ (gedruckt Rostock 1872) nicht nur die Schäden im Zustande unseres heimischen Rechtes und die Nothwendigkeit codificirender Gesetzgebung sicher erkannt, sondern auch die Mitarbeit der Rechtswissenschaft an diesen neuen Aufgaben klar bestimmt. Die Hoffnung, die er damals aussprach: „wird unsere gesammtstaatliche Entwickelung, welche einen so vielverheißenden Aufschwung genommen hat, nicht irgendwie gewaltsam gestört, so werden wir in vielleicht nicht allzulanger Zeit für alle Theile unsres Rechts eine wenigstens formell neue Grundlage in mehr oder weniger umfangreichen Gesetzen vor uns haben“, schritt ihrer Erfüllung auch auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes entgegen, als er aus dem Leben schied.

Universitätsacten von Rostock und Breslau. Matthiaß.

Schwann: Franz Sch., Verlagsbuchhändler, Inhaber der Schwann'schen Verlagsbuchhandlung mit Druckerei in Düsseldorf, wurde zu Neuß a. Rhein am 1. August 1815 als der vierte Sohn und das sechste von den zehn

Kindern der Eheleute Leonard Schwann und Elisabeth geb. Rattels geboren. Der Vater, gelernter Goldschmied, wandte sich noch in seinem 43. Lebensjahre der Buchdruckerkunst zu, ermuntert hierzu von einem geistlichen Oheim, der aus Liebhaberei etwas Mechanik trieb. Ein diesem befreundeter Kanonikus in Kevelaer, der in seinen Mußestunden die schwarze Kunst als Dilettant betrieb, erbot sich, den Neuling in die Geheimnisse des Setzens und Druckens einzuweihen. Am 31. März 1821 trat Leonard Sch. die wichtige Reise an; ein Tag wurde zur Hinreise, ein Tag zur Rückreise gebraucht, und da der „Lehrling“ am 2. April Abends schon wieder in Neuß eintraf, so hatte die ganze Lehrzeit nur einen einzigen Tag gedauert. Allein dieser eine Tag hatte genügt, ihn mit den Einzelheiten der Druckerkunst so vertraut zu machen, daß er im Stande war, nach seiner Rückkehr den Bau einer Presse nach einer von ihm angefertigten Zeichnung selbst in Angriff nehmen zu können. Die Arbeit wurde so gefördert und gelang so wohl, daß er schon am 22. Juli desselben Jahres die Concession zur Errichtung einer Buchdruckerei nachsuchen konnte. Die ganze Einrichtung einschließlich der Reise nach Kevelaer hatte 218 Reichsthaler und 39 Stüber gekostet. Am 4. November 1821 wurde ihm die Concession ertheilt, und von diesem Tage datirt die Gründung der Schwann'schen Verlagsbuchhandlung. Der Anfang des Geschäfts war freilich sehr bescheidener Art, allein unter der Leitung dieses energischen Mannes dehnte sich dasselbe allmählich immer weiter aus. Leonard Sch., mit scharfem Blicke die Entwicklungsfähigkeit desselben erkennend, bestimmte, daß sein vierter Sohn, Franz, geboren am 1. August 1815, für die Buchhandlung und -Druckerei ausgebildet werde, um ihm später als Stütze und Nachfolger zu dienen. Franz Sch. besuchte das Progymnasium seiner Vaterstadt und war in Vorbereitung auf seinen späteren Beruf in seinen Nebenstunden in Buchhandlung und Officin thätig. Um sich auch in der damals im Aufblühen begriffenen Steindruckerei auszubilden, erhielt er während der schulfreien Mittwoch- und Samstag-Nachmittage in der lithographischen Anstalt von Amy & Co. im benachbarten Düsseldorf die erste Unterweisung in der Kunst Senefelder's. Nach Abgang von der Schule trat Sch. in die Sortimentsbuchhandlung von Bernard & Dubyen in Köln als Lehrling ein, wo er sich in kurzer Zeit auch mit diesem Zweige des Buchhandels vertraut machte. Von dort kehrte er nach Neuß in das väterliche Geschäft zurück, um diesem von nun an bis zu seinem Tode seine ganze Kraft zu widmen. Gleich in den ersten Jahren der Thätigkeit Franz Schwann's im väterlichen Geschäfte traf dasselbe ein harter Schlag. Im J. 1826 hatte der Vater in Gemeinschaft mit einem andern Neußer eine Zeitung, das „Neußer Kreis-, Handels- und Intelligenzblatt“ gegründet, welches, wöchentlich zwei Mal erscheinend, damals der vornehmste Verlagsartikel war und den Grundstock der Arbeit für die Druckerei bildete. 1834 hatte L. Schwann das Eigenthumsrecht an dem Blatte vollständig gegen eine namhafte Abfindungssumme erworben, als im Februar 1835 plötzlich die Nachricht in Neuß eintraf, daß ein Anderer zur Herausgabe des „Neußer Kreisblattes“ concessionirt worden und so der Bestand der L. Schwann'schen Zeitung in Frage gestellt sei. Alle Schritte, um den drohenden Schlag abzuwenden, waren ohne Erfolg, und so blieb nichts übrig, als mit dem neuen Concessionar einen Vergleich zu schließen und diesen als gleichberechtigten Theilhaber an dem erst vor kurzem mit Opfer erworbenen Eigenthume aufzunehmen. Bis zum Jahre 1848, welches mit vielen anderen Freiheiten auch die Preßfreiheit brachte, dauerte dieses drückende Verhältniß. Da erst gelang es, das alleinige Verlagsrecht der Zeitung zurückzuerhalten.

Um für die Buchdruckerei hinreichend Beschäftigung zu finden, wandte

Franz Sch. sich vorerst der Ausdehnung des Formulargeschäfts, welches bald das reichhaltigste der Rheinprovinz wurde, und dann der Verlagsthätigkeit zu. Letztere entwickelte sich in der ersten Zeit hauptsächlich nach zwei Richtungen. Wie Neuß eine streng katholische Stadt war, so hing auch die Familie Schwann in allen ihren Mitgliedern und Verzweigungen aus voller Ueberzeugung der katholischen Kirche an. Das führte die neue Druckerei dazu, katholische Gebets- und Erbauungsschriften in Verlag zu nehmen. Der „Katholische Volkskalender", anfangs von dem Gesellenvater Kolping verfaßt, Werke aus der katholischen Kirchengeschichte, Predigt-Sammlungen 2c. gesellten sich ebenfalls dazu. Der älteste Bruder, der mittlerweile wegen Krankheit seinen Abschied als Professor der katholischen Theologie genommen hatte, übersetzte in musterhafter Weise auf Wunsch Franz Schwann's für den väterlichen Verlag die „Philothea" von Franz von Sales und die „Nachfolge Christi" von Thomas von Kempen, welche beiden Bücher, namentlich das letztere, in den verschiedensten Ausgaben und Ausstattungen und immer neuen großen Auflagen erschienen. Für die zweite Richtung, den Verlag von Schulbüchern, wurde die Verbindung mit dem 1842 gegründeten Schullehrer-Seminar in Kempen von großer Bedeutung. Die „Bücher'sche Fibel", welche es auf über 100 Auflagen brachte, die Lesebücher desselben Verfassers, die Rechenbücher von Kentenich, die „Katholische Zeitschrift für Erziehung und Unterricht", denen sich noch eine ganze Reihe ähnlicher Werke anschloß, folgten rasch auf einander. Im Jahre 1845 war die erste Schnellpresse in Dienst gestellt worden, 1851 folgte bereits die zweite, 1856 die dritte, und so ging es stetig weiter.

Gleich dem Verlage widmete Franz Sch. auch der Buchdruckerei die äußerste Sorgfalt, und sein Streben war ausschließlich darauf gerichtet, nur Mustergültiges zu liefern. Die L. Schwann'sche Druckerei leistete bald so Hervorragendes, daß häufig aus den bedeutendsten Centren des deutschen Buchhandels, aus Leipzig, Berlin u. s. w., sogar aus London und Paris Druckaufträge für feinere Farbendrucksachen nach dem entlegenen Neuß kamen. Die Wiener Weltausstellung 1873 und die Düsseldorfer Ausstellung 1880 erkannten die Leistungsfähigkeit der L. Schwann'schen Buchdruckerei durch Verleihung hoher Auszeichnungen an.

Als die Falk'sche Aera einen Theil der im L. Schwann'schen Verlage erscheinenden Schulbücher aus den Schulen entfernte, wurde in einem neuen Zweige der Litteratur, dem juristischen, dafür Ersatz gesucht und gefunden. Die großen Grotefend'schen Gesetzsammlungen (preußische, deutsche, hannoversche u. s. w.) nebst einer ganzen Reihe von Einzelausgaben von Gesetzen mit Commentar traten in die Lücke, ohne daß darum etwas versäumt wurde, das verlorene Terrain in dem Schulbücher-Verlage wieder zu gewinnen.

Mittlerweile war das L. Schwann'sche Geschäft auf einem Punkte angelangt, wo es, sollte seine natürliche Weiterentwicklung nicht Schaden leiden, dringend nothwendig wurde, dasselbe nach einer größeren Stadt mit ihren Hülfsmitteln, Verbindungen u. s. w., wie sie das kleine Neuß nicht zu bieten vermochte, zu verpflanzen. Obgleich Franz Sch. die Sechzig überschritten hatte und die ganze Last des Geschäftes noch immer fast einzig auf seinen Schultern ruhte, entschloß er sich doch zu dem Schritte, die Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit zu verlassen und nach dem benachbarten, in raschem Aufblühen begriffenen Düsseldorf überzusiedeln. Nachdem ein allen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes, mit den besten Maschinen und Hülfsmaschinen ausgerüstetes Druckereigebäude hergestellt war, fand der schwierige und langdauernde Umzug statt. Die Sortimentsbuchhandlung in Neuß wurde ver-

kauft, und nur der älteste Verlagsartikel, die 1826 gegründete „Neußer Zeitung“, mit Zeitungsdruckerei dort belassen. Im Herbst 1878 war der Umzug vollendet.

Nahezu 10 Jahre sollte es Franz Sch. noch vergönnt sein, an der neuen Stätte zu wirken. Waren auch die Jahre an ihm keineswegs spurlos vorübergegangen, machte sich auch infolge der gewaltigen Arbeitslast, welche er viele Jahrzehnte hindurch getragen, allmählich ein Nachlassen der geistigen Spannkraft und Willensenergie geltend, so blieb er, der von Morgens früh bis spät Abends von allem Kenntniß nahm, alles selbst anordnete, alles überwachte, doch nach wie vor die Seele des Geschäfts. Das Wiederaufleben der ältern strengern Richtung in der katholischen Kirchenmusik gab ihm Veranlassung, den Verlag des „Gregoriusblattes“ und des „Gregoriusboten“, der beiden diese Richtung vertretenden Organe der Rheinprovinz, zu übernehmen. Nebenher gingen Verhandlungen wegen Uebernahme einer neuen „Zeitschrift für christliche Kunst“, die gleichfalls zum Ziele führten. Jahrelang beschäftigte er sich mit einer reich illustrirten Prachtausgabe des Thomas von Kempen. Letztere Ausgabe konnte er noch Ende des Jahres 1887, dem Andenken seines heimgegangenen Bruders Peter, des Uebersetzers, gewidmet, in die Welt gehen lassen; das Erscheinen des ersten Heftes der „Zeitschrift für christliche Kunst“ sollte er nicht mehr erleben.

Die geistige Ueberanstrengung hatte seine sonst so kräftige und widerstandsfähige Constitution untergraben. Eine leichte Erkältung, die er sich im harten Winter 1887/88 zugezogen, wollte nicht weichen. Sie zwang ihn endlich aufs Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Am 5. März 1888 rief ihn der Tod ab. Strenge Rechtlichkeit war die Richtschnur seines Handelns; die Religion war ihm Herzenssache, und nach ihren Vorschriften suchte er sein ganzes Thun gewissenhaft zu regeln. Er war knapp und kurz in Worten, einfach und schlicht, allem Prunke und äußeren Scheine feind, einer jener seltenen Menschen, die je mehr gewinnen, je näher man sie kennen lernt. Stolz und Hochmuth blieben ihm auch auf der Höhe des Erfolges fremd. Fleiß und Strebsamkeit unterstützte er bereitwillig, und gern ertheilte er seinen Rath, wo immer man ihn darum anging. Selbst nicht verheirathet, war er, mit seinem starken Familiensinne, seiner Fürsorge der lebendige Mittelpunkt, um den sich seine Geschwister in Eintracht und Liebe fest zusammenschlossen. Nach seinem Tode ging das umfangreiche Geschäft an seine Erben über, die dasselbe in unveränderter Weise und nach den Principien ihres Vorgängers weiterführten.

Karl Fr. Pfau.

Schwartz: Christian Friedrich Sch., einer der namhaftesten evangelisch-lutherischen Missionare in Indien, ist am 22. October 1726 zu Sonnenburg in der Neumark, dem alten Sitze des Johanniterordens, als Sohn eines in dürftigen Verhältnissen lebenden, dem Pietismus ergebenen Bäckermeisters geboren. Er besuchte bis zur Confirmation die Schule seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium in Cüstrin und bezog 1746 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Hier lernte ihn der gleichfalls aus Sonnenburg gebürtige Missionar Benjamin Schultze kennen, der von 1719—43 in Trankebar und Madras gewirkt hatte. Dieser nahm sich seiner an und verschaffte ihm Freitische sowie eine Lehrerstelle an der deutschen Schule der Francke'schen Stiftungen. Von seinen akademischen Lehrern wirkten besonders Gotthilf August Francke, Baumgarten, Knapp, Freylinghausen und Michaelis nachhaltig auf ihn ein. Nachdem sich bereits im zweiten Semester seines Studiums die da-

mals in Pietistenkreisen übliche „Erweckung“ an ihm vollzogen hatte, faßte er den Entschluß, als Missionar nach Indien zu gehen. Sein Gönner Schultze unterrichtete ihn daher im Tamulischen und verwendete ihn bei den Vorbereitungen zu dem schließlich nicht zu Stande gekommenen Drucke seiner tamulischen Bibelübersetzung. 1749 forderte ihn G. A. Francke auf, in den dänischen Missionsdienst einzutreten. Er folgte diesem Antrage mit großer Bereitwilligkeit, reiste nach Kopenhagen, um sich hier prüfen und ordiniren zu lassen, verabschiedete sich darauf in Sonnenburg und Halle von seinen Verwandten und Freunden und begab sich dann nach London, um sich hier im Gebrauche der englischen Sprache zu vervollkommnen. Während seines Londoner Aufenthaltes schloß er Freundschaft mit Georg Whitefield, dem Vater des Methodismus. 1750 fuhr er gemeinsam mit seinen Gefährten David Poltzenhagen und Georg Hüttemann nach Indien ab, um dort die verstorbenen Missionare Obuch und Dal zu ersetzen. Nach kurzer und glücklicher Fahrt landete er am 17. Juni 1750 in Kuddalur, wo ihn Missionar Kiernander mit großer Freude empfing. Nach einem kurzen Aufenthalte reiste er weiter nach Trankebar, wo damals fünf Missionare, die Deutschen Wiedebrock, Kohlhoff, Zeglin, Klein und der Däne Maderup wirkten. Die Mission befand sich um diese Zeit in einem Zustande ruhiger, gesunder Entwicklung. Die Gemeinde zählte in der Stadt und ihrer Umgegend über 5000 Seelen. Sch. erweiterte zunächst seine Kenntnisse im Tamulischen und begann mit dem Studium der portugiesischen Sprache. Ende 1750 hielt er seine erste tamulische Predigt, und im folgenden Jahre begann er in der tamulischen Kinderschule zu unterrichten. Nachdem er sich körperlich und geistig acclimatisirt hatte, unternahm er eine Reihe von Predigtreisen in die weitere Umgegend der Stadt. Da er aber wenig Erfolg sah und überdies die Sittlichkeit der ihm anvertrauten Gemeindeglieder trotz aller Ermahnungen viel zu wünschen übrig ließ, überfiel ihn eine düstere Schwermuth. Um sich zu zerstreuen, studirte er die profane und theologische Litteratur der Tamulen und betheiligte sich eifrig an der von Johann Philipp Fabricius begonnenen Revision der tamulischen Bibel. Als 1756 sein Freund Poltzenhagen nach den damals von Dänemark besetzten Nikobaren ging, um dort die Gründung einer Missionsstation vorzubereiten, übernahm er an dessen Stelle die Leitung der portugiesischen Schule und die geistliche Versorgung der portugiesischen Gemeinde in Trankebar. Er mußte sie auch behalten, da Poltzenhagen kurz nach seiner Ankunft auf den Nikobaren vom Fieber hinweggerafft wurde. Da ihm aber das Klima in Trankebar auf die Dauer nicht zusagte, beschloß er unter Zustimmung seiner Mitarbeiter, eine Reihe größerer Missionsreisen durch entferntere Landschaften Südindiens zu unternehmen. So drang er 1759 in das bis dahin den Missionaren verschlossene Königreich Tandschur ein und besuchte die gleichnamige Hauptstadt. Im folgenden Jahre fuhr er nach Ceylon über, um die zahlreichen Lutheraner kirchlich zu bedienen, die dort im Dienste der holländischen Colonialregierung lebten. 1761 besuchte er seinen Freund Fabricius in Madras und wirkte auch einige Zeit in der Station Kuddalur. Im nächsten Jahre begab er sich nach der von den Engländern besetzten Festung Tritschinapalli, einem stark besuchten Wallfahrtsorte der Eingeborenen. Da ihm hier die Anlage einer neuen Missionsstation aussichtsreich erschien und da überdies der englische Befehlshaber sich erbot, ihm auf eigene Kosten eine Kirche zu erbauen, blieb er an diesem Orte und begann trotz körperlicher Schwachheit und trotz des ungesunden, überaus heißen Klimas eine Schule zu errichten und englisch, portugiesisch, tamulisch und für die zahlreichen deutschen Söldner der englischen Handelscompagnie auch deutsch zu predigen. Außerdem

versäumte er nicht, unermüdlich die Umgegend bis nach Tandschur hin lehrend und gedruckte Tractate vertheilend zu durchwandern. Als die Nachricht von seinem Aufenthalte in Tritschinapalli an das Missionscolleg in Kopenhagen gelangte, wurde sie hier sehr ungünstig aufgenommen, da die Stadt nicht auf dänischem, sondern auf englischem Gebiete lag. Auch die Vorsteher der Mission in Halle hegten schwere Bedenken, da sie für das lutherische Bekenntniß der neuen Gemeinde fürchteten. Sch. trat, um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, mit G. A. Francke's Zustimmung unter ausdrücklicher Wahrung seiner confessionellen Zugehörigkeit aus dem dänischen Dienst in den englischen über und wurde daraufhin von der Colonialregierung in Madras 1767 zum Garnisonprediger für Tritschinapalli ernannt. Als solcher mußte er die englischen Truppen auf ihren vielfachen Kriegszügen gegen Haider Ali von Maissur und andere eingeborene Fürsten oft unter großen Beschwerden und Gefahren begleiten. 1769 erhielt er von dem König von Tandschur eine Einladung, sich dort niederzulassen. Er folgte ihr, hielt sich aber zunächst abwechselnd in Tandschur und Tritschinapalli auf, um die neu gesammelten Gemeinden vor Verfall und Auflösung zu bewahren. Erst seit 1772 verlegte er den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit nach Tandschur. Der König war ihm sehr wohlgesinnt, besuchte wiederholt seine Predigten, fragte ihn oft um Rath in politischen Angelegenheiten und zeigte sich der christlichen Lehre geneigt, ohne indeß überzutreten. Auch das Volk verehrte Sch. wegen seiner Menschenfreundlichkeit und steten Hülfsbereitschaft und ehrte ihn durch den Beinamen des Königspriesters. Da die Umgangssprache der Gebildeten in Tandschur das Hindustani und die Hof- und Staatssprache das Persische war, erlernte er beide Sprachen, um auch in ihnen predigen zu können. 1772 gelang es ihm, in der bei Tandschur gelegenen englischen Festung Wallam eine neue Missionsstation zu gründen. Als die Engländer den König von Tandschur mit Krieg überzogen, begab sich Sch. nach Tritschinapalli, kehrte aber, nachdem das englische Heer den König besiegt und gefangen und seine Hauptstadt erobert hatte, wieder dorthin zurück, um die zerstreute Gemeinde von neuem zu sammeln. Als der König die englische Oberhoheit anerkannte, wurde er wieder in seine Würde eingesetzt. Sch. verkehrte auch jetzt viel mit ihm, bemühte sich aber vergeblich, ihn zu bekehren. 1777 übergab er die Station Tritschinapalli, die er bis dahin von Tandschur aus theils persönlich, theils durch eingeborene Lehrer geleitet hatte, an den neu eingetroffenen Missionar Pohle. Als er 1778 von dem Concurs seines unglücklichen Freundes Fabricius in Madras erfuhr, eilte er sogleich dorthin, um die äußerst verworrenen Verhältnisse zu ordnen, doch blieben seine Bemühungen ohne Ergebniß. In den folgenden Jahren wurde er vielfach von den Engländern in diplomatischen Geschäften verwendet, zu denen ihn seine ausgebreitete Sprachkenntniß und seine von Christen, Heiden und Muhamedanern gleichermaßen geschätzte Redlichkeit und Unbestechlichkeit besonders befähigten. 1779 reiste er im Auftrage des englischen Gouverneurs von Madras als Gesandter zu Haider Ali nach Sirengapatnam, um ihn zu einem friedlichen Vergleiche mit der englischen Compagnie zu überreden, doch scheiterten seine Bemühungen, da Haider Ali, gewitzigt durch frühere Treulosigkeiten der Engländer, ihren Versprechungen keinen Glauben schenkte, wenn er auch die Ehrenhaftigkeit ihres Gesandten zu schätzen wußte. Auch während des nun folgenden dreijährigen Krieges der Compagnie gegen Haider Ali wurde er wiederholt als Friedensvermittler in Anspruch genommen. Wenn man seiner Dienste nicht bedurfte, zog er sich zu seiner Gemeinde nach Tandschur zurück. Hier erbaute er in den Jahren 1779 und 1780 zwei neue Kirchen, die eine für die Farbigen, die andere für die Lutheraner der

Garnison. Auch um das äußere Wohlergehen seiner Neubekehrten war er unermüdlich besorgt. Als infolge des Krieges eine Hungersnoth auszubrechen drohte, kaufte er rechtzeitig große Vorräthe von Reis auf und verwerthete sie so erfolgreich zur Linderung der Noth, daß ihm auch die englische Compagnieregierung die Vertheilung ihrer Gaben anvertraute. Als 1782 Haider Ali gestorben war, wurde Sch. von Lord Macartney, dem englischen Gouverneur von Madras, ersucht, mit Tippu Sahib, dem neuen Herrscher von Maissur, wegen des Friedens zu unterhandeln. Derselbe verweigerte ihm aber den Eintritt in sein Land, so daß er unverrichteter Sache nach Tandschur zurückkehren mußte. Jedoch wurde er später noch mehrfach als Gesandter an verschiedene indische Fürstenhöfe geschickt. Bei der englischen Colonialbehörde genoß er so hohes Ansehen, daß ihn dieselbe 1786 in eine viergliedrige Commission wählte, welche die Regierungsmaßnahmen des Königs von Tandschur überwachen sollte. In diesem Amte gelang es ihm, viele nützliche Verbesserungen zum Wohle der Unterthanen anzuregen und durchzusetzen. In demselben Jahre wurde er auch von der englischen Colonialverwaltung als Regierungsdolmetscher mit ansehnlichem Gehalte angestellt. Ebenso übertrug man ihm die Einrichtung und Oberleitung der mit erheblichem Aufwande neu begründeten Regierungsschulen. Als 1787 der König von Tandschur starb, sollte Sch. nach dem Wunsche des englischen Residenten die Vormundschaft über den unmündigen Thronerben übernehmen und dessen Erziehung leiten, doch lehnte er dieses verantwortungsvolle Amt ab, da es ihn seinem eigentlichen Berufe allzusehr entfremdet hätte. 1788 reiste er, als er hörte, daß sein unglücklicher Freund, der Missionar Fabricius in Madras, zum dritten Mal seiner Schulden halber ins Gefängniß gesetzt worden war, nach dieser Stadt, doch gelang es ihm trotz seines Einflusses nicht, ihn zu befreien. Die folgenden Jahre verlebte er in unermüdlicher Thätigkeit vorzugsweise in Tandschur. Die englischen Behörden regierten dieses Land ganz nach seinen Rathschlägen, so daß die Besserung der Rechtspflege und der Finanzverhältnisse gute Fortschritte machte. Zwei Jahre lang bekleidete er nicht ohne vielfache Anfeindung durch habsüchtige Beutejäger unentgeltlich das wichtige Amt eines englischen Residenten in Tandschur. In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich von der politischen Thätigkeit fast ganz zurück und widmete sich fast ausschließlich der Mission. Er starb am 13. Februar 1798 in Tandschur, betrauert von einer Gemeinde von mehr als 3000 Seelen. Sein bedeutendes Vermögen hinterließ er der Mission. Er war ein Mann von seltener Redlichkeit, Uneigennützigkeit und staatsmännischer Klugheit, dazu von ungewöhnlicher Arbeitskraft und mit hervorragendem Sprachtalent begabt. Der Mission hat er fast 50 Jahre als der geistig bedeutendste und erfolgreichste aller älteren Missionare gedient. Sein Andenken wird noch heute in den indischen Gemeinden in hohen Ehren gehalten. In Madras setzte ihm wenige Jahre nach seinem Tode die ostindische Compagnie ein Denkmal. Ein zweites wurde ihm in der Missionskirche in Tandschur errichtet.

Halle'sche Missionsnachrichten: alte Band 6—7, neue Band 1—5 (mit Bildniß in Bd. 3). — Hugh Nicholas Pearson, Memoirs of the Life and Correspondence of the Rev. Christian Frederick Swartz. London 1834, 3. Auflage 1839 (mit Bildniß). — Pearson, Leben des vollendeten deutschen Missionars Chr. Fr. Schwartz im südlichen Indien. Aus dem Englischen übersetzt. Basel 1835. — Fenger, Den Trankebarske Missions Historie. Kjöbenhavn 1843. — Pearson, Chr. Fr. Schwarz, der deutsche Missionar in Südindien. Nach dem Englischen von C. G. Blumhardt, vollendet und herausgegeben von W. Hoffmann. Basel 1846 (mit Bildniß).

— Vormbaum, Chr. Fr. Schwartz. Düsseldorf 1851 (Evangel. Missionsgeschichte in Biographieen, Bd. 2, Heft 3—4). — Leipziger Missionsblatt 1864 (mit Bildniß). — Germann, Missionar Chr. Fr. Schwartz. Erlangen 1870 (mit Bildniß). — Sidney Lee, Dictionary of National Biography 50, 443—446. London 1897. Viktor Hantzsch.

Schwartz: Marie Esperance von Sch., eine unter dem Namen Elpis Melena bekannte Schriftstellerin, vorwiegend auf dem Gebiet der Reise- und Memoirenlitteratur, wurde am 8. November 1818 in Southgate in der Grafschaft Hertford (England) als die Tochter eines dort ansässigen Bankiers aus Hamburg, Namens Brandt, geboren und hat ihre englische Nationalität stets beibehalten. Ihre Erziehung erhielt sie vorwiegend in Genf und Rom, besonders durch eine Verwandte ihrer Mutter, die als Erzieherin der weimarischen Prinzessinnen wohlbekannte Esperance Sylvestre. Das hochbegabte Mädchen erwarb sich bedeutende Kenntnisse und verrieth besonders für Sprachen ein hervorragendes Talent, das sich in der Folge immer mehr ausbildete, so daß sie schließlich mit acht Sprachen vertraut wurde. Mit 15 Jahren wurde sie zu einer unsympathischen Heirath mit einem Vetter, gleichfalls Bankier, überredet; der Selbstmord des Gatten endete schon nach einem Jahre dieses erste, peinliche Verhältniß. Die Wittwe ging nun nach Rom, wo ihre Salons später einen anziehenden Mittelpunkt für die fremde Aristokratie und die Künstlerwelt bildeten. Im J. 1884 schloß sie eine zweite Ehe mit einem Hamburger, v. Schwartz, den sie in Italien kennen gelernt hatte. Mit demselben unternahm sie dann, meist zu Pferde, eine große Reise durch Griechenland, die Türkei, Kleinasien, nach Aegypten und erlitt auf dem Wege nach Tunis bei Stora Schiffbruch, aus dem sie nur durch Zufall ihr Leben rettete. Die Beschreibung dieser Reise in „Blätter aus dem afrikanischen Reisetagebuche einer Dame“ (II, 1849) bildete den ersten litterarischen Versuch der Schriftstellerin. Indessen gestaltete sich auch diese zweite Ehe zu keiner glücklichen und wurde 1854 gerichtlich gelöst. Bereits 1849 hatte Esperance Sch. ihren festen Wohnsitz in Rom genommen, zu einer Zeit, als der Name des Republikaners und Freiheitskämpfers Garibaldi in dem Munde aller Römer war; sie interessirte sich schon damals für diesen Helden und sollte später in seinem Leben eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Einstweilen huldigte sie noch einer unbezähmbaren Reiselust und schrieb in den Tagen der Ruhe ihren Roman „Memoiren eines spanischen Piasters“ (II, 1857). Im Herbst 1857 trat sie zu Garibaldi auf der Insel Caprera in persönliche Beziehungen; sie besuchte ihn häufig daselbst, enthob ihn mancher Sorge um die Kinder und leistete ihm durch ihren Einfluß manchen gefahrvollen politischen Dienst, wie sie auch in seiner Gefangenschaft und Verwundung seine getreueste Pflegerin war. Garibaldi gab ihr aus Dank das eigenhändige Manuscript seiner Memoiren, die sie glücklicherweise schnell ins Deutsche übersetzte, noch ehe Alexandre Dumas, dem Garibaldi gleichfalls diese Memoiren zur Verfügung gestellt hatte, mit denselben für immer aus Rom verschwand. Jene Uebersetzung erschien als „Garibaldi's Denkwürdigkeiten. Nach handschriftlichen Aufzeichnungen desselben und nach authentischen Quellen“ (II, 1860). Andere Werke der Schriftstellerin, die den Beziehungen zu Garibaldi entsprangen, sind „Hundert und ein Tag auf meinem Pferde. Nebst Besuch auf der Insel Maddalena“ (1860), worin die Reise der Verfasserin zu Pferde von Rom nach Luzern zu ihrem Bruder und ein Besuch bei Garibaldi auf Caprera geschildert werden, „Blicke auf Calabrien und die Liparischen Inseln im Jahre 1860“ (1861), „Garibaldi in Varignano 1862 und auf Caprera 1863“

(1864) und „Garibaldi. Mittheilungen aus seinem Leben“ (II, 1884). Gegen Ende des Jahres 1865 verlegte Esperance Sch. ihren Wohnsitz nach der Insel Kreta, wo sie sich im Dorfe Khalepa bei Kanea mitten zwischen den Weingärten ein reizendes Heim schuf, in welchem sie, wenn sie nicht auf Reisen war, bis zum Jahre 1896 als gütige Fee waltete, unbeirrt durch die steten Aufstände, welche die Insel durchzitterten. Der Wohlfahrt des kretischen Volkes widmete sie die größten Opfer an Zeit und Geld; sie gründete Krankenhäuser, Asyle, Schulen, übersetzte deutsche Schulbücher ins Neugriechische und in der „Kreta-Biene“ (1874) kretische Volkslieder, Sagen u. s. w. ins Deutsche. Auf dem Gebiete des Thierschutzes entfaltete sie eine Thätigkeit, die sich über ganz Europa erstreckte. In Kanea gründete sie ein Thierspital für Pferde, Esel u. s. w., und die zahllosen Straßenhunde wurden täglich gefüttert; zahlreiche Broschüren in den verschiedensten Sprachen mußten um Förderer des Thierschutzes und um Gegner der Vivisection werben. Mohamedaner und Kreter zollten der Dame die höchste Ehrerbietung, und bei allen politischen Wirren auf der Insel ist ihr und ihrem Besitzthum niemals eine Schädigung widerfahren. Während ihres Weilens auf Kreta schrieb sie noch „Der junge Stelzentänzer. Episode während einer Reise durch die westlichen Pyrenäen“ (1865), „Die Insel Kreta unter der ottomanischen Verwaltung“ (1867), „Von Rom nach Kreta. Reiseskizze“ (1870), „Gemma, oder Tugend und Laster. Novelle“ (1877) und „Erlebnisse und Beobachtungen eines mehr als 20jährigen Aufenthalts auf Kreta“ (1892). Nach Aufgabe ihres Wohnsitzes auf jener Insel hat Esperance Sch. vorwiegend in der Schweiz gelebt, und in Ermatingen ist sie hochbetagt am 20. April 1899 gestorben.

Persönliche Mittheilungen. — Das Illustrirte Mode-Journal, Jahrg. 1875, S. 649. — Männer der Zeit. Mit Supplement: Frauen der Zeit. Leipzig 1862, S. 75. — Vossische Zeitung vom 30. April 1899. — Biographisches Jahrbuch, 4. Bd., S. 213.

Franz Brümmer.

Schwedler: Johann Wilhelm Sch., hervorragender Bauingenieur, geboren am 28. Juni 1823 in Berlin, † am 9. Juni 1894 daselbst, besuchte nach dem üblichen Elementarschulunterricht von 1837 an die Friedrichs-Werder'sche Gewerbeschule, wo bei ihm der Entschluß reifte, das Baufach als Lebensthätigkeit zu wählen, namentlich angeeifert von seinem Lehrer Professor Roeber, der sein entschiedenes Talent für Mathematik und Naturwissenschaft — in erster Linie Physik — erkannte, nach Möglichkeit pflegte und zur Entwicklung brachte, und ihn für die Reifeprüfung vorbereitete, die er 1842 glänzend bestand, nachdem er nebenbei sich die vorgeschriebene Kenntniß der lateinischen Sprache angeeignet hatte. 1844 legte er die Feldmesserprüfung und 1846 die Vorprüfung zum Land- und Wasserbaumeister, 1847 die Vorprüfung für Land- und Wasserbauinspectoren ab, um dann zunächst einige Jahre beim Chausseebau in der Nähe von Stettin thätig zu sein.

Seine Begabung zur Lösung schwieriger Bauaufgaben trat 1850 zuerst glänzend in Erscheinung. Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten hatte einen internationalen Wettbewerb für den Bau einer Brücke über den Rhein bei Köln ausgeschrieben, welche den Straßenverkehr zwischen Köln und Deutz vermitteln und zur Verbindung der an beiden Ufern des Rheins belegenen Eisenbahnen in der Art dienen solle, daß über dieselbe beladene Eisenbahnfahrzeuge ohne Locomotive transportirt werden könnten. Unter 61 Bewerbern erhielt der erst 28 Jahre alte Sch. den ersten Preis. Zur Würdigung dieser Aufsehen erregenden Thatsache ist zu berücksichtigen, daß um diese Zeit der Bau schmiedeeiserner Brücken für Eisenbahnen bei uns fast ausschließlich

in den Händen von Engländern lag, die der Hauptsache nach die Constructionen nach empirischen Werkstattregeln mit Zuhülfenahme von Versuchsmodellen und infolge des bereits sehr ausgedehnten Eisenbahnnetzes gesammelten Erfahrungen ausführten. Sch. hatte sich schon längere Zeit, wie er sagt, „mathematisch-physikalisch“, d. h. theoretisch mit der Aufgabe befaßt, die auftretenden äußeren Kräfte bei Brücken mit bewegter Belastung in Einklang zu bringen mit den inneren Kräften (Widerständen) der Baustoffe, um mit geringstem Materialaufwand die größtmögliche Tragfähigkeit zu erzielen. Diesen theoretischen Untersuchungen entsprang der Entwurf zu der Rheinbrücke, der ihm den ersten Preis brachte zugleich mit der unverhohlenen Anerkennung des besonders wissenschaftlichen Werthes des Projectes.

Die englischen Vorgänger hatten bei ihren Versuchen wohl die Grundformen gefunden, welche später beim Bau schmiedeeiserner Brücken zur Anwendung kamen, allein die wissenschaftliche Begründung dieser Formen unter dem Gesichtspunkt der praktischen d. h. constructiv und wirthschaftlich geeigneten Durchführung verdankt die Brückenbaukunst Sch., der zuerst 1851 in der Zeitschrift für Bauwesen eine „Theorie der Brückenbalkensysteme“ veröffentlichte. Er geht hier ganz allgemein von einem einfachen, an beiden Enden unterstützten und beliebig belasteten Balken aus, stellt die Gleichgewichtsbedingungen zwischen den sämmtlichen auftretenden Kräften auf und bringt die allgemeinen Gleichungen auf die verschiedensten Trägersysteme zur Anwendung, und zwar trotz der Kürze mit solcher Klarheit und Schärfe, daß man mit Recht Sch. als den Schöpfer dieser Trägertheorie anzusehen hat. Dabei spricht er eine goldene Regel aus in den Worten: „die Theorie gibt nur im Allgemeinen ein Schema, nach welchem die Stabilität des Bauwerkes durchdacht werden soll, dem einzelnen Baumeister bleibt es danach überlassen, in jedem besonderen Falle dieses Schema mit seinen Gedanken auszufüllen.“ — Mit Recht weist Sarrazin in seiner Gedächtnißrede auf Sch. darauf hin, daß man diese erste ausführliche Theorie der Balkenträger im Vergleich mit anderen damaligen üblichen Berechnungen zu betrachten habe, um den Werth zu ermessen, den dieselbe für Schwedler's Zeitgenossen gehabt habe, und daß man dieselbe als eine bahnbrechende, schöpferische bezeichnen müsse.

Im J. 1852 bestand Sch. die vorgeschriebene Nachprüfung für Land- und Wasserbau, um dann 1855 als ausführender Baumeister den Bau der Siegbrücke bei Siegburg zu leiten und nach Vollendung dieses Bauwerkes und Mitwirkung am Bau der Eisenbahn Köln-Gießen unter Ernennung zum kgl. Eisenbahnbaumeister 1858 als Hülfsarbeiter der Eisenbahnabtheilung ins Arbeitsministerium einzutreten. Dann wurde er 1861 zum Eisenbahnbauinspector, 1865 zum Regierungs- und Baurath und zum Vorsteher des technischen Bureaus in demselben Ministerium ernannt. In dieser Zeit von 1858 an gewann Sch. einen stetig wachsenden Einfluß auf die staatlichen Bauausführungen, indem er nicht nur zahlreiche Entwürfe zu machen und zu prüfen hatte, sondern namentlich infolge seiner litterarischen Thätigkeit auf dem Gebiete des Bauwesens. Er schrieb in der „Zeitschrift für Bauwesen“: 1859 „über die Theorie der Stützlinie, ein Beitrag zur Form und Stärke gewölbter Bogen“; 1861 „statische Berechnung der festen Hängebrücken“; 1861 „Bestimmung des Eigengewichts eiserner Brücken und die Bewährung parabolischer Balkensysteme“; 1861 „Die Brahebrücke bei Czersk“; 1862 „Berechnung des Einflusses der bewegten Lasten auf die Einbiegung der Eisenbahnbrücken“; 1862 „Ermittlung der Durchbiegungen einiger der gebräuchlichsten Brückenconstructionssysteme“; 1862 „Gewichte und Kosten verschiedener Brückenconstructionen“; 1862 „Durchbiegung eiserner Träger“; 1863 „Brücken-

balkensysteme von 200—400 Fuß Spannweite"; 1863 „Dachconstruction zum Gasbehältergebäude der Imperial-Gasassociation in Berlin"; 1863 „Zur Theorie der Kuppelgewölbe"; 1863 „Zur Berechnung gußeiserner Träger"; 1865 „Resultate über die Construction der eisernen Brücken"; 1866 sechs Abhandlungen über Kuppeldächer. Dann folgen von 1868 an bis 1891 jährlich zahlreiche außerordentlich werthvolle Besprechungen von Einzelausführungen mit stetigem Hinweis auf die theoretischen Grundlagen, so daß dieselben einen unschätzbaren Werth für die Weiterentwicklung der Trägerconstruction darstellen. Hervorgehoben mag nur werden, daß seit 1866 von Sch. ein Trägersystem in den Brückenbau eingeführt ist, welches die constructiven Vortheile eines Trägers mit dem geringsten Aufwand von Baustoff, namentlich bei großen Spannweiten, vereinigt und nach dem Namen des Constructeurs der Schwedler'sche Träger genannt wird.

Seine damals überraschende große Gewandtheit in der mathematischen Behandlung der Constructionen von Trägern, Kuppeln, Dächern u. s. w. erregte solche Aufmerksamkeit, daß er 1858 als Hülfslehrer für Maschinenbau an der Berliner Bauakademie und 1864 zum Examinator für die Bauführer- und Baumeisterprüfungen in den Fächern der angewandten Mathematik, höheren Analysis, Feldmeßkunst, analytischen Mechanik und höheren Geodäsie im Nebenamt ernannt wurde. Bei diesen Prüfungen konnte es Sch. nicht lange verborgen bleiben, daß sowohl die Lehrkräfte als die Lehrmittel an dieser Akademie auf dem Gebiete des Bauingenieurwesens höchst unzulänglich waren und gegen diejenigen anderer Hochschulen erheblich zurückstanden, denn übermäßig groß war die Zahl derjenigen, welche die Prüfung nicht bestanden, obwohl Sch. zwar streng, aber schonend, mit Rücksicht auf die vorhandenen Zustände prüfte. Wenn auch die von Sch. gemachten Beobachtungen eine günstige Rückwirkung auf das Studium zur Folge hatten, so trat doch erst 1866 ein höchst segensreicher Einfluß auf die Ausbildung junger Bautechniker ein, als Sch. in diesem Jahre an der genannten Schule selbst die Anstellung als ordentlicher Lehrer für höhere Constructionslehre und Brückenbau und damit Gelegenheit erhielt, seine reichen Erfahrungen und seine Art der wissenschaftlichen Begründung und Behandlung einem größeren Schülerkreise systematisch zugänglich zu machen. Aus dieser Schule ging denn auch eine große Zahl tüchtigster Ingenieure hervor.

Die preußische Staatsregierung hatte die große Bedeutung dieses Mannes längst erkannt und konnte sich daher nicht entschließen, Sch. ganz seiner Lehrthätigkeit zu überlassen, weshalb Sch. letztere nur nebenamtlich übernehmen konnte. Im J. 1868 rückte Sch. zum Geheimen Baurath und vortragenden Rath und damit zu einer Stellung auf, in der ihm eine directe Einwirkung auf sämmtliche größere Bauten der Staatseisenbahnen, Staatsstraßen u. s. w. zur Pflicht wurde. Ihm stand die maßgebende Entscheidung über alle großen Entwürfe zu. Bei diesen Entscheidungen ließ er sich jedoch stets von großen Gesichtspunkten leiten, unter Vermeidung jedes Schablonenhaften strebte er nur das Zweckmäßigste an, deshalb auch Jeden gern belehrend, der ihm einen Entwurf vorzulegen hatte.

Infolge dieser naturgemäß, bei dem um diese Zeit einsetzenden ungeheuren Aufschwung des ganzen Verkehrswesens ebenso umfangreichen als aufreibenden, verantwortungsvollen Berufsarbeit mußte er 1873 seine Lehrthätigkeit an der Bauakademie aufgeben und seine schriftstellerische Thätigkeit ebenfalls beschränken. Aus letzterer sind jedoch noch als besonders bedeutungsvoll die in der „Zeitschrift für Bauwesen" erschienenen Abhandlungen hervorzuheben:

1871 „Ueber Drehbrücken ohne Rollenkranz“; 1889 „Beiträge zur Theorie des Eisenbahnoberbaues“; ferner 1882, zuerst in englischer Sprache: „On Iron Permanent Way; Minutes of Proceedings of the Institution of Civil Engineers“, London (deutsch: Centralblatt der Bauverwaltung 1891); 1893 in der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“: „Ueber die Zulässigkeit dreitheiliger Gasbehälterglocken beziehungsweise Gasbehälter mit tangentialer Führung.“

Sch. hat sich nicht dazu verstanden, den naheliegenden Gedanken zu verwirklichen, seine wissenschaftlichen Arbeiten zusammenhängend darzustellen; er begnügte sich mit Einzeldarstellungen, welche Gelegenheitsaufgaben entsprangen und Zeugniß ablegen von dem Scharfsinn, mit dem er stets eine Aufgabe erfaßte und durchführte. Deshalb gehören diese Einzelarbeiten zu den kostbarsten Steinen des Lehrgebäudes, das jetzt aufgerichtet vor uns steht. — Sein Leitstern war von Anfang an die richtige Anschauung, daß die mathematische Physik die wichtigste Hülfswissenschaft des Technikers sei. Deshalb dehnte er das Studium dieses Faches weit über das gewöhnliche Maaß aus; er vertiefte sich sowohl in das Studium der Akustik als der Optik, um über die Wirkung des Schalles und des Lichtes in Kirchen, Theatern u. s. w. sich Klarheit zu verschaffen zu dem Zwecke praktischer Verwendung. Diese wissenschaftliche Vertiefung stempelte ihn auch zu einem der beliebtesten Vortragenden im Berliner Verein für Eisenbahnkunde und im Architekten-Verein, in denen er zahlreiche Vorträge gehalten hat, die, fast stets von technischen Tagesfragen ausgehend, die gebührende wissenschaftliche Behandlung und daher fast immer neue belehrende Momente brachte. So trug Sch. auch in hohem Grade dazu bei, daß auch die Techniker der alten Schule für die theoretische Betrachtungsweise gewonnen wurden.

Sch. hatte ferner erheblichen Antheil an der Gründung und Entwicklung der weltberühmt gewordenen mechanisch-technischen und chemisch-technischen Prüfungsanstalten in Berlin, zu deren Verwaltungscommission er gehörte, und war seit 1880 ein wichtiges Mitglied der kgl. Commission für das technische Unterrichtswesen und der Akademie des Bauwesens; in allen diesen Stellen ein arbeitsfreudiger und wirksamer Förderer. Im J. 1873 war Sch. Mitglied des internationalen Preisgerichts in Wien, 1878 wurde er nach der Weltausstellung in Philadelphia zum Studium der Brücken- und Eisenbahnbauten gesandt, stets mit dem Erfolg, daß er Gesehenes nach Möglichkeit verwerthete.

Die ausgedehnten persönlichen Beziehungen, die Sch. durch seine langjährige maßgebende Stellung gewann, trugen naturgemäß außerordentlich viel zur Verbreitung seiner Ansichten und Lehren bei, so daß dadurch eine Schule entstand, welche sich über ganz Deutschland ausdehnte und auf das nachhaltigste zur Geltung kam. Den Arbeiten Schwedler's war eine Art der Darstellung eigen, die jedem Fachmann zugänglich und darum geeignet war, überall durchzudringen, anzuregen und vor allem dem Ingenieur ein früher unbekanntes Sicherheitsgefühl bei der Lösung der immer verwickelter werdenden Aufgaben zu schaffen. Hierin liegt das dauernde, große Verdienst Schwedler's. Mit vollem Recht gebührt daher Sch. große Verehrung und Bewunderung und das Zeugniß, daß er den wenigen Männern zuzuzählen ist, die der Baukunst und Bauwissenschaft in der Zeit der großartigsten Entwicklung des Eisen- und Eisenbahnbaues den Stempel ihres überlegenen Geistes aufgedrückt haben und Pfadfinder auf diesem Gebiete der Culturentwicklung geworden waren (Sarrazin). —

Im J. 1873 wurde Sch. zum Geheimen Oberbaurath ernannt und 1891

trat er in den erbetenen Ruhestand. An seinem siebzigsten Geburtstage wurde ihm, außer der Ernennung zum Wirklichen Geheimrath mit dem Range der Räthe erster Classe und zahlreichen Huldigungen, als Zeichen der allgemeinen Werthschätzung seiner Verdienste von seinen Berufsgenossen im In- und Ausland eine von mehr als 3500 Namen bedeckte, künstlerisch ausgeführte Huldigungsadresse überreicht. Unter den vielfachen Auszeichnungen durch Orden, Ehrendiplome u. s. w. sind hervorzuheben die ihm 1867 verliehene goldene Preismedaille der Pariser Weltausstellung und die ihm 1883 zu Theil gewordene seltene goldene Medaille für Verdienste um das Bauwesen.

Nebst den zahlreichen bereits angegebenen Abhandlungen Nachrufe im Jahrgang 1894 des Centralblattes der Bauverwaltung und im Jahrgang 1895 der Zeitschrift für Bauwesen. E. v. Hoyer.

Schweizer-Sidler: Heinrich Sch.-S., von Zürich, Philolog und Sprachvergleicher, wurde am 12. September 1815 in Elgg, Kanton Zürich, wo sein aus Zürich stammender Vater das Pfarramt bekleidete, geboren. Ursprünglich zum Theologen bestimmt, wurde er durch den Unterricht von J. U. Fäsi und J. C. v. Orelli (s. A. D. B. VI, 579 und XXIV, 411—416) schon auf dem Gymnasium für die alten Sprachen begeistert; ihrem Studium widmete er sich dann von 1835—1838 auf der Universität seiner Vaterstadt unter Orelli, Baiter und Sauppe, von denen der erste ihn am meisten beeinflußte. Daneben lernte er Sanskrit bei Bernhard Hirzel (s. A. D. B. XII, 483 u. 484) und studirte die eben damals erschienenen ersten Hefte von Bopp's vergleichender Grammatik. Vom Frühjahr 1838 an hörte er während vier Semestern in Berlin bei Lachmann germanistische, bei Böckh und Bekker altphilologische Vorlesungen, bei Höfer Sanskrit, und vor allem genoß er die Unterweisung Franz Bopp's, dem er auch persönlich näher zu treten das Glück hatte. Nach Zürich zurückgekehrt, habilitirte er sich mit der Schrift: „Die zwei Hauptclassen der unregelmäßigen Verba im Deutschen" und begann im Herbst 1841 seine akademische Lehrthätigkeit, die er mit kurzer Unterbrechung — er war 1844/45 Gymnasiallehrer in Aarau — über fünfzig Jahre lang ausgeübt hat, seit 1849 als außerordentlicher, seit 1864 als ordentlicher Professor und Mitleiter des philologischen Seminars. Und neben ihr her ging ein mehr als vierzigjähriges umfangreiches Wirken auf der Mittelschule: von 1845—71 war Sch. (als Sauppe's Nachfolger) Lateinlehrer am Gymnasium, und als im Frühjahr 1875 eine höhere Töchterschule eröffnet wurde, regte er die Errichtung eines facultativen Lateinunterrichts an der neuen Anstalt an und erklärte sich selbst zu dessen Uebernahme bereit. Wohl wesentlich durch den Einfluß seiner hochbegabten und hochgebildeten Gattin Elisabetha, geb. Sidler († 1871) (s. A. D. B. XXXIV, 163) seit langem ein überzeugter Verfechter der Gleichberechtigung der Frauen und ein warmer Förderer des Frauenstudiums, suchte Sch. auf diese Weise strebsamen Töchtern den Weg zum Studium zu erleichtern. Noch vierzehn Jahre lang hat er mit jugendlichem Eifer und warmer Begeisterung einen vorzüglich anregenden Unterricht ertheilt, bis das Alter und ein zunehmendes Augenleiden ihn 1889 zum Rücktritt nöthigte. Noch setzte Sch., von Vorlesern und Vorleserinnen darin unterstützt, den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen, einzelne Vorlesungen zu Hause fort bis zum Ende des Wintersemesters 1893/4, wenige Wochen vor seinem am 30. März 1894 erfolgten Tode.

Sch.-S. war einer der ersten Docenten für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung, und sein Verdienst ist es, daß Zürich für diese Disciplinen früher als manche größere Universität einen Lehrstuhl besaß und daß hier durchschnittlich wesentlich mehr Sanskrit getrieben wurde und wird als ander-

wärts. Im Mittelpunkt von Schweizer's akademischer Thätigkeit standen alle Zeit Altindisch, Lateinisch und Germanisch; das Griechische trat von jeher mehr zurück und wurde wie der Veda auf Schweizer's Wunsch 1876 von A. Kaegi übernommen. Im Sanskrit verband er gewöhnlich mit der Darstellung der Elemente die Interpretation leichterer Texte; daneben behandelte er auch Bhagavadgita, Meghaduta, einzelne Dramen und Vedahymnen. Fürs Lateinische waren neben der Erklärung von Plautus, Lukrez, Horaz u. A. seit 1851 seine Hauptvorlesungen die „Grammatik der indogermanischen Dialekte des alten Italiens" und die Interpretation von Tacitus' Germania, zu der ihn umfassendste Sach- und Sprachkenntnisse auf italischem, germanischem und indogermanischem Gebiet in seltenem Maße befähigten. An Germanistika las er gothische, alt- und mittelhochdeutsche Grammatik und erklärte gothische, alt- und mittelhochdeutsche Texte. In allem Unterricht Schweizer's überwog stets die formale, grammatisch-etymologische Behandlung; doch war er immer, auf der Universität wie auf der Mittelschule, überaus anregend, packend und vielseitig belehrend. Sein erstaunliches Wissen, das ihm ein bewundernswerth treues Gedächtniß bis in die letzten Tage immer präsent hielt, seine Begeisterung für den Stoff, den er vermöge einer glücklichen Redegabe äußerst lebendig zur Darstellung brachte, der von der innern Freude am Gegenstand durchwärmte Ton seiner kräftigen Stimme, die treuherzigen blauen Augen in dem edeln, freundlichen, von hellblonden (vom Alter kaum berührten) Locken umrahmten Angesicht konnten ihren Eindruck nie verfehlen. Seine begeisterte Freude an allem Wahren, Guten und Schönen theilte sich den Hörern mit; sein unermüdlicher Arbeitseifer spornte auch die Schüler zu regem Fleiße an. Mit jugendlicher Frische folgte Sch. noch bis in die letzten Zeiten dem Fortgange der Wissenschaft und war immer bereit, seine Ansichten nach den neuesten Forschungen zu modificiren, ja Manche fanden, er gehe darin zu weit — ein Vorwurf, den man dem Alter sonst selten machen wird.

Schon im Anfang seiner Wirksamkeit als Gymnasiallehrer als der Ersten einer und Zeit seines Lebens immer wieder, auf dem Katheder, vor Behörden, in Vorträgen, in zahlreichen Aufsätzen verfocht Sch. gegenüber den Verfechtern hergebrachter Routine wie gegenüber ausschließlich classischen Philologen die Ansicht, daß die sichern Resultate der vergleichenden resp. historischen Sprachforschung auch im Gymnasialunterricht, zumal im Lateinischen und Griechischen Verwendung finden sollten. „Schon der Anfangsunterricht" — verlangte er — „muß brechen mit der Tradition, mit dem bloß gedächtnißmäßigen Einprägen der sprachlichen Thatsachen; auch in ihm schon müssen die in größeren Zusammenhängen gefundenen Errungenschaften zur Geltung kommen, zum allerwenigsten in der Anordnung und Trennung der sprachlichen Formen, in der Gruppirung des Stoffes, der dem Lernenden, statt in empirischem Durcheinander, in klarer Gliederung, nach den verschiedenen Arten der Entstehung vorgeführt werden soll. Ein Elementarunterricht, der so die sichern Wahrheiten mit Takt und Geschick verwendet, wird nicht nur zu richtigern, sondern auch zu raschern und fester haftenden Ergebnissen führen, weil er anschaulicher ist und die verwirrende Willkür beschränkt, weil er nicht nur das Gedächtniß, sondern in hervorragendem Maße auch das Denkvermögen bethätigt und bildet; er gibt die Sprache nicht fertig, sondern als gewordene und werdende und vermittelt so dem Schüler, wenn nicht die Anschauung selbst, so doch die Grundlage für die richtige Anschauung von Wesen und Charakter der Sprache." Dabei ist er in seinem Unterricht und seinen Forderungen manchmal über das hinausgegangen, was im allgemeinen der Schule nützlich oder zu leisten möglich ist (vgl. unten über seine lateinische Elementar- und

Formenlehre), und er ist darum gelegentlich auf lebhaften Widerspruch gestoßen (vgl. z. B. die Verhandlungen des schweizer. Gymnasiallehrervereins von 1882 in dessen 15. Jahresheft). Aber sein Unterricht hat doch auf dem Gymnasium schon Manchen mächtig angeregt, seine zahlreichen Schüler haben als Lehrer seine Anregungen weithin reichlich verwerthet, und die lateinischen Lehrbücher seines Freundes Joh. Frei, die griechischen seines Schülers Kaegi haben die Resultate der historischen Sprachforschung herangezogen, soweit sie den Schülern das Begreifen und Lernen erleichtern. Sch. hat darum ihr Erscheinen in der Fachpresse wiederholt freudig begrüßt, und seine Anschauungen und Anregungen haben so weit über den Kreis seiner unmittelbaren Schüler hinaus gewirkt.

Daß Sch. bei einer intensiv und extensiv so bedeutenden Lehrthätigkeit — bis auf 30 belief sich oft die Zahl seiner Unterrichtsstunden an Schule und Universität — erst spät und nur selten mit größern selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten hervortrat, ist leicht zu begreifen; dagegen publicirte er seit den vierziger Jahren eine überaus große Anzahl von Aufsätzen, besonders Anzeigen und Recensionen sprachwissenschaftlicher Litteratur, deren manche sich zu Abhandlungen von bedeutendem Umfang und selbständigem Werth auswuchsen. Sie geben immer ein gutes Bild vom Inhalt der betreffenden Werke, anerkennen mit Freude den gewonnenen Fortschritt und wissen auch den Tadel in bestimmte, niemals verletzende Form zu kleiden; sie suchen aber auch das Gedeihen der Wissenschaft dadurch zu fördern, daß Sch. Forscher auf verwandten Gebieten, die in verschiedener Richtung arbeiteten und auf die gegenseitigen Leistungen allzuwenig oder gar keine Rücksicht nahmen, öfter auf einander hinwies. So machte er z. B. Pott und Leo Meyer auf F. Ritschl's wichtige Bonner Programme aufmerksam und empfahl andrerseits F. Bücheler, W. Wackernagel u. A. die Berücksichtigung der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung. Und in ähnlich vermittelnder Weise bemühte er sich, den Arbeiten romanischer Forscher wie Breal und Ascoli in Deutschland die gebührende Beachtung zu verschaffen, wie er denn auch die von ihm und J. Bazzigher (nachmals Rector in Chur) publicirte Uebersetzung von Ascoli's Vorlesungen über vergleichende Lautlehre (Halle 1872) angeregt hat.

Von eigenen wissenschaftlichen Arbeiten sind drei zu nennen: 1. die Beiträge zur vergleichenden Syntax (über den Ablativ und Instrumentalis im Rigveda. Höfer's Zeitschrift Bd. 2 u. 3, 1850/1851; und zum Komparativ, Pädagog. Revue Bd. 24, 1854), ein vielversprechender Anfang, der von Sch. leider nicht fortgesetzt und erst mit B. Delbrück's Ablativ, Lokalis und Instrumentalis, Berlin 1867, wieder aufgenommen wurde. 2. die „Elementar- und Formenlehre der lateinischen Sprache für Schulen", Halle 1869 — ein Buch, das allgemein als eine verdienstliche Sammlung und Darstellung der damals gewonnenen Ergebnisse der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft anerkannt, aber vom pädagogischen Standpunkt aus von der Schule durchaus abgelehnt wurde. Als nach langer Zeit eine neue Auflage nöthig wurde, entschloß sich Sch. zur völligen Umarbeitung, die wegen seines Augenleidens ihm allerdings nur durch die sehr weitgehende Mitarbeit seines Schülers A. Surber auszuführen möglich war. Das Buch erschien 1888 als „Grammatik der lateinischen Sprache. I. Theil" mit völlig neuer Zweckbestimmung: als Grundriß für Universitätsvorlesungen. Ein zweiter Theil ist nicht erschienen. 3. „Cornelii Taciti Germania", erläutert von H. Sch.-S., Halle 1871, ein vorzüglicher Commentar, der sich rasch weite Verbreitung gewann (5. Aufl. 1890; sechste Aufl., vollständig neu bearbeitet von Dr. Ed. Schwyzer, 1902). — Daneben die Ausgabe mit lateinischem Commentar (P. Cornelii Taciti

Germania. Denuo edidit atque interpretatus est H. S.-S.) als vol. II, fasc. 1 der zweiten Orelli'schen Tacitusausgabe, Berlin 1877.

Endlich muß noch der hervorragende Antheil erwähnt werden, der Sch. an der Entstehung des Schweizerischen Idiotikons zukommt. Er war es, der 1862 die Antiquarische Gesellschaft in Zürich dazu veranlaßte, die Sammlung der Schätze unserer Dialekte an die Hand zu nehmen, und er hat als Mitglied der leitenden Commission und als treuer Freund des ersten Hauptredactors F. Staub durch sachkundigen Rath und allezeit bereitwillige Unterstützung gerade in den schwierigen Zeiten der Anfänge (die erste Lieferung erschien 1882) sich bleibende Verdienste um dieses große vaterländische Werk erworben.

Am politischen Leben hat sich Sch. nicht betheiligt; er lebte ganz nur seiner Lehrthätigkeit und der Beschäftigung mit seiner Wissenschaft. Aber seine schlichte, sympathische Persönlichkeit genoß auch über die Schul- und Universitätskreise hinaus größte Hochachtung, zumal er es wohl verstand und gelegentlich übte, aus dem reichen Schatze seines Wissens auch einem größern Publicum eindrucksvolle Bilder aus dem Leben und Denken der arischen Völker vor Augen zu stellen. Jene allgemeine Hochachtung würde wohl bei Anlaß seines fünfzigjährigen Docentenjubiläums beredten Ausdruck gefunden haben; aber Schweizer's Gesundheitszustand nöthigte, von jeder größeren Feier abzusehen. Die philosophische Facultät wollte jedoch den so Wenigen beschiedenen Ehrentag ihres Seniors nicht unbemerkt vorübergehen lassen. Sie veranlaßte darum sechs ehemalige Schüler Schweizer's (A. Tobler in Berlin, W. Meyer-Lübke in Wien, F. Misteli in Basel, A. Surber, A. Kaegi und H. Morf in Zürich) zur Abfassung einer Festschrift („Philologische Abhandlungen Heinrich Schweizer-Sidler . . . gewidmet . ., Zürich 1891") und überreichte sie ihm als Zeichen ihrer Verehrung, ihm, „dem leuchtenden Vorbild des gewissenhaften Lehrers, des unermüdlichen Forschers, des festen Biedermanns".

Vgl. C. Th(omann). in der Neuen Zürcher Zeitung 1894, Nr. 93. — Leichenrede von Pfarrer J. Wißmann und Rede von stud. phil. E. Ermatinger beim Begräbnisse von H. Schw.-S., Zürich 1894. — J. Brunner und A. Geßner im 25. Jahresheft des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer, Aarau 1895. — Rob. v. Planta im Anzeiger für indogerm. Sprach- und Alterthumskunde von W. Streitberg, 5. Bd., S. 97—100. — A. Surber in Bursian's Biograph. Jahrbuch für Alterthumskunde. 21. Jahrgang, Berlin 1898 (= Jahresberichte Bd. 99), S. 97—122 (die drei letzten mit ausführlichen Litteraturangaben).

Adolf Kaegi.

Schwenkenfeld: Johann von Sch., Inquisitor. Als zu Anfang des 14. Jahrhunderts das Waldenserthum im östlichen Deutschland und den slavischen Nachbarländern eine für die Kirche bedrohliche Ausdehnung gewann, ist diese dem Ketzerthum mit der Aufstellung einer großen Anzahl von Inquisitoren entgegengetreten. In Schlesien wurde der Dominicaner Johann v. Sch. aus dem Kloster zu Schweidnitz im November 1330 als Glaubensrichter für die Diöcese Breslau aufgestellt; seine Vollmachten wurden in der Folge auch auf die Nachbardiöcese Lebus ausgedehnt. Ein Zeugniß über seine damalige Thätigkeit ist nur in den Verhörsacten über die Schweidnitzer Beginen erhalten, die im Jahre 1332 wegen pantheistischer und mystischer Ketzereien belangt wurden. Bald darauf brachen zwischen dem Breslauer Bischof Nanker und König Johann von Böhmen heftige Conflicte aus, welche zur Excommunicirung des Königs, des schlesischen Landeshauptmanns und des Breslauer Rathes sowie zur Verhängung des Interdictes über die Stadt

Breslau führten. Da angeblich ketzerische Lehren unter der Breslauer Bürgerschaft Eingang gefunden hatten, wurde Johann v. Sch. im Jahre 1339 als Inquisitor nach Breslau entsandt. Auch er gerieth zu dem Breslauer Rathe, der für die der Ketzerei Angeklagten Partei genommen hatte, in scharfen Gegensatz, so daß Johann v. Sch. die Excommunication über die Breslauer verhängte. Diese appellirten an den päpstlichen Stuhl, während der Inquisitor im August 1341 den Beistand des böhmischen Königs anrief. Kurz nachdem die beiden streitenden Parteien auf die Ladung des Königs hin in Prag eingetroffen waren, wurde Johann v. Sch. am 28. September 1341 im Clemenskloster zu Prag, wo er seinen Aufenthalt genommen, von unbekannter Hand ermordet. Die Anstifter der Blutthat, für die man den schlesischen Landeshauptmann und die Breslauer Rathsherren verantwortlich machte, sind unbekannt geblieben.

Grünhagen, König Johann von Böhmen und Bischof Nanker von Breslau, in den Sitzungsberichten der philosoph.-histor. Classe der Wiener Akademie 47 (1864), S. 85 ff.; — Derselbe, Geschichte Schlesiens I, 169. — Scriptores rerum Polonicarum, Tom. XIII (1889), S. 239 ff.

Herman Haupt.

Schwerdtgeburth: Karl August Sch., Kupferstecher, geboren am 5. August 1785 in Dresden, † am 25. October 1878 in Weimar. Er besuchte die Dresdener Akademie, ging 1805 nach Weimar, später nach Dessau, wo er für die Chalkographische Gesellschaft arbeitete. Nach deren Auflösung kehrte er nach Weimar zurück und fand hier zunächst durch das Industrie-Comptoir Beschäftigung. Sein fleißiges Streben brachte ihn von dieser Stellung aus allmählich aufwärts bis zum herzoglichen Kupferstecher. Von der Punktirmanier ausgehend, erweiterte er seine Fähigkeiten über alle Zweige seines Faches, radirte, arbeitete mit dem Grabstichel und colorirte seine Blätter zum Theil. Bekannt machte er sich namentlich durch einen Cyklus Lutherbilder, z. B.: Luther im Kreise seiner Familie (Stahlstich 1843), Luther's Abschied von seiner Familie (Stahlstich 1845), Luther's Ankunft auf der Wartburg (1846), Luther im Tode (nach Cranach, Kupferstich). Ferner stammt von ihm eins der besten Goetheporträts: Goethe in halber Figur (1832, Abzüge auf chinesischem Papier; findet sich auch in dem Büchlein von Fritz Stahl: „Wie sah Goethe aus"). Von seinen graphischen Reproductionen seien erwähnt: nach Vogel die Bildnisse Canova's und C. M. v. Weber's, nach Fischbein das Bildniß des Großherzogs Karl August in Jagdkleidern (punktirt, Aquatinta) und der Großherzogin Maria Pawlowna (punktirt), nach Annibale Caracci: Magdalena in der Wüste, nach Correggio: Madonna mit dem Kind, nach Andrea del Sarto: Madonna mit dem Kind, nach Raffael der obere Theil der Transfiguration (Stahlstich für „Das Leben Jesu" von Silber). Als Illustrator findet man ihn im Journal des Luxus und der Moden, im Taschenbuch für Damen, in verschiedenen Jahrgängen der Urania und anderen Taschenbüchern. Eine illustrirte Ausgabe von Tieck's Werken enthält auch von Sch. Blätter.

Singer, Allgem. Künstlerlexikon, Frankf. 1901. — Nagler, Allgem. Künstlerlexikon. Franz Vallentin.

Schwerdtgeburth: Otto (Karl Friedrich Julius) Sch., Maler, geboren am 5. März 1835 in Weimar, † im December 1866 daselbst. Seine erste Ausbildung erhielt er durch seinen Vater, den Kupferstecher Karl Aug. Sch. (s. o.), trat dann in das Atelier Preller's und besuchte seit 1856 die Antwerpener Akademie. In Antwerpen arbeitete er mit Guffons und Swerts zusammen an Wandgemälden und kehrte 1860 nach Weimar zurück. Zu

seinen früheren Arbeiten gehören: Thomas Münzer als Gefangener vor den Fürsten von Frankenhausen, Des jungen Goldschmieds Meisterstück, Kurfürstin Sibylle bittet Karl V. um Gnade für ihren Gemahl. Aus der reiferen Zeit stammen: Abschied der Salzburger Protestanten (Galerie in Bremen), Osterspaziergang aus „Faust“ (Museum in Köln). — Sch. stand, als er im Alter von 31 Jahren starb, bei einer sehr starken Productivität, erst am Anfang einer kräftigen Entwicklung.

Singer, Allgem. Künstlerlexikon, Frankf. 1901.

Franz Vallentin.

Schwetz: Johann Baptist Sch., katholischer Theologe, geboren am 19. Juni 1803 zu Busau in Mähren, † am 20. März 1890 zu Wien. Er machte die philosophischen Studien in Olmütz, die theologischen in Wien, wurde 1829 Priester der Erzdiöcese Olmütz, setzte dann als Zögling des höheren Priester-Bildungs-Instituts zu Wien seine Studien noch weiter fort und wurde hier Dr. theol. Nach dreijähriger Thätigkeit in der Seelsorge als Cooperator zu Aujezd in Mähren wurde er 1834 supplirender, 1835 ordentlicher Professor der Dogmatik an der Universität Olmütz, 1842 ordentlicher Professor der Dogmatik an der Universität Wien, bis 1862, 1850 zugleich Studiendirector am höheren Priester-Bildungs-Institut zum hl. Augustin und k. k. Hofcaplan; 1862 wurde er zum k. k. Hof- und Burgpfarrer (bis 1876) und zum Ober-Vorsteher des höheren Priester-Bildungs-Instituts (bis 1879) ernannt; 1864 auch Titular-Abt; 1865 päpstlicher Hausprälat. Ende 1867 wurde er als Consultor zu den Vorbereitungsarbeiten für das Vaticanische Concil nach Rom berufen. 1876 wurde er Dompropst des Wiener Metropolitan-Capitels zu St. Stephan. — Als Professor schrieb Sch. die wegen ihrer Klarheit und Gründlichkeit beliebten Lehrbücher der Fundamentaltheologie und der Dogmatik, die seiner Zeit an den österreichischen theologischen Lehranstalten als Lehrbücher vorgeschrieben und deshalb sehr verbreitet waren: „Theologia generalis, cui praemittitur brevis introductio in theologiam universam“ (Wien 1850; in der 3. Auflage 1858, und den weiteren Auflagen unter dem Titel: „Theologia fundamentalis seu generalis“; 6. Auflage in 2 Bänden 1874; 7. Auflage 1882); „Theologia dogmatica catholica“ (3 Bde., Wien 1851—54; 4. Auflage 1862 f.); dazu das kürzere „Compendium theologiae dogmaticae“ (2 Bde., Wien 1863; 2. Auflage 1880) und später das philosophische Lehrbuch: „Institutiones philosophicae usibus theologiae candidatorum accommodatae“ (2 Bde., Wien 1873).

Wolfsgruber, Die k. u. k. Hofburgkapelle und die k. u. k. geistliche Hofkapelle (Wien 1905), S. 455 f., 501 ff., 518, 587 f. (S. 501 Porträt). — Wappler, Geschichte der theol. Facultät der Univ. Wien (Wien 1884), S. 311, 458. — Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 32. Theil (Wien 1876), S. 379. — Zschokke, Geschichte des Metropolitan-Capitels zum hl. Stephan (Wien 1895), S. 411.

Lauchert.

Schwimmer: Ernst Ludwig Sch., hervorragender Dermatopatholog zu Budapest, geboren daselbst am 14. November 1837, begann das Studium der Medicin in Pest zu einer Zeit, als die Unterrichtssprache daselbst noch die deutsche war, ging zur weiteren Ausbildung nach Wien, bildete sich dort unter Oppolzer und Skoda aus und wurde 1861 Dr. med. Als Secundarius im Wiener allgemeinen Krankenhause widmete er sich mehrere Jahre hindurch mit Vorliebe der Dermatologie unter Hebra's Leitung, machte — ehe er sich 1865 in seiner Vaterstadt etablirte — eine Studienreise nach dem Orient und hielt sich mehrere Monate in Aegypten auf, um die endemischen Krankheiten

des Nillandes durch Autopsie kennen zu lernen. 1871 habilitirte er sich an der Budapester Universität als Docent der Dermatologie, wurde 1879 zum a.o. Professor derselben ernannt; es gelang ihm, nach vielen Schwierigkeiten seiner Doctrin so weit Geltung zu verschaffen, daß die im Budapester allgemeinen Krankenhause als unbeachtete und als Filialabtheilung bestandene kleine dermatologische Station, der er zehn Jahre lang als o. Arzt vorstand, aufgehoben und dafür im neuen städtischen Krankenhause eine den modernsten Anforderungen entsprechende große dermatologische Abtheilung errichtet wurde, mit einem Belegraum von 120 Betten, welcher Station er seitdem als dirigirender Chefarzt vorstand und die zu Lehr- und Lernzwecken in gleich zweckmäßiger Weise diente. Von seinen zahlreichen Schriften sind folgende größere Arbeiten zu erwähnen: „Medicinische Studien über Aegypten“ (Orvosi hetilap 1864, 65); „Dermatologie“ (Budapest 1874, das erste Lehrbuch der Hautkrankheiten in ungar. Sprache); „Leukoplakia buccalis“ (Wien 1878, mit 5 chromolith. Tafeln); „Die Therapie der Variola vom Standpunkte der Mikrococcuslehre“ (v. Ziemssen's Archiv f. klin. Medic., 1880); „Ueber Lepra in Ungarn“ (Budapest 1880); „Die neuropathischen Dermatonosen“ (Wien 1883); ferner in v. Ziemssen's Specieller Pathologie und Therapie (XIV, 1883) eine Reihe von Artikeln über einzelne Hautaffectionen: „Der heutige Stand der Syphilistherapie“ (ungarisch, Budapest 1885). Außerdem, 1863 angefangen, medicinische Journalartikel in deutscher, ungarischer und französischer Sprache, Arbeiten für Virchow's und v. Holtzendorff's Sammlungen, Eulenburg's Real-Encyklopädie, das Biographische Lexikon, medicinische Reisebriefe u. s. w. Sch. starb am 25. Februar 1898.

Vgl. Biogr. Lexikon, hsg. von Pagel, S. 1566. Pagel.

Schynse: August Wilhelm Sch., katholischer Missionar und Afrikaforscher, wurde am 21. Juni 1857 zu Wallhausen im Regierungsbezirk Coblenz als ältester Sohn eines Güterverwalters der Reichsfreiherren v. Dalberg geboren. Durch eine streng religiöse Erziehung beeinflußt, empfand er von früher Jugend an den Wunsch, sich dem geistlichen Stande zu widmen und wenn möglich als Missionar unter den Eingebornen Afrikas zu wirken. Er besuchte zunächst die Volksschule seines Heimathsdorfes und wurde nebenher von dem Caplan des Ortes in den Anfängen des Latein unterrichtet. Mit 9 Jahren bezog er das Gymnasium zu Kreuznach, das er schon nach einem Semester mit dem in Trier vertauschte, weil ihm dort eine Freistelle im Convict in Aussicht stand. Durch den frühen Tod des Vaters in schwere Bedrängniß geraten, vermochte er mit Hülfe wohlwollender Gönner den Cursus glücklich zu vollenden. 1876 verließ er nach vorzüglich bestandener Abschlußprüfung die Anstalt. Da das bischöfliche Priesterseminar zu Trier in Folge des Culturkampfes geschlossen war, wendete er sich an den Rector des Collegium Germanicum in Rom, den P. Steinhuber, mit der Bitte um Aufnahme als Missionscandidat. Wider Erwarten wurde sein Gesuch abgelehnt, doch gab man ihm anheim, sich bei der Verwaltung des Priesterseminars zu Fort Wayne im Staate Indiana zu melden und sich daselbst als Missionar für die nordamerikanischen Indianer ausbilden zu lassen. Für Amerika und seine Bewohner fühlte er indeß keineswegs jene innere Neigung, die ihn von jeher nach Afrika lockte. Deshalb bezog er im Herbst 1876 die Friedrich Wilhelms-Universität zu Bonn, um Theologie und Philosophie zu studiren. Seinen religiösen Ueberzeugungen entsprechend schloß er sich hier der katholischen Verbindung Mosella und der Marianischen Congregation für Akademiker an. Unter seinen Lehrern beeinflußten ihn namentlich der Philosoph v. Hertling, der Dogmatiker Simar, der Exeget Kaulen und der Kanonist Hüffer. Als

er im Herbst 1879 sein akademisches Triennium beendigt hatte, trat er in das Priesterseminar zu Speyer ein und unterzog sich hier den letzten Vorbereitungen für seinen künftigen Beruf. Im Sommer 1880 empfing er die Priesterweihe und kehrte nun für mehrere Monate in sein Heimathsdorf zurück, um den dortigen hochbetagten Geistlichen in der Seelsorge zu unterstützen und zugleich die benachbarte, infolge des Culturkampfes verwaiste Pfarrei Spabrücken zu bedienen. Da er aber eine Reihe von Amtshandlungen vornahm, die gegen die preußischen Maigesetze verstießen, wurde er im April 1881 vom Amtsgericht Stromberg zu einer kurzen Gefängnißstrafe verurtheilt und ihm die weitere Ausübung der priesterlichen Verrichtungen untersagt. Deshalb nahm er im Sommer desselben Jahres eine Stellung als Hauscaplan bei dem Baron v. Geyr auf Schloß Caen bei Geldern an. Diese Thätigkeit vermochte ihn indeß auf die Dauer nicht zu befriedigen, und so ging er nun ernstlich daran, seine afrikanischen Missionspläne zur Ausführung zu bringen. Wiederholte Besuche im Missionshause zu Steyl und im Dominicanerkloster zu Venloo im holländischen Limburg, wo er mit heimgekehrten Glaubensboten zusammentraf, bestärkten ihn in seiner Absicht. Er verschaffte sich die wichtigste neuere Litteratur über den schwarzen Erdtheil und trat mit den daselbst wirkenden katholischen Missionsgesellschaften in briefliche Verbindung. Um sich auf das Leben in den Tropen vorzubereiten, unterzog er sich den größten Anstrengungen und Entbehrungen, übte sich im Reiten, Rudern und Schießen und eignete sich die Kunstgriffe der wichtigsten Handwerke an. Im August 1882 entschloß er sich, als erster deutscher Priester in die vom Cardinal Lavigerie zur Bekehrung Afrikas gegründete Genossenschaft der Weißen Väter (Société des Missionnaires de Notre Dame des Missions d'Afrique d'Alger) einzutreten. Sein Aufnahmegesuch wurde bewilligt, und so traf er schon nach wenig Wochen in Algier, dem Hauptsitze des Ordens ein. Hier mußte er sich zunächst einem einjährigen Noviziat unterziehen. Er erlernte während dieser Zeit den praktischen Gebrauch der französischen Sprache, eignete sich auch gute Kenntnisse im Arabischen an und betrieb allerlei ethnographische und naturgeschichtliche Studien, um auf seinen bevorstehenden Reisen auch der Wissenschaft dienen zu können.

Nachdem er im September 1883 das Missionsgelübde abgelegt hatte, hoffte er, möglichst bald nach dem Kongo gesandt zu werden. Seine Oberen aber schickten ihn sehr gegen seinen Wunsch nach Europa, um Liebesgaben für das Missionswerk einzusammeln und neue Mitarbeiter anzuwerben. Er hielt sich zu diesem Zwecke längere Zeit in Frankreich, Oesterreich und den Niederlanden auf und suchte durch Berichte in der Presse und durch Abhaltung von Vorträgen die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Thätigkeit seines Ordens zu lenken. In der That gelang es ihm, durch die Freigebigkeit wohlhabender Gönner die nöthigen Geldmittel für eine Expedition nach dem tropischen Afrika zusammenzubringen. In Deutschland konnte er nur vorübergehend und unauffällig verweilen, da er wegen Hinterziehung der Militärpflicht straffällig geworden war. Seit dem Sommer 1884 wirkte er an der Apostolischen Schule, welche Cardinal Lavigerie in Lille als Pflanzstätte für Missionspriester gegründet hatte, und half dann bei der Einrichtung einer ähnlichen Anstalt in Brüssel. Endlich erging nach langem Warten im Juni 1885 der Ruf an ihn, nach Afrika zurückzukehren und sich einer Karawane seiner Gesellschaft anzuschließen, die das Gebiet des mittleren und oberen Kongo bereisen und geeignete Plätze für die Anlegung von Missionsstationen auswählen sollte. Am 6. Juli schiffte er sich in Begleitung eines französischen und eines belgischen

Ordensgenossen in Lissabon ein und landete am 27. desselben Monats zu Banana an der Kongomündung. Hier traf er mit den beiden wohlbewährten deutschen Forschungsreisenden Joseph Chavanne und Eugen Zintgraff zusammen, die ihm bereitwilligst ihre Erfahrungen zur Verfügung stellten. Um dem Fieber der Küstengegend zu entrinnen, fuhren die drei Missionare den Strom aufwärts bis Boma, wo sie für längere Zeit ihr Standquartier aufschlugen, da sie die Ankunft ihres in verschiedenen Theilsendungen eintreffenden Gepäcks abwarten mußten. Sie benutzten die unfreiwillige Muße zu ausgedehnten Wanderungen, durch die sie Land und Leute kennen lernten. In Vivi hatten sie das Vergnügen, den später berühmt gewordenen Premierlieutenant Hermann Wissmann kennen zu lernen, der eben von seiner ergebnißreichen Forschungsreise nach dem Kassai zurückgekehrt war. Als die Zusammenstellung einer großen Missionskarawane wegen Mangels an Trägern auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, beschlossen die Gefährten, getrennt zu marschiren und sich erst an der Kassaimündung wieder zu vereinigen. S. setzte deshalb von Vivi aus seine Reise am linken Kongoufer aufwärts bis Manyanga allein fort. Unterwegs begegnete er mitten im Urwald den beiden deutschen Forschern Oscar Lenz und Oscar Baumann, die den Plan gefaßt hatten, vom Kongo aus nach dem oberen Nilgebiete zu Emin Pascha vorzudringen. Schynse's Wanderung verlief äußerst mühselig und beschwerlich. Da sein Gepäck durch die Nachlässigkeit der Eingeborenen und durch einen Schiffsunfall zum Theil verloren ging, sah er sich sehr gegen seinen Willen gezwungen, noch einmal nach der Küste zurückzukehren, um hier die Vorräthe und Tauschwaaren zu ergänzen. Auf dem Rückwege traf er die deutschen Officiere Richard Kund und Hans Tappenbeck, die Wissmann's Forschungen am Sankuru erfolgreich fortgesetzt hatten. Am 20. Februar 1886 erreichte er endlich den Stanley Pool und nach weiteren zwei Monaten Kwamouth an der Mündung des Kassai, wo er sich mit seinen Gefährten wieder vereinigte. In der Nähe dieser Handelsniederlassung erbauten sie bei Bungana, einem Dorfe des Bayanzi-Stammes, in gesunder und fruchtbarer Gegend eine Missionsstation und widmeten sich neben dem Bekehrungswerke auch ethnologischen, naturwissenschaftlichen und meteorologischen Beobachtungen. Als die nothwendigen Gebäude vollendet und die Pflanzungen in hoffnungsvollem Stande waren, erhielten die Missionare zu ihrer nicht geringen Ueberraschung einen Befehl ihrer Oberen, die Station zu räumen, da sie in Folge eines Abkommens mit dem Könige von Belgien aufgegeben werden sollte. Am 26. Februar 1887 verließ Sch. die Stätte seiner Wirksamkeit und fuhr den Kongo abwärts bis zur Mündung. Unterwegs begegnete er dem in ganz Centralafrika bekannten arabischen Händler Tippu-Tipp und wenige Tage später dem berühmten Reisenden Henry Stanley, der seine Expedition zum Entsatze Emin Paschas vorbereitete. Am 18. Mai schiffte er sich in Banana ein und stieg am 19. Juni wohlbehalten in Algier ans Land. Nun verweilte er ein Jahr lang in dem nahe gelegenen, seinem Orden gehörigen Seminar St. Eugen. Hier mußte er die Hausverwaltung leiten und außerdem die Missionsschüler in Mathematik und Naturwissenschaften unterrichten. Die Tagebücher, die er während seines Aufenthaltes am Kongo geführt hatte, sandte er in die Heimath, wo sie nebst Auszügen aus seinen Familien- und Freundesbriefen veröffentlicht wurden („Zwei Jahre am Kongo. Erlebnisse und Schilderungen, herausgegeben von Carl Hespers", Cöln 1889).

Im Sommer 1888 erhielt er den Auftrag, mit einer neuen Missionskarawane, bestehend aus 4 Priestern, 3 in Europa ausgebildeten schwarzen Aerzten und 2 dienenden Brüdern, nach Deutsch-Ostafrika zu reisen, um den

neuernannten Apostolischen Vicar für das Tanganjika-Gebiet, Msgr. Bridoux, auf seinen Posten zu geleiten und dann in der Gegend von Tabora eine erledigte Missionsstation neu zu besetzen. Am 31. August brach die Gesellschaft von Sansibar nach dem Innern auf und folgte der viel begangenen Handelsstraße über Mpapua nach Tabora. Hier trennten sich die Gefährten. Die Mehrzahl zog weiter nach den großen Seen, Sch. dagegen suchte mit einem Ordensgenossen die unweit Tabora gelegene Missionsstation Kipalapala auf. Unterdeß war an der Küste der große Araberaufstand ausgebrochen und bedrohte auch das Leben der Europäer im Innern. Die Missionare vermochten sich in ihrem festen Hause mehrere Monate hindurch zu halten. Als aber die Gährung unter den umwohnenden Eingeborenen immer mehr anwuchs, verließen sie die Gegend und zogen, wiederholt durch Ueberfälle bedroht, nordwärts nach der ihrem Orden zugehörigen Missionsstation Bukumbi am Südufer des Victoriasees, wo sie größere Sicherheit erhofften. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange. P. Girault, der Gefährte Schynse's, erkrankte an einem schweren Augenleiden, das ihn zwang, sich einer Operation zu unterziehen und zu diesem Zwecke nach der Küste zu gehen. Sch. mußte den Hilflosen begleiten. Während beide eben im Begriff waren, aufzubrechen, erschien plötzlich am Victoriasee der aus der ägyptischen Aequatorprovinz vor den Mahdisten geflüchtete Emin Pascha mit seinem „Befreier" Stanley und einer großen Karawane. Dieser schlossen sich die Missionare an und erreichten am 4. December 1889 bei Bagamoyo glücklich die Küste. Von hier aus fuhren sie nach Sansibar, wo sie sich im Hause ihres Ordens von den Beschwerden und Gefahren der Reise erholten. Sch. benutzte die Muße der nächsten Monate zur Ausarbeitung seiner Tagebücher, die er an seine Angehörigen nach der deutschen Heimath sandte. Wie die Aufzeichnungen vom Kongo wurden sie nebst einigen Briefen von seinem Freunde, dem Domherrn Hespers, zum Druck befördert (Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika, Cöln 1890). Sie erregten durch ihre wahrheitsgetreuen Nachrichten über die Emin Pascha-Expedition bedeutendes Aufsehen und erschienen deshalb noch in demselben Jahre in französischer und italienischer Uebersetzung. Allerdings fanden sie nicht den Beifall Stanley's, der sie wegen einiger ungünstiger Urtheile über sein Unternehmen in seinem Reisewerke heftig angriff.

Im Frühjahr 1890 trat Emin als Reichscommissar für Ostafrika in den deutschen Colonialdienst und erhielt den Auftrag, eine militärisch ausgerüstete Expedition in das Gebiet der großen Seen zu führen, um mit den eingeborenen Häuptlingen Verträge abzuschließen und an geeigneten Stellen befestigte Stationen zu errichten. Auf seinen Wunsch, den auch der Reichscommissar Major v. Wissmann unterstützte, und mit Zustimmung der Ordensoberen schloß sich Sch. dem Zuge als landeskundiger Begleiter und Dolmetscher an. Die Karawane brach am 26. April 1890 von Bagamoyo auf und erreichte, der großen Handelsstraße nach dem Innern folgend, am 29. Juli Tabora Unterwegs begegneten sie dem vom Victoriasee zurückkehrenden Dr. Karl Peters Während Emin längere Zeit in Tabora verweilte, um die Unterwerfung der arabischen Händler vollständig durchzuführen, zog Sch. mit einem Theile der Träger nach dem Victoriasee voraus und ließ sich in dem Missionshause Bukumbi nieder, wo er bereits im Vorjahre verweilt hatte. Von hier aus unternahm er zahlreiche Wanderungen zur Erforschung der umliegenden Landschaft und wiederholte Bootfahrten nach den damals noch wenig bekannten Inselgruppen, die den See bedecken. Unterwegs stellte er wissenschaftliche Beobachtungen aller Art an und entwarf eine Karte, welche die Aufnahmen früherer Reisender mehrfach ergänzte. Von einer größeren Reise, die er vom

Januar bis März 1891 theilweise durch das Gebiet feindseliger Stämme nach dem britischen Uganda ausführte, kehrte er fieberkrank und durch schwere rheumatische Schmerzen gepeinigt nach Bukumbi zurück. In Ermangelung ärztlicher Hülfe verschlimmerte sich sein Befinden von Woche zu Woche. Nur mühsam konnte er sich mit Hülfe eines Stockes fortbewegen. Schließlich stellte sich eine Rippenfell- und Lungenentzündung ein, der er trotz treuer Pflege seiner Ordensbrüder am 18. November 1891, erst 34 Jahre alt, erlag. Das Tagebuch seiner letzten Reisen, das er auf dem Krankenlager ausgearbeitet hatte, wurde wiederum von seinem Freunde Hespers herausgegeben (P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter, Cöln 1892). Auch die wissenschaftlichen Aufzeichnungen gingen nicht verloren. Seine Karte vom Südwestufer des Victoriasees, die allerdings mancherlei Irrthümer aufweist, wurde nebst den zugehörigen Positionsbestimmungen in Petermann's Mittheilungen veröffentlicht (1891, Tafel 16 u. S. 219—220, 247—249). Seine Routenaufnahmen zwischen Tabora und dem Victoriasee, sowie seine astronomischen Beobachtungen, berechnet von W. Brix, erschienen gemeinsam mit denen F. Stuhlmann's in den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten" (Band V, Tafel 6, S. 107—111 u. 116—121; VI, S. 87—92; VII, S. 200).

Sch. war ein Mann von kräftigem Körperbau, ungewöhnlicher Energie und Leistungsfähigkeit und vielseitiger Bildung, begeistert für den Beruf, dem er sein Leben gewidmet hatte, jederzeit bereit, nach besten Kräften der Wissenschaft zu dienen, von seltenem Takt im Verkehr mit den Eingeborenen, deren Liebe und Vertrauen er durch Geduld, Freundlichkeit und rechtzeitige Strenge rasch gewann. Seine Aufzeichnungen, die er in Briefen und Tagebuchblättern niederlegte, zeichnen sich durch anschauliche und wahrheitsgetreue Darstellung, scharfe Beobachtung und besonnenes Urtheil aus. Obwohl er einer französischen Missionsgesellschaft angehörte, blieb er im Herzen stets ein guter Deutscher und stellte seine Kenntnisse und Erfahrungen gern in den Dienst des Vaterlandes. Sein früher Tod bedeutete einen schweren Verlust für die Mission, die Forschung und die deutschen Interessen in Ostafrika.

Pater August Schynse und seine Missionsreisen in Afrika. Herausgegeben von einem Freunde des Missionars. Straßburg, o. J. (Mit Bildniß.)

Victor Hantzsch.

Seckendorff: Christoph Albrecht Freiherr von S.-Aberdar, Staatsmann aus altem fränkischen Freiherrngeschlecht, wurde geboren am 12. Juni 1748 zu Erlangen und erhielt seine Schulbildung daselbst gemeinsam mit seinen Brüdern, von denen Karl, der älteste (1736—96), als bayreuthischer und später kurmainzischer Staatsminister, Alexander (1743—1814) als österreichischer Feldmarschalllieutenant und Sigmund (1744—1785, s. A. D. B. XXXIII, 518) durch seine Beziehungen zu dem Weimarer litterarischen Kreise bekannt geworden sind. Er bezog 1768 die Universität Straßburg, wo er u. a. auch bei Schöpflin hörte und bis zur Beendigung seiner juristischen und cameralistischen Studien im Februar 1770 verblieb. Ein Anerbieten, als Capitän in das französische Regiment Royal-Deuxponts einzutreten, lehnte er ab, um noch im Herbst des Jahres als Regierungs- und Justizrath in die Dienste des Markgrafen Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach zu treten, wo er 1773 zum Geh. Regierungsrath aufrückte. Eine Studienreise führte ihn 1776 nach England, wo er sich mit den volkswirthschaftlichen Einrichtungen vertraut machte und während seines Aufenthaltes in London mit dem Abschlusse eines Subsidienvertrages wegen Ueberlassung eines Regiments Infanterie in englischen Sold beauftragt wurde. In Anerkennung seiner „gründ-

lichen Kenntnisse im Finanz- und Cameralwesen" würde er (Septbr. 1781) zum „untergebürgischen" Kammer- und Regierungspräsidenten und im October 1786 zum wirklichen geheimen Minister mit Sitz und Stimme ernannt. In beiden Stellungen bemühte er sich nach Kräften und mit Erfolg, die zerrütteten Finanzen des Landes in Ordnung zu bringen und durch Einführung heilsamer Reformen das Volkswohl zu fördern. Die Offenheit und Entschiedenheit, mit der er seine Anschauungen vertrat, führte indeß zu einem Conflicte mit des Markgrafen allmächtiger Maitresse, Lady Craven, infolge dessen er im November 1787 um seine Entlassung bat und in Würdigung seiner hohen Verdienste unter Zuerkennung einer Gratifikation von 25 000 fl. verabschiedet wurde.

Mit familiengeschichtlichen und litterarischen Studien beschäftigt, zog er sich zunächst nach seinem Gute Wonfurt zurück, folgte aber schon im April 1788 einem Rufe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, um dessen Vertretung als Comitialgesandter in Regensburg zu übernehmen. Die folgenden anderthalb Jahrzehnte, die er dort in seinem gastlichen, reiche Kunst- und Bücherschätze beherbergenden Hause, dem Sammelpunkte für alle litterarischen und künstlerischen Talente der Regensburger Gesellschaft, verbrachte, mögen den glücklichsten Abschnitt seines Lebens gebildet haben. Zahlreiche Briefe der württembergischen Herzoge, die sich in seinem Nachlasse finden, zeugen von dem hohen Vertrauen, das er genoß und unter schwierigen Verhältnissen durch geschickte Wahrung der Interessen des Landes allezeit rechtfertigte, mochten auch die Freimüthigkeit seines Urtheils und seine in den 90er Jahren mehrfach hervortretende antiösterreichische Gesinnung in Stuttgart manchmal unliebsam berühren. Im September 1803 nahm er seinen Abschied und lebte einige Zeit auf seinen fränkischen Besitzungen, kehrte aber schon im December 1804 nach Regensburg zurück, um auf Wunsch des Kurfürsten Karl Friedrich fortan die badische Politik am Reichstage zu vertreten. Kurz vor der Auflösung des alten Reichs wurde er im Mai 1806 nach Karlsruhe berufen, um an Stelle des bei Napoleon in Ungnade gefallenen Markgrafen Ludwig die Leitung des Finanzministeriums zu übernehmen, verzichtete aber auf dieses Amt schon nach wenigen Wochen, da seine Sanirungspläne und Reformvorschläge in einflußreicher Umgebung des Kurfürsten auf unüberwindlichen Widerstand stießen, und ging nach der Constituirung des Rheinbundes als großherzoglicher Gesandter beim Bundestage und dem Hofe des Fürsten Primas nach Frankfurt. Einer erneuten Einladung zum Eintritte in das badische Ministerium, die in der Krisis des Frühjahres 1809 an ihn erging, leistete er keine Folge, sondern verblieb auf seinem Frankfurter Posten bis zum Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft und trat dann 1814 auf Wunsch des Großherzogs Karl als Staats- und Finanzminister noch einmal an die Spitze der badischen Finanzverwaltung. Schon nach Jahresfrist sah er sich indeß gezwungen, um seine Entlassung nachzusuchen, da er sich überzeugen mußte, daß die dringlichsten Reformvorschläge, die er zur Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte unterbreitete, bei dem in völlige Apathie und Arbeitsscheu versunkenen Fürsten monatelang unbeachtet liegen blieben. Er kehrte nunmehr dauernd in das Privatleben zurück, widmete sich der Bewirthschaftung seiner Güter und starb nach kurzem Krankenlager hochbetagt am 5. September 1834 zu Wonfurt. — Aus der Ehe, die er am 3. März 1775 mit Freiin Karoline Stiebar von Buttenheim geschlossen, entsprossen zwei Töchter und drei Söhne, von denen der älteste, Leopold, in der Geschichte der deutschen Litteratur bekannt durch seine schriftstellerische Thätigkeit, im Kampfe gegen Frankreich 1809 dem

Vater auf dem Felde der Ehre im Tode vorangegangen war (s. A. D. B. XXXIII, 519).

Nach den in Wonfurt und Sugenheim befindlichen Familienpapieren und Correspondenzen und den Personalacten des Karlsruher Archivs. — Vgl. dazu: K. Obser, Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden V, S. XXV und passim. — K. Obser, Briefe der Frau Sophie von Schardt an den Freiherrn Christoph Albrecht von Seckendorff (Goethe-Jahrbuch XXV, 68—81). K. Obser.

Sedlmayr: Joseph S., Großbrauer in München, geboren am 18. Juli 1808, hat sich auf gewerblichem wie socialpolitischem Gebiet namhafte und dauernde Verdienste erworben. Sein Ahnherr Franz Jakob Sedlmayr (geboren zu Maisach 1739, † zu München 1812) hatte als tüchtiger Geschäftsmann in schwierigster Zeit den Grund zur heutigen Bedeutung seiner Familie gelegt, der Vater Gabriel sich bereits Anfang des 19. Jahrhunderts zu einem der angesehensten Bürger der bairischen Residenzstadt emporgearbeitet. Als heller Kopf und energischer Charakter war er ein warmer Freund gesunden Fortschrittes. Seinen zwei Söhnen ließ er gediegene Bildung angedeihen; er veranlaßte sie später auch auf Reisen in Oesterreich, Holland, England ihre brautechnischen Kenntnisse zu erweitern. Nach dem Tode des Vaters (19. November 1839) übernahmen und betrieben Joseph und Gabriel S. (s. unten) dessen Geschäft (Brauerei zum Spaten) gemeinsam. Aber schon 1842 überließ Joseph dasselbe dem jüngeren Bruder allein, erwarb sich die „Leistbrauerei“, später (1861) den „Franziskanerkeller“ und brachte seine Firma zu solcher Blüthe, daß sie kurze Zeit darauf Weltruf genoß, und viele strebsame junge Leute von Nah und Fern es als Ehre betrachteten, bei ihm prakticiren zu dürfen. Die freie Zeit widmete Joseph S. dem Gemeinwohl und wissenschaftlicher Fortbildung. Dabei nahm er stets an humanitären Bestrebungen jeder Art regsten Antheil. Sein — unter dem Sohne Gabriel (III) stetig sich noch vergrößerndes — Etablissement bietet Hunderten von Menschen lohnenden Verdienst. Er starb zu München am 12. März 1886. —

Joseph's jüngerer Bruder Gabriel (II), ebendaselbst am 26. Februar 1811 geboren, erreichte ein Alter von achtzig Jahren. Als er im J. 1874 sich vom Geschäft zurückzog, war es das größte der bairischen Hauptstadt — Malzverbrauch 150 000 Hektoliter! —, hatte als einzige deutsche Brauerei die goldene Medaille der Pariser Weltausstellung (1867) erhalten und seine Biere wurden nach allen Himmelsgegenden versandt. Gabriel Sedlmayr's Hauptverdienst liegt in der Einführung einer besseren Mälzungsmethode, eines rationelleren Dörrsystems; endlich auch des Sacharometers, der sich von München aus bald über ganz Deutschland verbreitete. S. hat ferner Professor Linde mit Rath und That bei Herstellung der Kälteerzeugungsmaschine unterstützt, welche nicht nur die Bierfabrikation von den Witterungsverhältnissen unabhängig machte, sondern sie sogar in heißen Ländern ermöglicht. Neben seiner aufreibenden Berufsthätigkeit befaßte sich S. noch mit naturwissenschaftlicher Forschung und fachtechnischer Schriftstellerei, war Mitglied gelehrter wie gemeinnütziger Vereine; während der Kriegsjahre 1866 und 1870 unterhielt und leitete er auf eigene Kosten ein Spital für Verwundete. S. bekleidete verschiedene Ehrenämter, war Mitglied der Ständekammer und erfreute sich der Werthschätzung aller Parteien. Unter den Decorationen, die ihm zu Theil wurden, schätzte er am höchsten die goldene Bürgermedaille seiner Vaterstadt München, der er bis ans Ende (er starb am 1. October 1891) mit ganzem Herzen ergeben blieb.

Archiv des Pfarramts Maisach; Kreisarchiv von Oberbaiern. — Nekrologe in: Allg. Zeitschrift f. Bierbrauerei u. Malzfabrikation (XIV. Jahrg.); Zeitschr. f. d. gesammte Brauwesen (XV. Bd.). — Festschrift zum 25jähr. Geschäftsjubiläum des Commerzienraths Gabr. Sedlmayr (1875—1900). — Aufzeichnungen Joseph Sedlmayr's vom September 1885. — Mittheilungen von Angehörigen der Familie Sedlmayr.

P. Wittmann.

Seebach: Richard Camillo von S., sachsen-coburg-gothaischer Staatsminister, war geboren am 9. Juli 1808 zu Donndorf in der Provinz Sachsen als älterer Sohn des Freiherrn Thilo v. S. und dessen Gattin Louise geb. v. S. aus dem Hause Cammerforst. Seine Jugend verlebte er in Langensalza, wo sein Vater als Officier in einem königlich sächsischen Husarenregimente in Garnison lag, und in Grimma, wohin dieses Regiment nach der Theilung Sachsens verlegt wurde. Hier besuchte er von 1820 bis 1826 die Fürstenschule und studirte dann in Leipzig und Göttingen die Rechte. 1829 wurde er in den sächsischen Staatsdienst aufgenommen, bereits 1837 zum Beisitzer beim Appellationsgerichte und 1842 zum Appellationsgerichtsrath in Dresden ernannt. Seine vielseitige Bildung und seine gründlichen Rechtskenntnisse waren die Veranlassung, daß er 1848 als Hülfsarbeiter zum Oberappellationshofe versetzt, daneben aber den zur Ausarbeitung einer neuen Strafproceßordnung für Sachsen und zur Organisation der Unterbehörden eingesetzten Commissionen zugetheilt wurde. Seine unermüdliche Thätigkeit, sein praktischer Blick und ein außergewöhnliches Organisationstalent kamen dabei zu ihrer vollen Geltung und deshalb wurde er bestimmt, an den Arbeiten im Justizministerium theilzunehmen. Ehe es jedoch dazu kam, berief ihn Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha auf Vorschlag des früheren sächsischen Ministers v. Carlowitz zum Staatsminister seiner beiden Herzogthümer. Er trat am 1. December 1849 seine neue Stellung an; sie war schwierig, da er als alleiniger Minister für alle Zweige der Staatsverwaltung die Verantwortung zu tragen hatte und sich zunächst bis ins Einzelne mit ihnen vertraut machen mußte. Ueberdies mußte er, obwohl unbekannt mit den Persönlichkeiten, ein neues Ministerium bilden, da das vorige vollständig abgewirthschaftet hatte. Seine Wahl war durchweg glücklich, er hatte keinen Fehlgriff zu bereuen. Zudem genoß er das ungetheilte Vertrauen seines Herzogs und trotz unvermeidlicher Meinungsverschiedenheiten ehrendes Vertrauen des Landtags.

Die ersten Angelegenheiten, deren Abwickelung der Herzog von ihm forderte, waren die Regelung der Domänenfrage in Gotha und die Verschmelzung der Herzogthümer Coburg und Gotha, die bisher nur durch Personalunion vereinigt waren, zu einem einheitlichen Staatswesen. Durch Beschluß des gothaischen Landtages vom 27. März 1849 war alles Kammergut für Staatsgut erklärt und dem Herzog eine Civilliste ausgesetzt worden. Mit dieser Maßnahme war aber ebensowenig Ernst II. als die Agnaten seines Hauses einverstanden und letztere hatten unter Führung des Prinzgemahls Albert von England Protest dagegen eingelegt. S. gelang es, eine Abänderung jenes Beschlusses herbeizuführen. Aus dem Einkommen der Domänen sollte der Herzog zunächst 300 000 Mark voraus erhalten, der Rest sodann zwischen der herzoglichen und der Staatscasse getheilt werden. Schon damals erhoben sich verschiedene Stimmen gegen dieses Abkommen, allmählich aber ward die Unzufriedenheit des Volkes damit immer größer, bis endlich im Jahre 1905 eine grundsätzliche Theilung des Besitzes durchgeführt wurde. Eine Verschmelzung der beiden Herzogthümer wußte S. durch das Staatsgrundgesetz vom 3. Mai 1852 insofern zu bewirken, daß wenigstens ein gemein-

samer Landtag ins Leben trat und die Beziehungen zum Bunde und nach Außen, das Staatsministerium, der Staatsgerichtshof, das Militärwesen und die Appellgerichte für gemeinsame Angelegenheiten erklärt wurden. Anfangs wählte jeder der Sonderlandtage die Mitglieder des gemeinsamen Landtages aus seiner Mitte. Dem Einfluß Seebach's gelang es, den Beschluß herbeizuführen, daß beide Landtage vollzählig sich zum gemeinschaftlichen Landtage zusammenfanden. Endlich wurde 1874 auch noch ein Gesetz angenommen, daß jede andere als die eben genannten Angelegenheiten zur gemeinsamen gemacht werden könne, sobald sich in jedem der Sonderlandtage eine Majorität dafür fände. Abgesehen von diesen beiden wichtigsten inneren Angelegenheiten ließ sich S. die Aufgaben der Staatsverwaltung angelegen sein. Er erhöhte die Erträgnisse der Coburger und Gothaer Domänen, erleichterte durch Beseitigung verschiedener Mittelbehörden, z. B. des Consistoriums, den Geschäftsgang, führte auf dem Gebiete der Rechtspflege und des Gefängnißwesens durch Vereinigung mit den Nachbarstaaten zweckmäßige Gestaltungen und Ersparnisse herbei und schuf praktische Gemeindegesetze. Besonders dem Schulwesen war er zugethan, und so entstand unter ihm 1863 in Gotha das erste deutsche Volksschulgesetz.

Segensreich wirkte S. auch nach außen für das Wohl des Landes. Herzog Ernst, von dem Wunsche beseelt, „selbst einen praktischen Schritt zu thun, um innerhalb seiner wenn auch geringen Machtsphäre die schwierige Frage betreffs der Reorganisation der deutschen Kriegsmacht ihrer Lösung etwas näher zu bringen“, hatte beschlossen, „sein Militärcontingent der preußischen Armee so weit wie irgend möglich einzuverleiben“ und beauftragte S. 1860, in Berlin die nöthigen Verhandlungen einzuleiten. Dieselben zogen sich ziemlich lange hin, aber Seebach's diplomatischem Geschick gelang es doch, am 1. Juni 1861 die Militärconvention zum Abschluß zu bringen. Als jedoch Ernst II. auch das Begnadigungsrecht der Krone Preußen abtreten wollte, rieth ihm S. so ernstlich davon ab, daß er den Plan aufgab. Sonst fanden alle Bestrebungen, welche auf Deutschlands Einheit und Größe abzielten, in S. den wärmsten Fürsprecher. Dies zeigte er besonders im J. 1866. In der Sitzung des gemeinsamen Landtages der Herzogthümer vom 20. Juni jenes Jahres vertheidigte er mit beredten Worten die von seinem Herrn eingeschlagene Politik des engen Zusammengehens mit Preußen. Eifrig nahm er dann Theil an den Verhandlungen des Herzogs mit den Hannoveranern vor der Schlacht bei Langensalza, und als später Onno Klopp die Lauterkeit des Herzogs in seiner Schrift: „Rückblick auf die preußische Annexion des Königreichs Hannover“ anzweifelte, nahm S. mit der Gegenschrift: „Offenes Sendschreiben an den Archivrath Onno Klopp über die Ereignisse vor der Schlacht bei Langensalza“ seine Vertheidigung auf.

Seebach's Thätigkeit blieb in Berlin nicht unbemerkt. Selbst Bismarck erkannte an, wie er berechtigten Interessen gegenüber eine weise Schonung übte, durch Beharrlichkeit, gepaart mit Geduld und freundlichem Entgegenkommen große Hindernisse überwand und hohe Ziele zu erreichen wußte. Als S. einst als Bundesrathsmitglied zu einem der parlamentarischen Abende des Reichskanzlers eingeladen war, verglich dieser scherzweise Romanen und Slaven in der europäischen Völkerfamilie mit der Frau, die Germanen mit dem Mann. Beide müßten sich amalgamiren. Im Verlauf des Gesprächs dann auf die frühere Geschichte Rußlands eingehend und nach einem Vergleich suchend, sagte er zu S. gewendet: „Sowie Herr v. Seebach der Rurik von Gotha geworden ist.“ Nicht minder wurde S. von seinem Landesherrn geschätzt. Schon kurz nach seinem Eintritt in seinen Dienst, im Winter 1849/50, schrieb dieser an seinen Bruder: „Endlich habe ich nun an Herrn v. S. einen talentvollen noch jüngeren Mann

gefunden, der durch seinen geraden, aber versöhnlichen Charakter überall geachtet war und hier den besten Eindruck gemacht hat. Er gehört der conservativ-liberalen Partei an, also ganz die Politik, die wir hier einschlagen, und der du ja auch ergeben bist.“ In seinen Memoiren aber sagt der Herzog am Abend seines Lebens: „v. S. war aus innerster Ueberzeugung Anhänger der bundesstaatlichen Richtung unter preußischer Führung und griff überall mit vielem Glücke ein“; er schätzt sich glücklich, diesen Mann als Minister gehabt zu haben und rühmt seine unwandelbare Treue gegen ihn. Aber auch im ganzen Herzogthume erfreute sich S. einer Beliebtheit, wie selten ein Staatsminister. Strenge Rechtlichkeit, Selbstlosigkeit, bei aller Vornehmheit schlichtes Wesen, Menschenfreundlichkeit, Milde und Herzensgüte, Hülfsbereitschaft gegenüber Bedrängten und Schwachen verschafften ihm die Achtung und Liebe aller, die mit ihm in Berührung kamen.

Wie sehr Seebach's Verdienste gewürdigt wurden, zeigte sein 25 jähriges Ministerjubiläum am 1. December 1874. Herzog Ernst schenkte ihm einen herrlich gelegenen Platz bei Friedrichroda zu einer Villa, die das Land erbauen und einrichten ließ. Die Universität Jena ernannte ihn zum Ehrendoctor der Philosophie und eine ganze Fluth von Anerkennungen wurde ihm zu Theil. Besonders hervorzuheben sind die Handschreiben, die Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen und der Großherzog Karl Alexander von Weimar an ihn richteten und die Beide anerkennen, was S. zur Verwirklichung des nationalen Gedankens gethan hatte. Fünf Jahre später, am 4. November 1879, war es S. auch vergönnt, sein goldenes Beamtenjubiläum zu feiern, aber erst 1888, nachdem er 38 Jahre Minister gewesen war, bat er, gedrängt von den Beschwerden des Alters, um Versetzung in den Ruhestand. Unter dankbarer Anerkennung seiner langjährigen treuen und ausgezeichneten Dienste, sowie seiner unwandelbaren Gewissenhaftigkeit in Ausübung seiner vielseitigen Wirksamkeit wurde ihm diese Bitte am 27. März 1888 gewährt.

S. war vermählt mit Eufemia Gräfin v. Kalkreuth, die ihn mit 16 Kindern beschenkte, von denen aber nur 8 den Vater überlebten. Seine Gattin starb bereits 1862, allein seine Töchter waren bemüht, ihn die Sorgen und Mühen des Amtes in einer trauten Häuslichkeit vergessen zu lassen. Besonders nahe stand ihm seine drittälteste Tochter Wanda, Gattin des Oberhausmarschalls v. Koethe in Altenburg, mit der er einen interessanten Briefwechsel unterhielt. H. v. Poschinger hat Auszüge aus demselben im Juni-Heft der „Deutschen Revue“ 1896 veröffentlicht. Leider trübte häufig Krankheit seinen Lebensabend und nach langem, schwerem Leiden verschied er am 3. März 1894, nachdem ihm der Landesherr, dem er so lange und treu gedient hatte, wenige Monate vorher im Tode vorausgegangen war. Bei Seebach's Beerdigung zeigte sich noch einmal die allgemeine Liebe und Verehrung, die er sich zu erwerben gewußt hatte. Seinem Sarge folgte Herzog Alfred, der Nachfolger Ernst's II., und eine zahllose Menge Leidtragender schloß sich ihm an. Er wurde neben seiner Gattin auf Friedhof IV in Gotha zur letzten Ruhe gebettet.

Vgl. Dr. H. Wunder: Ecce der Fürsten- und Landesschule Grimma in den Jahren 1894 und 1895. — Dresdner Journal 1849, Nr. 317. — Allg. Zeitung Nr. vom 1. December 1874. — Thüringer Tageblatt 1888, Nr. 72. — Gothaische Zeitung 1874, 1888 u. 1894. — Magdeburger Zeitung 1894, Nr. 119. — Coburger Zeitung 1888 u. 1894. — Ernst II., Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Berlin 1888. — Gothaischer Historienkalender 1895. — Der 1. December 1874. Ein Gedenkblatt als Manuscript gedruckt.

M. Berbig.

Seebach: Marie S., Schauspielerin, wurde am 24. Februar 1829 zu Riga als Tochter des Komikers Friedrich Wilhelm S. und seiner Gattin Theona Blumauer geboren und am 11. Mai daselbst auf die Namen Maria Wilhelmina getauft. Als ihre Eltern im J. 1832 an das Königstädtische Theater in Berlin übersiedelten, kam sie mit ihnen dorthin. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter im J. 1837 blieb sie unter Obhut einer unfreundlichen Magd an das wechselvolle Schicksal ihres Vaters gekettet, der sie schon im J. 1842 als Schutzgeist Jeriel in Haffner's „Donauweibchen“ bei einem seiner Gastspiele in Kissingen auftreten ließ und im Juli 1845 mit nach Köln nahm, wo sie in verschiedenen Kinderrollen spielen mußte. Da sie eine schöne Stimme hatte, erhielt sie seit dem 1. September 1845 bei Heinrich Dorn, dem städtischen Capellmeister in Köln, Gesangsunterricht, doch zeigte es sich bald, daß ihr Organ nicht die nöthige Kraft und Höhe hatte und für hochdramatische Sopranpartien nicht ausreichen würde, weshalb sie sich, schweren Herzens, entschließen mußte, der Laufbahn einer Sängerin zu entsagen. Roderich Benedix ertheilte ihr noch in Köln den ersten dramatischen Unterricht und brachte sie bald so weit, daß sie am 27. September 1846 in Nürnberg die Julie in „Kean“ mit Erfolg spielen konnte. Ein Gastspiel der Jenny Lind, die in Nürnberg als Marie in der „Regimentstochter“ auftrat, ließ die Sehnsucht, Sängerin zu werden, mit erneuter Stärke in ihr aufleben. Ihr Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung. Sie folgte vielmehr ihrem Vater zu einem Engagement nach Regensburg und kehrte dann über Düsseldorf nach Köln zurück, wo sie im Frühjahr 1848 zwei Mal als Gast am Theater auftrat. Im October desselben Jahres reiste sie, nur begleitet von ihrer jüngeren Schwester Wilhelmina — der Vater blieb in Köln zurück — nach Lübeck, um eine Stelle am dortigen Stadttheater unter der Direction F. Engels anzutreten. Sie fand hier ausreichende künstlerische Beschäftigung und erntete in Rollen wie Abigail in Scribe's „Glas Wasser“, Agnes Sorel in Schiller's „Jungfrau“, Laura in Laube's „Karlsschülern“ und Franziska in Lessing's „Minna“ manchen schönen Erfolg. Besonderen Beifall errang sie sich aber als Lorle in Birchpfeiffer's „Dorf und Stadt“, eine Rolle, die sie am 4. Februar 1849 zum ersten Male spielte. Auch auf dem Tivolitheater wurde sie mit lebhaftem Applaus begrüßt, trat aber auf ihm nur an neunundzwanzig Abenden auf, da sie durch den Hofrath Zöllner, den Intendanten des Schweriner Hoftheaters, an diese Bühne berufen wurde. Sie fand jedoch nur Gelegenheit, sich dem Badepublicum von Doberan, wo während der Sommermonate das Schweriner Hoftheaterpersonal beschäftigt wurde, vorzustellen, war aber von ihrer dortigen Thätigkeit so wenig befriedigt, daß sie Alles daran setzte, bald weiter zu kommen. Director Genée warb sie im September 1849 für seine Truppe an, führte sie zunächst nach Elbing und dann nach Danzig, wo sie sich bis zum 25. April 1850 überaus stark in Anspruch genommen sah. Die wichtigste Rolle, die ihr in dieser Zeit übertragen wurde, war die Luise in Schiller's „Kabale und Liebe“. Hierauf erfolgte ein längeres Engagement am Hoftheater zu Kassel, und zwar vom 1. August 1850 bis zum 1. October 1851. Sie spielte auch hier hauptsächlich sentimentale und jugendliche Liebhaberinnenrollen, ließ sich aber durch Laube, den sie im Juli 1851 in Karlsbad aufsuchte, in ihrer Neigung, zum tragischen Fache überzugehen, bestärken. Nach Kassel zurückgekehrt, machte sie sich sofort an das Studium des Gretchen im „Faust“. Dann nahm sie Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und Clärchen vor und vervollkommnete sich durch Fleiß und Beharrlichkeit so, daß sie nach einem dreimaligen erfolgreichen Gastspiel mit einem für die damalige Zeit höchst ansehnlichen Honorar für das Hamburger Stadttheater engagirt wurde. Hier nahm sich Chéri

Maurice, der sofort ihr Talent erkannt hatte, ihrer auf das wärmste an und ließ sie sowohl auf der Bühne des Stadttheaters, als auf der des Thaliatheaters, die beide unter seiner Leitung standen, in einer langen Reihe von jugendlichen Heldinnenrollen wie als Gretchen, Clärchen, Marie Beaumarchais u. s. w. auftreten und so den Grund zu ihrem Weltruhm legen. Sie gefiel dem Publicum mehr oder weniger in jeder, obwohl sie nicht immer mit ihren eigenen Leistungen zufrieden war, erntete aber bei weitem den stärksten Beifall, als sie am 8. Juni 1853 die Jane Eyre in der „Waise von Lowood" der Birch-Pfeiffer zum ersten Male spielte. Sie mußte die Rolle bis zum 9. Juli in dreizehn Aufführungen darstellen und erhielt von Laube, der sie in diesem Stücke sah, die Aufforderung zu einem Gastspiel auf Engagement für das Wiener Burgtheater. Auch als Darstellerin von Salondamen und von Lustspielfiguren war sie am Platze und fand auch in ihnen reichlichen Beifall. Im April 1854 leistete sie dem Gastspielantrag Laube's Folge. „Sie wurde," erzählt Laube darüber in seinem Buch über das Burgtheater, „sehr beifällig aufgenommen; ihr Gretchen machte Furore. Man sagte sich: endlich der Ton einer tragischen Liebhaberin, der schmerzlich-süße Nachtigallenton." Darüber einigte sich sofort die allgemeine Stimme. „Sie ist wohl nicht schön genug für eine erste Liebhaberin," sagten einige, gleichsam entschuldigend, „die Hände sind nicht angenehm und die Bewegungen oft zu jäh." Aber man sagte das nicht scharf; es sollte nur ein Beitrag zur Charakteristik sein, und die Entgegnung war auch sogleich da, und sie lautete: „Das ist ja so vortheilhaft an ihr, daß der ganze Körper ersichtlich theilnimmt an allen Bewegungen der Seele, und daß man ihrem Rücken entlang sogar die tragische Erschütterung vibriren sieht." Kurz, man meinte endlich eine echt tragische Liebhaberin gefunden zu haben, und ihr Engagement wurde nahezu einstimmig willkommen geheißen. Ehe die S. dieses Wiener Engagement antrat, begab sie sich im Juli 1854 nach München, um bei den von Dingelstedt veranstalteten Mustervorstellungen mitzuwirken. Sie wurde als „der Stern des Nordens" gefeiert und galt seitdem als Deutschlands erste Tragödin. Am 9. October 1854 debütirte sie als Luise in Wien und erhielt schon nach ihrem sechsten Auftreten die Ernennung zum Mitglied des Burgtheaters. Sie bezog damals ein Gesammtjahreseinkommen von 7000 Gulden und hatte den Anspruch auf einen beträchtlichen Urlaub für Gastspielreisen. Sie machte von diesem Rechte ausgiebigen Gebrauch. In Wien aber konnte sie trotz alles Beifalls nicht recht heimisch werden. Sie verlangte ihre Entlassung und schied nach nur zweijähriger Thätigkeit am 30. September aus dem Verbande des Burgtheaters aus. Von Wien aus wandte sie sich nach Hannover, dessen Hoftheater sie vom 28. August 1857 an neun Jahre hindurch angehörte. Sie erhielt eine Jahresgage von 5000 Thalern und hatte auch von Hannover aus Gelegenheit zu häufigen Gastspielreisen, die ihr namentlich in Weimar und Berlin neue Triumphe bereiteten. In Hannover lernte sie den nachmals so berühmt gewordenen Sänger Albert Niemann kennen und verlobte sich am 1. Mai 1858 mit ihm. Am 31. Mai 1859 fand ihre Trauung in der Schloßkirche zu Hannover statt. Seitdem nannte sie sich als Schauspielerin Frau Niemann-S., einen Namen, den sie nach der Scheidung ihrer Ehe nie wieder anwendete, indem sie sich einfach wieder Frau Marie S. nannte. Bald nach ihrer Vermählung ging sie mit ihrem Gatten auf eine Gastspielreise. Niemann sang den Masaniello in Auber's „Stummen von Portici", während sie die Fenella darstellte. Als Niemann von Richard Wagner die Aufforderung erhielt, nach Paris zu kommen und dort den Tannhäuser zu singen, erhielt sie gleichfalls ein volles Jahr Urlaub, damit sie ihren Mann begleiten könnte. Der „Tannhäuser" fiel jedoch glänzend durch. Damit war

die Hoffnung Niemann's, ein Engagement an der großen Oper in Paris zu finden, vereitelt. Beide Gatten kehrten nach Hannover zurück, wo Marie am 31. Mai 1861 von einem gesunden Knaben entbunden wurde, der auf den Namen Oskar getauft wurde. Als ihr Contract abgelaufen war, verabschiedete sie sich am 14. Mai 1866 in der Rolle der Eboli von dem Hannöverschen Publicum. Sie folgte hierauf ihrem Gatten, der ein Engagement an der Kgl. Oper erhalten hatte, nach Berlin und begab sich sodann allein auf Gastspielreisen, die sie zwanzig Jahre hindurch an den verschiedensten größeren und kleineren Bühnen fortsetzte, und die sie sogar nach Amerika führten. Sie wurde von dem Impresario Grau gegen ein festes Honorar von 100000 Francs an die Spitze einer eigenen Gesellschaft gestellt und entfesselte im Herbst und Winter von 1870 namentlich in New-York als Gretchen und Maria Stuart wahre Stürme des Beifalls. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland schlug sie ihr Domizil in Dresden auf, da sie ihren Sohn auf das dortige Vitzthum'sche Gymnasium gebracht hatte. Auf ihren Gastspielreisen trat sie in jenen Jahren mit Vorliebe als „Maria Magdalena“ in Hebbel's gleichnamigem Trauerspiel auf. Auch studirte sie sich die Rolle von Goethe's „Stella“ ein, mit der sie im November 1875 im Dresdner Residenztheater eine mächtige Wirkung erzielte, so daß sie sich entschloß, es mit dieser Rolle auch auf auswärtigen Gastspielen zu versuchen. Allmählich fing sie an, in das Fach der feinkomischen Alten überzugehen, für das sie nach dem Tode ihrer Tante Minona Frieb-Blumauer im Jahre 1887 an das Berliner Hoftheater berufen wurde. Sie war aber nur mit halbem Herzen bei den ihr gestellten neuen Aufgaben, da sie noch immer an den Schöpfungen ihrer Jugend und Glanzzeit hing. Nach dem frühen Tode ihres Sohnes, der am 17. April 1893 in Nervi an der Schwindsucht starb, nachdem er den Beruf eines Sängers mit dem eines Malers vertauscht hatte, vereinsamte sie immer mehr. Ihr Vermögen, dessen der geliebte Sohn nicht mehr bedurfte, bestimmte sie zu einem „Heim für alte hülfebedürftige Schauspieler“, das dann als „Marie Seebach-Stift“ an der Tiefurter Allee in Weimar ins Leben gerufen wurde. Sie hatte noch im hohen Alter das Unglück, bei einem Ausgang von einem Lastwagen so überfahren zu werden, daß beide Beine brachen, erholte sich aber unter der ihr zu Theil werdenden vortrefflichen Pflege so rasch, daß sie bereits am 15. October 1894 wieder im Königlichen Schauspielhaus in Berlin auftreten konnte. Am 2. October des nächsten Jahres erfolgte in Weimar in ihrer Gegenwart die Einweihung des ihren Namen tragenden Hauses, zu dem der Großherzog Carl Alexander den Grund und Boden geschenkt hatte. Ihr letztes Auftreten erfolgte am 25. April 1897 als Esther in „Uriel Acosta“ auf der Bühne des neuen Operntheaters, dem ehemaligen Kroll'schen Etablissement in Berlin. Dann reiste sie nach St. Moritz im Engadin, das sie gerade dreißig Jahre früher zum ersten Male betreten und seitdem immer wieder mit besonderer Vorliebe aufgesucht hatte. Hier wurde sie ganz plötzlich von einer Lungenentzündung befallen, die ihrem Leben am 3. August 1897 ein Ende machte. Sie wurde auf dem Dreifaltigkeitskirchhof in Berlin beigesetzt, wo seit 1898 ihre von Carl Bernewitz entworfene Marmorbüste aufgestellt worden ist. Nach dem Urtheil vieler kunstverständiger Kritiker gehörte die S. zu den hervorragendsten deutschen Schauspielerinnen. Besonders hoch schätzt sie Karl Frenzel, der neben ihrem Gretchen, Clärchen und Luise keine andere mehr gelten lassen wollte und den Zauber ihrer ebenso natürlichen wie ergreifenden Darstellung nicht hoch genug preisen konnte. Aber auch Berthold Auerbach, Elise Polko und vor allem ihr College Friedrich Haase feierten sie in den höchsten Tönen.

Uebereinstimmend wird sie auch wegen ihrer sonstigen Eigenschaften als eine Frau von seltener Vortrefflichkeit bezeichnet.

Das Hauptwerk über die S., an das sich dieser Nekrolog in der Hauptsache anschließt, ist Otto Franz Gensichen's, Aus Marie Seebach's Leben. Berlin 1900. — Vgl. ferner Ludw. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 952, 953. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1855. Bd. 25, S. 251. — 1871. Bd. 57, S. 440. — Prachtalbum für Theater und Musik. Leipzig u. Dresden o. J., Bd. 2, S. 11. — 13. — Heinr. Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868, S. 272—276. — Wien 1848—1888. Wien 1888, Bd. 2, S. 373. — Ed. Wlassack, Chronik d. k. k. Hof-Burgtheaters. Wien 1876, S. 251—252. — Rud. Lothar, Das Wiener Burgtheater. Leipzig, Berlin u. Wien 1899, S. 112, 131. — 1898. Neuer Theateralmanach. 9. Jahrg. Berlin 1898, S. 194—197. — 1901. — Berlin 1901. Illustrationsbogen. — Friedr. Haase, Was ich erlebte. Berlin 1897, S. 53. — C. Sontag, Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser. Bühnen-Erlebnisse. Hannover 1875, S. 314—317. — Alexander Meyer im Biogr. Jahrbuch 1898, Bd. 2. — Karl Frenzel, Berliner Dramaturgie. Hannover 1877, Bd. 2, S. 313, 324. — Uhde, Das Stadttheater in Hamburg. Stuttgart 1879 (Register). — Ed. Noack, Hoftheater-Erinnerungen. Hannover 1902 (Register). — Ders., Intime Plaudereien aus der Vergangenheit des Kgl. Hoftheaters zu Hannover. Hannover 1903, S. 26, 27, 33, 40, 49, 60, 66. — Feodor Wehl, Dramaturgische Bausteine. Herausgeg. von Eugen Kilian. Oldenburg u. Leipzig o. J., S. 75—104. — H. H. Houben, Emil Devrient. Frankfurt a. M. 1903 (Register). — Max Martersteig, Das Deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Leipzig 1904, S. 464. — Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Neu-Ausgabe. Berlin 1905. Bd. 2, 420.

H. A. Lier.

Seeger: Karl Friedrich S. wurde am 7. März 1757 in Oettingen als Sohn des fürstlich öttingenschen Hof-, Regierungs- und Consistorialraths Johann Daniel S. geboren. Ueber seine Jugendbildung und Studienzeit ist nichts bekannt. 1775 ist S. Lic. jur. und Advocat in Tübingen; 1779 bewarb er sich um die Stelle eines vierten juristischen Professors an der herzoglichen Militärakademie (Karlsschule) in Stuttgart, zu welchem Zwecke er seinem Landesherrn eine Probeschrift über das Thema „Sind scharfe Gesetze einem Staate verträglich?“ einzureichen hatte. Erst 1781 gelang es ihm, die Professur an der Karlsschule zu erhalten; er zog sie einem Rufe als Professor der Jurisprudenz in Erlangen vor. Nur zwei Jahre lang blieb er in der ersehnten Stellung; er gab sie 1783 gern auf, um einer Berufung des Rathes der Reichsstadt Frankfurt am Main als deren Syndikus zu folgen. Als jüngstes Mitglied trat er in das Collegium der Frankfurter Syndiker ein, als welche meist auswärtige Juristen und Verwaltungsbeamte gewählt wurden; sie hatten den Rath nicht nur in juristischen, sondern auch in den administrativen Angelegenheiten zu berathen und diese zur Beschlußfassung in der vielköpfigen Rathsversammlung vorzubereiten. S. wußte sich bald eine angesehene Stellung in Frankfurt zu verschaffen; in der schwierigen Zeit 1792—1806, besonders in den Verhandlungen mit Frankreich und bei der Säcularisation der geistlichen Güter tritt er am meisten unter seinen Collegen hervor. In mehr als 20jähriger Praxis erwarb er sich eine eingehende Kenntniß der verwickelten städtischen Verwaltung; durch die Heirath mit der Tochter eines der angesehensten Bankiers trat er in die engsten Beziehungen zu den maßgebenden Kreisen. Die Geschichte der in der Revolutionszeit so schwer leidenden, zwischen

den verschiedenen Parteien nothgedrungen hin und her schwankenden Stadt ist zum guten Theil die Geschichte von Seeger's Thätigkeit. 1792—93 hatte er die gefährliche Aufgabe, seine Stadt in Paris gegen die Anschuldigungen zu vertheidigen, welche die Jakobiner wegen der angeblichen Ermordung französischer Soldaten bei der Einnahme Frankfurts am 2. Dezember 1792 erhoben, und um die Erleichterung der ihr auferlegten harten Contribution zu bitten. 1797 hatte er wieder Frankfurts Interessen in der französischen Hauptstadt zu vertreten, 1802—1803 die Uebernahme der geistlichen Besitzungen und die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse der Katholiken zu bearbeiten; 1806 hatte er bei der Besitzergreifung für Dalberg durch einen französischen Commissar das letzte Wort als Vertreter des alten Frankfurt, dessen Unabhängigkeit nunmehr zu Ende gegangen war, und hatte dann in den ersten Wochen der fürstlichen Herrschaft die Verhandlungen mit deren Behörden wegen der nöthigen Aenderung der Verfassung, der Verwaltung und des Gerichtswesens der Stadt zu führen.

Nach der Einverleibung der Reichsstadt in den Primatialstaat berief ihn der Fürstprimas Karl v. Dalberg Ende 1806 in die aus drei Mitgliedern bestehende General-Commission, welche die Oberaufsicht über die Selbstverwaltung der Stadt führen sollte, ihren Wirkungskreis aber so ausdehnte, daß diese Selbstverwaltung immer mehr zum Schatten herabsank und die Commission die Entscheidung auch in ganz unbedeutenden Angelegenheiten an sich riß. S. vertrat in dieser Behörde das alte städtische Element, während der Frhr. v. Eberstein (A. D. B. XLVIII, 229) das rücksichtslos durchgreifende rheinbündnerische Beamtenthum verkörperte; S., der keineswegs ein Vertheidiger der alten rückständigen Communalpolitik war, sondern den Fortschritt und die Besserung der communalen Zustände in gemäßigtem Tempo anstrebte, hatte den primatischen vorwärts drängenden Beamten gegenüber einen schweren Stand. Ende 1810 stellte die General-Commission ihre Arbeit ein, da die Verwaltungsordnung des neugegründeten Großherzogthums Frankfurt mit dem 1. Januar 1811 für die Stadt Frankfurt in Kraft trat. S. wurde jetzt Mitglied des Großherzoglichen Staatsrathes und hatte in diesem meist das Referat über juristische Angelegenheiten. Seine Thätigkeit in dieser Körperschaft bot ihm nicht mehr viel Gelegenheit, sich um die Frankfurter Verwaltung zu kümmern, für die er 27 Jahre lang mit der größten Kenntniß und Auszeichnung gewirkt hatte. Er starb bald nach dem Ende des Großherzogthums am 6. December 1813 in Frankfurt, angeblich durch Selbstmord.

Acten des kgl. württembergischen Staatsarchivs in Stuttgart und des Stadtarchivs in Frankfurt a. M. — Kracauer's Arbeiten über Frankfurt und Frankreich 1792—1806 in den Bänden der Dritten Folge des Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst. — Jung's Veröffentlichung von Actenstücken über Frankfurt 1806, ebenda Band IX. — Darmstaedter, Das Großherzogthum Frankfurt (Frankfurt 1901). R. Jung.

Seidel: Bruno S., Arzt, Dichter und Sprichwörtersammler in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, † in Erfurt 1591. Er wurde um 1530 in Querfurt geboren und scheint in behaglichen Verhältnissen aufgewachsen zu sein. Seit 1546 studirte er in Wittenberg, wo er sich besonders an Melanchthon und den vielseitigen Johannes Marcellus anschloß. Er ist zeitlebens ein überzeugter Protestant geblieben. Im J. 1550 trat er eine große Reise durch Deutschland an, die er nach der Sitte der Zeit in lateinischen Versen beschrieben hat. Man findet dies Hodoeporikon nebst anderen typischen Gebilden der neulateinischen Lyrik in Seidel's „Poematum libri septem“ (Basel 1555), einem schmalen Bändchen mit Elegien, Oden, Idyllen,

Epigrammen. Leidlich gebaute Verse ohne tieferen Gehalt und ohne jede persönliche Note. Am meisten Schwung zeigen noch die Oden, während die Epigramme so unoriginell oder so salzlos sind, daß man nicht begreift, weshalb gerade sie der Ehre für werth erachtet wurden, in die große Anthologie der neulateinischen Lyrik (Deliciae poetarum Germanorum, Frankfurt 1612, Bd. 6, S. 112 ff.) aufgenommen zu werden. Zur weiteren Ausbildung in der Medicin wandte sich S. — es steht nicht fest, wann — nach Padua und genoß hier noch Gabriele Falloppio's Unterricht: er muß die Collegien dieses hochbedeutenden Arztes fleißig besucht haben, denn er konnte später, Anno 1577, eine flüchtig hergestellte Ausgabe der Vorträge Falloppio's „De ulceribus“ nach eigenen Aufzeichnungen beträchtlich verbessern und ergänzen. Wahrscheinlich hat er auch in Padua den Doctorhut erworben. In die Heimath zurückgekehrt, ließ er sich als Arzt in Arnstadt nieder, einem thüringischen Städtchen, das damals von regem geistigen Leben erfüllt war. In der Bibliothek Gerlach's von der Marthen stieß er auf ein Corpus von Briefen des Mutianus Rufus, Eobanus Hessus und anderer Humanisten; er machte seinen Freund Camerarius darauf aufmerksam, und dieser gab den werthvollen Fund 1568 heraus („Libellus novus epistolas et alia quaedam monumenta doctorum superioris et huius aetatis complectens“). Dieselbe Bibliothek lieferte ihm auch das Material zu seiner lateinisch-deutschen Sprichwörtersammlung, deren erste Auflage unter dem Titel „Sententiae proverbiales“ 1568, deren zweite, vielfach bereichert und umgestaltet, unter dem Titel „Loci communes proverbiales“ 1572 ans Licht trat. Beide sind nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet. Zu dieser Zeit lebte S. bereits einige Jahre in Erfurt, und hier endlich faßte der unruhige Geist festen Fuß. Er übernahm 1566 eine Professur für Physik an der Universität und entfaltete eine ersprießliche Lehrthätigkeit: sein berühmtester Schüler ist R. Goclenius (s. A. D. B. IX, 308 ff.), der späterhin die meisten medicinisch-naturwissenschaftlichen Schriften Seidel's herausgegeben hat. Er erweist sich darin, echt humanistisch, als begeisterter Verehrer der griechisch-römischen Medicin und als temperamentvoller Gegner des Paracelsus. Selbständigere Ansichten vertritt er in einem mehrfach, zuerst 1562, gedruckten Büchlein „De usitato urinarum apud medicos iudicio“, worin er den diagnostischen Werth der Harnuntersuchung, mit der damals sträflicher Unfug getrieben wurde, zwar nicht leugnet, aber in verständiger Weise einschränkt. Kurz vor seinem Tode erschien eine neue, völlig umgearbeitete und um das Doppelte vermehrte Ausgabe seiner „Loci communes proverbiales“ unter dem Titel „Paroemiae ethicae sive sententiae proverbiales morales“ (Frankfurt a. M. 1589). Das Buch enthält 3500 lateinische Sprüche in leoninischen Hexametern, denen die deutsche Uebersetzung in zwei oder mehr Reimversen beigefügt ist; außerdem bietet es allerlei Bauern- und Wetterregeln, auch etliche Priameln. Eine Art Vorspruch, ebenfalls in leoninischen Hexametern, bereits ein Bestandtheil der „Sententiae proverbiales“, ist für die Litteraturgeschichte des 16. Jahrhunderts wichtig, da er eine Aufzählung der beliebtesten Schwank- und Volksbücher gewährt. S. kann dabei nicht umhin, den Geschmack des Publicums philisterhaft zu bekritteln. Dem Volke auf Gassen und Märkten seine Weisheit abzulauschen, war offenbar nicht seine Sache; er benutzt vorwiegend litterarische Quellen, darunter auch einige, die jetzt verschüttet sind; mit Stolz weist er auf nahezu neunzig Werke hin, denen er das Material zu seiner Arbeit entnommen hat. Werthvolle Zusätze dankt er der hülfsbereiten Güte Michael Neander's (s. A. D. B. XXIII, 341 ff.). Im Vorwort ereifert er sich gewaltig über die bösen Leute, die seine älteren Sammlungen ohne nähere

Angaben scrupellos ausgeschrieben haben; er nennt besonders Andreas Gartner (s. A. D. B. VIII, 373 ff.) und Hermann Germberg (ebd. IX, 31 ff.); doch lassen sich nur bei Germberg stärkere Anleihen nachweisen. Beachtung verdient, daß der Mitteldeutsche einige alemannische Sprachformen der bei Oporinus in Basel gedruckten „Sententiae“ und „Loci“ als störend empfunden und in den „Paroemiae“ verbessert hat. — Mißvergnügt und übellaunig, wie ihn diese Vorrede zeigt, erscheint S. auch sonst. Er besaß ein besonderes Talent, sich über die Verkehrtheiten der Welt und der Menschen ausgiebig zu ärgern. Er war ein gelehrter Mann und vertrat aus Ueberzeugung humanistische Interessen. Aber die jubelnde Lebensfreude der Erfurter Humanisten zu Beginn des 16. Jahrhunderts fehlt ihm ganz. Freilich, die Zeiten hatten sich geändert: in der dumpfen Atmosphäre der Concordienformel und der Gegenreformation zu leben, war keine Lust.

Die meisten Schriften Seidel's befinden sich in der Kgl. Bibliothek zu Berlin und in der Stadtbibliothek zu Erfurt; die „Sententiae“ besitzt die Universitätsbibliothek zu Freiburg i. B., die „Poemata“ und „Paroemiae“ die Stadtbibliothek zu Hamburg. — Melchior Adam, Vitae Germanorum medicorum. Heidelberg 1620, S. 235 ff. — J. Franck, Zur Quellenkunde des deutschen Sprichworts: Herrig's Archiv Bd. 40 (1867), S. 45 ff., ebd. Bd. 41, S. 125 ff. — Hermann Michel, Heinrich Knaust. Berlin 1903, S. 65, 138 ff., 298 (dort weitere Litteraturangaben). — Richard Loth, Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand und die medicinische Facultät bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in Erfurt. Sonderabdruck aus den Jahrbüchern der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft 30. Erfurt 1904, S. 44, 62 ff.

Hermann Michel.

Seidel: Philipp Ludwig S., Mathematiker und Astronom, geboren am 24. October 1821 zu Zweibrücken, † am 13. August 1896 zu München. Sohn eines bairischen Beamten, besuchte S. die Schulen der verschiedenen Städte, in welche sein Vater nach und nach versetzt wurde, und erwarb schließlich am Gymnasium in Hof das Reifezeugniß. Dieser Umstand war bedeutungsvoll für seine Zukunft, denn während es in jener Zeit um den exaktwissenschaftlichen Unterricht in Baiern noch vielfach nicht besonders bestellt war, besaß die erwähnte Anstalt in dem Professor Schnuerlein, einem Schüler von Gauß, eine Lehrkraft ersten Ranges, und S. hat wiederholt mit Anerkennung davon gesprochen, daß er der öffentlichen und privaten Unterweisung jenes Mannes sehr viel zu danken gehabt habe. Drei Semester weilte der junge Mann in Berlin, wo er zumal unter Encke die schwierigsten Probleme der astronomischen Rechnung kennen lernte; 1842 begab er sich nach Königsberg i. Pr., um die damals in höchster Blüthe stehende mathematisch-physikalische Schule dieser Universität — Bessel, Jacobi, Fr. Neumann — auf sich wirken zu lassen, und von 1843—1844 verbrachte er sein letztes Studienjahr in München, wo er u. a. auch eine Preisfrage erfolgreich löste. Von hohem Interesse sind insbesondere seine durch Prof. Lindemann an die Oeffentlichkeit gebrachten Briefe aus der Königsberger Periode, welche uns einen trefflichen Einblick in die Eigenart des dortigen Wissenschafts- und Lehrbetriebes gewähren. Weit weniger war in München zu holen, aber Bessel's glänzende Empfehlung hatte den Studirenden bei dem berühmten dort lebenden Akademiker Steinheil eingeführt, der sich freute, einen so viel versprechenden Jüngling an seinen astronomischen und physikalischen Arbeiten Theil nehmen lassen zu können. Unter dieser Leitung wurde S. der aus-

gezeichnete Kenner der theoretischen und praktischen Optik, als welchen ihn die Gelehrtenwelt sehr bald schätzen lernte.

Im J. 1846 promovirte er auf Grund einer Dissertation „Ueber die beste Form der Spiegel von Teleskopen“, während die sogenannte Quaestio inauguralis sich mit dem Wesen photometrischer Messungen beschäftigte. Noch im gleichen Jahre erfolgte die Habilitation, die sich auf eine Schrift analytischen Charakters stützte („Ueber die Konvergenz und Divergenz der Kettenbrüche“). Die akademische Wirksamkeit des jungen Docenten zog, so wenig vorgebildet auch die große Mehrzahl der Hörer war, doch bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; 1851 wurde er außerordentlicher, 1855 ordentlicher Professor. Leider trat seiner Lehrthätigkeit schon früh ein schlimmes Augenleiden in den Weg, welches ihm namentlich den Gebrauch der Tafel sehr erschwerte und ihn nöthigte, von 1870 an seine Vorlesungen mehr und mehr einzuschränken. Während seines letzten Jahrzehnts war es in vollständige Blindheit übergegangen. Gepflegt von einer treuen Schwester und, nach deren Tode, von einer früheren Bekannten seines Hauses, lebte S., der niemals eine Familie zu gründen sich entschließen konnte, in fast vollständiger Zurückgezogenheit. Alle Ehren, die einem Mann der Wissenschaft zugänglich sind, waren ihm zu Theil geworden, und der bairischen Akademie, innerhalb deren er eine einflußreiche Stellung inne hatte, gehörte er mehr denn vier Decennien an. Seit 1867 war er Mitglied der Commission für die europäische Gradmessung. Daß S. nicht eine Schule zu bilden veranlagt war, geht schon aus dem Gesagten zur Genüge hervor. Aber auch wenn seine Gesundheit eine dauerhaftere gewesen wäre, würde S. kein Schulhaupt geworden sein, denn eine so ausgeprägte Individualität vermochte ihrem ganzen Wesen nach nur auf Einzelne, nicht aber auf weite Kreise zu wirken. So hat er auch nicht eigentlich neue Methoden geschaffen oder auszubilden gesucht, sondern es ging sein ganzes Streben dahin, Aufgaben, die ihn wegen ihrer Schwierigkeit fesselten, nach allen Seiten zu behandeln und vorhandenen Theorien neue Seiten abzugewinnen. So waren auch seine seminaristischen Uebungen in erster Linie dazu geeignet, angehende Mathematiker zur Selbstarbeit anzuregen und sie mit dem Sinne für Strenge und Eleganz zu erfüllen. Unter seinen gelehrten Leistungen sind gar viele, die scheinbar ein weit abseits von der Heerstraße liegendes Thema zum Gegenstande haben und trotzdem die Wissenschaft in der entschiedensten Weise befruchteten. Man kann die litterarischen Arbeiten in vier Gruppen theilen, je nachdem sie sich auf Lichtmessung, auf Dioptrik, auf Wahrscheinlichkeitsrechnung und auf — algebraische wie höhere — Analysis beziehen.

Mit Hülfe des von Steinheil erfundenen Sternphotometers hat S. eine ausgedehnte, durch höchste Exaktheit ausgezeichnete Reihe von Messungen himmlischer Objecte ausgeführt und dabei auch die theoretischen Grundlagen der Photometrie kritischer Würdigung unterzogen. Vor allem prüfte er die Abschwächung, welche das Licht der Gestirne beim Durchgange durch die irdische Lufthülle erleidet. Seine 1852 und 1859 in den „Abhandlungen“ der Münchener Akademie veröffentlichten Ergebnisse haben bleibenden Werth, allein leider hatten diese feinen Beobachtungen das Sehorgan des Beobachters unheilvoll beeinflußt und sind als eine Hauptursache des späteren Leidens anzusehen.

Die Beziehungen zu Steinheil waren die Ursache, daß sich S. daran machte, die Formeln für den Weg eines Lichtstrahles beim Passiren eines Systemes von Glaslinsen in ihrer vollsten Allgemeinheit zu entwickeln.

Vor allem sind hier Aufsätze in den „Astronomischen Nachrichten", sowie in den „Sitzungsberichten" und „Abhandlungen" der heimischen Akademie namhaft zu machen. In dieser letzteren gab er auch (1857) die in solcher Vollendung noch nicht gelieferte Theorie der Brennlinien und Brennflächen. Mit als einer der ersten unterwarf er ferner (Sitzungsber., 1867) das photographische Objectiv seinem durchdringenden Kalkul.

Eine äußere Veranlassung, sich mit Wahrscheinlichkeitsrechnung und mathematischer Statistik eingehender zu beschäftigen, brachte für S. das berühmt gewordene Unternehmen seines Freundes und Collegen Pettenkofer, die als Seuchenherd verschriene bairische Hauptstadt zu einer gesunden Stadt zu machen. Eine umfassende Bearbeitung gewaltigen Zahlenmateriales verhalf zu der mathematisch unanfechtbaren Erkenntniß, daß in der That die Schwankungen des Grundwasserstandes mit dem epidemischen Auftreten von Typhus und Cholera ursächlich zusammenhängen. Die einschlägige, in der „Zeitschrift für Biologie" (1869) abgedruckte Studie mußte das größte Aufsehen erregen. Seit 1868 mit einem Lehrauftrage für Methode der kleinsten Quadrate an der technischen Hochschule betraut, studirte S. auch dieses Verfahren mit gewohnter Gründlichkeit und zeigte, wie man ein überbestimmtes Gleichungssystem verhältnißmäßig bequem auflösen kann (Abhandlungen, 1874). Hierher ist wegen der Untersuchungen über die Fehler auch die „Theorie der Waage" (Abhandlungen, 1867) zu rechnen.

Den sehr zahlreichen analytischen Errungenschaften Seidel's gerecht zu werden, ist an diesem Orte nicht möglich. Hervorgehoben sei nur, daß alle jene neueren Bemühungen, die Gültigkeit einer Entwicklung in unendliche Gebilde — Reihen, Producte, Kettenbrüche — zu ermitteln, in ihm einen Vorläufer haben. Seine Convergenzbestimmung bei continuirlichen Brüchen, ziemlich gleichzeitig auch von M. Stern gefunden, hat Bürgerrecht in der höheren Algebra erlangt. Und eine kleine Schrift seiner Jugendzeit („Ueber neue Eigenschaften der Reihe, welche discontinuirliche Functionen darstellen", München 1848) hat dem nachmals zu fundamentaler Bedeutung gelangten Begriffe der „bedingten Convergenz" die Bahn gebrochen. Man darf mit Zuversicht annehmen, daß genaueres Studium dieser feinsinnigen Geisteserzeugnisse in ihnen noch gar manchen Keim aufdecken wird, aus dem sich folgenreiche Neuerungen herleiten lassen.

F. Lindemann, Gedächtnißrede auf Ph. L. v. Seidel, gehalten in der öffentl. Sitzung der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften am 27. März 1897, München 1897. — A. v. Braunmühl, Ph. L. v. Seidel, Biograph. Jahrbuch, 1897, S. 415 ff. Günther.

Seidensticker: August S., Forstmann; geboren am 7. März 1820 im Marktflecken Coppenbrügge (Fürstenthum Calenberg), † am 14. October 1899 in Göttingen. Er empfing den ersten Unterricht im Elternhause durch Hauslehrer und besuchte dann vom 12. Lebensjahre ab das Gymnasium Andreanum in Hildesheim bis zur Obersecunda. Hierauf bestand er zunächst eine zweijährige forstliche Lehrzeit bei dem damaligen Reitenden Förster Tilemann (später hannoverscher Forstmeister und königlich preußischer Oberforstmeister in Eschede) und studirte dann zwei Jahre auf der Universität Göttingen. Hier hörte er u. a. Botanik (bei Bartling), Mineralogie und Bodenkunde (bei Hausmann) und Entomologie (bei Meyer). Nach Absolvirung seiner Studien (1840) scheint er sich zunächst mit Wald- und Eisenbahnvermessungen beschäftigt zu haben. Seine erste Anstellung erfolgte am 1. Januar 1841 im hannoverschen Feldjägercorps als Feldjäger bei dem Forstrath Kunze, später bei dem Forstmeister von der Decken in Aerzen (bei Hameln). Hierauf

erfolgte seine Beförderung zum Forstauditor unter dem Forstmeister v. Allershausen mit dem Wohnsitz in Marienau (bei Coppenbrügge). 1857 rückte er zum kgl. Förster zu Nienover (bei Uslar) und 1860 zum Revierförster in Schoningen auf. In dieser Stellung hatte er die Oberförsterei, in der die Wiege des v. Seebach'schen Buchenhochwaldbetriebes stand, zu verwalten, was ihn mit Stolz und besonderer Freude erfüllte. Im September 1866 wurde er in den preußischen Forstdienst übernommen und nach dem Bestehen einer praktischen Prüfung als Forstmeister in Hannover unter dem Forstdirector Burckhardt angestellt. Im October 1867 erfolgte seine Versetzung in gleicher Eigenschaft nach Lüneburg und am 1. Juni 1869 nach Frankfurt a. O., wo er die damalige Forstinspection Frankfurt-Guben zu verwalten hatte. Wegen Abnahme seiner Körperkräfte suchte er 1886 um seine Pensionirung nach, welche ihm vom 1. April ab gewährt wurde. 1889 zog er nach seinem früheren Studienorte Göttingen, wo er den Rest seiner Tage verlebte.

S. war ein überaus fleißiger Schriftsteller, dessen Thätigkeit sich auf fast alle Zweige der Forstwissenschaft erstreckte. Mit Vorliebe und entschiedenem Erfolge bearbeitete er namentlich das Gebiet der Forstgeschichte, und zwar nicht nur in selbständigen Werken, sondern auch in zahlreichen Abhandlungen in der forstlichen Zeitschriften-Litteratur.

Seine Werke sind in chronologischer Reihenfolge: „Ueber den geschichtlichen Ursprung und die rechtliche Natur der Hannoverischen Interessentenforsten vorzüglich im Fürstenthum Calenberg“ (1853); „Ueber die genossenschaftlichen Holzungsrechte und Holzgerichte im alten Amte Medingen, Fürstenthum Lüneburg, wie in den vormals hannoverschen Erblanden überhaupt. Eine historische Betrachtung“ (1872); „Waldgeschichte des Alterthums. Ein Handbuch für akademische Vorlesungen.“ In zwei Bänden. I. Band: Vor Cäsar. II. Band: Nach Cäsar (1886); „Rechts- und Wirthschaftsgeschichte norddeutscher Forsten besonders im Lande Hannover, actenmäßig dargestellt. 2 Bände. I. Band: Bausteine. II. Band: Geschichte der Forsten (1896).

Die hervorragendste Leistung ist entschieden die „Waldgeschichte des Alterthums“. Der I. Band (403 Seiten) behandelt die älteste Zeit bis zur römischen Kaiserzeit. Der II. Band (460 Seiten) bespricht die Zeit vom Jahre 58 vor Christus bis zum Jahre 375 nach Christus. Jeder Band zerfällt in zwei Capitel, von denen das erste der Baumgeschichte, das zweite der Waldgeschichte gewidmet ist. Dieses außerordentlich gründliche Werk, welches langjährige, mühsame und fleißige Studien der alten griechischen und römischen Schriftsteller und große Sprachkenntnisse voraussetzt, ist seitens der Kritik mit vollem Recht als einzig in seiner Art bezeichnet worden. Es ist als echtes Quellenwerk für den akademischen Lehrer und Forscher von hohem Werth. Als eine „gedrängte Uebersicht“ (wie der Verfasser sagt) kann aber das Buch nicht bezeichnet werden. Es ist vielmehr als Lehrbuch viel zu umfangreich. Viele Mittheilungen, Bemerkungen und Erklärungen, die es enthält, sind für den Studirenden werthlos. Man ersieht aber aus dieser außerordentlich fleißigen Arbeit, daß bereits ein ansehnlicher Theil der äußeren Technik der Forstwirthschaft schon im Alterthum bekannt war und gehandhabt wurde. Eine Fortsetzung des Werkes über die Zeitabschnitte von 375 bis 843, von da ab bis zur Reformation und zuletzt bis zum Freiheitskampf 1848 wird in Aussicht gestellt.

Die Aufzählung der von ihm in die forstlichen Zeitschriften gelieferten Aufsätze, litterarischen Berichte und sonstigen Mittheilungen würde zu weit führen und bei dem gewaltigen Aufschwung, den die Forstwissenschaft in der

neuesten Zeit genommen hat, jetzt zum großen Theil von zu geringem Interesse sein. Er war etwa 20 Jahre lang Mitarbeiter an der „Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung“ und schrieb ferner für die G. von Wedekind'schen „Jahrbücher der Forstkunde“, für das von Schultz'sche „Taschenbuch“ das „Hannöver'sche Magazin“, sowie für andere forstliche und nichtforstliche Zeitschriften. Jedoch sollen wenigstens einige Abhandlungen angeführt werden, so z. B.: „Wie verhalten sich Licht und Schatten in unseren Waldungen?“ (Allg. F. u. J. 1849, S. 90); „Holzungen und Holzungsrechte des adeligen Lehengutes Voldaysen im Königreich Hannover“ (v. Wedekind, N. J. 1854, IV. Bd., 4. Heft, S. 379); „Wald-Metamorphosen und historische Betrachtungen über die Vertauschung der Buche mit der Fichte im hannöverschen Fürstenthum Calenberg“ (Supplemente zur Allg. F. u. J., Erster Band, 1858, S. 1—34); „Preßler's Cubirungsverfahren“ (Allg. F. u. J. 1860, S. 106); „Ueber Bodenbearbeitung und künstliche Besamung in den Buchen-Verjüngungsschlägen, namentlich über Streifen, Plätze und Löcher“ (Allg. F. u. J. 1863, S. 247). — Schon aus dieser kurzen Aufzählung ist ersichtlich, welch' vielseitige schriftstellerische Thätigkeit S. entwickelt hat.

S. hatte in jungen Jahren mit Sorgen aller Art zu kämpfen; er wurde aber später durch seine Erfolge auf fachlichem Gebiete, insbesondere als Schriftsteller, entschädigt. Er war etwas zur Melancholie geneigt, wenngleich ihm der Humor durchaus nicht fehlte. Sein Wahlspruch war: „Kein Mensch muß müssen!“ Im Alter pflegte er oft zu sagen: „Auf der Wahlstatt meines Lebens habe ich wenig Siege erfochten, aber manche Niederlage erlitten.“ Der Jagd war er — im Gegensatze zu seinem Vater, der ein großer Nimrod war — abgeneigt. „Man gebe ihm [äußerte einmal der Altmeister Burckhardt] eine alte Urkunde in die Hand und schicke ihn in einen tiefen Wald — dann sieht man ihn nie wieder.“

Friedrich von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, I, 1866, S. 81, Nr. 174; S. 83, Nr. 178; II, 1867, S. 214, 451b; IV, 1868, S. 49 ꝛc. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, 1874, S. 469 (Autobiographie). — Amtliche und private Mittheilungen.

R. Heß.

Seidl: Wolfgang S. (Sedelius), Tegernseeer Benedictiner und herzogl. bairischer Hofprediger, geboren 1491 zu Mauerkirchen in Niederbaiern (jetzt Oberösterreich, Innviertel), nimmt unter den Theologen, welche schon vor den Jesuiten den Protestantismus in Rede und Schrift bekämpften, eine bedeutende Stellung ein. Neben dem Augustiner Hofmeister und Mathias Kretz, aber durch seine langjährige Thätigkeit weit wirkungsvoller als diese, gehört er zu den Kanzelrednern, durch deren Thätigkeit Herzog Wilhelm IV. von Baiern das Vordringen des Lutherthums in seiner Hauptstadt zu verhindern suchte — noch 1558 begegnete es S., daß dort Handwerksgesellen seine Predigt durch das Anstimmen lutherischer Lieder unterbrachen. Seine Familie war unbemittelt; Pauper sum ego et in laboribus a iuventute mea, liest man auf seinem Buchzeichen. Der Aldersbacher Cistercienser Wolfgang Mayer, seit 1504 Pfarrer in Rotthalmünster, hat sich nach Seidl's dankbarer Erinnerung um ihn verdient gemacht, wohl durch Unterstützung in seinen Studien. 1514 studirte er an der Lateinschule in Landshut, 1516 (28. März) wurde er in Ingolstadt immatriculirt, aber noch im selben Jahre trat er als Novize in das Benedictinerkloster Tegernsee, wo er am 29. Juni 1517 die Profeß ablegte. Sein Bildungsgang wurde durch diesen frühzeitigen Tausch der Hochschule mit dem Kloster nicht beeinträchtigt; auch in Tegernsee widmete er sich eifrig den mannichfachsten Studien. Im Griechischen brachte er es so weit, daß er in

dieser Sprache Gedichte verfaßte und mit Freunden Briefe wechselte. Nach dem Zeugnisse seines Klostergenossen Hueber beherrschte er auch das Hebräische. Formgewandte lateinische Gedichte finden sich in großer Menge in seinem handschriftlichen Nachlasse, den in mehr als dreißig Codices die Münchener Staatsbibliothek bewahrt. Für die Musik hatte der Mönch reges Interesse und Verständniß. Er schrieb einen Tractat über den Choral, eine Anleitung zum Bau von Musikinstrumenten. Mit dem berühmten Münchener Capellmeister Ludwig Senfl stand er in freundschaftlichem Verkehr; um 1530 dichtete er ein begeistertes Loblied auf den genialen Meister und auf die Musik. Die erstaunliche Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen und technischen Bildung zeigen ferner seine astronomischen Abhandlungen, seine Geschicklichkeit in der Anfertigung von Sonnenuhren, ein an Dürer's Schrift anknüpfender Tractat über die Proportion des menschlichen Körpers und zwei Schriften über Kunsttechnik und verschiedene kunstgewerbliche Betriebe. Darin wird u. a. gelehrt, wie man Metalle färben, auf Eisen, Holz und andere Stoffe ätzen, wie man malen, färben, illuminiren, mit Gold und Silber schreiben, wie man Glocken gießen, Glas schmelzen, Gipsabdrücke fertigen soll u. s. w.

Im Mittelpunkte seines geistigen Lebens und seiner praktischen Thätigkeit aber standen die Theologie und das Predigtamt. Schon als junger Priester verfaßte er eine Abhandlung über die Kunst zu predigen und 1532 wurde er, wohl auf Empfehlung seines Freundes, des Kanzlers Augustin Lösch, für den er 1527 eine Anleitung zum geistlichen Leben geschrieben hatte, als Prediger an die Münchener Augustinerkirche berufen, wo bisher der Augustinerprior Käppelmaier gewirkt hatte. Fast dreißig Jahre lang, zuletzt kurze Zeit noch neben den Jesuiten, hat er dort unermüdlich seines Amtes gewaltet und so seine eigenen Aussprüche bekräftigt, wonach ein Mönch ohne Arbeit ein Bild des Todes, ein Mönch ohne das Studium der hl. Schrift der auf dem Felde gefundenen Statue in der Fabel Aesop's zu vergleichen sei. Viele seiner Predigten sind handschriftlich in seinem Nachlaß bewahrt. Zwei Cyklen kamen an die größere Oeffentlichkeit: der eine über den Tempel Salomon's als Vorbild der christlichen Kirche, der andere über die Frage, ob die Verstorbenen sich im Himmel wieder erkennen. Eine Reihe deutscher erbaulicher Schriften hat er dem Herzog Wilhelm IV. gewidmet, auch die Schrift, die er 1547 unter dem Titel: „Wie sich ein christlicher Herr... vor schädlicher Phantasie verhüten und in allen Nöthen trösten soll“, war, wie wir mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, in erster Reihe durch die Verhältnisse am bairischen Herzogshofe veranlaßt und bestimmt, auf diese einzuwirken. Gegenüber den immer ernstlicher einsetzenden Bemühungen, von Staatswegen den heruntergekommenen Clerus zu heben und zu bessern, steht hier vereinzelt der entgegengesetzte Versuch, von geistlicher Seite aus die Zustände am Hofe zu reformiren. In sechs Regeln wendet sich der Verfasser gegen die besonders von den Fürsten zu fliehende Melancholie und Traurigkeit, gegen das Uebermaß in jeglicher Kurzweil, zumal in der Jagd, im Singen, Tanzen, Spielen, gegen die Abgeschlossenheit der Fürsten, welche sie zurückhalte, ihre Räthe zu befragen, gegen Trunkenheit und Völlerei (man erinnert sich an die Medaille Wilhelm's IV. von 1533, laut deren Umschrift „sein Zutrinken ein End hat“), gegen schlechte Finanzwirthschaft, Verschwendung, ungebührliche Schatzung der Unterthanen. Es werden Rathschläge ertheilt, wie sich der Fürst verhalten müsse, wenn er mit seinen Landständen auf gutem Fuße bleiben wolle. Das freimüthige und bedeutsame Gutachten der herzoglichen Räthe von 1557 (darunter der Hofmeister Wilhelm Lösch, ein Sohn Augustin's, des Freundes Seidl's; vgl. v. Freyberg, Sammlung III, 463 f.) für Wilhelm's IV. Sohn

und Nachfolger Albrecht V. berührt sich eng mit dem Gedankenkreise der Seidl'schen Schrift und scheint durch diese beeinflußt.

Auch für Albrecht V. war S. litterarisch thätig, und gegen Ende des Jahres 1551 ging er als Gesandter dieses Fürsten auf das Concil von Trient. Aber auch durch Aufträge von Nachbarfürsten Baierns, die sich die Dienste des rührigen Vorkämpfers des Katholicismus nicht entgehen lassen wollten, wurde seine Münchener Thätigkeit einige Male unterbrochen. Wohl auf eine Einladung des Cardinals Otto Truchsessen v. Waldburg, Bischofs von Augsburg, finden wir ihn 1548 im Kloster Kaisheim, 1550 in Augsburg. In diesem Jahre hat ihn sein Abt durch ein besonderes Schreiben (dem wohl früher schon ähnliche vorausgingen) ermächtigt, auch fortan an verschiedenen Orten, je nachdem das Wohl der Kirche es erfordere, zu predigen und zu lehren. 1553—55 wirkte er in Salzburg, wahrscheinlich berufen vom Administrator Ernst, dem Bruder Herzog Albrecht's V. Von seinen zahlreichen Schriften seien noch hervorgehoben ein Leitfaden für angehende Seelsorger (Curae pastoralis ratio brevis etc.) 1555 und „Geistlicher Layenspiegel, darin man .... erkennen kann, ob die jetzt geführten Lehren aus dem Geist Gottes seien oder nit". Die letztere Schrift hat S. noch als „alter, abgelebter Mann" 1559 verfaßt. Er hat dafür die Glückwünsche seines Freundes Petrus Canisius geerntet. S. starb am 11. Juni 1562, nachdem er am Charfreitag 1560 zum letzten Male die Münchener Kanzel bestiegen, dann sich in die Stille seines Klosters Tegernsee zurückgezogen hatte.

Paulus in den Histor.-pol. Blättern, Bd. 113 (1894), S. 165—185. — Riezler, Gesch. Baierns VI, 367 f. Weitere Litteratur s. an beiden Stellen. — Das Spicilegium, worin der Tegernseer Chronist Alfons Hueber eingehend über Seidl gehandelt zu haben versichert (Pez, Thes. III, c, 555), ist bisher nicht bekannt geworden. S. Riezler.

Seifriz: Max S., Dirigent, Componist und Violinspieler. S. wurde geboren zu Rottweil in Württemberg am 9. October 1827. Noch nicht sechs Jahre alt erhielt er den ersten Violinunterricht von seinem Vater. Das früh erwachende Talent des Knaben erregte das Interesse einflußreicher Personen, durch deren Vermittlung ihm unentgeltlicher Unterricht im Singen, Geigen und Clavierspielen zu Theil wurde, so gut er eben in dem kleinen Städtchen zu beschaffen war. Bei der Gemeinde der Rottweiler Stadtkirche hielt er sich in Gunst als Chorknabe und Solo-Alt beim Sonntagsgottesdienst. Im Jahre 1838 faßte der Magistrat den Entschluß, den unbemittelten elf Jahre alten Knaben dem fürstlich hohenzollernschen Hofcapellmeister Thomas Täglichsbeck in Hechingen zur Ausbildung im Violinspiel anzuvertrauen und ihm die Kosten für sechs Jahre mit der Bedingung späteren Heimzahlens vorzuschießen. Nach einem Jahre schon war S. so weit vorgeschritten, daß er als Volontär in der fürstlichen Hofcapelle mitwirken konnte. Im J. 1841 trat er als Solospieler auf und um weniges später wurde von ihm eine Messe für Chor, Soli und Orchester in der Hofkirche zu Hechingen und eine Symphonie (Es dur) in einem der Hofconcerte zur Aufführung gebracht. Nach Ablauf des sechsjährigen Stipendiums wurde er von dem Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin von Hohenzollern-Hechingen als Hofmusiker und erster Violinspieler im J. 1844 förmlich angestellt. In den nun folgenden Jahren beginnender Reife componirte S. ein Violinconcert, das Melodram „Woinarowsky" (Gedicht von Chamisso), eine Messe (Es dur) und eine Concertarie, die ihm bei einem damals vom Fürsten erlassenen Preisausschreiben lobende Anerkennung eintrug. Die politischen Unruhen des Jahres 1848 brachten das Musikleben am fürstlichen Hofe zu einem vorläufigen Stillstand. Täglichsbeck wurde zeit-

weilig pensionirt, den Mitgliedern der Capelle ein Urlaub auf unbestimmte Zeit zu Theil. Der Fürst entsagte durch Uebereinkunft vom 7. December 1849 mit der preußischen Krone seiner Regierung zu deren Gunsten und zog sich auf seine Privatgüter nach Schlesien zurück. S. ging in die Schweiz, verblieb einen Winter in Zürich und wirkte dort am Stadttheater und in den Abonnementconcerten als erster Geiger und Solospieler, auch mitunter als Dirigent der kleineren Opern und Singspiele. Einige von seinen Compositionen wurden dort mit Erfolg aufgeführt. Der bedeutendste und nachhaltigste Gewinn war für ihn die persönliche und geistige Berührung mit Richard Wagner, der dem jungen Künstler durch sein wohlwollendes Entgegenkommen neue Bahnen wies. Viel zu verdanken hatte er auch dem berühmten Violinspieler Ernst, der sich damals in der Schweiz aufhielt und zu dem S. in nahe Beziehungen trat. Im J. 1852 wurde er wieder in den Dienst des Fürsten von Hohenzollern einberufen, nachdem dieser seine Residenz dauernd nach Löwenberg in Schlesien verlegt und dort mit Eifer die Neugestaltung seiner Capelle in Angriff genommen hatte. Bis 1857 war S. Concertmeister und wurde dann nach Täglichsbeck's Abdankung zum Hofcapellmeister und Intendanten der fürstlichen Hofmusik ernannt. Ein Dutzend Jahre, 1857—1869, stand S. an der Spitze dieses kleinen aber ausgezeichnet geschulten Orchesters, über dessen Leistungen sich die namhaftesten Musikgrößen, z. B. Wagner, Berlioz, Liszt, Bülow, als Gäste des Fürsten von Hohenzollern voll Lobes ausgesprochen haben. Angesichts der von Bülow als wahre Muster bezeichneten Löwenberger Concertprogramme kann man sagen, daß des Fürsten und seines Musikintendanten Verdienste nicht allein in der einsichtigen Würdigung der modernen Kunstrichtung lagen, sondern auch in der Versöhnung künstlich geschaffener Gegensätze, in der Anbahnung einer Verständigung unter den damals grundlos einander entfremdeten Kunstrichtungen. Wenn die Pflege Schumann's, der mit den meisten seiner Compositionen vertreten ist, auf Rechnung einer ausgesprochenen Vorliebe des Fürsten zu setzen ist, so darf im übrigen die gleichmäßige Berücksichtigung aller auserlesenen Concertwerke von Bach und Händel bis Brahms der gründlichen Kennerschaft der Musiklitteratur und dem geläuterten Geschmack des Hofcapellmeister S. zugeschrieben werden; und in dem liberalen Eintreten für Berlioz, Wagner, Liszt, deren Werthschätzung damals auf verschwindend wenige exclusive Heimstätten der Kunstpflege beschränkt war, arbeiteten Fürst und Dirigent einander in die Hände. Neben Liszt ist S. als der berufenste und eifrigste Bahnbrecher für Berlioz' Anerkennung in Deutschland anzusehen.

Was S. in dieser arbeitsreichen Zeit an Compositionen geschaffen hat, brachte er in zurückhaltender Weise gelegentlich aufs Programm. Sein Hauptwerk „Ariadne auf Naxos“, Concertcantate für Chor, Soli und Orchester in drei Abtheilungen, Text von Ph. Krebs, wurde im Winter 1860—61 zwei Mal aufgeführt und bald danach auf der Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Weimar 1861. Einen bedeutenden Erfolg erlebte er mit diesem Werk in einem Stuttgarter Abonnementconcert im Jahre 1875. Bülow rühmt in einem Briefe an Bronsart an der „Ariadne“ ihre „durchaus edle Conception, maßvolles Pathos, viel melodischen Wohlklang, prächtige Orchestration“. Weiter sind zu nennen: Ouverture und Zwischenactsmusik zu Schiller's „Jungfrau von Orleans“ (op. 2), erstmals 1858 aufgeführt, später auch in Berlin und Stuttgart eingebürgert, acht Gesänge für Männerchor (op. 3), acht hebräische Melodien von Byron für gemischten Chor (op. 4), eine Ouvertüre mit dem Motto: „Mensch — das heißt ein Kämpfer sein“ (op. 5) (1864 erstmals aufgeführt und im selben Jahre auch auf der

Karlsruher Tonkünstlerversammlung), ein „Festgesang“ für Chor, Soli und Orchester, Gedicht von Sachße (1867 aufgeführt) und eine „Suite militaire“, Ddur für Orchester (1869 aufgeführt). Manuscript und unaufgeführt sind geblieben eine Concertphantasie für Violine und Violoncell mit Orchester (1855), ein Streichquartett in Adur (1855) und eine Anzahl Lieder für gemischten Chor. Eine Adur-Symphonie erntete 1869 in St. Petersburg glänzenden Erfolg.

Seifriz' überzeugtes Eintreten für die fortschrittlichen Ziele in der Musik führte fast mit Nothwendigkeit seinen Anschluß an diejenige Gruppe von Tonkünstlern und Musikschriftstellern herbei, die die Pflege der neudeutschen Richtung zum Ziele hatte. Seit seiner Gründung im J. 1859 gehörte er dem Allgemeinen Deutschen Musikverein an. Als dessen langjähriges Vorstandsmitglied half er mit bei den jeweiligen Programmfestsetzungen und der Ortswahl für die Tonkünstlerversammlungen, gab seinen Entscheid zur Aufführung neuer Musikwerke und veranlaßte den Fürsten von Hohenzollern zur Leistung eines regelmäßigen (bis 1867) jährlichen Beitrags von 400 Thalern. Beim 3. Festconcert der Tonkünstlerversammlung in Weimar 1861 dirigirte er seine „Ariadne“. In Karlsruhe 1864 trat er an Stelle des erkrankten Hans v. Bülow als Hauptfestdirigent, ebenso wurde er in Dessau 1865 und in Halle 1875 als Leiter der Festconcerte herangezogen. Einen längeren Aufenthalt zur Leitung mehrerer Orchesterconcerte machte er im Frühling 1869 in St. Petersburg auf Einladung seiner Gönnerin, der kunstsinnigen Großfürstin Helene von Rußland, einer geborenen württembergischen Prinzessin.

Seit 1867 machte S. die niederschlagende Wahrnehmung, daß das musikalische Interesse des alternden Fürsten von Hohenzollern im Abnehmen begriffen sei. Die Schuld daran trug dessen wachsende Kränklichkeit, namentlich ein Gehörleiden, sowie die andauernde Kriegsfurcht nach dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866. Bei den sich mehrenden Anzeichen eines baldigen Endes seiner Löwenberger Wirksamkeit mußte S. darauf bedacht sein, sich bei Zeiten nach einer Beschäftigung umzusehen, die ihm und seiner vielköpfigen Familie einen Unterhalt gewährleistete. Seine Blicke richteten sich erwartungsvoll nach dem Vaterland, wo er durch Vermittlung der Großfürstin Helene das Interesse des Königs Karl von Württemberg durch die Widmung seiner „Ariadne“ zu gewinnen hoffte. Eine vorläufige Anerkennung erfolgte im J. 1868 durch die Verleihung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft. Einen Augenblick schienen sich die Sorgen zerstreuen zu wollen, als der Fürst von Hohenzollern nach Schluß der Concertsaison 1869 S. den Sommer über auf sein Schloß Polnisch Nettkow lud und ihm durch mündliches Versprechen sein volles Capellmeistergehalt für alle Zukunft bewilligte. Zu einer rechtskräftigen Beglaubigung dieses Gnadenbeweises kam es nicht mehr, da der Fürst kurz darauf am 3. September 1869 durch einen Schlaganfall dahingerafft wurde. Die für die Erben des Fürsten eingesetzte Vormundschaft erkannte Seifriz' Ansprüche nicht an. Die Capelle wurde aufgelöst und auch S. verließ noch vor Ende des Jahres die verwaiste kleine Residenz, um sich im Vertrauen auf die ihm von König Karl bewiesene Gunst in Stuttgart nach einem passenden Posten umzusehen. Ein Jahr lang behalf er sich mit Unterrichtsstunden, dann erfolgte gegen Ende 1870 seine Ernennung zum Musikdirector am Hoftheater, wo er von jetzt ab in untergeordneter Stellung neben den beiden Hofcapellmeistern die kleineren Aufführungen zu leiten hatte. Es charakterisirt ebenso das mangelnde Interesse der musikalischen Kreise Stuttgarts, wie das bescheidene, aller Reclame abholde Wesen Seifriz', daß sich

von öffentlichen Aufführungen seiner Werke daselbst nur eine einmalige seiner „Ariadne“ (1875), 2 Sätze aus der H moll-Symphonie (1883 und im Gedächtnißconcert der Hofcapelle für Seifriz 1886), eine seiner Concertouvertüren (in demselben Concert), und weiterhin die von ihm sozusagen von Berufswegen gelieferten Schauspielmusiken nachweisen lassen, z. B. zu Shakespeare's „Sturm“ und „Wintermärchen“ zu Tieck's „Rothkäppchen“, zu Grillparzer-Wehl's Märchendrama „Melusina“ und zu einigen dramatisirten Werken von Fritz Reuter. Von den in Stuttgart entstandenen Compositionen sind hauptsächlich zu nennen der 95. Psalm für Chor und Orchester (1871), eine Anzahl auch im Druck erschienener Lieder und Männerchöre, ein F dur-Quartett (bei der Gedächtnißfeier für S. im Stuttgarter Tonkünstlerverein gespielt), und die bekannte „Theoretisch-praktische Violinschule“ von Edmund Singer und Max Seifriz (1881—1884). Erst nach Beendigung dieses trefflichen Werkes wurde das Stuttgarter Conservatorium auf Seifriz' hervorragende künstlerische Eigenschaften aufmerksam und ernannte ihn 1884 zum Lehrer für Musikgeschichte und Harmonielehre. In Seifriz' Todesjahr fallen die ersten und zugleich letzten freundlichen Eindrücke seines Stuttgarter Wirkens. Zusammen mit Immanuel Faißt wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, als Abgeordneter Württembergs an der Wiener Normaltonconferenz theilzunehmen. Durch einen Wechsel in der Hoftheaterintendanz, der einen Mann von künstlerisch freier Auffassung seines Berufs in leitende Stellung brachte, wurde die einheimische Kunstwelt endlich auf Seifriz' Fähigkeit zur Uebernahme großer musikalischer Aufgaben hingewiesen. Intendant v. Werther empfahl ihn dem Verein zur Förderung der Kunst als Festdirigenten neben Faißt für das erste Stuttgarter Musikfest. Nicht nur in der gewissenhaften Schulung und Leitung der sich ihm begeistert unterordnenden Orchester- und Chormassen, sondern auch in der Programmwahl wirkte er vorbildlich für alle folgenden Musikfeste, indem er neben Anerkanntes und Bewährtes moderne, dem Parteigezänk noch nicht entzogene Werke zu stellen wagte, für deren Werth er mit Ueberzeugung eintreten konnte, so z. B. Liszt's „Tasso“, dessen Aufführung damals noch vielfachem Widerspruch begegnete.

Nur wenige Monate noch waren nach diesem bedeutenden Erfolg dem Meister beschieden, der sich endlich dem Ziele seiner berechtigten Wünsche nahe glaubte — einem künftigen Mitarbeiten in vorderster Reihe an den Kunstaufgaben seiner Heimath. Ende November 1885 machten sich die ersten Anzeichen eines tiefergreifenden Leidens bemerkbar, ohne aber daß S. dem Gedanken an Schonung im Dienste Raum gegeben hätte. Noch zehn Tage vor seinem Tode leitete er eine Aufführung im Hoftheater; dann sah er sich genöthigt, sich krank zu melden, ohne jedoch ernstlich an eine Wendung zum Schlimmeren zu glauben. Völlig überraschend raffte ihn ein Herzschlag am 20. December 1885 hin, im kräftigsten Mannesalter und den Geist voller Pläne für seine und der Seinigen heiterere Zukunft. Seine Bestattung fand am 23. December unter großer Betheiligung, namentlich aller der Kreise statt, die ihm kurz zuvor als trefflichen Dirigenten des Musikfestes gehuldigt hatten. Im Mai 1887 ließ der Verein zur Förderung der Kunst, als Ausdruck seiner Dankbarkeit gegen den Verstorbenen, ein monumentales Grabmal mit Seifriz' Büste errichten, das mit Ansprachen des Vorstandes, des Prinzen Herrmann zu Sachsen-Weimar und des Leiters des Conservatoriums, Immanuel Faißt feierlich enthüllt wurde.

Nekrologe in den Tagesblättern. — Autobiographische Notizen und Briefe von Seifriz.

v. Stockmayer.

Semmig: Friedrich Hermann S., Schriftsteller und Schulmann, wurde am 23. Juni 1820 zu Döbeln i. S. als Sohn eines Sattlermeisters geboren, dessen günstige Verhältnisse ihm eine sorgenlose, heitere Jugend vergönnten. 1833 trat er in die Oberquarta der Fürstenschule in Grimma ein, die er als primus omnium 1839 mit dem Reifezeugniß wieder verließ. Er wandte sich nach Leipzig, um hier Theologie zu studiren, beschäftigte sich aber auch fleißig mit Geschichte und Philosophie. Letztere, die ihm in der Gestalt der Hegel'schen Lehre entgegentrat, fesselte ihn mehr und mehr so stark, daß sich immer ernstere Zweifel in ihm regten, ob er auch wirklich für den Beruf eines Theologen tauge. Er gab daher nach dreijährigem Studium die Laufbahn eines Geistlichen auf und trat in das historische Seminar des Professors Wachsmuth ein, in der Absicht, sich für den akademischen Beruf vorzubilden. Durch seine Aufnahme in die Burschenschaft im J. 1842 wurde er in das politische Getriebe der damaligen Zeit verwickelt. Er betheiligte sich an der freiheitlichen Bewegung, indem er liberalisirende Gedichte in Herloßsohn's „Komet" und Robert Heller's „Rosen" sowie in den Hamburger „Jahreszeiten" erscheinen ließ. Infolge dessen wurde er 1843 in eine Untersuchung wegen Demagogenthums verwickelt und drei Monate lang in strenge Haft genommen. Als die deutschkatholische Bewegung aufkam, schrieb er die Broschüre „Schlesiens Reformirung und Katholisirung" (1845). Nachdem er im J. 1846 promovirt hatte, verlegte er sich auf das Studium der socialen Frage und beleuchtete in seiner Broschüre „Sächsische Zustände nebst Randglossen und Leuchtkugeln" (Hamburg 1846) „den Wirrwarr des politischen und religiösen Treibens" in seinem engeren Vaterlande vom Standpunkt des Socialismus, zu dem er sich offen bekannte. Als Redacteur in Döbeln, Leipzig und Rochlitz setzte er den Kampf für seine Ideen fort. 1848 begründete er in Leipzig den „Demokratischen Verein", der den in seiner Broschüre: „Was thut Noth und was thut Blum" (Leipzig 1848) ausgesprochenen Grundgedanken von der Nothwendigkeit socialer Reformen unter Verwerfung des Communismus zu dem seinigen machte, trat aber trotzdem dem von Robert Blum ins Leben gerufenen „Vaterlandsverein" bei und gab seiner Begeisterung für den hingerichteten Freiheitshelden in dem epischen Gedicht „Robert Blum" einen beredten Ausdruck. Wegen seiner Betheiligung an dem sächsischen Volksaufstande sah er sich zur Flucht genöthigt. Er rettete sich nach Straßburg und veröffentlichte hier 1849 die Streitschrift: „Handwerk bringt keinen goldenen Boden. Erlebnisse eines Handwerkers" (Herisau 1849). Doch war seines Bleibens in Straßburg nicht lange. Er wurde von dort verwiesen und führte eine Zeit lang ein wahres Wanderleben, das ihn durch ganz Frankreich umhertrieb und ihn mit den Sitten und Gebräuchen dieses Landes genauer bekannt machte. Die erworbenen Kenntnisse und angestellten Beobachtungen verwerthete er zu Berichten für deutsche Zeitungen. Trotzdem fand er noch Muße, zwei dramatische Arbeiten „Das Lied an die Freude" und „Freitag" unter dem Pseudonym Fr. Schmidt erscheinen zu lassen. Im Sommer 1854 gelang es ihm, eine Stelle als Studienaufseher am städtischen Gymnasium zu Quimper zu erhalten. Dann war er Secretär eines jungen Gelehrten in Paris und Hauslehrer bei einer adeligen Familie in der Vendée. Nachdem er 1858 die französische Staatsprüfung abgelegt hatte, erhielt er auf Verwendung des mit ihm befreundeten Historikers Jules Michelet die Stellung eines Lehrers der deutschen Sprache am Staatsgymnasium zu Le Puy in den Sevennen, die er 1860 mit einer ähnlichen in Chambéry vertauschte. Hier schrieb er seine „Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter" (Leipzig 1862), die er Michelet widmete und mit

einem offenen Brief an Lamartine begann. Er wollte mit seiner Arbeit in erster Linie der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland dienen und einem späteren Bündniß die Wege ebenen. Seit dem Herbste 1862 als Gymnasialprofessor in Orléans angestellt, vermählte er sich 1865 mit einer Französin, mit der er in glücklicher Ehe lebte, bis ihn nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges ein Ausweisungsbefehl nöthigte, seine dortigen angenehmen Verhältnisse aufzugeben und nach Deutschland zurückzukehren, obwohl er nicht den mindesten Anlaß zu einem Verdacht gegeben hatte. Es gelang ihm, eine Oberlehrerstelle an der höheren Töchterschule in Leipzig zu erhalten, in der er bis zu seiner Pensionirung im J. 1882 thätig war. Seitdem widmete er sich ausschließlich seinen schriftstellerischen Arbeiten, wobei er sowohl als Litterarhistoriker wie als Dichter und Tagesschriftsteller eine große Fruchtbarkeit entwickelte, ohne mit seinen Arbeiten in weitere Kreise zu dringen. Unter seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen verdient die schon vor seinem Abgang aus dem Amte vollendete „Kultur- und Litteraturgeschichte der Französischen Schweiz und Savoyens in ihrer selbständigen Entwicklung“ (Zürich 1882), eine Frucht seines zweijährigen Aufenthaltes in Savoyen, an erster Stelle genannt zu werden. Als sein bestes poetisches Werk wird das im J. 1876 erschienene „Kind“ bezeichnet. Es ist das Tagebuch eines Vaters, in welchem dieser seine Beobachtungen über die ersten Jahre seiner erstgeborenen Tochter mittheilt. Er starb nach kaum achttägiger Krankheit am 22. Juni 1897 in Leipzig.

Grimmaisches Ecce 1897, 18. Heft. Bearbeitet von Herm. Wunder. Meißen 1897, S. 33—40. — Biograph. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Hsg. von Anton Bettelheim. Berlin 1898, 2. Bd., S. 89, 90. — Hans Blum, Robert Blum. Leipzig 1878, S. 310 u. 314. — Franz Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrh., 5. Ausg. Leipzig o. J. (1902), S. 75, 76. — Lit. Centralblatt. Leipzig 1882, Sp. 669, 670, 1710.

H. A. Lier.

Semper: Karl S. wurde am 6. Juli 1832 zu Altona geboren. Er besuchte zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann 1848 die Seecadettenschule in Kiel und, als dieselbe einging, die polytechnische Schule in Hannover, um sich für den technischen Beruf vorzubereiten. Doch gab er diese Absicht bald wieder auf und bezog 1854 die Universität Würzburg, um Zoologie zu studiren. Schon während seiner Studienzeit veröffentlichte er mehrere bemerkenswerthe Arbeiten: „Ueber Bildung der Flügel bei den Lepidopteren“ in Zeitschrift f. wissenschaftl. Zoologie“, Bd. 8, 1856; „Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Pulmonaten“, ebendaselbst Bd. 8, 1857; „Beiträge zur Anatomie und Entwickelungsgeschichte der Gattung Myzostoma“, ebendaselbst Bd. 9, 1857; „Zum feineren Bau der Mollusken“, ebendaselbst Bd. 9, 1858; „Ueber die Entwickelung der Eucharis multicornis“, ebendaselbst Bd. 9, 1858 und „Zoologische Notizen“ (Ueber die Polypen der Cephea tuberculata) im Archiv f. Naturgeschichte, Jahrg. 24, 1858. Nach seiner Promotion unternahm er eine große wissenschaftliche Studienreise 1858—1865 nach Manila, den Philippinen und den Palau-Inseln. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich in Würzburg und erhielt 1868 die Professur für Zoologie und Anatomie. Er beschäftigte sich alsdann zunächst mit der Bearbeitung der reichen Ausbeute, welche er von seiner Reise mitgebracht hatte, und veröffentlichte die Resultate in seinen Werken: „Reisen im Archipel der Philippinen“ 1867; „Die Philippinen und ihre Bewohner“ 1869; „Die Palau-Inseln im Stillen Ocean“ 1870.

1872 wurde ihm die Direction des neu gegründeten zoologisch-anato-

mischen Instituts übertragen. Außer zahlreichen Abhandlungen in verschiedenen naturwissenschaftlichen Zeitschriften schrieb er noch zwei größere beachtenswerthe Werke im darwinistischen Sinne: „Die verwandtschaftlichen Beziehungen der gegliederten Thiere", Würzburg 1875, und „Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere", Leipzig 1880.

S. starb am 20. Mai 1893. W. Heß.

Senfft-Pilsach: Ernst von S.-P., preußischer Staatsmann, wurde am 24. Mai 1795 auf Schloß Reck bei Hamm in Westfalen geboren und starb am 13. November 1882 zu Gramenz im hinterpommerschen Kreise Neustettin. Er entstammte einer ursprünglich pfalzbairischen, später hessischen Familie, deren Sprossen sich dann nach Kursachsen wandten und auch in einzelnen preußischen Landestheilen auftreten. Ihr gehörte u. a. der geistliche Liederdichter Ludwig Rudolf v. S.-P. († 1718) an (s. A. D. B. XXXIV, 26). Senfft's Vater war preußischer Landrath und später Geheimrath. Seine Mutter Friederike war eine geborene v. d. Recke, die ihrem Gatten einen großen, in der Grafschaft Mark gelegenen Gütercomplex in die Ehe brachte. Vom patriotischen Geiste der Markaner berührt, fühlte S. sich, noch als königlich westfälischer Unterthan und als Primaner gedrungen, nach der Schlacht bei Leipzig als Freiwilliger in das preußische Heer einzutreten. Dies geschah am 24. November 1813 gleichzeitig mit seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder Adolf, der später als Mitglied der äußersten Rechten im preußischen Herrenhaus (berufen aus Allerh. Vertrauen 28. Januar 1855) bekannt wurde († 2. November 1882). Die beiden Brüder wurden als freiwillige Jäger in das pommersche Grenadier-Bataillon (das jetzige 1. pommersche Grenadier-Regiment Nr. 2 König Friedrich Wilhelm IV.) eingestellt. S. nahm während des Feldzuges im J. 1814 Theil an den Gefechten bei Hoogstraeten, St. Antrine, Courtray und Oudenarde, fand aber nicht Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen. Am 17. September 1814 wurde er zum Secondlieutenant ernannt, gleich darauf, am 14. October, dem 2. Grenadier-Regiment, dem späteren Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment, aggregirt und am 14. December in diesem einrangirt. Schon nach wenigen Jahren, am 26. August 1821, nahm er den Abschied, während sein Bruder der Waffe treu blieb und erst als Oberstlieutenant aus dem Heere schied. Während des Feldzuges hatte er Bekanntschaften gemacht, die für sein Leben entscheidend wurden. Vor allem war es die Persönlichkeit Gustav v. Below's, des späteren Herrn auf Reddentin im Kreise Stolp in Pommern, die auf ihn Einfluß gewann. Nach der Heimkehr aus dem Felde vollzog sich in diesem jene innere Wandlung, die die sogenannte pommersche Erweckung vorbereitete. S. war einer der Ersten, gegen die Below in den Jahren 1816 und 1817 sein Inneres in langen Briefen ausschüttete. Neben Gustav v. Below trat ihm ein anderes Glied der pommerschen Erweckten, der ihm gleichaltrige Adolf v. Thadden-Trieglaff, nahe. Durch diesen wurde er mit den Gebrüdern Gerlach, insbesondere mit dem späteren Appellationsgerichtspräsidenten Ludwig v. Gerlach, bekannt und befreundet. Mit Thadden, Ludwig Gerlach, ferner mit Herrn v. Rappard auf Pinne, dem späteren Cultusminister v. Bethmann-Hollweg, und dem späteren Archivdirector v. Lancizolle gehörte er noch in den Jahren seines Dienstes als Gardeofficier in Berlin zu einem Kreis frommer junger Männer, die eifrig Gesang und Gebet pflegten. Briefe aus jener Berliner Zeit zeigen ihn ganz im Geist inbrünstiger Religiosität. Er verkehrte damals auch mit dem frommen Baron v. Kottwitz. Gleichzeitig veranstaltete er Abendandachten in Familiencirkeln, so im Hause des Generals v. d. Gröben, durch die mancher sich tief ergriffen fühlte. Im J. 1822, bald nach seiner Verabschiedung, zog er in die Nachbar-

schaft seines Freundes Thadden, nach Rottnow im Kreise Greifenberg (Reg.-Bez. Stettin), das er sich erworben hatte. Sein Erscheinen in dieser Gegend belebte die religiöse Bewegung, die von Thadden angefacht worden war. Hatte S. sich doch ganz regelrecht, „in still lieblicher Weise“, wie es in einem Bericht heißt, zu einem Prediger auszubilden gesucht und wurden ihm doch ganz ungewöhnliche Predigtgaben nachgerühmt. Der Zudrang zu den Conventikeln, die die Greifenberger Erweckten veranstalteten, war sehr groß. Voller Freude beobachtete Ludwig Gerlach bei seinen Besuchen dies Leben, das sich auch über den Greifenberger Kreis hinaus in die Kaminer Gegend erstreckte. Auf die schlichten Landleute machte Senfft's Wirken den tiefsten Eindruck. Noch nach Jahrzehnten erzählte ein frommer achtzigjähriger Greis in Kamin dem Seminardirector Wangemann voller Stolz, indem er auf eine Stelle in seinem Zimmer hinwies: „Da hat unser jetziger Oberpräsident (S.) gestanden und gepredigt und das Abendmahl ausgetheilt. Das war ein Mann von Gott.“ Dabei trat S. mit einer gewissen gebieterischen Art auf und verbot gelegentlich einem der auftretenden Geistlichen, der ihm nicht zusagte, in Rottnow zu lehren. Andrerseits erregte er auch den Widerspruch des Oberpräsidenten Sack durch sein Wesen. Wenn bei festlichen Veranstaltungen ihm ein Toast nicht gefiel, dann brachte S. wohl durch Anstimmen eines Chorals den Redner zum Schweigen. Durch Thadden war er mit dessen Schwägerin Ida v. Oertzen bekannt geworden, die er am 7. März 1825 heirathete. Dadurch wurde er auch Ludwig Gerlach's Schwager. Durch die Heirath scheint ein langer Roman zum Abschluß gekommen zu sein; denn schon im Jahre 1820 suchte Ludwig v. Gerlach Senfft's Vater, der jetzt in der Nähe von Naumburg a. S. ein Gut, Werbenhain, besaß, und der sich eben, siebzigjährig, mit einem Fräulein v. Wolfersdorf verlobt hatte, zu bestimmen, in die Heirath seines Sohnes Ernst mit jenem Fräulein v. Oertzen zu willigen. Der Vater gab seine Einwilligung nur, nachdem sich Thadden und Gerlach, unter der Rückbürgschaft des reichen Bethmann-Hollweg, in gerichtlichen Instrumenten dafür verbürgt hatten, daß das künftige Paar sein Auskommen haben würde. Seinem Schwager Thadden wurde S. bei dessen Conflikten mit der Kirchenbehörde ein guter Beistand, insbesondere durch geschickte Verwerthung des Toleranzparagraphen des Allgemeinen Landrechts. Gelassen schrieb er selbst darüber: „Daß bei den Individuen, welche diese Bestimmungen entworfen haben, vielleicht großentheils Indifferentismus zu Grunde gelegen hat, will ich gern glauben, das hat aber die Hand des Herrn nicht verkürzt, welche darin so bemerklich gewaltet zu haben scheint.“ Auch unmittelbar an den Strand verpflanzte er seine religiöse Wirksamkeit. So predigte er in einer Scheune des Stranddorfs Revahl. Das Cultusministerium bedrohte ihn deswegen mit harter Strafe. Der Landrath erhielt Anweisung, ihm den Aufenthalt in Revahl zu untersagen. S. machte auf „das Komische“ dieser Verfügung durch die Frage aufmerksam, „ob der Landrath etwa analoger Weise mich auch von Rottnow entfernen wolle“. Schließlich suchte St. Bureaukratius dadurch einen Ausweg zu schaffen, daß S. der Vorschlag gemacht wurde, er solle sich nothdürftig zu einem theologischen Examen vorbereiten, dann wolle man ihm das Predigen gestatten. In diesen Wirrnissen machte S. während eines Aufenthaltes in Berlin, wo er gelegentlich auch in den Stadtvoigteigefängnissen predigte, vielleicht durch die Vermittlung des Barons v. Kottwitz, die Bekanntschaft des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (1829). Beide fanden aneinander großen Gefallen. S. war entzückt von dem Geist des Thronerben und Friedrich Wilhelm nahm sich seiner gegen den Unverstand der Behörden an. „Das Betragen dieser Regierung ist wirklich so ungeheuer dumm, daß

es zum Erbarmen ist," schrieb er am 2. Mai 1830 über die Maßnahmen der Stettiner Regierung gegen S. an den Cultusminister v. Altenstein. Friedrich Wilhelm III. bestellte schließlich eine Commission zur Prüfung der Angelegenheit, in die der Adjutant des Kronprinzen, der fromme Herr v. Röder, den vom König sehr geschätzten streng lutherischen Professor Heubner aus Wittenberg hineinbrachte. Durch Heubner's Votum wurde der König bewogen, S. in Ruhe zu lassen. Unter Senfft's Auspicien fanden noch die ersten Pastoralconferenzen statt, die später als Trieglaffer Conferenzen eine gewisse Berühmtheit erlangten. Die erste derartige Berathung fand nämlich, wie Wangemann erzählt, 1828 bei S. in Rottnow statt. Einige Jahre später setzte S., offenbar von einer gewissen Unruhe getrieben, die ein besonderes Merkmal seines Wesens ist, seinen Wanderstab weiter nach Osten, indem er im J. 1870, nach dem Verkauf des kleinen Rottnow, vielleicht durch den Tod seines Vaters in den Besitz größerer Geldmittel gelangt, die schönste und größte Herrschaft im Neustettiner Kreise, Gramenz, für etwa 60 000 Thaler erwarb. Dort setzte er seine religiöse Thätigkeit fort. Er war daselbst auch den Below's und der Familie v. Puttkamer auf Reinfeld, die gleichfalls zu den eifrigsten Anhängern der pommerschen Erweckten gehörte, näher. Dort trat er außerdem in Beziehungen zum Landrath Hans Jürgen v. Kleist-Retzow auf Kieckow im Kreise Belgard, an dessen Sohn Hans, dem späteren bekannten Parlamentarier, er sich herzlich erfreute und auf den er sehr anregend und gelegentlich auch bestimmend wirkte. Der Vorkämpfer der Altlutheraner, Prediger Lasius, wurde von S. bei Annäherung der Gendarmen, die damals beauftragt waren, diese Sectenbildung zu unterdrücken, verborgen gehalten.

An dem neuen Wohnorte entwickelte sich aber bald noch eine andere Neigung in S. Er wurde nämlich ein ungewöhnlich eifriger Landwirth. Als solcher nahm er am 15. October 1831 führenden Antheil an der Gründung des landwirthschaftlichen Vereins zu Regenwalde, des Sammelpunktes der angeregtesten Landwirthe Pommerns, dessen Präsident Bülow-Kummerow (s. A. D. B. III, 517—520), später dessen Schwager, der bekannte nachmalige Präsident des Landesökonomie-Collegiums Beckedorff (s. A. D. B. II, 219) war und in dessen Vorstand auch S. gleich hineingewählt wurde. Mit außerordentlich regem Sinne suchte S. namentlich die Wiesencultur durch Entwässerungsanlagen zu befördern. Er wußte den Regenwalder Verein dafür zu interessiren und fand dabei einen tüchtigen praktischen Gehülfen in der Person des Regierungsconducteurs Vincent, der berühmt geworden ist durch seine unermüdliche fruchtbare Thätigkeit zur Hebung des Wiesenbaues. S. veranlaßte es, daß die Regierung Vincent auf Reisen ins Ausland schickte und half die Reisepläne Vincents ausarbeiten. Er vermittelte es auch, daß der bekannte Agriculturchemiker Sprengel (s. A. D. B. XXXV, 293) aus Braunschweig nach Regenwalde zog. Diese landwirthschaftlichen Neigungen Senfft's interessirten bald den neuen König. Seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. weilte S. mehr in dessen Nähe und gewann schnell einen ungewöhnlichen Einfluß auf ihn. Dies wurde von manchem nicht gern gesehen, so u. a. nicht von dem General Leopold v. Gerlach, offenbar weil dieser dadurch eine Minderung seines eigenen Einflusses befürchtete. Auch reizte diesen und andere Vertraute des Königs Senfft's zugeknöpftes Wesen. Es ist nicht ganz zutreffend, wenn Treitschke angibt, daß die Gebrüder Gerlach in S. eine „mächtige Stütze" am Hofe Friedrich Wilhelm IV. fanden. Leopold v. Gerlach fühlte sich bis zuletzt in einem gewissen Gegensatze zu S., wie namentlich die ungedruckten Aufzeichnungen des Generals beweisen. Es zeigte sich, daß der Puritaner von Gramenz eine gar nicht üble Befähigung für die

Dinge der hohen Politik besaß und sehr wohl für moderne Ideen zu haben war. Zu Leopold Gerlach's tiefem Verdrusse veranlaßte er den Abgang des Ministers Graf Albrecht Alvensleben-Erxleben (1842). Schon im December 1844 drängte S., vielleicht beeinflußt von Bülow-Kummerow, auf Einberufung der Generalstände, um sie wegen der Eisenbahnsache zu befragen. Bald darauf hatte er die Idee zur Einsetzung einer Commission wegen der Generalständesache.

Im April 1845 berief ihn der König endlich in eine amtliche Stellung, indem er ihn zum Geheimen Oberfinanzrath im Hausministerium ernannte und ihn mit Entwässerungsanlagen in Preußen betraute. Der junge Bismarck, der S. aus dem Regenwalder Verein sehr wohl kannte und mit ihm zusammen auch die Hochzeit seiner Freundin Marie v. Blanckenburg gefeiert hatte, notirte diese ungewöhnliche Ernennung mit Beifall: „Er wird gewiß über kurz oder lang Oberpräsident, wenn nicht mehr; übrigens ist er auch ein Mann von ganz außerordentlichen Fähigkeiten und ein besserer Präsident als zwanzig examinirte Assessoren sein würden.“ Auch S. zeigte sich schon damals sehr eingenommen für den Junker auf Kniephof. In seiner neuen Stellung führte S. nun in der Tucheler Heide große Bewässerungsanlagen an den beiden Flüssen Schwarzwasser und Brahe aus, von denen die an der Brahe darauf berechnet waren, bis nach Bromberg hin etwa 32 000 Morgen unfruchtbaren Waldbodens in Rieselwiesen zu verwandeln. Dafür wurden zahlreiche, zuletzt an 6000 Arbeiter beschäftigt. Jedoch nur die Arbeiten am Schwarzwasser gelangten zur Durchführung und haben sich nach den Angaben des Gehülfen Senfft's bei diesen Unternehmungen, des späteren Wirklichen Geheimen Oberregierungsraths Herm. Wagener, mit dem S. in der Folge eng befreundet wurde, vorzüglich bewährt. Wagener konnte sich bei seinem lobenden Urtheil auch auf die Autorität eines erfahrenen Landwirths, des Herrn v. Sänger-Grabowo, berufen. Auch andere landwirthschaftliche Fachmänner, wie der Geheimrath Wehrmann im landwirthschaftlichen Ministerium, sprachen sich, nach einer Mittheilung Kleist-Retzow's an Leopold Gerlach, günstig über Senfft's westpreußische Meliorationen aus. Seine kostspieligen Anlagen an der Brahe wurden freilich nicht zu Ende geführt und verfielen, weil der Minister v. Patow dem Unternehmen ungünstig gesonnen war. Allgemein wurde S. seitdem unter dem Namen der „Riesler“ bekannt und als „Projectenmacher“ etwas verschrien, zumal da auch die Meliorationsarbeiten auf seinen eigenen Gütern von zweifelhaftem Erfolge waren und er seinen Besitz über die Maßen belastete. Neben der Wiesencultur widmete er sich in Gramenz der Rübenzuckerfabrikation. Diese rentirte sich in der Folge gar nicht und trug S. viel Spott und Hohn ein. Doch bewahrte der König ihm trotzdem unausgesetzt in höchstem Maße sein Vertrauen und seine Gunst. U. a. veranlaßte er die Seehandlung zur Gewährung eines hohen Darlehns an S., das auf Gramenz eingetragen wurde. Ein besonderer Vertrauensbeweis war es auch, daß er S. bei Begründung des Berliner Krankenhauses Bethanien, einer seiner Lieblingsschöpfungen, an die Spitze des Curatoriums dieser Anstalt berief. In seinen an den König erstatteten vertraulichen Berichten, deren große Klarheit ein urtheilsfähiger Mann wie Herm. Wagener besonders rühmend hervorhebt, und in seinen häufigen höchst intimen Unterredungen mit Friedrich Wilhelm, von denen selbst Leopold Gerlach nur zuweilen etwas erfuhr, wußte S. stets den Ton zu treffen, der für die jedesmalige Stimmung des Königs geeignet war. Zuweilen imponirte er diesem auch durch großen Freimuth und setzte ihm auseinander, was man im Volke über ihn spräche. Obwohl S. im Rathe Friedrich Wilhelm's, der im allgemeinen so wenig einer fremden Meinung zu folgen

vermochte, eine solche Rolle spielte, enthalten die amtlichen Papiere, wie Treitschke hervorhebt, über seine politische Wirksamkeit fast gar nichts. Sehr fein, wenn auch eine Schattirung zu ungünstig, analysirte Leopold Gerlach seinen Charakter. Er warf ihm (1852) verstecktes Wesen vor, das durch seine Neigung zum Projectemachen und durch die Hartnäckigkeit, mit der er an diesen Projecten festhalte, hervorgerufen würde. Damit stimmt auffällig überein ein Urtheil, das Albrecht v. Roon sehr viel später, am 9. Juli 1865, in einem Schreiben an Bismarck über ihn fällt. Darin spricht der fromme Kriegsminister von den „Liebhabereien" Senfft's für „krumme Wege". Aber bei allen Vorbehalten hat Leopold Gerlach doch stets die Ueberzeugung gehabt, daß S. ein „gläubiger, einsichtsvoller und rechtlicher Mann" sei, der es „treu mit dem Könige meine". Und das war ihm schließlich doch die Hauptsache. Selbst Senfft's intimster Freund, Herm. Wagener, sagt in seinem Buche über die Politik Friedrich Wilhelm's IV., das er S. gewidmet hat und in dem er Senfft's historische Verdienste sicher übertrieben einschätzt, von Senfft's Charakter, er habe allerdings nicht jedem offen gelegen. Neben dem zwanzig Jahre jüngeren Wagener gewann sich S. in dem alten Feldmarschall Graf Dohna und in dem königlichen Hausminister, dem frommen Grafen Anton Stolberg, fest auf ihn bauende Freunde. Unbedenklich erklärte Stolberg im Gespräch mit Vertrauten seinen Schwiegersohn Kleist-Retzow, auf den er so große Stücke hielt, für weniger bedeutend als S.

Als das Jahr 1848 hereinbrach, verursachte die allgemeine Umwälzung böses Mißgeschick für S. Denn David Hansemann sah sich, als er Minister wurde, sofort veranlaßt, jene von der Seehandlung vorgestreckte Summe — 150 000 Thaler — zu kündigen, und S. war, wie nur zu natürlich, nicht in der Lage, diesen Betrag gleich aufzubringen. Damit steht wohl sein Ausscheiden aus dem Staatsdienst im August 1848 in Zusammenhang. Neben seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit hatte S. den Gang der Politik aufmerksamen Auges verfolgt. Während des Vereinigten Landtages empfand er mit anderen rechtsstehenden Männern das Bedürfniß eines publicistischen Organs. So konferirte er bereits am 14. Juni 1847 in Berlin mit Gesinnungsgenossen über die Gründung eines solchen. Dabei hatte er schon seinen getreuen Wagener zur Hand. In den Märztagen weilte er auf dem Lande in Pommern. Er scheint damals kleinmüthig gewesen zu sein. An dem demonstrativ-tapferen Verhalten Thadden-Trieglaff's nahm er Anstoß. Und sein anderer Schwager, Ludwig Gerlach, beklagte es noch sehr viel später, daß S. in jener kritischen Zeit nicht „Zeugniß für seinen mißhandelten König" abgelegt habe. In den folgenden schwierigen Monaten erwachte aber wieder sein Trieb, sich zu bethätigen. Mit Ludwig Gerlach verschaffte er jetzt dem publicistisch gewandten Wagener die Redaktion der neu begründeten Kreuzzeitung. Er bewog den König im Juni 1848 durch ein Schreiben, mit dem Grafen Alvensleben-Erxleben einen letzten Versuch zu machen, ob dieser kraftvolle Mann im Fall der eintretenden Dictatur das Ministerium übernehmen würde. Als diese Hoffnung fehlschlug, reiste er, ohne Vorwissen der beiden anderen Hauptvertrauten des Königs in dieser Krisis, der Generale Gerlach und Rauch, vom 6.—9. August nach Frankfurt a. M., um Georg v. Vincke, mit dem er in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, zur Uebernahme des Ministeriums zu bestimmen. Wie bekannt, nahm Vincke nicht an. Inständigst drang S. damals in den König, den Professor Heinrich Leo mit der Abfassung einer Proclamation zu betrauen, die ein festes Regiment einleite. Der König gab seinem Wunsche auch nach, ohne schließlich von Leo's Niederschrift öffentlich Gebrauch zu machen. Im August 1848 hat S. ferner, nach Wagener's glaub-

hafter Angabe, den Vorschlag gemacht, Bismarck zum Minister zu ernennen. Zu Leopold Gerlach's Entsetzen billigte er am 21. August 1848 den Gedanken der Eliminirung Oesterreichs und sah hoffnungsvoll Besprechungen entgegen, die deswegen mit Stockmar stattfinden sollten. An dem Wittenberger Kirchentage im September 1848, auf dem Wichern das Werk der Inneren Mission organisirte, war S. einer der Wortführer. Stand er doch schon seit Jahren mit Wichern in Beziehungen. Wichern besuchte ihn im Juli 1850 längere Zeit in Gramenz und erfreute sich an dem erbaulichen Leben in seinem Hause. Von Gramenz aus pflog S. mit dem Könige eine sehr vertraute Correspondenz. In dieser bestärkte er im September 1851 den Monarchen, als nach der Beseitigung der Verfassung in Oesterreich der Gedanke auftrat, ob diese auch in Preußen beseitigt werden könnte, durch freimüthige Auslassungen in seiner Auffassung, daß er die beschworene Verfassung halten müsse. Ob sein Rath wirklich entscheidenden Einfluß hatte, wie Herm. Wagener und auch Sybel behaupten, darf billig bezweifelt werden, da der König, nach den Gerlach'schen Denkwürdigkeiten und auch nach denen des Generals von Natzmer zu schließen, von Anfang an Festigkeit zeigte. Sybel's Angaben über diese Angelegenheit sind überhaupt ungenau, unsicher und mit Vorbehalt aufzunehmen.

Damals lag Senfft's Verwendung in einer leitenden Stellung sozusagen in der Luft. In allen einflußreichen Kreisen beschäftigte man sich mit diesem Gedanken. Schon im December 1851 nahm der Ministerpräsident Otto v. Manteuffel S. für einen höheren Posten in Aussicht. Es ist nicht ersichtlich, für welchen. Am 10. Februar 1852 erfuhr Leopold Gerlach zu seiner Ueberraschung davon, daß Graf Anton Stolberg, Kleist-Retzow, sein Bruder, der Präsident Ludwig v. Gerlach, und Moritz v. Blanckenburg daran arbeiteten, S. an Stelle des am 28. Januar 1852 verstorbenen Oberpräsidenten E. W. v. Bonin zum Oberpräsidenten von Pommern zu machen. Er hegte namentlich wegen der finanziellen Schwierigkeiten, in die S. sich gestürzt hatte, Bedenken dagegen. Gerade in Pommern, so fürchtete er, würde S. seiner Neigung zu Projecten die Zügel schießen lassen, Flüsse reguliren, große Eisenbahnbauten unternehmen u. s. w. Es kam darüber zwischen Gerlach und Kleist-Retzow, der S. für den relativ geeignetsten Kandidaten hielt, zu einem etwas gereizten Schriftwechsel. Auf die Vorstellungen Gerlach's redete Kleist nach seiner Art S. wegen seiner gewagten Unternehmungen ins Gewissen, und dieser suchte sich vor ihm deswegen zu rechtfertigen, gab ihm auch Material zur Informirung Gerlach's, auf Grund dessen Kleist ihn in seiner treuherzigen Weise gegen den Generaladjutanten vertheidigte. Er wollte es nicht zugeben, daß Senfft's Unternehmungen, wie Gerlach behauptete, als „eigentliche" Spekulationen anzusehen seien. Doch beharrte der General zunächst auf seinem Widerspruche. Auch ein anderes Mitglied der Camarilla, der Cabinetsrath Niebuhr, war gegen Senfft's Anstellung, da er fürchtete, daß dadurch zu sehr der Stolberg-Kleist-Bismarck'sche Einfluß steigen würde. Auf der anderen Seite wurde S. zu dem Posten in Stettin auch von seinem Landsmann, dem ehemaligen Minister Ernst v. Bodelschwingh, warm empfohlen, und so erhob ihn dessen Bruder, der damalige Finanzminister v. Bodelschwingh, zu seinem Candidaten. Der Ministerpräsident selbst wollte den bisherigen Finanzminister v. Rabe mit dem Posten betrauen. Der König sprach sich gegen diesen aus und war sofort für Senfft's Ernennung eingenommen. Er empfand es schmerzlich, daß sich sein Generaladjutant Gerlach dagegen erklärte, während dieser ein Fiasko Senfft's und davon den Sturz seiner eigenen Partei befürchtete. Er besorgte zudem, daß S. bei seiner rücksichtslosen Einseitigkeit und

Hartnäckigkeit den König compromittiren würde. Die Entscheidung über die Angelegenheit zog sich sehr in die Länge. Auch der Minister des Innern, v. Westphalen, sprach sich gegen S. aus, der Unterstaatssecretär Karl v. Manteuffel hetzte seinen Bruder, den Ministerpräsidenten, gegen S. auf. Schließlich schwenkte Leopold Gerlach, den u. a. auch dessen Bruder Ludwig gewarnt hatte, er möchte nicht sein Gewissen durch eine Verhinderung der Ernennung Senfft's belasten, ein, weil die um Manteuffel gesammelte Bureaukratie ihm „allzu frech das Haupt zu erheben" und ihm unter diesen Umständen Senfft's Kraft ein nicht zu verachtender Stein auf dem innerpolitischen Schachbrette zu sein schien. Er meinte nunmehr, in dieser Lage überwögen die „guten Eigenschaften" Senfft's. Zur aufrichtigen Freude des Königs nahm er seinen Widerspruch zurück. Am 12. September 1852 erfolgte endlich die Ernennung Senfft's zum Oberpräsidenten von Pommern. In der preußischen „Reaction" seit 1850 war sie eine der wichtigsten Begebenheiten. Wichern gab dem Freunde glaubensvoll das Wort mit auf den Weg: „Er wird ein Oberpräsident werden, wie wenige. Selten finden sich Klugheit und Einfalt in dem Maße wie hier vereinigt."

Volle vierzehn Jahre sollte S. an der Spitze der pommerschen Verwaltung stehen. Er war ohne Zweifel, im Gegensatz zu Kleist-Retzow am Rhein, der gegebene Mann für diesen Posten und seine Wahl einer der guten Griffe in der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. Er nahm sich der Provinz sofort mit Feuereifer an. Aus den Erfahrungen, die Kleist-Retzow in seiner Stellung als Oberpräsident am Rhein gemacht hatte, eine Lehre ziehend, lehnte er beharrlich die ihm vielfach angebotenen Mandate für die Zweite Kammer ab, weil das Amt eines Oberpräsidenten zur parlamentarischen Thätigkeit nur wenig Zeit ließe. Leopold Gerlach verzichtete bald darauf, ihn in seinem Eifer, die Provinz zu beglücken, zu zügeln, weil er die Unmöglichkeit erkannte. „Gegen S. habe ich die Opposition aus Ueberzeugung aufgegeben," schrieb er am 19. März 1853 in sein Tagebuch. „Er kommt wöchentlich mit langen Listen von Bitten an den König hierher, wozu schon Eisenbahnen, Schiffbarmachungen (bald auch Meliorationen) gehören." S. nahm Gelegenheit, eine Seite der Politik zu betonen, deren Beachtung er, nach Mittheilung seines Freundes Wagener, seinem königlichen Herrn von Anfang an besonders empfohlen hatte: Eingehen auf die Verhältnisse und Interessen des Handelsstandes. Am 9. Mai 1853 legte er in einer Denkschrift dem Monarchen die Hülfsbedürftigkeit des Stettiner Handels dar. „Der unglückselige Krieg mit Dänemark hat unzählige Verbindungen zerrissen, welche die Stettiner Kaufmannschaft mit Vorsicht und unsäglichem Fleiße angeknüpft und erfolgreich benutzt hatte. Den größten Teil dieser Verbindungen hat Hamburg an sich gezogen und Stettin bemüht sich vergebens, sie wieder zu gewinnen." Er belegte das Wachsen Hamburgs und das Sinken Stettins mit Zahlen, sprach von den verderblichen Wirkungen des Sundzolles, meinte, daß es diesen zu beseitigen gelte, erörterte die mangelhafte Eisenbahnverbindung Stettins mit seinem Hinterlande, den schlechten Zustand der Schiffbarkeit der Oder, die Ungerechtigkeit des auf der Oder bestehenden Transitzolles u. s. w., kurz er begann im großen Stile auf die Hebung des ersten Seehandelsplatzes der preußischen Monarchie hinzuarbeiten. Der Sundzoll wurde bekanntlich bald darauf aufgehoben, und S. hat an den deswegen stattfindenden Berathungen eifrig theilgenommen. So verhandelte er über diese Angelegenheit im September 1854 in Berlin mit dem preußischen Ministerresidenten in Washington v. Gerolt. Auch sonst erwarb er sich viel Verdienste um die Hauptstadt Pommerns, für die ihm diese damals mehrmals ihren Dank bezeigte. Stettin blühte während seiner Ver-

waltung sichtlich empor. Mit großer Zähigkeit strebte er auch die Beseitigung der vom Handel als lästig empfundenen, das rasche Wachsthum der Stadt hemmenden Festungswerke Stettins an, kam damit jedoch, obwohl er auch in dieser Beziehung vorbereitende Maßnahmen durchsetzte, nicht zum Ziele. Er wollte Stettin als Festung eingehen lassen und eventuell dafür Greifenhagen befestigen. Ein Jahrzehnt nach seinem Rücktritt entschloß man sich ja in der That zum Schleifen der Festung. Nicht zuletzt war es Leopold Gerlach, der ihm bei diesen Bestrebungen Widerstand leistete. Der spottete wohl gar über das Bestreben Senfft's, seine Provinz glücklich zu machen. „Es ist eine schwere Irrung unserer Zeit, diese glücklich machenden Oberpräsidenten," lautet eine seiner auf S. bezüglichen Notizen; „während doch mehr ihres Amtes ist, Ordnung, Gehorsam, Sitte, Religion aufrecht zu erhalten und dann die königlichen Revenüen zu vermehren." S. führte treffend gegen ihn ins Gefecht, daß schon der Große Kurfürst Stettins Wichtigkeit als Handelsplatz erkannt hätte, was Gerlach nicht gelten lassen wollte. Dieser meinte vielmehr unter sonstigen irrigen Ausführungen, der Kurfürst hätte die Stadt als Festung im Sinne gehabt. Weniger im Recht war S., als er es im Interesse der Provinz durchzusetzen suchte, daß die Pferdegestellung bis nach der Ernte verschoben würde. Da setzte ihn der alte Feldmarschall Dohna heftig zurecht: „Solches Schwanken und partielles Aendern diskreditirt den König und thut unsäglichen Schaden". Ein ander Mal (im Sommer 1856) suchte S. es zu erreichen, daß die Manöver in Pommern wegen der Theuerung und der durch lange Kälte verursachten späten Ernte nicht stattfänden. Den opponirenden Gerlach schlug er durch überreiches Material nieder. Als seinem Wunsche nicht Rechnung getragen wurde, forderte er wiederholt den Abschied. Mit ähnlicher Energie kämpfte er für den Ausbau der Eisenbahnen und Kunststraßen. In den letzten Jahren seiner Verwaltung verfocht er mit besonderem Eifer den Gedanken einer Bahnverbindung zwischen Dirschau und Stettin, um dadurch eine directe Verbindung zwischen Petersburg und Amsterdam herzustellen. Obwohl er den Minister v. d. Heydt dafür gewann, gelangte er damit nicht zum Ziele. Die Beharrlichkeit und Energie, mit der er bei seiner Verwaltung vorging, wurde in der Provinz bald sprichwörtlich. Herm. Wagener erzählt, er hätte in Pommern wiederholt Aeußerungen vernommen wie die: „Wir thun alles, was der Baron (S.) wünscht, jetzt immer auf der Stelle, weil wir wissen, er läßt doch nicht nach." In seinem Eifer kam S. oft Jahr und Tag nicht nach Gramenz. Im Stettiner Schloß, wo er Dienstwohnung hatte, übte er eine schöne Gastlichkeit. Die geistige Atmosphäre seines Hauses zog manche feinorganisirte Natur ungemein an. Seine erste Frau, die ihm zwei Söhne und drei Töchter schenkte (der eine Sohn Arnold wurde ein berühmter Sänger, s. A. D. B. XXXIV, 23—26), hatte er am 31. Mai 1849 durch den Tod verloren. Acht Jahre darauf, am 30. Januar 1857, ging er, 61jährig, eine zweite Ehe mit der Wittwe des ihm befreundeten Generals v. Sohr, Bertha geb. v. Luck, ein.

Zu Lebzeiten König Friedrich Wilhelm's IV. behielt er auch seinen sonstigen politischen Einfluß. So nahm er fortgesetzt die Rolle eines energischen Anwalts des von Hinckeldey viel wegen seiner Redactionsthätigkeit verfolgten Wagener's wahr. Schließlich hielt er es für das Gerathenste, daß Wagener von der Leitung des Blattes zurücktrat. Er hatte gleich in der Person des Dr. Thuiskon Beutner, der jahrelang in seinem Hause als Erzieher seiner Söhne thätig gewesen war, einen Ersatzmann bei der Hand, der in der That auch die Redaction der Kreuzzeitung erhielt und sie lange führte, sich allerdings nicht so bewähren sollte, wie Wagener. Auch für seinen

Schwager Ludwig Gerlach setzte er sich energisch ein, suchte ihm im Jahre 1853, allerdings vergeblich, das Justizministerium zu verschaffen und trat als sein Fürsprecher beim König auf wegen seiner Kreuzzeitungsrundschauen. Dabei übersah er, wie man wohl sagen darf, die Gebrüder Gerlach und übte gelegentlich treffende Kritik an ihnen. Schon im September 1848 hatte er als gewandter Diplomat, obwohl er im Grunde doch auf der Seite der Gerlach's stand, seinem Schwager Ludwig Gerlach vorgehalten, daß es doch thöricht sei, sich zur „Reaction" zu bekennen, wie es der Präsident that; dadurch mache er sich unmöglich. Vorstellungen, die natürlich bei Ludwig Gerlach glatt abprallten. Am 4. März 1854 buchte Leopold v. Gerlach das den Kernpunkt des Gerlach'schen Wesens berührende Wort Senfft's: „Er nannte mich wie Ludwig im letzten Moment thatenscheu." Die einflußreichen Brüder zogen ihn in Erkenntniß seiner geistigen Bedeutung oft für ein Ministerium in Betracht. Namentlich schwebte er dem General als Mitglied eines sogenannten starken Cabinets im Verein mit Bismarck, Kleist-Retzow und Ludwig Gerlach vor. Der Präsident dachte auch wohl gelegentlich daran, ihn an die Spitze des Auswärtigen Ministeriums zu bringen. Wichtig wurde es, daß S. mit Kleist-Retzow zusammen gegen Leopold Gerlach's Ansicht die Ernennung des thatkräftigen alten Feldmarschalls Graf Dohna zum Oberkammerherrn bewirkte, wodurch die strengmonarchische altpreußische Partei am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. eine wesentliche Stärkung erfuhr. Mit regem Eifer und mit Beharrlichkeit verfocht S. ferner beim Könige die rheinischen Pläne Kleist-Retzow's, mit dem er seit seiner Ernennung zum Oberpräsidenten von Pommern in ein nahes Freundschaftsverhältniß gekommen war, das noch durch verwandtschaftliche Beziehungen befestigt wurde. Der Stil seiner Briefe an Kleist ist für ihn charakteristisch: „Damit ich Dir einmal etwas ganz Neues mittheile, will ich Dir erzählen, daß ich Dich unbeschreiblich lieb habe." „Liebster Hans! So muß ich Dich heute anreden, denn es steht mir groß vor der Seele, daß es auf der ganzen weiten Welt keinen Hans gibt, den ich entfernt so liebte wie Dich." Ueber Kleist's Schritte zur Unterdrückung der Aachener Spielbank schrieb er ihm: „Daß Du mit der Spiel-, Sünden- und Schand-Bank in Aachen Ernst machst, darüber werden sich die Engel Gottes freuen!" Mit Erfolg nahm er sich auch seines alten Freundes Wichern an bei dessen Beschwerden gegen Hinckeldey über die Verwaltung des Moabiter Zellengefängnisses. In bedeutsamer Weise griff er wieder in die Politik Friedrich Wilhelm's IV. gelegentlich der Krisis im Frühjahr 1854 ein, indem er wesentlich zum Sturze der westmächtlichen Partei in Preußen, namentlich Bunsen's, beitrug. Vielleicht hat sein Herold Herm. Wagener recht, wenn er ihm den entscheidenden Antheil an der damaligen großen Wendung beimißt. Daß sein Antheil darin wesentlich war, berichtet auch Leopold Gerlach. Schon Anfang März stellte S. dem Könige die Gefahr vor, daß er sich von seinen westmächtlich gesinnten Rathgebern zum Kriege gegen Rußland fortreißen lassen würde, und bearbeitete ihn, Manteuffel zu entlassen, für den er, wie übereinstimmend von Leopold Gerlach und Wagener berichtet wird, Bismarck zum Ministerpräsidenten vorschlug. Auch Roon hat er schon damals zum Kriegsminister vorgeschlagen.

Es war überraschend, daß bei dem Revirement zu Beginn der Regentschaft des Prinzen von Preußen, während Senfft's Freund Kleist-Retzow und andere verabschiedet wurden, S. im Amte blieb. In dem berühmten Gespräch, das der Prinz mit Bismarck über den Pietismus gehabt hatte, wandte er sich mit besonderer Schärfe gegen S., der zu denen gehöre, die alles katholisch machen wollten. Und die Stelle im Regierungsprogramm des Regenten vom November 1858 über die zu entlarvenden Heuchler klang doch ebenfalls nicht

gerade günstig für S. Als nun aber Ende 1858 das von dem Prinzregenten gewählte Ministerium auch auf Senfft's Verabschiedung drängte, versagte der Regent sich dem mit Festigkeit. Es zeigte sich, daß er für S. etwas übrig hatte. Noch im November 1861 bestätigte Max Duncker es dem die Beseitigung der Hochkirchlichen anstrebenden Theodor Bernhardi, daß Wilhelm I. gerade an Senfft-Pilsach festhalte, weil er dessen staatsmännische Eigenschaften schätze. Ja Wilhelm I. hat S. im Sommer 1861 neben einem anderen erklärten Vertrauten, dem Regierungspräsidenten v. Möller, Kleist-Retzow's intimem Gegner am Rhein, für ein Ministerium ins Auge gefaßt, war allerdings nicht mit der dabei von S. beobachteten Haltung einverstanden. Wir werden in dieser Schätzung Senfft's wieder den praktischen Blick Wilhelm's I. zu erkennen haben, der über der Abneigung gegen das Puritanerthum doch die politische Befähigung des Mannes nicht verkannte. Später scheint sich seine Werthschätzung Senfft's noch gesteigert zu haben. Wenigstens schrieb Kleist-Retzow am 9. December 1878 an Bismarck über S.: „Des Kaisers Majestät schätzt ihn ganz besonders, seitdem er seine Correspondenz mit Friedrich Wilhelm IV. von dem Jahre 1848 an gelesen hat.“ Oeffentlich gab Wilhelm I. seiner Gewogenheit für den Oberpräsidenten dadurch Ausdruck, daß er ihn am Tage seiner Krönung zum Wirklichen Geheimen Rathe ernannte.

Der politische Einfluß, den S. als Oberpräsident unter Wilhelm I. besaß, wurde, namentlich seitdem Bismarck das Ruder führte, freilich bald mehr beschränkt. Das neue Regiment erwehrte sich der unaufhörlichen persönlichen Rücksprachen Senfft's. Zuerst holte sich S. eine Abweisung von Roon, dann von v. d. Heydt, dann erging am 25. Mai 1861 eine scharfe Zurechtweisung durch den König an S.: nur in besonders dringlichen Fällen dürfe er nach Berlin kommen. S. empfand diese Einengung schmerzlich. Im October 1864 zog er sich aber eine verschärfte Rectifikation wegen seiner übrigens lediglich im dienstlichen Interesse nach Berlin unternommenen Fahrten zu. In einer beweglichen Eingabe bezeichnete er die ihm widerfahrene Behandlung als eines Oberpräsidenten nicht würdig. Aber das Mittel, den Abschied zu fordern, das früher öfter von ihm mit Erfolg angewandt war, fruchtete jetzt nichts mehr. Man rümpfte wohl die Nase darüber und lächelte, und der König ertheilte den Abschied nicht. Der geschickte Behandler der Menschen zeigte sich in S. wieder darin, daß er auch dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dessen Gemahlin, die damals öfter in Stettin Hof hielten, da der Kronprinz die Würde eines Statthalters von Pommern innehatte, näher zu kommen verstand. S. brachte den Gedanken auf, daß der Kronprinz an die Spitze der Civilverwaltung von Pommern treten sollte. Der Kronprinz erklärte zwar, er traue sich die erforderlichen Eigenschaften nicht zu, die Kronprinzessin dagegen rief aus: „Lieber heute als morgen“. Diese Idee, den Statthalter von Pommern in dieser Provinz mit der obersten Militär- und Civilgewalt zugleich zu bekleiden, brachte er im Sommer 1865 von neuem auf und steckte sich hinter Roon, um sie zu betreiben. Roon wollte darin nur ein Scheinmanöver Senfft's erkennen, mit dessen Hülfe der schlaue Mann die damalige Stellung des Ministeriums zum Thronfolger erfahren wollte. Das Wohlwollen des kronprinzlichen Paares für S. trat u. a. darin zu Tage, daß es sich bei verschiedenen Unfällen, von denen S. betroffen wurde, geflissentlich telegraphisch nach seinem Befinden erkundigte. Nach dem Kriege gegen Oesterreich suchte S. unter dem 8. August nochmals dringlich um seinen Abschied nach. Er war jetzt über 70 Jahre alt und durch verschiedene böse Bein- und Armbrüche hinfällig geworden. In seinem Abschiedsgesuch sprach er dem Könige seinen Glückwunsch zur Heimkehr aus: „Wie glänzend hat die Reorganisation der Armee sich bewährt. Und wie über alles

glänzend hat sich der Segen des Bußtages erwiesen, mit dem Ew. Kgl. Majestät den Krieg begonnen haben!" Unter dem 12. October gewährte Wilhelm I. ihm den Abschied. Noch vorher, am 5. October, richtete er an den alten Diener ein auch mit Bonmots gewürztes Privatschreiben, in dem es hieß: „Sie wissen, daß ich lange gezögert habe, auf Ihr Entlassungsgesuch einzugehen, und jetzt wird es Ihnen selbst lieb gewesen sein, die große Zeit des Jahres 1866 nach activ erlebt zu haben. Da es nun aber wirklich Ernst wird, so will ich doch vorher Ihnen einen unter dem 2. d. M. ausgesprochenen Wunsch erfüllen und Ihnen ein Andenken senden, wie Sie es sich erbeten haben. Der beifolgende Stock ist Ihrem Verlangen nach hoffentlich werthlos genug; daß ich ihn aber gebraucht habe, beweist der abgetragene untere Beschlag. Mögen Sie ihn, wenn er nicht zu schwach ist für das Leiden, welches Ihnen Ihr wiederholter Beinbruch verursachen muß, als ein Andenken an mich betrachten, der ich . . . das Regiment, wie Sie es in so langer Zeit geführt haben in Ihrem lieben Pommern, stets in regster Dankbarkeit anerkannt habe und anerkennen werde."

S. blieben noch sechzehn Jahre zu leben übrig. Regen Geistes verfolgte er in dieser Zeit den Gang der Politik. Mit Bismarck unterhielt er ständig Beziehungen, besonders durch den gemeinsamen Freund Herm. Wagener. Der leitende Staatsmann hatte während der Amtszeit Senfft's und auch vielleicht noch später diesen Canal öfter benutzt. Gelegentlich hatte er direkt einen freundschaftlichen Druck auf ihn ausgeübt, so in der Frage der Beeinflussung der Landräthe bei den Wahlen in einem interessanten Briefe vom 17. September 1863, in dem er ihm persönlich die Verantwortung für das Verhalten der pommerschen Landräthe zuschob. In den Complikationen, in die Wagener später verwickelt wurde, beobachtete Bismarck Senfft's Verhalten mit Mißtrauen. S. selbst verfolgte die Politik des alten Freundes mit wachsender Besorgniß. Namentlich empörte ihn der Culturkampf. Er hat nicht zu den sogenannten Declaranten gehört, die vom 26. Februar bis 21. März 1876 in der Kreuzzeitung gegen die Verunglimpfung dieses Blattes durch Bismarck in der Reichstagssitzung vom 9. Februar jenes Jahres protestirten, obwohl sein alter Freund Thadden-Trieglaff sich diesem Pronunciamento anschloß. Er war doch wohl zu staatsmännisch angelegt, um nicht das Undiplomatische dieses Schrittes zu ermessen. Aber schon drei Jahre vorher suchte er in einem Privatschreiben Bismarck in den Arm zu fallen. Als Bismarck im März 1873 daranging, durch Abänderung der Artikel 15 und 18 der preußischen Verfassung das Recht der evangelischen und römischen Kirche, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, zu beeinträchtigen, da übermannte den 77jährigen S. die Erregung und er richtete am 20. März 1873, kurz nachdem Bismarck im Herrenhause für die Abänderung der genannten Artikel gestimmt hatte, jenen berufenen Brief an den Kanzler, in dem er den leitenden Staatsmann um seines Seelenheils willen beschwor, von dieser verhängnißvollen Politik abzulassen und seinen hochfahrenden Sinn zu ändern. Das Schreiben war mit berechneter Feinheit stilisirt. Der alte Prediger der pommerschen Erweckten gedachte noch einmal eine Bußpredigt zu halten und damit auf den größten seiner Zeitgenossen eine zerknirschende Wirkung zu erzielen, wie einst auf die pommerschen Strandbewohner. Die Klimax, die neben sonstigen beweglichen Ausführungen den Mittelpunkt bildete, sollte ein Schuß ins innerste Herz Bismarck's sein: „Nur die eine unterthänige Bitte wollen Eure Durchlaucht mir erlauben: daß Hochdieselben sich ermannen in der Demuth, ermannen in Gott, ermannen in dem Herrn, der Sie geliebt hat bis in den Tod und der Seine durchgrabenen Hände auch heute noch nach Ihnen ausstreckt." Sollte

der Kanzler der Buße widerstreben, so schloß das Schreiben, dann würde er ohne Zweifel Gottes Gericht verfallen. Wenn man sich in die Seele des Puritaners von Rottnow und Gramenz hineinversetzt, so wird man zu urtheilen haben, daß die Gesinnung, die aus dieser Mahnung zur Buße sprach, aufrichtig war. S. war thatsächlich von dem Glauben erfüllt, daß Bismarck's Seele auf dem Wege des in der That so verfehlten Culturkampfes verloren ginge und sorgte sich innig darum. Er war der Ansicht, die auch andere namhafte Vertreter der Frommen im Lande hatten, daß der Kanzler, durch seine Erfolge berauscht, von Hoffart verblendet war. Daß er in diesem Falle sich vermaß zu richten, wo seines Amtes zu richten nicht war, entging dem alten Herrn in der Angst um das Wohl der Kirche und kann ihm nicht allzusehr verdacht werden. Bismarck hat augenscheinlich die widerwärtige Empfindung gehabt, daß er es hier mit Heuchelei zu thun hätte. Die Antwort, die er dem einst so verehrten Manne noch an demselben Tage zugehen ließ, war zermalmend. „Daß Sie den Inhalt Ihres Schreibens in der Rückanwendung auf Sich Selbst Sich in täglichem Gebete gegenwärtig halten, davon bin ich überzeugt . . . . In ehrlicher Buße thue ich mein Tagewerk ohne Euer Excellenz Ermahnung; aber wenn ich in Furcht und Liebe Gottes meinem angestammten Könige in Treue und mit erschöpfender Arbeit diene, so wird der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen wie die römischen Gegner mit Gottes Wort treiben, mich in meinem Vertrauen auf Christi Verdienst dabei nicht irre machen. Ich bitte Eure Excellenz, Sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gericht Gottes nicht eben durch die Ueberhebung Ihrer an mich gerichteten Warnung verfallen.“ Dabei verwies er S. auf Psalm 12, 4—5 und Psalm 3. Diese Zurückweisung Senfft-Pilsach's ist eins der merkwürdigsten Actenstücke zur Beurtheilung Bismarck's, wie das Schreiben Senfft's auch ungewöhnlich charakteristisch für diesen ist. Bismarck's Brief sieht so aus, als wenn er den endgültigen Bruch eines alten Freundschaftsverhältnisses bedeutet. Doch wenn man einem Schreiben Kleist-Retzow's trauen darf, so hat Bismarck trotzdem noch dem alten Oberpräsidenten S. Werthschätzung bewahrt. Denn noch am 9. December 1878 schrieb Kleist an seinen „geliebten Otto“, mit dem er sich erst kürzlich nach langer Entfremdung wieder ausgesöhnt hatte: „Wie hoch Du v. Senfft-Gramenz schätzst, weiß ich“, und zugleich wagte er sich bei dem allmächtigen Kanzler für S. in Sachen der Geldschwierigkeiten, in die dieser erneut gerathen war, zu verwenden. Und auch S. wagte noch zu derselben Zeit, den Kanzler wegen dieser seiner Geldverlegenheiten anzugehen.

Diese Geldschwierigkeiten bildeten ein trauriges Capitel in Senfft's Dasein. Die hohe Verschuldung von Gramenz in früherer Zeit rächte sich. Und S. hat es nicht verstanden, sich von dieser Calamität zu befreien, sich vielmehr durch unausgesetztes Projectemachen in immer größere Geldverlegenheiten verstrickt. Es kam so weit, daß öffentlich und, wie es dann zu gehen pflegt, unter Entstellungen darüber gesprochen wurde. So sah sich Kleist-Retzow veranlaßt, Angaben, die Gustav Schmoller im Colleg zu Straßburg gemacht hatte, durch schriftliche Aufzeichnungen, die er seinem in Straßburg studirenden Sohne sandte, entgegenzutreten. Auf seinem großen Gütercomplex Gramenz, Zechendorf, Althütten und Schofhütten, der etwa 16 000 Morgen umfaßte und von dem etwa 12 000 Morgen Acker und Wiesen waren, hatte S. eine vorzügliche Anlage künstlicher Wiesen von etwa 2000 Morgen Umfang ins Werk gesetzt, zu der das Wasser durch einen großen Canal von weither geleitet und in großen Bassins gesammelt wurde. Um den Betrieb seiner Landwirthschaft noch schwunghafter zu machen, namentlich zur Neuanlage von Brennereien und zur Durchführung der Drainage, kam er auf den Gedanken der Stiftung einer

„pommersch-rheinischen Ackerbaugesellschaft“. Die Grundgedanken waren: die großen Flächen der Besitzungen in Pommern bringen noch lange nicht den möglichst hohen Ertrag, weil den Besitzern das entsprechende Capital fehlt. Durch das Zusammentreten von Capitalisten und Landwirthen müsse es möglich sein, ein größeres Capital durch Anpachtung und Bewirthschaftung größerer Güter reich zu verzinsen und die Landwirthschaft der Provinz wesentlich zu heben. Das Capital aber fand wenig Neigung, sich an solchen Unternehmungen zu betheiligen. Es blieb bei der Anpachtung der Gramenzer Güter. S. besaß über die Hälfte der Actien. Der von ihm erhoffte schwunghaftere Betrieb wurde nicht erzielt. Und so gerieth er in eine solche Verlegenheit, daß sein wirthschaftlicher Zusammenbruch drohte. Man wird lebhaft an den großen Colonisator Friedrich's II., Franz Balthasar Schönberg v. Brenckenhoff, erinnert, mit dem S.-P. in seinem Meliorationstrieb und seiner Projectenmacherei schon früh Aehnlichkeit zeigte und dessen Ausgang auch so unglücklich war, wenn Brenckenhoff auch als Colonisator ungleich bedeutender gewesen ist. Daß es mit S.-P. schließlich nicht einen so üblen Ausgang wie mit Brenckenhoff nahm, hatte er seinem treuen Freunde Kleist-Retzow zu verdanken. Der nahm sich seiner in der thatkräftigsten Weise an. Freilich scheint jene Vorstellung bei Bismarck nichts genutzt zu haben, obwohl Kleist den Kanzler daran erinnerte, daß König Friedrich Wilhelm IV. einst S. verheißen hatte, Gramenz zur Sicherung seiner Gläubiger nach einer Taxe zu kaufen. „Und eines Königs Wort soll der Hausminister nicht deuten.“ Auch Vorstellungen Kleist's bei der zuständigen Stelle, dem Hausminister v. Schleinitz, der zweifellos dem Gramenzer persönlich abgeneigt war, blieben fruchtlos. Dann aber wußte der unermüdliche Kleist Senfft's Nachfolger, den Oberpräsidenten von Münchhausen, mobil für S. zu machen. Münchhausen reiste auf Kleist's Veranlassung nach Berlin und nahm sich in einer Audienz beim Kaiser am 30. Januar 1880 warm seines Vorgängers an. Zwar meinte Kaiser Wilhelm bei aller Anerkennung der Verdienste Senfft's, daß für diesen „schon viel, sehr viel“ geschehen sei; doch ermächtigte er Münchhausen zu Verhandlungen mit Schleinitz wegen des Ankaufs von Gramenz. Aber so lange Schleinitz im Amte war, geschah nichts. Darüber starb S.-P. am 13. November 1882 im 88. Jahre. Erst der Nachfolger von Schleinitz, der Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, bewerkstelligte es, daß die Herrschaft Gramenz am 17. März 1887 für den angemessenen Preis von 800 000 Thalern in den Besitz der Krone überging und dadurch die Familie Senfft's aus der Geldschwierigkeit erlöst wurde. In seinen letzten Lebensjahren war S. ans Krankenlager gefesselt und schließlich des Gebrauchs seiner Glieder fast beraubt. Aber noch bis zuletzt beschäftigten ihn Fragen des Verkehrslebens und der Landescultur. Noch einige Wochen vor seinem Tode dictirte er fast einen Tag lang eine Denkschrift über derartige Fragen. Kurz vor seinem Ableben empfing er noch seinen alten Freund Herm. Wagener, der längst zu den Geächteten gehörte, und gewährte ihm Einblick in alle seine Correspondenzen. Sein Hinscheiden wurde wenig beachtet. Er war eben schon ziemlich allgemein in Vergessenheit gerathen. Und doch ist er ohne Zweifel eine höchst merkwürdige und bedeutende Erscheinung von großen persönlichen Eigenschaften gewesen; sonst wäre das Vertrauen, das ihm die verschiedenartigsten Naturen schenkten und der große Einfluß, den er namentlich unter König Friedrich Wilhelm IV. erwarb, nicht zu erklären. Der Gesammteindruck, den man von seinem Wesen empfängt, kann freilich nicht sonderlich befriedigend genannt werden.

Personalacten Senfft-Pilsach's auf dem Oberpräsidium zu Stettin. — Handschriftlicher Nachlaß Kleist-Retzow's. — Aufzeichnungen des Generals Leopold v. Gerlach (nur zum Theil in dessen Denkwürdigkeiten gedruckt). — Aufzeichnungen Ernst Ludwig's v. Gerlach. Schwerin 1903. — Herm. Wagener, Die Politik Friedrich Wilhelm's IV. Berlin 1883. — Nekrolog in der Kreuzzeitung vom 15. Nov. 1882. — E. v. Glasenapp, Beiträge zur Geschichte der v. Glasenapp. Berlin 1884. — Otto v. d. Recke, Geschichte der Herren v. d. Recke. Breslau 1878. — v. Priesdorff, Officier-Stammliste des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2. Berlin 1906. — Wichern, Briefe u. Tagebuchblätter. Hamburg 1901. — Eleonore Fürstin Reuß, Thadden-Trieglaff. 2. Aufl. Berlin 1894. — Wangemann, Regen und Ringen am Ostseestrande. Berlin 1861. — Fr. Meinecke, Bismarck's Eintritt in den christlich-germanischen Kreis. Hist. Zeitschr. 90, 56 ff. — Wangemann, Die kirchliche Cabinetspolitik Friedrich Wilhelm's III. Berlin 1884. — v. Stojentin, Geschichte des landwirthschaftlichen Vereins zu Regenwalde. Stettin 1906. — Charlotte Broicher und Arnold v. Senfft in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 130, S. 233 u. Bd. 131, S. 197. — Der Briefwechsel zwischen Bismarck und S.-P. vom 20. März 1873 bei H. Kohl, Bismarckjahrbuch I, 85—87. Bismarcks Brief an S., vom 17. Sept. 1863. Bismarckjahrbuch VI, 200 f. — Das Schreiben König Wilhelm's vom 5. Oct. 1866 vollständig im Hohenzollernjahrbuch. — Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck, Bd. II. — Roon's Denkwürdigkeiten. — Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV., Bd. II. 1907. — Treitschke, Deutsche Geschichte V, 26. — Sybel, Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I., Bd. II, 104. — Natzmer, Unter den Hohenzollern IV, 147. — H. Kohl, Bismarckbriefe. — Tagebücher Theodor v. Bernhardi's IV, 161 f. — Kreuzzeitung, 14. November 1882. Nekrolog auf Thuiskon Beutner. — Petersdorff, Kleist-Retzow. Stuttgart u. Berlin 1907. — Im Register zu Varnhagen's Tagebüchern ist Senfft-Pilsach meist mit seinem Bruder, dem Herrenhaus-Mitglied Oberstlieutenant a. D. Adolf v. S.-P. auf Sandow in der Mark (vgl. oben Anfang dieses Artikels) verwechselt worden.

Herman v. Petersdorff.

Sengelmann: Heinrich Matthias S., geboren am 25. Mai 1821 in Hamburg, † in Alsterdorf am 3. Februar 1899, war Pastor zu Moorfleth 1846—1852, dann bis 1867 an der großen Michaeliskirche in Hamburg. Aus diesem Amte schied er aus, um sich ganz der Leitung der von ihm gegründeten „Alsterdorfer Anstalten“ für die Idiotenpflege zu widmen. S. war das einzige Kind eines aus Holstein 1810 eingewanderten Viehhändlers, der zwar nur mit geringer Schulbildung ausgerüstet, doch sein Morgensegenbuch bis in sein hohes Alter täglich las. Von Charakter treu und wahr, erwarb er sich viele Geschäftsfreunde und brachte es zu einem ansehnlichen Wohlstande. Auf holsteinischem Gebiet besaß er einen Hof, wo in den Schulferien der Sohn das Landleben liebgewinnen lernte. Die Mutter besaß eine bessere Schulbildung, und besuchte gern die Predigten Rautenberg's (s. A. D. B. XXVII, 457), der ihr auch Theilnahme für die Werke christlicher Liebe und für die Heidenmission einflößte. Als S. confirmirt worden war, bat ihn die fromme Mutter unter Thränen, dem Heiland die Treue zu halten, die er vor dem Altar demselben gelobt habe. Auf dem Johanneum wirkten Cornelius Müller's (s. A. D. B. XXII, 522) Litteraturstunden, die deutschen wie griechischen und lateinischen, anregend auf ihn, während dessen „theologische Stunden“ manche Zweifel erweckten, gegen welche der Einfluß des

jungen Collaborators Röpe (s. A. D. B. LIII, 460) damals für S. besonders wichtig gewesen ist. Calenberg wußte ihm Lust und Liebe für die Orientalia einzuflößen: im Abgangsexamen mußte S. eine Fabel Lokman's übersetzen. Ostern 1840 hatte S. als primus omnium das letzte Abschiedswort in den alten Klosterräumen des Johanneums zu sprechen und bezog darauf die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. U. a. hörte er hier Orientalia bei Fleischer; Fürst, dessen Famulus S. wurde, führte ihn in das rabbinische und aramäische Gebiet ein; bei dem Psychiater Heinroth (s. A. D. B. XI, 648) hörte S. Anthropologie, ohne zu ahnen, wie bedeutungsvoll dies Colleg einst für ihn werden sollte. Den berühmten Philologen Gottfried Hermann versäumte er nicht zu hören; unter den Theologen verdankte er Niedner und Winer manches für sein Fach. Auf Röpe's ausschlaggebenden Rath wurde Ostern 1841—1843 Halle besucht. Den Hegelianer Erdmann schätzte er sehr um seines geistreichen Vortrages wie auch seiner Predigten wegen. Doch vor allem war ihm Tholuck's Freundschaft von Werth, eine innige Verbindung zwischen ihnen bewährte sich ein Menschenalter hindurch. Tholuck rieth auch S., die akademische Laufbahn einzuschlagen und zwar für alttestamentliche Theologie; S. sollte mit den Psalmen und dem Leben David's beginnen. Mit der Promotion zum Doctor der Philosophie beschloß S. seine Universitätsjahre. Die Dissertation hatte S. deutsch bearbeitet und in Halle unter dem Titel: „Das Buch von den sieben weisen Meistern, aus dem Hebräischen und Griechischen zum ersten Male übersetzt und mit literarhistorischen Vorbemerkungen versehen“ herausgegeben. Wie ganz anders aber gestaltete sich Sengelmann's Lebensgang, als diese Dissertation erwarten ließ und Tholuck ihm gerathen hatte!

Um Ostern 1843 in seine Vaterstadt zurückgekehrt und nach wohlbestandenem Candidatenexamen, wurde S. bald ein durch Privat- und Schulstunden viel beschäftigter und beliebter Lehrer. In Vertretung von Pastoren mußte er oft predigen, so daß er im Laufe seiner drei Candidatenjahre sich, sozusagen, eine eigene Predigtgemeinde sammelte; er übernahm die Leitung einer Anzahl junger Männer, die den ersten Jünglingsverein in Hamburg bildeten, gleichwie er Frauen veranlaßt hatte, sich der Confirmandinnen aus der Sonntagsschule Rautenberg's anzunehmen, denen S. eine Bibelstunde hielt. Eine Erholungsreise nach Ems im J. 1844 wurde für ihn bedeutungsvoll, indem er sich daselbst mit der Tochter des russischen Generals v. Saß, gebürtig auf der livländischen Insel Oesel, verlobte, einer Dame, die gleich manchen Balten in jener Zeit, ihre christlichen Anregungen herrnhutischen Einflüssen verdankte. S. gelangte früher als es damals gewöhnlich war, in ein Pfarramt, indem er am 10. Juli 1846 zum Pastor in Moorfleth, einer hamburgischen Gemeinde im Marschgebiete zwischen Elbe und Bille erwählt wurde. Es ist bezeichnend, daß er die Stimmen der vier Gemeindeglieder erhielt, während die drei städtischen an der Wahl betheiligten Herren dem Usus gemäß den ältesten Candidaten wählten. Sengelmann's Vorgänger war ein strenger Rationalist gewesen, der sich rühmte, als der erste in Hamburg die natürliche Erklärung der Wunder auf die Kanzel gebracht zu haben. Durch die Predigten, die S. während der Vacanz gehalten hatte, hatte er die Herzen der Gemeinde gewonnen, die er sich durch seine unermüdliche Seelsorge und Bibelstunden Zeit seines Lebens erhielt. Er stattete den Gottesdienst durch liturgische Theile reichhaltiger aus. Etwas Neues war ein Gottesdienst am Charfreitag- und am Sylvesterabend; der letztere mit einem Gemeindebericht nach Art der in der Brüdergemeinde üblichen Memorabilien. Schon von seiner Studienzeit her fühlte sich S. zu manchen Einrichtungen der Herrn-

huter hingezogen. Von dauernder Bedeutung für die Folge wurde die am 16. April 1850 im Pastorat eingerichtete Arbeitsschule. Sengelmann's eigene Kinder waren in früher Jugend gestorben. Er nahm in das Pastorat einige Knaben auf, die von den Eltern — mangels jeglichen Schulzwanges — im Hause behalten wurden, um in Haus und Garten zu helfen und daher keinen Schulunterricht genossen. Im Pastorat erhielten sie Vormittags Unterricht, aßen und spielten dort und wurden dann geübt Holzpantoffeln zu schnitzen, Körbe zu flechten u. dgl. Abends kehrten sie zu den Eltern zurück. Immer mehr Kinder, auch solche aus Hamburg, meldeten sich, und bald wurde ein eigenes Haus für sie unter einem Hausvater erworben. Nach dem Schutzpatron der Moorflether Kirche wurde die Anstalt „St. Nicolaistift" genannt. Bei Sengelmann's Abgang von Moorfleth wurde es einem Vorstande, zu dem auch Mitglieder aus Hamburg gehörten, übergeben. Trotz der vielseitigen pastoralen Thätigkeit hatte S. doch noch Muße gefunden, sich mit wissenschaftlichen Studien zu befassen. Eine Frucht derselben war „Das Buch Tobit", freilich erst in den ersten Jahren seines Hamburger Aufenthalts veröffentlicht. Noch als er in Moorfleth war, wurden ihm andere Stellungen angeboten: nur der Antrag des Missionsdirectors Graul, nach Leipzig zu kommen, sei hier erwähnt.

Im December 1852 wurde er zum Diakonus an die Große St. Michaeliskirche berufen, die größte Gemeinde Hamburgs (55 000 Seelen), an der drei Diakonen wirkten neben dem Hauptpastor, der aber nicht die Sacramente zu verwalten hatte. Schon früher hatte der Diakonus an derselben Kirche D. Geffcken (s. A. D. B. VIII, 494) zu S. gesagt, er müsse sein College werden, ohne daß S. darauf einging. Als S. sein Amt antrat, war Staat und Kirche noch innig mit einander verwachsen. Die ersten Schritte wurden damals unternommen, der Kirche eine gewisse Selbständigkeit zu gewähren, ohne eine radicale Scheidung beider herbeizuführen. An den Arbeiten zu diesem Zweck betheiligte sich auch S. litterarisch. Er regte den Gedanken an, die großen Gemeinden zu theilen, Gedanken, die erst später zur That wurden. „Wir wollen nicht", so ließ er sich in einem Aufruf hören, „daß Hamburgs kirchliches Leben an der Kolossalität seiner Gemeinden zu Grunde geht." Eine specielle Seelsorge war kaum möglich bei der Größe der Gemeinden; Anstalten, die heute durch die Innere Mission und die weibliche Diakonie hervorgerufen sind, waren kaum im Entstehen begriffen. Die meisten Trauungen und alle Taufen wurden nur in den Häusern der Gemeindeglieder vollzogen und zwar meistens am Sonntage, so daß beliebte Prediger, zu denen auch S. gehörte, vom Mittag bis zum Abend von Haus zu Haus, von der Kellerwohnung bis zur Dachstube wandern mußten. S. trug darauf an, daß diese Handlungen, wenigstens am Sonntage, auch in der Kirche stattfinden durften. Es gab bei dem Confirmandenunterricht Abtheilungen von über hundert Schülern, und wenn auch S. sie auf neun bis zehn Abtheilungen vertheilte, so beklagte er doch, daß er dem Einzelnen nicht gerecht werden konnte. Mit den Confitenten war es ähnlich bestellt: es gab sogenannte Privatbeichten, die im sogenannten Beichtstuhle in der Kirche abgehalten wurden, einem kleinen Gemach, das nicht mehr als zehn Personen fassen konnte. Hier mußten oft zehn bis zwölf Beichtreden hinter einander gehalten werden. Wegen dieses Uebelstandes wurde dann die allgemeine Beichte in der Kirche und die Beichte im Hause der Pastoren eingeführt. S. suchte auch die Nebengottesdienste zu vermehren, u. a. durch den Abendgottesdienst; allein es war auch „als eine der Kirche nicht würdige Concurrenz mit den Vergnügungsorten bezeichnet worden, wenn man Abends Gottesdienst halten wollte". Dies

hinderte ihn aber nicht, daß er sie zuerst in seinem Hause hielt; hernach räumte ihm die französisch-reformirte Gemeinde ihr Gotteshaus ein; erst am Sylvesterabend 1863 wurde der erste Gottesdienst in St. Michaelis gehalten.

Durch die schmerzlichen Erfahrungen, die er auch in seinen „Sprechstunden“ gemacht hatte „von der Hohlheit dessen, was man von der Kirche wollte und von der Veräußerlichung der Kirche, durch welche ihr Heiliges gleich dem Goldschnitt geworden war, welcher ein Briefchen weltlichen Inhalts umrandet“, reifte in ihm der Entschluß, aus seinem Amte an St. Michaelis freiwillig zu scheiden. In seinem im October 1866 an den Senat eingereichten Entlassungsgesuche erklärte S., er würde sich schon längst an das Kirchencollegium gewendet haben, die bezeichnete Sachlage zu ändern, wenn er nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß auch diesem dazu keine Mittel zu Gebote standen; die Ursachen der Uebelstände lägen in den allgemeinen Verhältnissen der hamburgischen lutherischen Kirche, und die Umgestaltung derselben würde wohl erst einer fernliegenden Zukunft vorbehalten sein. Es sei ihm schwer, diesen Schritt zu thun, da er namentlich der Predigt und dem Beichtstuhl liebe Erinnerungen verdanke und weil außer dem Wohlwollen der Gemeinde und ihres Vorstandes eine ungetrübte Verbindung mit seinen Specialcollegen sein Loos gewesen sei. Zu diesen gehörte auch der Diakonus v. Ahsen, dessen Tochter Jane Elisabeth im J. 1859 S. nach dem Tode seiner ersten Gattin geheirathet hatte. Sein Entlassungsgesuch wurde ihm gewährt unter voller Anerkennung seiner Amtsarbeit durch den ersten Kirchspielherrn von St. Michaelis, den Senator Rücker.

S. hatte auf sein Amt verzichtet, nicht um Ruhe, sondern um Stille zu suchen. Auch in Hamburg hatte er die Entwicklung des Nikolaistiftes in Moorfleth im Auge behalten. Im Haushalt war ein Deficit eingetreten. Der Aufenthalt im Marschgebiet erwies sich für die Kinder wegen der Wechselfieber ungünstig; auch war die Bearbeitung des schweren Bodens für sie zu mühsam. So entschloß sich S. mit dem Vorstand, das Stift auf die Geest zu verlegen. S. kaufte in Alsterdorf, nicht zu nah der großen Stadt und auch nicht allzu fern, ein Gewese an der Alster mit einem Wohnhaus und Scheune und achtzehn Scheffel Land. Am 5. August 1860 konnte das bisherige Moorflether Stift hier seinen Einzug halten, kein Rettungshaus, sondern eine Bewahranstalt für Knaben und Mädchen, um Schulunterricht zu erhalten und, wie bisher, allerlei Handfertigkeiten und besonders auch Gärtnerei zu lernen. Der Anstalt wurden Corporationsrechte verliehen. Der von S. herausgegebene Monatsbote hieß von nun an „Der Bote aus dem Alsterthal“, und diente dazu, Hamburg in Verbindung mit der Anstalt zu erhalten. S. selbst hatte sich vom Vorstand ein kleines Haus gemiethet und kam von Hamburg oft hinaus zur Freude der Kinder „nicht im Amtsrock, sondern in langen Stiefeln und Joppe“ und wenn die, welche die Kinder anweisen sollten, nicht recht Bescheid wußten, griff er selbst ein. Hierbei, sowie bei den ländlichen Arbeiten und Festfeiern kam ihm sein einstmaliger Landaufenthalt zu statten. Wenn das Erntefest gefeiert wurde, bewillkommnete ein Posaunenchor die Gäste und Freunde aus Hamburg; von S. verfaßte Lieder ertönten; manchmal im Freien wurde zum Anfang ein Festgottesdienst gehalten, worauf die Erfrischung erfolgte und die Jugend sich an Spielen vergnügte oder die stattlichen Erntewagen begleitete. Seit 1870 wurde die Feier des Sedantages mit dem Erntefest verbunden, denn „Vaterlandsliebe, Freude an dem wiedererrichteten Deutschen Reich sind in S. stets mächtig und innig geblieben“. Bei diesen Veranstaltungen unterstützte ihn seine Gattin, deren verständniß-

volle Antheilnahme sich nicht auf die Außenseite derselben beschränkte, sondern sich ebenso sehr in der hingebenden Fürsorge für die Kinder bethätigte. Zu den Arbeitsschülern kamen 1863 eigentliche Idioten hinzu. Der Anblick eines Idioten in einem der Hamburger Höfe, „der ein Kreuz für seine armen Eltern, ein Spielball für die rohen Buben der Nachbarschaft war“, ging ihm zu Herzen, und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, ehe etwas für solche Idioten geschehen sei. Am 19. October 1863 konnte ein kleines, für zehn Idioten bestimmtes Haus von vier Pfleglingen bezogen werden. Klein und unscheinbar war der Anfang dieses „Asyls für schwache und blödsinnige Kinder“, das allmählich zu einer ganzen Colonie ausgewachsen ist. Bis dahin gab es in ganz Deutschland nur zwölf Anstalten zu gleichem Zweck für „diese Aermsten der Armen“. Neben den Knaben öffnete sich das Asyl auch Mädchen. Hatte man bisher nur solche aufgenommen, bei welchen Hoffnung auf irgend eine Fortbildung zu hoffen war, so nahm man auch die noch Bedürftigeren auf, bei denen man sich auf Pflege beschränken mußte. Infolge eines Aufrufs, den S. um Weihnacht 1865, in seinem vorletzten Hamburger Amtsjahre, erlassen hatte, steigerten sich die Jahresbeiträge für die Alsterdorfer Anstalten von etwa 200 Thalern auf fast das fünffache, und die einmaligen Beiträge beliefen sich auf 24 000 Mark. So konnte ein geräumiger Neubau mit fünfzehn Zöglingen bezogen werden.

Als S. 1867 im Frühjahr aus dem städtischen Amt geschieden war, hörte er damit nicht auf, Prediger zu sein: 1867 wurde eine Capelle für die Alsterdorfer Anstalten errichtet, 1889 eine Kirche mit hübschem, schlankem Thurm. Die Gottesdienste wurden liturgisch ausgestaltet. Uebrigens erinnerte sich die Michaelisgemeinde gern ihres einstmaligen Predigers: am außerordentlichen Buß- und Bettage, der dem Kriege 1870 vorausging, hatte S. die Predigt in St. Michaelis zu halten. Die Anstalten erweiterten sich: 1869 wurde das Mädchenheim erbaut und 1874 erweitert, 1869 ein Pensionat für schwach begabte Kinder höherer Stände, zwei Jahre später ein Kinderheim für körperlich leidende Kinder errichtet. Sengelmann's Arbeit nahm gleichfalls zu, denn wenn ihm auch der Vorstand half, so war doch S. „das Herz des Anstaltslebens“. Für alle Mitarbeiter galt die Losung: „Die Liebe Christi dringet uns also“. Um der Anstalt den Grundcharakter der freien christlichen Liebe zu erhalten, deren Walten sich S. nur unabhängig vom Staate denken konnte, wurde dem Vorstand ein Beirath von Männern aus den nächstliegenden Theilen Norddeutschlands zugesellt. Es machte ihm wohl öfters Sorge, die sich vergrößernden Anstalten zu erhalten; allein er verlangte keine Staatshülfe. Nur einmal hat S. vom Senat einen Betrag von 10 000 Thalern empfangen, den der Senat selbst „als Aequivalent für zu wenig bezahlte Verpflegungsgelder“ bezeichnet hatte, unter der Anerkennung seiner Verdienste um die Pflege und Ausbildung der Elendesten. Sengelmann's eigene Stellung blieb eine durchaus unbesoldete. „Die Anstalten sollten öffentlich bleiben, geleitet von einer freien Genossenschaft, beaufsichtigt von den betreffenden staatlichen Behörden.“ Unter den 1821 Zöglingen, die bis zu Ostern 1896 in die Anstalten eingetreten waren, befanden sich 891 aus Hamburg, die übrigen aus anderen deutschen Gebieten. Schon aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß Sengelmann's Wirksamkeit sich bis weit in die Ferne erstreckte.

Hatte S. früher auf Reisen besonders Erholung gesucht, so kamen sie jetzt den Alsterdorfer Anstalten zu gute. Vorträge, z. B. in Ostfriesland und den Niederlanden, trugen ihnen reiche Liebesgaben zu. Andererseits benutzte S. seine Erfahrungen, auch in fremden Landen zur Pflege der Idioten auf-

zufordern, z. B. die Schrift: „Norwegen und die ärmsten seiner Kinder" (1880) ist die Frucht einer Reise nach Skandinavien. Er wurde nach verschiedenen Gegenden berufen, um über Einrichtung von Idiotenanstalten Rath zu ertheilen, so 1887 nach der Lausitz; der Großherzog von Oldenburg und der von Mecklenburg-Schwerin gewährten ihm Audienzen, um von seinem Werke etwas zu erfahren. Im J. 1874 gründete S. die Conferenz für Idiotenpflege, die er zwanzig Jahre lang geleitet hat und auf welcher Aerzte und Pädagogen ihre Ansichten austauschten. Seine Grundsätze über die Behandlung der Idioten hat S. in dem dreibändigen Werk: „Idiotophilus" (1888) niedergelegt.

Am 10. Juli 1896 fand Sengelmann's fünfzigjähriges Amtsjubiläum statt. Es wurde in Alsterdorf und nach wenigen Tagen in Moorfleth gefeiert. Es zeigte sich hierbei, daß Sengelmann's Wirken in der Ferne ihn nicht der Heimath entfremdet hatte. Die theologische Facultät von Halle-Wittenberg übersandte das Diplom eines Ehrendoctors der Theologie; der hamburgische Senat und der hamburgische Kirchenrath waren durch Deputationen bei der Feier vertreten; aus der Hamburger und aus der Lübecker Bevölkerung wurden zum Bau einer Krankenstation ungefähr 25 000 Mark überreicht, wozu die Bürgerschaft auf Antrag des Senats noch eine Ehrengabe von 15 000 Mark hinzufügte. Freilich wuchsen auch die Kosten der Anstalten. Etwa ein halbes Jahr vor Sengelmann's Tod, im October 1898, waren in den Anstalten 73 männliche und 59 weibliche Angestellte beschäftigt für 583 Pensionäre und Zöglinge, 23 Hektar eigener Besitz und 125 Hektar gepachtetes Land dienten der Landwirthschaft. Die Gesammtausgabe betrug 300 000 Mark. „Was durch die Kostgelder und durch die eigene Arbeitsleistung der Anstalten nicht aufgebracht wird, trägt die freie Liebe zusammen." Hatten die körperlichen Kräfte des Stifters dieser Anstalten bald nach jenem Jubiläum auch angefangen sich zu verringern, so tönten doch aus seinen Worten noch immer unerschütterlicher Glaube und unerschöpfliche Liebe hervor. In der Nacht des 27. Januars 1899 wurde er vom Schlagfluß getroffen, an dessen Folgen er am 3. Februar gestorben ist. Seine Ruhestätte wurde ihm nach seinen Bestimmungen in Moorfleth bereitet.

Sengelmann's Schriften, soweit sie bis 1871 erschienen sind, sind im Hamb. Schriftst.-Lexikon Bd. 7, S. 156 f. verzeichnet. — Ueber sein Leben s. G. Behrmann in A. v. Broecker's Zeitschrift für die ev.-luth. Kirche in Hamburg (1896) Bd. II, S. 138—241; Bd. III, S. 31 ff.; Bd. V, S. 52—65. — Briefe und Bilder aus Alsterdorf. Norden (Herausgeber: P. Stritter, Sengelmann's Nachfolger), XXII. Jahrgang u. ff.

W. Sillem.

Seidlitz: Ferdinand Siegismund Freiherr von S. und Gohlau, am 4. Juni 1725 zu Nieder-Peilau in Schlesien geboren, stammte aus einer vornehmen, reich begüterten, durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen einflußreichen Familie. 1748 trat er in den preußischen Justizdienst und kam schnell vorwärts. Im November 1757 leistete er freilich nach der Einnahme Breslaus den Oesterreichern den Treueid, flüchtete aber, von Gewissensscrupeln getrieben, bald aus der Stadt und rettete sich dadurch vor einer Strafe nach der Rückeroberung der schlesischen Hauptstadt durch Friedrich den Großen. 1768 wurde S. Chefpräsident — der Onkel Schöpspräsident Holtei's (Vierzig Jahre I, 18 ff., Breslau 1862) — der Breslauer Oberamtsregierung und des Oberconsistoriums. Bald nach dem Tode Friedrich's des Großen bestimmte S., als Orthodoxer nach der Art Wöllner's ein scharfer Feind der Aufklärung, Friedrich Wilhelm II., die Leitung des protestantischen Schul-

wesens in Schlesien der Berliner Generalschulencommission, d. h. dem freigesinnten Minister v. Zedlitz, 1787 zu entziehen und S. damit zur Aufrechterhaltung des Christenthums zu betrauen. Da S. die nöthigen Mittel zur Verfügung gestellt wurden, konnte er 1787 ein Landschullehrerseminar in Breslau errichten und ihm zwei Jahre später ein Stadtschullehrerseminar angliedern, ein schwacher Versuch, für die Durchführung der allgemeinen Schulpflicht zunächst einmal eine Schar von Lehrern auszubilden, die diesen Namen verdienten. Wie weit die 1787 ausgesprochene Besorgniß des durch die Beschränkung seines Wirkungskreises schwer gekränkten Zedlitz, S. drohe mit einer Unterdrückung der Gewissensfreiheit, schlimmer als die Schlesier sie in jesuitischer Zeit erlebt hätten, sich bewahrheitet hat, bedarf noch näherer Untersuchung. S. starb im Amt am 1. November 1806.

Zeitschr. des Vereins f. Gesch. Schlesiens, Bd. 24, 27, 34.

Ziekursch.

Seyferth: Karl Friedrich S., geboren am 21. Juli 1809 in Langensalza, besuchte 1822—1825 die Landesschule Pforta, dann das Gymnasium zu Gotha und studirte darauf in Jena, Leipzig und Halle die Rechtswissenschaft. Im J. 1830 ward er Auscultator, 1833 Referendar, 1836 Assessor am Oberlandesgericht in Naumburg a. d. Saale, wirkte zwischendurch zeitweilig beim Gerichtsamte Langensalza und an den Landgerichten in Wittenberg und Erfurt, bis er Ende 1837 als Hülfsarbeiter an das Oberappellationsgericht zu Posen versetzt wurde. Nachdem er 1840—1842 auch bei der Posener Generalcommission beschäftigt gewesen war, ward er Ende 1843 in Posen zum Regierungsassessor, 1844 zum Regierungsrath ernannt und starb als solcher am 29. Juli 1865 in seiner Sommerwohnung „Schilling“ bei Posen. Als Auscultator verfaßte er zu Naumburg a. d. S. im Juli 1832 zum Kirschfest das allgemein bekannt gewordene humoristische Bänkelsängerlied „Die Hussiten zogen vor Naumburg“, das damals als Bilderbogen mit sechs Caricaturen seines Collegen Otto Bollmann (1809—1878) für die Theilnehmer des Referendarienzeltes ohne Nennung des Verfassers und des Zeichners herausgegeben wurde. Diese älteste Fassung des Textes weicht fast in allen sechs Strophen von der jetzt gangbaren Form etwas ab und beginnt z. B. „Hussens Leute kam'n von Camburg durch Klein-Jene bis vor Naumburg“. Die landläufige Umarbeitung, die den Text glatter und gefälliger gemacht hat, stammt vermuthlich von R. Löwenstein oder K. H. Schauenburg. In den Schatz der deutschen Volkslieder gelangte die Dichtung in der umgearbeiteten Form, immer noch anonym, zuerst 1843 durch Aufnahme in das von R. Löwenstein, K. H. Schauenburg und J. W. Lyra herausgegebene Commersbuch „Deutsche Lieder nebst ihren Melodien“ (Leipzig). Der Name des Verfassers ist in unrichtiger Schreibung (Seyffert) zuerst genannt in dem „Liederbuch für deutsche Gymnasien“, das der Pförtner Professor K. E. Niese 1857 anonym veröffentlichte. Eine Nachdichtung, anfänglich nach derselben Melodie, jetzt gewöhnlich nach eigener Vertonung gesungen, ist das Scheffel'sche „Als die Römer frech geworden“. Die Melodie beruht nicht auf Originalcomposition, sondern ist die des jetzt vergessenen Liedes „Halle an der Saale Strande“, und diese hinwiederum geht indirect wohl auf eine magyarische Volksmelodie zurück, die Karl Maria v. Weber 1809 in Deutschland eingeführt hat. Neuere Illustrationen zu dem Texte des Liedes, unabhängig von Bollmann's Zeichnungen, lieferten Alexander Zick (Deutscher Bilderbogen Nr. 218, Stuttgart), Ille 1887 (Münchener Bilderbogen Nr. 924) und Gehrts 1899 (Neue Flugblätter Nr. 24, Leipzig).

Acten der Regierung zu Posen. — Nachruf des Posener Regierungscollegiums in der Posener Zeitung 1865, Nr. 176 vom 31. Juli, Beilage. — K. Bornhak, Feste und Gedenktage Naumburgs (1875), S. 31—32. — P. Mitzschke, Das Naumburger Kirschfest, in den „Grenzboten“ 1891, III, Nr. 34, S. 378 f. — M. Hoffmann, Pförtner-Stammbuch (1893), S. 369, Nr. 9029. — F. M. Böhme, Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert (1895), S. 530 f., Nr. 707. — Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder, 4. Aufl., hsg. von K. H. Prahl (1900), S. 55, Nr. 256 und S. 316. — K. Schöppe, Die Literatur des Kirschfestes (Naumburg 1901), S. 9 u. 15. — Derselbe, Das Naumburger Kirschfest (Naumburg 1903), S. 12. — P. Mitzschke, Das Naumburger Hussitenlied (1907, mit Seyferth's Porträt und einem Facsimile der Vollmann'schen Caricatur).

Mitzschke.

Siebenhaar: Eduard S., Vicepräsident des ehemaligen Oberappellationsgerichts zu Dresden, ein Sproß einer alten sächsischen Gelehrtenfamilie, wurde am 28. März 1806 zu Senftenburg in der Niederlausitz als Sohn eines Pfarrers geboren. Er studirte in Leipzig die Rechtswissenschaften und war dann Advocat. Während er diesen Beruf ausübte, lernte ihn der damalige sächsische Justizminister v. Könneritz kennen und veranlaßte ihn, in den sächsischen Staatsdienst einzutreten. Zuerst war S. Rath bei verschiedenen Appellationsgerichten, aber schon nach kurzer Zeit wurde er in das Oberappellationsgericht nach Dresden berufen, wo er dank seines eisernen Fleißes, seiner unermüdlichen Arbeitskraft, seines klaren Verstandes und vor allem durch sein umfassendes Wissen schnell großen Einfluß auf die Rechtsprechung seines Senates gewann. — In diese Zeit fielen die Vorarbeiten zum sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch. Die Regierung hatte 1852 den Ständen einen Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen vorgelegt. Diesen Entwurf zog sie 1856 wieder zurück und verwies ihn zur Revision an eine Commission. Zum Mitgliede dieser Commission wurde S. ernannt. Nach dem im Frühjahre 1857 erfolgten Tode des Geheimen Rathes Dr. Held, des Verfassers des Entwurfs, wurde ihm die Berichterstattung übertragen und bis zum Abschlusse der Berathungen (Mai 1860) belassen. In seiner Eigenschaft als Referent hat S. — wie unten noch des näheren darzulegen sein wird — auf die Gestaltung des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuches einen überwiegenden Einfluß ausgeübt. In Würdigung seiner Verdienste um das große Gesetzgebungswerk wurde er noch während der Dauer der Berathungen (1859) zum Geheimen Justizrath ernannt und in das Justizministerium berufen. Als vier Jahre später die Regierungscommissare von zehn deutschen Bundesstaaten in Dresden zusammentraten, um ein allgemeines Gesetz über die Rechtsgeschäfte und Schuldverhältnisse zu berathen, ordnete die sächsische Regierung S. ab. Die Commission wählte ihn zu ihrem Berichterstatter und gab ihm so Gelegenheit, auch bei der Aufstellung des sogenannten Dresdener Entwurfs, dem Ergebnisse ihrer Berathungen, ein besonders gewichtiges Wort in die Wagschale zu werfen. — 1869 wurde S. zum Vicepräsidenten des Oberappellationsgerichts in Dresden ernannt. Dieses Amt hat er aber nur vier Jahre lang bekleidet. Schon 1873 trat er in den Ruhestand und widmete sich in voller geistiger und körperlicher Frische noch zwei Decennien lang wissenschaftlichen Studien. Er starb im hohen Alter von 87 Jahren am 28. April 1893 in Dresden. — An äußerer Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt. Sechs deutsche Souveräne und der Kaiser von Oesterreich haben ihn durch hohe Orden ausgezeichnet, die Leipziger Juristenfacultät hat ihm die Doctorwürde honoris causa verliehen.

Neben seinem amtlichen Wirken hat S. eine sehr ausgedehnte litterarische Thätigkeit entfaltet. So gründete er 1851 das Archiv für deutsches Wechselrecht, das sich später auf das gesammte Handelsrecht erstreckte und bis 1874 fortgeführt wurde. Diese Zeitschrift war für die Auslegung und Weiterentwicklung des Wechselrechts und verwandter Materien von nachhaltigem Einfluß. Und das ist nicht zuletzt ihrem Herausgeber zu danken! Mit großem Geschick verstand es S., tüchtige Mitarbeiter heranzuziehen und dauernd an das „Archiv" zu fesseln. — Von größeren selbständigen Werken Siebenhaar's sind zu nennen: „Die Correalobligationen nach römischem, gemeinem und sächsischem Rechte" (Leipzig 1867/68); „Commentar für das bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen", 3 Bände (zusammen mit Siegmann und Pöschmann, Leipzig 1864/65; „vollständig umgearbeitete" zweite Auflage 1869); „Lehrbuch des Sächsischen Privatrechts" (Leipzig 1872); „Ideen über die Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches" (Dresden 1874); „Commentar zur Deutschen Civilprozeßordnung" (Leipzig 1877). Außerdem hat S. in seinem oben genannten Archiv, weiter in der Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung, zunächst für das Königreich Sachsen und endlich in den Annalen des Oberappellationsgerichts zu Dresden zahlreiche Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten der Rechtswissenschaft veröffentlicht.

Wenn auch mehrere der genannten Schriften, so insbesondere sein Commentar zum sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch und seine Abhandlungen über einzelne Materien des gleichen Gesetzes, Wissenschaft und Praxis erheblich gefördert haben, so zeigte sich die hervorragende Begabung Siebenhaar's doch in noch höherem Maße bei seiner richterlichen Thätigkeit und vor allem bei seiner Mitwirkung an legislatorischen Arbeiten. Daß er — ohne Widerspruch befürchten zu müssen — im Jahre 1872 über das sächsische bürgerliche Gesetzbuch sagen konnte: Es hat sich „in dem sechsjährigen Zeitraum seiner Gültigkeit so bewährt, daß es in Sachsen wohl nur noch Wenige geben dürfte, welche eine Rückkehr zum Alten wünschen", ist hauptsächlich *sein* Verdienst. Die zur Revision des Held'schen Entwurfs eingesetzte Commission, deren Referent — wie bereits oben erwähnt — S. fast während der ganzen Dauer der Berathungen war, hat nämlich nur nominell den Held'schen Entwurf zu Grunde gelegt; „virtuell bot eine zunächst vom Oberappellationsgerichtspräsidenten Dr. Ortloff gearbeitete, von dem besonderen Theil des Obligationenrechts an von Dr. Siebenhaar fortgesetzte ‚Vorlage' den Leitfaden für die Diskussion." (Pöschmann in den Annalen des Oberappellationsgerichts zu Dresden (N. F. Band 1, S. 4). Da S. auch Referent der „Redaktionsdeputation" war, welche die Commission aus ihrer Mitte zur Redigirung ihrer Beschlüsse gewählt hatte, geht man wohl in der Annahme nicht fehl, daß auch die klare und lebendige Sprache, durch die sich das Gesetzbuch vor anderen auszeichnet, in erster Linie auf ihn zurückzuführen ist.

Die partikulären deutschen Gesetze auf dem Gebiete des Privatrechts gehören heute im wesentlichen der Vergangenheit an. Aber undankbar wäre es, wollte das heutige Geschlecht vergessen, wieviel diese Gesetzgebungen dazu beigetragen haben, daß jetzt das so lange heiß ersehnte Ziel, ein einheitliches Privatrecht für ganz Deutschland zu schaffen, glücklich erreicht ist. Es sei deshalb gestattet, die schönen Worte Stobbe's über die Bedeutung dieser Gesetzgebungen für unser heutiges Recht hier wiederzugeben, Worte, bei denen der berühmte Germanist vorzugsweise gerade das sächsische bürgerliche Gesetzbuch im Auge hatte: „Bei Ausarbeitung dieser Entwürfe und Gesetze hält man sich nicht allein an das, was bisher in dem betreffenden Lande Rechtens war,

sondern berücksichtigt die in ganz Deutschland und in außerdeutschen Ländern gemachten Erfahrungen und bisherigen gesetzgeberischen Versuche. Man will sich dem anschließen, was sich anderswo als lebenskräftig und brauchbar erwiesen hat, und das ganze Deutschland betheiligt sich mit seinem Interesse auch an den partikulären gesetzgeberischen Arbeiten. So erscheint jede neue Legislation, wenn sie auch äußerlich die formelle Rechtseinheit erschwert, ihrer innerlichen Bedeutung nach als eine wichtige Vorarbeit für ein künftiges allgemeines deutsches Gesetzbuch."

Auf Grund dieses Zeugnisses darf man wohl sagen, daß die Arbeit, die S. dem sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch gewidmet hat, auch dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch zu gute kam. Es war S. aber auch vergönnt, auf die Gestaltung unseres heutigen Rechts eine mehr unmittelbare Einwirkung auszuüben. Einmal als Mitschöpfer des Dresdener Entwurfs, der ja bekanntlich aus Gründen politischer Natur niemals Gesetzeskraft erlangte, aber bei Abfassung des (ersten) Entwurfs des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches für das Recht der Schuldverhältnisse als Grundlage diente. Weiter durch seine schon oben erwähnte Schrift „Ideen über die Abfassung eines Deutschen bürgerlichen Gesetzbuches". Die Winke, die hier der in Fragen der Gesetzgebung so erfahrene hohe richterliche Beamte gab, haben nämlich weitgehende Beachtung gefunden. So sind z. B. die in § 10 der genannten Schrift wiedergegebenen „Ideen" über die Gestaltung des Sachen- und Obligationenrechts fast ausnahmslos im deutschen bürgerlichen Gesetzbuch verwirklicht worden.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1893, Nr. 99 und 1906, Nr. 37. Max Pagenstecher.

Sieberer: Jacob S., Tiroler Landesschützen-Major, geboren am 14. Juli 1766 zu Thiersee im Landgerichte Kufstein, entstammte einem alten siegelmäßigen Bauerngeschlechte und war der Sohn eines Holzarbeiters im Eisenwerke zu Kiefer. Nach Beendigung der Dorfschule fungirte er als Meßner und besorgte gleichzeitig den Unterricht der Dorfjugend. In der Kufsteiner Schützencompagnie eingetheilt, that er sich schon am 2. November 1796 als Oberjäger bei der Vertheidigung des Dorfes Faèdo besonders hervor. Im darauffolgenden Jahre führte S. bereits als Oberlieutenant den Landsturm seines Thales, als Joubert im März bis gegen Sterzing vorgedrungen war; er kämpfte mit Bravour bei Spinges und half mit aufopferndem Diensteifer den Feind durch das Pusterthal nach Kärnten verfolgen. 1799 commandirte er als Hauptmann die Schützencompagnie im Oberinnthale, im Engadin und Bündten, und hielt die zur Landesvertheidigung berufenen Leute durch sein Beispiel und Worte der Ermunterung über ihre Einberufungszeit zusammen. Im verhängnißvollen Winter 1800, als Tirol von allen Seiten eingeschlossen, die kaiserliche Armee nach Baiern gedrückt und Italien in Feindeshand war, bemühte sich S. als Districtscommandant im Unterinnthal mit hingebendem Eifer, die erforderliche Vertheidigungsmannschaft in Tirol aufzubringen. Am 30. November und 2. December 1800, nach dem Unglückstage bei Hohenlinden und Moreaus Innübergang bestand S. bei Aurach, Bairisch Zell und Thiersee gegen überlegene Feindesmacht siegreiche Gefechte, in welchen sein Oheim Josef, sein Bruder Johann und sein Vetter Jacob Sieberer tot an seiner Seite fielen. Er selbst kämpfte überall auf dem gefährlichsten Platze und fand nicht eher Zeit für die Trauer um die Seinen, bis er den Gegner auf allen Seiten zurückgeworfen hatte. — S. bewährte seine Umsicht auch später nach dem unglücklichen Gefechte bei Salzburg. Nachdem er sich schon früher die kaiserliche silberne und ständische Tapferkeitsmedaille erworben hatte, wurde ihm in Würdigung dieser Thaten die goldene große Ehrenmedaille verliehen. — Nicht

minder zeichnete er sich im Kriegsjahr 1805 aus, indem er die Pässe Hörhag und Kiechlsteg besetzte und am 6. November bedeutende feindliche Streitkräfte nach einem fünfstündigen hartnäckigen Gefechte zum Rückzug zwang. — In dem denkwürdigen Jahr 1809 entfaltete er als Landesschützen-Major eine große Thätigkeit. Er bot von allen Seiten den Landsturm auf, schnitt mit diesem die Communicationen ab und hatte schon im April die Festung Kufstein eingeschlossen, welche Festung er im Vereine mit Speckbacher in den Monaten April bis Juni belagerte. Mit vier Sechspfündern und zwei Haubitzen, welche die Bauern in Innsbruck erobert hatten und welche er auf dem höchsten, die Stadt völlig beherrschenden Punkt des Stadtberges aufstellen ließ, wurde die Festung Ende April mit so gutem Erfolge beschossen, daß das in den Festungswerken aufgehäufte Brennholz in Brand gerieth. Leider nahm die Beschießung wegen Pulvermangels ein vorzeitiges Ende, da eine feindliche Bombe in den angelegten Pulvervorrath der Belagerer fiel und denselben zerstörte. Als der weit überlegene Feind am 13. Mai die Posten Hörhag, Kiechlsteg und Thierberg angriff, vertheidigte S. als Commandant der ersten zwei Posten dieselben standhaft von 4 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags; erst nachdem der vom Major Margreiter schlecht vertheidigte Posten Thierberg verlassen wurde, mußte sich S., um nicht abgeschnitten und gefangen zu werden, über den Kaiserberg nach Brixenthal durchschlagen. S., dessen Einsicht und ruhige Besonnenheit ihn besonders zu Verhandlungen geeignet machten, stand dem wackeren Andreas Hofer sehr zur Seite und wurde von ihm zu wichtigen Missionen verwendet. So wurde er am 25. Mai 1809 von diesem in das Hauptquartier des Erzherzogs Johann nach Körmend in Ungarn abgeordnet. Mitte Juni traf er von dort wieder auf seinem Posten in Kufstein ein, erhielt neuerdings das Commando auf dem rechten und linken Innufer und ernannte Speckbacher zum Untercommandanten auf dem rechten Ufer. S. schlug am 2. Juli einen Ausfall der Festungsbesatzung mit großer Bravour zurück und eroberte eine feindliche Fahne. Er war es auch, der am 14. September 1809 in Gemeinschaft mit den beiden Landesvertheidigungsofficieren Eisenstecken und Frischmann von Kaiser Franz den ehrenvollen Auftrag erhielt, 3000 Ducaten als Unterstützung für das Land und die große goldene Kette an Andreas Hofer zu überbringen. Nach dem unglücklichen 1. November 1809, als durch des Schützenmajors Firler unglückselige Anordnungen die Tiroler von den beiden bairischen Divisionen Kronprinz und Wrede total geschlagen und entmuthigt worden, war es wieder S., der die Ordnung und Ruhe wieder herstellte und die schwer erregten Gemüther beschwichtigte. — Am 3. November wurde er im Vereine mit dem Priester Donay aus Hofer's Hauptquartier Steinaich nach Villach entsendet, wo sich eben der Vicekönig von Italien befand, um diesem die Unterwerfungsacte der Tiroler zu überbringen. Nach seiner Rückkehr begab sich S. am 15. November im Auftrage des französischen Marschalls Drouet nach dem Oberinnthale, wo bei der Unruhe der Gemüther über den Stand der Dinge die Gährung sichtlich im Steigen begriffen war. Dort sollte er durch Belehrung über den Friedensschluß die Verständigung und Besänftigung der Bevölkerung bewirken. Aber dieser wohlgemeinte Versuch fiel übel aus. Das Wort Friede genügte, um die Gemüther noch mehr zu reizen und die Erbitterung aufs höchste zu steigern. Unter blutigen Mißhandlungen wurde sein Leben von der Bevölkerung bedroht. Gleich einem Verbrecher wurde er als ein Opfer der Volkswuth vor den Passeyer Sandwirth gebracht, und von diesem selbst verkannt, mußte er den schmählichen Vorwurf des Vaterlandsverrathes über sich ergehen lassen. Als dann die Baiern im Lande die Herren waren, erging es ihm von Seiten derselben nicht besser. Der Commandant

der Festung Kufstein, der noch von der oben erwähnten Blokade der Festung her einen Groll auf ihn hatte, ließ ihn ohne allen weiteren Grund in der Nacht vom 2. Februar 1810, als S. im Bette lag, ergreifen und in den Kaiserthurm werfen. Erst auf des General Deroy Befehl wurde S. wieder freigegeben. Alle diese Unbilden hatten S. den ferneren Aufenthalt in der Heimath gründlich verleidet; er verließ dieselbe, übersiedelte nach Oberösterreich, kaufte das Gut Ottensheim bei Linz und trat als Major in die kaiserliche Armee. Nach der Wiederkehr des europäischen Friedens im J. 1814 sah er noch einmal auf dem Durchmarsch mit seiner Truppe seine Heimath. In Mantua erkrankte er und in Trient starb er am 5. Mai 1814. Zwei seiner Söhne traten in die kaiserliche Armee, wovon der eine, Jacob, k. k. Oberst und für seine Waffenthat bei Magenta Ritter des Leopold-Ordens wurde.

K. u. k. Kriegsarchiv. — Hormayr, Geschichte Andreas Hofers. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. Sommeregger.

Sievers: Eduard Wilhelm S. wurde am 19. März 1820 in Hamburg als der fünfte von sieben Söhnen des Großhändlers C. F. Sievers geboren und erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Johanneum. Seit Ostern 1839 studirte er in Halle, Berlin und Bonn hauptsächlich classische Philologie und promovirte in Erlangen mit einer Dissertation De imperio Odrysarum commentatio (Bonn 1842), die er seinem Vetter, dem Professor am Johanneum G. R. Sievers, dem Verfasser einer Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantineia, widmete. An der gleichen Anstalt unterrichtete er dann auch selber. Bei dem großen Brande, welcher im Mai 1842 in Hamburg wüthete, zog er sich durch seine Theilnahme an den Lösch- und Rettungsarbeiten eine ernste, sich stetig verschlimmernde Krankheit zu, zu deren Heilung er schließlich die Wassercur unter Dr. Piutti in Elgersburg, und zwar mit solchem Erfolg anwandte, daß er nach sechsmonatlichem Aufenthalt im Januar 1845 die Anstalt, die er als ein Krüppel betreten hatte, völlig geheilt verlassen konnte. Dieser Aufenthalt in Elgersburg wurde für seinen weiteren Lebensgang entscheidend. Denn hier wurde er mit dem Oberconsistorialrath Dr. C. Jacobi, dem damaligen interimistischen Director des Realgymnasiums zu Gotha bekannt, der seinen Uebergang an diese Anstalt als Lehrer der neueren Sprachen zu Ostern 1845 bewirkte. S. gab die glänzendere Stellung und größere Wirksamkeit, die ihm in seiner Vaterstadt winkten, auf, weil er in dem schönen thüringischen Städtchen mehr Muße und Sammlung zur Pflege seiner wissenschaftlichen Interessen zu finden hoffte. Er blieb der Stadt und der Schule, für die er sich entschieden hatte, dauernd treu. Bei der Vereinigung der beiden Gothaer Gymnasien (1859) wurde er zum Professor ernannt, 1885 kam er um seine Versetzung in den Ruhestand ein und erhielt sie unter Verleihung des Titels Hofrath. Seine letzten Jahre waren durch quälende Leiden verdüstert, von denen ihn der Tod am 9. December 1894 erlöste. Das Jahr Achtundvierzig regte seinen Geist mächtig an und er wirkte mit Wort und Schrift für die freiheitliche Bewegung, wie er auch mit seinen näheren Bekannten in die Bürgerwehr Gothas eintrat. Das Interesse für politische Fragen hat er sich zeitlebens bewahrt und von seinem tiefen Nachdenken über sie legen fast alle seine Arbeiten Zeugniß ab. Im Herbst 1849 gründete er seinen eigenen Hausstand und widmete sich von der Zeit an außer seinem Amt hauptsächlich seinen Studien, die mehr und mehr ihren Mittelpunkt in Shakespeare gefunden hatten.

S., der als Philologe begonnen hatte, wandte sich bald einer mehr philosophischen Betrachtung der Litteratur zu, die ihr Augenmerk namentlich auf

die psychologischen und ethischen Probleme richtete, die den Werken der großen Dichter zu Grunde liegen. Die Abkehr von der Philologie war so vollständig, daß er selbst in den Textausgaben zweier Shakespeare'scher Stücke, des Othello und des Julius Cäsar, sich weniger um die Erklärung des Wortsinns und Beobachtung des Sprachgebrauchs, als um die Erläuterung der Absichten des Dichters bemüht zeigt. Besonders war es Shakespeare, der ihn früh anzog und dauernd fesselte, und dessen dichterischem Schaffen, von einer als Manuscript gedruckten Gelegenheitsrede: Ueber die Tragödie überhaupt und Iphigenie in Aulis insbesondere (Hamburg und Gotha 1847) abgesehen, seine wissenschaftlichen Arbeiten ausschließlich galten.

Zunächst waren es die großen Tragödien, die ihn beschäftigten. Von 1849 ab veröffentlichte er in rascher Folge verschiedene Aufsätze in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprache, in Rötscher's Jahrbüchern für dramatische Kunst und in einem Programm seiner Schule, in denen er eine neue Auffassung des Hamlet, des Othello und Heinrich's des Vierten begründete, und gab dann heraus: „Shakespeare's Dramen für weitere Kreise bearbeitet". 1. Hamlet. 2. Julius Cäsar. 3. König Lear (1851). 4. Romeo und Julie (1852, Leipzig). 5. Othello (1853, Braunschweig). Es war das ein Versuch, durch eine halb erzählende, halb analysirende Wiedergabe des Inhalts das Verständniß dieser Dramen einem größeren Publicum zu erschließen. Schon in diesen ersten Arbeiten erkennen wir die Vorzüge wie auch die Mängel, die diesen Shakespeareforscher kennzeichnen, nur jene schwächer und diese stärker ausgeprägt, als sie sich später zeigen.

S. war ein philosophischer Kopf mit einer stark speculativen und constructiven Anlage, der die philosophische Bewegung der Zeit, in die seine geistige Entwicklung fiel, vielleicht nur allzusehr entgegenkam. Die geschichtsphilosophische und ästhetische Speculation der Hegel'schen Schule hat wenigstens in diesen seinen ersten Arbeiten stark auf ihn gewirkt, und zwar ist es weniger der Meister als die Schüler wie Rötscher und Fr. Th. Vischer, an die er anknüpft. Mit diesen hat er gemein die ganze Art der Betrachtung, die von allgemeinen Begriffen herabsteigt zu den Erscheinungen des Kunstlebens — in seinen Gedanken ist er aber durchaus original und unseres Erachtens tiefer als die genannten beiden Aesthetiker. Manche der Auffassungen von Personen und ganzen Dramen, die er zuerst vortrug, wie die des Hamlet, die er in Einzelheiten später berichtigte, die des Julius Cäsar, des Othello, sind auf dem Wege sich langsam durchzusetzen und dürfen als eine dauernde Bereicherung der Shakespeareforschung gelten. Durch starken Wahrheitssinn und Ernst ausgezeichnet, sucht er gerade die schwierigsten Probleme auf und wird ihrer oft besser Herr als einer seiner Vorgänger. Sievers' Arbeiten verfehlten ihren Eindruck auf die Zeitgenossen nicht und fanden Beachtung neben dem kurz vorher erschienenen Shakespeare von Gervinus, gegen dessen äußerlich moralische Auffassung des großen Dichters S. wiederholt Stellung nehmen mußte. Ihre Form kann im allgemeinen nicht als glücklich bezeichnet werden. In den Aufsätzen zwingt uns die hegelisirende Art der Darstellung oft, schöne und werthvolle Gedanken aus einem Wust von krauser Gelehrsamkeit und scholastischen Formeln herauszusuchen, in der Bearbeitung der Dramen für weitere Kreise stört das Schwanken zwischen Analyse und Erzählung, besonders da S. die Handlung bisweilen in die Vergangenheit verlegt und gelegentlich sogar die Mittel eines novellistischen Darstellers verwendet. —

Nach diesem kräftigen Anlauf zur Bewältigung einiger der wichtigsten Probleme, die Shakespeare dem Forscher stellt, folgte eine Periode der Sammlung, in der S. besonders ein neues Problem in seine Betrachtung hereinzog

die Frage nach der Natur des Dichters, der hinter diesen Werken steht. In großen Zügen skizzirte er die gewonnenen Resultate in der Gelegenheitsrede: „Shakespeare's Geistesleben, in seinen Grundzügen dargestellt (Herrig's Archiv 1859, Band 25, S. 311—366), die zum Schönsten gehört, was S. geschrieben hat und eine weitere Bedeutung noch dadurch erhält, daß er hier auch die Werke aus der letzten Schaffensperiode des Dichters berücksichtigt, über die er später nicht mehr gehandelt hat. Die weitere Ausführung und Begründung sollte ein größeres auf zwei Bände berechnetes Werk bringen. Im J. 1866, durch eine Krankheit des Verfassers um ein Jahr verzögert, erschien: „William Shakespeare, sein Leben und Dichten". 1. Band. (Gotha, später Berlin.) „Ich will versuchen," erklärt S. in der Vorrede, „ein Bild zu entwerfen von dem weltgeschichtlichen Menschen Shakespeare, von seinem Ringen und Streben und von seiner Weltanschauung; ich will zeigen, welche großen allgemein menschlichen und doch wieder tief persönlichen Interessen ihn zum Dichten antrieben und begeisterten und welches die ewigen Wahrheiten sind, das „weltliche Evangelium", das er als echter Dichter der Menschheit verkündigt und in dem er selbst sein Glück oder doch seinen Frieden gefunden hat. Ich will also von seinen Werken vordringen zu ihm selber."

Die Aufgabe, die S. sich hier stellt, war vorher und ist seitdem von Männern der verschiedensten Richtungen wie Kreyssig, Rümelin, Lewes, Elze u. A. wegen der Objectivität des Dichters als unlösbar bezeichnet worden. Glanzstücke sind nun die Ausführungen von S. in dem Capitel: „Charakter der Dichtung Shakespeare's. Methode seines künstlerischen Schaffens", in denen er nachweist, daß die Objectivität für den dramatischen Dichter, wie S. an einem anderen Orte bemerkt, nichts anderes ist als die Form, in der er sein Inneres aus sich herausstellt. S. geht noch einen Schritt weiter und ist hier weniger glücklich: er glaubt aus der Beschäftigung mit einem bestimmten Stoff nicht nur das augenblickliche Interesse des Dichters für das darin enthaltene Problem entnehmen, sondern auch den Zeitpunkt bestimmen zu können, wo die in dem betreffenden Werk niedergelegte Erkenntniß dem Dichter aufgegangen ist. Jene vorhin erwähnte Aufgabe hat aber S. nicht nur klar erkannt, man kann sagen, daß er sie zuerst in wissenschaftlichem Geist in Angriff nahm und fast der Einzige ist, der überhaupt brauchbare Beiträge zu ihrer Lösung geliefert hat. Nie sind die leitenden Ideen, die sich durch alle Werke Shakespeare's als gemeinsames Band hindurchziehen, so klar erkannt, niemals seine Stellung zu politischen und religiösen Fragen so richtig dargelegt und beurtheilt worden. Die Bedeutung von Sievers' Buch beschränkt sich nicht darauf, daß es die Anschauungen Shakespeare's und ihr Werden darzulegen versucht — auch in der Betrachtung der einzelnen Stücke bietet es sehr viel des Neuen, Eigenthümlichen und Treffenden und die Analysen einzelner Werke, wie des Kaufmanns von Venedig, von Romeo und Julie und des Hamlet gehören zum Werthvollsten, was überhaupt über Shakespeare'sche Stücke geschrieben wurde. Namentlich verdient die des Hamlet Hervorhebung, in der sich schon alles findet, wodurch später Hamlettheorien wie die von H. Türck und Kuno Fischer ihr Glück gemacht haben. Die Schwächen, die Sievers' früheren Arbeiten anhaften, sind hier großentheils überwunden, und namentlich erstrebt und erreicht die Sprache eine edle Popularität.

Das Buch erschien zu einem ungünstigen Zeitpunkt: Sievers' Shakespeare fand zwar eifrige Lobredner, die seine großen Vorzüge nachdrücklich hervorhoben; dennoch wurde es anfangs beinahe übersehen und später fast vergessen. Leider blieb auch der zweite Band aus, der die Aufmerksamkeit vielleicht von neuem darauf gelenkt hätte.

Das Ausbleiben des zweiten Bandes wurde nach Sievers' eigener Erklärung nicht in erster Linie durch die ungünstige Aufnahme des ersten, sondern mehr noch durch überkritische Strenge gegen sich selbst, zum Theil auch dadurch bewirkt, daß neue Auffassungen, die ihm bei der Beschäftigung mit früheren Dramen im Fortgang der Arbeit gekommen waren, ihn zu eingehenden Studien auf abgelegenem Gebiet veranlaßten. Auch nach seinem Rücktritt von der Schule ging er zunächst nicht an die Ausarbeitung seiner Ansichten, sondern begann diese erst im Jahre 1892, von jüngeren Freunden gedrängt, die nachdrücklich auf die Bedeutung seines Shakespeare's hingewiesen und dessen Nichtvollendung bedauert hatten. Trotz eines schweren Kopfleidens, das ihm anhaltendes Arbeiten, ja oft Arbeiten überhaupt unmöglich machte, begann er die noch folgenden Historien zu behandeln, die den zweiten Band hatten eröffnen sollen, und führte ihre Betrachtung mit Aufbietung seiner letzten Kräfte zu Ende. Es sind selbständige, aber in enger Beziehung zu einander stehende Studien, deren Veröffentlichung er nicht mehr erlebte. Die eine, dem König Johann gewidmet, erschien in Kölbing's „Englischen Studien“ (1894. Band 20, S. 220—265) unter dem Titel: „Shakespeare und der Gang nach Canossa“, die andere behandelt Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V. und erschien in Buchform: „Shakespeare's zweiter mittelalterlicher Dramen-Cyklus“. Mit einer Einleitung von W. Wetz. (Berlin 1896.) Auch in diesen Arbeiten ist die Tiefe und der Gedankenreichthum von S. nicht zu verkennen und sie zeigen sich besonders in der Behandlung des politischen Problems: die viel umstrittene Frage nach Shakespeare's Stellung zum Legitimitätsprincip hat durch S. ihre endgültige Antwort gefunden. Ebenso stellen auch die Ausführungen über das Drama Richard II., über den Charakter des Königs und über das Gottesgnadenthum bei Shakespeare das früher hierüber Gesagte in den Schatten. Auch über andere Charaktere, wie namentlich die der Personen des Königs Johann, erhalten wir eine Fülle des Neuen und Ueberzeugenden. In der größeren Schrift fordert jedoch auch Vieles zum Widerspruch heraus, wie namentlich die Hereinziehung der Johanneischen Logosidee: der Entwicklungsgang des Königthums, wie er sich in der verschiedenen Stellung der Könige zum Staat in den vier Theilen dieses Cyclus nach S. darstellt, soll ihm gleichzeitig auch den Entwicklungsgang der Menschheit und die Fleischwerdung des Wortes versinnbildlichen.

Vgl. meine Einleitung zu dem Zweiten mittelalterlichen Cyclus (1896), ferner die Nekrologe von Oberschulrath Dr. A. v. Bamberg (Programm des Herzogl. Gymnasium Ernestinum zu Gotha 1895) und von Dr. Walter Bormann (Shakesp.-Jahrb. XXXII, 1896); von dems. auch Ed. W. Sievers und seine letzten Shakespeare-Forschungen (Beil. d. Allgem. Ztschr. 1896, Nr. 85 u. 86). W. Wetz.

Sigmair: Peter S., Tiroler Landesschützen-Oberlieutenant, geboren am 5. Februar 1775 zu Mitterolang als Sohn des Tharerwirths Georg Sigmair, hatte, als in den drangvollen Augusttagen des Jahres 1809 das Vaterland rief, sein ihm im gleichen Jahre angetrautes Weib verlassen und war als Oberlieutenant der Niederrasener Compagnie in die Luggau und dann auf den Kreuzberg gezogen. Im September und October war er im Ampezzo gestanden und hatte seine Pflicht gleich anderen braven Männern gethan, von denen kein Lied und keine Geschichte einzelne Züge melden. Und als in den traurigen Tagen der ersten Decemberwoche die Flamme des Aufruhrs noch einmal im Pusterthal und im Eisackthal emporschlug, da war es der junge Tharer, welchen die Führer zum Wegboten zwischen den Reiterscharen

um Brixen und denen in der Gegend von Brunneck ausersahen. Dadurch geschah es, daß sein Name bei Freund und Feind viel genannt wurde, was ihn in den Verdacht der Führerschaft brachte. Nach der endlichen Niederwerfung des Aufstandes übten die Franzosen fürchterliche Rache; sie ließen die Anführer des Landsturms, die sich nicht geflüchtet hatten, und auch Andere, welche ihnen gefährlich schienen, ergreifen, ihnen den Proceß machen, der gewöhnlich mit einem Todesurtheil endete, das auch vollzogen wurde. Peter S. hatte sich, Schlimmes ahnend, vor dem französischen General Broussier, dessen Rachedurst einundzwanzig Todesopfer im Pusterthale allein forderte, auf den Geiselsberg ober Olang geflüchtet. Sein 61jähriger Vater und seine junge Frau glaubten ihn schon gerettet, als die Häscher des Generals ihn nicht fanden, doch der Franzose ersann einen ebenso heimtückischen als verfänglichen Plan. Am Thomastag (21. December) erschien ein Trupp Franzosen im Tharerwirthshause und verhafteten den alten, blinden Vater, dem der Tod angekündigt wurde, falls sich der Sohn binnen drei Tagen nicht stellen würde. Kaum hatte Peter von dem unmenschlichen Ausspruch Kunde erhalten, als er augenblicklich sein sicheres Versteck verließ und von den Schwingen der Kindesliebe getragen nach Brunneck eilte, um sich dem blutigen Machthaber zu stellen. Der Vater wurde in Freiheit gesetzt, der Sohn in Ketten geschlagen. Anfänglich nach Bozen eingeliefert, wurde S. in den ersten Tagen des Januar 1810 wieder nach Brunneck zurückgebracht und schmachtete einige Zeit im Gefängniß des Schlosses. Man hätte erwarten können, der Tyrann werde seines Lebens schonen, da seine Führerschaft so unerheblich, sein thatsächliches Verschulden so gering, seine Selbststellung so entlastend und seine Kindesliebe so rührend gewesen. Allein Broussier hatte sich nach seinen eigenen Worten vorgenommen, den Tirolern die Landesvertheidigung auf hundert Jahre zu verleiden. Das Blutgericht erkannte auf Tod; vor dem eigenen Hause sollte S. erschossen und sein entseelter Körper zum abschreckenden Beispiel an einen Galgen gehängt werden, und Bauern mußten den Leichnam am Galgen durch 48 Stunden bewachen. Zu Tode beklommen, ging Sigmair's Gattin zu Broussier und flehte um Gnade für ihren Mann; unerweicht von ihren Bitten und Thränen befahl er den Vollzug des Urtheils. Am 14. Januar früh wurde S. auf einem Protzwagen, begleitet von einer Compagnie Soldaten, nach Mitterolang gebracht. Trotz der furchtbaren Kälte mußte er die Hände während der ganzen Fahrt ausgespannt halten. Da sich im Dorfe und vor seinem Hause kein Platz fand, wo das Urtheil hätte vollstreckt werden können, führte man S. zu dem außerhalb des Dorfes gelegenen Baumgartnerhaus, vor dessen Bildstöckl fünf Soldaten ihre Gewehre auf seine Brust entluden. Sein entseelter Leib wurde an einem am Wege stehenden Feldkreuze aufgehangen. An der Stelle, wo diese Unthat geschah, erhebt sich nun eine Capelle, an deren Mauer diese Gewaltthat der Franzosen zu bleibendem Gedächtniß an die an der Spitze der Civilisation schreitenden Franzmänner dargestellt ist. — Nicht auf dem Kampfplatze, wo der Tod nur Ehrenvolles, nichts Abschreckendes an sich hat, mußte er sein Leben lassen, sondern er empfing den qualvollen und bitteren Tod durch feindliche Kugeln auf dem Richtplatze. Dieses Märtyrerthum eines Sohnesherzens verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

K. u. k. Kriegs-Archiv. — Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch. — Schmölzer, Andreas Hofer und seine Kampfgenossen. — Wurzbach, Biogr. Lexikon.

Sommeregger.

Simbschen: Josef Anton Freiherr von S., k. k. Feldzeugmeister, wurde, einem siebenbürgischen Adelsgeschlecht entstammend, am 6. October 1746 zu Siebendorf bei Bistritz in Siebenbürgen geboren; dem Beispiele seines Vaters folgend, der 1763 als Feldmarschallieutenant verstorben war, trat er in das österreichische Heer, wurde um 1768 Hauptmann im Generalstab, vermählte sich 1782 mit Rosalie v. Wagner, einer Gutsbesitzerstochter aus dem Egerlande, wurde 1786 Commandant in Zengg und befand sich im Gefolge des Erzherzogs Franz (später Kaiser), als dieser 1786 kurz vor Ausbruch des Türkenkrieges das kroatische Küstenland bereiste. In diesem Kriege leistete er, da er mit den Verhältnissen der Militärgrenze sich vertraut gemacht hatte und der serbo-kroatischen Sprache kundig war, treffliche Dienste, so daß er 1788 Major, 1789 Oberstlieutenant, 1790 Oberst wurde.

Als wenige Jahre später Oesterreich in Deutschland und Italien in vollem Kampfe gegen die französische Republik stand, bewährte S. auch in diesem seine Tüchtigkeit; er wurde dem damaligen Statthalter der Lombardei, Erzherzog Ferdinand von Modena-Este, zugetheilt und dieser betraute ihn sogleich mit einer ebenso wichtigen als schwierigen Aufgabe. Der Nationalconvent hatte den französischen Gesandten Sémonville beauftragt, sich möglichst heimlich durch die Schweiz nach Venedig zu begeben und von dort zur See nach Constantinopel zu reisen, um die hohe Pforte durch Unterhandlungen und Geschenke zum kriegerischen Vorgehen gegen Oesterreich zu bewegen und dadurch dessen Kriegführung in Deutschland und Italien zu lähmen. S. und Oberlieutenant (später Feldmarschallieutenant) Richter von Binnenthal begaben sich als Kaufmann aus Triest und als dessen Handlungsdiener verkleidet nach Genua, dann in die Schweiz, an den Lago maggiore und an den Lago di Como, zogen über die Reise des französischen Diplomaten genaue Kunde ein und trafen so gute Veranstaltungen, daß es am 25. Juli 1793 den österreichischen Behörden gelang, den Gesandten Sémonville, dessen Begleiter Hugo Bernhard Maret, bevollmächtigten Minister der französischen Republik beim Könige beider Sicilien, die Madame Sémonville und zehn Bedienstete derselben zu Novate am Lago di Mazzola bei Chiavenna, in der Nähe der österreichischen Grenze, mit ihrer ganzen Habe an Geld, Papieren und Kostbarkeiten gefangen zu nehmen.

In den folgenden Jahren zeichnete sich S. auf dem Kriegsschauplatze in Italien aus, wurde 1796 als Generalmajor zur Armee, die unter Erzherzog Karl's Oberbefehl in Deutschland focht, versetzt, vertheidigte hier die Festung Mainz durch neun Wochen bis zu deren Entsatz (9. September 1796) und erwarb sich in hohem Grade das Vertrauen des kaiserlichen Prinzen, dem er eine Denkschrift „Ueber die Verbesserung des Kriegswesens" überreichte. In der Schlacht von Liptingen-Stockach (25./26. März 1799) that er sich als Befehlshaber eines selbständigen Corps hervor, machte die Schlacht bei Zürich (9. Juni 1799) mit und unterstützte (September und October 1799) die Russen unter Suworow in ihren Kämpfen in den Urkantonen und in Graubünden. Wie hoch Erzherzog Karl S. hielt, beweist, daß er ihn durch Armeebefehl vom 14. Februar 1800 zum Generalinspector und Director sämmtlicher Vertheidigungsanstalten im Deutschen Reiche ernannte, „um in die verschiedenen, theils bereits bestehenden, theils noch zu errichtenden Landesbewaffnungen das erforderliche System sowie die nöthige Einheit und Verbindung mit den k. k. Truppen zu bringen". — 1801 wurde er zum Feldmarschallieutenant ernannt, im Kriege von 1805 stand er wieder unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl in Italien, befehligte in der Schlacht bei Caldiero (29./30. October) acht Infanterieregimenter und acht Husarenschwadronen und voll-

führte aus eigenem Antriebe entscheidende Bewegungen, welche wesentlich zum Siege beitrugen. Die höchste militärische Auszeichnung, der Maria Theresienorden und bald darnach die Ernennung zum Inhaber eines Infanterieregimentes waren der Lohn für die Verdienste, welche er auf dem Schlachtfelde von Caldiero, sowie in seiner bisherigen Dienstleistung erworben. Um dieselbe Zeit erfolgte seine Ernennung zum Divisionär in Kroatien mit dem Sitze in Agram, wo er jedoch kaum ein Jahr verweilte, denn schon im Juni 1807 wurde er zum commandierenden General in Slavonien mit dem Amtssitze in Peterwardein befördert, zu einer ebenso ehrenvollen als schwierigen Stelle, die ihn aber zu einer furchtbaren Katastrophe führte, der er weniger durch eigene Schuld, als durch das Verhängniß der Umstände und Verhältnisse, denen er zum Opfer fiel, erlag. Hier war er der Nachfolger des damals schon 96 Jahre alten Feldzeugmeisters Freiherrn v. Geneyne, der diese Stelle durch sechzehn Jahre bekleidet hatte. Abgesehen davon, daß S. von seinem greisen Vorgänger eine Anzahl von Actenstücken zur Bearbeitung und Erledigung vorfand, lag das Schwierige des neuen Amtes darin, daß er weder mit den Zuständen und Verhältnissen, in deren Mitte er gesetzt wurde, noch mit den Personen, welche ihm als Mitarbeiter zugetheilt und untergeordnet wurden, vertraut war, daß er nicht nur das militärisch-politische Commando, sondern auch das Präsidium beim Militär-Appellationsgerichte zu führen hatte, obwohl er um die Enthebung von dem letzteren gebeten, „da er von der Rechtsgelehrtheit nicht die mindesten Begriffe hätte“, daß er zwar dem Hofkriegsrathe unterstand, jedoch auch unmittelbar den Vorständen der Armee und der Grenzverwaltung, den Erzherzogen Karl und Ludwig, ja selbst dem Kaiser Berichte zu erstatten hatte und von diesen Weisungen erhielt, und er Serbien gegenüber nicht bloß als Soldat, sondern noch vielmehr als Politiker und als Diplomat aufzutreten hatte. War schon das Land, die slavonische Militärgrenze, dem er unmittelbar vorstand, ein Gebiet, in dem es fast Tag für Tag Räubereien, Gerichtshändel, Handels- und Contumazschwierigkeiten und anderes Unangenehme und Schwierige aller Art gab, so war seine Stellung Serbien gegenüber noch viel bedenklicher und gefährlicher, denn da sollte S. als gewandter Diplomat auftreten und wirken, den Serben entgegenkommen, ohne den kaiserlichen Hof in den wachsamen Augen der hohen Pforte und Rußlands im geringsten zu compromittiren, sein Benehmen den wechselnden politischen Verhältnissen anpassen, nach bestimmten Weisungen handeln und doch auch nach eigenem Ermessen vorgehen, bei jedem Schritt nach vorwärts sich den Weg nach rückwärts offen halten, ein verläßliches Kundschafterwesen möglichst wohlfeil und unauffällig einrichten, den Puls der Volksstimmung in der Nachbarschaft fühlen, dem weitverbreiteten und durch den Serbenaufstand genährten Räuberunwesen steuern und das verwickelte Grenzsperr- und Contumazwesen überwachen.

Oesterreich war dem serbischen Aufstand gegenüber für die strengste Neutralität und wünschte einen friedlichen Ausgleich zwischen der Pforte und den Serben. Unter so schwierigen und verwickelten Zuständen übernahm S. das slavonische Generalat mit dem Auftrage, mit den Serben in Verbindung zu treten, sie Oesterreich geneigt zu machen und die Besetzung Belgrads durch die kaiserlichen Truppen zu erwirken. Bei diesen Unterhandlungen sollte S. keinesfalls die Initiative ergreifen und Vorschläge machen, sondern die Angelegenheit derart einleiten, daß die Serben selbst auf den Gedanken verfielen, sich Oesterreich anzuvertrauen, und der Wiener Hof in keiner Weise compromittirt würde. S. schickte (März 1808) einen Vertrauensmann nach Belgrad, um mit den Führern des serbischen Volkes zu verhandeln und hatte

am 8. April mit Kara Georg selbst eine Unterredung. Dieser sprach den Wunsch aus, Serbien möge als Militärgrenze und verwaltet nach deutschen, nicht ungarischen, Gesetzen Oesterreich einverleibt werden. Diese Unterhandlung blieb ganz resultatlos, denn sie wurde dem russischen Consul in Belgrad verrathen, die russophile Partei in Serbien gewann die Oberhand und Kara Georg zog sich vorläufig ganz von Oesterreich zurück. Erst als (Juni 1809) die Serben bei Nisch eine Schlappe durch die Türken erlitten hatten, trat Kara Georg wieder in Verhandlung mit S., der inzwischen zum Feldzeugmeister vorgerückt war, und bat, Serbien in den Schutz Oesterreichs aufzunehmen, wogegen die Festungen Belgrad, Semendria und Schabacz den österreichischen Truppen übergeben würden. Metternich lehnte jedoch, um Rußland und die Pforte nicht zu reizen, jede Intervention in Serbien ab, beauftragte aber S., mit Kara Georg freundliche Verbindung zu erhalten. Der Serbenführer hingegen wandte sich nun von Oesterreich ab, unwillig über das stete Hinhalten, über die vergeblichen Vermittlungsversuche bei der Pforte und über die Vermeidung jedes energischen Schrittes durch die österreichische Diplomatie. S. berichtete Metternich über diesen Mißerfolg — damit war aber zugleich Simbschen's Stellung erschüttert; ein kaiserliches Handschreiben vom 24. October 1810 enthob ihn vom Peterwardeiner Generalcommando und berief ihn nach Wien.

Dort erfuhr er zu seinem höchsten Erstaunen, daß gegen seine Amtsführung in Peterwardein schwere Anklagen vorlägen und daß er von achtbaren und ehrenwerthen Persönlichkeiten des Hofkriegsraths großer und schwerer Verbrechen, die an Hochverrath grenzen, beschuldigt werde. Eine Untersuchungscommission wurde nach Arad entsendet; da war Gelegenheit gegeben, Anklagen, Verdächtigungen und Denunciationen gegen S. vorzubringen, und die große Schar von Verleumdern und Denuncianten, welche sich durch des Feldzeugmeisters Amtsführung mit Recht oder Unrecht für benachtheiligt hielten, säumte damit nicht. August 1812 wurde er sogar verhaftet und erst im December 1813 erhob das Kriegsgericht in Wien gegen ihn folgende Anklagen: 1. Mißbrauch der Amtsgewalt; 2. Mitschuld an der betrügerischen Schädigung des türkischen Aerars um 26 000 Piaster; 3. verdächtige Vermehrung des eigenen Vermögens während seiner Amtsführung in Slavonien; 4. pflichtwidriges Verhalten zu den aufständischen Serben durch Versorgung derselben mit Schießbedarf und durch Auslieferung des Miloje Petrovič.

Den ersten Punkt ließ der Untersuchungsrichter selbst bald fallen; den zweiten Punkt, Mitschuld an der Schädigung des türkischen Aerars um 26 000 Piaster bei Gelegenheit des Verkaufes von Getreide an den Pascha von Belgrad durch serbische Handelsleute entkräftete S. durch die Erklärung, daß er diese Angelegenheit von seinem Vorgänger, dem Feldzeugmeister Geneyne übernommen und den richtigen Sachverhalt wegen Mangels an Voracten nicht gekannt habe; ad 3 erwies sich, daß Simbschen's Vermögen nicht mehr als 36 000 Gulden betrage, entstanden aus dem Heirathsgute seiner Frau und aus Ersparnissen während seiner nun schon 46jährigen Dienstzeit; inbetreff des vierten Punktes verantwortete sich S. damit, daß ihm in einer kaiserlichen Weisung die Befugniß ertheilt worden sei, die Serben mit allem, was sie zu ihrem Lebensunterhalt und zu ihrer Vertheidigung bedürften, zu versehen, und den Miloje Petrovič habe er dem Kara Georg, der ihn hinrichten ließ, ausgeliefert, aber nur auf Grund der Reciprocität und weil jener das Oberhaupt aller Räuber in Serbien gewesen sei.

Auf Grund dieser Anklagen stellte der Stabsauditor Gavenda den Antrag, S. sei der Feldzeugmeisterstelle zu entsetzen, des Maria Theresienordens

sammt Ordenspension für verlustig zu erklären und mit vierjährigem Festungsarrest zu bestrafen. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn jedoch nur zu einjährigem Profoßenarrest. Der Hofkriegsrath hingegen, in dem offenbar Simbschen's heftige Feinde und Gegner Sitz und Stimme hatten, verwarf dieses Urtheil und bestätigte die Anträge des Anklägers mit der einzigen Milderung, daß S. die bisher ausgestandene Untersuchungshaft als Strafe angerechnet werde. Am 12. Juli 1815 wurde S. dieses drakonische Urtheil verkündet. — Wenn man jetzt, nach neunzig Jahren, diesen Proceß unbefangen beurtheilt, muß man zur Erkenntniß gelangen, daß das, was S. als Verbrechen zur Last gelegt wurde, nichts anderes war, als Mißgriffe ohne böse Absicht, Verirrungen unter schwierigen Berufsverhältnissen und verworrenen Zuständen und daß in diesem Processe persönliche Feindschaft eine größere Rolle gespielt haben mag als Rechtsbewußtsein und Gewissen der obersten Richter.

Während sich diese Vorgänge gegen S. in Wien abgespielt hatten, war der Präsident des Hofkriegsrathes, Fürst Karl Schwarzenberg, Feldmarschall, ebenso wie Kaiser Franz (Sommer 1815) bei Gelegenheit der zweiten Occupation ferne von Oesterreich — in Paris. Beide scheinen mit dem harten Vorgehen des Hofkriegsraths nicht einverstanden gewesen zu sein; und nachdem sie nach Wien zurückgekehrt waren, überreichte S. dem Fürsten Schwarzenberg eine umfangreiche Rechtfertigungsschrift, die gewiß auch dem Kaiser vorgelegt wurde, denn dieser gewann über den Proceß ein anderes Urtheil als die Criminalisten des Hofkriegsrathes, lieh der Stimme des Wohlwollens, der Billigkeit, der Gerechtigkeit das Ohr und erkannte, es müsse — da es auf einem anderen Wege nicht ginge — auf dem der Gnade Recht geübt werden. S. wurde, allerdings erst am 1. August 1818, in die vorher bekleidete Feldzeugmeistercharge mit einer Jahrespension von 4000 Gulden wieder eingesetzt und ihm der Maria Theresienorden sammt der vormals genossenen Ordenspension wieder zurückerstattet.

Nur anderthalb Jahre lebte S. noch in Würden und Ehren, welche seine Rehabilitirung ihm wieder verschafft hatten; er starb, 74 Jahre alt, am 14. Januar 1820 zu Wien.

v. Krones, Josef Freiherr von Simbschen und die Stellung Oesterreichs zur serbischen Frage (1807—1810), im Archiv für österreichische Geschichte, 76. Bd., S. 127—260. — v. Krones, Feldzeugmeister Josef Freiherr von Simbschen 1810—1818. Sein kriegsrechtlicher Proceß und seine Rehabilitirung (ebenda 77. Bd., S. 151—264). — Ilwof, FZM. Josef Frhr. v. Simbschen (1746—1820) und Oesterreichs Verhältniß zu Serbien 1805—1811, in der Oesterreichisch-ungar. Revue, XV, 1893, S. 169—196.

Franz Ilwof.

Simson: Martin Eduard Sigismund (v.) S., der deutsche Reichstagspräsident, wurde am 10. November 1810 zu Königsberg i. Pr. geboren und starb am 2. Mai 1899 in Berlin. Rein jüdischen Blutes, wuchs er auch anfänglich als Glied der jüdischen Religionsgemeinde auf. Sein Vater Zacharias Jacob S., ein Mann, der gar keine Schulbildung genossen hatte, war Kaufmann und später vereidigter Wechselmakler. Er starb hochbetagt am 15. December 1876 im 92. Lebensjahr. Die Mutter Marianne war eine geborene Friedlaender und eine Nichte des bekannten David F., der unter Hardenberg die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit durchsetzen half. Sie starb am 8. März 1876 fast achtzig Jahre alt. Eduard war das älteste Kind unter fünf. Seinen ersten Unterricht genoß er bei einem ehemaligen Unterofficier. Dann kam er auf eine Privatschule, auf der er sich durch eminente Begabung auszeichnete, was seine durch ihn in den Schatten gestellte Mit-

chülerin und Verwandte Fanny Lewald mit Schmerzen empfand. Eindruck machte auf ihn unter den Lehrern der Anstalt der bekannte Muckerprediger Johann Ebel durch die Intensität seines Gebets. In diesem Einfluß ist der erste Entwicklungskeim zu der Besonderheit seines geistigen Wesens zu erblicken. Im J. 1819 sodann kam der erstaunlich frühreife Knabe in die Quarta des altberühmten Collegium Fridericianum. Das Lernen wurde ihm äußerst leicht. Dabei unterstützte ihn ein ungewöhnlich starkes Gedächtniß. Wohl das Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit über seine Altersgenossen erfüllte ihn vorzeitig mit großem Selbstgefühl. Jugendliche Frische scheint er dagegen wie so viele Juden, so auch sein Landsmann und späterer Gegner Johann Jacoby, wenig gezeigt zu haben. Eine andere Folgeerscheinung seiner Frühreife war sein mangelhafter Fleiß. Während der Gymnasialzeit wurde er im J. 1823, also dreizehnjährig, getauft und 1825, im Jahre vor seiner Abiturientenprüfung, vom Consistorialrath Kähler eingesegnet. Nach ihm traten auch seine Eltern zum Christenthum über. Einer seiner Brüder wurde später Professor der evangelischen Theologie. Im März 1826 erhielt S., fünfzehnjährig, auf Grund eines vorzüglichen Examens, das Zeugniß der Reife für die Universität. Seine Eltern, die bisher in leidlichem Wohlstande gelebt zu haben scheinen, geriethen um diese Zeit in Armuth. Dies veranlaßte S., seine Kräfte anzuspannen und sich um Nachhülfestunden zu bemühen. Infolgedessen unterrichtete er zwei Jahre hindurch den späteren Minister des Innern Graf Fritz Eulenburg und dessen Bruder im Hause der Oberburggräfin v. Ostau, der Großmutter der beiden jungen Grafen. Zu gleicher Zeit studirte er auf der Universität seiner Heimathstadt und blieb an dieser bis zum Abschluß seines Studiums im J. 1829. Zunächst trieb er Nationalökonomie, dann Rechtswissenschaften. Daneben besuchte er manche andere Collegien, so die des Philosophen Herbart. Hier empfing er den zweiten starken Eindruck seines Lebens. Er bekannte nachmals, nie einen vollendeteren Vortrag als den Herbart's gehört zu haben. Auch die äußere Haltung des großen Lehrers in ihrer hervorragenden Eleganz hinterließ sichtliche Spuren in dem Wesen Simson's. Die Freundschaft mit einem evangelischen Theologen wurde ebenfalls für ihn von Bedeutung. Das damalige rege geistige Leben in der Stadt Kant's trug außerdem dazu bei, seine innere Entwicklung günstig zu bestimmen. Der junge Mann trank sich dergestalt voll an dem Born deutschen und christlichen Lebens. Sehr bald zeigte es sich, daß hier einer der Fälle eintrat, wo ein reichbegabter Judensproß im deutschen Geiste aufging. Gegen Ende seines Trienniums war in S. der Entschluß gereift, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Am 22. April 1829 bestand er sein juristisches Doctorexamen. Am 1. Mai folgte die Promotion. Seine Dissertation führte den Titel: „De Julii Paulli manualium libris III.“ Der achtzehnjährige, hochgewachsene jugendliche Doctor erhielt in Würdigung seiner glänzenden Leistungen auf Antrag der Facultät sogleich die venia legendi und ein königliches Reisestipendium, das mit der Verpflichtung verbunden war, ebenso lange, als er es genossen hätte, nachher an der Königsberger Universität als Privatdocent zu lehren. Er beschäftigte sich mit dem Plan, eine Ausgabe von Ulpian's liber singularis regularum zu veranstalten, der aber niemals zur Ausführung gelangte. Es zeigte sich früh, daß S. eine vorwiegend receptive Persönlichkeit war. Als Schriftsteller ist er von auffälliger Unfruchtbarkeit gewesen. Und auch als Mann der That, der schöpferischen Gesetzgebung, ja auch nur als Mann des parlamentarischen Kampfes, hat er eine bescheidene Rolle gespielt. Das hat selbst einer seiner wärmsten Lobredner, Karl Frenzel, in seinem Nekrolog auf S. scharf hervorgehoben. Feinsinnig hat Julius Duboc über S.

geurtheilt: „Er liebte die gebahnten Straßen. Ungangbare Wege erst zurechtzuschaufeln, ein aus den Fugen gegangenes Stück Weltgeschichte zurechtzurenken war weniger seine Sache. Daher versagte er sich auch, als die Bahn unwegsamer zu werden drohte.“

Seine große Aufnahmefähigkeit bewies S. so recht auf der Magisterreise, die er im Frühjahr 1829 antrat. Er hospitirte in Berlin, Halle und Leipzig in zahlreichen Vorlesungen berühmter Docenten. Das fruchtbringendste Ereigniß der Reise war dann ein Besuch bei Goethe, bei dem ihn ein Empfehlungsbrief Zelter's einführte. Er machte den achtzigsten Geburtstag des Dichterfürsten mit. Die sonnigen Tage, die er damals in Weimar verlebte, leuchteten geradezu in sein ganzes späteres Leben hinein. Seitdem wurde er jener in Goethe lebende feinsinnige Geist, dessen vornehme Ruhe und dessen Adel auf seine Zeitgenossen immer wieder einen wohlthuenden Eindruck hervorrief. Man darf sagen, daß in S. etwas von Goethe'scher Harmonie des Wesens lebte. Von Weimar ging's nach Göttingen, von dort aus Sparsamkeitsrücksichten zu Fuß nach Bonn. Diese Wanderung währte fast vier Wochen. In Bonn angekommen, mußte er gleich seine Uhr versetzen. An der rheinischen alma mater hörte er abermals viele Docenten. Den stärksten Eindruck empfing er von Niebuhr. Ein viel erzählter Vorfall brachte ihn in ein näheres Verhältniß zu dem großen Historiker: in einer bitter kalten Februarnacht des Jahres 1830 flüchtete Niebuhr in leichter Bekleidung und völliger Verwirrung aus seinem brennenden Hause; da war es der auf den Straßenlärm vom Studirtisch herbeigeeilte S., der im Dunkel der Nacht dem geliebten Lehrer seinen eigenen behaglichen Flaus umhing und so gewissermaßen dessen Lebensretter wurde. Niebuhr, in seiner Verzweiflung über den wahrscheinlichen Verlust einiger werthvoller von ihm bewahrter Handschriften, achtete in jener Nacht kaum der Wohlthat und noch weniger des Gebers. Erst später kam es ihm zum Bewußtsein, daß ihm ein edler Dienst geleistet worden war. Nun aber wußte er nicht, wem er ihn zu verdanken hatte. Eine öffentliche Aufforderung, sich zu nennen, wurde von S. nicht befolgt. Erst ein Zufall entlarvte ihn als den Wohlthäter. Niebuhr fühlte sich ihm auf das tiefste zur Dankbarkeit verpflichtet und hätte alles für S. gethan, um ihn in seiner Laufbahn zu fördern. Er weckte in dem stattlichen und gewandten jungen Gelehrten Neigung für die diplomatische Laufbahn, und schon waren Simson's Hoffnungen darauf gerichtet. Aber Niebuhr's wohl durch die Aufregungen in jener Nacht frühzeitiger herbeigeführter Tod trat (1831) dazwischen. Noch im Sommer 1830 ging S. von Bonn nach Paris. Dort traf er bald nach der Julirevolution ein und empfing hier wieder starke Eindrücke. Er verkehrte damals auch mit Börne, mit dem er in einem Hause wohnte. Nach zweijähriger Studienreise kehrte er Anfang 1831 nach Königsberg zurück und begann daselbst seine akademische Lehrthätigkeit. Fast drei Jahrzehnte hindurch hat er sie ausgeübt (1831—1860), und zwar immer in seiner Vaterstadt. Allerdings trat seine parlamentarische Thätigkeit unterbrechend dazwischen. Er las römisches und preußisches Recht, indem er es völlig frei vortrug. Jedem fiel das über seine Lebensjahre würdevolle und das elegante Wesen des jungen Docenten auf. Rudolf Gottschall, der ihn hörte, blieb sein „Jupiterkopf mit alttestamentarischer Schattirung“ lebhaft und angenehm in Erinnerung. Aus früherer und späterer Zeit besitzen wir gute Zeugnisse über seine Lehrthätigkeit. Es währte nicht lange, so fanden seine Vorlesungen guten Zuspruch. Gleich in deren Anfang fielen die Cholera-Unruhen im Sommer 1831. S. betheiligte sich mit Erfolg an den Versuchen, die Volksmenge zu beruhigen. Vom Herbst 1831 bis Herbst 1832 war er Einjährig-Freiwilliger beim 1. Infanterie-Regiment.

Während der zweiten Hälfte dieser Zeit wurde er vom Dienst dispensirt und zum Unterrichten von Officieren verwendet. Im December 1832 verlobte er sich mit Clara Warschauer, einer Königsberger Bankierstochter, der Schwester von Robert Warschauer, der später das bekannte Berliner Bankhaus gründete. Die Heirath erfolgte am 12. Februar 1834. Wie auch sonst, so zeigt sich in diesem Schritt, daß S. sich nicht geflissentlich von seinen angestammten Kreisen trennte. Durch die Verehelichung kam er in gute Geldverhältnisse. Am 10. April 1833 wurde er außerordentlicher Professor, am 10. Januar 1834 daneben Hülfsarbeiter beim berühmten Königsberger Tribunal. Die richterliche Thätigkeit verschaffte ihm einige Einnahmen. Zu den Berathungen über die Revision des ostpreußischen Provinzialrechts wurde er als Protokollführer hinzugezogen, und dabei fand er Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Es offenbarte sich, daß die praktische juristische Thätigkeit noch mehr sein Feld war als die Lehrthätigkeit. Die Ausübung des Protokollamts wurde die Staffel zur ordentlichen Professur, die er am 23. Mai 1836, also nur fünfundzwanzigjährig, erhielt. Tribunalsrath wurde er erst 1846. Die Collegen an der Universität entdeckten bald, daß S. über ein außerordentlich klangvolles Organ verfügte. So verwandten sie ihn mit Vorliebe zu Vorlesungen bei festlichen Gelegenheiten. Im Herbst 1847 unternahm er eine Reise nach England zum Studium des englischen Schwurgerichtsverfahrens und kam dabei zu dem Urtheil, daß nicht das Geschworenengericht, sondern die Einrichtung der Friedensrichter nachzuahmen sei. Tiefen Eindruck machten die politischen Einrichtungen Englands auf ihn. Er fand in ihnen allen „unbewußte Genialität“. Durch Bunsen eingeführt, wurde er von den englischen Richtern sehr liebenswürdig aufgenommen.

Damals war er außerhalb seiner Vaterstadt noch wenig bekannt, obwohl er schon mancherlei Fühlung mit liberalen Kreisen hatte. So stand er schon im J. 1846 in Beziehungen zu Varnhagen. Auch in Königsberg trat er, obwohl er großes Ansehen genoß, nicht allzusehr hervor, auch nicht, seitdem er im J. 1846 Stadtverordneter geworden war. Hatte er doch etwas Zurückhaltendes in seinem Wesen. Etwas mehr brachte ihn bei Gelegenheit des bekannten Streites über die Falkson'sche Ehesache sein Eintreten für Abweisung der Nichtigkeitserklärung in den Mund der Leute. Da verhalf ihm mit einem Male der Wechsel der Zeit dazu, seine Persönlichkeit voll zur Geltung zu bringen. Als die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung vorgenommen wurden, schlug in Königsberg der maßvolle S. mit geringer Mehrheit den radikalen Johann Jacoby aus dem Felde. In gehobener Stimmung zog er in die Paulskirche ein. Diese Stimmung wird bezeichnet durch die Thatsache, daß E. M. Arndt's erstes Auftreten ihm helle Thränen entlockte. Er schloß sich dem rechten Centrum an. Als junger Richter, der schon einige Uebung im Protokollführen besaß, wurde er gleich zum Schriftführer einer Abtheilung gewählt. Wenig geschäftsgewandt wie die meisten Mitglieder des Parlaments waren, wurden sie dadurch mit einigem Respekt für S. erfüllt, daß dieser gleich nach den Sitzungen die Protokolle fertig hatte. So avancirte S. bald zum Schriftführer des Hauses, und da man auch in Frankfurt schnell sein klangvolles Organ entdeckte, das, wie später König Friedrich Wilhelm IV. mit Staunen bemerkte, nichts vom ostpreußischen Dialekt an sich hatte, so mußte er viel zum Verlesen der Schriftstücke heran. Nach kurzer Zeit hatte er den Scherznamen „der Reichsvorleser“ weg. Seine erste parlamentarische Rede war gegen die Gültigkeit der Wahl Hecker's gerichtet. Sie kennzeichnet nicht nur seine gemäßigte politische Richtung, sondern begründete auch seinen Ruf als Redner. „Classische Grazie“ rühmt ihr Laube

nach. Seine gewandte würdevolle Art brachte es ihm ein, daß er, auf Vorschlag des Würzburger Professors Edel, im October an Soiron's Stelle zum 1. Vicepräsidenten gewählt wurde. Damit kam er ganz in das richtige Fahrwasser. Unter den Professoren des Frankfurter Parlaments war repräsentative Begabung nicht sehr vertreten. S. besaß sie in vollendetem Maße. Dabei war er von rascher und scharfer Auffassung, ordnendem Verstand und entwickelte eine bewundernswerthe Eleganz und Gemessenheit bei der Leitung. Sein ästhetischer Sinn und ein schlagfertiger Witz, Eigenschaften, die nicht häufig beieinander in diesem Maße wohnen, erhöhten seinen Beruf zu der führenden Stellung in dieser Versammlung geistig hochstehender Männer. Durchaus zutreffend ist von Sybel geurtheilt worden, daß S. ein Virtuos des Präsidialtalentes geworden ist. In Frankfurt war er insofern noch besonders an seiner Stelle, als er im Gegensatz zu der Mehrzahl der Mitglieder des Parlaments, die sich durch Phantasiereichthum und Lebhaftigkeit der Gefühlsäußerungen auszeichnete, verhältnißmäßig große Ruhe, ja Leidenschaftslosigkeit und kühle Erwägung bewies. Dabei hatte er nicht die mit diesen Eigenschaften häufig verbundenen Eigenthümlichkeiten des Bureaukraten an sich. So war es kein Wunder, daß der Reichsverweser ihn zusammen mit Hergenhahn im November 1848 zum Reichscommissar ernannte, der in dem Zwiespalt zwischen der preußischen Krone und der Berliner Nationalversammlung vermitteln sollte. S. sollte vor allem dazu helfen, daß ein anderes Ministerium für das des Grafen Brandenburg ernannt würde. Am 20. November traf S. in Berlin ein. Es entging ihm nicht, daß die preußische Regierung im Begriff stand, durch Oktroyirung einer freisinnigen Verfassung in Preußen der deutschen Nationalversammlung den Wind aus den Segeln zu nehmen. Es scheint dabei so, als ob er mit einigen Ansprüchen aufgetreten wäre, die nicht im Verhältniß zu der factischen Stellung der Paulskirche standen. Bemerkungen, die er und Hergenhahn zu machen wagten, wie die, daß Reichstruppen nach Preußen und Oesterreich marschiren sollten, konnten Männer wie Leopold v. Gerlach nur mit spöttischen Empfindungen anhören. In der Erkenntniß, daß er nichts ausrichten konnte, versuchte S. mit Hülfe Heinrich's v. Gagern, den er eiligst aus Frankfurt herbeiholte, noch etwas zu erreichen. Damals knüpfte er auch Beziehungen zu dem Prinzen von Preußen und besonders zu dessen Gemahlin an. Der König empfing S. mit Hergenhahn am 28. November. S. hatte den Muth, allerdings in Verkennung der Sachlage, zu behaupten, daß die vielen einlaufenden Adressen für Brandenburg nicht für die Volksthümlichkeit dieses Ministeriums sprächen, was der König, wie erklärlich, ungnädig aufnahm. S. besaß dann auch noch, in völliger Täuschung über die Lage der Dinge, die Beharrlichkeit, am 5. December noch einmal einen Versuch zur Beseitigung des Ministeriums Brandenburg zu unternehmen. Als er in seinen Gasthof zurückkehrte, erfuhr er die Thatsache der Oktroyirung der Verfassung und sah sich dadurch höchst unliebsam auf den Boden der Thatsachen gestellt. Der ursprüngliche Zweck seiner Mission war damit in jeder Beziehung vereitelt. Inzwischen waren seine Aufträge noch erweitert worden. Er sollte mit Hergenhahn die preußische Regierung zu der Erklärung vermögen, daß sie die Reichsverfassung, wie sie aus den Beschlüssen des Frankfurter Parlaments hervorgehen würde, annehmen wollte, daß sie bereit sei, ihre Gesandtschaften einzuziehen und dergleichen Unmöglichkeiten mehr. Nur aus der völligen Unklarheit über die ohnmächtige Stellung der Frankfurter Versammlung und ihres Geschöpfes, des Reichsverwesers, und aus der stark ideologischen Richtung der Patrioten der Paulskirche, von der auch der kühl erwägende S. getragen wurde, ist es zu erklären, daß S. sich überhaupt darauf einließ, solche Forderungen geltend

zu machen. Nur die vorliegende deutsche Wechselordnung wurde von der preußischen Regierung gut geheißen. Am 17. December hatte S. seine Abschiedsaudienz beim Könige. Wieder zeigte er sich sehr freimüthig. Als Friedrich Wilhelm von den avulsa imperii sprach, die mit dem Reiche wieder vereinigt werden müßten, erwiderte S. keck, dann würde man auch wohl an die russischen Ostseeprovinzen denken müssen. Natürlich nahm der König diese Wendung wieder ungnädig auf. Es ist die Frage, ob S. durch sein Auftreten dem preußischen Monarchen gegenüber der Sache, die er vertrat, gerade sehr genützt und sich als den Diplomaten gezeigt hat, als den er sich in jüngeren Jahren geträumt hatte. Während seiner Abwesenheit war er am 18. December, da Gagern die Ministerpräsidentschaft übernommen hatte, zum ersten Präsidenten der Nationalversammlung gewählt worden, allerdings erst im dritten Wahlgange mit nur zwei Stimmen Mehrheit gegen die Linke, Oesterreicher und Ultramontanen. Aber er bewährte sich glänzend als Leiter der Versammlung und zeigte sich seinem Vorgänger Gagern weit überlegen. Er wirkte auch insofern fördernd auf die Gestaltung der Dinge in der Paulskirche ein, als er eins der wenigen Mitglieder der Versammlung war, deren Vermögenslage es erlaubte, in Frankfurt ein Haus auszumachen. Er ließ seine Gattin nachkommen, und viele der Patrioten, die mit ihm damals zusammenarbeiteten, bewahrten die schönen Stunden, die sie in seinem häuslichen Kreise verbringen durften, in angenehmer Erinnerung. Ein Wort aus der Ilias (Il. XII, 243), das er nach Beendigung der ersten Lesung des Verfassungsentwurfes in die Versammlung warf, ließ den geisteskräftigen und schwungvollen Freund der classischen Dichtung erkennen. Vielleicht ist es Simson's Beispiel gewesen, welches es zur Folge hatte, daß in deutschen Parlamenten allmählich bei den Präsidenten die gute Sitte aufkam, sich durch treffende und feinsinnige Citate möglichst vortheilhaft einzuführen. „Der Vollendung so nahe,“ so rief S. damals — es war Anfang Februar —, „da sollten wir das alte Wort des homerischen Helden auch unter uns zur Wahrheit werden lassen, daß nichts darauf ankomme, ob die Vögel von rechts oder von links fliegen, und daß es Ein Wahrzeichen nur gebe: des Vaterlandes Errettung!“ So wurde unter ihm die erste deutsche Reichsverfassung geschaffen. Unter dem am 27. März 1849 von der Versammlung als Gesetz proclamirten Entwurf steht Simson's Name zuerst. Am 28. März verkündete er in tiefer Bewegung die Wahl Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser. Die feierliche Stunde gab ihm ein Citat aus seinem geliebten Goethe ein, das wunderbar treffend war und ergreifend wirken mußte, die Worte aus dem Schluß von „Hermann und Dorothea“, welche gleichsam der Empfindung Ausdruck geben, daß der Krater der Revolution jetzt geschlossen wäre:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!

Berthold Auerbach hat einmal von Simson's feierlicher Art gesagt: „Der Mann redet Talare“. Dies Bild veranschaulicht uns die Rede Simson's vom 28. März 1849. Aber schon der Setzerteufel schien es verkünden zu wollen, daß der deutsche Idealismus auf einem Irrwege war. S. sprach von dem „nun erreichten Ziel“. Im Parlamentsbericht steht zu lesen „unerreicht“.

Als der Reichsverweser Erzherzog Johann an demselben Tage S. mittheilte, daß er seine Würde niederlege, gab S. eine heftige Gegenerklärung ab, die zwar zunächst den Reichsverweser nicht von seiner Absicht abbrachte, ihn aber doch an der Vollziehung des schon aufgesetzten Abdankungsprotokolles verhinderte

und dadurch das schließliche Bleiben des Oesterreichers herbeiführte. Sybel, Haym und andere haben Simson's Verhalten in diesem geschichtlichen Augenblicke scharf getadelt; der Sohn und Biograph Simson's dagegen will diesen Tadel nicht gelten lassen, ebenso wie S. selbst sich auch später nicht davon hat überzeugen lassen, daß er damals einen Mißgriff begangen habe. Es ist aber unbestreitbar, daß der Erzherzog und vor allem Oesterreich, das in der Absicht, die Verwirklichung der preußischen Vorherrschaft zu vereiteln, den Erzherzog nachher zum Bleiben bestimmte, durch Simson's Gegenvorstellung eine Rückenstärkung empfingen und daß das Bleiben des Erzherzogs in der Reichsverweserstelle langwierige Quertreibereien Oesterreichs begünstigte, die eine Klärung der allgemeinen Lage außerordentlich erschwerten. Man wird also sagen müssen, daß S., der Vorkämpfer des Einheitsgedankens, durch einen Schritt, der wohl mehr von der Höflichkeit als von staatsmännischer Erwägung eingegeben war, ungewollt der Einheitsbewegung einen Stein in den Weg geworfen hat.

Einstweilen war die Brust Simson's, trotz der entmuthigenden Erfahrungen, die er im November und December in Berlin hatte machen müssen, noch von Hoffnungen geschwellt. Zwar war seine Reise an der Spitze der 32 „Kronenträger", wie Leopold Gerlach spöttelte, nicht der Triumphzug, den die Abgeordneten wohl selbst vielfach erträumt hatten. Nur hier und da bereiteten ihnen rührige Vertreter des liberalen Bürgerthums einen festlichen Empfang. In Berlin selbst war die Aufnahme sehr kühl. Graf Brandenburg ließ S. bitten, zu einer Besprechung zu ihm zu kommen. S. erfüllte diese Bitte nicht, weil er sich dadurch etwas zu vergeben fürchtete. Am 3. April empfing König Friedrich Wilhelm IV., nachdem er noch in letzter Stunde geschwankt hatte, ob er annehmen sollte, die Abordnung im Rittersaale des königlichen Schlosses. S. hielt eine vorher von ihm mit seinen Reichstagsgefährten festgesetzte Ansprache an den Monarchen. Während derselben zeigte sich seinem geistigen Auge das Wappen seiner Vaterstadt: ein Arm, der aus der Tiefe eine Krone heraufreicht. Es war der einzige visionäre Moment seines Lebens. Der König hielt darauf die berühmte, von ihm selbst aufgesetzte Rede, die General v. Gerlach zwei Tage zuvor „ergreifend schön" gefunden hatte und in die noch Tags zuvor auf Veranlassung des früheren Finanzministers Grafen Alvensleben-Erxleben der entscheidende Zusatz über die Nothwendigkeit einer Revision der Verfassung durch die Regierungen hineingekommen war. Der Ton der Rede verstimmte S. Er erkannte auch sogleich im Gegensatz zu Dahlmann und den meisten anderen den springenden Punkt, den Alvensleben'schen Zusatz, der ihm die Ablehnung enthielt. Seine rasche Auffassungsgabe zeigt sich hier deutlich. Eine von ihm aufgesetzte und von der Abordnung genehmigte Zuschrift an das preußische Ministerium stellte unter dem 4. April das Sachverhältniß fest: die beschlossene Verfassung sei zu einem Entwurf herabgesetzt. Auf der vielbesprochenen Soiree, die am Abend des 3. bei der Prinzeß von Preußen stattfand, machte S. die Bemerkung, der König habe durch seine Erklärung die Frankfurter Versammlung „nullificirt". Das Wort gefiel dem General v. Gerlach. Voller Achtung für Simson's Scharfblick notirte er: „Das ist eine ganz richtige Bemerkung". Auch sonst ist der kluge Generaladjutant gelegentlich Urtheilen Simson's lebhaft beigetreten. Der Prinz von Preußen, der schon bei Simson's Anwesenheit im Herbst die schwarzrothgoldene Cocarde an Simson's Hut mißliebig bemerkt hatte, verhielt sich zu Simson's Beschwerden jetzt vielleicht noch ablehnender. Denn als S. auf Uhland's Wort Bezug nahm, es werde niemand über Deutschland herrschen, der nicht mit einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt sei, gab er dem Präsidenten

der Paulskirche die Antwort: „Das glaube ich auch, mit einem Tropfen; hier aber haben wir davon eine ganze Flasche“. Im weiteren erklärte S. düster dem Prinzen von Preußen, die Ablehnung der Kaiserkrone bedeute für die deutsche Nation Verwesung. Er war tief enttäuscht, entmuthigt, erschöpft. Am 5. April reiste er mit seinen Gefährten wieder von Berlin nach Frankfurt zurück. Obwohl er am 10. Mai beinahe einstimmig wieder zum Präsidenten gewählt wurde, lehnte er die Wahl ab. Bald darauf erkrankte er. Die königliche Abberufung der preußischen Abgeordneten erklärte er für ungültig. Am 20. Mai trat er jedoch aus dem Parlament aus, weil er keinen Weg mehr sah. Das Wort, das Leopold Ranke schon lange vorher, im J. 1832, in seinen historisch-politischen Blättern niedergeschrieben hatte, sollte doch seine Geltung behalten: „Euer Vaterland werdet ihr euch nicht erklügeln. Einen anderen Ursprung hat die lebendige Hervorbringung: sie kommt von der Kraft und dem Genius“. Die denkwürdigste Manifestation der Vertreter des deutschen Gedankens, die sich S. zu ihrem Organ bestellt hatten, war vorüber.

Mit wenig Hoffnung nahm S. im Juni des Jahres 1849 noch an der Zusammenkunft in Gotha Theil, um für die Radowitz'sche Unionspolitik zu manifestiren. Noch während er Präsident der Paulskirche war, hatte man ihn in Naumburg-Eckartsberga-Sangerhausen in die preußische Erste Kammer gewählt. Er konnte diese Wahl aber nicht annehmen, da er noch nicht das für dieses Haus vorgeschriebene Alter von vierzig Jahren erreicht hatte. Als ihn dagegen sein heimathlicher Wahlkreis in die zum 7. August 1849 berufene, zum ersten Male auf Grund des Dreiclassenwahlsystems zu Stande kommende Zweite Kammer wählte, nahm er an. Es lag nahe, daß er für die Präsidentenwahl ins Auge gefaßt wurde. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel machte hieraus aber eine Cabinetsfrage. So kleinlich das auf den ersten Augenblick aussieht, so ist diese Stellungnahme doch nicht ganz unverständlich. Sie muß aus der Richtung insbesondere Manteuffel's beurtheilt werden, die der Radowitz'schen Unionspolitik entgegengesetzt war. Der Anhänger dieser Unionspolitik S. an der Spitze der Kammer durfte dem Freiherrn v. Manteuffel in der That ungelegen erscheinen. Dagegen, daß S. zum ersten Vicepräsidenten gewählt wurde, wandte das Ministerium nichts ein, weil diese Stellung nicht so programmatisch war. S. erfreute sich dafür in dieser Zeit des Wohlwollens des Königs. Aber dessen Verhalten in der Verfassungsfrage und bei deren bevorstehender Beeidigung brachte ihn doch sehr auf. Sein juristisches Empfinden war dabei stark mit im Spiele. Er drohte gelegentlich (Mitte Januar 1850) in einer heftigen Unterredung mit dem Major Edwin v. Manteuffel, über die ein Brief Manteuffel's im Nachlaß Leopold Gerlach's und die Aufzeichnungen des Präsidenten Ludwig v. Gerlach unterrichten, mit systematischer Opposition und redete von einem Dynastiewechsel und dem Schicksal der Stuarts. Besonders griff er in jenem Gespräch den bekannten Paragraphen 108 (später 109) der Verfassung über die Forterhebung der Steuern an, über den später der Verfassungsconflikt ausbrach. Am 26. Januar 1850 hielt er eine ungemein scharfe und sehr eindrucksvolle Rede gegen die vom Könige beabsichtigte Bildung des Herrenhauses. Er candidirte für das Erfurter Volkshaus in Frankfurt a. O. und in seiner Vaterstadt. Diese wählte ihn wieder, während er in Frankfurt durchfiel. In dem neuen Reichstage war für ihn die Wahl zum Präsidentenstuhl wieder frei. Er wurde denn auch alsbald zum ersten Präsidenten des Volkshauses gewählt. Damals stand er mit dem General v. Radowitz in einem vertrauten Verhältniß, obwohl er von vornherein dessen Ideologie nicht ganz zu folgen vermochte. Später erkalteten seine Beziehungen zu ihm ebenso wie die zu Gagern. Als einmal die falsche

Nachricht aufkam, Radowitz hätte bei einem der Kinder Simson's Pathe gestanden, sah sich S. um so mehr zu einem Dementi veranlaßt, als gar keine Freundschaft mehr zwischen ihm und dem General bestand. Das Dementi veranlaßte den Kladderadatsch zu dem Witz: Sehr erfreulich, denn die Kinder, bei denen bis dahin Radowitz Gevatter gestanden habe, seien alle früh gestorben; man könne dem Kinde daher wohl langes Leben prophezeien. In Erfurt hatte S. einen vielbesprochenen Zusammenstoß mit dem Heißsporn der Feudalen, Otto v. Bismarck, der als Schriftführer unter ihm fungirte und von einem stillen Widerwillen gegen den jüdischen Präsidenten erfüllt war. Simson's Feierlichkeit reizte Bismarck's Sarkasmus. Freilich konnte er nicht umhin, die Geschicklichkeit, mit der S. die Geschäfte leitete, anzuerkennen. Später ist S. von Bismarck wohlwollender beurtheilt worden. Doch die richtige Stellung zu ihm hat der große Staatsmann wohl nie ganz gefunden. Bei jenem Zusammenstoß Simson's und Bismarck's handelte es sich um die Zurechtweisung des in Erfurt als Berichterstatter der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ thätigen liberalen Publicisten v. Rochau durch den Schriftführer des Volkshauses. Der Schönhäuser trat seinem Präsidenten dabei mit junkerlicher Haltung entgegen. Er meinte unter anderem, daß S. seine Lage gegenüber v. Rochau wohl nicht würdigen könne. Das könne vielleicht nur ein Edelmann. S. bezog sich dem gegenüber entrüstet auf seine uralte Abstammung. Nach Simson's vielleicht irriger Auffassung nahm Bismarck diese Entgegnung höflich auf. Gewiß ist, daß die Beiden eine erregte Verhandlung gehabt, welche S. noch nach Jahrzehnten lebhaft vor der Seele stand. Doch scheinen sie gütlich auseinander gegangen zu sein. Die ganze Stimmung Simson's während der Erfurter Verhandlungen war wiederum recht hoffnungsvoll, wie er denn sehr zum Optimismus neigte. „Und so sitz' ich hier in gewissem Maß mit der Empfindung Galileis ‚Und sie bewegt sich doch‘“ schrieb er am 27. März 1850. Es trat in der That (um August 1850) ein Zeitpunkt ein, in dem Leopold Gerlach besorgte, daß ein Ministerium Ernst Bodelschwingh-Simson käme, wenn der König nicht Radowitz fallen ließe. Verhältnißmäßig stand der einflußreiche Generaladjutant übrigens S. noch wohlwollend gegenüber, da der Sohn Niebuhr's, der Cabinetsrath Markus Niebuhr, der damals bereits der Camarilla angehörte, S. als „von Herzen gut“ schilderte.

Nach dem endgültigen Scheitern der Unionspolitik vermochte sich S. nicht so schnell auf den Boden der Thatsachen zu stellen. Er hielt vielmehr unentwegt an den alten Ideen fest und bekämpfte darum die Wochenblattspartei, die in das Fahrwasser der Regierung lenkte, auf das schärfste. Das brachte es zu Wege, daß er bei der Präsidentenwahl am 31. Januar 1851 unterlag. Diese Niederlage schmerzte ihn tief. Es zeigte sich ein stark empfindliches Naturell bei ihm. Er hat diese seine Eigenschaft selbst betont, indem er am 18. Februar 1851 schrieb: „Ich gehöre nun einmal zu den Naturen, die — wenn auch vielleicht nicht Anerkennung, doch wenigstens Aufmerksamkeit brauchen“. Unter seinem Vorsitz wurde damals (1851) ein auch von ihm angeregtes Gesetz über Ministerverantwortlichkeit von der Justizcommission fertiggestellt, das dann auch die Zweite Kammer annahm, die Erste aber verwarf. Er hat sich niemals den Gedanken zu eigen gemacht, daß das Fehlen der Ministerverantwortlichkeit eine geradezu zum Wesen des preußischen Staates gehörige und ihm zum Segen gereichende Erscheinung ist. Seine Ausführungen zeichneten sich gewöhnlich durch Scharfsinn und elegante Diction aus, bewegten sich aber wohl, wie sein Sohn und Biograph urtheilt, „zu oft in technisch-juridischen Wendungen“. Auf fiel seine Vorliebe für die lateinische Sprache. Die rein

rednerische Wirksamkeit in der Kammer behagte ihm indeß nicht dauernd. Er empfand die Trennung von seiner Familie störend; auch war sein Gesundheitszustand nicht der beste. Daher gab er die parlamentarische Thätigkeit auf, obwohl er im Herbst 1852 in Gumbinnen mit ansehnlicher Mehrheit gewählt wurde, lehnte er ab.

Allmählich fühlte er sich immer mehr als praktischen Juristen. Als ihm der in der politischen Bewegung mit ihm befreundet gewordene Historiker J. G. Droysen im Sommer 1852 einen Ruf an die Universität Jena verschaffte, schlug er den ihm angebotenen Lehrstuhl aus mit der Begründung, er glaube nicht eigentlich zum Fachgelehrten berufen zu sein. Droysen war verstimmt darüber und schrieb ihm liebenswürdig und fein: „Die Jugend dürstet nach jener ethischen Erhebung und Belebung, welche, erlauben Sie mir das zu sagen, von Ihrem Wesen und Schaffen das Beste und Stärkste ist“. Anfangs blieb Simson's Colleg in Königsberg leer. Aber bald war er wieder der beliebte Lehrer von früher. Er kam in jener Zeit in einen regen Briefwechsel mit Theodor v. Schön, mit dem er schon lange Beziehungen angeknüpft hatte und den er für einen großen Staatsmann hielt. Gelegentlich suchte er den alten Herrn auch in Arnau auf. Im Jubiläumsjahr 1855/56 wählte ihn die Königsberger Universität zu ihrem Prorector. Damals erwachte auch wieder in ihm Neigung, an den parlamentarischen Kämpfen theilzunehmen, um gegen die Reaction zu kämpfen. Er blieb aber bei einer Nachwahl im ersten Berliner Wahlkreis im November 1855 und ebenso im November 1856 in Breslau in der Minderheit. Dafür wurde er bei Beginn der neuen Aera, Ende 1858, wieder von Königsberg in das Abgeordnetenhaus entsandt. Er trat der altliberalen Fraction Vincke bei. Für diesen unfruchtbaren, widerspruchliebenden, im Kern seines Wesens hochfeudalen Politiker hatte er eine merkwürdige Vorliebe. Gelegentlich nannte er Vincke wohl bewundernd „einen unvergleichlichen Menschen“. Einstweilen war ihm der Präsidentenstuhl versperrt, da sein Fractionsgenosse Graf Schwerin-Putzar darauf Ansprüche machen durfte. Doch als dieser im Herbst 1859 Minister des Innern wurde, trat er als sein Nachfolger ein. In dieser Stellung kam er öfter in persönliche Berührung mit dem neuen Herrn. Diese waren nicht immer freundlich, weil Wilhelm I., wie man weiß, in den nachfolgenden Jahren manches an der Haltung des Abgeordnetenhauses auszusetzen hatte. Angenehmer waren die Berührungen mit der Königin Augusta. Sie war und blieb für ihn „seine gnädige Fürstin“. Die Beziehungen zu ihr veranlaßten noch in späteren Jahren nähere Berührungen Simson's mit ihrer Hofdame, der Gräfin Oriola. Als Präsident des Abgeordnetenhauses vertrat S. im October 1861 das Haus bei der Krönung.

Es entsprach seinen Neigungen, als er am 3. September 1860 zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. ernannt wurde. Dort sollte er fast zwei Jahrzehnte wirken. In dem ersten Präsidenten des Gerichts, Scheller, gewann er bald einen guten Freund. Neben seiner amtlichen Thätigkeit fand er reichlich Muße zu Lektüre rechtswissenschaftlicher, politischer, nationalökonomischer, geschichtlicher, litterarischer und philosophischer Natur. Als Zögling des Königsberger Fridericianums war er ein trefflicher Grieche geworden und ein Freund dieser Sprache geblieben, so daß er noch in späten Jahren zu seiner Erholung den Thukydides im Urtexte las. In der Militärfrage vertrat er einen einsichtsvollen Standpunkt. Er trat durchaus für die Forderungen Wilhelm's I. ein. Mit scharfem Blicke erkannte er, daß sich der Liberalismus hier regierungsfähig machen konnte. Bei Einbringung der Reorganisationsvorlagen sagte er, wie Leopold Gerlach aufgezeichnet hat,

triumphirend, vierzig Jahre habe das schlechte System bestanden, weder der Absolutismus der Regierung Friedrich Wilhelm's III. noch die Reaction der letzten zehn Jahre hätten es gewagt, die Hand daran zu legen; das wäre der auf die Liberalen gestützten neuen Aera vorbehalten geblieben. Wie groß mußte da sein Kummer sein, als gerade seine Parteigenossen in ihrem Doctrinarismus sich bei der Heeresfrage immer mehr versagten und dadurch der große Moment, in dem der Liberalismus sich in den Sattel setzen konnte, verpaßt wurde. Das Ueberwuchern des Radikalismus bedrohte die Fortführung seiner parlamentarischen Wirksamkeit. Bei den Neuwahlen im Herbste 1861 wurde nämlich statt seiner in Königsberg Schulze-Delitzsch gewählt. Wieder regte sich in ihm seine Empfindlichkeit. Er fühlte sich tief gekränkt und betrachtete die Niederlage in ihrer Wirkung „als ein zweites und schmerzhafteres Wegziehen aus der Vaterstadt“. Nun wurde er aber bei den Nachwahlen in zwei Kreisen zugleich gewählt, in Wetzlar und Hoyerswerda. Er nahm für Wetzlar an. Bei der Veränderung der parlamentarischen Lage verzichtete er auf eine Wiederwahl ins Präsidium, nicht ohne daß jetzt Wilhelm I. seinen Rücktritt bedauerte. Die politische Unfähigkeit der zahlreichen liberalen Kreisrichter im Abgeordnetenhause erbitterte ihn geradezu. „Die wollen Politik nach den Paragraphen des Landrechts machen und wollen um alles nicht ministeriell sein“, klagte er dem Militärschriftsteller Theodor v. Bernhardi. „Wer mit der Regierung in Verbindung steht, ist ihnen als eine zweideutige Persönlichkeit verdächtig, wer und wie die Regierung auch sein mag.“ Voller Ingrimm sah er, daß große Gruppen der Liberalen, auf deren Zustimmung zu den Heeresfragen hätte gerechnet werden können, dagegen stimmten, weil sie fürchteten, sonst an Popularität zu verlieren. Im Februar 1862 fand er, wie aus den Mittheilungen seines Biographen hervorgeht, Gelegenheit, dem Kronprinzen seine Meinung ausführlich und erschöpfend darzulegen. Man erführe gern, was er dem erlauchten Herrn gesagt hat. Zur selben Zeit zeigte es sich, daß sein Gesundheitszustand nicht der beste war. Sicherlich wirkte die Erregung ungünstig auf ihn ein. Im März 1862 mußte er sich durch Langenbeck operiren lassen und ging dann mehrere Monate in die Schweiz. Bei den Neuwahlen (am 22. Mai 1862) wurde er von dem Wahlkreise Montjoie-Malmedy-Schleiden, also einer Gegend, in der die Bevölkerung vorwiegend katholisch war, gegen einen alten Freund, den Dompropst Holzer, gewählt. Der „Kladderadatsch“ höhnte darüber, daß er bei den „Wallonen“ seine Zuflucht suchen mußte, wie Vincke bei den „Kassuben“ in Preußisch-Stargard. Der Kreis blieb ihm lange treu. Trotzdem S. mit Vincke's halsstarriger und ungeschickter Taktik nicht sehr einverstanden war, blieb er noch in dessen Fraction. Im September 1862 war er so weit wieder hergestellt, um an den parlamentarischen Verhandlungen theilnehmen zu können. Inzwischen war Bismarck Ministerpräsident geworden. Der ehemalige Schriftführer des Erfurter Volkshauses verschmähte es nicht, S. in seinem Chambregarnie aufzusuchen und eine Verständigung mit ihm zu erstreben. S. konnte aber nicht Vertrauen zu ihm fassen. In der Budgetfrage war auch gar keine Verständigung zwischen den beiden möglich. Dazu war S. doch zu sehr der liberale Jurist. Er verbiß sich in der Folge in eine blinde Opposition gegen das Bismarck'sche Regiment. Bei dieser Opposition bereicherte er die Blüthenlese parlamentarischer Verunglimpfungen, die der große deutsche Staatsmann über sich ergehen lassen mußte, durch einen Vergleich, der ihn später wohl noch oft gereut haben wird. Am 28. Februar 1863 verstieg er sich nämlich zu dem Vorwurf der Unfähigkeit gegen das Ministerium Bismarck und verglich dessen Wirksamkeit mit der Don Quixote's oder der eines Seiltänzers, die nicht nach jedermanns

Geschmack sei. Der Vorwurf war um so haltloser, als S. damit die weitausschauende sogenannte Alvensleben'sche Convention kritisiren wollte. Bismarck erwiderte sofort und hat den Angriff stets in unangenehmer Erinnerung behalten. S. war es, der, im höchsten Maße entrüstet, den Antrag einbrachte, der dann auch angenommen wurde: den Beschluß des Herrenhauses auf Wiederherstellung der Heeresvorlage der Regierung als verfassungswidrig für null und nichtig zu erklären. Ebenso ergriff er leidenschaftlich Partei für die bedrohte Preßfreiheit und gegen den die parlamentarische Redefreiheit antastenden Beschluß des Obertribunals vom 29. Januar 1866 in Sachen Twesten. Seine am 10. Februar 1866 über jenen Beschluß gehaltene Rede ist eine seiner letzten und eindrucksvollsten. Seine lichtvolle Auseinandersetzung gipfelte in dem Satze: „Es könnte in der Nation der Gedanke rege werden, hier würde das freie Wort doch nur scheinbar gehandhabt." Vornehm entzog er sich bald darauf einer populären Demonstration, die ihm aus Anlaß seiner Haltung in Frankfurt a. O. dargebracht werden sollte. In der schleswig-holsteinschen Frage gewann er ähnlich wie in der Budgetfrage lange nicht den freien Standpunkt des Politikers. Rein juristisch erklärte er am 23. März 1865: die Annexion Schleswig-Holsteins zu verfolgen, sei eine Politik, die er aus der Tiefe der Seele verabscheue. Seine formalistische juristische Bedenklichkeit ging auf die Dauer selbst vielen seiner Parteifreunde etwas weit, weil dadurch leicht die praktische Politik gelähmt wurde.

Nach den Ereignissen von 1866 gingen ihm die Augen auf und er schwenkte daher ins Bismarck'sche Lager ein. Es erfüllte ihn mit Freude, daß sein Sohn in dem deutschen Entscheidungskampfe einmal ins Feuer kam. Daran erkannte Bernhardi den echt preußischen Geist Simson's. Bei den Wahlen zum constituirenden Norddeutschen Reichstage am 12. Februar 1867 wurde S. in sechs Kreisen aufgestellt, aber nur in Frankfurt a. O. gewählt, und auch da nur mit geringer Mehrheit. In fünf anderen Kreisen, darunter in Königsberg, unterlag er. Seitdem hat er bis zu seinem Ausscheiden aus dem parlamentarischen Leben (im J. 1877) ständig den Frankfurter Wahlkreis vertreten. Einmal wurde er außerdem noch von Montjoie gewählt. Am 2. März 1867 übertrug auch der Norddeutsche Reichstag ihm das Präsidium. Zum dritten Male hatte S. also einen deutschen Reichstag zu leiten. Freilich spielte bei dieser Wahl etwas das Bestreben seiner Freunde mit, ihn aus den parlamentarischen Debatten auszuschalten, weil die juristischen Bedenken, die er zu erheben pflegte, einigermaßen gefürchtet waren. Mit komischer Genugthuung berichtete Max Duncker am 2. März seinem Freunde Bernhardi: „Der Schlimmste von allen, nämlich S., sei nun unter die Haube gebracht", und Bernhardi bemerkte dazu verständnißvoll: „Der muß also doch schon bedenkliche Symptome von Sorge für korrektes Budgetrecht und dergleichen verrathen haben". Zum dritten Male beriethen die Vertreter des deutschen Volkes nun unter Simson's Vorsitz die dem Reiche zu gebende Verfassung, und jetzt endlich gelang das Werk zu freudiger Genugthuung Simson's. „Ich weiß sehr wohl," so sagte er damals, „daß das Andenken an Augenblicke, wie der gegenwärtige, das kostbarste und edelste Erbtheil ist, das ich meinen Kindern hinterlasse." Als Präsident des am 31. August 1867 gewählten Norddeutschen Reichstages überreichte er am 3. October desselben Jahres dem Könige auf der eben wiederhergestellten Burg Hohenzollern die Adresse des Reichstages, in welcher dem Wunsche Ausdruck gegeben wurde, daß auch die Südstaaten in den Bund träten, und Protest gegen den Versuch fremder Einmischung erhoben wurde. Als Bismarck bei Einrichtung seiner parlamentarischen Soireen vorschlug, daß man zu ihnen im Ueberrock käme, lehnte S., was für den Werth,

den er auf Formen legte, ungemein charakteristisch ist, dies ab und machte, wie Keudell berichtet, mit Entschiedenheit geltend, daß zur Wahrung der Würde der Versammlung Frack und Halstuch unerläßlich seien. Bismarck war mit seiner Amtsführung sehr zufrieden und fand, daß er die Geschäfte recht rasch abwickelte. In die Zukunft des Deutschthums blickte S. jetzt vertrauensvoller denn je. Bei Gelegenheit des Zollparlaments hörte der badische Staatsrechtslehrer Bluntschli mit Genugthuung von ihm, daß er über den endlichen Sieg der Germanen über die Romanen keinen Zweifel hege, und zwar aus weltgeschichtlichen und psychologischen Gründen. S. präsidirte dann auch der dreitägigen Sitzung des Reichstages im Juli 1870, in der die Kriegsanleihe bewilligt wurde, ebenso der Berathung der Verträge mit den Südstaaten im Spätherbst desselben Jahres, bei der ihm besonders die Socialdemokraten die Führung des Amtes erschwerten, so daß er zeitweilig an Niederlegung des Präsidiums dachte. Wie auch sonst legte der Kronprinz Friedrich Wilhelm bei dieser Gelegenheit ihm schriftlich seine Ansichten dar und befürwortete dringend die Annahme der Verträge trotz ihrer Mängel. Wie Chlodwig Hohenlohe berichtet, fand S. seltsamer Weise an dem Kaisertitel keinen Geschmack, weil das Wort Kaiser ein Fremdwort sei. Nachdem der Reichstag die Verträge angenommen hatte, übernahm S. wieder wie vor einundzwanzig Jahren die Führung einer Kaiserdeputation. Freilich war der jetzt erkorene deutsche Kaiser mehr nach dem Wunsche des Prinzen von Preußen im J. 1849 nur mit einem Tropfen, nicht mit einer Flasche demokratischen Oels gesalbt. Aber statt der knappen Mehrheit der Volksvertreter und der Minderheit der Regierungen vor zwei Jahrzehnten war jetzt Einstimmigkeit zwischen Fürsten und Stämmen vorhanden. Am 16. December traf S. in Versailles ein. Gleich am Abend hatte er eine Unterredung mit Bismarck, die sich bis zum Morgengrauen ausdehnte. Der Mann der schöpferischen That und der Vertreter der deutschen Idee oder, wie Karl Frenzel bemerkt hat, „der Chorführer der Deutschen“ fanden sich jetzt zusammen zu gemeinsamem Wirken. Die Begegnung hat etwas tief Symbolisches. Es traf nicht den Kernpunkt der Sache, wenn Bismarck es damals als einen „Witz der Geschichte“ oder, etwas besser, „ein reizendes Spiel des Geschicks“ bezeichnete, daß S. zum zweiten Male der Führer einer Kaiserdeputation sei. Es lag vielmehr eine von einer weisen Schicksalswaltung gewährte stolze Genugthuung für die Männer der Paulskirche und des Erfurter Reichstages darin, daß ihr ehemaliger Präsident nun doch den Kaiserruf erheben durfte. Damit wurde das bekräftigende Siegel auf das Ringen, Streben und Sehnen jener Jahre gedrückt. Jene Männer haben zwar nicht das richtige politische Augenmaß besessen. Aber die Manifestation in Frankfurt a. M. und Erfurt war edel gewesen und übte ihre Wirkung weithin in die Zukunft. In jener Nacht entwarfen der Kanzler und der Reichstagspräsident die Antwort, die der König auf die Adresse des Reichstages geben sollte. Wie so anders waren die Zeiten geworden seit der Stunde, da Friedrich Wilhelm IV. selbst mit der Camarilla und Graf Alvensleben seine Antwort feststellte. Am anderen Morgen hatte S. eine Unterredung mit dem Kronprinzen; und nun ergab sich die merkwürdige Constellation, daß S. gegen den Thronerben, mit dem er einst Bismarck's Politik bekämpft hatte, den Standpunkt des Kanzlers vertrat. Der Mann der Idee war ganz ins Lager des genialen Staatsmannes übergegangen. Am 18. December, genau zweiundzwanzig Jahre nach Simson's Wahl zum ersten Präsidenten der Frankfurter Nationalversammlung, fand in der Präfectur, dem Wohnsitz des Königs, der Empfang der Abordnung statt. S. hielt eine überaus schlichte, aber wohl gerade darum und vermöge der classischen Würde, mit der S. sich gab, er-

greifende Ansprache. Alle Anwesenden waren tief bewegt, am meisten vielleicht König Wilhelm I. selbst. Der Staatsrechtslehrer Bluntschli hatte im J. 1868 gesagt: „Simson spricht Musik. Seine Rede klingt wie Orgelton feierlich und voll, pathetisch“. Das trat hier in besonders weihevollem Momente recht wirkungsvoll und passend in die Erscheinung. Das ausdrucksvolle Profil des hochgewachsenen Mannes mit seiner hohen, etwas zurückfallenden Stirn, starken schwarzen Augenbrauen, dem vertrauenerweckenden braunen Auge, der leicht gebogenen Nase, langer Oberlippe und energischem Kinn prägte sich den zahlreichen deutschen Würdenträgern, die zugegen waren, in diesem geschichtlichen Augenblicke besonders fest ein. Wohl alle empfingen einen wohlthuenden Eindruck von seinem Wesen. Diesmal behielten die Skeptiker, die sein Pathos für überflüssig und übel angebracht hielten, wenn es deren damals überhaupt in Versailles welche gegeben hat, nicht Recht, wie einst zur Zeit der Frankfurter Kaiserwahl.

Nach dem Empfang in Versailles neigte sich die historische Mission Simson's ihrem Ende zu. Einige Jahre übte er noch eine parlamentarische Thätigkeit aus. Seit dem Jahre 1867 war er nicht mehr Mitglied des Abgeordnetenhauses. Einen Einschub in das Herrenhaus im Herbst 1872 lehnte er ab, weil er glaubte, daß er dort nicht hin passe. Bis zum Jahre 1874 blieb er noch Präsident des Reichstages. Fürst Chlodwig Hohenlohe hat einige Züge aus dieser Zeit, in der er mit S. zusammen im Reichstagspräsidium saß, festgehalten. Der skeptische Diplomat empfand wohl ähnlich wie Bismarck die Reden Simson's etwas ironisch. Spricht er doch ständig von den „zierlich gewundenen Sätzen“ und den „gewählten Ausdrücken“, in denen S. zu sprechen pflege. Auch dessen Gesten und Posen fielen ihm als etwas gemacht und gekünstelt auf. Aehnlich bezeichnet ja auch Theodor v. Bernhardi Simson's Wesen als einigermaßen theatralisch. Aber im Gegensatz zu Bismarck hob Hohenlohe gerade, wie auch Andere, den feinen Takt Simson's hervor. Wohl richtig fand er eine große äußere Aehnlichkeit zwischen S. und dem im übrigen durch seine Formlosigkeit von S. so verschiedenen Präsidenten der französischen Republik Grevy heraus. Auf die Dauer fiel S. die Leitung des Parlaments schwer. Seine Nerven waren zu empfindsam. Die häufiger werdenden Verletzungen des Tons pflegten ihn in große Erregung zu bringen. Für die stürmischen Sitzungen der späteren Jahre, in denen sich eine zum Theil recht ungeschliffene Gesellschaft unliebsam hervorthat, wäre er weniger als Präsident geeignet gewesen. Dieser Posten erforderte allmählich robustere Naturen. Nachdem S. das Präsidium abgegeben hatte, betheiligte er sich auch nicht mehr an den Debatten. Einmal noch wurde er, als sein Nachfolger Forckenbeck und die beiden Vicepräsidenten zufällig gleichzeitig behindert waren, durch das Vertrauen des Reichstages am 7. Februar 1876 auf einen Tag zur Leitung berufen.

Er ging jetzt mehr und mehr im praktischen Juristenberuf auf. Im Februar 1868 hatte er die Stelle des ersten Präsidenten am Appellationsgericht in Hamm abgelehnt. Warum, ist nicht bekannt. Vielleicht rechnete er schon darauf, dieselbe Stelle in Frankfurt a. O. zu erhalten. In der That wurde er schon am 30. Januar 1869 zum Nachfolger seines Freundes Scheller ernannt. S. sprach dem Grafen Bismarck dafür seinen lebhaften Dank aus, da er wisse, daß er die Ernennung dem Ministerpräsidenten zu verdanken habe. „Euer Excellenz haben, um Sich meiner zu diesem Behuf annehmen zu können, Manches wohlwollend in Betracht ziehen und anderes großherzig vergessen mögen“. Bei der neuen großen Justizorganisation im J. 1878 trat an ihn der Gedanke heran, daß er das ihm lieb gewordene Frankfurt ver-

lassen müsse. Die leitenden Instanzen waren sich einig, daß die repräsentative Persönlichkeit und die ausgezeichnete juristische Kraft Simson's geradezu wie geschaffen war für die Leitung des neuen Reichsgerichts. Der Kaiser, der Kronprinz und Bismarck faßten ihn dafür ins Auge. Der Kronprinz schlug ihn dem Reichskanzler bereits am 10. October in besonderem Schreiben vor. Aber S. wollte nicht. Der große Wechsel der Verhältnisse mochte ihn schrecken, auch mit Rücksicht auf seine Frau. Aber Bismarck übte einen Druck auf ihn aus, und sein Wille drang durch. Bismarck ließ S. nach Berlin kommen und stellte ihm es als durchaus wünschenswerth vor, daß er annähme. S. bat sich Bedenkzeit aus. Aber schon am Tage darauf, am 19. März 1879, schrieb er dem Fürsten: „Die Argumente, welche Eure Durchlaucht mir gestern zu Gemüthe führten, haben mich auf das tiefste getroffen. Ich stelle mich rückhaltlos zu Eurer Durchlaucht Verfügung.“ Am 23. April 1879 erfolgte Simson's Ernennung zum Reichsgerichtspräsidenten. Nahezu zwölf Jahre hat er diese Stelle noch ausgefüllt. Er verstand es, mit allen betheiligten Factoren, so auch mit der Rechtsanwaltschaft, enge Fühlung zu unterhalten, und arbeitete, wenn auch nur mit theilweisem Erfolge, da er nicht eine entsprechende Vermehrung des Richterpersonals erreichte, der großen Ueberlastung des Reichsgerichts nach Kräften entgegen. Bei Beginn einer Cur in Karlsbad im Frühjahr 1890 traf ihn ein Schlaganfall, von dem er nicht mehr völlig genas. Dadurch sah er sich veranlaßt, um seinen Abschied einzukommen. Er erhielt ihn am 1. Februar 1891.

Noch aber stand ihm ein langer Lebensabend bevor. Mittlerweile war er mit Ehren überhäuft worden. So erhielt er den Vorsitz über das Comité, das die Vollendung des Stein-Denkmals bei Nassau ins Werk setzte, und leitete die Enthüllungsfeierlichkeiten im Juli 1872. Am 18. December 1873 verlieh ihm Frankfurt a. M. in Erinnerung an seine vor einem Vierteljahrhundert erfolgte Wahl zum Präsidenten des ersten deutschen Parlaments das Ehrenbürgerrecht. Als eine besondere Ehrung empfand es S. dabei, daß der feurigste Vorkämpfer der deutschen Einheit unter den Männern der Wissenschaft, Heinrich v. Treitschke, ihm damals schrieb, er dürfe von sich im Hinblick auf die großen Ereignisse sagen: quorum pars magna fui. Und abermals war es für ihn eine besondere Freude, als derselbe Historiker zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum ihm schrieb: „In den Stürmen einer undankbaren Zeit, die jeden politischen Namen vergißt oder besudelt, ist der Ihre immer fest verbunden geblieben mit den Geschicken des Vaterlandes und hat immer seinen alten lauteren Klang behalten.“ Beim fünfzigjährigen Amtsjubiläum am 22. Mai 1883 ernannten ihn Königsberg und Leipzig zum Ehrenbürger. Frankfurt a. O. hatte das schon früher gethan. In Leipzig und Berlin wurden Straßen nach ihm genannt. Bei Gründung der Goethe-Gesellschaft am 20. Juni 1885 wurde er als einer der wenigen Theilnehmenden, „deren Jugend noch die Strahlen von Goethe's leiblichem Auge empfangen hatte“, zu deren erstem Vorsitzenden gewählt, was er bis zu seinem Ende blieb. Kaiser Friedrich verlieh ihm gleich nach seinem Regierungsantritt am 18. März 1888 als Ausdruck seiner alten Huld den Schwarzen Adlerorden und damit den erblichen Adel. Die Auszeichnung bewegte S. Wohl weil er annehmen durfte, daß sie nur im Einvernehmen mit Bismarck erfolgt sein konnte, richtete er an diesen ein Dankschreiben, in dem es hieß: „Bewahren Eure Durchlaucht mir Ihre Gewogenheit, der ich so viel schuldig geworden bin! Ich habe nichts dagegen zu bieten als unvergängliche treue dankbare Verehrung.“ Eine seiner letzten Handlungen war es, als er auf Anregung von neun ehemaligen Mitgliedern der Paulskirche, darunter Haym und Mevissen, zum fünfzigjährigen

Gedenktage der Eröffnung des Frankfurter Parlaments im Mai 1898 ein Schreiben an den greisen Bismarck richtete, in dem er den Dank für die Schaffung des Reiches ausdrückte. Bismarck dankte ihm liebenswürdig. Nach seinem Abschiede war S. von Leipzig nach Berlin gezogen und erfreute sich dort in unermüdlicher Lectüre und im Verkehr mit Freunden, darunter besonders mit Heinrich v. Sybel, mit dem er seit den Erfurter Tagen bekannt war, Heinrich Friedberg und Ludwig Bamberger, sowie mit seiner zahlreichen Familie in der stillen Rauchstraße beim Thiergarten eines friedlichen Daseins. Freilich lastete die Schwächung seiner Gesundheit und Arbeitsfähigkeit schwer auf ihm. Von seiner bereits am 16. März 1883 verstorbenen Gattin besaß er zwei Söhne und sieben Töchter, von denen der größte Theil in Berlin lebte. In seinen letzten Jahren umgab ihn eine Schar von Enkeln und Urenkeln. Am liebsten las er in Goethe's Werken. Sein Exemplar der Ausgabe letzter Hand in sechzig Bänden war vollständig zerlesen. Keine Stelle darin war ihm unbekannt. Aber auch Werke wie Treitschke's Deutsche Geschichte studirte der greise Mann. Deren fünften Band las er, obwohl er noch kurz vorher eine zweite Schlagberührung erlitten hatte, zwei Mal hintereinander. Gegen Ranke empfand er eine gewisse Abneigung. Juristische Sachen las er seit seinem Abschied, wie es heißt, gar nicht mehr. Am 1. Mai 1899 erlebte er noch sein siebzigjähriges Doctorjubiläum. Doch lebte er damals schon seit Wochen nur noch in einer Traumwelt. Tags darauf starb er. Am 6. Mai wurde er beerdigt. Kaiser Wilhelm II. ließ sich durch zwei Prinzen vertreten. Er ruht auf dem Friedhof in der Belle-Alliancestraße an der Seite seiner Gattin.

Ein ungewöhnlich glückliches Leben fand mit Simson's Tode seinen Abschluß. Mit der deutschen Einheitsbewegung ist S. auf das merkwürdigste und innigste verknüpft. Eine decorative und repräsentative Persönlichkeit, wird er gleichsam von den Wellen dieser idealen Bewegung emporgetragen und in jeder einzelnen Phase auf einen weithin sichtbaren Platz gestellt. Es darf dabei als eine günstige Fügung bezeichnet werden, daß ein so feiner und edler, von vielseitiger Bildung getränkter Geist dies Geschick hatte. Kaum wird diese Erscheinung, selbst nicht für peinlich deutsch Empfindende, in ihrer Erfreulichkeit dadurch beeinträchtigt, daß S. nicht germanischen Blutes war. Denn wer S. kannte, empfand seine jüdische Abstammung, mochte sie sich auch in Aeußerlichkeiten und auch in einigen Zügen seines Wesens nicht verleugnen, schwerlich störend. Man denke an Treitschke und Bernhardi. Der allgemeine Eindruck seiner Persönlichkeit war dafür zu wohlthuend. Man hat wohl von der Anmuth seines Wesens gesprochen. Daß ein Mann jüdischer Abkunft die schöne Rolle in der deutschen Einheitsbewegung spielen konnte, die S. zugefallen ist, darf geradezu als symptomatisch für den Charakter der doch ursprünglich von dem gebildeten deutschen Bürgerthum ausgehenden Bewegung gelten. Sobald das waffenklirrende alte Preußenthum die Führung der Bewegung mehr in die Hand nimmt, da wird auch S. einigermaßen Nebenerscheinung. Schließlich erhielt er als Präsident des Reichsgerichts gleichsam den ihm zukommenden Ruheposten. Es wird am Ende zu sagen sein, daß S. nicht zufällig zu der Rolle kam, die er spielte, sondern stets der richtige Mann an der richtigen Stelle war.

Von seinen Söhnen widmete sich der ältere, August, dem Anwaltsberufe, der jüngere, Bernhard, wurde Professor der Geschichte. Von seinen Töchtern blieben die älteste, Margarete, und die dritte, Elisabeth, unverheirathet. Die zweite, Therese, vermählte sich mit dem als Generalarzt verstorbenen Dr. Ernst Wolff, die vierte, Antonie, mit dem Landgerichtspräsidenten Hackel, die fünfte,

Anna, mit dem Justizrath Max Wolff, die sechste, Helene, mit dem Rittergutsbesitzer Richard Schwerdtfeger und die jüngste, Charlotte, mit dem Senatspräsidenten am Kammergericht Zachariae.

Bernhard v. Simson, Eduard v. Simson, Erinnerungen aus seinem Leben. Leipzig 1900. — Spiero, Erinnerung an Simson. Zukunft, 26. Sept. 1903. — Duboc, Achtundvierziger. Ebenda 26. Juni 1897. — Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck. — Leopold Gerlach's Tagebücher (z. Th. ungedruckt). — Aufzeichnungen Ludwig's von Gerlach. — Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's, Bd. IV—VII. — Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig Hohenlohe. — Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck. — Alexander Meyer, Eduard v. Simson (in Band IV des Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs S. 307—317). — Karl Frenzel's Nachruf auf Simson im Goethe-Jahrbuch XXI, 3—6. — Karl Braun-Wiesbaden, Eduard Simson (in Nord u. Süd 37, 349—367).

Herman v. Petersdorff.

Sinner: P. Basilius S., hervorragender Physiker und Conventual des Benedictinerstiftes zu St. Magnus in Füssen im Allgäu, geboren am 15. Februar 1745 zu Enkenhofen (Gemeindeverbands Christaghofen im heutigen württembergischen Oberamt Wangen i. A.), † am 8. März 1827 als fürstlicher Hofkaplan und Oberbibliothekar in Wallerstein im Ries. Er legte im J. 1764 im Kloster die Gelübde ab und wurde 1769 zum Priester geweiht. Er war ein reichbegabter Geist, namentlich ein ausgezeichneter Mathematiker, Physiker und Mechaniker und zugleich der alten Sprachen sowie des Französischen und Italienischen vollständig mächtig; im J. 1745 hatte er seinen Abt Gerhard Ott, welcher beim Reichshofrath einen Proceß gegen das Hochstift Augsburg wegen Anmaßung von Territorialrechten über das Kloster betrieb, nach Wien zu begleiten und dort an der Hochschule behufs weiterer Ausbildung für das Lehramt zu weilen. Nach längerem Aufenthalte daselbst und in Rom lehrte er theils in seinem Kloster, theils zu Freising Philosophie, Theologie, Mathematik und orientalische Sprachen. P. Basilius war aber von den Grundsätzen seiner aufgeklärten Lehrer zu Wien, Martini, Sonnenfels, Rautenstrauch, Eibel u. A. nicht unberührt geblieben. Wegen zu freier, bedenklicher Thesen aus Philosophie und kanonischem Recht, welche er zu Füssen öffentlich vertheidigen ließ, zog er sich im J. 1777 eine Ahndung von Seiten des bischöflichen Ordinariates von Augsburg, mit welchem sein Kloster damals nicht am besten stand, zu. Bei der Abtei-Erledigung im J. 1778 verließ er mißmuthig Füssen und wanderte nach Rom, um Dispens vom Ordensleben zu erlangen; bald reute ihn indeß dieser Schritt, und er kehrte in sein Kloster zurück, welches ihn mit aller Schonung unter der milden Regierung des letzten Prälaten Aemilian Hafner wieder aufnahm. Noch lange vor der französischen Erfindung hatte er einen Telegraphen ersonnen und construirt, dessen Beschreibung er später unter dem Titel im Drucke herausgab: „Beschreibung des Telegraphen, welchen P. Basilius Sinner, Benediktiner zu St. Mang in Füssen, in der dasigen Bibliothek aufgestellt hat“ (4°, Füssen 1795); schon vorher, in den Jahren 1790—92, hatte er einige kleinere (bei A. Lindner, Die Schriftsteller des Benediktinerordens in Bayern II, S. 65 verzeichnete) Schriften mathematischen Inhalts erscheinen lassen. Christoph Schmid hat ihm in seinen „Lebenserinnerungen“ (III. Bdchn., S. 111/112, Augsburg 1855) ein anmuthiges Denkmal gewidmet. Zur Zeit der Klosteraufhebung befand sich S. als Propst im Schlößchen zu Stökkholg in der Pfarrei Seeg im Allgäu. Seine hervorragenden Kenntnisse in Mathematik und Physik bestimmten das Haus Oettingen-Wallerstein, welchem das Kloster

Füssen bei der Säcularisation zugefallen war, ihn nach Kloster Maihingen zu berufen, damit er die vom Fürsten Kraft Ernst daselbst angesammelten Maschinen und Instrumente ordne und ein mathematisch-physikalisches Cabinet herstelle und beschreibe; er blieb nun in Wallerstein'schen Diensten und beschloß hier hochbetagt sein Leben. Sein Ur-Telegraph ist noch in der fürstlichen Bibliothek zu Maihingen aufgestellt. Ein Schüler von ihm war der bestens bekannte Litterarhistoriker und Mitconventuale Joseph Maria Helmschrott (1759—1836). S. zählte zu den schwäbischen Benedictinern des 18. Jahrhunderts, welche sich, wie der Ottobeurer Capitular und Luftschiffer P. Ulrich Siegg (1752—1810), der Ochsenhauser Astronom P. Basil Parger (1734—1807), der Neresheimer Mönch und Physiker P. Magnus Faus (1763—1810) u. A. rühmlichst in den Naturwissenschaften hervorgethan haben.

Steichele, Das Bisthum Augsburg ꝛc. II, 417/418. Augsburg 1877.

P. Beck.

Sintzenich: Heinrich S. (auch Sinzenich) ist 1752 als der Sohn eines Stellmachers zu Mannheim geboren. Er nimmt in der deutschen Kunst des 18. Jahrhunderts eine besondere Stellung ein; denn er begründete (von 1787 an) zu Mannheim eine Kupferstecherschule und verbrachte damit als ein Erster eine neue, sogenannte „englische [Punktir-] Manier", nach Deutschland. S. ist einer von den wenigen Künstlern, die damals, aus Mannheim hervorgegangen, in der Kunstwelt zu größerer Bedeutung gelangt sind.

Der letzte pfälzische Kurfürst Karl Theodor war von Beginn seiner Regententhätigkeit an darauf bedacht, seinem Hof durch Künstler und Gelehrte einen erhöhten Glanz zu geben. Durch Berufung und Heranbildung tüchtiger Künstler suchte er seine Residenz zu einem künstlerischen Mittelpunkt zu machen und auch seinem Lande große Summen für künstlerische Ausgaben zu ersparen und bedeutende Einkünfte zuzuführen. Zur Erreichung dieses Zieles berief er (1752) den päpstlichen Bildhauer P. A. Verschaffelt nach Mannheim, befahl die Sammlung von Abgüssen nach Antiken (die später Lessing, Goethe und Schiller entzückt hat), begünstigte (1764) die Errichtung einer „Zeichnungsakademie" durch Verschaffelt, indem er talentirten Jünglingen Stipendien verlieh.

In diese „kleine Akademie" trat S. als Zögling ein. Er blieb, als diese gutbesuchte Privatakademie Verschaffelt's durch kurfürstlichen Befehl (1769) zu einer „öffentlichen Zeichnungsakademie" mit hervorragenden Lehrern für Plastik (Verschaffelt), Malerei (H. C. Brandt und F. A. Leydensdorff) und Kupferstich (E. Verhelst) erweitert worden war, auch dieser treu und wurde speciell Schüler von Egid Verhelst, der (1767) von Augsburg nach Mannheim berufen worden war. Er hat die sogenannte „Augsburger [Linien-] Manier" nach Mannheim verpflanzt und durch seine zahlreichen Porträtstiche und Illustrationen für wissenschaftliche und belletristische Veröffentlichungen eine Kunstindustrie in Mannheim begründet.

Nach Vollendung eines Porträtstiches (Katharina II., 1772) wurde S., da Karl Theodor sich dem englischen Geschmack zuzuwenden begann, zu weiterer Ausbildung mit kurfürstlicher Unterstützung nach London geschickt. Hier trat er in die Kupferstichofficin von F. Bartolozzi ein. Bartolozzi hatte auf Betreiben der Angelica Kauffmann und des Malers Cipriani, die sich damals in London aufhielten, die Ausbildung des Crayonstiches begonnen und mit dieser sog. „englischen Manier" gegenüber dem französischen Linienstich großen Beifall und Erfolg gefunden.

S. arbeitete in Bartolozzi's Atelier einige Platten (Comedy und Tragedy, 1777, nach Zeichnungen der A. Kauffmann und Constantia nach Guer-

cino, 1778) aus, die noch in London erschienen. Im Herbst 1778 wurde der Künstler, der mit seinen sorgfältigen Arbeiten Aufmerksamkeit erregt hatte, unter Bewilligung eines Jahresgehaltes, einer Reiseentschädigung und einer englischen Kupferdruckpresse, nach Mannheim zurückberufen. Hier entfaltete er eine fruchtbare Thätigkeit auf dem Gebiete seiner Kunst. Nicht bloß, daß er seine Platten in schwarzen, rothen und braunen Drucken herausgab, er führte auch den mehrfarbigen Druck ein und hat so die deutsche Kunst um eine Reihe werthvoller Blätter bereichert. Auch einige Schabkunstblätter rühren aus seiner Hand her.

Mit der Verlegung der kurfürstlichen Residenz von Mannheim nach München (1778) wurde der Kunst in Mannheim die Hauptstütze durch den Hof entzogen. S. hatte zwar 1786 das werthvolle Monopol erhalten, „Abdrucke von jeder neuen englischen, deutschen und französischen gestochenen Kupferplatte“, sowie die sämmtlichen nothwendig werdenden Ergänzungen für das kurfürstliche Kupferstichcabinet zu liefern. Aber auch dieses Monopol konnte ihn, ebensowenig wie der Verkauf seiner eigenen Blätter, vor dem drohenden Vermögensruin retten, zumal da Aufträge und Bestellungen der Bürger- und Beamtenschaft ausblieben und die englischen Kupferstecher Boydell und Green das Publikationsrecht für die Düsseldorfer Galerie erhalten und S. als Mitarbeiter nicht aufgenommen hatten.

Im April 1790 verließ S. Mannheim und ging mit kurfürstlicher Erlaubniß nach Berlin, wo Chodowiecki's Stern hell erstrahlte. Dort trat er zunächst in J. M. Pascal's Officin ein, errichtete aber bald eine eigene Druckerei und einen eigenen Verlag. Zeitweilig (1797) arbeitete er auch in Dresden, ohne es aber zu andern als nur künstlerischen Erfolgen bringen zu können. In Berlin und Dresden hat sich S. fast ausschließlich auf das Porträtfach geworfen und das in Mannheim fleißig geübte Arbeiten nach Vorbildern beinahe gänzlich aufgegeben.

Bei der Reorganisation des pfälzisch-bairischen Beamtenwesens anläßlich des Uebergangs der rechtsrheinischen Pfalz an das Großherzogthum Baden (1802) wurde S., der seit dem Eindringen der Franzosen (1794) in Kurpfalz von dorther keine Einkünfte mehr bezogen hatte, vor die Wahl gestellt, entweder seinen Berliner Aufenthalt aufzugeben und als Hofkupferstecher unter Zubilligung eines angemessenen Gehaltes nach München zu ziehen, oder aber bei Verbleiben im Ausland die bisherigen Bezüge zu verlieren. S. ging nach München, wo er noch eine kleine Anzahl von Blättern geschaffen hat. Die Erfindung der Lithographie durch A. Senefelder (1799) und das allmähliche Eindringen dieser billigeren und leichter zu handhabenden Technik in die künstlerischen Gebiete hat die Bezirke der Kupferstichtechnik, namentlich bezüglich des Porträts, wesentlich verengert.

S. starb 1812 in ärmlichen Verhältnissen zu München.

In einem Zeitraum von etwa 40 Jahren hat S. 54 Platten bearbeitet und davon etwa 100 ein- und mehrfarbige Blätter veröffentlicht. Er arbeitete während der Londoner und Mannheimer Zeit nach Angelica Kauffmann (5), C. Dolci (4), Graff (3), Mengs (2), Caracci (2), Rafael (2), Fra Bartolomeo, Rembrandt, Rubens, Solimena, Domenichino(-Zampieri) Cipriani und Veronese (je 1 Blatt) und anderen namentlich Mannheimer Malern, und bevorzugte während dieser Zeit allegorische und symbolische Darstellungen. In Mannheim beginnt auch das Porträt Raum zu gewinnen. Eine Reihe von litterarischen und künstlerischen Persönlichkeiten jener Zeit ist uns durch seine Kunst im Bilde erhalten. In seiner späteren (Berliner und Münchener) Zeit widmete er seine Kräfte fast ausschließlich dem Porträt. Zahlreiche An-

gehörige des preußischen, sächsischen und bairischen Adels sind durch ihn dargestellt worden.

Sintzenich's Kunst hat bei aller Weichlichkeit und oft Süßlichkeit des Gegenständlichen, dem die Maler der Vorbilder, dem Zeitgeschmack folgend, huldigten, infolge der Sicherheit der Zeichnung und Modellirung — und bei den colorirten Blättern durch die discrete Anwendung der Farben — etwas Anmuthiges und Feines. Wuchtige und monumentale Wirkungen sind ihm allerdings versagt. Dafür erfreut er aber in seinen allegorischen Darstellungen durch die gute Haltung seiner Blätter und im Porträt durch die lebensvolle Charakteristik und die Wärme seines Vortrags. Die Sorgfalt seiner Technik und die Ehrlichkeit seines Schaffens geben Sintzenich's Schöpfungen den Werth schätzbarer Kunstwerke.

Von seinen Kindern sind künstlerisch thätig gewesen: Elisabeth S. als Malerin in Berlin und Mannheim, Heinrich Friedrich S. als Kupferstecher und Kunsthändler in London (wo auch ein jüngerer Bruder von Heinrich S., Peter S., eine Anzahl gefälliger farbiger Blätter geschaffen hat). — Von Sintzenich's Schülern sind zu nennen: A. Karcher, A. Schlicht, M. Kellerhoven, A. Bissel u. A.

Lippmann, Kupferstich. — Meusel, Miscellaneen und Museum für Künstler. — Nagler, Künstlerlexikon. — Acten, Großh. General-Landesarchiv, Karlsruhe.

Beringer.

Smolka: Franz S., Parlamentarier, geboren in Kalusz in Galizien am 5. November 1810, studirte an der Universität zu Lemberg Jurisprudenz und wurde 1836 Doctor beider Rechte. Frühzeitig schon schloß er sich der Partei an, welche sich die Befreiung Polens zum Ziele setzte und hatte schon 1832 mit Roscissewski von der Emigration, mit den Brüdern Hugo und Theophil Wiszniewski einen heimlichen Bund geschlossen, dessen Endzweck auf die Befreiung der Polen von den drei Theilungsmächten und auf die Herstellung des alten selbständigen Polens hinauslief. 1840 wurde er Landesadvocat in Lemberg. Da er aus seinen politischen Gesinnungen kein Hehl machte und die Behörde zur Kenntniß einer weitverbreiteten politischen Verbindung gelangte, deren Mitglied S. war, wurde er verhaftet. Länger als vier Jahre dauerte der Proceß und endete damit, daß S. wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt wurde. Der edelgesinnte Franz Graf Stadion, damals Gouverneur von Galizien, später (1848/49) Minister des Innern, that Einsprache dagegen und S. wurde in eine inzwischen erflossene Amnestie eingeschlossen. Der Haft wurde er zwar entlassen, jedoch der Doctortitel und die Advocatur wurden ihm entzogen; erst nach einigen Jahren erlangte er beide wieder.

1848 wurde S. von den polnischen Parteien an ihre Spitze berufen und leitete die Bewegung von dem revolutionären Wege, den sie bereits betreten, auf den gesetzlichen. Er verfaßte eine Adresse, in welcher den Wünschen der Polen Ausdruck gegeben wurde und die am 19. März 1848 an das Ministerium nach Wien abging. Bei den Wahlen für den constituirenden Reichstag fiel S. ein Mandat zu und er begab sich zur Eröffnung desselben (26. Juni 1848) nach Wien. Er wurde in den Ausschuß, welcher eine Verfassung für das Reich zu entwerfen hatte, und von diesem in das Fünfercomité gewählt, dem zunächst die Ausarbeitung zugewiesen wurde.

Als am 6. October 1848 die Tumulte begannen, welche die Octoberrevolution einleiteten, begab sich S. vom Reichstage auf den Hof, den Platz vor dem Kriegsministerium, wo Pöbelhaufen den Kriegsminister Grafen Latour suchten, um ihn zu massakriren. S. stellte sich den Rasenden entgegen, welche

zu Latour dringen wollten und erklärte ihnen, er wolle sie zu ihm führen, doch nur unter der Bedingung, daß sie sich mit Schwur und Handschlag verpflichteten, Latour's Leben zu schonen. Als der Tumult stieg, die Volkshaufen immer größer wurden, begab sich S. zu Latour und forderte ihn auf, sich zur Rettung seines Lebens von ihm verhaften und der zum Schutze seiner Person vereidigten Mannschaft übergeben zu lassen. Es war zu spät. Die wilden Volkshaufen hatten bereits das ganze Kriegsministerium besetzt, drangen bis in das vierte Stockwerk vor, wo S., der Abgeordnete Fischhof und Major Boxberg den unglücklichen Grafen zu bergen suchten. Die Rasenden riefen: „Wo ist Latour?“ Dieser trat hervor, die Wüthenden drängten S., Fischhof und Boxberg zurück, warfen sich auf den Minister, schleppten ihn die Stiegen hinunter und töteten ihn auf dem Platze vor dem Kriegsministerium.

An den Berathungen des constituirenden Reichstages, der während der Octoberrevolution in Wien verblieben war, am 12. October S. zum Präsidenten gewählt hatte und im November nach Kremsier war verlegt worden, nahm er eifrigen Antheil. Mit Umsicht und Takt leitete er die Verhandlungen und hielt sich stets streng auf gesetzlichem Boden. Als am 7. März 1849 der Kremsierer Reichstag aufgelöst wurde, erhob S. feierlichen Protest gegen diesen Schritt der Regierung und als er vom Grafen Stadion, dem Minister des Innern, aufgefordert wurde, an den Berathungen zum Entwurfe einer Verfassung für Galizien theilzunehmen, erklärte er in einem Schreiben (Wien 19. März 1849) an den Minister, daß er sich nicht an Arbeiten betheiligen dürfe, die auf die Gutheißung jenes Ereignisses schließen lassen könnten, wobei er sich überdies gegen jede exceptionelle, zum Nachtheil Galiziens ausschlaggebende Behandlung verwahren zu müssen glaubte.

S. kehrte nach Lemberg zurück, übte dort die Advocatur aus und nahm in den elf Jahren der Reaction (1849—1860) an dem öffentlichen, namentlich politischen Leben, äußerlich gar keinen Antheil.

Erst nach dem Erlasse des Diploms vom 20. October 1860 und der Verfassung vom 26. Februar 1861, mit der gleichzeitig die Landesordnung und die Landtagswahlordnung für Galizien erflossen war, betrat S. wieder den politischen Schauplatz. Er wurde in den nach jener neuen Landesordnung berufenen Landtag von der Stadt Lemberg zum Abgeordneten gewählt und von diesem in einer Deputation mit dem Fürsten Adam Sapieha und dem Grafen Alexander Dzieduszycki an den Staatsminister Schmerling gesendet, um die Wünsche der Polen darzulegen: Untheilbarkeit Galiziens, Erweiterung der Competenz des Landtages, Einführung der polnischen Sprache in Schule und Amt. Schmerling nahm diese Wünsche zur Kenntniß, ohne deren Erfüllung versprechen zu können.

Von dem galizischen Landtage wurde S. in den Reichsrath gewählt. Hier trat er bei jeder Gelegenheit für die Autonomie und Selbstverwaltung Galiziens ein, sprach offen aus, daß er für dieses Königreich dieselben Rechte fordere, wie Ungarn sie besitze. Er wurde nicht bloß der Führer der sogenannten polnischen Partei, welche eine Sonderstellung Galiziens im österreichischen Staatenverbande forderte, sondern bald auch der Führer der Föderalisten in Oesterreich. —

In der Debatte am 29. Mai 1861 über die Immunität der Abgeordneten hielt er eine glänzende Rede, die selbst im Lager seiner politischen Gegner gerechte Würdigung fand. — Wieder sprach er in der Sitzung vom 19. Juni 1861 im Hause der Abgeordneten in der Debatte über den Antrag Mühlfeld, die persönliche Freiheit betreffend. Am 28. August trat er kraftvoll, vorläufig jedoch vergeblich, für die Ministerverantwortlichkeit ein. An demselben Tage

erhob er seine Stimme in der Frage des ungarischen Ausgleichs und stand mit dem ganzen Aufwand seiner Beredsamkeit für die Rechte des ungarischen Volkes ein; er drückte der Regierung wegen des Verhaltens Schmerling's gegen Ungarn sein Mißtrauen aus, bemerkte, daß Kaiser Ferdinand den Eid auf die ungarische Verfassung geleistet habe und die Debrecziner Beschlüsse das Recht Ungarns nicht aufheben konnten. — Sehr thätig war er auch als Obmann des Ausschusses für religiöse Angelegenheiten, aus welchem der Entwurf eines Religionsediktes hervorgegangen ist.

Mitten in dieser eifrigen Arbeit traf ihn ein furchtbar schwerer Schicksalsschlag. Seine von ihm innigst geliebte Gattin Leocadia, geborene Becker, wurde ihm im Herbst 1861 durch den Tod entrissen. Smolka's Seelenschmerz über diesen unersetzlichen Verlust ging in tiefe Melancholie über, so daß er sich ganz von jeglicher Thätigkeit zurückzog, allen Umgang mied und sich am 31. August 1863 mit einem Rasirmesser zwei Wunden am Halse beibrachte, um dem Leben ein Ende zu machen. Die Verzweiflung über den Tod seiner Lebensgefährtin scheint uns ein genügender Beweggrund für den Selbstmordversuch gewesen zu sein. Doch mag noch ein weiterer Umstand mitgewirkt haben. 1863 war ein großer Aufstand in Russisch-Polen ausgebrochen. S., obwohl glühender polnischer Patriot, lehnte jede Theilnahme an der Erhebung selbst ab, verbot seinen Söhnen jede Betheiligung und ermahnte andere junge Männer, sich von derselben fernzuhalten. Das geheime Revolutionstribunal erklärte ihn daher für des Todes schuldig und schickte ihm das Todesurtheil ins Haus, das durch die damals thätigen sogenannten „Hängegensdarmen" vollzogen werden sollte. Dieser verabscheuungswürdige Act, der von seinen eigenen Landsleuten, die ihm unendlich viel verdankten, ausging, mag zur verzweifelten That des 31. August 1863 beigetragen haben. Glücklicher Weise waren die Wunden am Halse nicht tödtlich, S. genas nach einiger Zeit, es währte aber noch zwei Jahre, bis er wieder auf dem politischen Felde auftrat. —

Als 1865 der Sistirungsminister Graf Richard Belcredi ans Ruder kam, forderte dieser S. brieflich auf, sich auszusprechen, was die Regierung thun solle, um das Wohl Galiziens zu heben. Diese Verhandlungen verrannen jedoch im Sand, da das Ministerium Belcredi nur von kurzer Dauer war, der Krieg Oesterreichs mit Preußen und Italien alle Thätigkeit von den inneren Angelegenheiten ablenkte und nach dem Prager Frieden der Ausgleich mit Ungarn die Kräfte des Staates ganz in Anspruch nahm.

Tiefer greifend war Smolka's Thätigkeit im galizischen Landtage des Jahres 1868. Er und Zyblikiewicz legten dem Adreßausschusse des Landtages Anträge vor, welche unter dem Namen der galizischen Resolution dem Reichsrathe unterbreitet wurden, und am 18. September stellte S. den Antrag auf Nichtbeschickung des Reichsrathes und Aenderung der Verfassung durch Schaffung von vier staatsrechtlich gesonderten Ländergruppen (Länder der Stephanskrone, der Wenzelskrone, deutsche Erbländer, Galizien und Bukowina). Als Führer der demokratischen Partei im Landtage erstrebte S. die staatsrechtliche Selbständigkeit Galiziens und die Abstinenz vom Reichsrathe. Der Landtag wählte aber dennoch die Abgeordneten für den Reichsrath.

In der Sitzung des galizischen Landtages vom 30. September 1868 hielt S. eine hinreißende Rede für die Sache der Freiheit und der Gleichberechtigung gegenüber der religiösen Intoleranz und führte sie zu einem glänzenden Siege.

1869 veröffentlichte er zwei Serien „Polnische Briefe", welche interessante Einzelheiten zur Geschichte der letzten Jahre enthalten.

Bei den Landtagswahlen von 1870 anerkannte auch die Fraction Smolka's

die dualistische Staatsform, forderte aber eine bedeutende Erweiterung der Autonomie für Galizien.

Während S. allen bisherigen Ministerien in Opposition gegenüber gestanden war, trat er gegen die Minister Potocki und Hohenwart (1871) freundlicher auf. Mit Potocki reiste er nach Prag zur Unterhandlung mit den Tschechen; sie schienen bereits dem Ziele nahe gekommen zu sein, als Potocki, der an einem Postulate der Tschechen Anstoß nahm, sie plötzlich abbrach. — Unter dem Ministerium Hohenwart, welches er das der unbekannten Größen nannte, verblieb S. im Reichsrathe, in dem er mehr denn je auf die Erfüllung seiner föderalistischen Bestrebungen hoffte, nahm aber mit der Rechten, zu deren bedeutendsten Mitgliedern er gehörte, eine zuwartende Stellung ein.

Nach dem Sturze des Ministeriums Hohenwart stimmte S. im galizischen Landtage für die Nichtbeschickung des Reichsrathes; sein Antrag fiel, er aber wurde von der Majorität beredet, doch in den Reichsrath zu gehen, was er auch that, jedoch nur um für den Wiederaustritt der Polen zu wirken. Die Polen begannen damals mit ihrer Resolutionspolitik; S. war der einzige Pole, der nicht mitthat, sich der Einbringung der Resolution widersetzte und den Antrag nicht mit unterzeichnete. Das Ergebniß der Resolutionspolitik war, daß der Abgeordnete Ziemalkowski zum polnischen Landsmannminister ernannt wurde, worin auch S. eine Errungenschaft erblickte.

Smolka's Ansehen im Abgeordnetenhause war im Laufe der Jahre derart gestiegen, daß er am 14. October 1879 zum Vicepräsidenten und am 14. März 1881 zum Präsidenten und am 2. October 1885 wiedergewählt wurde, so daß er bis zur Niederlegung des Mandates diese Stelle bekleidete. Das Abgeordnetenhaus entsendete ihn auch in die Delegationen, in denen er ebenfalls drei Mal, 1882, 1884 und 1886 den Präsidentensitz einnahm. In diesen Stellen waltete er mit Ernst, Gerechtigkeit und Umsicht und wahrte seine Autorität auch gegen Versuche der Regierung, ihn gegen die Oppositionsparteien auszuspielen.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 9. März 1888 gab S. der Trauer über den Tod Kaiser Wilhelm's I. Ausdruck: „Ich habe dem hohen Hause eine tief erschütternde Mittheilung zu machen. Seine Majestät der Kaiser von Deutschland ist heute morgen um halb neun Uhr verschieden. Die Trauerbotschaft, die in diesem Augenblick das große befreundete und verbündete Nachbarreich durcheilt, wird auch innerhalb der Grenzen Oesterreichs den schmerzlichsten Widerhall wecken. Eindrucksvoll, ja unverwischbar schwebt uns das Bild des hohen Verewigten vor, wie es sich im letzten bedeutungsvollen Zeitraum mit jedem Jahr deutlicher unserem Gedächtniß eingeprägt hat, das Bild des getreuen Verbündeten unseres Allerhöchsten Kaisers und Herrn, welchen wir gewohnt waren, als den jährlichen Gast unseres schönen Vaterlandes gleichsam Hand in Hand mit dem erhabenen Beherrscher Oesterreichs zu sehen, eine lebendig leuchtende Verkörperung der innigen Beziehungen zwischen den beiden Staaten und zugleich des mächtigsten und heilsamsten Friedensbundes, den unsere Zeit erblickt hat."

Als S. zum Präsidenten der vierundzwanzigsten Delegationssession (9. Juni 1888) war gewählt worden, gedachte er in der Eröffnungssitzung nochmals des Todes Kaiser Wilhelm's I. und des Regierungsantrittes Kaiser Friedrich's III.: „Der jetzige erhabene, hochherzige und menschenfreundliche Träger der deutschen Kaiserkrone, dem der Allmächtige volle Genesung geben wolle, ist von demselben edlen Geiste beseelt, wie sein erhabener Vater, und wir wissen, daß das erwähnte Freundschafts- und Bundesverhältniß fortbesteht. Es besteht unerschüttert, es besteht als die wahrlich werthvollste und sicherste Gewähr für die Erhaltung eines langen Friedens und wir können uns wohl

der frohen Hoffnung hingeben, daß der Friede uns noch durch lange Zeit wird erhalten bleiben."

Nachdem der erschütternde Tod Kaiser Friedrich's III. eingetreten war, sprach S. in der Delegationssitzung (18. Juni 1888) Worte der Trauer.

Am 30. Januar 1889 hatte S. die schwere Pflicht, im Abgeordnetenhause die Trauerrede für den Kronprinzen Erzherzog Rudolf zu halten.

1890 war S. von schwerer Krankheit heimgesucht worden, erst am 4. December erschien er wieder genesen auf seinem Platze im Präsidium.

Zwölf Jahre hatte S. das Amt eines Präsidenten im Abgeordnetenhause des Reichsraths ausgeübt, als er es ebenso wie das Abgeordnetenmandat hohen Alters wegen im März 1893 niederlegte. — Im April dieses Jahres wurde er vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses im Reichsrathe berufen, ohne aber irgendwie in demselben während der sechs Jahre, die ihm noch zu leben vergönnt waren, sich bemerkbar zu machen.

S. starb am 4. December 1899 im 90. Jahre seines Lebens in Lemberg.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXXV, 197—209. Wien 1899. — Kolmer, Parlament und Verfassung in Oesterreich. 4 Bände. Wien und Leipzig 1902—1907.

Franz Ilwof.

Snell: Ludwig S. ist geboren am 18. October 1817 zu Nauheim. Nach seinem 1839 bestandenen Examen wurde er praktischer Arzt zu Hochheim, bis 1844. Dann machte er psychiatrische Studien in London und Paris, 1845 erhielt er die Stelle eines Assistenzarztes in Eberbach, wo Corrigenden und Geisteskranke nebeneinander untergebracht waren. Darauf besuchte er im Auftrage der herzoglich Nassauischen Regierung Wien und eine Reihe deutscher Anstalten in einer 13 monatlichen Reise, um den Plan zu einer neuen Irrenanstalt zu entwerfen, die dann 1849 unter seiner Direction auf dem Eichberg errichtet wurde. Er wurde 1856 nach Hildesheim berufen. Wesentlich seinem Einfluß ist die Gründung der neuen Irrenanstalten Hannovers in Osnabrück und Göttingen zu verdanken, wobei er das Interesse des psychiatrischen Unterrichts im Auge behielt, welches er durch Kurse in Hildesheim von 1857—1863 selbst bethätigte. Angeregt durch Erfahrungen auf einer wissenschaftlichen Reise durch Holland, Belgien und Frankreich erwirkte er, unterstützt durch Brandes, die Gründung der ersten landwirthschaftlichen Irrencolonie Deutschlands in Einum im J. 1864. Er gründete den „Verein der Irrenärzte Niedersachsens und Westfalens" 1868. Unter seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten und Vorträgen hatte große Bedeutung der Vortrag über Monomanie oder Wahnsinn als primäre Form der Seelenstörung, da sich lange Zeit wichtige Fragen der Systematisirung der Psychosen daran geschlossen haben. Kurz vor seiner Pensionirung starb er am 12. Juni 1892.

Vgl. Nekrolog (Gerstenberg) in Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie und gerichtl. Medicin. Band 49, S. 320—329, mit Litteraturverzeichniß. — Gedenktage der Psychiatrie von Laehr 1893, besonders S. 177 u. 310 (hier auch weitere Litteraturangaben).

Th. Kirchhoff.

Socin: Albert S., hervorragender Orientalist, geboren am 13. October 1844 zu Basel, † am 24. Juni 1899 als Professor zu Leipzig. Sein Stammbaum reicht bis 1250 zurück, wo eine Familie der Soccini (seit 1662 auch Sozzini) in Siena ansässig wurde, um fortan unter den Adelsgeschlechtern dieser Stadt eine wichtige Rolle zu spielen. Im 15. Jahrhundert wurde ein Zweig in Bellinzona ansässig. Von da siedelte 1555 Benedikt S. nach Basel über, erwarb die altberühmte Fürstenherberge zum Storchen und wurde der

Ahnherr eines blühenden, in heimischen Ehrenämtern wie in diplomatischen Missionen vielbewährten Geschlechts. Die Eltern Albert Socin's waren der angesehene Kaufmann Christoph S. und Sophie Werthemann (eig. Verdema, aus einem Graubündner Geschlecht). Als das jüngste von fünf Geschwistern genoß S. eine überaus sorgfältige Erziehung und sonnige Jugend. Nach einjährigem Besuch der Gemeindeschule bezog er 1852 das Gymnasium, 1859 das Pädagogium zu Basel, wo ausgezeichnete Lehrer aus den Universitätsprofessoren, wie der Philolog Wilhelm Vischer, der Kunsthistoriker Jacob Burckhardt und vor allem der Germanist Wilhelm Wackernagel einen tiefgreifenden Einfluß auf ihn ausübten. Auf der Universität, die er 1862 bezog, kamen zu obigen Lehrern noch der Philolog Ribbeck und der feinsinnige Philosoph Steffensen. Auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen fand allerdings seine brennende Lernbegierde im damaligen Basel so gut wie keine Nahrung. Er siedelte daher Ostern 1864 nach Göttingen über, wo er neben den semitischen und alttestamentlichen Studien unter Heinrich Ewald auch Lotze, Ernst Curtius und den Sanskritisten Benfey hörte. Vom Herbst 1865—1867 setzte er seine semitischen Studien bei dem größten Arabisten des vorigen Jahrhunderts, Heinrich Fleischer, in Leipzig fort, hörte aber auch bei Krehl Syrisch und Aethiopisch und bei Brockhaus Sanskrit. In das letzte Leipziger Semester fällt seine Promotion zum Dr. philosophiae am 3. Juni 1867 zu Halle; die Dissertation („Die Gedichte des Alqama alfachl“) erschien Leipzig 1867. — Im Herbst desselben Jahres bezog S. die Universität Berlin und verweilte hier bis zum Spätherbst 1868. Diese Zeit war neben den semitischen Studien ganz besonders der sorgfältigen Vorbereitung auf eine längere Reise im vorderen Orient gewidmet. Am 5. November brach er mit Eugen Prym (jetzt Professor in Bonn) von Berlin auf. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Kairo begaben sie sich über Beirut nach Damaskus und verweilten hier, abgesehen von einem Abstecher nach Jerusalem im April und Mai, von Ende Januar 1869 bis in den December. Der Hauptzweck der Reise war neben der Erwerbung orientalischer Handschriften das Studium der localen Sitten und Gebräuche und vor allem die sorgfältige Aufnahme der jetzt gesprochenen arabischen und sonstigen Dialekte. In der Aufsuchung und geschickten Ausfragung geeigneter Erzähler, der genauen Feststellung der Aussprache durch Vergleichung der beiderseitigen Niederschriften haben die Reisenden eine solche Ausdauer bewiesen und eine solche Masse von Material gesammelt, daß auch die zähe Arbeitskraft Socin's in den nächsten 30 Jahren nicht zur völligen Aufarbeitung und Veröffentlichung ausgereicht hat. Von besonderem Interesse ist der sechswöchentliche Aufenthalt beider (im September und October 1869) in dem Dorf Malula am Libanon zu dem Behuf, aus dem Mund einer alten syrischen Christin die Ueberbleibsel eines im völligen Aussterben begriffenen westaramäischen Dialektes aufzunehmen — der Sprache, die zur Zeit Jesu und noch lange darnach die Landessprache Palästinas und Syriens gewesen war.

Mitte December 1869 kehrte Prym nach Europa zurück. S. aber schickte sich an, die weit strapaziösere und gefährlichere Reise nach dem ferneren Osten anzutreten. In 18 Tagen (vom 21. December ab) durchquerte er auf einem Reitkamel, nur von zwei Beduinen aus dem Nedschd begleitet, die Wüste von Damaskus bis Bagdad, eine Strecke von 770 Kilometern. Auch in Bagdad wurden die Dialektstudien und Stoffsammlungen, z. Th. mit Hülfe eines persischen und eines arabischen Lehrers, eifrig fortgesetzt. Am 7. März 1870 faßte er Muth, mit seinem persischen Lehrer nach dem berühmten Wallfahrtsort Kerbela zu reiten, wo sich aus Anlaß des Beiramfestes gegen 20 000 Pilger

am Grabe Alis eingefunden hatten. Er hatte hier Gelegenheit, einen Einblick in das innerste Wesen des Islam zu thun, wie er nur selten einem europäischen Reisenden möglich ist. Nicht minder ergiebig war der Bücherhandel. Es gelang ihm dort, gegen 80 zum Theil äußerst werthvolle Handschriften zu erwerben. Nach einem Abstecher zu den Ruinen von Babylon kehrte er nach Bagdad zurück, aber nur um sich in der Hoffnung auf eine besondere wissenschaftliche Ausbeute nochmals auf eine gefahrvolle Reise zu begeben. Das Ziel war Kurna am unteren Euphrat, der Sitz der letzten Ueberreste der sogen. Mandäer oder Johannesjünger. S. hatte gehofft, von deren Scheich Jachja Auskunft über die religiösen Traditionen dieser merkwürdigen Secte zu erhalten. Aber weder Versprechungen noch Drohungen waren im Stande, dem Alten die Zunge zu lösen, — höchst wahrscheinlich, weil er selbst nichts mehr zu sagen wußte.

Am 4. Mai 1870 traf S. wohlbehalten, wenn auch kaum schwerer Lebensgefahr entronnen, wieder in Bagdad ein, trat aber bereits im Juni eine letzte Reise an, die vor allem wieder eifrigen (arabischen und kurdischen) Dialektstudien — in Mosul bei den Ruinen von Ninive, im Kloster der chaldäischen Christen zu Aso, in dem Kurdenstädtchen Zacho, in Mardin, Diarbekir und Erzerum — gewidmet war. An letzterem Ort erfuhr er endlich Genaueres über den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Dies bewog ihn, in beschleunigtem Tempo über Trapezunt, Constantinopel, Athen heimzukehren. Am 11. December traf er sehnlich erwartet in Basel ein.

Blicken wir zurück auf die gesammte Leistung, die er in einem Zeitraum von wenig über zwei Jahren vollbracht hatte, so finden wir überall das Urtheil bestätigt, das der Vertreter der deutschen morgenländischen Gesellschaft an seinem Sarge gefällt hat: „Er war das Ideal eines wissenschaftlichen Reisenden“. Gründlichste Vorbereitung und Ausrüstung, unermüdliche, zielbewußte Zähigkeit in der Verfolgung seiner wissenschaftlichen Zwecke, eine nie versagende Umsicht und Thatkraft, auch in den schwierigsten und gefährlichsten Lagen, haben ihn zu einem solchen Ideal gemacht. Der Leistung entsprachen aber auch die Erfolge. Die Einwirkungen dieser Reise auf seinen ganzen weiteren Lebensgang sind nicht leicht zu überschätzen. Abgesehen von der großartigen philologischen Ausbeute hat er sich durch eigene Anschauung eine solche Kenntniß von Land und Leuten im vorderen Orient erworben, daß er zu einem ganz anderen Urtheil über manche schwierige Frage befähigt war, als irgendwelche Touristen, die sich nur auf flüchtige und häufig trügerische Eindrücke stützen konnten.

Im April 1871 habilitirte er sich in Basel für das Gebiet der semitischen Sprachen und übernahm zugleich den Unterricht im Hebräischen an der obersten Classe des Pädagogiums. Diese Thätigkeit wurde nochmals unterbrochen durch eine zweite Orientreise, die er im Januar bis Juli 1873 im Auftrag der Bädeker'schen Buchhandlung unternahm, um an Ort und Stelle den Grund zu dem „Palästinabädeker“ zu legen. Seine Forschungen erstreckten sich auf ganz Palästina, einen großen Theil von Syrien und die Wüste bis Palmyra. 1877 erschien zu Leipzig die erste Auflage. Seitdem hat sich dieses Handbuch nicht bloß (und zwar auch in englischer und französischer Uebersetzung) als unentbehrlicher Wegleiter für Reisende, sondern auch als ein werthvolles Hülfsmittel für die Palästinaforschung in der Heimath eingebürgert. Die zweite stark verbesserte Auflage wurde noch von S. selbst, die dritte und vierte unter seinem Beirath von seinem Schüler J. Benzinger herausgegeben.

Ueber seinen weiteren äußeren Lebensgang können wir uns kurz fassen. Abgesehen von kürzeren Reisen nach Frankreich und Italien, dem Besuch der

Orientalistencongresse in Florenz, Berlin, Leiden, Genf und Paris (1878—1897) und einem alljährigen längeren Aufenthalt mit seiner ganzen Familie in der Schweiz ging sein Leben in unermüdlicher Lehr- und schriftstellerischer Thätigkeit auf. Nicht wenig Zeit und Kraft widmete er dem in erster Linie von ihm selbst (Wiesbaden 1877) mitbegründeten „Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas", der sich noch heute einer hohen Blüthe erfreut.

Im October 1873 zum außerordentlichen Professor in Basel ernannt, folgte er im April 1876 einem Ruf als ordentlicher Professor der semitischen Sprachen nach Tübingen, vermählte sich am 11. September 1879 mit Rosy His, der Tochter eines angesehenen Basler Hauses, und siedelte 1890 als Nachfolger Fleischer's nach Leipzig über. Hier verlebte er in schönem Familienkreis noch sieben ungetrübte und fruchtreiche Jahre, bis sich die ersten Spuren der tückischen Krankheit einstellten, die seinem Leben am 24. Juni 1899 nach schwerem Leiden ein Ziel setzten. Ein Sohn und vier Töchter trauerten mit der Wittwe an seiner Bahre und mit ihnen eine große Zahl von Freunden und Schülern, die nicht bloß seine wissenschaftliche Bedeutung, sondern auch seinen überaus biederen und zuverlässigen, allem Scheinwesen und Streberthum gründlich abholden Charakter, dazu seine Opferwilligkeit für seine Schüler nach Gebühr zu schätzen wußten. — Seine irdischen Ueberreste wurden nach einer erhebenden Leichenfeier in der Universitätskirche zu Leipzig am Abend des 27. Juni nach Basel übergeführt und am 29. Juni daselbst beigesetzt. Sein wissenschaftlicher Nachlaß, insbesondere seine werthvolle Sammlung orientalischer Handschriften, sowie die unvollendeten Manuscripte fielen nach seiner eigenen Bestimmung an die Bibliothek der deutschmorgenländischen Gesellschaft zu Halle, alles auf Palästina Bezügliche sammt einer kleinen ethnographischen Sammlung an den deutschen Palästinaverein, ein nicht unbeträchtlicher Rest endlich an die öffentliche Bibliothek in Basel.

Von seinen zahlreichen Schriften fällt in den Bereich des Altarabischen außer der Inauguraldissertation über „Die Gedichte des Alqama alfachl" (Leipzig 1877) vor allem seine weitverbreitete „Arabische Grammatik. Paradigmen, Litteratur, Chrestomathie und Glossar". Karlsruhe u. Leipzig 1885 (Pars IV der Porta linguarum orientalium), die er 1899 noch selbst in 4. Auflage herausgab (5. Aufl. von Brockelmann 1904). Aus dem Bereich des Vulgärarabischen kommen vor allem die Früchte seiner Dialektstudien auf seiner ersten großen Reise in Betracht. Neben der Beschreibung des Dialekts von Mosul und Märdin in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft von 1882 und 1883 war er Jahre lang mit den Vorbereitungen zur Herausgabe einer umfassenden Sammlung von Beduinenliedern beschäftigt. Sie erschien erst nach seinem Tode (Diwan aus Centralarabien. Gesammelt, übersetzt und erläutert von A. Socin. Herausgeg. von Hans Stumme. Leipzig 1900—1901. 3 Theile. Bd. XIX der Abhandlungen der philol.-histor. Classe der Kgl. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften).

Leider harrt seine „Vulgärarabische Grammatik", die als sein eigentlichstes Lebenswerk bezeichnet werden kann, und an deren fast druckfertiger Gestalt er viele Jahre lang unermüdlich besserte und ergänzte, noch immer der Herausgabe. — Weiter sind hier noch zu nennen: „Arabische Sprüchwörter und Redensarten", Tübingen 1878. — Eine bis dahin fast unbekannte Welt erschloß S. (zusammen mit Prym) in „Der neuaramäische Dialekt des Tur Abdin". Göttingen 1881, 2 Bände (Erzählungen aus dem Munde eines jakobitischen Christen aus Midhjat). Tübingen 1882 ließ S. „Die neuaramäischen Dialekte von Urmia bis Mosul" nachfolgen, wie das vorige ein Werk von mannichfacher hoher Bedeutung.

Auf dem Gebiete des Hebräischen, resp. Kanaanitischen, bethätigte sich S. zuerst durch die Untersuchung über die seiner Zeit viel umstrittene „Echtheit der moabitischen Alterthümer“ (zusammen mit E. Kautzsch). Straßburg 1876. S. erwies in dem ersten Theil dieses Buches („Die moabitischen Funde nach Seite der äußeren Beglaubigung“) schlagend, daß die großes Aufsehen erregenden, 1875 für eine hohe Summe von Kaiser Wilhelm I. angekauften Thonwaren das Werk eines raffinirten Fälschers zu Jerusalem waren. Sehr verdienstvoll war Smend's und Socin's Ausgabe der „Inschrift des Königs Mesa von Moab. Für akademische Vorlesungen“. Freiburg i. B. 1886. Eine Ergänzung dazu bieten S. und Holzinger, „Zur Mesainschrift“. Leipzig 1897, auf Grund einer nochmaligen gemeinsamen Untersuchung der Mesainschrift in Paris im Herbst 1897. Dem alttestamentlichen Gebiete gehört an: „Kautzsch und Socin, die Genesis mit äußerer Unterscheidung der Quellenschriften“ (durch 8 verschiedene Alphabete). Freiburg i. B. 1888. 2. Aufl. 1891.

Als Begründung eines neuen Zweiges der orientalischen Philologie sind endlich hervorzuheben: Prym und Socin, Kurdische Sammlungen. Erzählungen und Lieder in den Dialecten des Tur Abdin und Bohtan. Texte und Uebersetzung. St. Petersburg 1890. 2 Bände. (Petersburger Akademie der Wissenschaften.) Von nicht geringem Belang sind endlich auch seine Arbeiten auf geographischem Gebiet. Außer den umfangreichen Jahresberichten für die deutsche Palästinazeitschrift in den Jahren 1876—82 und der gehaltvollen Abhandlung „Zur Geographie des Tur Abdin“ in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1881, S. 237 ff., gehört hierher eine seiner letzten Arbeiten, die werthvolle „Liste arabischer Ortsappellativa“ (Zeitschrift des deutschen Palästinavereins 1899, S. 18 ff.), sowie aus etwas früherer Zeit die Artikel „Lebanon, Mesopotamia, Palästina, Phoenicia, Syria“ für die 9. Auflage der großen Encyclopaedia Britannica.

Vgl. zu Vorstehendem den ausführlichen Nekrolog auf A. Socin von demselben Verfasser in der Zeitschrift des deutschen Palästinavereins, Jahrg. XXII, S. 1 ff. E. Kautzsch.

Socin: August S., Chirurg, wurde am 21. Februar 1837 in Vevey (Kt. Waadt) an den Ufern des Genfersees geboren, als der zweite Sohn des jungen Pfarrers der dortigen deutschen Gemeinde, August S. und dessen Gattin Elise Friederike Johannot, einer Waadtländerin. Vater und Vorfahren Socin's aber waren geborene Baseler und zählten seit drei Jahrhunderten zu den angesehensten Familien der Rheinstadt. Nach dem frühen Tode des Vaters übersiedelte die Wittwe mit ihren beiden Söhnen nach Basel und hier war es, wo August S. bis zu seinem Tode, der am 22. Januar 1899 erfolgte, ununterbrochen lebte und wirkte. Ein schwerer Typhus entriß den gefeierten Chirurgen und akademischen Lehrer nach kurzem Krankenlager seinen Kranken, seinen Schülern, seinen Collegen und — seiner Vaterstadt. Denn August S. war im strengen Sinne des Wortes „der Chirurg von Basel“, und als er am 24. Januar 1899 zu Grabe getragen wurde, da mochte der endlose Trauerzug auch dem Fremdlinge vor Augen führen, wie schmerzlich und theilnahmsvoll der Tod Socin's in den weitesten Schichten der Bevölkerung empfunden wurde. — August S. hatte eine ungewöhnlich rasche Carriere gemacht. Mit 17 Jahren erwarb er sich die Matura, an seinem 20. Geburtstage (1857) promovirte er als Doctor der Medizin in Würzburg, wo Virchow und Kölliker seine Lehrer waren; 1859 bestand er in Basel die medicinische Staatsprüfung, wurde 1861 Privatdocent und Vorstand der chirurgischen Abtheilung des Bürgerspitals, 1862 Prof. extraord. und 1864 Prof. ordinarius für Chirurgie an der Universität Basel. 35 Jahre lang bekleidete er diese Stellung, die er

als 27jähriger Jüngling angetreten hatte und die er erst quittirte, als der Tod ihm in voller Rüstigkeit das Operationsmesser für immer entwand. In unserer Zeit der Unrast und Unruhe, angesichts des Wanderlebens, welches der akademische Professor — zumal ein hervorragender — so häufig zu führen pflegt, hat eine Gelehrtenerscheinung wie die Socin's etwas überaus Wohlthuendes und Imponirendes. Berufungen nach auswärts (Freiburg i. B., Würzburg) lehnte er dankend ab und blieb dem Vaterlande treu, um hier allerdings um so tiefere Wurzeln zu schlagen. Hier konnte sich seine Individualität frei und voll entwickeln: seine stolze Männlichkeit, seine vornehme Einfachheit, sein freier Sinn, erhaben über den Kitzel äußerer Ehrenbezeugungen und paradirender Glanzstellung erinnern an antike Vorbilder. Mit diesen Eigenschaften verband er eine hervorragende weltmännische Gewandtheit und Sicherheit im Auftreten; dank seiner sorgfältigen Erziehung beherrschte er die deutsche und französische Sprache in Wort und Schrift mit gleicher Vollkommenheit (während ich ihn — für einen Schweizer auffallend genug — nie, auch nicht im engsten Freundeskreise, in der Dialektsprache reden hörte). So konnte es wohl passiren, daß bei Gelegenheit internationaler Congresse Franzosen und Deutsche den Baseler Chirurgen für sich beanspruchten. Mit den führenden Chirurgen der beiden Nationen stand S. in freundschaftlichem Verkehr und war ein gern gesehener Gast an den Congressen sowohl der großen „deutschen Gesellschaft für Chirurgie“ in Berlin als auch des „Congrès de Chirurgie“ in Paris, welchen beiden Corporationen er als Mitglied seit ihrer Gründung angehörte. Von den deutschen Chirurgen stand er v. Langenbeck, Billroth und v. Esmarch besonders nahe und wiederholt trafen sich die Freunde zur Zeit der Sommerfrische in Ostende und hielten dort frohe Tafelrunde. Gute Chirurgen haben von jeher in dem Geruche gestanden, auch Gourmets von gewähltem Geschmacke zu sein, und wer die Genannten kannte, wird dieses Urtheil sehr zutreffend finden. S., der Jüngste dieser illustren Gesellschaft, ein trefflicher Causeur voll Geist und Witz, entzückte dabei alle mit seiner ungetrübten Lebensfreudigkeit. — Gewiß! S. war ein ausgezeichneter Operateur, ein vortrefflicher Lehrer im klinischen Hörsaal, ein erfahrener und kenntnißreicher Arzt! Aber, was ihm seine hervorragende Stellung und sein Ansehen in der Gesellschaft verschaffte, war doch in erster Linie seine Persönlichkeit. Wer in seine Nähe kam, gewann sehr bald den Eindruck, es mit einem wahrhaft vornehmen, edlen Menschen zu thun zu haben, von großer Schärfe des Verstandes, seltener Wahrheitsliebe und einer oft verblüffenden Unerschrockenheit in seinem Urtheil, vor allem aber mit einem Menschen von tiefem Gemüth, dessen herrlicher Humor einem warmen Herzen entquoll, also, daß er sich das Vertrauen und die Liebe Aller, insbesondere seiner Kranken, im Sturme erwarb. „Ein guter Arzt — ein guter Mensch!“ — Dieses Nothnagel'sche Wort galt für niemand besser als für S. — S. blieb unvermählt; nach außen völlig frei und unabhängig, öffnete er sein gastliches Haus seinen Assistenten, um die er sich väterlich bekümmerte, sowie seinen Freunden und Collegen; besonders aber liebte er es, von Zeit zu Zeit den ganzen Lehrkörper der Universität zu „offenen Abenden“ in sein geräumiges Heim einzuladen und den einzelnen Mitgliedern Gelegenheit zu geben, sich persönlich kennen zu lernen. Seine Stellung in der Gesellschaft, in der medicinischen Facultät, ja an der Universität überhaupt war und blieb Decennien lang eine dominirende. Zweimal unterbrach S. seine klinische Thätigkeit in Basel für einige Zeit, um andernorts dem Gemeinwohl als Chirurg zu dienen; das war einmal im J. 1866 in Verona, wo er während des österreichisch-italienischen Krieges als freiwilliger Arzt in den Lazarethen wirkte; das andere Mal im J. 1870 in Karlsruhe,

wo er während des deutsch-französischen Krieges in gleicher Eigenschaft das sogenannte Bahnhoflazareth leitete. An voller Anerkennung seiner kriegschirurgischen Leistungen hat es ihm keineswegs gefehlt; Orden und Ehrenzeichen mochten ihm die Erinnerung an jene blutigen Kriegsjahre wohl ab und zu wachrufen; getragen hat er sie aber niemals und eben so wenig darüber gesprochen, es wäre denn im intimsten Freundeskreise gewesen. — Als Frucht seiner Thätigkeit in Karlsruhe gab S. im J. 1872 seine „kriegschirurgischen Erfahrungen“ heraus, ein ausgezeichnetes Werk, besonders hervorragend durch die scharfe Beobachtung und die ungeschminkte Wahrheitsliebe, mit welcher der Autor seine Erlebnisse zur Darstellung brachte. An dem großen „Handbuche der allgemeinen und speziellen Chirurgie“ von Pitha-Billroth, welches leider nie zum vollen Abschlusse gebracht wurde, betheiligte sich S. mit seiner Bearbeitung der „Krankheiten der Prostata“, einer vortrefflichen Arbeit, deren neue Auflage in der „Deutschen Chirurgie“ von E. v. Bergmann und P. v. Bruns zwar von S. noch geplant, ja zum Theil noch ausgearbeitet, aber erst von seinem Schüler und Freunde Prof. Dr. E. Burckhardt in Basel im J. 1902 vollendet und im Druck herausgegeben wurde. Noch auf dem Sterbebette hatte die Fortführung und Vollendung dieses Werkes S. lebhaft beschäftigt, und drei Tage vor seinem Tode noch hatte ihm sein treuer Assistent und Mitarbeiter E. Burckhardt in die Hand versprechen müssen, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. — Außerordentlich geschätzt waren und sind noch die seit dem J. 1871 regelmäßig bis zu Socin's Tode erschienenen „Jahresberichte der chirurgischen Abtheilung des Bürgerspitals“, eine reiche Fundgrube wichtiger chirurgischer Erfahrungen. Im übrigen hat S. nicht sehr Vieles publicirt: kleinere Mittheilungen über die „Radicalheilung der Hernien“, über die „intraglanduläre Enucleation“ von Kröpfen, erschienen im „Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte“, oder waren der Gegenstand von Vorträgen, welche S. in den städtischen und schweizerischen Verhandlungen der Aerzte oder an den Chirurgen-Congressen in Berlin und Paris gehalten hat.

Vgl. die Nekrologe, die in „Allg. Schweizer Zeitung“ 1899, Nr. 20 — Münchener med. Wochenschrift Nr. 10, 1899 — Basler Jahrbuch 1900 erschienen sind. R. U. Krönlein.

Sohncke: Leonhard S., Physiker, geb. am 7. April 1842, † am 1. November 1897. Sein Vater (s. A. D. B. XXXIV, 546) war Professor der Mathematik an der Universität Halle a. S. und ein sehr fleißiger Schriftsteller; am bekanntesten hat ihn wohl seine deutsche Bearbeitung der „Geschichte der Geometrie“ von Chasles gemacht. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt herangebildet, studirte der Sohn von 1862 an hier und in Königsberg i. Pr. die mathematischen Wissenschaften, und zwar hatte er, da ihm der Vater schon während der Gymnasialzeit (1853) gestorben war, keine leichte Jugend, und seine Energie hatte, ehe er an seinem Ziele ankam, manche Hindernisse zu überwinden. Die Einwirkung Franz Neumann's war für ihn, wie für so viele seiner Zeitgenossen, entscheidend, so daß er, nachdem er sich 1866 den Doctortitel erworben und bald nachher an seinem Studienorte eine Anstellung als Gymnasiallehrer gefunden hatte, sofort die ihn kennzeichnende Richtung seines ganzen Lebens einschlug. Seine Neigungen gehörten von nun an wesentlich der theoretischen Physik und der eng mit dieser zusammenhängenden Molekularphysik, ohne daß deswegen aber das Experiment bei seinen Arbeiten zu kurz gekommen wäre.

Das Leben Sohncke's verlief äußerlich in den ruhigen Bahnen des deutschen Hochschulprofessors. Denn nicht sehr lange gehörte er seiner zweiten Heimath an, deren Universität ihn auch gleich 1866 als Privatdocenten aufgenommen

hatte, und wo er auch mit einer Cousine einen Bund für das Leben schloß. Seine Ehe war höchst glücklich und mit zwei Töchtern gesegnet. Schon 1871 wurde der berühmte G. A. Kirchhoff auf S. aufmerksam und vermittelte ihm die Berufung an die technische Hochschule in Karlsruhe, an der er von 1871 bis 1883 wirkte, um hierauf als Professor der Physik nach Jena überzusiedeln. Von hier aus endlich ging er 1886 in gleicher Eigenschaft an die Münchener technische Hochschule über, die ihn genau ein Jahrzehnt — am Todestage hätte er sein einundzwanzigstes Lehrsemester hier beginnen sollen — den ihrigen nennen durfte. Er war Lehrer von ganzem Herzen und widmete der Anstalt, in deren Dienst er stand, seine ganze Kraft selbst über die dem physischen Können gezogenen Grenzen hinaus. So war er denn auch als College wegen seiner Leistung und ebensosehr seines Charakters wegen sehr geschätzt, und eine Reihe tüchtiger junger Physiker ist aus seiner Münchener Schule hervorgegangen. Entschiedener Gegner des Gymnasialmonopols, brachte er im Vereine mit wenigen Gleichgesinnten in München die Bewegung zu Gunsten der Gleichberechtigung der Realschulbildung in Fluß, und wenn auch auf dem zuerst so spröden Boden Baierns namhafte Fortschritte in dieser Hinsicht erreicht worden sind, so darf Sohncke's Verdienst daran nicht gering eingeschätzt werden. Allen Bestrebungen, die auf Befreiung von veraltetem Zwange abzielten, widmete er Theilnahme und Unterstützung.

Die wissenschaftliche Lebensarbeit des rastlos thätigen Mannes ist durch unsere obigen Bemerkungen bereits einigermaßen charakterisirt. In seiner Anfangsperiode beschäftigte er sich noch, durch Bildungsgang und Schulerfahrung angeregt, wiederholt mit reiner Mathematik; seine Inauguraldissertation hatte es mit Problemen der Reihenlehre, und einige von ihm in „Grunert's Archiv der Mathematik und Physik“ veröffentlichte Aufsätze hatten es mit der Inhaltsbestimmung von Körpern zu thun. Ein starker mathematischer Einschlag läßt sich, wie es ja leicht begreiflich ist, nirgendwo in seiner litterarischen Production vermissen. Vor allem aber kam ihm diese seine Vorbildung zu statten, als er in Karlsruhe an seine erste größere Schrift („Die Entwicklung einer Theorie der Krystallstruktur“, Karlsruhe 1876) herantrat. Schon als Knabe und Jüngling hatte er sich zur Mineralogie hingezogen gefühlt, und der Umgang mit Neumann konnte auf diese Neigung nur fördernd einwirken. Nunmehr stellte er sich die Aufgabe, aus einer regelmäßig angeordneten, dreidimensionalen Punktmenge alle überhaupt möglichen regelmäßigen Punktsysteme auszusondern. Durch Bravais und den Marburger Mineralogen Hessel, dessen Verdienste ohne Sohncke's von historischer Gerechtigkeit Zeugniß ablegendes Eingreifen ganz in Vergessenheit gerathen wären, waren werthvolle Vorarbeiten geliefert worden, allein das Fundamentalproblem der Krystallographie endgültig zu lösen, war S. vorbehalten, der mit glücklicher Ueberschau des ganzen Arbeitsfeldes erkannt hatte, daß Camille Jordan's 1869 formulirte Forderung, alle nur denkbaren unabhängigen Bewegungsgruppen aufzustellen, völlig auf das Nämliche hinauslief. So konnte eine kinematisch-analytische Auflösung gegeben werden, die an die Anschauung nicht so ungeheuer hohe Anforderungen stellte, wie es bei rein räumlicher Behandlung der Fall gewesen wäre. S. kam aber gerade auch dem Anschauungsvermögen durch einen sehr zweckmäßig ausgedachten Apparat zu Hülfe, der die einzelnen Möglichkeiten sinnenfällig darzustellen gestattete. In München, wo er zu dem Mineralogen Groth in besonders nahen Beziehungen stand, setzte er diese Studien unausgesetzt fort nnd dehnte sie auf die Krystallphysik überhaupt aus. Die Reusch'sche „Glimmerplattensäule“ wußte er in gleichem Sinne optisch zu verwerthen. Fernerstehenden eröffnete seine populäre Darstellung „Aus der

Molekularwelt“ einen Blick in die Gedankenkreise, welche die Betrachtung der einen Krystall zusammensetzenden „Bausteine“ hatte erstehen lassen.

Mit Optik und Elektricitätslehre beschäftigte er sich wiederholt. Zu ersterer war er namentlich in Jena, wo er mit dem berühmten Abbe vertraute Freundschaft schloß, in ein engeres Verhältniß zu treten veranlaßt worden. Seine Untersuchungen über Gittersysteme im Silberniederschlag und über Polarisation der Fluoreszenz zeichnen sich durch große Feinheit aus. Durch eine optische Methode bestimmte er die Dicke der Schicht, zu welcher ein sich auf Wasser ausbreitender Oeltropfen nach und nach wird. Auch für die Richtigkeit des in der Astronomie eine Rolle spielenden Doppler'schen Princips trat er in einer besonderen Abhandlung ein. Seine Stellung zur Elekricitätstheorie giebt die schöne Rede („Die Umwälzung unserer Anschauungen vom Wesen der Elektricität“) zu erkennen, welche er 1890 bei der Eröffnungsfeier der technischen Hochschule hielt.

Als S. den Ruf nach Karlsruhe annahm, wurde ihm auch die Einrichtung und Leitung des Netzes der badischen meteorologischen Stationen und nachmals der Prognosendienst übertragen. Seine Befriedigung hierüber war nur eine sehr bedingte, denn er erachtete mit Recht die Unterlagen für eine gute Wetterprognose noch nicht als genügend fest. Immerhin brachte ihn diese Pflicht in Berührung mit der Meteorologie, für die er gleichfalls hervorragend thätig gewesen ist. Außer einer gemeinverständlichen Schrift („Ueber Stürme und Sturmwarnungen“, Hamburg 1877) sind zu nennen seine Arbeiten über die Temperaturänderungen im feuchten aufsteigenden Luftstrome, über eine neue Ableitung der barometrischen Höhenformel, über den „grünen“ Strahl bei Sonnenuntergängen. Dem Münchener Verein für Luftschifffahrt stand er mehrere Jahre vor und organisirte verschiedene Aufstiege, deren Ergebnisse er, zusammen mit Professor Finsterwalder, für die Forschung bearbeitete. Der dankbare Verein hat einem seiner Ballone den Namen „Sohncke“ beigelegt. Vor allem jedoch dankt ihm die atmosphärische Physik die in einer besonderen Monographie (Jena 1885) niedergelegte Theorie der Gewitterelektricität, welche noch jetzt trotz scharfer Konkurrenz unter den Meteorologen sich hoher Anerkennung erfreut.

An gebildete Leser wenden sich Sohncke's „Gemeinverständliche Vorträge aus der Physik“ (Jena 1892), in denen er sich als Meister der Kunst bethätigt, auch schwierige Dinge klar und einleuchtend abzuhandeln. Insonderheit sei aufmerksam gemacht auf die Schilderung der ostpreußischen Dünenwelt und auf die geistvolle Erörterung der Frage („Was dann“?), ob und wie die Naturlehre nach Aufzehrung aller irdischen Kohlenschätze einen Ersatz zu schaffen im Stande sei. Das in Aussicht genommene Werk über meteorologische Optik fertigzustellen, war dem schon schwer Erkrankten versagt.

Es versteht sich von selbst, daß einem solchen Manne auch äußere Ehren reichlich zu Theil wurden. Der bayerischen Akademie gehörte er schon seit 1887 an. Im J. 1892 wurde er von der technischen Hochschule als Delegirter zur Galilei-Feier der Universität Padua entsandt und von dieser zum Ehrendoctor ernannt.

Münchener Neueste Nachrichten vom 6. November 1897 (Nekrolog von Finsterwalder). — Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 4. December 1897 (Nekrolog von Günther). — Meteorologische Zeitschrift, 15. Jahrg., S. 81 ff. (Nekrolog von Erk).

S. Günther.

Solger: Karl Wilhelm Ferdinand S., wurde geboren am 28. November 1780 zu Schwedt in der Uckermark. Sein Vater war Director der markgräflichen Kammer, „ein im Amte wie im Familienkreise und unter seinen Freunden höchst würdiger und geehrter, wahrer deutscher Charakter“; wissenschaftlich gebildet, ein Kenner der alten Sprachen, wurde er dem Sohne Vorbild und Muster ernster, gewissenhafter Lebensführung und vererbte auf ihn die tiefe Neigung zu den humanistischen und philosophischen Studien. Die Mutter war von hingebender Güte und Sanftmut; sie ging völlig in der liebevollen Fürsorge für den Gatten und die Kinder auf und erzog diese mit herzlicher Sorgfalt. Mit seinen Geschwistern, einem jüngeren Bruder und einer elf Jahre älteren Schwester, die er zärtlich liebte, machte er sich häufig das Vergnügen, Ballette aufzuführen und Komödie zu spielen. Seinen ersten Schulunterricht empfing er in der Freischule; dann kam er auf die Stadtschule in Schwedt und begann hier das Lateinische und Griechische zu erlernen. Mit glücklichen Anlagen verband er eine außerordentliche Lernbegierde; er prägte sich freiwillig viele Gedichte ein und wußte sie mit gutem Ausdruck zu declamiren. Aber auch die Körperpflege wurde nicht vernachlässigt, da der Vater darauf hielt, daß die Söhne frühzeitig tanzen, fechten und reiten lernten. 1795 wurde Carl in die dritte Classe des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster aufgenommen, das damals von dem Rector Gedicke geleitet wurde; er war ein ausgezeichneter Schüler, ebenso bei seinen Lehrern wie bei seinen Mitschülern beliebt. Der junge S. hatte ein offenes Gesicht; große, blaue, etwas vorstehende Augen und lichtbraunes Haar, das ihm in vollen Locken über die Schultern fiel. Ostern 1799 konnte er die Schule verlassen, um sich in Halle dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Ohne die Rechtswissenschaft zu vernachlässigen, gab er sich gleichzeitig mit großem Eifer unter Fr. Aug. Wolf's Leitung den Alterthumsstudien hin und erlernte außerdem das Englische und Italienische, bald auch das Spanische. Hier knüpfte er die freundschaftliche Verbindung mit Friedrich v. d. Hagen, Sotzmann und Friedrich v. Raumer. Michaelis 1801 ging er auf ein halbes Jahr nach Jena, um bei Schelling philosophische Vorlesungen zu hören. Dort sah er auch Goethe, Voß, Schiller und Böttiger und setzte seinen Umgang mit Heinrich Voß fort, der ihm schon von Halle aus bekannt war. Im J. 1802 machte er eine Reise nach der Schweiz und Frankreich und ging dann zu Beginn des Jahres 1803 nach Berlin, wo er sich bei der Kriegs- und Domänenkammer anstellen ließ. Aber sein wahres Geistesinteresse blieb den wissenschaftlichen Studien zugewandt; er begann damals seine Uebersetzung der Sophokleischen Tragödien, von denen die des „König Oedipus“ 1804 im Druck erschien. In demselben Jahre hörte S. „mit unendlichem Vergnügen und Vortheil“ Fichte's Collegium über die Wissenschaftslehre, so daß seine philosophische Entwicklung dadurch nachhaltig beeinflußt wurde. Trotzdem ihn seine Vorgesetzten ungern verloren, nahm er 1806 seinen Abschied aus dem Staatsdienst, um sich ganz den gelehrten Arbeiten zu widmen. In dieser Zeit studirte er Spinoza's Philosophie mit großer Emsigkeit und Hingebung; aber die kühle Verstandesklarheit dieser Darstellung erweckte in ihm den entgegengesetzten Wunsch nach Belebung der philosophischen Phantasie, und er kam daher zu der Ansicht, daß die Kunst der Dialoge erneuert werden müsse, weil ihm dies die höchste Form der Philosophie zu sein schien. Im Winter 1807 wurde S. von einem sehr gefährlichen Nervenfieber befallen, so daß er einen Theil des folgenden Jahres bei seinem Bruder in Schwedt zur Erholung zubrachte. Damals (1808) erschien seine Sophokles-Uebersetzung. Im Spätsommer lernte er bei seinem Freunde v. d. Hagen den Dichter Tieck persönlich kennen, mit dem er dann,

freilich erst etwas später, einen regen, freundschaftlichen Geistesverkehr anknüpfte. Nachdem er in diesem Jahre Doctor der Philosophie geworden war, ging er 1809 an die Universität zu Frankfurt a. O., wo er bald Professor extraordinarius wurde. Er las hier mit vielem Beifall philosophische Collegia, ferner über Pindar und Persius und 1810 zum ersten Male Aesthetik. Wie hoch ihn seine Mitbürger daselbst schätzten, geht daraus hervor, daß die Stadtverordneten im J. 1810 den unbesoldeten Professor der Philosophie mit 1500 Thalern Gehalt zum Oberbürgermeister wählten. S. blieb jedoch der Wissenschaft treu und lehnte ab. Im Sommer 1811 wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Berlin berufen. Ein Jahr später machte er eine Reise nach Dresden und traf hier Frau v. Groeben und deren Tochter Henriette, mit der er von früher her bekannt war; bald darauf verlobte er sich mit dem edlen und liebenswürdigen Mädchen, das er im Frühjahr 1813 heirathete. Für 1814—15 war ihm das ehrenvolle Amt des Rectors der Universität übertragen worden. Während dieser letzten Jahre war er hauptsächlich mit der Ausarbeitung eines ästhetischen Werkes beschäftigt, das dann 1815 unter dem Titel „Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst“ im Druck erschien. Damals schrieb er: „Den innersten Kern und Mittelpunkt in Allem, was das Leben Edles und Wesentliches in sich trägt, aufzudecken und als den eigentlichen Urquell aller abgeleiteten Wahrheit im Bewußtsein lebendig zu erhalten, das ist das Ziel, dem ich alles mein Streben geweiht habe. An der Kunst habe ich dies versucht und werde es auch am Staate, an der Religion und selbst in gewissem Sinne an der Natur versuchen.“ Die speculativen Grundgedanken zu einem solchen System brachte er in den „Philosophischen Gesprächen“ zum Ausdruck, die 1817 zu Berlin im Druck erschienen. Zu der angestrengten Berufsthätigkeit und den mühevollen Arbeiten seiner gelehrten Forschung kam noch hinzu, daß ihm 1816 auch noch die Direction des Seminars für gelehrte Schulen übertragen wurde. Dies scheint seine schwächliche Gesundheit hart mitgenommen zu haben, so daß ihn sein Freund Tieck schon im Anfang des Jahres 1818 „als ein ganz verwandeltes, der vorigen Erscheinung völlig unähnliches Wesen“ fand. Eine Reise nach Karlsbad brachte ihm nur für kurze Zeit Erfrischung. Am 9. October 1819 erkrankte er und starb bald darauf am 25. October in der Blüthe seiner Jahre und der Fülle seiner Kraft. Die Grabrede hielt ihm sein Freund Schleiermacher. Von ihm schrieben Tieck und Fr. v. Raumer, die Herausgeber seines Nachlasses: „Nur wenigen Menschen war dieser Zauber der Sprache verliehen. Auch dem Uneingeweihten sprach er klar und faßlich über schwierige Gegenstände. Wie sein ganzes Leben war seine Ehe musterhaft und so glücklich wie nur selten. Als Gatte, Vater, Freund, Lehrer und Staatsbürger wird man seinen Namen immer als Vorbild zur Nachahmung nennen und preisen können.“

Die Philosophie Solger's bezeichnet den Uebergang des speculativen Denkens von der Wissenschaftslehre Fichte's zu dem System Hegel's. Mitgewirkt hat dabei vornehmlich dreierlei, nämlich das Studium Spinoza's, das Studium der Identitätslehre Schelling's und dasjenige der Mystiker. Die Hauptsache aber bleibt, daß er einerseits mit Fichte von dem menschlichen Selbstbewußtsein ausgeht und doch andererseits, bereits ähnlich wie Hegel, das endliche, individuelle Selbstbewußtsein von dem unendlichen Bewußtsein unterscheidet, das sich jenem als das göttliche, absolute Denken offenbart. Das Wesentliche dabei ist aber dies, daß die Scheidung zwischen dem endlichen und unendlichen Selbstbewußtsein keine endgültige und feste ist, sondern ein Proceß, in welchem das Absolute, weil es das Moment der Negativität in sich trägt,

sich selbst zu dem endlichen Dasein determinirt und diese Verendlichung durch die Selbstoffenbarung wieder aufhebt. Während die gemeine Erkenntniß an den endlichen Gegensätzen des mannichfaltigen Daseins festhält und lediglich ihre Beziehungen und Verhältnisse zu ermitteln sucht, hat die höhere Erkenntniß das Wesen selbst zu seinem Inhalt, wie es seine endlichen Bestimmungen in sich erzeugt und diese Differenzirungen wieder in sich vereinigt. Nur in unserer endlichen Existenz sondert sich das Wesen von seinen Bestimmungen, weil unser Denken nur darin besteht, daß es von dem Allgemeinen zum Besonderen übergeht, und nur durch diesen Uebergang jedes der Entgegengesetzten als das auffaßt, was es ist. An und für sich muß die Erkenntniß Einheit des Allgemeinen und Besonderen, und also auch Einheit der Form und des Stoffes sein. Das aber ist die Grundbedeutung der Idee. Und weil nun die Idee als vollkommene Einheit der Stoffe mit der Form erkannt wird, so kann und muß sie in ihrer Richtung auf die Existenz auf zweifache Weise gefaßt werden: einmal nämlich als dasjenige, was die Einheit mit sich selbst in unser Bewußtsein, das andere Mal als das, was Einheit in die Gegensätze bringt, in welchen die äußeren Gegenstände unserer Erkenntniß miteinander stehen. Die Ideen der ersten Art beziehen sich auf den Willen, die der zweiten auf die Welt der von unserem Bewußtsein unabhängigen Gegenstände oder die Natur. Was die Offenbarung des göttlichen Bewußtseins in uns wirkt, das ist die Aufhebung unseres eigenen Bewußtseins, insofern es in die Gegensätze und Vermittlungen seiner eigenen Existenz verflochten ist, und die Erschaffung unseres eigenen wahren Wesens, welches in Wahrheit kein anderes als das göttliche selber ist. Dieses göttliche Wesen ist in der Natur die gegenwärtige Nothwendigkeit, im Organismus das Leben, in unserem Wissen das Wahre, im Handeln das Gute, im Hervorbringen das Schöne, im Selbstbewußtsein die Religion. — Obwohl S. durch seinen allzufrühen Tod gehindert wurde, sein System nach allen Seiten hin auszubauen, finden sich doch sehr bemerkenswerthe Ansätze zu einer philosophischen Rechts- und Staatslehre, zur Religionsphilosophie und besonders zur Aesthetik. Diese seine Auffassung von der Idee des Schönen ist in seinem „Erwin“ niedergelegt, dem sich die von K. W. L. Heyse herausgegebenen Vorlesungen über Aesthetik würdig anschließen. Charakteristisch und grundlegend für den systematischen Zusammenhang ist es, daß ihm die Mystik der gemeinsame Boden für die Religion und die Kunst ist. Nach seiner Einsicht besteht die Mystik in der Erkenntniß und Darstellung der unmittelbaren Gegenwart des Ewigen, und die höchste Mystik würde diejenige sein, welche die ganze Wirklichkeit ohne weitere Deutung und Zurückführung auf Begriffe oder Bildungen der Phantasie, als Offenbarung faßte, wozu uns der Eingang durch das Christenthum eröffnet oder welcher vielmehr selbst das Christenthum ist. In der Kunst und besonders in der Poesie kommt es zum Unterschied der bewußten und der unbewußten Mystik. Auf jener beruht die Allegorie, auf dieser die Symbolik, und beide haben eine Grenze, wo die Allegorie in bloßes Verstandesspiel und die Symbolik in Nachahmung der Natur übergeht. An dieser Grenze erlischt zugleich Ironie und Begeisterung. Die Durchführung dieses Grundgedankens in der Aesthetik ist nicht ohne bedeutsamen Einfluß auf Hegel gewesen, der auf Solger's Betrieb im J. 1818 auf den seit 1814 unbesetzten Lehrstuhl Fichte's von Heidelberg nach Berlin berufen wurde.

Werke: „Sophokles' Tragödien“ 1808, zweite Auflage 1824; „De explicatione ellipsium in lingua graeca“ — spec. 1, Frankfurt a. O. 1811; „Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst“, 2 Bde., Berlin 1815, neu herausgegeben von Rudolf Kurtz, Berlin 1907; „Philosophische Gespräche“,

Berlin 1817; „Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel", herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich v. Raumer, Leipzig 1826, 2 Bde.; „K. W. F. Solger's Vorlesungen über Aesthetik", herausgegeben von K. W. L. Heyse, Leipzig 1829.

Ueber Solger: Hegel „über Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel" in dessen Werken Bd. 16. — R. Schmidt, Solgers Philosophie 1841.

Ferdinand Jacob Schmidt.

Solms-Laubach: Friedrich Ludwig Christian Graf zu S.-L. wurde geboren am 29. August 1769 zu Laubach in Oberhessen, † am 24. Februar 1822 zu Köln. Er entstammte der durch Johann Friedrich v. S.-Wildenfels (1625/96), letztem Sproß der Linie Alt-Laubach, 1676 gestifteten protestantischen Linie S.-L. (auch S.-Wildenfels-Laubach oder Neu-Laubach) des altberühmten, bis 1806 reichsunmittelbaren Grafen- und Fürstenhauses Solms in der Wetterau. Nach dem frühen Tode seines Vaters, des herzogl. braunschweigischen Gardeobersten und Generaladjutanten Georg August Wilhelm (geb. 1743), schon 1772 Erbgraf, folgte er 1784 dem Großvater Christian August (geb. 1714) in der Regierung, zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter Elisabeth Charlotte Ferdinande, einer geborenen Prinzessin v. Isenburg (1753—1829). Diese vortreffliche Frau ließ dem weit über das Durchschnittsmaß begabten Sohne eine sorgfältige häusliche Erziehung zu Theil werden, zu deren Vertiefung und Abschluß der Siebzehnjährige die Universität Gießen bezog, die damals im Kanzler Joh. Christoph Koch einen trefflichen Vertreter des Civil-, Kirchen- und Strafrechtes unter ihren Lehrkräften zählte, und auf der der junge Standesherr auch Gelegenheit fand, sich in den Irrgängen des Reichsrechtes unterweisen zu lassen. Daß ein dreijähriges Studium in Gießen für S. nicht vergeblich war, dafür zeugt vielleicht weniger seine praktische Thätigkeit am Reichskammergericht (1789) als die Thatsache, daß Rath und Gutachten sowie auch die thätige Wirksamkeit schon des Jugendlichen von seinen Standesgenossen oft in Anspruch genommen wurden. So finden wir ihn u. a. als Vertreter der Wetterau'schen Grafenbank im Winter 1789/90 auf dem Regensburger Reichstage, 1790 (Aug.—Oct.) bei der Wahl Kaiser Leopold's in Frankfurt. Im Juli des folgenden Jahres erhielt er sodann vom Kaiser die Anwartschaft auf die nächste frei werdende Reichshofrathsstelle, und noch aus demselben Monat datirt das Decret, das ihm anstatt des Grafen zur Lippe eine protestantische Reichshofrathstelle übertrug. In dem Gutachten über seine Proberelation werden „unerwartete Rechtskenntniß und eine besondere Wißbegierde" zum Justizfach ausdrücklich gerühmt. Bis November 1797 blieb S., der auch die Würde eines k. k. Kämmerers erlangt hatte, nun in Wien, um darauf, zunächst mit kaiserlichem Urlaub, die Vertretung der Wetterau'schen Grafenbank und des evangelischen Theiles des westfälischen Grafencollegiums auf dem Rastatter Congreß zu übernehmen. Als dieser sich unerwartet lange hinzog, erbat und erhielt S. im September 1798 seine Entlassung als Reichshofrath unter schmeichelhafter Anerkennung seines Eifers und seiner Geschäftskenntniß. Einen beherrschenden Einfluß vermochte S. in Rastatt begreiflicher Weise nicht zu erlangen, aber die Congreßprotokolle berichten doch von einer emsigen Thätigkeit, und sein Briefwechsel mit dem Grafen zur Lippe, dem Director der Westfälischen Grafenbank, ist darüber hinaus auch reich an interessanten culturhistorischen Details. Vor allem wendete sich S. in Rastatt gegen die Uebergriffe der französischen Militärs und ihre drückenden Requisitionen auf deutschem Boden, aber auch unter den Petenten für einen raschen Friedensschluß finden wir ihn mehrfach. Daß ihm auch in Rastatt seine gründlichen Kenntnisse des Reichs- wie des Territorialrechts vortrefflich zu Statten kamen, bedarf keiner Erwähnung. Der

Graf hielt bis zuletzt auf dem Congreß aus; in der schrecklichen Mordnacht hat er sich eifrig an der Aufsuchung Debry's betheiligt, und sein Name findet sich auch unter dem über die Mordthat am 1. Mai 1799 zu Karlsruhe aufgenommenen Protokoll.

Es ist wahrscheinlich, daß S. zu einer gewissen Hinneigung zu Frankreich besonders in Rastatt den Grund legte. Die Folgezeit hat ihn dann gründlich davon geheilt, nicht zuletzt der Umstand, daß er als Gesandter einiger Standesgenossen mehrfach (1801, 1805, 1807) Gelegenheit fand, in Paris hinter die Coulissen zu schauen; und wohl auch der Verlust seiner Souveränetät an Hessen-Darmstadt hat dazu beigetragen.

Sein Abschiedsgesuch als Reichshofrath hatte S. u. a. mit der Zerrüttung seiner häuslichen Verhältnisse begründet. Während seiner Abwesenheit von der Heimath hatte er zwar durch einen regelmäßigen Briefwechsel auf die Verwaltung seiner Grafschaft eingewirkt, doch hatte in diesen Jahren bereits eine Verschuldung seiner Besitzungen begonnen. Umbauten, umfängliche Landkäufe, eine hochherzige Wohlthätigkeit und zuweit gehende Nachsicht gegen seine Verwalter, vor allem aber auch die Leiden der Kriegszeiten wirkten dann weiter dahin, so daß S. in den Jahren bis 1813, wo wir ihn zum ersten Male wieder in öffentlichen Angelegenheiten in bedeutsamer Stellung hervortreten sehen, genugsam von den Pflichten gegen sein Erbe in Anspruch genommen war. Der Befreiungskampf hatte den zum feurigen Patrioten Gewandelten im November 1813 in das Hauptquartier der Verbündeten nach Frankfurt geführt, wo der Freiherr vom Stein, als Chef des „Centralverwaltungsdepartements", ihn alsbald ausgiebig beschäftigte. Er unterstellte ihm nämlich die allgemeine Leitung des Creditwesens, die Centralhospitalverwaltung, zu der sechs Lazarethdirectionen gehörten, und die Verwaltung des Rheinschifffahrtsoctrois. Zugleich war S. in Gemeinschaft mit Oberstlieutenant v. Rühle diplomatischer Agent an den Höfen von Darmstadt und Nassau zur Ueberwachung der von diesen ehemaligen Rheinbundfürsten für die Kriegführung eingegangenen Verbindlichkeiten. Es war eine schwere und obendrein auch eine unangenehme, dem patriotischen Herzen oft schmerzliche Arbeit, die S. zu leisten hatte, da an allen Ecken und Enden der deutsche Particularismus traurige Blüthen trieb und S. Hemmnisse in den Weg legte. Das geschah z. B. bei den Verhandlungen mit den deutschen Fürsten wegen ihres Beitrages zu den Kriegskosten in Höhe des einjährigen Rohertrages ihrer Einkünfte. Seit Sommer 1814 löste sich die „Centralverwaltung" allmählich auf, nur Solms' Thätigkeit als interimistischer Verwalter des Rheinoctrois dauerte, so weit ich sehe, noch bis October 1817, da die auf dem Wiener Congreß zur Regelung der Rheinschifffahrtsangelegenheiten vorgesehene Centralcommission endgültig erst an diesem Termin zu Stande kam. S. wird in diesem Amte eine gewisse Centralisirungssucht nachgesagt, doch ist es im allgemeinen durch eine umsichtige und energische Verwaltung und auch durch einige bedeutsame Einzelmaßnahmen ausgezeichnet. So gestattete er z. B. im Mai 1814 die vorher untersagten directen Thalfahrten von Frankfurt nach dem Mittelrhein, was eine Umgehung des Mainzer Stapels bedeutete und bei den Wiener Verhandlungen über die Aufhebung des Kölner und Mainzer Stapels ins Gewicht fiel; auch die Diligence-Fahrten Mainz-Köln hat er zweckmäßig neu organisirt.

In Stein's Auftrage unternahm er sodann Vorarbeiten für die Wiener Rheinschifffahrtscommission, und wenn er ihr auch schließlich nicht als Mitglied angehörte, wurde doch sein Rath gern in Anspruch genommen.

Alles in allem hat jedenfalls S. seine mannigfachen Aufgaben innerhalb der „Centralcommission" aufs beste erfüllt. Ehrengeschenke und Ordens-

auszeichnungen, die er dafür erhielt, sind ein Beweis hierfür, noch mehr aber die warme Anerkennung, die ihm seine Frankfurter Mitarbeiter, u. a. E. M. Arndt, zollten. Vor allem aber würdigte Stein den so trefflich erprobten kenntnißreichen Mann auch weiterhin seines Vertrauens, ja seiner Freundschaft. Gemeinsam mit Hardenberg zog er ihn z. B. am 17. Juli 1814 zur Frankfurter Berathung über einen Hardenberg'schen Verfassungsentwurf hinzu, der dann auf Grund dieser Berathung neu redigirt und zu dem wunderlichen sogenannten Entwurf der 41 Artikel umgestaltet wurde, nach welchem (auf Stein's Vorschlag) Oesterreich nur mit Salzburg, Tirol und den vorderösterreichischen Landen, Preußen nur mit seinen linkselbischen Besitzungen dem deutschen Bunde angehören, beide aber doch gemeinsam das Bundesdirectorium führen sollten. Ende August brachte S. diesen Entwurf nach Wien, wo er Metternich dafür gewinnen sollte, zunächst aber schon bei W. v. Humboldt, dem preußischen Gesandten in Wien, auf schwere Bedenken stieß, so daß es vorerst nur zu Vorconferenzen mit dem hannöverschen Gesandten Grafen Hardenberg kam (5., 8. u. 9. Sept.), bei denen begreiflicherweise S. die Unkosten hauptsächlich bestritt; namentlich suchte er durch eine Denkschrift vom 7. September die Bedenken gegen den Ausschluß der altpreußischen und des Gros' der österreichischen Lande aus dem Bunde zu zerstreuen. Die Conferenzen waren noch nicht weit gediehen, als der preußische Staatskanzler in Wien eintraf und Metternich, mit dem S. bisher nur inofficielle Gespräche geführt hatte, den Verfassungsentwurf persönlich überreichte. Zusammen mit den Resultaten der Vorconferenzen den österreichisch-preußisch-hannöverschen Verhandlungen vom 7.—14. October zu Grunde gelegt, wurde der unbrauchbare, ganz ungenügend vorbereitete Entwurf der 41 Artikel alsbald verlassen und als Resultat der Verhandlungen der genannten drei Staaten wurde ein neuer Entwurf von 12 Artikeln festgestellt und dem zur Berathung der deutschen Angelegenheiten niedergesetzten Fünferausschuß überwiesen.

Wenn wir die eben berührte, etwas unklare Sendung (taktisches Manöver Hardenberg's?) Solms' nicht als solche ansehen wollen, hat S. eine officielle Stellung auf dem Wiener Congreß nicht gehabt, aber er blieb dort und wurde verschiedentlich zu bedeutsamen Meinungsäußerungen veranlaßt, namentlich von Stein, als dessen vertrauten Gesinnungsgenossen in Behandlung der deutschen Frage wir ihn auch weiterhin kennen lernen. Nachdem sich S. schon im September 1814 für die Herstellung der österreichischen Kaiserwürde ausgesprochen hatte, verfaßte er am 13. Februar 1815 ein Gutachten über die Ausstattung dieser Kaiserwürde, und am 20. suchte er Metternich in einer Unterredung zu einer klaren Aeußerung über die Annahme der Kaiserwürde durch Oesterreich zu bewegen. S. ging zu Gunsten Oesterreichs sogar noch weiter als Stein, indem erst dieser Preußen wenigstens eine einflußreiche Stellung im Militärausschuß des Reiches anwies. S. hat so seinen vollen Antheil an den Schwierigkeiten, die dem deutschen Verfassungswerk, als es seiner Vollendung entgegenzugehen schien, im Februar 1815 durch die Wiederaufnahme der Kaiseridee bereitet wurden, die in damaliger Lage ganz undurchführbar und obendrein auch in sich wenig geklärt war.

Ebenfalls auf Stein's Veranlassung nahm S. auch zur württembergischen und badischen Verfassungsfrage Stellung. Als die Mediatisirten Württembergs gegen den höchst verdächtigen Verfassungseifer ihres Königs in Wien protestirten, führte S. in einer eingehenden Denkschrift den richtigen Nachweis, daß die vom Könige beabsichtigte Verfassung die Erhaltung des „Sultanismus“ bedeuten würde. Das Baden betreffende Gutachten bezog sich u. a. auf die Frage der Hochberg'schen Erbfolge, für deren Berechtigung und Zweckmäßigkeit

sich „der profunde Rechtsgelehrte“, wie Stein ihn bei dieser Gelegenheit nennt, ausspricht.

Es begreift sich, daß S. an der Gestaltung der deutschen Verfassungsfrage noch insoweit ein besonderes Interesse hatte, als diese das Schicksal der Mediatisirten regelte. S. war in Gemeinschaft mit einer großen Zahl ebenfalls mediatisirter Reichsstände in Wien durch den fürstlich Wiedschen Geheimrath Franz v. Gärtner vertreten. Er wird mit dessen mannigfachen Bemühungen um Wiederherstellung des Zustandes von 1805 und seinem Protest gegen die schließliche Gestaltung der Bundesacte übereingestimmt haben, doch hat ihn seine aufgeklärte, echt patriotisch-deutsche Gesinnung weit über die erbärmliche Kleinlichkeit so mancher seiner Standesgenossen erhoben.

Das beweist schon Solms' Eintritt in die preußische Beamtenschaft, der doppelt bedeutsam ist bei dem Manne, der sich so eifrig für Oesterreichs Kaiserthum eingesetzt hatte; er zeigt uns doch wohl die hohe Schätzung des Reichsgrafen für den Staat Friedrich's des Großen. Dazu kam, daß eine Reihe der besten Männer, u. a. Hardenberg, Humboldt, Gneisenau, und schließlich auch der König selbst die denkbar größte Anerkennung und Hochachtung vor Solms' Charakter und seinen Fähigkeiten bekundet hatten. Das gibt uns den Schlüssel für den schönen Brief, den S. am 18. März an den Staatskanzler richtete, wenige Tage nachdem die Nachricht von der Rückkehr Napoleons in Wien bekannt geworden war. Es heißt hier: „Der gegenwärtige Augenblick fordert alle und jeden zur Thätigkeit auf, die ihr Vaterland lieben und die Folgen ermessen können, welche der Sieg des bösen Princips hervorbringen würde. Fest entschlossen wie ich bin, der guten Sache, so lange der Kampf dauert und bis zum letzten Athemzuge zu dienen, biete ich Sr. Majestät dem Könige meine Dienste an.“ Am nächsten Tage ließ er eine bereits am 14. verfaßte Denkschrift folgen, in der er eine Erklärung der Mächte fordert: „Daß Deutschland ungesäumt eine Verfassung erhalten werde, welche 1. den Rechtsstand aller Deutschen, so wie er vor dem Rheinbunde war, insoweit wiederherstellen werde, als es die Organisation eines kräftigen Wehrstandes erlaubt; 2. daß jedes Land eine landständische Verfassung erhalten soll; 3. daß die Verfassung die Garantie durch den Bund und jeder Einzelne Sicherheit seiner Rechte durch ein höchstes Gericht erhalten werde.“

Aber der Mann, der hier aufs neue von seinen Kaiserträumen spricht, ist doch darum fortab ein nicht weniger tüchtiger preußischer Beamter gewesen. Von vornherein war bei Neueinrichtung der Provinzialbehörden (30. April 1815) die Eintheilung der Rheinlande in zwei Provinzen vorgesehen und S. ein Oberpräsidium zugedacht worden. Mit der mehrfach veränderten Abgrenzung dieser beiden Provinzen wurde auch Solms' Stellung, nicht zu seiner Zufriedenheit, verändert. Anfangs für die Provinz Niederrhein bestimmt, erhielt er schließlich, als im März 1816 das „General-Gouvernement des Mittel- und Niederrheins“ unter Sack aufgelöst wurde, die Provinz Jülich-Cleve-Berg mit dem Amtssitze Köln, 7000 Thaler Gehalt und Dienstwohnung. Den anderen Theil der Rheinprovinz, unter dem jetzt, nach Abtrennung von Köln zu Gunsten von Solms, wenig zutreffenden Titel „Großherzogthum Niederrhein“, erhielt Ingersleben, ein altpreußischer Verwaltungsbeamter. Nach Solms' Tode verschwand diese Zweitheilung der Rheinprovinz.

Es war eine folgenschwere Frage, wie sich das Amt des Oberpräsidenten in seiner neuen Gestalt, doppelt bedeutsam, wie es sich, und überhaupt die preußische Verwaltungsorganisation, am Rhein bewähren würde. Das Amt des Oberpräsidenten war damals dehnbarer als heute und gab darum der Persönlichkeit seines Trägers mehr Spielraum zur Bethätigung. Man darf

sagen, daß die preußische Regierung mit Ingersleben wie mit S. alles in allem einen guten Griff gethan hatte.

Am 12. April 1816 traf S. in Köln ein, jubelnd begrüßt, da ihm der Ruf eines trefflichen und gerechten Mannes voraufging. Daß er dem hohen Adel angehörte, wog wohl der Umstand auf, daß er kein Preuße war. Im übrigen war ja auch S. kein Fremdling mehr am Rhein. Abgesehen von seiner Thätigkeit im Dienste der Centralverwaltung, hatte er schon seit August 1815 an der Ueberführung des Herzogthums Jülich in die preußische Verwaltung mitgearbeitet, und die Organisation der Regierung in Köln war nach seinen Vorschlägen getroffen worden; namentlich hatte er an der Abgrenzung der landräthlichen Kreise erheblich mitgewirkt. Natürlich konnte der Landrath im Westen nicht völlig dasselbe werden wie im Osten; in den Acten finden sich interessante Einzelheiten über die Verpflanzung dieses altpreußischen Amtes an den Rhein. Am 22. April trat die neue Verwaltungsordnung in Kraft. Solms' Provinz zerfiel danach in die drei Regierungsbezirke Köln, Düsseldorf, Cleve (1821 mit Düsseldorf vereinigt). Vergeblich hatte sich S., wie auch der westfälische Oberpräsident Vincke, dagegen gesträubt, daß er als Oberpräsident zugleich auch Präsident des Regierungscollegiums seines Amtssitzes wurde. Hardenberg wies Solms' durch die Folge gerechtfertigtes Bedenken mit dem heute ganz besonders interessirenden Einwand zurück: „Sie werden bei der künftigen Verwaltung die Ueberzeugung erhalten, daß gerade in diesen Geschäften der Kreis Ihrer wahren Wirksamkeit und Gemeinnützigkeit liegt und die Funktion eines Oberpräsidenten Sie bei weitem nicht hinlänglich beschäftigen würde.“ S. gab sich damit nicht zufrieden. Wie schon bei Einrichtung des Amtes des Oberpräsidenten sein Gutachten öfter eingeholt worden war, ist er nicht müde geworden, auch für seine weitere Ausgestaltung zu sorgen, in Wort und Schrift, z. B. bei den sehr wichtigen ersten Staatsrathssitzungen des Jahres 1817, wie in häufigen Denkschriften, die er theils allein, theils mit Vincke und Ingersleben gemeinsam an den Staatskanzler ergehen ließ. Er verlangt eine genauere Competenz-Abgrenzung der Oberpräsidien gegenüber den Regierungen, deren erfreuliche Frucht z. B. die Instruktion vom October 1817 und das Ressort-Reglement von 1818 ist, er drängt vor allem selbstbewußt und energisch auf eine Competenz-Erweiterung der Oberpräsidenten gegenüber den Ministerien, deren Vielregiererei damals besonders lebhaft empfunden wurde; er verlangt auch die Möglichkeit unmittelbarer Berichterstattung an den König. Natürlich fehlt unter diesen Umständen Solms' Name auch nicht unter der berühmten Denkschrift Schön's vom 18. Juni 1817 gegen die Centralisirung. Wenn S. mitunter in seinen Vorschlägen für die Stellung der Oberpräsidenten dem Wirkungskreise der früheren Provinzialminister verdächtig nahe kommt, werden wir ihm freilich nicht zustimmen können, im übrigen zeugen aber seine Denkschriften auf diesem Gebiete meist von hohem praktischen Verständniß und gesundem Urtheil.

Der beste Maßstab für Solms' Befähigung als Verwaltungsbeamter liegt in der Erkenntniß dessen, was er für die innere Verschmelzung der Rheinlande mit Preußen geleistet hat, über die wir bisher quellenmäßig leider nur höchst ungenügend unterrichtet sind. Unendlich groß waren schon die Schwierigkeiten, die der Lösung dieser Aufgabe in den staatlichen, socialen, wirthschaftlichen und culturellen Gegensätzen zwischen Ostelbien und dem Rheinlande im Wege standen und die dauernde Unterschiede begründeten. Die voraufgegangene französische Zeit hatte diese Schwierigkeiten eher vermehrt als vermindert. So war es nur eine Vernunftehe, die 1815 zwischen den Rheinlanden und Alt-

preußen geschlossen wurde, bei der die ersteren sich obendrein eher als der gebende Theil fühlten.

Zu diesen principiellen Gegensätzen kam, die Aufgabe der Beamtenschaft in den Rheinlanden noch erheblich erschwerend, eine lange Reihe von Mißgriffen der Centralregierung, die dann wieder die notwendigen Härten jeder Einverleibung um so schärfer hervortreten ließen. Zu der Reglementirungssucht der Ministerien, namentlich des „Erzphilisters“ Schuckmann (Inneres), die manches Gute hinderte, kamen Maßnahmen wie die Unterdrückung des Rheinischen Merkur, die persönliche Behandlung von Joseph Görres, die Nichtverwendung des sehr beliebten Sack als Oberpräsident am Rhein, die Verdächtigungen gegen den ebenfalls überaus beliebten Gneisenau, die diesen zur Niederlegung seines Generalcommandos veranlaßten, u. a. m. Waren dieses schon deutliche Anzeichen der Reaction, so mußte dann das Einlenken der inneren Politik in den vollen Strom der Reaction nach den Tagen von Aachen und Karlsbad gerade die hochgespannten Erwartungen der Rheinländer ganz besonders empfindlich treffen, als das Verfassungsversprechen trotz alles Drängens (Coblenzer u. a. Adressen) unerfüllt blieb, als Männer wie E. M. Arndt der Demagogenhetze zum Opfer fielen u. a. m. Dazu kamen noch die Lasten, welche die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und die bei der finanziellen Schwäche Preußens ziemlich beträchtlichen Steuern den Rheinländern auferlegten, obwohl noch keineswegs erwiesen ist, ob in diesen Beziehungen die Verhältnisse in der französischen Zeit für die Rheinlande günstiger waren. Dazu kamen ferner die Furcht der Rheinländer vor dem Verlust ihrer Gerichts- und Gemeindeverfassung und endlich die Bedrückungen, die die technisch überaus schwierige Umwandlung der Verwaltung, namentlich im Rechnungswesen, mit sich brachte. Und dies alles in einer Zeit, in der, namentlich infolge der Aufhebung der Continentalsperre, auch eine starke wirthschaftliche Depression herrschte.

So trug mancherlei dazu bei, die preußischen Anfänge am Rhein nicht gerade sehr erfreulich zu gestalten, und wenn sich auch manche andere Stimme nachweisen läßt (z. B. Clausewitz), so weit ich sehe, hat das Wort des allerdings stark verbitterten Görres doch eine gewisse Berechtigung, daß Preußen schon 1817 „moralisch tiefer stand in der öffentlichen Meinung am Rhein und in Süddeutschland als die österreichischen Papiere im Credit je gestanden haben“.

S. hat, unterstützt von einem Stab tüchtiger Beamten, die keineswegs so ausschließlich, als man oft meint, altpreußischer Herkunft waren, nach Kräften dahin gewirkt, die Eindrücke, die die geschilderten Verhältnisse und die Maßnahmen der Regierung im Lande machten, möglichst abzuschwächen. Es ist ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelungen, wie ja die Rheinländer überhaupt zweifellos weit mehr antiberlinerisch als antipreußisch waren. Erleichtert wurde S. sein Bemühen auch dadurch, daß zu seiner Provinz die altpreußischen Besitzungen am Niederrhein gehörten. Vor allem war S. kein starrer Bureaukrat, was schon seine knappen und markanten Randbemerkungen in den Acten beweisen, und sodann paßte er auch nach seiner politischen Grundstimmung in die Rheinlande. S. war — den Ausdruck den damaligen Verhältnissen angepaßt — zweifellos liberal, und dabei mehr Stein's als Hardenberg's Gesinnungsgenosse.

Aus Solms' Verwaltungsthätigkeit vermag ich hier nur noch einige Beziehungen aufzuzeigen. Den damaligen Oberpräsidenten unterstanden außer den Schul- und Medicinalcollegien auch die Consistorien. Diese Behörden haben sich bei Solms' Ableben besonders dankbar seiner erinnert, obwohl man

nicht ohne Reibungen ausgekommen war. Die Einführung der Union und der Agende stieß nämlich gerade am Niederrhein auf erhebliche Schwierigkeiten. Und wie die Protestanten verehrten ihn auch die Katholiken, obwohl S., als echter Josephiner, was das Verhältniß von Staat und Kirche betraf, höchst mißtrauisch gegen die katholische Kirche war und er mit dem Aachener Generalvicar manchen Strauß ausgefochten hat. Vielleicht hat man überhaupt das Hinderniß, das in dem protestantischen Charakter Preußens für die Verschmelzung mit den Rheinlanden lag, mitunter überschätzt. Dank der Aufklärungszeit und der französischen Toleranz waren die confessionellen Gegensätze in den ersten zwei Jahrzehnten der preußischen Herrschaft bei weitem nicht so schroff wie später.

Im Schulwesen harrte der preußischen Behörden eine ganz besonders dankbare Aufgabe, da dieses in der französischen Zeit arg vernachlässigt worden war. Männer wie Johannes Schulze, Gerd Eilers, Kohlrausch, Diesterweg, die damals am Rhein wirkten, waren der Förderung und Mitarbeit der beiden ersten rheinischen Oberpräsidenten gewiß. S. hat sein Interesse für Kunst und Wissenschaft auch sonst noch eifrigst bethätigt: in Sachen des Dombaues, durch seine Theilnahme an den Verhandlungen mit den Gebrüdern Boisserée über den Ankauf ihrer Gemäldegallerie, durch seinen Beitritt zu der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, für deren Monumenta-Fonds er einen seine keineswegs glänzenden Verhältnisse weit übersteigenden Beitrag spendete. Unter Solms' Regiment wurde auch die verfallene Düsseldorfer Akademie reorganisirt (Berufung von Cornelius) und vor allem: S. war auch der erste Curator der Bonner Universität, an deren Gründung und Organisation er schon seit Ende 1815 erheblichen Antheil nahm. In den langen Streit über den Charakter und vor allem den Sitz der Universität hat er mit sehr umfänglichen, stets einen hohen Standpunkt und umfassende Bildung verrathenden Denkschriften eingegriffen. Er trat für eine paritätische Universität und anfangs für Köln als Sitz derselben ein wegen der Vergangenheit und der historischen und künstlerischen Schätze dieser Stadt. Als dann die Entscheidung für Bonn gefallen, war er eifrig thätig für die Festsetzung des Etats und für die Localitäten der neuen Alma Mater und deren Ausstattung. Solms' Amt als officiell bestellter Curator hat freilich nur etwa ein halbes Jahr gedauert; schon Ende 1818 ersetzte ihn der geistreiche Schwabe Ph. Jos. Rehfues, der S. bereits vorher als Localcommissar zur Seite gestanden hatte. Der Cultusminister Altenstein dankte bei dieser Gelegenheit S. sehr warm für seine Berichte, seinen Eifer und seine einsichtige Geschäftsführung.

In der Kleinarbeit der Verwaltung hat S., der die Rheinländer zu behandeln verstand, sehr Ersprießliches geleistet. Gleich Vincke, mit welchem den Grafen überhaupt mancherlei verband, hat er sich bemüht, auf Reisen die Bedürfnisse seiner Provinz kennen zu lernen. Oft fand er dabei auch Gelegenheit, in den schweren Nöthen, die damals die Rheinprovinz trafen (z. B. Hungerjahre, Ueberschwemmungen), sein warmes Herz zu bethätigen. Manche Provinzangelegenheit wurde gemeinsam mit Vincke und Ingersleben berathen. Auch an den großen, Gericht, Gemeinde, Steuern, Heer und Wirthschaft betreffenden Organisationsfragen, die unter Solms' Amtsthätigkeit alle zum mindesten zu einer ersten Lösung geführt wurden, hat er mit unermüdlichem Eifer theilgenommen, nicht immer allerdings im Sinne der dann wirklich erfolgten Entscheidung. So gehörte S. im Princip zu den Gegnern des französischen Rechtes, aber er trug der Stimmung der Rheinländer doch in soweit Rechnung, daß vornehmlich auf seine Berichte hin, im Juni 1816 die Immediat-Justizcommission unter Christ. Sethe eingesetzt wurde, deren Arbeiten den

einstweiligen Fortbestand der französischen Gerichtsverfassung am Rhein zur Folge hatten.

In der höchst verwickelten Steuerfrage befürwortete S. in einer Denkschrift vom Januar 1817 die Quotisirung der Steuern, so zwar, daß in jeder Provinz die Stände ihren Steuerantheil nach eigenem Ermessen aufbringen und vertheilen sollten. Dieser Vorschlag, der die Staatseinheit stark gefährdete, wurde glücklicherweise abgelehnt; wir erkennen in ihm Solms' Bestreben wieder, die Provinzen gegenüber der Centralgewalt möglichst zu stärken. Geklagt wurde auch von den Militärbehörden am Rhein über Solms' Stellungnahme zum Aushebungsgeschäft; vor allem mit Gneisenau's Nachfolger Hake, einem pflichteifrigen, aber etwas subalternen und pedantischen Manne, wußte sich S. lange nicht zu stellen. S. gehörte zu den Vielen, die sich damals mit der strikten Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und mit dem Einjährigenjahr noch nicht befreunden konnten. Noch im September 1818 richtete er eine Denkschrift an Hardenberg, in welcher er die seltsame Ansicht vertrat, daß die akademische Jugend von Bonn das Kriegshandwerk an den Sommernachmittagen einiger Wochen mühelos erlernen werde.

Uebrigens waren die Widerstände gegen die allgemeine Wehrpflicht, mit denen sich der Oberpräsident in etwas identificirte, am Rhein, wo man eben die drückende französische Conscription überwunden hatte, keineswegs größer als in den altpreußischen Provinzen.

Es war S. nicht beschieden, die Früchte aller seiner Bemühungen um die ihm anvertraute Provinz, für deren Wohl er buchstäblich bis zur letzten Stunde seines Lebens angestrengt thätig war, zu schauen. Schon seit 1820 quälte ihn die Brustwassersucht, deren tödtlichen Ausgang ärztliche Kunst und ein kräftiger Körper noch zwei Jahre zu verzögern vermochten. Um ihn trauerten seine Gattin Henriette von Degenfeld-Schönberg (1776—1847; vermählt am 27. November 1797), vier Söhne und eine Tochter.

Manche anerkennende Stimme ertönte am Grabe dieses überaus sympathischen mediatisirten Grafen und preußischen Beamten. Nicht die überschwänglichste ist die des Frhrn. vom Stein, der am 2. März so warmherzig an Graf Spiegel schrieb: „Ich verliere an ihm einen wahren Freund, der Staat einen geistvollen, thätigen, freudig wirkenden, allgemein beliebten Beamten, seine Familie einen liebevollen treuen Vater — wir alle, von denen er nun getrennt, werden den Guten, Treuen lange betrauern."

S. stellt sich nicht unwürdig neben die Verwaltungstalente eines Schön, Vincke, Sack, Merckel, Zerboni, Bassewitz u. A., wie sie in den preußischen Provinzen nach 1815 wirkten, einer, wie ich glaube, mitunter doch unterschätzten Zeit. Es ist lebhaft zu wünschen, daß zu ihrer Aufhellung auch beigetragen würde durch eine umfassende Darstellung der treuen und überaus mühsamen Arbeit der Männer, die den Grundstein legten zur Verschmelzung der Rheinlande mit dem alten Preußen, die doch eine der wichtigsten Vorbedingungen war für die Erfüllung von Preußens Aufgabe in Deutschland.

Leider war im gegenwärtigen Augenblick das Solms'sche Familienarchiv zu Laubach nicht zugänglich. — Benutzt wurden: Personalacten des R. H. R. zu Wien. — Acten der O. P. Cleve-Jülich-Berg im Staatsarchiv zu Coblenz. — Acten des Bonner Universſ.-Curatoriums. — Köln. Zeitung 1816—1822. — Rudolf Graf zu Solms-Laubach, Geschichte des Grafen u. Fürstenhauses Solms. — Protokolle der Reichsfriedensdeputation zu Rastatt. — Hüffer, Rastatter Congreß II. — Klüber, Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses. — Pertz, Leben Steins III/V. — Lehmann, Stein III. — Eichhorn, Centralverwaltung

der Verbündeten. — E. M. Arndt, Wanderungen und Wandlungen. — Stein, Lebenserinnerungen. — Ders., Tagebücher, hrsgeg. von Lehmann, H. Z. 60. — Schmidt, Gesch. der dtsch. Verfassungsfrage. — W. v. Humboldt, Ges. Schriften XI. — Baumgarten, Im neuen Reich II, 549 ff. — Ranke, Hardenberg. — Neigebauer, Darstellg. der provis. Verwaltungen am Rhein. — Ders., Die angewandte Cameralwissenschaft. — Koser, Westdeutsche Zeitschr. XI, 187 ff. — Levy, ebenda Corresp.-Blatt S. 187 ff. — Eckert, Rheinschifffahrt im 19. Jahrhundert. — Gothein, Geschichtl. Entwicklung der Rheinschifffahrt im 19. Jahrhundert. — Matthieu Schwann, Geschichte der Kölner Handelskammer I. — Hansemann, Preußen und Frankreich. — Treitschke, Deutsche Geschichte II/III. — Stern, Geschichte Europas I. — F. Perthes, Leben von C. Th. Perthes II. — Pertz, Gneisenau V. — Meinecke, Boyen II. — Hansen, Mevissen u. v. A. für einzelne Notizen.

Alfred Herrmann.

Sommer: (Gustav Adolf) Hugo S., philosophischer Schriftsteller, † 1899, wurde am 26. Mai 1839 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater, C. Aug. Sommer, damals Kreisrichter war († am 15. März 1886); seine Mutter, Luise, war eine Tochter des dortigen Kaufmanns Karl Friedrich Meineke († am 21. Januar 1852). Er besuchte die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Michaelis 1856 mit Primareife verließ, um sich auf der Polytechnischen Schule zu Hannover dem Ingenieurfache zu widmen. Mehr als dieses zogen ihn hier aber bald die Naturwissenschaften an und durch die Bekanntschaft mit einem älteren Officier, der eine private Sternwarte besaß, ganz besonders die Astronomie. Er änderte nun seine Absicht und beschloß Philosophie zu studiren. Nachdem er, schnell privatim vorbereitet, am Lyceum zu Hannover im März 1860 die Maturitätsprüfung bestanden hatte, ging er nach Göttingen, wo der Philosoph Hermann Lotze sogleich bestimmenden Einfluß auf ihn gewann, und er seine Bildung auf einer nach Möglichkeit breiten Grundlage aufzubauen suchte. Außer bei Lotze hörte er u. a. auch bei Wöhler Chemie, bei Henle Anatomie, bei Weber Physik. Aber bald zwangen ihn wohl praktische Erwägungen, nochmals sein Studienfach zu wechseln. Die Philosophie bot ihm nur geringe Aussicht auf eine baldige sichere Lebensstellung; er nahm daher vom Sommer 1861 an die Rechtswissenschaft zu seinem Brotstudium, ohne jedoch seine alte Neigung für die Philosophie im geringsten aufzugeben. Er hatte es auf diesem Gebiete auch bereits zu einer ehrenvollen Anerkennung gebracht; im Juni 1861 wurde ihm für seine Abhandlung „De doctrina quam de harmonia rerum praestabilita Leibnitzius proposuit“ von der philosophischen Facultät zu Göttingen der Preis zugesprochen. Noch zu Michaelis desselben Jahres siedelte er für ein Semester nach Berlin über, wo er bei Gneist, v. Holtzendorff und Homeyer hörte, dann für den Sommer 1862 nach Heidelberg, wohin ihn Zöpfl und Renaud zogen. Den folgenden Winter brachte er wieder in Göttingen zu. Im Juni 1863 bestand er in Wolfenbüttel die erste, im Januar 1868 die zweite juristische Prüfung. Er wurde nun Referendar bei dem Kreisgerichte Gandersheim, seit 1871 mit dem richterlichen Votum, und zu Anfang 1872 Assessor bei dem combinirten Kreis- und Amtsgerichte zu Blankenburg a. Harz. Hier verblieb er auch 1879 bei der Neuorganisation des Justizwesens als Amtsrichter, seit 13. October 1884 mit dem Titel eines Oberamtsrichters, bis zu seinem Tode.

Es war bei den vielseitigen Interessen, die S. erfüllten, ein Glück für ihn, daß ihm seine amtliche Thätigkeit auch zu andern Beschäftigungen noch Kraft und Zeit ließ. Oeffentlich hervorgetreten ist S. besonders als philo-

sophischer Schriftsteller. Er blieb sein Leben lang „ein dankbarer Schüler Lotze's, der die Lehren des Meisters durch Aufsätze in Zeitschriften, kleinere Schriften und öffentliche Vorträge mit Eifer und Begeisterung zu verbreiten und die Auswüchse moderner Bildung, wie sie besonders im Materialismus, Positivismus und Pessimismus zu Tage treten, energisch zu bekämpfen suchte." Ihn erfüllten ein warmherziger Optimismus und eine tiefreligiöse Weltanschauung, und es trieb ihn unwiderstehlich an, als Redner wie als Stilist diese seine Ueberzeugung auch öffentlich zum Ausdruck zu bringen und, so viel er konnte, Andere dafür zu gewinnen, theils durch Vorträge, wie z. B. über „Die Einseitigkeiten der modernen Bildung und den Universalismus Leibnitzens", „Die Idee der Persönlichkeit Gottes", „Das Recht" u. a., die er an den verschiedensten Orten hielt, theils durch zahlreiche gemeinverständliche Aufsätze, die zumeist in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienen. Seine Arbeit über den „Pessimismus und die Sittenlehre" wurde 1882 von der Teylerschen theologischen Gesellschaft zu Haarlem mit dem Preise gekrönt. Eine Streitschrift gegen die Auswüchse des Darwinismus, die er 1887 an Wilh. Wundt's Adresse richtete, führte von dieser Seite zu einer scharfen Zurückweisung. Auch für den Evangelischen Bund, dessen Vorsitz er im Zweigvereine Blankenburg führte, war er litterarisch thätig, indem er sich 1889 über dessen „culturgeschichtliche Mission" verbreitete. Lebhaft trat er ferner für die Erhaltung der Naturschönheiten des Harzes ein, die er als eifriger und rüstiger Wanderer und Bergsteiger oft und freudig genoß; er eiferte namentlich gegen die Anlage einer Drahtseilbahn im Bodethale und schrieb über „die Bedeutung der landschaftlichen Schönheit für die menschliche Geistescultur". Noch in späteren Jahren hat ihn die Liebe für die Natur zur Landschaftsmalerei geführt, die er mit Eifer betrieb. Einige Jahre (1890—1894) gehörte er als Abgeordneter auch der Landesversammlung an, doch wird sich sein Idealismus bei den Geschäften, die es hier zu erledigen galt, schwerlich befriedigt gefühlt haben. In den letzten Jahren wollte er seine Kräfte zu einer größeren Arbeit zusammenfassen; er hatte für die unter Leitung des Professors A. v. Kirchenheim erscheinende „Juristische Handbibliothek" die Bearbeitung eines Lehrbuchs der Rechtsphilosophie übernommen. Aber lange bevor er das Werk zum Abschlusse bringen konnte, raffte ihn, anscheinend bei voller Gesundheit und Kraft, plötzlich am 31. Januar 1899 ein Herzschlag hinweg.

Verheirathet war S. seit dem 9. Juli 1870 mit Clara v. Münchhausen, einer Tochter der Obergerichtsraths Julius v. Münchhausen in Wolfenbüttel, die am 7. November 1884 starb, dann in zweiter Ehe seit dem 20. Juli 1886 mit Elsbeth Fressel, der Tochter des Senators Fressel in Lüneburg. — Ein älterer Bruder Sommer's, Robert S., geboren am 1. November 1837, war Oberlandesgerichtspräsident zu Braunschweig, ein jüngerer, Oskar S., ebenfalls zu Wolfenbüttel geboren am 7. December 1840, Architekt, der lange Zeit eine erfolgreiche Thätigkeit am Städel'schen Institute zu Frankfurt a. M. entfaltet hat, wo er schon am 13. Februar 1894 verstarb.

Vgl. Hinrichsen, Das literarische Deutschland, 2. Aufl. (Berlin 1891), S. 1246 f. — Braunschw. Magazin 1899, S. 65—70 und 80, wo auch die philosophische Stellung und Schriftstellerei Sommer's von Alex. Wernicke eingehend gewürdigt und seine Schriften u. Aufsätze aufgeführt werden.

P. Zimmermann.

Sommer: Karl Otto August S., Schulmann, † 1898, wurde am 11. Juli 1838 zu Stadtoldendorf als Sohn des damaligen Assessors Hermann Zincken genannt Sommer geboren; seine Mutter, Mathilde, war eine

Tochter des bekannten Geographen und Statistikers Georg Hassel (s. A. D. B. X, 760). Er verlebte seine Jugend an verschiedenen Orten, da der Vater zum 1. Mai 1848 an das Amt Kalvörde versetzt, dann kurze Zeit in Blankenburg und in Wolfenbüttel beschäftigt, 1851 aber zum Staatsanwalt in Helmstedt ernannt wurde, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode († 13. Juli 1872) geblieben ist. Der Sohn, der in späteren Jahren nur den Namen Sommer führte, besuchte das Helmstedter Gymnasium, das er Ostern 1858 mit sehr gutem Zeugnisse verließ, um sich in Göttingen dem Studium der Theologie zu widmen. Neben seinen Fachcollegien hörte er hier auch philosophische und geschichtliche Vorlesungen. Michaelis 1859 ging er nach Halle, wo er sich namentlich an Tholuck und Jul. Müller anschloß, und kehrte dann Michaelis 1860 für ein Semester nochmals nach Göttingen zurück. Nachdem er am 10. Mai 1861 in Wolfenbüttel das erste theologische Examen bestanden hatte, übernahm er bei dem Rittergutsbesitzer Ernst in Linden bei Wolfenbüttel die Stelle eines Hauslehrers. Im März 1864 bestand er die zweite Prüfung und wurde darauf in die Zahl der Candidaten des Predigtamts aufgenommen. Er wurde dann zunächst Lehrer am Waisenhause in Braunschweig, Michaelis 1867 aber Waisenhaus- und Seminarinspector in Wolfenbüttel. 1869 promovirte er in Jena zum Doctor der Philosophie und ging dann zu Ostern d. J. als ordentlicher Lehrer an die städtische höhere Töchterschule in Braunschweig über, mit der seit 1868 auch ein Lehrerinnenseminar verbunden war. Dieser Schule sollte er fortan die Hauptkraft seines Lebens widmen, besonders seitdem er zu Ostern 1875 zu ihrem Director ernannt war; jetzt war sein eifrigstes Bestreben, sie zu einer Musteranstalt zu machen. S. besaß eine vorzügliche Lehrgabe und ein treffliches Organisationstalent, dabei einen unermüdlichen Eifer und trotz seinem schmächtigen Körper eine ungewöhnliche Arbeitskraft. Er war ein sehr beliebter Lehrer, der bei seinen Schülerinnen sofort Interesse zu erregen und jeden Stoff für den Unterricht faßlich und anschaulich zu gestalten wußte. Seinen praktischen Blick für das erzieherisch Wichtige bethätigte er auch bei den von ihm verfaßten Schulbüchern. Schon 1866 gab er in Gemeinschaft mit G. Scharschmidt eine deutsche Grammatik heraus, 1867 allein einen Leitfaden der Weltgeschichte, 1868 einen solchen der Geographie, die 1890 beide in 12. Auflage erschienen. Für die Schule suchte er nicht nur in engster Gemeinschaft mit seinem Lehrercollegium, sondern auch in vollem Einverständniß mit den Eltern seiner Schülerinnen zu wirken. Diese aufzuklären, bezweckten vor allem die Abhandlungen, die er den Schulberichten beifügte. So legte er hier 1876 „Wesen und Ziele der höheren Mädchenschule“ dar, recht eigentlich das Programm, nach dem er seine Anstalt leitete, 1878 deren „Organisations- und Lehrplan“, 1880 „den Einrichtungs- und Lehrplan der städtischen Mädchenschule“, die im Gegensatze zu der höheren Mädchenschule mit 10 Stufenclassen nur einen achtjährigen Cursus hatte und niedrigere Ziele verfolgte. S. hat auch diese Schule, um sie einzurichten, neben jener zwei Jahre lang (1880 bis 1882) geleitet. Auch das Lehrerinnenseminar, das ständig unter seiner Leitung blieb, hat im wesentlichen erst durch ihn seine eigentliche Ausgestaltung erfahren. Dann behandelte er, der das ganze weibliche Bildungswesen im Zusammenhange seiner einzelnen Theile zu überblicken, harmonisch zu gestalten und zu fördern suchte, in seinen Programmen u. a. die Frauenfrage. Denn es lag ihm auch die Weiterbildung seiner Zöglinge am Herzen. Er rief daher Fortbildungscurse, eine Kochschule u. a. ins Leben und trat auch vor einem größeren Kreise litterarisch auf diesem Gebiete hervor. Er veröffentlichte 1894 eine kleine Schrift: „Zur Frauenbewegung in Deutschland“, in der er den

Standpunkt des rechten Flügels der Reformpartei vertrat. Mit besonderem Eifer aber hatte er von jeher die Entwicklung des Mädchenschulwesens in Deutschland verfolgt. Freudig hatte er, seitdem 1872 in Weimar die Gründung eines deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen unter seiner Mitwirkung erfolgt war, an dessen Bestrebungen Theil genommen, und das hohe Ansehen, das er in diesem Kreise genoß, kam dadurch deutlich zum Ausdrucke, daß man ihn 1879 in den Engeren Ausschuß wählte, ihm 1886 aber den Vorsitz in dem Vereine übertrug, den er bis zu seinem Tode zu allgemeiner Zufriedenheit geführt hat. In dieser Stellung hat er alljährlich die Berichte über die Hauptversammlungen des Vereins erstattet, auch sonst gelegentlich in einzelnen Aufsätzen auf die von ihm verfolgten Ziele hingewiesen. Auch Polemik blieb mitunter nicht aus; 1888 schrieb er: „Die öffentliche höhere Mädchenschule und ihre Gegnerinnen, ein Wort der Abwehr“. An Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt; am 8. Mai 1897 erhielt er den Professortitel. Eine ganz besondere Freude aber war es für ihn, daß sich auf seine Anregung in vollem Verständniß für seine Bestrebungen und in der Absicht, diese zu fördern, ein Verein seiner alten Schülerinnen bildete. Noch in voller Schaffenskraft und Arbeitslust wurde S. nach kurzem Krankenlager abberufen; am 17. April 1898 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Verheirathet war er seit dem 13. Juli 1869 mit Luise (Albertine Sophie) Hollmann, einer Tochter des Kaufmanns Karl Ferd. H. in Wolfenbüttel.

Vgl. R. Ausfeld im Braunschw. Magazin 1898, S. 81—84. — Zeitschrift für weibliche Bildung, 26. Jahrg. (Leipzig 1898), S. 206—209 (A. Thorbecke und F. Ludwig). — Die Mädchenschule, 11. Jahrg. (Bonn 1898), S. 128. — Otto Wilh. Beyer, Deutsche Schulwelt des 19. Jahrhunderts, S. 299 f. P. Zimmermann.

Sommerbrodt: Julius Heinrich S., Arzt und Kliniker, geboren zu Schweidnitz am 28. Februar 1839, in Breslau sowie später in Würzburg und Berlin fachwissenschaftlich ausgebildet, schloß sich an Bamberger sowie (als Assistent) an Lebert und Middeldorpf an, wurde 1861 promovirt, gelangte nach sechsjähriger Assistentenzeit 1870 zur Habilitation und wurde 1878 zum Professor e. o. an der Breslauer Universität ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem am 14. August 1893 erfolgten Ableben wirkte. Unter seinen Schriften sind erwähnenswerth: „Ein neuer Sphygmograph“ (Breslau 1878); „Die reflectorischen Beziehungen zwischen Lunge, Herz und Gefäßen“ (Berlin 1881); „Ueber eine bisher nicht gekannte wichtige Einrichtung des menschlichen Organismus“ (Tübingen 1882); „Hat das in die Luftwege ergossene Blut ätiologische Bedeutung für die Lungenschwindsucht? (Virchow's Archiv XXXV). Populär wurde sein Name dadurch, daß S. in Deutschland neben Fräntzel die Kreosottherapie bei Tuberkulose eifrig empfahl. Von weiteren Veröffentlichungen Sommerbrodt's sind zu nennen Aufsätze über Papillome und Cysten des Kehlkopfs, über nasale Reflexneurosen, Pachydermia laryngis, über die Beziehung zwischen primären Kehlkopfaffectionen und Lungentuberkulose, über Rotz beim Menschen, Echinococcus der Leber.

Vgl. Biogr. Lexikon von Pagel, S. 1621. Pagel.

Sonderegger: Jakob Laurenz S., der berühmte Schweizer Arzt und Hygieniker, geboren am 22. October 1825 zu Grünenstein, studirte seit 1845 in Zürich, Würzburg, Prag und Wien, promovirte 1849 in Bern, prakticirte nach einander in Balgach, Altstätten und seit 1873 in St. Gallen, war Inspector der dortigen Krankenanstalten, seit 1874 Präsident der Schweizerischen

Aerztecommission und starb als Präsident des Schweizerischen Aerztevereins am 20. Juni 1896, nachdem noch am Tage vorher eine Gastro-Enterostomie an ihm vollzogen worden war. S. war einer der populärsten Aerzte der Schweiz und hat sich um die Förderung der Hygiene und Aufbesserung der sanitären Verhältnisse in dem Kanton St. Gallen speciell wie im allgemeinen in der Schweiz die namhaftesten Verdienste erworben. — Europäischen Ruf genießen vor allem seine „Vorposten der Gesundheitspflege im Kampfe ums Dasein der Einzelnen und ganzer Völker“ (1873; 2. Aufl. 1874). Weitere Publikationen Sonderegger's sind: „Die Spitalfrage im Kanton St. Gallen, ein Wort an alle Gebildeten und Barmherzigen“ (1865); „Der arme Lazarus im Culturstaate oder die öffentliche Krankenpflege im Kanton St. Gallen“ (1867); „Das eidgenössische Epidemiegesetz, eine Humanitätsfrage“ (Zürich 1881); „Zum Schutze gegen die Cholera“ (populär); „Das Hygiene-Institut, eine schweizerische Hochschule für Gesundheitspflege“ (1889); „Waisenkinder im Kanton St. Gallen. Eine Bittschrift an die öffentliche Meinung“ (1893). S. war das Ideal eines Arztes, uneigennützig, hülfsbereit, ehrlich, für das Wohl des Volkes wie des ärztlichen Standes in gleicher Weise rastlos thätig. Die ärztlichen Vereinsbestrebungen in der Schweiz hatten an ihm einen der eifrigsten Förderer. Er wurde 1862 Mitbegründer des ärztlichen Vereins des Kantons St. Gallen und war fünf Jahre lang dessen Präsident. Dem nachhaltigen Drängen von S. ist die Gründung des Kantonsspitals in St. Gallen (1873), des kantonalen Asyls in Wyl (1892) und zahlreicher anderer hygienischer und gemeinnütziger Institute zu danken. 1885 und 1887 war er Delegirter des Bundesraths bei der großen Choleraconferenz in Rom und beim Hygienecongreß in Wien, 1893 betheiligte er sich an den Sitzungen der Commission zur Begutachtung eines eidgenössischen Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes. Wie die von Elias Haffter, Sonderegger's Schwiegersohn aus dem Nachlaß herausgegebene Autobiographie zeigt (vgl. E. Haffter, L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen, Frauenfeld 1898, nebst Porträt), gehört S. zu den geistreichsten Aerzten und edelsten Menschen, der, wenn er auch die Wissenschaft nicht unmittelbar durch eine neue Entdeckung gefördert hat, dennoch durch sein wackeres, mannhaftes, unerschrockenes und kampfbereites, zielbewußtes Eintreten für den hygienischen Fortschritt und durch seine pflichttreue und aufopfernde Thätigkeit als Arzt auch in der Geschichte der medicinischen Kunst sich einen Namen gesichert hat.

Vgl. Biogr. Lex., hsg. von Pagel, S. 1621. Pagel.

Sonnenkalb: Hugo S., Arzt und bekannter Medicinalbeamter zu Leipzig, wurde daselbst am 20. Januar 1816 geboren und erhielt hier seit 1834 seine fachmännische Ausbildung. Nachdem er 1841 die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, begab er sich auf Reisen, wurde nach seiner Rückkehr auch zum Doctor der Philosophie promovirt und habilitirte sich an der Leipziger Universität für Staatsarzneikunde. Gleichzeitig wurde ihm die Stelle eines Polizei- und Gerichtsarztes übertragen. 1850 wurde er zum Bezirksarzt der Stadt Leipzig, 1851 zum Professor e. o., 1867 zum Arzt am königlichen Bezirksgericht ernannt. 1870 erhielt er den Titel als Medicinalrath, 1878 legte er die Stelle als Bezirksarzt der Stadt nieder. Er starb als Geheimer Medicinalrath und ärztlicher Beisitzer in der Kreishauptmannschaft Leipzig am 23. December 1887. Bezüglich der Titel von Sonnenkalb's Veröffentlichungen sei auf die unten angegebene Quelle verwiesen. Nicht gerade rühmlich war sein Eintreten für die sogenannte Homöopathie gelegentlich eines Beleidigungsprocesses, den 75 Homöopathen gegen den Redacteur Dr. Heinze des ärztlichen Vereinsblattes (vgl. dieses, Jahrgang X, Bd. VIII, Nr. 111,

S. 149), wegen Beleidigung durch Wiederabdruck eines Abschnittes aus einem antihomöopathischen Vortrag von Dr. Rigler, Berlin, angestrengt hatten.

Biogr. Lexikon, hsg. von A. Hirsch, Bd. V, 466; VI, 1008.

Pagel.

Sophie Wilhelmine Marie Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, geboren am 8. April 1824, † am 23. März 1897, war die einzige Tochter des Prinzen Wilhelm von Oranien, späteren König Wilhelm II. der Niederlande, und seiner Gemahlin Anna Pawlowna, einer Tochter Kaiser Paul's I. von Rußland. Am 24. Mai fand ihre Taufe durch den Hofprediger Dermont in der St. Jakobskirche im Haag statt. Die Eltern ließen sich die Erziehung der Tochter sehr angelegen sein; der Vater ertheilte ihr sogar selbst eine Zeitlang Religionsunterricht. Später leitete ihre religiöse Bildung der schon genannte Hofprediger Dermont, der sie auch am 27. April 1840 confirmirte. Ihre übrigen Lehrer waren Frl. Chapuis, Madame Rigot, Johannes Marschall, Mynheer von der Spui und der Franzose Cavin, der ihre wissenschaftliche Bildung besonders förderte. Mit Vorliebe las die junge Prinzessin Pascal und Bacon. Den Winter verbrachte sie mit ihren Eltern im Haag, den Sommer im Soestdyck, wo sie eine eigene kleine Meierei hatte und bei der Bäuerin Frau Koele das Melken, Käsemachen, Spinnen und sonstige ländliche Beschäftigungen erlernte. Die dort gesammelten Kenntnisse sind ihr später bei der Verwaltung ihrer großen Güter in Schlesien zu gute gekommen; vor allem stammt aus jener Zeit ihre Vorliebe für Blumen und Hausthiere.

Die Tante der Prinzessin, Maria Pawlowna, war an den Großherzog Karl Friedrich von Weimar verheirathet und infolge dessen bestanden zwischen den Höfen im Haag und Weimar die freundschaftlichsten Beziehungen. Häufige gegenseitige Besuche fanden statt; so kam im Juli 1834 Sophie zum ersten Male nach Weimar. Erbgroßherzog Karl Alexander weilte in späteren Jahren öfter im Haag, lernte seine Cousine immer mehr schätzen, bewarb sich um ihre Hand und verlobte sich am 20. Januar 1842 mit ihr. Am 8. October desselben Jahres fand die Vermählung statt und am 19. October trat das junge Paar die Reise in die neue Heimath an. Die Fahrt ging rheinaufwärts bis Mainz und wurde dann zu Lande fortgesetzt. In Buttlar betrat man zuerst weimarisches Gebiet, uud deshalb fand hier ein feierlicher Empfang durch die Hofchargen statt. Dann führte der Erbgroßherzog seine junge Gemahlin nach Eisenach und der Wartburg, wo sie beim Eintritt in die Burgcapelle mit ihrem Lieblingsliede „Ein' feste Burg ist unser Gott“ begrüßt wurde. Hierauf wurde die Reise nach Weimar fortgesetzt. Die ersten Jahre nach der Vermählung waren ein durch die Pflege künstlerischer und litterarischer Interessen belebtes Stillleben; im Winter im Schloß zu Weimar, im Sommer im Schloß Ettersburg waren hervorragende Vertreter der Kunst, Litteratur und Wissenschaft ständige Gäste. Auch wurden größere Reisen unternommen: nach England und Rußland. Ein italienischer Aufenthalt dauerte fast ein halbes Jahr und bot reiche Gelegenheit zu genußreichen Studien und zur Läuterung des künstlerischen Verständnisses. Am 31. Juli 1844 beschenkte Sophie ihren Gemahl mit einem Sohne, der den Namen Karl August empfing; am 20. Januar 1849 wurde Prinzessin Marie, am 29. März 1851 Prinzessin Anna und am 28. Februar 1854 Prinzessin Elisabeth geboren. Nach dem Tode des Großherzogs Karl Friedrich am 8. Juli 1853 gelangte Karl Alexander zur Regierung und nun traten an Sophie die Pflichten der Landesmutter heran. Sie theilte diese zunächst noch mit ihrer Schwiegermuter Maria Pawlowna, doch entstanden auch jetzt schon auf Sophiens Anregung mehrere gemeinnützige

Anstalten, so das Blinden- und Taubstummeninstitut in Weimar. Ferner förderte sie die Gründung von Industrieschulen durch die Frauenvereine und veranlaßte die Einrichtung von Kleinkinderbewahranstalten in zahlreichen Gemeinden des Landes.

Nach dem Ableben der Großherzogin Maria Pawlowna übernahm sie das Protectorat über die Sparcassen des Großherzogthums und stellte sich an die Spitze der Frauenvereine. Besonders dem Eisenacher Oberlande, den armen Bewohnern der Rhön that sie unendlich viel Gutes; sie ließ Gemeinden, Kirchen und Schulen reichliche Unterstützungen zu Theil werden. Dabei ging sie in ihren Wohlfahrtsunternehmungen niemals sprunghaft und willkürlich vor, sondern hielt streng darauf, daß alles nach festen Grundsätzen der Erziehung zur Selbsthülfe betrieben werden müsse; Methode, System lag ihrem Handeln zu Grund. Der Reichthum der Oranier, von dem sie einen großen Theil geerbt hatte, befähigte sie, Großes zu wirken; bedürftige Schüler, arme Studenten, nothleidende junge Künstler empfingen reiche Gaben von ihr, oft ohne zu wissen, wer die Spenderin war. 1854 gründete sie in Weimar eine höhere Töchterschule, die sie reich ausstattete, das „Sophienstift", dem sie 1878 ein prächtiges Heim errichten ließ. Ferner schenkte sie den Hauswirthschafts- und Kochschulen, den Knabenarbeits- und Gewerbeschulen ihre Aufmerksamkeit. Als Kunstkennerin liebte sie besonders Malerei und Musik und förderte eifrig die Unternehmungen ihres Gatten: die Kunstakademie und die Orchesterschule, sowie der weimarischen Tradition gemäß das Theater. Zur Hebung der Armen- und Krankenpflege rief sie in Weimar ein Diakonissenmutterhaus und ein Diakonissenheim ins Leben, dem sie in der Luisenstraße ein stattliches Gebäude, das 1886 eingeweihte „Sophienhaus", errichten ließ. Ihre Fürsorge für kranke Kinder bewies sie durch die Gründung des Kinderheilbades zu Stadtsulza (1890).

Als bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Shakespeare-Jubiläums am 23. April 1864 Wilhelm Oechelhäuser mit seiner Denkschrift zur Gründung einer deutschen Shakespeare-Gesellschaft hervortrat, übernahm die Großherzogin das Protectorat der Gesellschaft. 1885 starb der letzte Nachkomme Goethe's, Walther v. Goethe, einsam in Leipzig; in seinem Testamente fand sich die Bestimmung: „Ich ernenne zur Erbin des von Goetheschen Familien-Archivs, wie solches bei meinem Tode sich vorfindet, Ihre Hoheit die Frau Großherzogin von Sachsen . . . . Möge Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin dieses mein Vermächtniß, ich sage besser dieses Goethe'sche Vermächtniß in dem Sinne empfangen, in dem es Höchstderselben durch mich entgegengebracht wird: als einen Beweis tiefempfundenen und tiefbegründeten Vertrauens." Das Vertrauen von Goethes Enkel auf die Gattin des Enkels Karl August's war wohlberechtigt. Bereits im Sommer 1885 trug sie Sorge dafür, daß das Goethehaus mit seinen Kunstsammlungen, seinen Denkwürdigkeiten und Heiligthümern für jedermann geöffnet wurde. Das Goethe-Archiv fand vorläufig im Schlosse selbst Aufnahme, und Erich Schmidt wurde von seiner Wiener Professur zur Leitung desselben abberufen; die Großherzogin nahm regen, thätigen Antheil an den Arbeiten in demselben. Zwei große Pläne faßte sie sofort ins Auge: 1. eine neue vollständige, auf die genaue Durchsicht und Erforschung der Texte gegründete Ausgabe der Werke Goethe's, und 2. eine neue, vollständige auf die Erforschung und Benutzung des gesammten handschriftlichen Nachlasses gegründete Lebensgeschichte Goethe's. Die Ausführung des ersten Planes wurde alsbald in Angriff genommen: es entstand die Goethe-Ausgabe, die mit dem Namen „Sophienausgabe" bezeichnet wird. Die Goethebiographie harrt jedoch noch immer ihrer Ausführung. Dem

Beispiele von Goethe's Enkel folgten der Enkel und Urenkel Schiller's, die Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm, Vater und Sohn in Weimar und Darmstadt, indem sie den handschriftlichen Nachlaß und die Bibliothek Schiller's durch urkundliche Schenkung vom 5. Mai 1889 „zu Besitz und Eigenthum“ übergaben „der Fürsorge und dem hohen Sinn ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie, ihr Schutz und Obhut dieses bisher von ihnen gehüteten Erbschatzes des deutschen Volkes anvertrauend.“ Nunmehr zögerte die Großherzogin nicht länger, diesen außerordentlichen Schätzen ein entsprechendes sicheres Heim zu schaffen. Am Tiefurter Waldweg in Weimar entstand jenes stattliche „Schatzhaus deutscher Culturarbeit“, das wir das „Goethe-Schiller-Archiv“ nennen, das aber auch bestimmt ist, die handschriftlichen Werke und Aufzeichnungen anderer großer Schriftsteller und Dichter der Weltlitteratur aufzunehmen. Am 28. Juni 1896 ward dasselbe eingeweiht; diese Feier wurde eines der erhebendsten Erlebnisse der Fürstin. Eine Schar auserlesener Männer aus allen deutschen Gauen umgaben sie. Wenn auch in incorrectem Deutsch und fremdländischem Accent, aber fest durchdrungen und ergriffen von der Bedeutung der Stunde, gab sie auf jede Huldigung klar und sicher die passende Antwort, unvorbereitet und aus der Stimmung des Moments heraus. Sie war sich bewußt, daß sie zum neuen Ruhm ihres geliebten Weimar ein stolzes Werk im Reiche des deutschen Geistes vollbracht hatte.

Ihrem Heimathlande Holland bewahrte sie bis in ihre letzten Lebenstage treue Anhänglichkeit, und gern wies sie auf Züge ihres Wesens als auf niederländische Eigenheiten hin, das hat sie aber nicht gehindert, sich mit der deutschen Heimath aufs innigste zu verbinden und eine echte deutsche Frau zu werden, die mit dem deutschen Volke Leid und Freud theilte. An den Weltbegebenheiten nahm sie stets den regsten Antheil, ja selbst in die Regierungsgeschäfte wußte sie sich mit großem Geschick zu finden, als sie 1870/71 während der Abwesenheit des Gatten und Sohnes in Frankreich die Regentschaft führte.

Trotz der nahen Verwandtschaft mit dem preußischen Königshause soll sie sich in die Neuordnung der Dinge im J. 1866 nur schwer haben schicken können; gewiß ist, daß sie 1870 von tiefem patriotischem Empfinden erfüllt war und hochherzig große Opfer brachte. Geradezu begeistert war sie, als Deutschland sich anschickte, überseeische Arbeitsfelder zu erwerben. Sie als Niederländerin wußte den Besitz von Colonien, den Besitz einer großen Streitmacht zur See zu würdigen.

Das Familienleben des großherzoglichen Paares war das denkbar glücklichste. Das Paar hing mit größter Innigkeit an seinen Kindern, war aber weit davon entfernt, sie allzu sehr zu verzärteln. Ein harter Schicksalsschlag war es, als ihnen am 26. Mai 1859 ein jäher Tod die achtjährige Prinzessin Anna entriß. Erbgroßherzog Karl August vermählte sich am 26. August 1873 mit einer nahen Verwandten, der Prinzessin Pauline von Sachsen-Weimar, und aus dieser Ehe gingen zur Freude der Großeltern zwei muntere Enkel hervor. Prinzessin Marie verheirathete sich am 6. Februar mit dem langjährigen deutschen Gesandten in Wien, dem Prinzen Heinrich VII. von Reuß, und Prinzessin Elisabeth am 6. November 1886 mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. Unter großer Theilnahme der Bevölkerung des weimarischen Landes feierte das großherzogliche Paar am 8. October 1867 die silberne und 1892 die goldene Hochzeit. Leider wurde dieses letztere Fest getrübt durch die Sorge um das Leben eines der zur Feier eingetroffenen, an Diphtheritis schwer erkrankten Enkelkinder. Noch größer war der Schmerz,

als am 20. November 1894 fern von der Heimath, in Mentone, wo er Heilung von einer chronischen Krankheit gesucht hatte, der Erbgroßherzog Karl August verschied. Seit diesem traurigen Ereigniß besuchte die Großherzogin Sophie kein Theater und keine Concerte mehr, man sah sie nur noch selten in der Oeffentlichkeit. Während ihr Gemahl am 22. März 1897 zur Feier des hundertsten Geburtstages Kaiser Wilhelm's in Berlin weilte, erkrankte sie infolge einer Erkältung und verschied unerwartet am nächsten Abend 8 Uhr an Herzschwäche. Für ihre Beisetzung, die am 29. März Mittag 1 Uhr stattfand, hatte sie selbst die eingehendsten Anordnungen getroffen. Während die erlauchte Trauerversammlung noch im stillen Gebete verweilte und ihr Sarg unweit dem Goethe's aufgestellt wurde, ertönte vom Chore her, wie es ihr Wunsch gewesen war, „recht hell und triumphirend“ das Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Vgl. P. v. Bojanowski, Sophie, Großherzogin von Sachsen. Braunschweig 1898. — Kuno Fischer, Großherzogin Sophie von Sachsen, Königl. Prinzessin der Niederlande. Gedächtnißrede im Sophienstift zu Weimar. Heidelberg 1898 — und zahlreiche zeitgenössische Berichte in der Tagespresse.

M. Berbig.

Soetbeer: Adolf Georg S., Volkswirth, ist am 23. November 1814 zu Hamburg geboren. Seine Familie stammte aus Rosenthal im Amt Garste (eingepfarrt nach Lüdersburg, Landdrostei Lüneburg), doch hat schon sein Großvater im J. 1768 den Bürgereid in Hamburg geleistet. Sein Vater, Hinrich Friedrich S., war mit Johanne geb. Heise verheirathet; er starb am 26. März 1820. Nach Adolf's eigenen Angaben hat sein Vater eine Zuckersiederei (Zuckerbekkerei) besessen, war jedoch, gleich vielen Angehörigen dieses einst blühenden Gewerbes durch die napoleonische Zeit ruinirt. In einer Liste aus dem Jahre 1805 findet sich indeß unter den 433 vorhandenen Zuckerbekkern nur ein Johann Peter Soetbeer. Im Taufschein Adolf's ist sein Vater als „Commissionär, hierselbst in der Königstraße wohnhaft“ (in welcher auch Lessing gewohnt hat) bezeichnet. Die häuslichen Verhältnisse scheinen äußerst bescheiden, ja nicht weit von der Noth entfernt gewesen zu sein.

Er trat am 10. October 1828 in die 5. Lateinclasse der Gelehrtenschule des Johanneums ein und verließ die Anstalt als Abiturient am 3. April 1834, um Theologie und Philologie zu studiren. Schon früh als Schüler war er gezwungen gewesen, durch Stundengeben einen Theil seines Unterhalts zu verdienen. Bei langem Arbeiten bis in die Nacht hinein hat er nach eigener Aussage das Arbeiten gelernt, allerdings wurde eines seiner Augen dabei dauernd geschädigt. Für Mathematik hatte er wenig Sinn, und häufig beklagte er später, daß er aus Zeitmangel die neuen Sprachen habe vernachlässigen müssen; ihre volle Beherrschung im Lesen und Schreiben hat er sich dann zwar durch Lectüre angeeignet, dagegen empfand er dauernd die mangelnde Vertrautheit mit den Conversationssprachen als störend, und deshalb waren ihm Reisen ins Ausland nicht allzu bequem. Im Schulabgangszeugniß wurden seine Anlagen als vorzüglich bezeichnet, während das Urtheil über seinen deutschen Aufsatz: „Das Thema ist nicht erschöpft, dem Stil fehlt das Fließende und die Gewandtheit“, für die außerordentlich gründlichen späteren Leistungen des Mannes in ersterer Hinsicht kein zutreffendes Vorzeichen darstellt, für die Schreibweise aber wohl dauernd kennzeichnend blieb.

Durch Unterstützungen von daheim und mäßige Lebensweise wurde ihm ein dreijähriges Studium an den Universitäten von Göttingen und Berlin ermöglicht, welches sich alsbald überwiegend auf die Philologie und Geschichte erstreckte. Der Herbart'schen Philosophie vermochte er wenig Geschmack ab-

zugewinnen. Seinem Freundeskreis gehörten Ernſt Curtius, Wappäus, Heinrich Kruſe an. Er befand ſich 1837 unter den Studirenden, die die Göttinger Sieben bis nach Witzenhauſen an der Werra begleiteten. — Schon als Student vollendete er eine Schrift über Heſiod, die in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ günſtig beurtheilt wurde. Am 24. Auguſt 1837 legte er das Doctorexamen ab mit einer Diſſertation: „De mythico argumento Euripidis Supplicum“.

Vom Sommer 1838 bis einſchließlich Winter 1839/40 gab er in Hamburg an der Realſchule Unterrichtsſtunden im Lateiniſchen und Griechiſchen. Hier hat er ſich, wie es in den Schulacten heißt, „ſo vortheilhaft bewährt, daß die Direction kein Bedenken trug, ihn anzuſtellen.“ Doch brachte dieſe Thätigkeit keine Befriedigung. Von entſcheidender Bedeutung wurde es, als der Hamburger Großkaufmann Vorwerck (Commerzdeputationspräſes 1841), welcher für den jungen Mann ein gönnerhaftes Intereſſe gefaßt hatte, die Anzeige einer Römiſchen Geſchichte in einer Hamburger Zeitung, auf welche er ſehr ſtolz war, für ganz unnütz erklärte und ihm rieth, ſich lieber einmal mit einer für den Hamburger Handelsſtand brennenden Frage, der ſo läſtigen Inſtitution des Stader Elbzolls, zu beſchäftigen. Nach einigem Bedenken hinſichtlich des ganz fremden Stoffgebiets ging der junge Lehrer hierauf ein, und es entſtand die Schrift: „Des Stader Elbzolls Urſprung, Fortgang und Beſtand. Eine publiciſtiſche Darſtellung“ (1839).

Mit einem Schlage hatte ſich der Philologe als hervorragend befähigt zum Dienſte für die Intereſſen „Eines Ehrbaren Kaufmanns“ erwieſen. Die Kieler Univerſität that ihm daraufhin durch die Verleihung des „Doctor juris“ einen beſonderen Dienſt, denn nur der Juriſt galt damals in Hamburg neben dem Kaufmann für öffentliche Leiſtungen als vollwerthig. Und nun fand S. eine Stellung bei der Commerzdeputation, einem Mittelding zwiſchen einer Behörde im vollen Sinne und einer modernen intereſſenvertretenden Handelskammer. Hier eröffnete ſich ihm vom 15. Februar 1840 an ein Wirkungskreis zunächſt als Bibliothekar neben dem derzeitigen Deputationsconſulenten Kirchenpauer, dem ſpäteren Bürgermeiſter. Als ſolcher hat er die Ueberführung der Bibliothek in das neue Börſengebäude und ihre Ausgeſtaltung unter anderm auch durch complette Beſchaffung der engliſchen Blaubücher bewerkſtelligt. Nach Kirchenpauer's Erwählung „zu Rathe“ wurde S. am 11. December 1848 ſelbſt Conſulent und Protokolliſt der Deputation und hat alsbald in 29jähriger unermüdlicher Thätigkeit für alle Zeiten ein ſelten erreichtes, kaum zu übertreffendes Vorbild für die Leiſtungen des Geſchäftsführers einer wirthſchaftlichen Corporation geſchaffen.

Vom erſten Anbeginn bethätigte er neben ſeiner amtlichen eine für die Zukunft der deutſchen und der internationalen, deſcriptiven und ſtatiſtiſchen Unterſuchung des Wirthſchaftslebens grundlegend wichtige ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit. Schon im J. 1840 hatte er die erſte bahnbrechende Veröffentlichung „Ueber Hamburgs Handel“ in einer Monographie herausgebracht, die alsbald in zwei weiteren Bänden 1842 und 1846 ergänzt wurde. Man darf, ganz abgeſehen von dem Erfolg, das in der Veröffentlichung liegende Wagniß angeſichts der damaligen hamburgiſchen Zuſtände nicht zu gering anſchlagen. Waren doch im alten Hamburg Veröffentlichungen über Handelsangelegenheiten verpönt. Noch nicht lange war es her, ſeit den Hamburger Zeitungen alle Veröffentlichungen über Angelegenheiten der Handlung aufs ſtrengſte verboten waren, und gerade die in der Commerzdeputation maßgebenden Elemente hatten in der Geheimhaltung aller commerziellen Dinge eine Hauptſtütze des freiſtädtiſchen Geſchäftsbetriebes zu ſehen ſich gewöhnt. Dem Einfluß Soet-

beer's gelang es, die Interessenten davon zu überzeugen, wie viel nützlicher und lehrreicher auf vielen Gebieten die Offenlegung der Dinge sei. So wurde dann das 1844 provisorisch eingerichtete handelsstatistische Bureau 1850 definitiv organisirt und es begann unter seiner Anleitung die Veröffentlichung der „Tabellarischen Uebersichten des Hamburgischen Handels“, welche seither als ein wichtigstes Quellenwerk über Handels- und Schifffahrtsfragen und Preisstatistik ꝛc. sich erwiesen haben, in ihrer Anlage bis heute unverändert bestehen geblieben sind.

Schnell gelangte der Vertrauensmann der Kaufmannschaft auch zu gesellschaftlichem Ansehen, so daß dem 32jährigen im J. 1846 die Hand Helene Meyer's (geb. 1824), Tochter des aus einer alten Senatorenfamilie stammenden Senators Georg Heinrich Lorenz Meyer, zu Theil wurde. Mit ihr blieb er in 46jähriger glücklicher Ehe bis zu seinem Tode vereinigt. Groß war ihr Einfluß auf das innere Leben ihres Gatten. S. selbst scheint zunächst, wie er politisch und wirthschaftspolitisch auf dem Boden des Liberalismus stand, so auch religiös dem kirchlichen Leben ferner gestanden zu haben. Die ernste und innerlichste Frömmigkeit seiner Gattin brachte auch ihn dem religiösen Leben nahe; sein Haus wurde zum Sitz einer wahrhaften, werkthätigen, gegen Andersdenkende toleranten Frömmigkeit. — Der Segen eigener Nachkommenschaft ist dem Paare versagt geblieben. Nichts kennzeichnet aber ihr häusliches und inneres Leben besser, als daß sie sich im J. 1867 entschlossen, die vier verwaisten Kinder der Pastorseheleute Fromholz aus Pölitz (Pommern), zwei Knaben und zwei Mädchen, an Kindesstatt anzunehmen. Es war ihnen vergönnt, diese alle heranwachsen und in eigene Wirkungskreise übergehen zu sehen.

In jener Vereinigung einer liberalen Auffassung der diesseitigen Dinge mit großer Frömmigkeit sehen wir eine Parallele zum englischen Geistesleben, wie sie im damaligen, in enger Verbindung mit den britischen Inseln stehenden Hamburg etwas häufiges und für eine Persönlichkeit nur allzu natürlich war, welche durch ihre Thätigkeit mit der englischen Welt in ununterbrochener engster Berührung stand.

Der Aufschwung des englischen Wirthschaftslebens und seine Gründe beschäftigten S. auf Schritt und Tritt. Von Amtswegen hatte er die großen Reformmaßregeln der dortigen Wirthschaftsgesetzgebung ständig zu verfolgen und konnte den Aufschwung der gewaltigen Werkstätten der Welt sich vor Augen führen; sein Blick wurde auf die einzelnen Grundzüge und Institutionen sowie die Zusammenhänge hingelenkt, auf denen die unvergleichliche Entwicklung jenseits des Canals beruhte. Kein Wunder, daß er sich bemühte, den Zusammenhängen nachzugehen und das Verständniß dafür seinen eigenen Landsleuten nahe zu bringen. In seinem Innern entstanden die Anfänge jener zahlreichen wirthschaftlichen Reformideen, zu deren Förderer in der engeren Heimath und im weiteren Vaterlande er in der Folge wurde. Zunächst reifte aber der Entschluß, dem deutschen Volke die Bekanntschaft mit dem Hauptvertreter derjenigen Wissenschaft zu vermitteln, deren Lehren den Anstoß zu dem englischen Reformwerk gegeben haben. S. brachte im J. 1851 eine deutsche Ausgabe des Grundwerks der zeitgenössischen Volkswirthschaftslehre heraus, der „Grundsätze der politischen Oekonomie nebst einigen Anwendungen auf die Gesellschaftswissenschaft“ von John Stuart Mill, die nicht nur eine Uebersetzung, sondern zum Theil eine Bearbeitung darstellte; nur englische Leser interessirende Absätze wurden zusammengezogen, oder auch weggelassen. Außerdem aber ist der ersten Auflage ein Anhang hinzugefügt,

welcher auf 237 Seiten Ergänzungen in S. stets besonders naheliegenden Richtungen bietet: umfangreiche bibliographische Nachweise der politischen Oekonomie von 1846—52 und statistische Erläuterungen über Bevölkerungsverhältnisse, Production, Consumtion, Arbeitslöhne, Geld- und Bankwesen, Preise, Finanzen u. s. w. Das Werk ist in der Folge in mehreren stets sorgfältig neu durchgesehenen Auflagen erschienen.

Seit S. zu einer vollen Beherrschung seiner Specialaufgaben und seines Specialfachs gelangt war, hat er nicht nur in seiner Vaterstadt und für die Vertretung von deren wirthschaftlichen Interessen eine umfangreichste Thätigkeit entwickelt — als ihr Abgesandter hatte er u. a. 1848 am Vorparlament, seit den 50er Jahren auch an den Berathungen über die Elbeschifffahrtsregulirung theilgenommen, die nicht zum geringsten infolge seiner unermüdlichen Thätigkeit 1861 zu einem für ganz Deutschland heilsamen Abschluß gelangten — sondern weit über den Rahmen der localen Aufgaben hinaus entfaltete er bald eine bedeutsame Wirksamkeit, die ihm unter den Förderern der deutschen Einheitsbestrebungen einen ehrenvollen Platz sichert. Sein Name gehört zum Kreise der Männer des Volkswirthschaftlichen Congresses, des Nationalvereins und des Deutschen Handelstages, die um die Wende des sechsten Jahrzehnts den Boden aufbrachen und mit den Geräthen politischer und wirthschaftlicher Propaganda zur Schaffung neuer einheitlicher Institutionen durcharbeiteten, aus welchem die Saat der Norddeutschen Bundes- und der Deutschen Reichsverfassung aufgehen sollte. Im allgemeinen beschränkte er sich auf die wirthschaftliche Seite der Dinge, wenige Arbeiten und Schriften nur erstrecken sich auf andere Gebiete. Aber neben einem feinen Sinn für das wirthschaftlich Nützliche und Erforderliche zeigte er ein volles Verständniß für die Wege, wie man dies politisch erreichen könne, und somit gelangte die große Politik in seinen Arbeiten auf den Specialgebieten zu ihrem vollen Recht.

Was er als Secretär der Commerzdeputation geleistet, davon zeugen große Bändereihen von Protokollen, Acten und Concepten; und eine Denkschrift, die er bei Gelegenheit des zweihundertjährigen Jubiläums der Commerzdeputation am 19. Januar 1865 über deren Bestrebungen und Wirksamkeit während der 25 Jahre 1840—1865 veröffentlicht hat, liefert für einige der Hauptactionen die Stichworte. Interessant ist es, hier zu verfolgen, wie neben den Angelegenheiten der Verwaltung und Gesetzgebung hinsichtlich localer Verkehrs- und Wirthschaftsfragen größere politische Fragen die Kaufmannsvertretung in dem souveränen Kleinstaat beschäftigen mußten. An der Neuregelung der Verhältnisse infolge der Einführung der neuen Verkehrsmittel (Eisenbahnen) haben die Soetbeer'schen Arbeiten erheblich mitgewirkt. Die Probleme des neuauftauchenden Actienwesens und ihre Wirkung auf das heimische Gewerbe, ihre Folgen für die Ausgestaltung des Bankwesens hatte er zu verfolgen. Die Beseitigung zahlreicher fiskalischer Verkehrshindernisse, des Sundzolls, des Stader Zolls und der Zölle auf der oberen Elbe sowie des Scheldezolls hat er eifrig betrieben. Bei der Vorbereitung und später der Einführung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches, dessen Theil „Seerecht“ von einer in Hamburg tagenden Commission ausgearbeitet wurde, hat er die Anschauungen der Kaufmannschaft mit zur Geltung gebracht. Der Ausdehnung des heimischen Handelsverkehrs durch internationale Abmachungen in Europa, Nord- und Südamerika, Japan und China arbeitete er durch die Beschaffung von Unterlagen und Materialien vielfach vor. Ein überzeugter Apostel des Freihandelsgedankens, brachte er diesen in seinen Denkschriften, bei allen Verhandlungen innerhalb des Deutschen Bundes bezw. mit dem Zollverein, zum

Ausdruck; er war stolz darauf, die Mißbilligung der Schutzzöllner zu erregen. Unter voller Wahrung des hamburgischen Standpunktes aber suchte er doch der deutschen Wirthschafts- und Verkehrseinheit nach Möglichkeit die Wege zu ebnen, so vor allem in der Reform des deutschen Maaß- und Gewichts-, Geld- und Währungswesens.

Durch das neue Gesetz über die Organisation der Verwaltung vom 15. Juni 1863 trat 1864 an die Stelle der bisherigen Vertretung des Handels eine Neuorganisation. Eine besondere „Deputation für Handel und Schifffahrt“ übernahm die behördlichen Functionen, eine Handelskammer die selbstverwaltende Interessenvertretung des „Ehrbaren Kaufmanns“. Mit dem 1. Januar 1867 trat die Veränderung in Kraft. Mancherlei unerquickliche Schwierigkeiten und Erörterungen hatten sich gerade hinsichtlich der Ausgestaltung der zukünftigen Stellung des Handelskammerconsulenten und -secretärs ergeben. Doch fanden sie schließlich eine Lösung, durch welche der verdiente Mann noch fünf Jahre dem Amte des Geschäftsführers der Kaufmannschaft erhalten blieb.

Schon in den 40er und 50er Jahren waren bei seiner Thätigkeit mancherlei Denkschriften und andere Arbeiten, welche von allgemeinem, über Hamburg hinausragenden Interesse wurden, zu Tage gekommen, so 1847 eine große Zusammenstellung über die wichtigsten in der Welt geltenden Schifffahrtsgesetze, 1848 der Entwurf eines Zolltarifs für das vereinte Deutschland, 1856 die Sammlung officieller Actenstücke inbezug auf Handel und Schifffahrt in Kriegszeiten, bis 1871 noch mehrfach fortgesetzt und ergänzt, 1860 eine große Materialsammlung über die Elbzölle.

Von den 60er Jahren an aber traten jene Bestrebungen mehr und mehr in den Vordergrund, bei deren praktischer Verwirklichung in der engeren und weiteren Heimath S. eine wichtigere berathende Rolle zufiel. Für die deutsche Bank- und Währungsreform lieferten ihm die eigenthümlichen hamburgischen Verhältnisse die beste Vorschule. Die großen Nachtheile der unleidlichen Zustände im deutschen Währungswesen für die Gesammtheit waren dem weiterschauenden Handelskammerconsulenten schon in den 40er Jahren klar geworden, als die Kaufmannschaft in der Möglichkeit der vielfachen Umrechnungen aus einer Währung in die andere noch eine erwünschte Quelle des Profitmachens sah. Hamburg selbst mit seiner Rechenwährung in Bankomark, seiner Umlaufswährung von Curantmark und Schilling, umgeben von den dänischen, preußischen und hannöverschen Währungen, in engem Verkehr mit den wiederum eigene Währungen verzeichnenden Mecklenburgs, Lübeck und Bremen und andern Handelsstaaten, erblickte zwar in seiner weltberühmten Bank den nützlichsten Regulator des localen und einen bedeutenden Factor des internationalen Zahlungsverkehrs. S. aber wurde früh der unendliche Vortheil klar, welchen die großen Handelsstaaten durch ihr einheitliches Währungssystem, vor allem England durch die Goldwährung, besaßen. So wurde er schon zu einer Zeit, als dies bei der hamburgischen Kaufmannschaft noch als schlimmste Ketzerei galt, Gegner der Bankwährung und überzeugter Anhänger der Goldwährung, deren Einführung ihm hinterher bis zu einem gewissen Grade als persönlicher Triumph erscheinen konnte.

Ebenso erkannte er bei allem Stolz auf die Hamburger Flagge, daß für den Rhedereiaufschwung der engeren Heimath die Anlehnung an eine größere Wirthschaftseinheit höhere Vortheile bringen könne. Die langjährige Beschäftigung mit der heimischen Schiffahrt, noch 1861 die Weigerung Japans, die hamburgische Flagge in seinen Häfen zuzulassen, zeigte ihm die Unräthlichkeit der Fortdauer der Zersplitterung in internationalen Fragen nur zu klar.

So empfahl er schon am 22. September 1866 die Annahme einer gemeinschaftlichen, schwarz-weiß-rothen Flagge im Interesse der deutschen Rhederei. In demselben Jahre suchte er allerdings auch in Schriften die speciellen Handelsinteressen bei der neuen Heeresverfassung wahrzunehmen.

Bei der Ueberführung des heimischen Gemeinwesens in den Norddeutschen Bund und das neue Reich hat er als ein weitausschauender Praktiker und kluger Politiker mitgewirkt. Eine große Zahl der in dem von ihm 1857 begründeten, seit 1866 alljährlich regelmäßig erscheinenden „Hamburger Handelsarchiv“ veröffentlichten, auf Schiffahrt und Handel bezüglichen Verträge, Verordnungen und Bekanntmachungen ist unter seiner Mitwirkung, durch seine Initiative entstanden, von ihm bearbeitet und formulirt.

Daß er für seine umfangreichsten Leistungen nicht in vollem Maße allgemeines Verständniß und Dank fand, ist angesichts des damals in Handelsdingen äußerst conservativen und partikularistischen Zuges der Hamburger Bürgerschaft, Soetbeer's reformatorischen Charakters und seiner weitausschauenden allgemeinen Gesichtspunkte nicht zu verwundern. So manchen geheiligten Institutionen, wie der Hamburger Bank und ihrer Währung, hamburgischen partikularistischen Specialinteressen und überlieferten Handelsusancen, die dem einzelnen Kaufmann specielle Vortheile brachten, wenn sie auch die Gesammtheit schädigten — „berechtigte Eigenthümlichkeiten“ nannte es der Ortsgebrauch —, trat er kritisch, skeptisch, ja vom Standpunkt der Gesammtheit ablehnend gegenüber. Das verletzte nicht selten locale Eigenart und Interessen. Vielfach hatte er bei der Kaufmannschaft und beim Senat allerdings lebhafteste Anerkennung und alle für den Hamburger Bürger in Gaben, Kundgebungen und Erlassen üblichen Ehrungen gefunden. Schon bei seinem 25jährigen Jubiläum aber hatte ihm der Göttinger Freund Wappäus geschrieben: „Die öffentliche Anerkennung, welche Deine Verdienste gefunden haben, hat mich um so inniger gefreut, als ich weiß, daß Du von gewissen Seiten in Hamburg so viel Undank erfahren, und hoffe ich, daß diese Anerkennung Dir nicht nur eine Entschädigung für den Undank gewesen, sondern auch für die wichtige Sache, die Du mit Deiner Persönlichkeit vertrittst, sehr förderlich sein wird.“

Seine Stellung war aber nicht seinen vergrößerten Leistungen entsprechend gewachsen. Was dem Dreißiger ein reicher, dem Vierziger ein ausreichender Wirkungskreis erschienen sein mochte, konnte dem Fünfziger auf die Dauer keine Befriedigung gewähren. Das Aufsteigen z. B., welches seine Vorgänger Mönckeberg und Kirchenpauer gefunden, blieb ihm versagt. Niemand vielleicht hatte mehr Anspruch auf den Eintritt in den Senat oder die Wahl zum Reichstagsabgeordneten als der unermüdliche Handelskammersecretär. Doch kam es hierzu nicht. Entscheidend sprach wohl in diesem Stadium neben seiner ablehnenden Stellung zur Frage der Erhaltung der Girobank und ihrer Währung mit, daß er — weiterschauend als seine engeren Landsleute — bereits damals die Nothwendigkeit für die Hansestädte erkannt hatte, ihre Stellung als wirthschaftlich völlig unabhängige Freihäfen aufzugeben. Er galt für einen Vertreter des ungeheuer unpopulären, ja für die öffentliche Stellung geradezu verhängnißvollen Standpunktes der Zollanschlußfreundschaft.

So entschloß sich der 58jährige zur Aufgabe der Thätigkeit in der Vaterstadt und zur Uebersiedlung an den Sitz seiner alten Alma mater, der hamburgischen Landesuniversität Göttingen. Er war durch das erhebliche Vermögen seiner Frau finanziell unabhängig und wohlversorgt und konnte hoffen, vom Zwange und den Mühen der Tagesarbeit befreit, in zweifacher Richtung einen gedeihlichen Wirkungkreis zu finden. Mit Freuden hatte ihm die

preußische Unterrichtsverwaltung an der von ihr neuübernommenen Universität Göttingen eine ordentliche Honorarprofessur übertragen. Der Titel Geheimer Regierungsrath kam hinzu. Andererseits bot die Mitarbeit in Wort und Schrift an der praktischen Verwirklichung der großen Wirthschaftsgesetzgebung, der deutschen Geld-, Münz- und Bankreform auf Jahre hinaus ein fruchtbares Bethätigungsfeld.

Als akademischer Lehrer hat S. es zu großen Erfolgen nicht gebracht, von seiner Lehrberechtigung nur bis zum Jahre 1884 und auch in dieser Zeit nur in sehr mäßigem Umfange Gebrauch gemacht. In 20 Semestern hat er Vorlesungen und Uebungen angekündigt, die in 10 zu Stande gekommen sind. Darunter befanden sich Vorlesungen einmal über die volkswirthschaftlichen Reformen in Großbritannien, drei Mal über die Lehre vom Geld und Credit, einmal über die Einleitung in die politische Oekonomie mit im ganzen 77 Belegern. Für die ersten beiden liegen Grundrisse vor. Im übrigen beschränkte er sich auf die Ankündigung von Uebungen, an denen im ganzen 38 Studirende betheiligt waren. Mancher andere Studirende und wissenschaftliche Arbeiter hat bei ihm außerdem freundliche Aufnahme und Berathung auf seinen Specialgebieten empfangen.

Von großer Bedeutung dagegen war in den 70er Jahren Soetbeer's Mitwirkung bei der deutschen Münz-, Währungs- und Bankreform. Jeden Schritt der Maßnahmen hat er, wie Bamberger bei seinem Tode in der „Nation“ schrieb, bei den Behörden und in den parlamentarischen Commissionen mit werthvollen Rathschlägen in Wort und Schrift begleitet. Zu Ende der 80er Jahre wirkte er nochmals in dieser Weise bei der Zurückziehung der österreichischen Thaler mit.

Im übrigen beschränkte sich die Thätigkeit des Gelehrten vor allem darauf, daß er sich zur ersten Autorität der Edelmetallproductionsverhältnisse ausbildete. Neben gründlichen Arbeiten über Einkommen-, Waaren- und Preisstatistik sind es vor allem Leistungen auf diesem Gebiet, die seit 1875 seinem Wirken den Stempel aufprägten. So lange er lebte, waren seine Nachweise über Edelmetalle, Münz- und Bankwesen im Gothaischen Almanach die Hauptquelle für dieses Gebiet. Seine „Materialien zur Erläuterung und Beurtheilung der wirthschaftlichen Edelmetallverhältnisse und der Währungsfrage“ (1885) wurden durch die Regierungen Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten amtlich übersetzt und nachgedruckt. In dem „Literaturnachweis über Geld- und Münzwesen“ (1892) hinterließ er der Wissenschaft ein Standardwerk.

Aber noch in weiteren Leistungen erwies er seine Qualifikation zum Universitätslehrer im höchsten Sinne. War er einer der Begründer der Goldwährung, ja vielleicht deren ältester praktischer Befürworter in Deutschland und bis ans Ende der 80er Jahre ihr eifriger Verfechter, so machte er sich doch nicht zu ihrem einseitig beschränkten Parteigänger, als er Anzeichen einer Wendung in der Entwicklung vor Augen zu sehen glaubte. Die Lage des Silbermarktes hatte sich allmählich umgestaltet und damals erschienen auch die Aussichten für die Zukunft des Goldes bedrohlich. Alsbald beschäftigte er sich mit großem Ernst und Eifer mit der Frage, auf welche Weise hier Abhülfe zu schaffen sei. Zunächst hoffte er, England würde etwas thun, in Indien den Rupienpreis zu stabilisiren; dann, die Amerikaner würden das Vorgehen in der Bland- und Sherman-Bill weiter ausdehnen und zur Silberprägung übergehen. „Eine wesentliche Vermehrung des monetären Goldvorraths steht nicht zu erwarten“, schrieb er am 15. August 1891 an Ludwig Bamberger, „weil die Goldverwendung zu Schmucksachen (Uhren, Ketten, Ringen,

Broschen u. s. w.) und sonst zu industriellen Zwecken mit dem Anwachsen der Bevölkerung und des Wohlstandes in den meisten Culturländern stark zunimmt und die Goldproduction zu absorbiren die Tendenz hat. Allein es gewährt die Ausbildung und Ausdehnung des Bankwesens und der Papiercirculation andererseits einen entsprechenden Ersatz für den Bedarf der Culturländer an effectivem Gold auf Basis der Goldwährung — für gewöhnliche Zeiten. Für kurze Perioden allgemeinen Mißtrauens und außerordentlicher Erschütterungen des Credits und des Handels ist es m. E. nicht von entscheidender Bedeutung, ob die jährliche Goldgewinnung um einige Tausend Kilogramm abnimmt oder steigt, denn in solchen Ernstfällen wird Sistirung der Baarzahlungen, und zwar thunlichst gleich beim Beginn der Stockung, das alleinige Auskunftsmittel sein, wie dies z. B. 1870 in Frankreich mit Erfolg geschah. Abgesehen von solchen ganz ausnahmsweisen Eventualitäten, die ein Capitel für sich bilden, genügt m. E. der Goldbestand der großen Banken, um wegen der befürchteten Goldknappheit sich keinen Befürchtungen hinzugeben, da für absehbare Zeit die Vereinigten Staaten für ihren Geldumlauf, der riesig wächst, Silber in Aussicht nehmen." Damit äußert er das Gefühl, es müsse für das weiße Metall etwas geschehen, wenn er auch besorgen muß, daß Bamberger ihn zunächst als Ketzer oder Abtrünnigen von der richtigen Lehre vom Gelde und von der Goldwährung ansieht. „Es hat hiermit nichts auf sich; was die Hauptsache, ich bleibe nach wie vor unbedingter Anhänger und Vorkämpfer der Goldwährung für Deutschland, die ich gerade dadurch noch mehr gesichert halte, wenn die Vereinigten Staaten zur thatsächlichen Silberwährung übergegangen sind." Von einer Freiprägung in den Vereinigten Staaten erhofft er Wiedersteigen des Silberpreises und Stabilisirung auf 1:16. Eine seiner letzten Arbeiten war ein Memorandum an die Internationale Münzconferenz von 1892 über die Möglichkeit, etwas für das Silber zu thun.

Auch auf einem andern Gebiet erwuchsen ihm noch zum Schluß besondere Erfahrungen. 1887 war er genöthigt, als Hypothekengläubiger einen großen Hof in der Nähe von Göttingen zu übernehmen, den er mit Hülfe des Verwalters bis zum Schluß bewirthschaftete. Hier lernte er praktisch mancherlei agrarpolitische Probleme anders beurtheilen, als der Berather der Hamburger Kaufmannschaft sie angesehen hatte. „Ich hatte wahrlich früher nie daran gedacht", schrieb er 1888, „daß ich mich in meinem 74. Jahr noch um die täglichen Weizen-, Roggen- und Haferpreise kümmern würde. Sie können aber darum ruhig sein, daß ich deshalb den Grundsätzen des Free Trade nicht untreu werde." 1891 erklärte er, es sei auf alle Fälle ein eigen Ding mit der Landwirthschaft gegenüber den ständig sinkenden Getreidepreisen. Es ist kaum zu zweifeln, daß, wäre er als ein Jüngerer durch die Praxis oder für wissenschaftliche Zwecke zu einer grundsätzlichen Stellungnahme genöthigt worden, er gleich vielen Andern dem Umschwung der Zeiten auch politisch und theoretisch Rechnung getragen hätte.

Auf dem Gebiet der Socialpolitik dagegen haben sich seine Anschauungen und Empfindungen nicht wesentlich von alten Idealen abgewendet. Die Uebersetzung Mill's war bestimmt gewesen „dazu beizutragen, daß der Oeffentlichkeit die geistigen Waffen geliefert würden, die Bestrebungen des Socialismus und Communismus erfolgreich zu bekämpfen. In der Darlegung der natürlichen Gesetze der politischen Oekonomie" erwartete er „die Verkehrtheiten der Projecte nachzuweisen, das Wahre und Berechtigte darin, und sei es auch noch so unbedeutend und versteckt, zur Erkenntniß zu bringen." Er war und blieb ein Anhänger des Gehenlassens, das die natürlichen Gesetze zur Wirksamkeit bringen würde. Doch bethätigte er stets einen Geist des patriarchalischen Wohl-

wollens für die arbeitenden Classen und hat in zahlreichen Aufsätzen des Böhmert'schen „Arbeiterfreund" und der Conrad'schen Jahrbücher neben den Einkommenverhältnissen auch die wirthschaftliche Lage der Arbeiter behandelt. Als man in den 80er Jahren zur Socialreform überging, hatte er ernste Bedenken. „Bei dem zu erwartenden Gesetzentwurf wegen Alters- und Invalidenversicherung", schreibt er am 11. Februar 1887, „wird mir sehr bedenklich zu Muth. Wohin soll das führen?" Am 16. März 1888 schreibt er: „Gebe Gott, daß unser jetziger Kaiser noch einige Monate kräftig genug bleibt, um auf seinen Sohn inzwischen einen dauernden Einfluß zu gewinnen, um denselben in Rücksicht der großen wirthschaftlichen und socialen Fragen auf die richtigen Bahnen zu leiten."

Mehr und mehr aber zog er sich von allen Problemen zurück, die außer seinem speciellen Interessenkreise lagen. „Abgesehen von der Silberfrage, unserem Münz- und Bankwesen u. m. dgl., für welche Dinge ich bis ans Ende meiner Tage praktisches Interesse und litterarische Thätigkeit zu bewahren gedenke, habe ich mich entschlossen, im übrigen auf publicistische Thätigkeit und selbst Fortsetzung aufmerksamen Studiums zu verzichten." Zufrieden blickte er am Ende seiner Tage auf sein Leben zurück. „Ich gehöre zu den Wenigen, die mit ihrem Lebensweg durchaus zufrieden sind und es nicht anders haben möchten, als es gekommen ist." Gern weilte sein Geist im Kreise der Seinen in der alten Vaterstadt, an deren Gedeihen er lebhaften Antheil nahm. „Du glaubst gar nicht, wie die durch die leidige Cholera für meine alte liebe Vaterstadt herbeigeführte Lage mich beunruhigt und mit Besorgniß für die Zukunft erfüllt", schreibt er am 16. September 1892. „Es sind jetzt 52 Jahre her, als ich in meiner Hamburger Handelsstatistik den Aufschwung des dortigen Handels- und Schiffahrtsverkehrs besprach und seither ist die Entwicklung stets großartiger geworden. Sollte jetzt eine Reaction drohen? Die Hamburger werden aber den Muth nicht verlieren und dann ist für die Zukunft auch gute Aussicht!" — Als er 1840 in den Dienst der Hamburger Handelsinteressen trat, waren im Hamburger Hafen 2937 Schiffe mit 337 000 Registertonnen angekommen. Bei seinem Ausscheiden 1872 hatten sich diese Zahlen auf 5913 Schiffe mit 2 081 000 Registertonnen gehoben. 1891 verzeichnete 8673 Schiffe mit 5 762 000 Registertonnen, 1892 gingen die Zahlen auf 8569 mit 5 637 000 Registertonnen zurück. Es war ihm nicht mehr vergönnt, seine Hoffnungen schon im nächsten Jahre, wo die Störung bereits wieder überwunden war, verwirklicht und das gewaltige Schauspiel vor Augen zu sehen, daß seither diese Zahlen sich auf 10 000 Schiffe mit 11 Millionen Tonnen gehoben haben.

Eine erhebliche Rolle spielten in der verhältnißmäßigen Muße des Lebensabends philologische Interessen, und gegen sein Ende hin las er, absichtlich an den Anfang anknüpfend, den Virgil. Der Tod selbst kam ihm unerwartet, während sein Geist mit den Problemen der schwebenden Währungsconferenz rege beschäftigt war, und er eine Berliner Reise im Zusammenhang damit ins Auge faßte. Am 23. October 1892 starb er in voller Rüstigkeit und Geistesfrische. „Der Tag ist für ihn ohne Feierabend zu Ende geführt. In einer einzigen Stunde that der Tod sein Werk."

Neben den erwähnten Arbeiten hat Adolf S. mannichfache größere und kleinere Werke und Aufsätze, im ganzen 124, veröffentlicht, die sich im wesentlichen an die bereits genannten Gebiete anschließen, daneben auch allerlei Specialfragen behandeln. Ferner hat er zahlreiche ausgezeichnete Beiträge als Mitarbeiter der „Hamburgischen Börsenhalle", des „Hamburgischen Correspondenten" und als langjähriger Hamburger Berichterstatter der „Kölnischen

Zeitung" geliefert. Von theoretischem Werth waren auch seine Betrachtungen über das Staatsschuldenwesen (1865), über die Milliardenzahlung (1874), über die deutsche Handelsbilanz (1875), während seine Edelmetall- und Golduntersuchungen theilweise historisch weit zurückgreifen. Er begann eine Untersuchung über die Geschichte des deutschen Geld- und Münzwesens, die er bis auf die Karolinger fortgesetzt hat (1862); eine andere (1880) beschäftigte sich mit dem Goldland Ophir.

Eine historisch-statistische Untersuchungsmethode, die sich hinsichtlich der Theorien gern mit dem begnügte, was die Lehre der englischen Schule als ewig geltende Wahrheiten ein für alle Mal aufgestellt hatte, eine äußerst gewissenhafte Arbeitsweise, wurde bei Soetbeer durch einen klaren durchsichtigen Stil ergänzt, der sich aufs beste für die Ausarbeitung von Denkschriften, Memoranden, Gutachten u. dgl. eignete, dem aber, wie er selbst betonte, die litterarische Grazie durchaus fehlte. Ein Kenner der Praxis und ihrer Bedürfnisse, hatte er ein Menschenalter am Webstuhl einer gewaltigen Zeit mitgewirkt und konnte dann noch vier weitere Lustren seinem Lande, den internationalen Verkehrsbeziehungen und der Wissenschaft werthvolle Dienste leisten. Zahlreiche von ihm aufgebaute Institutionen und Methoden legen aber noch in praktischer Fortentwicklung durch Nachfolger auf verschiedenen Gebieten für den Werth der geschaffenen Grundlagen Zeugniß ab.

Ernst von Halle.

Spaeth: Joseph S., geboren zu Bozen am 13. März 1823, studirte von 1844 an in Wien, wurde 1849 Dr. med., später Dr. chir. und Magister der Geburtshülfe. Seit 1849 war er Assistent auf Chiari's Abtheilung für Frauenkrankheiten, trat aber 1850 an die Gebärklinik für Hebammen über und blieb vier Jahre in dieser Stellung. 1853 wurde er Supplent der Lehrkanzel für Geburtshülfe in Salzburg und habilitirte sich gleichzeitig für Geburtshülfe an der Wiener Universität. 1855 übernahm er die Supplirung der Geburtshülfe und Gynäkologie an der Josephsakademie und wurde 1856 zum ordentlichen Professor derselben ernannt. 1861 trat er als Professor der Geburtshülfe für Hebammen an die Universität über und übernahm 1873 die neu errichtete zweite geburtshülflich-gynäkologische Klinik für Mediciner, die er im J. 1886 niederlegte. Er starb am 29. März 1896, nachdem er schon seit 1886 infolge eines vorherigen mehrjährigen Augenleidens gänzlich erblindet war.

Er schrieb zusammen mit Chiari und Karl Braun: „Klinik der Geburtshülfe und Gynäkologie", Erlangen 1855; „Compendium der Geburtshülfe für Studirende", 1857; „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen", 1869, 3. Aufl. 1880; „Statistische und historische Rückblicke auf die Vorkommnisse des Wiener Gebärhauses während der letzten 30 Jahre", Wien 1864; „Ueber mehrere Anomalien der die Frucht umgebenden Eitheile", mit Wedl, 1851; „Ueber das Zerreißen der Nabelschnur in gerichtlich medicinischer Beziehung", 1852; „Geschichte und Beschreibung eines Beckens mit Verschiebung des letzten Lendenwirbels nach vorn", 1854; „Studien über Zwillinge", 1860; „Sanitätsverhältnisse der Wöchnerinnen 1863 an der Geburtsklinik für Hebammen"; „Erfahrungen über Sectio Caesarea"; ständige Referate über Geburtshülfe in Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. Als Rector im Jahre 1872 schrieb er: „Das Studium der Medicin und die Frauen".

Index Catalogue of the library of the surgeon-generals office Unit. Stat. Army. Vol. XIII, p. 349. Washington 1892. — Gurlt-Hirsch, Biograph. Lexikon V. Bd., S. 474. 1887. — Pagel, Biograph. Lexikon. Berlin-Wien 1901, S. 1625.

F. v. Winckel.

Speidel: Wilhelm S., Musiklehrer und Componist, am 3. September 1826 zu Ulm als Sohn des dortigen Musiklehrers und Sängers Konrad S. geboren, verdankte seine Schulbildung dem Ulmer Gymnasium und wurde frühzeitig von seinem Vater in die Tonkunst eingeweiht, so daß er schon mit 8 Jahren sich in einem öffentlichen Concert als Pianist hören lassen konnte. Seit 1843 setzte er seine musikalischen Studien in München fort, wo ihn Ignaz Lachner in der Compositionslehre unterrichtete. Rasch erwarb er sich den Ruf eines tüchtigen Clavierspielers, der namentlich durch seine geistvolle Auffassung Beethoven'scher Sonaten sich auszeichnete. Nachdem er 1846/7 zu Thann im Elsaß Hauslehrer bei der Familie Kestner gewesen war und die Urenkelinnen von Goethe's Lotte in der Musik unterrichtet hatte, ließ er sich als Clavierlehrer in München nieder. Von hier aus unternahm er seine Concertreisen und trat in den meisten größeren deutschen Städten als Claviervirtuose auf. 1855 wurde S. als Musikdirector an die Spitze der Ulmer Liedertafel berufen, siedelte jedoch schon 1857 nach Stuttgart über, wo er einen bleibenden Wirkungskreis fand. Er rief im Vereine mit einigen Fachgenossen die Stuttgarter Musikschule ins Leben, die sich später in das kgl. Conservatorium umwandelte, und leitete dort den Clavierunterricht. Zerwürfnisse mit seinem Collegen Siegmund Lebert führten 1874 zu seinem Rücktritt und zur Gründung eines eigenen Musikinstituts. 1885 nach Lebert's Tod kehrte S. auf seinen alten Posten am Conservatorium zurück, zu dessen wachsendem Ansehen er nicht wenig beitrug. Eine Anzahl Künstler und Künstlerinnen von Ruf sind aus Speidel's Schule hervorgegangen. Auch sonst hatte ihm das Stuttgarter Musikleben viel zu danken. Von 1857 bis 1885 dirigirte er den dortigen Liederkranz und brachte dem Chor seine allgemein anerkannte und viel bewunderte Ausdrucksfähigkeit und Freiheit im Vortrag bei. Auch um den Schwäbischen Sängerbund erwarb er sich Verdienste; wiederholt lag auf schwäbischen Liederfesten die musikalische Leitung in seinen Händen. In seinem Hause bereitete er der Pflege edler Musik und anregender Geselligkeit, wie er sie einst in München kennen und schätzen gelernt hatte, eine Stätte. Er starb am 13. October 1899 zu Stuttgart nach schwerem Leiden.

Als Componist hat S. eine vielfältige und umfangreiche Thätigkeit entfaltet. Sein Bestes gab er in der Lyrik, in der naiven wie in der sentimentalen, in der volksthümlichen wie in der kunstmäßigen. Trefflich traf er den einfachen Volkston. Seine Chor- und Sololieder wurden und werden darum auch viel gesungen. Seine Männerchöre, darunter populäre Vaterlandsgesänge, pflegte er zuerst im Stuttgarter Liederkranze zu erproben, und von da zogen sie in die weite Welt, sogar über den Ocean hinüber. Ein paar größere Stücke sind hervorzuheben, so der Geisterchor aus Faust mit Orchester, „Wikinger Ausfahrt“ (Tenorsolo mit Männerchor und Orchester), „Volker's Schwanenlied“. Als Instrumentalcomponist lieferte er Orchesterstücke, Ouvertüren, Streichquartette, Clavier-, Violin- und Cello-Sonaten, überall ernsthaftes Streben nach Classicität bekundend. Endlich hat S. durch Bearbeitungen classischer und nachclassischer Meister seinen Namen bekannt gemacht.

Biographisches Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog IV, 49—51 (mit Litteraturangabe). R. Krauß.

Speyer: Otto S., Naturforscher, Schriftsteller, wurde geboren in Arolsen am 21. Mai 1821. Sein Bruder war der spätere Arzt und hervorragende Lepidopterologe Adolf S., der seine Neigung zu den Naturwissenschaften wesentlich förderte. Otto besuchte das Gymnasium zu Corbach und bezog 1838 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Er setzte jedoch seine botanischen und entomologischen Studien eifrig fort und hörte unter anderen auch die

Vorlesungen des Professors Koch. Nachdem er 1841 seine erste theologische Prüfung bestanden hatte, nahm er eine Lehrerstelle an einer Privatschule seiner Vaterstadt an. 1848 wurde er Erzieher des jungen Grafen Pandorini in Florenz. Er benutzte die Gelegenheit, Italien gründlich kennen zu lernen und unternahm verschiedene Reisen durch ganz Italien bis nach Sicilien. Da er die theologische Laufbahn aufgegeben hatte, nahm er 1853 eine Lehrerstelle für Naturwissenschaften und neuere Sprachen an der höheren Bürgerschule seiner Vaterstadt an. 1870 folgte er einem Rufe an die höhere Gewerbeschule in Kassel. Nach Schließung dieser Anstalt 1888 wurde er zur Disposition gestellt und lebte ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten. Namentlich beschäftigte er sich mit Naturwissenschaften, und besonders mit der Lepidopterologie. Im Herbst 1893 erkrankte er an einem Magenübel, dem er, nachdem er vergebens an der Riviera Heilung gesucht hatte, am 2. August 1894 erlag. Schriftstellerisch war S. außerordentlich thätig. Er veröffentlichte zahlreiche kleine Aufsätze in der „Gegenwart", „Westermann's Monatsheften", im „Globus", „Deutsches Museum" und anderen Zeitschriften. Ferner war er ein eifriger Mitarbeiter an Brockhaus' Conversationslexikon.

Von selbständigen Werken schrieb er: „Bilder italienischen Landes und Lebens", 2 Bde., Berlin 1859 und „Italienische Vegetationsbilder", Kassel 1889.

Nekrolog in Abhandlungen und Berichte des Vereins für Naturkunde zu Kassel XXXX. W. Heß.

Spiegel: Heinrich Bernhard S., protestantischer Theologe und Kirchenhistoriker, geboren am 10. September 1826 zu Hohenheyda bei Leipzig, Sohn des dortigen Pastors, besuchte das Gymnasium und die Universität in Leipzig, war als Katechet und Nachmittagsprediger an der dortigen Peterskirche thätig und wurde 1855 zum Pastor an der Marienkirche zu Osnabrück gewählt, wo er, bis in die erste Stelle aufgerückt, bis zu seinem Tode verblieb. Ein Anhänger der Tübinger Schule, schrieb er die „Geschichte der christlichen Kirche. Ein Lehrbuch für höhere Lehranstalten wie auch zum Gebrauch für Gebildete". Leipzig 1863 (2. umgearbeitete und vermehrte Auflage Zürich 1877). Nach einer Einleitung wird die Geschichte eingetheilt in I. die Zeit vor der Reformation: 1. die dogmatische Periode, 2. die hierarchische Periode und II. die Zeit der Reformation: 1. die Periode der ringenden und 2. die Periode der siegenden Reformation. 1864 folgte: „Hermann Bonnus, Erster Superintendent von Lübeck und Reformator von Osnabrück". Osnabrück (2. umgearbeitete und vervollständigte Auflage nebst 14 Anlagen und einem Bildniß von Bonnus. Göttingen 1892). 1865 wurde S. von der theologischen Facultät in Jena zum Doctor der Theologie creirt. 1869 erschien „D. Albert Rizaeus Hardenberg. Ein Theologenleben aus der Reformationszeit". Bremen. Außerdem veröffentlichte S. neben einer Anzahl von Kanzel- und Gelegenheitsreden eine ganze Reihe von Vorträgen, die er meist im Protestantenverein zu Bremen, Hannover und Osnabrück gehalten hat. Eine Serie derselben (Hermann Bonnus. Johannes Pollius. Wilhelm Voß. Magister Karl Krochmann, Böckler, Laag) bringt „Bilder aus der Osnabrücker Kirchengeschichte bis zur Zeit des Rationalismus". Eine andere beschäftigt sich vornehmlich mit dem Jesuitismus (Der Jesuitismus und dessen Propaganda, 1878. Der Jesuitismus und dessen Moral, 1879. Wie weit haben es die Jesuiten gebracht und was haben wir noch von ihnen zu erwarten? 1884. Unsere deutschen Classiker — Lessing, Schiller, Goethe — in protestantischer und jesuitischer Beleuchtung, 1889) oder mit innerkirchlichen Streitigkeiten (Der Kampf für Bekenntnißfreiheit in der Provinz Hannover, 1873 und Bekenntnißzwang und Bekenntnißfreiheit, 1871). Außer den beiden letztgenannten, die in Berlin

bei F. Henschel erschienen, sind alle diese Vorträge und Broschüren in Osnabrück bei J. G. Kisling verlegt.

1876 wurde S. vom Magistrat zum Stadtsuperintendenten von Osnabrück ernannt. Er hat auch die Geschäfte dieses Amtes bis an sein Lebensende verwaltet, ist aber vom Landesconsistorium zu Hannover, das die Ernennung für sich beanspruchte, niemals als Superintendent bestätigt worden. Der freigesinnte, streitbare Mann starb am 17. Juli 1895 zu Mittenwald in Oberbaiern und liegt auf dem dortigen katholischen Friedhof — fast als einziger Protestant — begraben, man möchte sagen wie Hutten im Abtgebiete auf der Insel Ufenau. Seine Bibliothek vermachte er dem Rathsgymnasium zu Osnabrück.

Spiegel's Grabstein trägt die bezeichnende Inschrift: Und wie er in Zeit seines Lebens sein männlich, ehrlich und trutzig Gemüth gehabt, das hat er auch bis in die Stund seines Todes behalten.

B. Weidner.

Spiegelberg: Julius S., Fabrikant, † 1897, wurde als Sohn eines israelitischen Kaufmanns Samuel S. († 17. Juni 1871) am 18. Februar 1833 zu Peine geboren; seine Mutter Betty, geb. Holländer, stammt aus Hildesheim und ist am 25. September 1859, wie der Vater, in Braunschweig verstorben. Der Sohn machte schon als Jüngling für den Vater weite Geschäftsreisen, insbesondere auch nach Schottland, wo er mit lebhaftem Interesse besonders die industriellen Unternehmungen besichtigte und so schon früh mit der Werg- und Jutespinnerei bekannt wurde. Dies weckte in ihm den Plan, auch in der Heimath eine ähnliche Anlage ins Leben zu rufen; 1857 errichtete er zu Vechelde im Herzogthum Braunschweig eine Flachsbereitungsanstalt, mit der er zwei Jahre darauf eine Werggarnspinnerei verband. Wieder nach zwei Jahren (1861) wandelte er das Unternehmen in eine Jutespinnerei um, die erste in Deutschland, die somit hier die Juteindustrie eigentlich erst eingeführt hat. Weil er dem Werke eine größere Ausdehnung zu geben wünschte, als er mit eigenen Mitteln auszuführen vermochte, so begründete er 1866 zu seiner Fortführung eine Actiengesellschaft, anfangs eine englische, seit dem 1. Juli 1868 aber eine deutsche, die Braunschweigische Actiengesellschaft für Jute- und Flachsindustrie. Neben der Fabrik in Vechelde entstand dann 1874 in der Stadt Braunschweig ebenfalls eine große Jutespinnerei und -weberei, die bald solchen Aufschwung nahm, daß sie im März 1883 schon wieder in neue, stark erweiterte Räume übersiedeln mußte. Die oberste Leitung dieser Fabrikanlagen hat bis zum Jahre 1890 in erfolgreichster Weise S. geführt, und als allmählich auch an anderen Orten die Industrie sich entwickelte und ein Verein deutscher Jute-Industrieller sich bildete, da ist er die Seele dieser Vereinigung geworden. Unter seiner Mitwirkung wurden für die Juteerzeugnisse die Zolltarif-Bestimmungen erreicht, die die Grundlage für die großartige Entwicklung der heimischen Juteindustrie geworden sind. Um an Ort und Stelle Anbau, Behandlung und Ausfuhr der Jute zu studiren, unternahm er 1887 eine Reise nach Indien; zugleich erwog er die Mittel, wie die Herstellung eines Jutemarktes in Deutschland zu ermöglichen sei. 1888 legte er über diese Fragen dem Reichskanzler ein ausführliches Gutachten vor. Es kam hauptsächlich darauf an, die direkte Einfuhr von Rohjute in Deutschland durchzusetzen und damit diesem ganzen Industriezweige nationale Selbständigkeit zu erringen. Für die Erreichung dieses Zieles konnte S. besser in einer großen Seestadt als im Binnenlande thätig sein. Das ist wohl der Anlaß gewesen, daß er am 1. Juli 1890 seine Stellung in Braunschweig aufgab und nach Hamburg übersiedelte. Zugleich legte er auch den Vorsitz in dem Vereine deutscher Jute-

industrieller nieder, die dann seine großen Verdienste um die von ihm vertretene Sache durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft anerkannten. Schon weit früher war von Seiten der Braunschweiger Regierung, die S. 1882 zum Commerzienrath ernannt hatte, die Anerkennung für sein verdienstliches Wirken zum Ausdruck gebracht worden, nicht zum mindesten auch für den hingebenden, opferbereiten Eifer, mit dem er den socialpolitischen Forderungen und Wünschen der neuen Zeit zu entsprechen und Wohlthätigkeitseinrichtungen verschiedener Art nach Kräften zu unterstützen immer bestrebt war. Von Hamburg verzog S. später nach London, wo er unter der Firma „Spiegelberg u. Co." ein großes Jutegeschäft begründete. Doch hatte er hier nicht den gewünschten Erfolg; er erlitt sehr bedeutende Verluste. Er starb unvermuthet am 24. Januar 1897 auf einer Reise in Köln an einem Schlaganfalle und wurde auf dem Centralfriedhofe zu Braunschweig bestattet. Im J. 1866, in dem wahrscheinlich auch sein Uebertritt zum Christenthume erfolgt ist, vermählte er sich mit einer Engländerin Rosa Wainwright, die ihn mit mehreren Kindern überlebte.

Vgl. Biographisches Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog II (1898), S. 369 f.

P. Zimmermann.

Spiegelberg-Denner: Unter dem Namen Spiegelberg tauchen in der Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts mehrere Schauspieler auf, deren Schicksale zum größeren Theil noch im Dunkel liegen. Die Spiegelberg'sche Familie wird zuerst im J. 1704 erwähnt und von ihr berichtet, daß sie der von der Wittwe Velthen's, der Velthin, zusammengebrachten Truppe angehörte und mit ihr in dem genannten Jahre nach Berlin kam, wo „keine skandaleusen, sondern lauter honette Komödien präsentirt werden sollten." (A. E. Brachvogel, Geschichte des kgl. Theaters zu Berlin. Berlin 1877, Bd. I, S. 56.) Jedenfalls ist mit dieser Familie S. die des Christian S. gemeint, welche der Velthin Jahre lang treu blieb, mit der sie z. B. im J. 1711 nach Frankfurt a. M. kam, wo Christian S. eine Petition an den Rath um Ermäßigung der wöchentlichen Abgabe mit unterzeichnete. (E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. im Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst. Frankfurt a. M. N. F. Bd. IX, S. 141, 142.) Noch in demselben Jahre begegnet uns dieser Christian S. als Principal der Hochfürstlich Württembergischen Truppe in Braunschweig, wo er während der Messe spielte. (Ad. Glaser, Geschichte des Theaters zu Braunschweig. Braunschweig 1861, S. 44.) Dann verschwindet er für mehrere Jahre vollständig vor unseren Augen und taucht erst im J. 1717 an der Spitze der Hannoverschen Truppe wieder auf, mit der er bis 1718 in Blankenburg Vorstellungen gab. Als er dann, von Rostock kommend, am 20. April in Stralsund eintraf, nannte er sich in der an den dortigen Magistrat gerichteten Eingabe privilegirter Hoff-Comoediant Sr. Majestät des Königs von Großbritannien und Kurfürsten von Hannover. (Ferd. Struck, Die ältesten Zeiten des Theaters zu Stralsund [1697—1834]. Stralsund 1895, S. 14.) Die nächste Erwähnung führt nun nach Prag, wo im J. 1725 Christian S. unter der Direction Leinhaas genannt wird. In der Zwischenzeit trieb er sich vermuthlich mit seiner und der Dennerschen Truppe in Dänemark und Norwegen herum. Er kam bis Bergen, wo er im J. 1732 starb und nach Ausweis der noch erhaltenen Ministerialbücher der Domkirche zu Bergen am 26. September begraben wurde. Er war mit Elisabeth Denner vermählt gewesen und wird deshalb gelegentlich auch als S.-Denner angeführt. — Neben diesem Christian S. kennt man auch einen Johann S., von dessen Verhalten in Hamburg im J. 1724 und abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen in Norwegen uns allerhand ergötzliche Züge

berichtet werden. Es ist aber fraglich, ob es wirklich einen solchen Johann S. gegeben hat, oder ob dieser mehrfach erwähnte Schauspieler nicht mit Christian S. identisch ist. Bei seiner Truppe und nicht, wie behauptet worden ist, bei der Haack'schen, trat Caroline Neuberin, geb. Weißenborn, ein, nachdem sie sich am 5. Februar 1718 zu Braunschweig hatte trauen lassen.

Vgl. Karl Schüddekopf, Caroline Neuber in Braunschweig, im Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogthum Braunschweig. Wolfenbüttel 1902, S. 115—120. Da Schüddekopf die ganze frühere Litteratur verzeichnet, ist nur noch zu verweisen auf Fritz Hartmann, Sechs Bücher Braunschweigische Theater-Geschichte. Wolfenbüttel 1905, S. 116—120.

H. A. Lier.

Spieß: Hermine S., geboren am 25. Februar 1861 auf der Löhnbergerhütte bei Weilburg a. d. Lahn, † am 26. Februar 1893 zu Wiesbaden, nimmt unter den von Julius Stockhausen ausgebildeten Concertsängerinnen den ersten Platz ein. Es war ein günstiges Geschick für Hermine, daß sie ihre Kindheit auf dem Lande, in verschiedenen Gegenden des Lahnthals verlebte, wobei sich ihre tiefe Liebe zur Natur und ein poetischer Schwung der Seele entwickelte, der nachmals ihrer Kunst so sehr zu statten kam. Die letzten Schuljahre wurden in Wiesbaden abgeschlossen: hierbei, wie bei den gleichzeitig am Freudenberg'schen Conservatorium betriebenen musikalischen Studien zeichnete sich Hermine durch klugen Verstand und rasche Auffassung aus. Joachim Raff, der damals ihr Talent einer Prüfung unterzog, erklärte es für ebenso ausreichend zur Ausbildung im Clavierspiel wie für den Gesang. Die Entscheidung fiel für den letzteren; hier wurde der Rath der sie ebenfalls prüfenden bedeutenden Altistin Amalie Reling maßgebend, die zur Ausbildung der herrlichen Altstimme Herminens Professor Sieber in Berlin vorschlug. Zum ersten Male wurde jetzt das innige Zusammenleben mit dem früh verwittweten Vater, mit der nur einige Jahre älteren Schwester Minna, der treuen Beschützerin und Gefährtin ihrer späteren Künstlerlaufbahn, durch weitere Entfernung unterbrochen. Trotzdem nun H. S. die Studien bei Sieber aufgenommen hatte und ihr im Hause der hochgebildeten Wittwe S. W. Dehns ein wohlthuendes Heim geboten war, sagte der Aufenthalt in Berlin auf die Dauer ihrem Wesen nicht zu. Mit Freude begrüßte sie es daher, als der Vater sich im J. 1879 entschloß, von der Leitung der Hüttenwerke zurückzutreten und nach Wiesbaden überzusiedeln. Als gleichzeitig Julius Stockhausen an das Dr. Hoch'sche Conservatorium zu Frankfurt berufen wurde, trat sie dort als seine Schülerin ein. Unter dem besonders viel von ihrem Talent verlangenden Meister machte sie bald große Fortschritte. Schon 1880 konnte sie in Mannheim in dem kleinen Altsolo der Walpurgisnacht auftreten. Ihre glänzenden Gaben: die mächtige und doch modulationsfähige Stimme, die ausgeglichene Tongebung, der deutliche Textvortrag, erwärmt durch eine vom tiefsten Gefühl gehobene Charakteristik, wurden schon in diesen ersten Zeiten hervorgehoben, in denen H. S. Altpartien in Oratorien zu Frankfurt, Wiesbaden, Bremen und Delft sang und auch bei einem Hofconcert zu Oldenburg mitwirkte. Als ein Prüfstein für die junge Künstlerin wurde ihre Betheiligung bei dem Musikfest in Köln, im Frühling 1883, angesehen. Am Tage der Hauptprobe machte sie in einem sehr denkwürdigen Augenblick die Bekanntschaft von Johannes Brahms. Es war ihr die schwere Aufgabe zugefallen, die Arie der Dejanira aus Herakles von Händel ohne vorherige Soloprobe und ohne Durchsicht der neuausgeschriebenen Orchesterstimmen zu singen. Man war auf die letzte Nummer des Vormittags und ihr Auftreten besonders gespannt. Da trat, durch ein Versehen des überanstrengten Dirigenten Hiller,

zu Beginn der Arie eine Stockung ein, ja ein tadelndes Wort traf sie. Die Sängerin verließ den Saal und wollte sich durch die Hervorrufe des überraschten Publicums nicht bewegen lassen, ihren Part durchzuführen. Als jedoch Brahms zu ihr ins Vorzimmer trat, gelang es, sie umzustimmen. Jubelrufe begrüßten ihr Wiedererscheinen an der Hand von Brahms und den Abschluß, den sie nun mit der herrlichen Orpheus-Arie dem Morgen gab. Auch die folgenden Festtage brachten ihr reiche Anerkennung. Der Vater Herminens starb bald darauf; ihm war noch die Freude zu Theil geworden, sie auch an den beiden wichtigsten Musikstätten, in Leipzig und Berlin, anerkannt zu sehen. Nach der Aufführung des Odysseus in Berlin (December 1882) wurde sie die erste Concertsängerin Deutschlands genannt, nach den Leipziger Concerten machte man ihr Anträge für die dortige und für die Dresdner Oper. Obgleich nun die Stimme durch Kraft und Fülle dem für die Oper nothwendigen genre al fresco gewachsen war, blieb H. S. dem einmal erwählten Felde feiner Stimmungsmalerei im Liede treu. Sie verkörperte nicht nur die ihrem Stimmcharakter gemäßesten ernsten, getragenen Lieder, auch für den Ausdruck der Heiterkeit und Freude, der schelmischen Neckerei standen ihr, fein und unergrübelt, die Farben zu Gebote. Durchgeistigt schmiegte sich ihr ganzes Sein dem jedesmaligen Vortrage an. Nach ihrer glänzenden Leistung im „Elias“ zu Berlin Ende 1883 machte man ihr den Vorschlag, Liederabende zu veranstalten, die, wie der bald darauf mit Frau Anna Schultzen v. Asten gegebene, von nun an Brennpunkte ihres Auftretens wurden. Wo wie hier die ergänzende Stimme einer tüchtigen Sopranistin zur Verfügung stand, wurden in ihre feingestimmten Programme auch weiterhin Duette eingeflochten.

Hermine hatte während der Concertsaison beständig und anstrengend zu reisen, wobei sie von der treu besorgten Schwester in allem Geschäftlichen unterstützt wurde. In ihr besaß sie jedoch auch die immer bereite, musikalisch tüchtige Begleiterin und die feinfühlige Rathgeberin bei Zusammenstellung ihrer Programme. Auf den alljährlich, zuerst in die Alpen gehenden Erholungsreisen hoben die Schwestern den reichen Schatz alter und neuer Litteratur, der dann die Concerte so gewählt, so anziehend gestaltete. Ein Besuch bei Brahms in Thun führte H. S. im Sommer 1886 die gerade entstandenen Lieder „Immer leiser wird mein Schlummer“ und „Wie Melodien zieht es“ zuerst zu, wie sie im Jahre vorher auch als eine der Ersten das ergreifende Lied „Der Tod das ist die kühle Nacht“ gesungen hatte. In die Tiefen Brahms'scher Lyrik zu dringen, ihn damit bei den öfteren Begegnungen zu befriedigen, war ihr eine besonders liebe Aufgabe. Nach seinen, standen ihr wohl die Tonschöpfungen Schubert's und Schumann's am nächsten. Nicht nur mit den bedeutenden Componisten und Dirigenten Deutschlands, wie Bernhard Scholz, Max Bruch, Reinthaler und Hans Richter trat sie durch ihre Kunst in Beziehungen; an den Hauptstätten ihrer Wirksamkeit in Hamburg, Leipzig, Breslau, Stuttgart und Basel, besonders aber in Berlin öffneten sich den Schwestern beim jedesmaligen Kommen gastliche Häuser, von denen eine Fülle von Liebe und Freundschaft ausging. Der echten Rheinländerin, „dem heiteren Mädchen mit der ernsten Stimme“, flogen die Herzen zu. In Berlin war besonders der Aufenthalt im Meyerheim'schen Hause an Eindrücken reich. Hier traf sie mit Adolf Menzel, Sudermann, Dr. Paul Güßfeldt und dem Königsberger Professor Dr. Hirschfeld zusammen, hier nahm sie an manch ernst-belehrendem Gespräch aus der Interessensphäre dieses Kreises Theil. Ganz besonders wurde ihr Verständniß für die bildenden Künste hier vertieft. Auf dem Musikfeste in Hamburg 1884 hatten die Schwestern auch Klaus Groth kennen gelernt, der H. S. nach dem Vortrag der Goethe-Brahms'schen Rhapsodie durch ein

tiefempfundenes Gedicht ehrte. Im darauffolgenden Jahre sahen sie ihn auf dem Kieler Musikfest wieder und blieben von da ab mit ihm in brieflichem Verkehr, dem sich noch manch stimmungsvolle poetische Gabe einfügte. Auf Brahms' Veranlassung kam Hermine im November 1886 auch nach Wien und gab, enthusiastisch aufgenommen, zwei, im darauffolgenden März einen dritten Liederabend. Auch dort trat sie in einen auserlesenen Kreis bedeutender Menschen, auch von dort spannen sich freundschaftliche Beziehungen weiter. Nach dem, was man ihr in Berlin und Wien geboten hatte, konnte ihr Künstlerthum kaum eine reichere Genugthuung empfangen, sie konnte es nur noch in den bis dahin nicht berührten deutschen Städten und im Auslande erproben. So geschah es auf ihrer Fahrt nach Kopenhagen 1887, in den auf Hans Richter's Veranlassung gegebenen Concerten in der Londoner season von 1889, auf der 1894 unternommenen, an Ehren reichen Fahrt durch die baltischen Provinzen, die einen glänzenden Abschluß durch zwei Liederabende in St. Petersburg fand.

Eine Summe von Welt- und Lebenskenntniß strömte durch diese Reisen auf sie ein, immer neue und reichere Nahrung gewann ihr Kunstgeschmack, und dies verfeinerte Empfinden prägte sie auch der Ausstattung ihres Heims zu Wiesbaden auf, dem sie durch die selbsterworbenen Mittel behagliche Vornehmheit verleihen konnte. Dort zu weilen war ihr unter all den Anstrengungen der Künstlerfahrten, unter dem Drängen früh übernommener Verpflichtungen oft nur allzu kurz vergönnt. Ihr Auftreten jedoch einer größeren Sonderung und Einschränkung zu unterwerfen, wie es auch für das Gleichgewicht ihrer Seele wohlthätig gewesen wäre, möchte der gefeierten und vielbegehrten Künstlerin schwer geworden sein. Da wurde durch ihre im Sommer 1891 erfolgte Verlobung mit dem Amtsrichter Dr. Hardmuth ihrem Leben ein anderes Ziel gesetzt. Am Abschluß ihrer künstlerischen Laufbahn stand die Mitwirkung in der Bach'schen H-moll-Messe zur hundertjährigen Jubelfeier der Singakademie in Berlin im Mai und eine kurze, im Herbst unternommene Concerttournee, ein Loslösen von dem reichen Künstlerberuf, das zugleich der Abschied vom Leben werden sollte. Denn Krankheit und Siechthum umfingen Hermine bald nach ihrer Verheirathung unüberwindlich und rafften die bis dahin allzeit Gesunde und Frische in einem kurzen Jahre dahin, ihren Nächsten, und besonders der so innig mit ihrem künstlerischen Werden verbundenen Schwester, eine unersetzliche Lücke zurücklassend. Minna S. hat dann die schöne Aufgabe erfüllt, in einem anziehenden Buche das Leben ihrer Schwester zu schildern. Danach erscheint sie uns als eine Lichtgestalt unter den Künstlerinnen ihrer Zeit, der die Göttergabe zu Theil geworden ist, nur in dem Glanz und in der Kraft der Jugend zu wirken.

Hermine Spieß, ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester, mit einem Vorwort von H. Bulthaupt. Erste und zweite Auflage 1894, dritte vermehrte und verbesserte Auflage 1905. Leipzig.

Caroline Valentin.

Spitta: Johann August Philipp S., der Bachbiograph, wurde am 27. December 1841 zu Wechold (bei Hoya, Hannover) als Sohn des Dichters von „Psalter und Harfe" (s. A. D. B. XXXV, 204 ff.) geboren. Nach absolvirtem Gymnasium bezog er 1859 die Universität Göttingen, um classische Studien zu betreiben. Nach ihrer Vollendung erhielt er 1864 die erste Anstellung an der Ritter- und Domschule zu Reval, wurde jedoch 1866 von hier ans Gymnasium zu Sondershausen berufen. Die musikalischen Fähigkeiten des Knaben waren im Elternhause schon frühzeitig gepflegt worden; in der fröhlichen Studentenzeit begründete und leitete S. einen kleinen akademischen

Gesangverein. In diese Zeit, der die Romantiker und die Kämpfe R. Wagner's das musikgeschichtliche Gepräge gaben, fiel auch die Gründung der Bachgesellschaft, deren Arbeiten und Ziele den musikalischen Pfarrersohn aufs lebhafteste beschäftigten. In Reval trat er dem Getriebe des öffentlichen Musiklebens näher; Persönlichkeiten, wie die des damaligen Syndikus O. v. Riesemann, weiteten den Blick des jungen Gymnasiallehrers. Im Herzen Thüringens angelangt, sah S. alle Bedingungen aufs glücklichste vereint, welche die Erreichung des ihm nun klar vor Augen stehenden Lebensideals sichern mußten: er war in festem Amt, das ihm doch bei bester Pflichterfüllung Mußestunden genug gewährte, um in den nahegelegenen Stätten von Seb. Bach's Wirken mit bisher unbekannter Gründlichkeit die Archive nach biographischem Material zu durchforschen. Im J. 1873 legte er die Ergebnisse der langen, stillen Arbeit im ersten Bande seiner Bachbiographie der musikalischen Welt vor, dessen Erfolg für seine äußere Laufbahn entscheidend wurde. Man berief ihn 1874 als Professor ans Nicolaigymnasium der Bachstadt Leipzig, wo er alsbald im Verein mit Franz v. Holstein, Alfred Volkland und H. v. Herzogenberg den dortigen „Bachverein" gründete. Im Jahre darauf, 1875, erfolgte seine Berufung nach Berlin. Nach mancherlei Kämpfen um das junge Institut der neugegründeten Hochschule für Musik kam es hier 1875 zu einer durchgreifenden Reorganisation der gesammten Akademie der Künste, derzufolge S. als Secretär der musikalischen Section ihr ständiger zweiter Secretär, dazu stellvertretender Director in den Verwaltungsangelegenheiten der Hochschule neben Joachim und Lehrer der Musikgeschichte wurde. Die Berliner Universität schuf für ihn neben H. Bellermann eine neue außerordentliche Professur für Musikgeschichte. Das provisorische Statut der Akademie von 1875 wurde am 19. Juni 1882 durch Cabinetsordre zu einem definitiven und damit S. Vorsteher der gesammten Verwaltung der Kgl. Hochschule. Trotz der außerordentlichen Inanspruchnahme durch seine Ämter, deren gewissenhafte Verwaltung ihm 1891 die Ernennung zum Geh. Regierungsrath brachte, fand S. immer noch Zeit zu umfassender musikwissenschaftlicher Arbeit: 1880 erschien der 2. Band der Bachbiographie; 1885 eröffnete er im Verein mit Fr. Chrysander und G. Adler die „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft"; in zwei Bänden, „Zur Musik" (1892) und „Musikgeschichtliche Aufsätze" (1894) sammelte er die Hauptmasse seiner kleinen Schriften, die er außer in der „Vierteljahrsschrift" in der „Allg. musik. Zeitung", in den „Monatsheften für Musikgeschichte", den „Grenzboten", der „Deutschen Rundschau", der „A. D. B." publicirt hatte. Hand in Hand damit ging eine Anzahl von Neuausgaben: 1876 erschienen Buxtehude's gesammelte Orgelwerke in zwei Bänden, 1885 begann die von Chrysander angebahnte und großenteils vorbereitete Ausgabe von H. Schütz' gesammten Werken in 16 Bänden, 1889 erschien eine Auswahl der musikalischen Werke Friedrich's des Großen, 1892 begannen die „Denkmäler deutscher Tonkunst", deren Verwirklichung zum großen Theile Spitta's Verdienst ist, ihr Erscheinen. Den Sommer 1888 über mußte sich S. beurlauben lassen; dem Ansturm der Pflichten und Arbeiten waren seine anscheinend unverwüstlichen Körperkräfte doch erlegen. Wiederhergestellt kehrte er aus Montreux zurück; aber nach dieser Heimsuchung überkamen ihn zuweilen trübe Ahnungen; beinahe fatalistisch erwartete er, das Schicksal seines Vaters zu theilen. Schmerzlich für viele sollte sich seine Erwartung erfüllen; vor dem Schreibtisch sitzend, auf dem die Schlußcorrectur des letzten Schützbandes lag, starb er am 13. April 1884 Mittags am Herzschlag. —

Spitta's unvergessene Verdienste liegen auf dem Gebiet der Musikwissenschaft. An Bedeutung allem voran steht hier die zweibändige Bachbiographie,

die ihren Verfasser mit einem Schlage in die erste Reihe deutscher Musikgelehrter neben C. v. Winterfeld, O. Jahn und Fr. Chrysander rückte. An Versuchen, Leben und Wirken des Thomascantors zu schildern, hat es vor S. nicht gefehlt, alle aber stellte er in den Schatten durch die Weite seines Arbeitsplanes, die Gründlichkeit seiner historischen Untersuchungen und die Tiefe seiner darauf basirten musikalisch-ästhetischen Analysen. Die Wurzeln von Bach's Künstlerthum sind weit durch's 17. Jahrhundert der deutschen Musik verzweigt; mit ungeheurem Aufwand selbständiger neuer Forschung hat S. dies große, damals so gut wie völlig unerschlossene Gebiet erhellt. Mit philologischer Zähigkeit und Umsicht durchstöberte er die Archivacten bis zu den Kirchenbüchern der kleinsten Ortschaften nach Zeugnissen über Bach und spürte dem Verbleib der Originalhandschriften nach, deren diplomatische Kritik ihm eine neue Handhabe zur Feststellung ihrer Entstehungszeit bot. Nach Bloslegung des feinen Geäders der historischen Vorbedingungen und Beziehungen konnte er dem Inhalt der Werke selbst in einer Weise gerecht werden, die sich weit über die bisher gewohnte formale Auffassung erhob; seine Analysen verrathen ein warmes, künstlerisches Nachempfinden und lassen den Strom des musikalischen Inhalts vorm inneren Auge des Lesers sichtbar fließen. — Mit diesem Standardwerk stehen alle späteren Arbeiten Spitta's, die sich mit Vorliebe nach der modernen Zeit der Romantiker hin bewegen, in mehr oder weniger deutlichem Zusammenhange. In allen, selbst in den kleinsten Aufsätzen, offenbaren sich die fesselnden Eigenschaften des wissenschaftlichen Schriftstellers: umfassendes, aus eigener Anschauung geschöpftes Wissen, ruhige, vornehme, klare Darstellung und gewählte Diction.

Nächstdem hat die deutsche Musikwissenschaft S. ihre endliche Anerkennung als Universitätsdisciplin zu danken. Vorher war es um sie in Berlin und anderswo nur dürftig bestellt gewesen; Universitätsmusikdirectoren und Lectoren hielten vorwiegend practische Kurse. S. setzte sein ganzes Streben daran, der jungen Musikwissenschaft, die in verschiedene andere und selbständige Gebiete der Wissenschaft hinübergreift, aber weder diesen noch den Kunstausübenden zunächst genehm und bequem war, wenigstens einen bescheidenen Platz zu erobern. S. brachte hervorragende Eigenschaften zum Universitätslehrer mit. Die Lichtklarheit seiner sachlichen Darstellungen, die harmonische Verschmelzung aller Einzelangaben und Thatsachen zu großen, zusammenhängenden Ideen, die Kunst, bei noch so tiefem Eindringen in das innere Wesen einzelner Erscheinungen doch stets den großen Ueberblick über weite Strecken der Geschichte hinweg festzuhalten, diese Vorzüge gewannen ihm einen begeisterten, stetig wachsenden Hörerkreis. Mit pädagogischem Geschick wußte er die jungen, frischen Arbeitskräfte auf die ihnen am meisten zusagenden Gebiete zu lenken und bahnte so gleichzeitig eine möglichst umfassende Inangriffnahme der Musikgeschichte an. S. selbst hat den vollen Erfolg dieses seines Strebens nicht mehr erlebt; er hatte vielmehr unter manchem Angriff zu leiden, der eigentlich den Schwächen der noch jungen Disciplin hätte gelten müssen. Aber seinem mannhaften Eintreten ist es zu danken, wenn jetzt allerorten unter den Händen seiner Schüler und Freunde die Musikwissenschaft ruhig ihren Zielen nacharbeiten kann.

In der Kgl. Hochschule war S. die Seele der Verwaltung und ein wohlthuender Factor in ihrem musikalischen Betriebe. Alles lastete auf ihm und ging durch seinen Kopf; er vertrat die vielverzweigten Interessen der Anstalt nach oben und unten hin. Und er war ganz der Mann dazu: gewinnend in seinem Entgegenkommen, mit seinem klaren Ueberblick und seinem tiefen Einblick immer auch Herr jeder Situation, pflichttreu und arbeitsam.

Als Forscher, als Lehrer, als Beamter hat S. nicht umsonst gelebt. Vor allem die Musikwissenschaft wird seines Namens nur in Dankbarkeit gedenken.

Max Seiffert.

Spörer: Julius S., Geograph, ist am 1. Februar 1823 von deutschen Eltern in St. Petersburg geboren. Er besuchte die Studienanstalten seiner Vaterstadt und widmete sich dann dem Lehrerberuf. Nachdem er eine Zeit lang Privatunterricht ertheilt hatte, nahm er eine Stellung als Gymnasiallehrer an der von den deutschen Lutheranern unterhaltenen St. Annenschule an. Außerdem wurde ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil, einigen jungen Großfürsten Vorträge über Geschichte, Geographie und deutsche Litteratur zu halten. Da aber das nordische Klima seiner von Natur schwachen Gesundheit nicht zusagte, siedelte er 1863 nach Deutschland über. Freundschaftliche Beziehungen zu August Petermann, dem wissenschaftlichen Leiter der durch ihn zu Weltruf gelangten Geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha veranlaßten ihn, sich dauernd in dieser Stadt niederzulassen. Er wurde Mitarbeiter der Firma und lieferte namentlich eine große Zahl von Aufsätzen, kleineren Mittheilungen und Bücherbesprechungen für die von Petermann herausgegebenen „Geographischen Mittheilungen“. Vor allem erstattete er als gründlicher Kenner der russischen Sprache wiederholt Bericht über die Ergebnisse russischer Forschungsexpeditionen und über die geographischen Publikationen gelehrter Gesellschaften. Von seinen hierher gehörigen Arbeiten sind zu nennen: „Die sibirische Expedition der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft“, ein Ueberblick über die unter Leitung des Astronomen Ludwig Schwarz in den Jahren 1855—1859 vorgenommenen Positionsbestimmungen, Vermessungen und Recognoscirungen in Transbaikalien und im Amurgebiet (Petermann's Mittheilungen 1864, S. 408—424, 456—466, mit Karte), „Nowaja Semlä in geographischer, naturhistorischer und volkswirthschaftlicher Beziehung“, die erste ausführliche Monographie in deutscher Sprache über diese polare Doppelinsel nebst Darstellung ihrer Entdeckungsgeschichte auf Grund russischer, englischer und niederländischer Quellen (ebenda 1867, Ergänzungsheft 21, S. 1 bis 112, mit 2 Karten), „Die Seenzone des Balchasch-Alakul und das Siebenstromland mit dem Ili-Becken“, eine Zusammenstellung der neueren geodätischen und topographischen Aufnahmen im russischen Turkestan (ebenda 1868, S. 73—86, 193—200 und 393—406, mit 2 Karten), „E. Curtius' Topographie von Athen“, eine eingehende, mancherlei selbständige Ideen entwickelnde Besprechung dieses grundlegenden Werkes (ebenda 1869, S. 45—53), „Die neuesten russischen Forschungen in Centralasien“, ein Bericht über die 1867 ausgeführte Reise von Ssewerzow und R. v. Osten-Sacken im Tiën-Schan und über die astronomischen Bestimmungen K. W. Struve's während der Jahre 1862—1868 (ebenda 1869, S. 161—164, mit Karte), sowie „Begleitworte zu C. Vogel's Plan von Paris und Umgebung“, eine historisch-geographische Studie, veranlaßt durch den deutsch-französischen Krieg (ebenda 1870, S. 454—458; 1871, S. 1—10, mit Karte). In demselben Jahre begann er auch mit der Veröffentlichung einer umfangreichen Abhandlung: „Zur historischen Erdkunde“, einer gedankenreichen und scharfsinnigen, von sehr umfassenden Litteraturnachweisen begleiteten Untersuchung dieses Begriffs nach Inhalt und Umfang in Anlehnung an Karl Ritter und seine Schule (Geographisches Jahrbuch III, 1870, S. 326—420; IV, 1872, S. 184—272). Da diese Arbeit mancherlei Widerspruch hervorrief und auch Mißverständnissen begegnete, sah sich der Verfasser zu einer Ergänzung und Erläuterung der darin ausgesprochenen Ideen veranlaßt (Petermann's Mittheilungen 1871, S. 281—298). Hieran schlossen sich in rascher Folge noch mehrere Abhand-

lungen, die wiederum auf russischen Quellen beruhten: „Von Kiachta nach Peking. Aus den Reisenotizen N. M. Prschewalski's" (ebenda 1872, S. 10 bis 14), „Die Arbeiten der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft im J. 1871" (ebenda 1872, S. 211—216) und „Die südöstliche Mongolei vom Dalni-noor bis nach Alä-schan. Physikalisch-naturhistorische Skizzen aus den Reisenotizen des Generalstabs-Capitäns N. M. Prschewalski" (ebenda 1873, S. 84—95). Seine letzte Leistung auf erdkundlichem Gebiete war ein Aufsatz über den Antheil des deutschen Volkes an der Polarforschung: „Der hohe Norden in der deutschen Reiselitteratur und Th. v. Heuglin's Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871" (ebenda 1873, S. 41 bis 52). Uebrigens beschäftigten ihn neben der Geographie auch noch andere wissenschaftliche und litterarische Interessen. Als Probe seiner geschichtlichen Studien ließ er eine Uebersetzung der „Geschichte des Falles von Polen" nach dem russischen Original des S. Ssolowjoff erscheinen (Gotha 1865). Auch arbeitete er viele Jahre hindurch an einer Gedichtsammlung, die er nach culturhistorischen Gesichtspunkten geordnet unter dem Titel: „Kosmos der Poesie oder Natur- und Menschenwelt in der Dichtung" herausgeben wollte. Leider kam das groß angelegte Werk nicht zur Vollendung. Bald nach dem Erscheinen des 1. Bandes (Gotha 1872) verfiel S. in eine schwere Lungenkrankheit, die ihn im Sommer 1873 veranlaßte, seinen Wohnsitz von Gotha nach dem windgeschützten und durch mildes Klima ausgezeichneten Heidelberg zu verlegen. Aber auch hier vermochte er die erhoffte Genesung nicht zu finden, und bereits am 22. August desselben Jahres erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

Petermann's Mittheilungen 1874, S. 54 f.

Viktor Hantzsch.

Sporrer: Philipp S., Historien- und Genremaler, geboren am 1. Mai 1829 zu Murnau, † am 30. Juli 1899 in München; erhielt die erste Anleitung zur Kunst bei dem vielseitigen Professor Ph. Foltz von Bingen, an der Akademie; er hospitirte später noch kurze Zeit bei Moriz v. Schwind; anfangs verarbeitete S. dorfgeschichtliche Stoffe (damals malte auch Foltz Wildschützen, Jäger, Fischer und seine Schnitter-Idylle), eine „Hochzeit im Gebirg" (1851); eine „Häusliche Scene" (1854); „ein Gedächtnißtag" (1855) und ein „Hochzeitlader" (1856) folgten. Dann warf er sich (1858), nach dem Vorgang seines Lehrers, auf historische Stoffe, wie den „Schmied von Kochel und die Christnacht 1705", ein brav componirtes und nach damaligen coloristischen Ansprüchen wacker gemaltes, echt akademisches Bild, das noch 1867 in Paris prämiirt wurde und nach Sporrer's Tod aus dessen Nachlaß unverkauft wieder auftauchte. Die Folge davon war, daß dem Maler zwei Wandbilder im bairischen Nationalmuseum übertragen wurden, wobei sich S. als tüchtiger Freskomaler bewährte. Die Stoffe waren freilich etwas herbe und ungefällig, doch für malerische Behandlung nicht ungeeignet: wie Kurfürst Rupert I., damals der einzige unter allen rheinischen Fürsten, die Juden zu Heidelberg vor dem Grimme des Pöbels schützt (1348) und „Zwölfhundert Würzburger Bürger in der Vertheidigung ihrer Reichsfreiheit auf dem Kirchhofe zu Bergtheim (1400) fallen". Darauf kam ein Oelbild mit den damals unvermeidlichen „Romeo und Julia" und das neckische „Gnomen-Bacchanal" — im Untersberg spielende Kellerscene —, eine künstler-festliche Maskerade im Sinne der damaligen „Jung-München"-Gesellschaft, gleichsam eine Illustration zu Georg Kremplsetzer's Tondichtungen (s. A. D. B. XVII, 122). Glücklicher war ein ganzer Cyklus zu „Des Freiherrn von Münchhausen wunderbaren Reisen und Abenteuern zu Wasser und zu Lande" mit 18 Illustrationen

(Leipzig) und die „Bilder zu deutschen Volks- und Lieblings-Liedern“ (mit L. Hoffmann. München 1870), von denen einzelne auch in Oel und Aquarell ausgeführt wurden. Franz Trautmann's „Geschichten aus dem Münchener Burgfrieden“ (Augsburg 1886) fanden in S. den richtigen Illustrator und gaben Anlaß zu heiteren Schöpfungen, unter welchen der „Herr Peter Flecklein“ (in Nr. 881 der „Münchener Bilderbogen“) eine besondere Rolle spielte. Das Neckische, Philisterhafte der Spießbürgerei von Annodazumal, als der Großvater die Großmutter nahm, reizte seine heitere Laune, die sich gern auf demselben schnurrigen Gebiete wie Karl Spitzweg (s. A. D. B. XXXV, 226) tummelte, nur daß bei Sp. (welcher als Monogramm sich eines Sporns bediente) ein leiser Zug zur Caricatur hervortrat; dagegen waren Sporrer's Landschaften ganz in Spitzweg's Geist und Haltung gedacht und wie die 1897 erscheinenden „Einsiedler“ in fein empfundenem Colorit stimmungsvoll ausgeführt. Mit diesen Einsiedlerbildern traten Spitzweg und S. als Epigonen in Schwind's Fußtapfen, der schon in seinen Jugendjahren längst vor diesen Beiden mit dergleichen Eremitagen begonnen hatte; liebte ja auch A. Dürer und die nachfolgenden niederdeutschen Kleinmeister dergleichen Staffagen ihren Landschaften einzuverleiben. Einen weltabgeschiedenen, mit einem Rehkälbchen spielenden Anachoreten malte S. in die Gartenklause des Dr. Trettenbacher, welchem er in auch die ganze Rückseite seines Hauses in der Damenstiftsstraße bemalte, leider nach dem eigensinnigen Willen des Auftraggebers in einer neuen Freskotechnik, welche den klimatischen Einwirkungen nur zu bald wieder zum Opfer fiel. Indessen mußte auch eine andere, sehr gediegene Schöpfung Sporrer's unter dem Spitzhammer des Abbruchs fallen: einen ganzen Saal in dem ehedem so glänzenden Café Probst hatte S. mit zwölf lebensgroßen, das Restaurationsleben vorführenden Charakterfiguren geziert, mit flotten Studenten und Blumenmädchen, Schachspielern, Zeitungslesern, städtischen Gigerln, vielbeschäftigten Nichtsthuern, vergnügten Lungerern und gelangweilten Zeittodtschlägern, Karten- und Billardspielern, theeschlürfenden Dämchen und Rauchern aller Sorten. Die Typen aller dieser täglichen Insassen zeichnete S. vergnüglich an die Wände, welche einem mit allen modernen Reizen ausgestatteten Kaufhaus der Neuzeit zum Opfer fielen — zum Beweis, daß die Mythe des allverschlingenden Kronos doch noch mehr als ein Körnchen Wahrheit enthalte. Tempora mutantur und — neues Leben blüht aus den Ruinen. Eine fröhliche Zeichnung Sporrer's „Ueber den Ettaler-Berg“ zeigte, wie in den früheren Decennien die Waller, Fremden und Touristen zum Ammergauer Passionsspiel pilgerten, mit allen möglichen Vehikeln, munteren Berner-Wägelchen, Extrapost, holperigen Leiterwagen, stattlichen Chaisen und rumpeligen Omnibussen, zu Fuß und zu Roß, im steilen Aufstieg die schweren Steige der harten Straße überwindend, auf welcher ehedem die Saumpferde, Maulthiere und Frachtwagen der Kaufleute klingelten und knarrten, welche von Welschland nach dem „hilligen Köln“ und Antwerpens Märkten die Schätze des Morgenlandes nach den nordischen Meeren verfrachteten; dieselbe Steige, welche auch Kaiser Ludwig der Baier hinaufritt, das zu seinem Ettaler-Graltempel gelobte Madonnen-Steinbild des Niccolo Pisano im Arme tragend. Sporrer's Zeichnung führt uns dann eine kaum halbhundertjährige Zeit vor Augen. Heute sind die Wege geplant, abgegraben und geebnet zu einer stattlichen, gemächlichen Straßenpromenade. Also auch eine culturhistorische Erinnerung, die im Ammergauer Museum einer bleibenden Stätte würdig wäre. Mit derselben Vorliebe ins volle, immer interessante Menschenleben zu greifen, erging sich Sporrer's Stift und Pinsel in Erfindung und Wiedergabe von

drollig-sinnigen Buchzeichen und Exlibris, aber auch in Aquarellen von Märchen, Sagen und Sprichwörtern, zu Ausschmuck und Zier von originellen Uhrschildern und Zifferblättern, Damenkästchen, Juwelenschächtelchen und vornehmen Truhen, Schränken, Nippsachen und köstlichem Haushaltskram aller Art: ein wahrer Zauberer und Vorbildner für kunstgewerbliche Meister. Mit dieser Begabung konnte er nur nebenbei hervortreten, da er amtlich einer Lehrerstelle im Freihandzeichnen am Münchener Polytechnikum oblag und 1877 nach Motzet's Rücktritt in die Würde und Rechte eines wirklichen Professors einrückte. In den Vacanzzeiten entwarf S. fünf Vedutten zu Simon Baumann's „Geschichte von Murnau" (1855); für diese seine Vaterstadt wurden „Erinnerungen" gemalt an ein landwirthschaftliches Fest mit Trophäen, Wappen und Ehrenscheiben. Dann kamen wieder Oelbilder mit allerlei Wildschützen und Strolchen, „Auf der Walz", auch echtes Volksleben mit „Sonnenwendfeuer", „Fingerhaggeln" und anderen urzeitlichen Kraftübungen, aber auch mit „Pferdehändlern" oder ländlichen photographischen Budenbesitzern und sonstigem Jahrmarktspektakel. Auch im Porträtfach sind viele treffliche Leistungen zu verzeichnen, darunter die Bildnisse des als Operncomponisten („Der Hans ist da" nach dem Textbuch des Herrn „von Mieris", s. Franz Bonn in A. D. B. XLVII, 105) und Landtagsabgeordneten bekannten Bürgermeisters Förg von Donauwörth, des schneidigen Geheimraths Dr. v. Ringseis (s. A. D. B. XXVIII, 635), des Grafen v. Seinsheim (ebd. XXXIII, 649) und vieler Anderer. Ganz im Sinne Moriz v. Schwind's gelang eine wohldurchdachte Allegorie zum Gedächtniß Königs Ludwig II., ebenso die Vignetten zu Rudolf Baumbach's „Zlatorog" und Reinhardstöttner's Biographie des lateinischen Poeten Martinus Balticus, welche die bekannte „Bairische Bibliothek" (Bamberg 1890) eröffnete. — Im J. 1897 veranstaltete S. eine reiche Ausstellung aus allen Phasen seines Schaffens, darunter auch die lustigen Caricaturen aus dem Album des Künstler-Sängervereins und die Compositionen zu Victor Gluth's Oper „Der Trentajäger" (1885). Damit zog sich der damals schon kränkelnde Künstler von der Oeffentlichkeit zurück.

Vgl. Abendblatt 212 der Allgem. Zeitung vom 2. August 1899. — Kunstvereins-Bericht für 1899, S. 81 ff. — Fr. von Böttícher, 1891. II, 791. — Bettelheim, Biogr. Jahrbuch 1900. IV, 155.

Hyac. Holland.

Springer: Johann S., Professor der Statistik an der Universität in Wien, 1789—1869.

Johann S. wurde am 28. December 1789 als Sohn eines praktischen Arztes zu Reichenau in Böhmen geboren. Deutsche Erziehung und slavische Umgebung haben sichtlich auf ihn von früher Kindheit an eingewirkt und die Nachwirkung dieser beiden Bildungselemente ist bei ihm zeitlebens erkennbar geblieben; bei aller Ruhe der Darstellung, welche sämmtlichen seiner Schriften durch alle Lebensperioden eigen ist, bricht die Liebe zur Heimath doch bald in leiseren, bald in stärkeren Anklängen hervor und neben der Empfindung für das deutsche Volksthum verleugnet sich auch das warme Interesse für slavisches Wesen nicht. Am 14. September 1807 schloß S. die Gymnasialstudien in seiner Heimathstadt als erster Prämifer ab, von 1807/1808—1809/1810 absolvirte er das philosophische Triennium und (nach einem einjährigen Intervall) von 1811/1812—1814/1815 das juridische Quadriennium an der Universität in Prag, In der Philosophie wie im Jus lauten die Zeugnisse aus sämtlichen Gegenständen bezeichnender Weise gleichmäßig auf Eminenz, und in voller Uebereinstimmung hiermit bescheinigt das Zeugniß über seine einjährige Praxis in der Advocatur, welche sich in Prag (bei Dr. Iwan) sofort an die

Studien anschloß, seine ausgezeichnete Bethätigung. Im J. 1816 verließ S. seine böhmische Heimath, um sie zu öffentlichem Wirken nicht mehr zu betreten; er wandte sich, sichtlich von dem Streben nach dem Lehrberufe geleitet, der Reichshauptstadt zu.

Der Tradition zufolge, welche ihn hierbei mit dem Hause des Grafen Hartig (des Gouverneurs in Steiermark von 1825—1830 und späteren Ministers) in Verbindung brachte, war S. als Erzieher thätig gewesen, und hierauf deutet auch das Zeugniß über die Befähigung zum Privatunterricht in den Grammatikalclassen hin, welches ihm am 27. Juni 1816 von dem Wiener akademischen Gymnasium ausgestellt wurde. Allein schon im J. 1819, noch vor Erlangung des Doctorats, trat er als Supplent Watteroth's, des Professors der politischen Wissenschaften an der Wiener Universität, in das akademische Leben, er führte die Supplirung dieser Lehrkanzel auch nach Watteroth's Tode (13. August 1819) bis zum Ende des Studienjahres 1821 fort und wurde schließlich, am 10. Juli 1821, promovirt, vom 1. November 1822 an zum Adjuncten der juridisch-politischen Studien für zwei Jahre bestellt. Dieses Triennium war kaum begonnen, als S. auch schon (30. April 1823) die Ernennung zum Professor der politischen Wissenschaften und der Statistik an dem Lyceum in Graz erhielt.

An der steiermärkischen Hochschule, welche eben damals den alten Rang der Universität wieder gewann, fand S. die freundlichste Aufnahme, und schon im zweiten Jahre seiner Professur ward er zur Führung des Rectorates (1824/1825) berufen. Die wenigen Jahre seiner Wirksamkeit in Graz haben in seinen Lebenserinnerungen tiefe Spuren zurückgelassen und bis in sein späteres Alter lenkte er, durch dauernde Freundschaftsbande mit der ehemaligen Stätte akademischen Wirkens verknüpft, bei seinen mannichfachen Reisen noch oft die Schritte in die freundliche Murstadt. Das Studienjahr 1826/1827 schloß die Grazer Epoche ab, denn am 16. December 1826 ward S. als Professor der Statistik wieder nach Wien berufen, und hiermit hatte er die bleibende Stätte seines Schaffens gefunden. Nahezu vierzig Jahre gehörte er der Wiener Universität als Lehrer an, und auch nach seinem Uebertritt in den Ruhestand (1864) blieb Wien bis zu seinem Tode sein Domicil; zu öffentlichem Wirken hat er Wien nie mehr verlassen.

Es ist das Bild eines vollkommen ruhigen Gelehrtenlebens, welches sich hier vor unseren Augen abrollt; das Lehramt und das mit demselben verknüpfte schriftstellerische Wirken füllen den Lebensinhalt aus. Der Lehrauftrag, welcher in Wien im Gegensatze zu Graz auf die Statistik beschränkt war, da für die Politik eine besondere Lehrkanzel bestand, erfuhr seit 1838 insofern eine Erweiterung, als im Zusammenhange mit der Erlassung des Gefällsstrafgesetzbuches der Vortrag der Finanzgesetzkunde in Wien wie an allen anderen Universitäten mit der Lehrkanzel der Statistik verknüpft wurde, und auch sonst ist der äußere Lebensgang fast nur durch akademische Ereignisse bewegt. Hierher gehört die Führung des Decanates (1853, 1858, 1862) und Rectorates (1856), des Präsidiums der staatsrechtlich-administrativen Abtheilung der Staatsprüfungscommission (seit 1850), der allgemeinen Abtheilung derselben (seit 1853) und des Vicepräsidiums der später geschaffenen staatswissenschaftlichen Staatsprüfungscommission (seit 1858), die Ernennung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften (1849) und der statistischen Centralcommission (1863), im internationalen Rahmen endlich die Mitgliedschaft des dritten statistischen Congresses in Wien (1857), in dessen Präsidium er auch berufen wurde. Die Verleihung des Franz Josef-Ordens (1850), des Titels und Charakters eines Regierungsrathes und Hofrathes (1853, 1863) waren

die staatlichen Auszeichnungen, welche diesem stillen Gelehrtenleben in seinen späteren Stadien zu Theil wurden.

In der akademischen Wirksamkeit Springer's lag das Schwergewicht insofern unstreitig auf der litterarischen Seite, als die unmittelbare Wirkung als Lehrer durch einen ungewöhnlich leisen Vortrag sehr beeinträchtigt war, inhaltlich blieb aber auch die litterarische Thätigkeit mit der Lehrthätigkeit eng verknüpft.

Die litterarischen Veröffentlichungen Springer's begannen — es ist dies für das litterarische Leben Oesterreichs in jenen Tagen überhaupt von Interesse — mit dem Erscheinen des ersten Jahrganges (1825) der von Wagner begründeten „Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit", welche von da an bis zum Beginn der fünfziger Jahre der Vereinigungspunkt der österreichischen Schriftsteller auf dem Felde der Rechts- und Staatswissenschaften war. An dieser Stelle findet sich nämlich die große Abhandlung Springer's über den „Ehebruch in seinen Ursachen und seinen Folgen", welche sichtlich mit den im Vormärz den Vertretern der politischen Wissenschaften anvertrauten Vorträgen über das Polizeistrafrecht zusammenhing; sie führte ihren Verfasser mit Erfolg in das litterarische Leben ein, wie u. a. eine Uebersetzung in das Italienische deutlich zeigt.

In die Kategorie der politischen Gesetzkunde gehören auch die nächsten umfassenden Arbeiten Springer's über die „Grundzüge der Verfassung des Forstwesens in den deutschen, böhmischen und galizischen Provinzen" (Zeitschr. f. öst. Rechtsgel., 1826), die „Gewehrwegnahme in Jagdgesetz-Uebertretungsfällen" (ebenda 1828), die „Zweckmäßigkeit der österreichischen Wanderbücher" (ebenda 1829) und schließlich außer einigen Recensionen noch die „geschichtliche Nachweisung des Jagdregals in den österreichischen Ländern" in dem „Oesterreichischen Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung und Staatenkunde" (1832). Daß die Wahl der Themen sich, wie dies zeigt, aus dem großen Gebiet der Verwaltung zunächst dem Walde und der Jagd zuwandte, ist biographisch sehr verständlich, denn S. war, wie stets ein warmer Naturfreund, in jüngeren Jahren auch ein eifriger Jäger.

In der ersten Epoche von Springer's litterarischem Schaffen drängt sich aber neben dem zunächst gepflegten Studienzweige auch schon der zweite hervor, welcher später seine ausschließliche Lehraufgabe bilden sollte, nämlich die Statistik. 1828 beginnen (ebenfalls in der Zeitschr. f. österr. Rechtsgel.) die statistischen Arbeiten Springer's mit einer Recension über „Zizius, Theorie der Statistik" (das damalige officielle Lehrbuch dieses Gegenstandes), es folgen ebenda von 1829 bis 1835 die eingehenden Referate über die hervorragendsten statistischen Werke der in- und ausländischen Litteratur jener Jahre, so namentlich jene Holzgethan's, Schnabel's, Colbay's, Kudler's, Schlieben's, Morandini's, Lupi's und über die staatsrechtlichen Klüber's, Stapfer's und Stoeger's. Deuten schon diese umfänglichen Arbeiten darauf hin, mit welcher Genauigkeit S. die Litteratur seines Faches verfolgte, so haben wir hierfür ein noch vollgültigeres Zeugniß in seinen fortlaufenden Uebersichten über die „Litteratur der österreichischen Jurisprudenz, Politik und Statistik", welche von 1835 bis 1840 in der „Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit" erschienen.

Neben diesen kritischen Arbeiten tauchen vom Jahre 1831 an auch in dem „Oesterr. Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung und Staatenkunde" und in den „Beiträgen zur Landeskunde Oesterreichs unter der Enns" kleinere selbständige Arbeiten statistischen Inhalts auf. All das sichtlich nur Vorarbeiten zu jenem großen Werke, welches 1840 erschien und die Summe von Springer's litterarischem Wirken darstellt, nämlich zu der „Statistik des öster-

reichischen Kaiserstaates". In den zwei Bänden dieses Werkes hat S. nach dem treffenden Ausdruck seines Nachfolgers auf der Lehrkanzel ein treues Bild des vormärzlichen Oesterreichs aufgerollt, und dieses Werk ist als Ganzes seither nicht übertroffen worden. 1832 wurde Springer zwar die Einsicht in die Conscriptionslisten noch verwehrt, später aber sind ihm sichtlich auch amtliche Quellen zugänglich geworden, welche er nur nicht citiren durfte. So erscheint das Werk als das Resultat eindringender Forschung, das strenge Zuverlässigkeit mit kritischem Urtheil vereint und in der schlichten Form der Darstellung das Spiegelbild der innerlichen Wahrhaftigkeit des Verfassers ist. Die Grenzen descriptiver Statistik streng einzuhalten und sonach das Uebergreifen auf das Gebiet politischer Kritik zu vermeiden, das lag von vornherein im Programm des Werkes; man könnte aber vielleicht sogar sagen, daß nicht nur eine stets gleichmäßige Ruhe der Darstellung, sondern auch ein gewisser politischer Quietismus das ganze Werk beherrscht, aus dem nur hie und da die patriotische Wärme des Oesterreichers sich zu lebhafteren Tönen erhebt. Es hat an Andeutungen nicht gefehlt, daß die Censurverhältnisse der vormärzlichen Zeit bei dieser Zurückhaltung mit im Spiele waren, und es wurde in dieser Richtung sogar behauptet, daß es auf die Hindernisse der Censur zurückzuführen sei, wenn wir neben dem hier vorliegenden Ergebniß von Springer's Vorträgen über die „österreichische Statistik" nicht auch die Ergänzung aus seinen noch hervorragenderen Vorlesungen über „europäische Statistik" besitzen. Nach der Anschauung, welche wir von der ganzen Persönlichkeit Springer's gewonnen haben, ist diese Erklärung, wenigstens, was den litterarischen Charakter seines Hauptwerkes betrifft, unzutreffend; Inhalt und Form des Werkes sind unseres Erachtens der echte Ausdruck seines Wesens mit allen Vorzügen und in den Grenzen seines Könnens.

Mit der „österreichischen Statistik" hatte S. den Zenith seiner litterarischen Wirksamkeit erreicht. Er blieb wohl noch ein Vierteljahrhundert im Lehramte in voller Thätigkeit, das litterarische Interesse war in ihm, wie zahlreiche Arbeiten zeigen, noch voll lebendig; zu größeren Werken ist er, obgleich die Censurhindernisse jetzt verschwanden, nicht mehr gelangt, und, was am meisten zu bedauern ist, auch eine neue Auflage der „österreichischen Statistik", welche die Neugestaltung Oesterreichs in den fünfziger Jahren zur Darstellung gebracht hätte, ist leider nicht erschienen. Die litterarische Thätigkeit Springer's beschränkte sich nach seinem Hauptwerke wieder auf die Theilnahme an periodischen Schriften. In den vierziger Jahren sind es noch die altösterreichischen Publicationsorgane, in welchen er zum Worte kam; in dem Jahrgang 1847 der „Jahrbücher der Litteratur" schritt er im Anschluß an sein großes statistisches Werk zu einer eingehenden, durch drei Bände (118, 119, 120) sich hinziehenden Besprechung der „Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für das Jahr 1842" und in dem letzten Jahrgang der „Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft" (1849) findet sich eine offenbar seinen finanzrechtlichen Vorlesungen entstammte Abhandlung über die strafrechtliche Behandlung unrichtiger Angaben im gefällsamtlichen Verfahren. Von da an stand ihm außer den Schriften der Akademie der Wissenschaften namentlich Haimerl's Magazin (später Vierteljahrsschrift) für Rechts- und Staatswissenschaften offen. In den Sitzungsberichten der Akademie finden sich noch zwei selbständige Vorträge (in der Sitzung vom 23. Juni 1852 über „Parallelen zwischen politischen und materiellen Bauten", in jener vom 22. März 1854 über die „Ergebnisse der strengen Prüfungen zur Erlangung der juridischen Doctorwürde an der Wiener Hochschule"); in Haimerl's Organ beschränkte er sich zwar auf Recensionen, es waren dies aber immer umfangreiche Arbeiten über die bedeutendsten Er-

scheinungen auf dem Gebiete seiner Lehrfächer. So besprach er in den Jahren 1856 und 1857 Deßary's Grundzüge der Finanzgesetzkunde und dessen Handbuch über die Verzehrungssteuer, 1860 Schwabe's Geschichte des österreichischen Credit- und Schuldenwesens, 1864 Lustkandl's ungarisch-österreichisches Staatsrecht, Hingenau's Studien über den Bergbau in Oesterreich, Kremer-Auenrode's Schrift über die schleswig-holsteinische Frage und Zöpfl's deutsches Staatsrecht; ja, als er schon von der Facultät geschieden war, trug er noch außer einer Besprechung von F. X. Neumann's österreichischer Handelspolitik (1865) den Schluß des Referates über Schwabe's Creditgeschichte (1866) nach. Auch sonst war S. trotz seines hohen Alters mit dem Rücktritt von der Professur aus der Activität nicht völlig ausgeschieden. Es gilt dies insbesondere von seinem Verhältniß zu der statistischen Centralcommission. An dem theoretisch-praktischen Curse für jüngere Verwaltungsbeamte, den die statistische Centralcommission im Winter 1864/1865 veranstaltete, betheiligte er sich durch Vorlesungen über die Statistik des Flächeninhaltes und der Bevölkerung, er war Mitglied des Specialcomitees zur Revision der Volkszählungs-Vorschriften (1865), aus seiner Feder liegen die Comitee-Entwürfe zur statistischen Erfassung der autonomen Budgets und der Comitee-Bericht über die Ausführung der Beschlüsse des statistischen Congresses in Florenz (1868) vor. Daß sein Rath auch bei der Errichtung des communalstatistischen Bureaus in Wien eingeholt wurde, bezeugt ein Dankschreiben des Bürgermeisters (1866).

Das Quinquennium, das im Pensionszustande zu verleben S. noch vergönnt war, war das allmählige Verlöschen eines langen, stillen Gelehrtenlebens. Erst in späten Jahren (am 30. August 1854) hatte S. sich (mit Karoline Freiin v. Lüerwald) vermählt, und zwar, wie sein Testament mit warmem Dank bezeugt, zu einem sein stilles Leben beglückenden Ehebunde; jetzt, nach seiner Pensionirung, zog er sich in ein Häuschen nach Döbling zurück, das er, der Freund des Landlebens, sich als Ruhesitz erworben hatte, und hier entschlief er am 4. September 1869.

Die Entwicklung der statistischen Wissenschaft hat seit Jahrzehnten eine wesentlich veränderte Richtung eingeschlagen und, was insbesondere Oesterreich betrifft, so ist an dessen Hochschulen, welche, wie gerade S. in der Vorrede zu seinem Hauptwerke mit Nachdruck hervorhob, der Statistik von jeher eine besondere Pflege gewidmet hatten, diese Disciplin seit der letzten Organisation des juridischen Studiums gegen früher weit in den Hintergrund getreten. Um so mehr steht aber Springer's Gedächtniß fest; als der letzte große Vertreter der deutschen Universitätsstatistik wird er in der Geschichte der österreichischen Hochschulen bleibend seinen Platz behaupten.

Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreichs XXXVI, 274 bis 277. — Illustrirte Zeitung (Leipzig) XXX, Nr. 760, 23. Januar 1858, S. 58. — Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften f. d. Jahr 1851, S. 260—262 (Verzeichniß der durch den Druck veröffentlichten Arbeiten). — Almanach der kais. Ak. d. W. f. d. Jahr 1870, S. 113, 114. — Feierliche Sitzung der kais. Ak. d. W. vom 30. Mai 1870, S. 29, 30 (Bericht des Secretärs der phil.-hist. Classe Joh. Vahlen). — Wiener Zeitung vom 16. October 1869, Nr. 244, und Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, XVII. Band, Heft 1, S. 36—38 (Nekrolog von Dr. Leopold Neumann). — Compte rendu de la huitième session du congrès international de statistique, Vol. II, p. 458 (Nekrolog von Dr. Adolf Ficker). — Statistische Monatsschrift, II. Jahrg., S. 70, 71, 112, 113 (Abhandlungen Dr. Adolf Ficker's: „Der Unterricht in der Statistik an den österreichischen Universitäten und Lyceen in den Jahren 1769—1849 und die litterarischen Leistungen der

Professoren auf diesem Gebiete“ und „Der Unterricht in der Statistik an den österreichischen Hochschulen in den Jahren 1850—1875 u. d. l. L. d. P. auf d. G.). — Krones, Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz. Graz 1886, S. 138, 139, 143, 580. — Personalacten Springer's und Mittheilungen von Hof-Ger.-Adv. Dr. Günther Rodler aus den Nachlaßpapieren. Hugelmann.

Sprinzl: Joseph S., katholischer Theologe, geboren am 9. März 1839 zu Linz in Oberösterreich, † am 8. November 1898 zu Prag. Er machte seine Gymnasial- und theologischen Studien in Linz und wurde hier am 22. September 1861 zum Priester geweiht. Nachdem er dann im höheren Priester-Bildungs-Institut zum hl. Augustin in Wien die theologischen Studien weiter fortgesetzt hatte und am 22. März 1864 zum Dr. theol. promovirt worden war, wurde er zunächst Studienpräfect im bischöflichen Priesterseminar und supplirender Professor der Moraltheologie an der theologischen Diöcesanlehranstalt in Linz, 1865 Professor der Dogmatik und Fundamentaltheologie daselbst, 1873 bischöflicher geistlicher Rath, 30. März 1875 Professor der Dogmatik an der k. k. theologischen Facultät zu Salzburg, 1883 ordentlicher Professor der Dogmatik an der deutschen Universität zu Prag. — Als Professor in Linz redigirte S. 1865—1875 zusammen mit J. E. Plakolm die Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift“, für welche Zeitschrift er besonders in diesen Jahren, aber auch noch später bis 1886 eine große Zahl von Artikeln apologetischen, dogmatischen und kirchenrechtlichen Inhalts verfaßte. Später veröffentlichte er die größeren Werke: „Handbuch der Fundamental-Theologie, als Grundlegung der kirchlichen Theologie, vom religionsphilosophischen Standpunkte bearbeitet“ (Wien 1876); „Die Theologie der apostolischen Väter. Eine dogmengeschichtliche Monographie“ (Wien 1880); „Compendium summarium theologiae dogmaticae in usum praelectionum academicarum concinnatum“ (Wien 1882). Genannt sei noch die Arbeit über „Die Theologie des hl. Justinus des Martyr's“, die in den Jahrgängen 1884—1886 der Theologisch-praktischen Quartalschrift erschien.

Guppenberger, Bibliographie des Clerus der Diöcese Linz (Linz 1893), S. 209—211. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 36. Theil (Wien 1878), S. 292 f. — Theol.-prakt. Quartalschrift, 52. Jahrg. 1899, S. 250 f. Lauchert.

Stademann: Adolf St., Landschaftsmaler, geboren am 19. Juni 1824 in München, † am 30. October 1895 (Sohn des nachfolgenden Regierungsrathes Ferdinand v. Stademann) besuchte das Gymnasium, prakticirte im Forstfach, bethätigte sich aber frühzeitig als Landschaftsmaler — ein größeres Bild des Neunzehnjährigen wurde von der herzoglich Leuchtenbergschen Galerie angekauft — und trat bald bleibend zur Kunst über. St. liebte flache oder hügelige Dorfpartien, mit Regen- oder Mondschein-Stimmungen, wobei sich alsbald eine Neigung zu Schnee- und Winterbildern ergab, welche dann, beinahe überwiegend, in den Vordergrund traten. Diese wiederholte er mit unermüdlicher Bravour und Ausdauer ganz im Sinne der alten Niederländer; nach ihrem Vorbilde schuf St. winterliche Küstenscenen, gefrorene Canäle und Flußgegenden, gab ihnen kleine Städte mit trotzigen Festungsmauern und Windmühlen zum Hintergrunde und als Staffage ein buntes Getriebe von Schlittschuhläufern und Schlittenfahrern, die im fröhlichen Trubel sich durcheinander auf den spiegelglatten Eisflächen bei bleischwer bewölkten Nachmittagen, abendlicher Dämmerung oder im hellsten Mondenscheine vergnüglich tummelten. Eine vornehme Jagdgesellschaft um einen erlegten Hirsch, mit dem Motiv von

Schloß Kalkberg an der Saar und schlitternde Kinder enthält die Münchner Neue Pinakothek; einen schneidigkalten Wintertag mit rodelnden Kindern die Schackgalerie. Seit 1850 war St. ein regelmäßiger, gerngesehener Gast in allen Kunstvereinen und Ausstellungen; Regenwetterscenen wechselten mit einem „Mondschein an der Elbe“ (1860), Wintermorgen (1860), Herbstabenden (1871), Dorfstraßen (1873), ländlichen Partien an der Isar (1876) oder Amper (1882), Fischerhäusern bei Scheveningen, „Mondaufgang bei Dordrecht“, Holländer Wasserlandschaften, Erinnerungen „Aus der Normandie“, stillen Weihern mit der Staffage von Rehen, Eisfestfreuden und Fackeltänzern. Dergleichen Bilder gingen ihm leicht und flüchtig aus der Hand; manche mit feinster Empfindung, überraschend wahrer Tongebung und liebevoller Durchbildung. Bisweilen aber, wenn gerade Zeit, Umstände und Laune drängten, wurden die Sächelchen auch schneller vom Stapel gelassen, als gerade zum Ruhme des Künstlers nothwendig und nützlich schien. Alle aber trugen ein unverkennbares, interessantes, geniales Gepräge und ein „guter Stademann“ ist heute noch ein gesuchter Artikel. Persönlich war der Maler von chevaleresken, gewinnenden und glatten Allüren. Frühe verheirathet und mit zahlreicher Familie gesegnet, mögen wohl vielfache Krankheiten, Leiden und Heimsuchungen zu schnellerer Production getrieben haben, die jedoch den poetisch-künstlerischen Sinn nie zu untergraben vermochten. Im J. 1880 starb nach mehrjährigen schweren Leiden ein vielversprechender Sohn, Ludwig St.; 1884 folgte dessen Bruder Wilhelm St., der als Landschafter gerade begonnen hatte, einen guten Namen zu erwerben; dann starb 1889 nach jahrelanger Krankheit seine vielerprobte Lebensgefährtin und Gattin Ferdinanda St. und 1895 „schied auch sein Geist nach schwerem, langem Ringen ruhig und sanft in eine bessere Welt“.

Sein als Zeichner und Lithograph wohlbekannter Vater Ferdinand v. Stademann (geboren 1791 zu Berlin), war 1812 nach München gekommen, that sich, gleichfalls schon in jüngeren Jahren, durch geschmackvolle Aufnahmen von bairischen Burgen und Schlössern hervor, trat in den Staatsdienst, ging 1832 als expedirender Geheimer Secretär der Regentschaft mit König Otto nach Griechenland und sammelte daselbst eine Fülle von landschaftlichen und architektonischen Studien; seine Hauptleistung aber bildete ein vom Nymphaion aus aufgenommenes „Panorama von Athen“, welches der Künstler in 11 großen Blättern nebst 6 Vignetten (darunter auch die von Oberbaurath Ludwig Lange [s. A. D. B. XVII, 647] gezeichnete Porträtfigur Stademann's) von Karl August Lebschée (s. A. D. B. XVIII, 103), auf Stein gezeichnet (München 1841 bei Franz Wild) herausgab. Ferdinand v. St. starb am 15. October 1873 als kgl. bair. Regierungsrath und Geheimer Secretär des Staatsraths, Ritter des Verdienstordens der bair. Krone, des hl. Michael, des kgl. Ludwig- und Officier des kgl. griech. Erlöser-Ordens geehrt.

Vgl. 304 d. Allgem. Ztg. v. 2. November 1895. — Kunstvereinsbericht für 1895, S. 82. — Fr. v. Böttícher, 1891. II, 795. — Singer, 1901. IV, 325 (vier Zeilen).

Hyac. Holland.

Stadion: Graf Anton Heinrich Friedrich St. (Stammvater der Friedericianischen Linie des gräfl. Hauses von Stadion zu Thun- und Warthausen) ist geboren am 5. April 1691 als der Sohn des kurf. mainz. Geheimrathes und Großhofmeisters Johann Philipp v. St. († 1741). Zum Eintritt in den Staatsdienst bestimmt, machte St. nach Vollendung seiner Vorbereitungsstudien Reisen nach Holland, Frankreich und Italien, wobei er Gelegenheit fand, mit den hervorragendsten Geistern des Auslandes in Berührung zu kommen. Auf diesen Reisen hat St. sich nicht bloß den äußeren Schliff geholt,

wie dies bei dem jugendlichen Adel seiner Zeit Sitte war, sondern er sah sich auch überall mit offenen Augen um und eignete sich Kenntnisse an, die für seinen künftigen Beruf förderlich waren. In jugendlichem Alter in den Staatsdienst aufgenommen, gelang es ihm, dank seiner großen Befähigung, rasch vorwärts zu kommen und zur Würde eines kurmainz. Großhofmeisters aufzusteigen. In dieser Stellung übte er unter drei Kurfürsten einen großen Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse des Kurstaates aus. Es wäre kaum zu verstehen, wie Kurfürsten von streng gläubiger Richtung einen Mann frei schalten und walten ließen, der im Verkehr mit aus- und inländischen Freigeistern stand, sich in den Dienst der Aufklärung stellte und seine freisinnige Richtung in seinen Amtshandlungen zum Ausdruck brachte, wenn man nicht wüßte, daß seine Herren, namentlich Philipp Karl v. Eltz (1732—1743) und Johann Friedrich Karl v. Ostein (1743—1763) schwache, bequeme und in Staatsgeschäften durchaus unerfahrene Fürsten waren. Diese mochten ihrem Großhofmeister umso mehr vertrauen, als er seine Thätigkeit mit der Einführung einer Reihe von gemeinnützigen Einrichtungen begonnen hatte. So war es ein höchst verdienstvolles Werk, durch Schaffung eines für den größten Theil des Kurstaates (mit Ausnahme von Erfurt und vom Eichsfeld) gültigen Landrechts willkürlichen Abweichungen vom gemeinen Recht ein Ende zu machen und durch eine zeitgemäße Gerichtsordnung den Gang des Verfahrens in bürgerlichen und Strafsachen zu regeln. An der Herstellung der am 1. Januar 1756 in Kraft getretenen Gesetzgebung arbeitete St. in Verbindung mit dem Hofkanzler v. Vorster, mit den Mitgliedern des Hofraths: Freiherrn v. Breidbach-Bürresheim, v. Lammertz, v. Stubenrauch, v. Clemens, v. Cunibert, Rüssel, Ottenthal und Hartmann und mit den Mitgliedern des Hofgerichts: Preetz und Itzstein. Eine Reihe von wichtigen, zur Förderung von Handel und Verkehr in der Zeit von 1747—1750 erlassenen Verordnungen sind niedergelegt in einer im J. 1752 erschienenen ersten „Sammlung deren in Policey u. Commercien-Sachen erlassenen Churf.-Maintzischen Verordnungen“. Die damals getroffenen Anordnungen haben sich vorzüglich bewährt und wurden bis zu Ende des Kurstaates gehandhabt. Hierher zählt zunächst die Einführung von zwei jährlichen Messen von je 14 Tagen in Mainz (Verordnung vom 22. December 1747) und die Regelung des Meßcredits und der Zahlungstermine. Auf Stadion's Betreiben wurde ein Warenlager am Rhein und ein Weinmarkt in Mainz eingerichtet, der dem Haupthandelszweige der Stadt gute Dienste leistete. Ein Vorläufer der künftigen Handelskammer war die durch Verordnung vom 22. December 1747 geschaffene Vertretung des Handelsstandes unter Leitung des Vicedom-Amtes, die zu berathen hatte über alles, „was zur Aufnahme der Gewerbe und Kauffmannschaft dahier gereichen, und Schaden und Abgang zu verhindern vermag.“ In Verbindung damit stand die Neuregelung des Schiffahrtswesens. Zu nämlicher Zeit widmete sich die Regierung der besseren Gestaltung des Pfandhausverkehrs, des Löschwesens und der Steuerung des Bettelunfugs.

So dankbar die Kurmainzer diese Wohlfahrtseinrichtungen anerkannten, so entschieden wehrten sie sich gegen Regierungsmaßregeln, die geeignet waren, das religiöse Empfinden des Volkes zu verletzen. So lebensfroh der Mainzer des 18. Jahrhunderts war, so wenig er sich zum Kopfhänger eignete, so hielt er in religiösen Dingen doch stark an dem Althergebrachten. Es erregte darum großes Aergerniß, als St., um Platz für die von ihm nach Mainz gezogenen Meßleute zu gewinnen, ein von den Jesuiten im J. 1720 errichtetes Kreuz bei der Sebastianuscapelle in Mainz entfernen ließ (1754). Die Aufregung hierüber wurde geschürt durch Leute, denen Stadion's freisinniges Wesen zu-

wider war, wobei namentlich eine Predigt des Jesuitenpaters Winter ihre Wirkung nicht verfehlte. Zur Beruhigung der aufgeregten Menge ließ die Regierung unter großem Gepränge ein neues Kreuz errichten (Vogt, Rheingeschichten und Sagen IV, S. 204—206, Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II, S. 172, 173). Dem ersten Vorstoß gegen St. folgte bald ein zweiter nach. Als einen Gesinnungsgenossen hatte St. den Professor D. Joh. Baptist Horix gehegt und beschützt. Als dieser für den Gebrauch bei seinen Vorlesungen eine Arbeit drucken ließ (Tractatiuncula in fontibus juris canonici germanici), worin er gegen die von Rom angestrebte Vermehrung der Machtvollkommenheit ankämpfte, regte sich die Geistlichkeit gegen den Gelehrten und ruhte nicht, bis dieser gemaßregelt und zum Widerruf seiner Ansichten gezwungen wurde. Es glückte den Großhofmeister in diese Angelegenheit zu verwickeln, dem die Demüthigung nicht erspart blieb, die Erklärung abgeben zu müssen (29. April 1759), daß er an der Arbeit des ihm nahestehenden Professors keinen Antheil gehabt.

Die Erkenntniß, wie wenig er sich auf den schwachen Kurfürsten Ostein verlassen könne, bewog St., sich nach Warthausen zurückzuziehen (1761), ohne aus dem Staatsdienst auszuscheiden, was erst nach einigen Jahren erfolgte, als es zwischen dem Herrn und Diener zum Bruch kam. Dagegen trat St. in freundschaftliche Beziehungen zu Ostein's Nachfolger Emmerich Josef v. Breidbach-Büresheim, ohne den Versuch zu machen, in den kurmainzer Dienst wieder einzutreten. Auf Empfehlung Stadion's ernannte der neue Kurfürst den Dichter Christoph Martin Wieland, der sich seit 1760 in der Nähe von Warthausen, in Biberach, aufhielt und mit St. in enge Beziehungen trat, zum Professor der Philosophie an der Hochschule in Erfurt, worüber man in den Mainzer Kreisen nicht besonders erbaut war. Stadion's Einfluß auf Emmerich Josef ließ sich auch erkennen in der Umgestaltung des Unterrichtswesens in Mainz, wobei Stadion's Freunde Freiherr v. Benzel-Sternau und Großhofmeister v. Groschlag, beide freisinnige Männer, eine hervorragende Rolle spielten (Messer, Die Reform des Mainzer Schulwesens im Kurfürstenthum Mainz unter Emmerich Josef, 1763—1774, S. 13). Auch dadurch suchte St. seinen Einfluß auf geistliche Höfe aufrecht zu erhalten, daß er seinen Schüler, wahrscheinlich auch seinen natürlichen Sohn, den Georg Michael Franck (de la Roche) in Diensten des kurtrierschen Hofes brachte. Ganz im Sinne Stadion's wirkte Franck als Verfasser der Briefe über das Mönchswesen, ein Werk, das sich an die oben erwähnte Arbeit von Horix und an das Werk von Febronius anschloß und gleiche Ziele wie jene verfolgte (vgl. Rhein. Antiq. II. Abth., 1. Bd., S. 89 u. 107, ferner das 13. Buch von Goethe's Wahrheit und Dichtung und Asmus, G. M. de la Roche, ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung).

An den geistreichen Minister erinnert in Mainz noch ein für ihn errichteter Bau, der Stadionenhof, der dem feinen Geschmack des prachtliebenden Bauherrn alle Ehre macht.

St. verstarb in Warthausen am 28. October 1768; aus seiner Ehe mit Maria Anna Auguste v. Sickingen waren drei Töchter und zwei Söhne hervorgegangen. Von seinem Sohne Franz Konrad stammen die Enkel Friedrich Lothar (geb. 6. April 1761) und Johann Philipp (geb. 8. Juni 1763) ab, beide später als österreichische Staatsmänner bekannt geworden.

Bockenheimer.

Stadler: Maximilian St. (kurz „Abbé Stadler“ genannt), hervorragender österreichischer Tonsetzer, geboren am 4. August 1748 zu Melk, † zu Wien am 8. November 1833. Er war der Sohn eines Bäckers und zeigte

schon als Knabe vortreffliche musikalische Anlage. Mit zehn Jahren kam er als Chorsänger in das Stift Lilienfeld, wo er in den classischen Sprachen Unterricht erhielt und Gelegenheit hatte, sich im Violin-, Clavier- und Orgelspiel zu üben, hierbei mehr seinem eigenen Talent als besonderer Anleitung folgend. Seit 1762 setzte er seine wissenschaftlichen Studien in Wien bei den Jesuiten fort und gewann in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf als Orgelspieler. Mit achtzehn Jahren trat er als Novize in das Stift Melk ein, studirte Philosophie und Theologie, erhielt 1772 die Priesterweihe und wurde 1775 Professor der Theologie (Moral, Kirchengeschichte und Kirchenrecht). Dabei galt er als einer der größten Clavier- und Orgelspieler der Zeit. 1786 ernannte ihn Kaiser Joseph II. zum Abbé commendataire des Stifts Lilienfeld, 1789 des Stiftes Kremsmünster. Nach Kaiser Joseph's Tode wurde er 1791 vom Bischof Gall als Consistorialrath nach Linz berufen. Seit 1796 lebte er in Wien, zunächst mit Studien zu einer „Geschichte der Tonkunst in Oesterreich" beschäftigt, dann aber (seit 1803) als Seelsorger der Pfarre Altlerchenfeld. Im J. 1810 wurde er auf die Pfarre Böhmischkrut (Niederösterreich) berufen, von der er sich nach sechs Jahren in den Ruhestand zurückzog. Diesen verbrachte er bis an sein Lebensende in Wien. Zu einer Ausarbeitung seines musikhistorischen Planes konnte er sich nicht entschließen. Unwillkürlich gewann er aber Bedeutung als Musikschriftsteller durch seine Schrift „Vertheidigung des Mozartischen Requiem" (Wien 1826, mit zwei Nachträgen von 1827), zu der er durch Gottfried Weber's Aufsätze über Mozart's Werk veranlaßt wurde. Er war Mozart's Freund, Berather der Wittwe Mozart in Beziehung auf den musikalischen Nachlaß und „dankte Gott, daß er ihn so lang leben ließ, um als 78jähriger Greis noch Zeuge der Wahrheit sein zu können".

Das Bedeutendste leistete St. für seine Zeit als Componist. Er ist einer der hervorragendsten Zeitgenossen von Haydn, Mozart und Beethoven. Mit elf Jahren fing er zu componiren an, seine besten Werke schrieb er zwischen dem 62. und 84. Lebensjahr. Gute Vorbilder, langsam vorschreitende ruhige Entwicklung, langjährige Uebung und angeborenes, durch allgemeine Bildung wesentlich gefördertes Talent haben ihn zu einem Meister des Satzes gemacht. Seine Werke standen bei seinen Zeitgenossen im höchsten Ansehn; gleichwohl haben sie nicht die Kraft gehabt, ihn zu überleben. Denn bei aller Gediegenheit, technischen und formalen Schönheit fehlt ihnen die Genialität. Drei große und mehrere kleine Messen, ein großes und ein kleineres Requiem, drei Litaneien, zwei Te Deum, drei Magnificat, viele Graduale, Offertorien, Salve regina, Miserere, Regina coeli, Antiphonen, Responsorien u. dergl. schrieb er für die Kirche, Sonaten, Sonatinen, Präludien und Fugen für Clavier und Orgel, eine Sonate für das Waldhorn, drei Streichquartette und andere kleinere Kammermusik; den größten Erfolg hatten seine Cantaten, Hymnen, Oden, Psalmen, Arien und Lieder (darunter die Cantate „Die Frühlingsfeier" und die Hymne „Gott"), allen voran aber sein Oratorium „Die Befreiung von Jerusalem", das als sein größtes Werk betrachtet und den Oratorien von Händel und Haydn an die Seite gestellt wurde. Diese auf einen Text der Brüder Collin gesetzte Composition wurde in Wien 1813 zum ersten Mal aufgeführt und 1816 bei einem großen Musikfeste von einem Chor und Orchester von achthundert Personen wiederholt. In einer Prachtausgabe veröffentlicht, wurde es Kaiser Franz gewidmet und bis zum Jahre 1846 in vielen größeren deutschen Musikstädten aufgeführt, so in Prag, Dresden, Berlin, Königsberg, Braunschweig, Nürnberg u. a. Stadler's Verdienste um die Tonkunst wurden durch persönliche Ehrungen aller Art vielseitig anerkannt

1780—1801 lebte er in Wien und Graz. In Wien eröffnete er eine Buch- und diese kamen aus Anlaß seines 85. Geburtstages in rührender Art zum Ausdruck. Der Nekrolog, den ihm J. F. v. Mosel in der Wiener „Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ (December 1833) schrieb, und der die ausführlichsten Nachrichten über sein Leben nebst einem genauen Verzeichniß seiner Werke bringt, schließt mit den Worten: „Der erhabene Priesterstand verlor in ihm ein würdiges Mitglied, die Tonkunst einen ihrer vorzüglichsten Eingeweihten, seine Freunde einen gefühlvollen Theilnehmer an ihren Leiden und Freuden, die Jugend einen wohlwollenden Leiter, die Armen einen hilfreichen Vater und die gebildete Welt einen liebenswürdigen Gesellschafter“. E. Mandyczewski.

Stahel, aus Holland stammendes Drucker- und Buchhändlergeschlecht. 1482 wanderte Konrad Stahel (siehe unten) in Passau ein, druckte im Verein mit Benedict Mayr, ging aber schon zwei Jahre später nach Venedig und 1491 nach Brünn, wo er als erster Buchdrucker auftrat. Johann Jakob St., geboren 1723 als der einzige Sohn des Kaufmanns und Bürgermeisters Reinerus St. in Köln, ist der Gründer der nun seit 137 Jahren bestehenden Stahel'schen kgl. bair. Hof- und Universitäts-Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. Nach der im Besitze der Familie befindlichen Urkunde erhielt er von dem damaligen Fürstbischofe Karl Philipp von Greifenklau, Herzog von Franken, am 23. Mai 1753 die Concession zur Errichtung und Führung einer Buchhandlung in Würzburg, für die er „Stahel'sche Buchhandlung“ firmirte. 1763 kaufte er „mit Vorwissen der hochfürstlichen Regierung“ die Kleyer'sche Universitätsbuchdruckerei in Würzburg, und da nach damaligen Zunftgesetzen zur Errichtung einer Buchdruckerei der Nachweis der erforderlichen Fachkenntnisse nothwendig war, entschloß sich der damals bereits im 40. Lebensjahre Stehende, wie es in der Urkunde heißt, „berühmte Buchhändler Johann Jakob Stahel“, die Buchdruckerkunst noch zu erlernen. Zu diesem Zwecke stellte er sich der „Buchdruckergesellschaft in der kaiserlichen freien Reichsstadt Frankfurt a. M.“ vor und erhielt die Erlaubniß, bei dem Buchdrucker und Buchhändler Heinrich Ludwig Brönner von der Herbstmesse 1763 bis dahin 1766 in die Lehre zu gehen, wobei ihm im voraus das vierte Lehrjahr erlassen wurde. Am 11. September 1765 wurde er in die Buchdrucker-Gesellschaft aufgenommen. Damit aber die „Stahel'sche Buchdruckerey“ einstweilen fortgeführt werden konnte, hatte die Buchdrucker-Gesellschaft Christoph Wolfgang Kohles zum Factor eingesetzt und bestimmt, daß während dieser Zeit die Bücher unter des Factors Namen gedruckt werden sollten. Am 16. Januar 1769 wurde Johann Jakob St. von der Universität Würzburg, mit deren Lehrern und Hörern er in nahen Beziehungen stand, zum Universitätsbuchhändler ernannt und war als solcher der Universitätsgerichtsbarkeit unterstellt. Einige Jahre später wurde ihm der Titel eines „Hochfürstlichen Hofbuchhändlers“ verliehen. Die Hauptrichtung des Verlages erstreckte sich auf die katholisch-theologische Litteratur. Bis zum Jahre 1789, in welchem der Tod des Begründers erfolgte, erschien eine ganze Reihe von Büchern für den Kirchen- und Schulgebrauch, eine Anzahl griechischer und römischer Classiker in Text und commentirten Ausgaben. Als eine der bedeutendsten Publicationen dieser Zeit gilt die „Bibliothek der Kirchenväter“.

Von den sieben Söhnen des Johann Jakob St., welche zumeist höhere Militärs in österreichischen und russischen Diensten waren, widmete sich Johann Veit Joseph St., der vierte der Söhne, geboren am 14. Januar 1760 in Würzburg, dem Buchhandel. Eifrig oblag er seinen Studien an der Würzburger Universität und erlangte den Grad eines Doctors der Philosophie.

handlung („Stahel'sche Buchhandlung"), die er später seinem Schwager F. Schaumburg übergab, der dieselbe unter seinem eigenen Namen weiterführte. In Graz war er Stadtrath und zur Zeit der französischen Invasion Procureur de la Commune. Als Deputirter der Landescommission bei General Bonaparte erwarb er sich 1797 großes Verdienst um das Wohl von Graz und ganz Steiermark, indem er, obwohl umstellt von französischen Bajonetten, durch energisches Auftreten die Leistung einer wöchentlichen Contribution von 100 000 fl. verhinderte. Da sich Dr. Veit Joseph St. seiner freien Anschauungen wegen unter Metternich fürderhin nicht halten konnte, verkaufte er seine Güter und übernahm das inzwischen von seiner Mutter weitergeführte väterliche Geschäft. Welchen Aufschwung schon damals der Verlag genommen hatte, geht aus einer 1803 von ihm verfaßten Schrift: „Ueber den Zustand des Buchhandels in Würzburg" hervor, in der es heißt, daß seit der Einrichtung der Buchdruckerei bis dahin die Summe von 700 000 fl. für Herausgabe von Verlagswerken verausgabt wurde. Oft wurden, da die eigene Druckerei nicht alle Arbeiten für den Verlag und für auswärtige Buchhandlungen bewältigen konnte, gleichzeitig die Pressen in Fulda beschäftigt. 1803 erschien zum ersten Male die „Würzburger Zeitung", ein Tageblatt politisch-litterarischen Inhalts. Am 25. Juni 1805 erwarb Dr. Veit Joseph St. die Griebel'sche Buchdruckerei in Mergentheim, die er aber schon am 10. December 1808 an seinen Factor Johann Georg Tham verkaufte. 1818 zog er sich vom Buchhandel zurück und lebte seinen Privatstudien, als deren Früchte u. a. die Uebersetzung von Goldsmith's „Geschichte der Römer" (1. Aufl. 1790, 3. Aufl. 1828) und Goldsmith's „Geschichte der Griechen" (1. Aufl. 1802, 3. Aufl. 1828) hervorging. 1818 traten seine beiden ältesten Söhne als Theilhaber ein, Johann Konrad (geboren am 12. April 1789 in Wien) und Joseph Ignaz (geboren am 30. Juli 1790 in Wien) und verblieben bis 1832, in welchem Jahre am 27. September ihr Vater starb, gemeinsam Leiter des Geschäfts. Zu dieser Zeit zog sich Joseph Ignaz ins Privatleben zurück und that viel für das Wohl der Armen, für die er auch eine Holzstiftung errichtete. „Zur ehrenden Erinnerung an die Thätigkeit und Rechtschaffenheit seiner Vorfahren" errichtete er ferner eine Familien-Stipendien-Stiftung und starb am 17. Juni 1866 in Würzburg. Für ihn übernahm sein jüngerer Bruder Karl (geboren am 4. Mai 1807), der erst 1828 vom Kaufmannsstande zum Buchhandel übergetreten war, die Mitdirection. 1844 eröffnete dessen jüngster Bruder Ludwig (geboren am 10. August 1810) unter seinem Namen in Würzburg, im Wermuth'schen Hause am Marktplatz, eine Buchhandlung, die indeß schon nach vier Jahren infolge seines Ablebens mit dem Stammgeschäfte verschmolzen wurde. 1845 verschied auch Karl und so verblieb die Firma in den alleinigen Händen Johann Konrad's. Jahrelanges Leiden hatte diesen an das Zimmer gefesselt, und er rief seinen ältesten Sohn Veit Joseph im Spätjahr 1852 aus Neapel nach Hause zurück. Bereits am 16. Februar des folgenden Jahres starb Johann Konrad im 64. Lebensjahre, im 100. Jahre des Bestehens der Firma.

Am 1. Januar 1855 übernahm Veit Joseph St. die Leitung. Am 15. Januar 1828 in Würzburg als ältester Sohn des Johann Konrad geboren, erhielt er jene Ausbildung, die sein späterer Beruf als Vermittler der geistigen Production unserer Gelehrten erheischt. Er richtete in seinem Hause, dem alten Seebachshof (vormals Sitz der Würzburger Weihbischöfe) für die eigenen Zwecke der Buchhandlung eine Buchdruckerei ein. Dem Wirken der Inhaber der Stahel'schen Buchhandlung fehlten auch die entsprechenden An-

erkennungen und Auszeichnungen nicht. 1882 betheiligte sich die Stahel'sche Buchhandlung durch Herausgabe verschiedener Festschriften an der Säcularfeier der Alma Julia Maximilianea in so hervorragender Weise, daß ihr der Akademische Senat der Universität Würzburg den Titel einer Universitäts-Buchhandlung ertheilte. Unter den Festschriften verdient insbesondere die von Joseph St. entworfene Pergamentausgabe der „Geschichte der Universität Würzburg" von Professor v. Wegele Erwähnung. Am 1. Juli 1889 erlag St. einem Magenleiden.

Als Hauptrichtungen des Verlags gelten die medicinisch-naturwissenschaftliche und die rechtswissenschaftliche, und von den hervorragendsten Autoren, welche diese und die anderen Disciplinen vertreten, seien nur folgende genannt: v. Kölliker, Kußmaul, v. Scanzoni, Textor, v. Troeltsch, Rieger, Fick, v. Sachs, Rud. v. Wagner, v. Urlichs, Grasberger, v. Wegele, Seuffert (Pandektist), Kohler. Von Verlagswerken sind bemerkenswerth: Cannstatt's „Jahresbericht der Medicin" (Jahrgang 1851 bis 1865), Cannstatt's „Jahresbericht der Pharmacie" (1851—1865), „Archiv für Ohrenheilkunde" (1864—1873), des Chirurgen Heine's Werke, Scanzoni's „Beiträge zur Geburtskunde", die „Sitzungsberichte und Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg", die „Officielle Ausgabe des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches" von J. Lutz (dem bairischen Staatsminister), die „Protokolle der Commission zur Berathung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches", Seuffert's „Praktisches Pandektenrecht", die über 400 Nummern umfassende Stahel'sche „Sammlung Deutscher Reichsgesetze und Bayrischer Gesetze", Denzinger's Werke, die Programme des Martin v. Wagner'schen Kunstinstituts, Jakob Bayer's „Großes lateinisches Lexikon" (das spätere Mühlmann'sche), eine größere Anzahl von Kalendern, Eulenhaupt's Schulwandkarten, das „historische Album von Würzburg", Heffner, Die deutschen Kaiser- und Königssiegel (162 Abb. m. beschr. Text).

K. Fr. Pfau.

Stahel: Konrad St. (seltener Stachel, latinisirt Chalybs), ein Wanderdrucker des 15. Jahrhunderts. Seine Thätigkeit eröffnet er zusammen mit Benedikt Mayr in Passau, wo beide miteinander die Buchdruckerkunst einführen und 1482 den ersten Druck mit ihrem Namen, des Eusebius epistola de morte Hieronymi, herausgeben. Ohne ihren Namen scheinen sie allerdings bereits 1481 einen Druck veröffentlicht zu haben. Noch ein weiteres Buch ist ohne Zweifel aus dieser gemeinsamen Presse hervorgegangen; denn in Perger's Grammatica von 1482 heißt es zwar statt Conradus Stahel: N. oder Nicolaus Stahel, doch ist dies wohl nur ein Druckfehler, wie überhaupt die Schlußschriften dieser Presse deren verschiedene aufweisen. Schon im Herbst 1482 tritt an die Stelle Stahel's Joh. Alakraw, und ersterer zieht nach Venedig, wo er 1484 in Gemeinschaft mit zwei Siebenbürgern aus dem Burzenland, Andreas Corvus von Kronstadt und Martin von Zeiden, das Brevier des Bisthums Olmütz druckt. Die damit gegebenen Beziehungen zu Mähren waren vermuthlich die Veranlassung, daß St. bald wieder zum Wanderstabe griff, um, begleitet von Matthäus Preinlein aus Ulm, die Kunst Gutenberg's in jenes Land und zwar in seine Hauptstadt Brünn zu tragen. Dort ist in der That das erste, was die beiden neuen Genossen, diese impressores Veneti, wie sie sich einmal etwas reklamhaft nennen, beschäftigt, wieder ein Auftrag für die Olmützer Diöcese, eine Agende, die 1486 im Druck erschien (der von Hain 1570 aufgeführte Druck, angeblich von 1485, gehört ins Jahr 1495). Andere kirchliche Bücher folgten, so namentlich 1491

ein Graner Missale, 1498 Statuta synodalia und 1499 ein Psalterium, beide wieder für Olmütz bestimmt. Sonst gingen aus dieser ersten Druckerei, der man ohne Zweifel alles zuweisen darf, was im 15. Jahrhundert in Brünn erschien, soweit bis jetzt bekannt, noch acht Drucke hervor, darunter die ungarische Königschronik des Johannes de Thworcz (Thuroczi) 1488 und ein Jus municipale Moravicum s. a. Wie lange die Verbindung Stahel's mit Preinlein dauerte, ist nicht sicher. Im J. 1499 sind sie jedenfalls getrennt, indem Preinlein nun für sich in Olmütz, St. aber allein weiter in Brünn und zwar eben das genannte Psalterium druckte. Wie auch Preinlein, verschwindet St. mit dem Jahr 1499. Ob er gestorben ist oder noch einmal weiter gewandert, ist unbekannt. Auch was man von seinen sonstigen persönlichen Verhältnissen erfährt, ist wenig genug und dazu nicht ganz durchsichtig. Er nennt sich nämlich de Blaubeurn, einmal aber auch (in dem Psalterium von 1499) de Memmingen presbyter Augustensis dyoces. Das ist vermuthlich so zu verstehen, daß er von Blaubeuren stammte, aber ehe er die Druckerthätigkeit aufnahm, als Priester in Memmingen wirkte. Nicht unmöglich wäre es, daß er in letzterer Stadt bei Albrecht Kunne, wenn dieser wirklich schon 1479 oder 1480 in Memmingen seine Presse aufgeschlagen, die Buchdruckerkunst erlernt hat.

Vgl. die Inkunabelbibliographien bezw. -kataloge von Hain, Proctor, Copinger und den Aufsatz von A. Schubert über die sicher nachweisbaren Inkunabeln Böhmens und Mährens im Centralblatt für Bibliothekswesen, 16. Jahrg., 1899, S. 51 ff.

K. Steiff.

Stahl: Wilhelm St., Mathematiker, geboren am 8. September 1846 in Fränkisch Krumbach im Odenwald als Sohn des dortigen Pfarrers, † am 19. April 1894 in Berlin. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters zog die Mutter mit ihrem Sohne nach Darmstadt, wo er zum Studium vorbereitet wurde. Zunächst scheint eine technische Laufbahn vorgesehen gewesen zu sein, wenigstens studirte St. 1864—1868 am Züricher Polytechnikum die Ingenieurwissenschaften, dann aber wandte er sich 1868—1870 an den Universitäten Gießen und Berlin noch weiteren theoretischen Studien zu und promovirte 1870 als Mathematiker in Heidelberg. Er nahm an dem Kriege 1870/71 im Verbande der hessischen Division vor Metz und an der Loire Theil. Nach dem Friedensschlusse war er kurze Zeit Ingenieur, wurde aber schon 1872 als Professor der synthetischen und darstellenden Geometrie und der Graphostatik an die technische Hochschule nach Aachen berufen. Im Jahre 1892 folgte er einem Rufe für analytische Geometrie an die technische Hochschule in Charlottenburg, wo er nur noch kaum zwei Jahre wirken sollte, da ein vorzeitiger Tod sein Schaffen unterbrach. In Stahl's wissenschaftlichen Arbeiten, von welchen drei im XX. und XXI. Bande der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, die übrigen in Crelle's Journal Band 79—104 und in den Mathematischen Annalen Bd. 35 36 und 40 erschienen, sind drei Gruppen zu unterscheiden, technische aber auf synthetische Geometrie sich stützende, synthetisch-geometrische, analytisch-geometrische. Man wird daher St. vorzugsweise als Geometer zu bezeichnen haben, der von den synthetischen Methoden zu den modernen algebraischen aufstieg. Den Gipfelpunkt sollte eine als Bruchstück hinterlassene zusammenhängende Theorie der rationalen Curven bilden.

Vgl. Nekrolog von Th. Reye und A. Brill in dem Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, Bd. IV, S. 36—45.

Cantor.

Stählin: D. Adolf von St., Oberconsistorial-Präsident in München. St. ist am 27. October 1823 in Schmähingen bei Nördlingen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Die Mutter war eine geb. Brack. Nach einigen Jahren wurde der Vater nach Westheim versetzt. Dort wuchs der Knabe unter einer großen Schar von Geschwistern, im regen Verkehr mit der ländlichen Jugend, frei und ungezwungen, aber umhegt von der frommen Zucht und Sitte eines evangelischen Pfarrhauses auf. Den Unterricht nahm der Vater, ein sehr tüchtiger Schulmann, selbst in die Hand. Später besuchte St. die Lateinschule in Memmingen und München, bis er in das Collegium von St. Anna in Augsburg Aufnahme fand, einer Stiftung Augsburger Bürger aus der Reformationszeit zu dem Zweck, der evangelischen Kirche tüchtige Diener und Vertreter heranzubilden. Eine Reihe trefflicher Lehrer wirkte dort in anregendster Weise auf den lebhaften Geist des Jünglings ein; unter ihnen besonders der spätere langjährige Rector des Gymnasiums von St. Anna, Mezger, der zugleich den Religionsunterricht gab. Es war die Zeit, wo in Baiern das wieder erwachende evangelische Glaubensleben den bis dahin herrschenden Rationalismus ablöste. Stählin's Vater gehörte noch dem letzteren an. Und so war auch der Sohn unter diesen Einflüssen aufgewachsen. Mezger's Religionsunterricht aber war durchaus positiv. Und Pfarrer Bomhard predigte mit Geist und Kraft das alte Evangelium. Allmählich wurde sich der redlich strebende Jüngling des Unterschieds bewußt, ohne daß er aber schon jetzt zu voller Klarheit hindurchdrang. So verließ er, in allen Fächern der erste, namentlich mit den alten Classikern aufs beste vertraut, aber noch schwankend in seinem Innern, das Gymnasium. Nach dem Höchsten strebend, viele Fragen im Herzen, wanderte der Siebzehnjährige der Universität Erlangen zu.

Dort hatte eben mit Harleß, Hofmann und Thomasius die glänzende Aera begonnen, welche in den folgenden Jahrzehnten die „Erlanger Theologie" weithin berühmt machte und der Theologie Tausende von begeisterten Schülern aus allen Landen zuführte. St. durfte aus dem neu erschlossenen Quell die ersten frischen Züge thun und verspürte bald, wie wohlthuend dies seinem innersten Verlangen entgegenkam. Die glaubenswarmen Predigten des reformirten Pfarrers Krafft gingen den begeisternden Vorträgen der theologischen Lehrer zur Seite. Und so stand St. bald auf dem „Grund, der unbeweglich steht": der Rechtfertigung aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben. Neben dieser theologischen Förderung und christlichen Vertiefung ging das regste wissenschaftliche Interesse auch für andere Wissensgebiete her. Insbesondere setzte St. bei Döderlein und Nägelsbach seine philologischen Studien mit größtem Eifer fort, wie er denn durchs ganze Leben den Bund zwischen Humanität und Christenthum als den Höhepunkt menschlicher Culturentwicklung betrachtete. Ein gleichstrebender Freundeskreis, den er in der ersten christlichen Studentenverbindung fand, brachte nicht nur nach angestrengtem Studium die nöthige Erholung, sondern bot zugleich in gegenseitigem Austausch die werthvollsten Anregungen. So waren die Universitätsjahre eine Zeit ununterbrochener, treuer Aussaat, die reiche Frucht versprach. Aber nicht ohne viel Seufzen wurde sie bestellt. Die bescheidene Einnahme des Vaters mußte für eine Familie von 14 Kindern ausreichen. Diese legte dem auf der Universität befindlichen Sohn übergroße Beschränkungen auf. Es war das um so empfindlicher, als sein ohnehin schwächlicher Leib der sorgsamsten Pflege bedurft hätte. Vielfach kränklich, schleppte er sich durch Wochen und Monate hin. Als ein Kranker ging er er ins Examen, das er aber gleichwohl mit Auszeichnung bestand.

Unmittelbar darauf wurde St. in das Predigerseminar in München einberufen. Immer die drei tüchtigsten Candidaten des Jahrgangs sollen hier zwei Jahre hindurch in die Praxis des geistlichen Amtes eingeführt werden, während ihnen dabei die nöthige Muße bleibt, um sich wissenschaftlich weiter fortzubilden und die mancherlei Anregungen der großen Stadt auf sich wirken zu lassen. Hier hat sich Oberconsistorialpräsident Roth mit väterlicher Liebe und Güte des jungen, rastlos vorwärts strebenden Candidaten angenommen, wofür dieser ihm zeitlebens dankbar blieb. Anstatt aber, wie er wünschte und hoffte, nach der Seminarzeit sein reiches Innenleben im Dienste der Kirche erfolgreich verwerthen zu können, mußte St. durch lange Jahre immer wieder, wenn er kurze Zeit ein Vicariat bekleidet hatte, mit gebrochener Kraft ins Vaterhaus zurückkehren. Erst als er im J. 1850 als Vicar zu Decan Brandt in Kattenhochstadt kam, besserte sich allmählich sein leidender Zustand. Brandt war in den Tagen seiner Kraft der Gründer und Leiter des „Homiletisch-liturgischen Korrespondenzblatts“ gewesen, das den siegreichen Kampf gegen den Rationalismus in der Landeskirche geführt hatte. Als Decan von Windsbach hatte er sich große Verdienste durch die Gründung des dortigen Pfarrwaisenhauses erworben. Nun durfte St. in dem Hause dieses ehrwürdigen Veteranen sechs reich gesegnete Lehrjahre des geistlichen Amtes verleben. Zwar ging es auch da noch durch viel leibliche Schwachheit und durch sie veranlaßte innere Noth. Aber der Glaube war doch in all diesen Leidensjahren bewährt und köstlich erfunden worden. Und allmählich fingen unter der sorgsamen Pflege, die sie fanden, auch die leiblichen Kräfte an, sich zu heben. — Elf Candidatenjahre waren so vergangen, als St. die erste Anstellung als Pfarrer in Tauberschockenbach bei Rothenburg o. d. T. fand. Zu Ende des Jahres 1855 zog er mit seiner jungen Frau, Lina geb. Brandt, in das dortige Pfarrhaus ein. Die überaus glückliche Ehe blieb kinderlos. Und so lebte die sorgsame Hausfrau nur für ihren Gatten. Ihrer treuen Sorgfalt ist es, menschlich angesehen, hauptsächlich zu danken, daß das theure Leben erhalten blieb und dessen Kraft und Gesundheit von Jahr zu Jahr sich steigerte. Mit dem Feuer der ersten Liebe griff St. die Arbeit an seiner Gemeinde an. Und sie blieb nicht ohne Frucht. Bald wurde die Kirche für die zuströmenden Hörer zu klein. Die Gemeinde blickte mit Stolz und Freude zu ihrem Hirten empor. Diesem ließ die kleine Pfarrei noch Zeit genug zu wissenschaftlicher Arbeit, die ihm innerstes Bedürfniß war. Und sie kam ihm sehr zu statten, als er bald darauf in die theologische Prüfungscommission berufen wurde. Hier war St. ganz in seinem Elemente. Mit gründlicher Gelehrsamkeit, die den Stoff vollkommen beherrschte und dem Examinator die freieste Bewegung gestattete, verband sich größte persönliche Liebenswürdigkeit. In seinem Urtheil war er ebenso gerecht als mild und verstand die edle Kunst, während er forderte, zugleich zu geben. Es war eine Freude, von ihm geprüft zu werden, und Viele nahmen einen Gewinn fürs Leben von der Prüfung mit hinweg.

So befriedigt sich St. in seiner Landgemeinde fühlte, so war es ihm doch willkommen, als der Ruf der Stadtgemeinde Nördlingen ihn im J. 1864 in größere Verhältnisse führte. Er konnte dort vor einer größeren Schar von Zuhörern, die auch höheren geistigen Interessen zugänglich waren, seine Predigtgabe erst voll entfalten. Man könnte St. mit Recht einen gottbegnadeten Prediger nennen. Seine Predigten waren nicht nur aus der Tiefe des göttlichen Wortes geschöpft; sie athmeten auch einen aus eigenster Heilserfahrung stammenden Zeugengeist, der bei Niemand ohne Eindruck blieb. Dazu kam seine umfassende Bildung, seine natürliche Gabe der Rede, eine

hohe Begeisterung, die Alles mit sich fortriß. Man hat ihn wohl niemals ohne Schwung der Rede sprechen hören. Besonders kam diese ihm ganz natürliche gehobene Stimmung seinen Festpredigten zu statten. Aber auch sonst führte er immer auf geistige Höhen. Weite Ausblicke auf das Gebiet der Welt- und Kirchengeschichte wußte er von da zu eröffnen. Ganz ungesucht war seine Predigt durch ihre von innerster Ueberzeugung getragene Kraft und den Reichthum großer und hoher Gedanken stets zugleich eine Apologie des Christenthums. Es ist begreiflich, daß die Gemeinde Nördlingen, obwohl an tüchtige Leistungen gewöhnt, doch bald in Liebe und Verehrung ihrem neuen Pfarrer besonders zugethan war. Als Stadtpfarrer war er zugleich Stadtschulcommissär. Es war ihm daher willkommen, sich mit den schon damals viel erwogenen Fragen über das Verhältniß von Kirche und Schule auseinander zu setzen. Anlaß dazu gab ihm eine in ihren Forderungen ziemlich weitgehende Denkschrift des bairischen Volksschullehrervereins. In einer kleinen Schrift unter dem Titel „Zur Schulreformfrage“ (Nördlingen 1865) ging er näher auf die Gedanken jener Denkschrift ein. Er hielt darin an dem guten Recht der Kirche auf die Schule und auch an der Localschulinspection durch die Geistlichen fest, forderte aber, daß die letzteren zu diesem Amte besser vorgebildet würden. Dagegen empfahl er, auf berechtigte Wünsche der Lehrer, wie Enthebung derselben vom niederen Kirchendienst, Sitz und Stimme in der Localschulcommission und Aufbesserung ihres Gehalts einzugehen. Die Schrift hat durch ihre besonnene, nach beiden Seiten klug abwägende Haltung den besten Eindruck gemacht. So zufrieden fühlte sich St. in seinem Nördlinger Arbeitskreise, daß er selbst an keine Veränderung seiner Stellung dachte, wie er denn am liebsten für immer im Pfarramte geblieben wäre. Als daher Harleß, der, schon längst auf ihn aufmerksam geworden, durch die von St. gehaltene Schlußpredigt bei der Generalsynode ganz für ihn gewonnen war, einen Ruf in das Consistorium Ansbach an ihn ergehen ließ, begegnete er zuerst dem entschiedensten Widerspruch. Nur auf die bestimmte Erklärung hin, daß die kirchlichen Oberen besser beurtheilen könnten als er selbst, wofür er geeignet sei, gab St. endlich nach. Und so hieß es, nach nur 2½jähriger Thätigkeit von der lieben Nördlinger Gemeinde scheiden. Er that es nicht ohne bei der Abschiedsfeier sich selbst ewige, von keinem Actenstaub beeinträchtigte Jugend zu geloben.

So siedelte er im October 1866 als Consistorialrath nach Ansbach über. Und gewiß hat es nicht viele Kirchenmänner gegeben, die so wenig von bureaukratischem Geiste angehaucht waren wie er. Alles, was er auch im kirchenregimentlichen Amte that, war Geist und Leben. Am wenigsten drückte ihn, was manchen Anderen so schwer fiel, die Eingliederung in den festen Organismus der Landeskirche. Es war ihm Bedürfniß, sich hierüber auch nach außen hin auszusprechen. Zu diesem Zweck schrieb er im Anschluß an Dr. Theodor Harnack's Schrift „Die freie lutherische Volkskirche“ über „das landesherrliche Kirchenregiment und seinen Zusammenhang mit Volkskirchenthum“ (Leipzig, Dörffling u. Francke 1871). Ohne die landeskirchliche Verfassung für die beste zu halten, hielt er sie doch auch nicht für die schlechteste. Er sah in ihr etwas geschichtlich Gewordenes und Gegebenes, einen Bau, der die Kirche der Reformation durch schwere Zeit hindurchrettete und namentlich dazu diente, sie als Volkskirche zu gestalten und zu erhalten. Darin sah er auch jetzt noch ihre segensreiche Aufgabe; und er war der Meinung, daß man, wo das Bekenntniß gewahrt sei und der Dienst an Wort und Sacrament frei im Schwange gehen könne, über manche Mängel hinwegsehen dürfe. So ging denn St. mit Freudigkeit an sein neues Kirchenaufsichtsamt. Zu seinen vor-

nehmsten Pflichten gehörten hier auch die Generalvisitationen. Sie standen früher nicht in sehr großem Ansehen, da sie häufig in mehr formal-bureaukratischer Weise gehalten wurden. St. verkannte die Aufgabe des Visitators nicht, nach dem Rechten zu sehen, vorhandene Mängel in der Geschäftsführung aufzudecken und abzustellen, überhaupt das Kirchenwesen in geordneten Bahnen zu erhalten. Aber das alles trat ihm doch weit hinter das zurück, was er als die Hauptsache erkannte: das Band der Gemeinschaft des Glaubens zu stärken, mit Geistlichen und Gemeinden in innere Fühlung zu treten, geistliches Leben zu wecken und zu erhalten. Der Ernst, die Weihe und die seelsorgerliche Art, mit welcher der Visitator dem Pfarrer und der Gemeinde, Kindern und Erwachsenen begegnete, bewirkte, daß niemand ohne Segen blieb und die Visitationstage als Tage der Erquickung in dem Gedächtniß aller Betheiligten lebendig blieben. In diesem Sinne sprach sich St. auch in dem Artikel über Kirchenvisitationen in Herzog's Realencyklopädie aus. Neben den übrigen Aufgaben des Consistoriums ging das Amt des Hauptpredigers her. Auch die Zeit des deutsch-französischen Krieges mit seinen großen Opfern wie mit seinen glänzenden Siegen fiel in diese Thätigkeit. Mit ernster Mahnung, mit heiliger Begeisterung wußte der gefeierte Prediger die Gemeinde dazu aufzurufen, der gottgeschenkten großen Zeit auch würdig zu wandeln. Viel beachtete Recensionen neu erschienener theologischer Werke gaben davon Zeugniß, daß neben der kirchenregimentlichen und praktischen Thätigkeit eifrig fortgesetzte wissenschaftliche Arbeit herging. So haben Vilmar's „Vorlesungen über theologische Moral“, Martensen's „christliche Ethik“ und „Christenthum und Lutherthum“ von Kahnis in der „Zeitschrift für lutherische Theologie und Kirche“ eingehende Besprechung gefunden.

Im J. 1879 wurde St. in das Münchener Oberconsistorium berufen. Das einmüthige Vertrauen der Geistlichkeit, mit der er so vielfach in gesegnete persönliche Beziehung getreten war, begleitete ihn in die neue Stellung. Und man begrüßte es mit Freuden, als er schon drei Jahre darnach Präsident des Oberconsistoriums wurde. War er doch für das hohe Amt in jeder Hinsicht trefflich vorbereitet. Nicht nur, insofern er alle Stadien des kirchlichen Dienstes persönlich durchlaufen und reiche Erfahrungen dabei gewonnen hatte — es waren auch Wenige mit der Anfangsgeschichte der bairischen Landeskirche und ihrem bisherigen Verlaufe so vertraut wie er. Einem seiner hervorragendsten Vorgänger, dem Präsidenten Roth, war er als junger Mann persönlich nahe getreten. Mit kundiger Hand hat er später das Bild seines Lebens und Wirkens gezeichnet. Eine ausführliche Biographie des Präsidenten Harleß, dem er fast unmittelbar folgte, schrieb er in die Realencyklopädie für protestan-Theologie und Kirche. Roth hatte für das gute Recht der protestantischen Landeskirche Baierns, Harleß für ihr gutes Bekenntniß manchen Kampf zu kämpfen. St. fiel die leichtere, seiner ganzen Geistesart entsprechendere Aufgabe zu, die Kirche bei ihrem neu gesicherten Rechts- und Bekenntnißstande zu erhalten. Das letztere nicht in dem ausschließenden Sinn, in welchem Löhe und seine Freunde es meinten, sondern in dem milderen, ökumenischen Sinn, in welchem die Vertreter der Erlanger Facultät es verstanden. Einem unter diesen, Professor Thomasius, dem Lehrer seiner Jugend, hat St. gleichfalls in der Realencyklopädie pietätvoll ein ehrendes Denkmal gesetzt, während er ebenda Löhe's Lebensbild mit eben so viel Verständniß für dessen confessionelle Eigenart wie für seine weitherzige, großartige Liebesthätigkeit zeichnete. Die Stellung in München ließ ihm Zeit zu solchen litterarischen Arbeiten. Zu ihnen gehört auch seine Schrift „Justin der Märtyrer und sein neuester Beurtheiler“, in welcher er gegen Moritz v. Engelhardt den trotz manches

heidnisch-philosophischen Einschlags doch echt christlichen Glaubensstand Justin's zu vertheidigen suchte. In Anerkennung seiner Verdienste, auch um die Wissenschaft, hat die theologische Facultät zu Erlangen St. bald nach seinem Eintritt in das Oberconsistorium zum Doctor der Theologie h. c. ernannt.

Als Präsident hatte St. keinen Antheil an der Ausarbeitung der Berichte und Erlasse des Oberconsistoriums. Er bewahrte hierbei so große Zurückhaltung, daß er an dem Concept des Referenten persönlich nicht die geringste Aenderung vornahm. „Ich hätte es selbst ändern können," pflegte er wohl bei kleinen Verstößen zu dem Verfasser zu sagen, „aber es nimmt sich besser aus, wenn Sie es ändern".

Die Aufgaben, die an das Oberconsistorium herantraten, betrachtete er von den höchsten Gesichtspunkten, alles ethisch werthend und geistlich beurtheilend. Das war der Eindruck, den man auch bei den Berathungen gewann. Und so hauchte er, ohne sich in bureaukratische Einzelheiten zu verlieren, seinen hohen, idealen Sinn dem Ganzen ein. Man wußte auch, daß das Präsidialzimmer ein Heiligthum war, in dem viel gebetet wurde. Stets ging Licht und Wärme von ihm aus. So wurde unter seiner Leitung die Landeskirche still und im Segen, ohne viel Aufsehen nach außen hin, weitergeführt. Als Höhepunkte seiner Thätigkeit kann man die Leitung der Generalsynoden bezeichnen. Hier konnte im Verkehr mit den geistlichen und weltlichen Abgeordneten seine geistesmächtige, liebenswürdige Persönlichkeit ihren vollen Einfluß geltend machen. Von durchschlagender Wirkung waren namentlich seine Reden zum Beginn und bei dem Schluß der Synoden durch ihre Gedankenfülle, den tiefen Ernst und die freudige Zuversicht, von der sie Zeugniß gaben, wie durch die rhetorische Kraft und Begeisterung, mit der sie vorgetragen wurden. Die Ruhe freilich, mit der das Steuer geführt sein will, mochte man zuweilen vermissen. Wohl allzuviel und zuweilen mit andringender Gewalt griff er in die Debatte ein, wenn er eine Sache für wichtig und der Kirche förderlich hielt. Mancher Beschluß ist vielleicht nur dem Dirigenten zu Liebe gefaßt worden. Aber weil man ihn liebte und ihm vertraute, so sah man über solche formale Mängel hinweg.

Gern betheiligte sich St. auch an der regelmäßig alle zwei Jahre in Eisenach stattfindenden Conferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen. Unter den dort von ihm erstatteten Referaten ist das über die Perikopenfrage (Allgem. Kirchenblatt für das evang. Deutschland 1890, S. 475—551) von bleibendem Werthe.

Endlich ist noch seiner Thätigkeit als Reichsrath und Mitglied der ersten Kammer zu gedenken. Auch hier trat seine edle, von den höchsten sittlichen Motiven geleitete Gesinnung bei jeder Gelegenheit hervor. Ob es sich um die Einführung des siebenten Schuljahres in der Volksschule oder um die freie Bewegung der Wissenschaft an den Universitäten handelte — er trat stets mit Wärme für die höchsten geistigen Güter ein. Um so entschiedener widerstrebte er daher, wenn auch vergeblich, der Zulassung der Redemptoristen, die er mit Döllinger für nahe Geistesverwandte der Jesuiten hielt. Er fürchtete von ihnen eine Gefährdung der Geistes- und Gewissensfreiheit. Wir heben unter den vielen Reden, die er im Laufe der Jahre hielt, nur die über diese beiden Fragen als besonders charakteristisch hervor. Sein Verhältniß zur römisch-katholischen Kirche war übrigens bei aller confessionellen Treue nicht ohne einen irenischen Zug. Oft mahnte er, daß die beiden Kirchen, sonst durch so Vieles getrennt, im Wetteifer barmherziger Liebe sich friedlich begegnen sollten, wie er denn selbst an dem zu seiner Freude namentlich in München aufblühenden Werke der Inneren Mission den lebendigsten Antheil nahm.

Während St. früher stets mit körperlicher Schwachheit zu kämpfen hatte, fühlte er sich während seines Aufenthalts in München stets gesund. In ungeschwächter Kraft feierte er am 27. October 1893 inmitten eines großen Kreises von Verwandten und Freunden den 70. Geburtstag und führte hierauf noch fast vier Jahre sein Amt in fast jugendlicher Frische fort. Ende April 1897 leitete er noch die Sitzung. Es fiel den Collegen auf, daß ihn dabei ein starker Husten quälte. Am anderen Morgen constatirte der Arzt eine Masernerkrankung, die mit so heftigem Fieber auftrat, daß die Kräfte rasch dahinschwanden. Am 4. Mai 1897 ist er in Frieden entschlafen. Am 6. Mai trug man ihn zu Grabe. Es war ein stattliches Ehrengeleite, das seinem Sarge folgte. Eine herzliche, tiefe Trauer aber ging durch das ganze Land. Die evangelisch-lutherische Kirche Baierns wird ihren Präsidenten D. v. St. nicht vergessen.

Schriften D. v. Stählin's: „Zur Schulreformfrage", Nördlingen 1865; „Das landesherrliche Kirchenregiment und sein Zusammenhang mit Volkskirchenthum", Leipzig 1871; „Justin der Märtyrer und sein neuester Beurtheiler", Leipzig 1880; „Löhe, Thomasius, Harleß. Drei Lebens- und Geschichtsbilder, Leipzig 1887; „Karl Joh. Friedrich v. Roth" (in der Allgem. Deutschen Biographie); „Zur Erinnerung an Christoph Gottlieb Adolf Frhr. v. Scheurl" (in der allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung 1893); „Kirchenvisitation" (in der Real-Encyklopädie für prot. Theologie und Kirche. 1881); „Philipp Melanchthon, Festrede bei der Melanchthonfeier", Augsburg 1897.

Th. Kolde, Adolf v. Stählin. Ein Gedenkblatt (Beiträge zur bair. Kirchengeschichte IV, S. 15 ff. Erlangen 1897). — D. v. Buchrucker (Neue kirchliche Zeitschrift 1897, 9. Heft). — Otto Stählin, Oberconsistorialpräsident D. Ad. v. Stählin. Ein Lebensbild mit einem Anhang von Predigten und Reden. München 1898.

Jul. v. Kelber.

Stamminger: Johann Baptist St., katholischer Theologe, geboren am 6. März 1836 zu Zell a. M. (Unterfranken), † am 10. December 1892 zu Würzburg. Er besuchte in Würzburg seit 1845 die Lateinschule, 1850—54 das Gymnasium, machte dann von Herbst 1854 bis 1859 die philosophischen und theologischen Studien an der Universität daselbst und wurde im Frühjahr 1859 zum Priester geweiht. Er wurde hierauf zuerst für kurze Zeit Kaplan in Ebern, 20. Juli 1859 Kaplan zu St. Burkard in Würzburg; auf Veranlassung des Oberbibliothekars Dr. Anton Ruland trat er, unter Beibehaltung der Kaplanstelle, 1862 als Praktikant in die Universitätsbibliothek ein; 15. Februar 1864 Localkaplan des Militär-Lazareths in der Festung Marienberg; 13. September 1866 wurde er zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek ernannt. Auch in der Folgezeit war er daneben noch als Prediger und in der Seelsorge thätig. Eifrigen Antheil nahm er an der katholischen Vereinsthätigkeit, besonders an den socialen Bestrebungen, und machte sich auch als Förderer der kirchlichen Kunst verdient. Auch auf politischem Gebiete entfaltete er eine aufopferungsvolle Thätigkeit; von Ende der sechziger Jahre bis 1877 und wieder seit 1882 war er der Führer der Katholiken in Unterfranken; 1885—86 Landtagsabgeordneter.

In den Jahren 1862—66 und 1869 gab St. die Zeitschrift heraus: „Chilianeum, Blätter für katholische Wissenschaft, Kunst und Leben" (1.—8. Bd., Würzburg 1862—66; Neue Folge, 1. u. 2. Bd., 1869); 1877—85 den 3.—6. Band der „Katholischen Studien"; 1879—84 war er Redacteur der „Litterarischen Rundschau für das katholische Deutschland" (5.—10. Jahrg.). Sein besonderes wissenschaftliches Studiengebiet, auf dem er sich auch eine

werthvolle, testamentarisch dem Bisthum Würzburg hinterlassene Privatbibliothek gesammelt hatte, war die Kirchengeschichte des Frankenlandes. Seine beiden groß angelegten Hauptwerke blieben leider unvollendet: „Franconia sancta. Das Leben der Heiligen und Seligen des Frankenlandes“, I. Band (Würzburg 1878—81); „Franconia sacra. Geschichte und Beschreibung des Bisthums Würzburg“. In Verbindung mit dem Diöcesan-Clerus herausgegeben von J. B. Stamminger. 1. Lieferung: „Die Pfarrei zu St. Burkard in Würzburg“ (Würzburg 1889; von der von Aug. Amrhein unternommenen Fortsetzung erschien als 2. und 3. Lieferung: „Das Landkapitel Langfurt“, (1896—97). Von kleineren Arbeiten ist zu nennen: „Würzburgs Kunstleben im achtzehnten Jahrhundert“ (Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, 35. Bd. 1892, S. 209—255; auch separat, Würzburg 1892); ferner die kleinen biographischen Schriften: „Ein wahrer Edelmann“. Gedächtniß-Rede auf Se. Exc. Georg Eugen Heinrich Karl Arbogast Freiherrn von und zu Franckenstein“ (Würzburg 1890); „Sie haben einen Mann begraben. Gedächtniß-Rede auf Se. Exc. Dr. Ludwig Windthorst“ (Würzburg 1891); „Zum Gedächtnisse Cardinal Hergenröthers“ (Freiburg i. Br. 1892). Eine Reihe von kirchengeschichtlichen und biographischen Artikeln schrieb St. für die 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte.

Andenken an J. B. Stamminger, Ss. Theol. Dr., kgl. Universitäts-Bibliothekar. Ein Lebensbild. Würzburg 1893.

Lauchert.

Stämpfli: Jacob St., schweizerischer Staatsmann, geboren am 23. Februar 1820 zu Janzenhaus im Amte Büren, Kanton Bern, † am 15. Mai 1879 in Bern, ist aus dem bernischen Bauernstande hervorgegangen. Seine Eltern, aus Schüpfen stammend, besaßen ein Heimwesen zu Janzenhaus. Schon als Knabe griff er, an Körper und Geist gleich kräftig sich entwickelnd, überall rüstig zu, und an Arbeit mangelte es im Elternhaus um so weniger, als der Vater frühe starb und seiner Familie nur ein mäßiges Vermögen hinterließ. Nachdem Jacob die Primarschule in seiner Gemeinde durchgemacht und gelernt hatte, was dort zu lernen war, kam er eine Zeit lang in die welsche Schweiz, zuerst zu einem Bauern in Cortébert, dann nach Neuenburg und trat 1836 in die Lehre bei Amtsnotar und Amtsgerichtsschreiber Frauchiger in Büren, wo er nach drei Jahren an die Stelle eines ersten Substituten vorrückte.

Bei gewissenhafter Erfüllung seiner Pflicht in der Schreibstube suchte sich der strebsame Jüngling mit eisernem Fleiß in seinen Nebenstunden weiter auszubilden. Sommer und Winter soll er um vier Uhr aufgestanden sein, um an die Arbeit zu gehen. Im Herbst 1840 schied Jacob St. mit einem ausgezeichneten Zeugniß für seine Leistungen, seinen Fleiß und sein sittliches Verhalten von Büren, um in Bern die Hochschule zu besuchen. Hierfür war damals keine Vorbildung auf einem Gymnasium erforderlich. „Man hatte bei der Gründung der Hochschule einen politischen Zweck im Auge gehabt (erzählt G. Vogt); es fehlte, nachdem das städtische Patriciat aus den öffentlichen Stellen verdrängt war oder sich grollend zurückgezogen hatte, den Leuten vom Lande an der zur Bekleidung von administrativen und richterlichen Beamtungen erforderlichen Schulbildung, die Hochschule sollte den Nachwuchs liefern, dessen man bedurfte, um die Selbstherrschaft des Volkes auf die Dauer sicher zu stellen. Wer ein Jurist werden wollte, holte sich einige praktische Kenntnisse in der Schreibstube eines Advocaten, Amts- oder Gerichtsschreibers und ging dann auf die Hochschule über, wo er von Wilhelm Snell zum Republikaner erzogen und von Samuel Schnell gründlich im bernischen Recht unterwiesen wurde. Mancher, der später im öffentlichen Leben Hervorragendes geleistet

hat, ist diesen Weg gegangen, ich nenne nur einen, Jacob St., den Bauernsohn von Janzenhaus.“ Der Tradition dieser „Landjuristen“ gemäß trat St. auch in die Verbindung „Helvetia“ ein, in welcher er bald eine führende Rolle spielte. Mit dem Züricher Dubs, dem späteren Bundesrath, und seinem Freunde Niggeler wohnte er bei Professor Wilhelm Snell, seinem nachmaligen Schwiegervater. Mit feurigem Eifer warf sich der junge St. auf das Studium; wie fleißig er war, geht schon daraus hervor, daß er zwei Mal hintereinander, 1842 und 1843, für gelöste Preisfragen von der juristischen Facultät mit dem ersten Preis belohnt wurde. 1844 bestand St. mit Auszeichnung das Patentexamen als Fürsprech und eröffnete sogleich ein Advocaturbureau an der Brunngasse in Bern. Bald aber stand er auch mitten im öffentlichen Leben. In jener Zeit leidenschaftlichster Parteikämpfe wurde er trotz seiner großen Jugend als einer der hervorragendsten Führer der bernischen Radikalen anerkannt und übte durch die von ihm redigirte „Bernerzeitung“ einen mächtigen Einfluß aus.

Durch den unglücklichen Ausgang der Freischaarenzüge zum Sturze des Jesuitenregiments in Luzern wurden, wie in der ganzen Schweiz, so auch im Kanton Bern, die Gegensätze noch verschärft. Die liberale Regierung, deren geistiges Haupt damals Karl Neuhaus war, hatte es im Frühling 1845 nicht gewagt, den Auszug der bernischen Freischaaren zu hindern, ja, denselben wohl nicht ungern gesehen, dann aber, nach dem Mißlingen des Unternehmens, die Theilnehmer, so auch St., ihre Ungnade und Strenge fühlen lassen. Diese zweideutige Haltung mußte allgemeine Erbitterung hervorrufen. Die Opposition des radikalen Volksvereins und der Bernerzeitung richtete sich aber nicht nur gegen die Personen des Regiments Neuhaus, sondern gegen ihr ganzes System. Immer energischer wurde eine gründliche Umgestaltung des ganzen Staatswesens, eine Verfassungsrevision verlangt. Diese Bewegung trug bald den Sieg davon. Der Große Rath sah sich genöthigt, die Revision einem Verfassungsrath zu überlassen. Daß St. in denselben gewählt wurde, war selbstverständlich, seine Parteigenossen brachten ihn aber auch in die vorberathende Commission und den Redactionsausschuß.

Wenn er auch mit seinen Anträgen nicht immer durchzudringen vermochte, stand er doch immer wieder schlagfertig seinen Gegnern gegenüber, brachte in vielen wesentlichen Punkten die entscheidenden Vorschläge oder die passende Form. Die Redaction der Verfassung von 1846 ist großentheils *sein* Werk. Nachdem das Volk sich am 31. Juni 1846 mit 34 079 gegen 1257 Stimmen für Annahme derselben erklärt hatte, wurde bei den darauffolgenden Wahlen die Partei von Neuhaus gänzlich übergangen und die radikale Richtung errang einen vollständigen Sieg. Nun war es an *ihr*, die Principien der Verfassung auch praktisch durchzuführen. Unter den in den Regierungsrath Gewählten befand sich auch der erst sechsundzwanzig Jahre alte St., und ihm wurde sogar der schwierigste Posten, die Finanzdirection, übertragen. Er sollte nun, theilweise gemäß seinen eigenen Ideen, diesen Verwaltungszweig auf ganz neuer Basis organisiren. Dabei zeigte sich indessen bald, daß man vielleicht etwas allzu rasch und kühn vorgegangen war.

Die alten Einnahmequellen hatte man abgeschafft, so z. B. die Zehnten und Bodenzinsen, und dafür eine neue directe Steuer eingeführt. Armenwesen, Schule, Straßenbauten und andere Abtheilungen der Staatsverwaltung brachten mit ihren neuen Erfordernissen auch erhöhte Ausgaben mit sich, dazu kam noch eine schwere ökonomische Krise, die besonders das Landvolk schwer drückte, und allerlei Unvorhergesehenes, wie z. B. der Sonderbundskrieg und als Rückwirkung der Revolutionen im J. 1848 ein Strom von Flüchtlingen aus den

Nachbarstaaten. In vielen Punkten erwiesen sich auch die bei der Neuorganisation des Staatswesens aufgestellten Berechnungen als irrig und so ergab sich bald ein bedeutendes Defizit, das von Jahr zu Jahr anwuchs. Dies bildete natürlich eine vorzügliche Waffe für die Opposition, die Conservativen und früheren Liberalen, welche den Kampf gegen das „Freischaarenregiment“ aufgenommen hatten und deren geistige Führer hauptsächlich Prof. Hans Schnell und Fürsprech Blösch in Burgdorf waren. Im „Oberländer-Anzeiger“, dem conservativen Kampforgan, wurde die Regierung, besonders aber St., fortwährend auf das leidenschaftlichste angegriffen und der üblen Haushaltung, Finanzverschleuderung u. s. w. beschuldigt.

Diese Anklagen mußten um so eher wirken, als in manchen Kreisen des Volkes schon eine bedeutende Mißstimmung vorhanden war. Viele Hoffnungen, die man auf die neue Verfassung gesetzt hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen, Handel und Wandel stockten, die ärmeren Classen wurden auf das Schwerste durch das wiederholte gänzliche Mißrathen der Kartoffeln betroffen; es waren überhaupt böse Nothjahre. Dazu wurde bei Anlaß der Berufung von Dr. E. Zeller an die theologische Facultät der Hochschule die Religion in Gefahr erklärt und die Regierung als atheistisch hingestellt. Auch die Aufnahme der fremden Flüchtlinge im J. 1848 erregte Anstoß. Schließlich muß noch gesagt werden, daß sich der aufstrebenden radicalen Partei Mancher aus keineswegs reinen Absichten angeschlossen hatte und das taktlose Benehmen einzelner Bezirksbeamten Verbitterung hervorrief. Alles dies wurde der Regierung auf Rechnung geschrieben und führte im Frühling 1850 ihren Sturz herbei. Die Volksversammlungen in Münsingen vom 25. März ließen dieses Resultat schon ziemlich sicher erwarten, und die Großrathswahlen vom Mai ergaben dann wirklich eine conservative Mehrheit. Da war es bei der damaligen Stimmung unvermeidlich, daß der Große Rath auch den Regierungsrath ausschließlich aus conservativen Parteimännern bestellte.

Bei jeder Wahl wurde St. als Candidat aufgestellt, aber immer blieb er mit ungefähr 100 von 220 Stimmen in der Minderheit. So hatte nun der Kanton Bern eine conservative Regierung mit Blösch als Präsidenten. Ihr gegenüber stellte sich St. an die Spitze der Opposition und führte in der „Bernerzeitung“ einen hartnäckigen und erbitterten Kampf. Wie früher die Conservativen, suchten nun die Radicalen der Regierung ihre Stellung möglichst zu erschweren. Auch St. ging in seiner Kritik und Opposition vielfach über das sachlich gerechtfertigte Maaß ebenso gut hinaus, wie er selbst schonungslos und oft ungerecht angegriffen wurde. Als er den Verdacht aussprach, daß bei der Invasion der Franzosen im J. 1798 ein Theil der „Schatzgelder“ nicht von den Feinden, sondern von bernischen Patriziern bei Seite geschafft worden sei, brachte ihm dies eine ganze Reihe von Processen, durch die ihn seine Gegner moralisch und finanziell zu ruiniren versuchten. Ebenso große Aufregung brachte die im J. 1852 versuchte, aber mißlungene Abberufung des conservativen Regiments. Unter derartigen leidenschaftlichen Kämpfen mußte das öffentliche Leben schwer leiden. Die radicale Minderheit vermochte nicht die Oberhand zu gewinnen und die conservative Regierung sah sich durch die Opposition lahmgelegt. Und doch forderten die wichtigsten Fragen ihre Erledigung, so z. B. das Armenwesen, von Regierungsrath Blösch selbst als die offene Wunde bezeichnet, an welcher der Kanton zu Grunde gehen müsse, wenn man sie nicht zu heilen verstehe. Im Mai 1854 zeigte das Resultat der Wahlen deutlich, daß die einseitige Parteiherrschaft ein Ende nehmen müsse. Conservative und Radicale waren im Großen Rath beinahe gleich stark vertreten; da mußte der Gedanke nahe liegen, auch die Regierung mit Männern

aus beiden Parteien zu besetzen. So kam schließlich ein Kompromiß zu Stande, die sogenannte Fusion, die in der Folge sehr verschieden beurtheilt worden ist. Vom Standpunkt der Parteien aus war dieser Friedensschluß, oder richtiger gesagt, Waffenstillstand, freilich ein Fehler; die conservative Partei wurde dadurch auseinandergesprengt. Daß aber das Wohl des Landes mit gebieterischer Nothwendigkeit diesen Schritt verlangte, ist unzweifelhaft. Denn damit war wenigstens für eine Zeit lang wieder ein gedeihliches Zusammenwirken möglich gemacht, dessen bedeutendstes Resultat die Armenreform von 1857 war. In Folge des Compromisses wurde Blösch Präsident, St. Vicepräsident der Regierung, neben ihnen wurden vier Conservative und drei Radicale gewählt.

Doch sollte St. nicht lange in der Fusionsregierung, wo ihn übrigens selbst seine Gegner hochschätzen lernten, bleiben. Schon am 6. December 1854 wurde er in den schweizerischen Bundesrath gewählt. Diesem Rufe leistete er nicht gern Folge, konnte aber nicht ablehnen. Doch erbat er sich noch einen Aufschub bis zum Frühjahr, um einige dringende Arbeiten zu erledigen. Ende April 1855 verabschiedete er sich von der bernischen Regierung, wo sein Rücktritt auch von Blösch aufrichtig bedauert wurde.

Im Bundesrath wurde St. zuerst Vorsteher der Justizabtheilung; 1856 hatte er das politische Departement zu übernehmen. Hier sah er sich nun plötzlich vor eine Aufgabe gestellt, die nicht nur ein hohes Gefühl für die Ehre des Vaterlandes, sondern auch Entschlossenheit und Umsicht erforderte. Im Kanton Neuenburg hatten die Royalisten durch einen kecken Handstreich die Regierung zu stürzen gesucht, um das Land wieder als Fürstenthum unter die frühere Abhängigkeit von Preußen zu bringen. Die Verwicklungen, die hieraus entsprangen, brachten die Schweiz in eine äußerst schwierige Situation. Wenn sie ehrenvoll daraus hervorging, darf St. ein gebührender Theil des Verdienstes zugeschrieben werden. Freilich hatte er hier das ganze Schweizervolk ohne Unterschied der Parteien auf seiner Seite.

Eine weniger glückliche Lösung fand dagegen die sogenannte „Savoyerfrage“. Vergeblich hatte St. nach dem österreichisch-italienischen Kriege von 1859 die Vereinigung der Provinzen Chablais und Faucigny mit Frankreich zu hindern gesucht und deren Anschluß an die Schweiz angestrebt. Er stieß hierbei auch in den eidgenössischen Räthen selbst auf entschiedenen Widerstand. Seine Gegner behielten die Oberhand, so daß Napoleon mit der Annexion von Nordsavoyen leichtes Spiel hatte. Ein Mann, der zu so entschiedenem Auftreten gegen das Ausland entschlossen war, mußte auch auf die Hebung der schweizerischen Wehrkraft bedacht sein, um im Falle der Noth nicht nur mit diplomatischen Noten Widerstand leisten zu können. Seine Ansicht hierüber kleidete er einmal in die Worte: „Ein Vaterland, dessen Bürger sich nur zu nähren und zu kleiden, nicht aber zu wehren wüßten, wäre wie ein Mann ohne Männlichkeit und gliche dem Schilf im Meere, das vom Winde hin- und hergetrieben und von der ersten Sturmeswoge verschlungen wird. Darum möge die Schweiz neben den Künsten des Friedens auch die Wehrhaftigkeit der Nation nicht vernachlässigen . . .“ Neun Jahre gehörte St. dem Bundesrathe an: 1858, 59 und 62 war er Bundespräsident und zugleich Vorsteher des politischen Departements, 1855 leitete er die Justiz, 1857 und 58 die Finanzen, 1861 und 63 das Militär.

Da gab er im October 1863 durch eine öffentliche Erklärung die Absicht kund, am Ende der Amtsperiode zurückzutreten und die Leitung der neu zu gründenden „Eidgenössischen Bank“ zu übernehmen. Hauptsächlich die Rücksicht auf seine Familie, deren Zukunft er sicher stellen wollte, hatte ihn zu diesem Schritte bewogen. „Es thut mir weh, von meinem bisherigen, für

mich so ehrenvollen und angenehmen Geschäftskreise scheiden zu müssen; aber ich kann nicht anders," schrieb er in seiner Erklärung; doch werde er auch in Zukunft fortfahren, seine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes zu stellen und hoffe gerade in seiner neuen Stellung zur Förderung der nationalen Selbständigkeit auf materiellem Gebiete Gelegenheit zu finden. Die in der Schweiz bestehenden Banken waren damals entweder Kantonalbanken oder Privatinstitute, die den speciellen Bedürfnissen einiger Handels- und Industriecentren dienten. St. glaubte nun ein Institut schaffen zu können, das einen allgemein schweizerischen Charakter tragen und namentlich dafür sorgen sollte, daß man nicht mehr für alle bedeutenden Unternehmungen auf das Ausland angewiesen sei. Er wollte ein Gegengewicht schaffen gegen den unheilvollen Einfluß der fremden, besonders der französischen Finanzmächte. Besonders hegte er die Zuversicht, daß sich die Eidgenössische Bank auch in Eisenbahnangelegenheiten nützlich erweisen könne, und die Eisenbahnangelegenheiten lagen ihm so sehr am Herzen, daß er ihnen Jahrzehnte lang einen bedeutenden Theil seiner Arbeitskraft und seines Einflusses widmete.

Als zu Anfang der fünfziger Jahre die eidgenössischen Behörden zum ersten Male in der Eisenbahnfrage Stellung nehmen mußten, hatte sich der Bundesrath für den Bau und Betrieb durch den Staat entschieden. Zu der nämlichen Ansicht kam die Mehrheit der Commission des Nationalrathes, in welchem St. die leitende Persönlichkeit war. Er warnte auf das dringendste davor, die schweizerischen Eisenbahnen dem Einfluß ausländischer Capitalisten preiszugeben, man dürfe sie nicht als ein Unternehmen betrachten, das möglichst hohen Gewinn zu bringen habe, sondern als Mittel zur Lösung volkswirthschaftlicher und socialer Aufgaben. Ebenso bedauerlich wäre die Zersplitterung in kantonale und locale Interessen, das zu erstrebende Ziel sei eine rationelle Lösung auf allgemeiner, eidgenössischer Grundlage. „Das Eisenbahnwesen in der Schweiz soll Bundessache sein; denn nur auf diesem Wege ist dieses Ziel zu erreichen."

Dem hier angedeuteten Programm ist St. sein Leben lang treu geblieben und er wurde trotz aller Mißerfolge nie müde, es in Wort und Schrift zu verfechten. Wenn auch seine Gegner momentan den Sieg davontragen mochten, er war überzeugt, daß seine Ideen mit der Zeit doch durchdringen werden. Und er hat Recht behalten, weil er das Rechte wollte und nie Sonderinteressen, sondern stets diejenigen des gesammten Vaterlandes verfocht.

Nicht nur im Eisenbahnwesen, sondern überall, wo es sich um öffentliche Fragen handelte, hat St. stets mannhaft Stellung genommen und ist für seine Ueberzeugung eingetreten. Mochte die Entwicklung der Stadt Bern, eine kantonale oder eidgenössische Angelegenheit in Frage sein, überall hat er mit seiner ganzen Kraft mitgearbeitet und oft durch seinen großen Einfluß die Entscheidung herbeigeführt. Auch nach seinem Rücktritt aus dem Bundesrath hatte er hierfür Gelegenheit genug, sowohl im Bernischen Großen Rathe als im Nationalrathe, wo er wiederholt zum Präsidenten gewählt wurde.

Auch einen großen internationalen Conflikt gelang es St. Anfangs der siebziger Jahre zu schlichten, nämlich die seiner Zeit vielbesprochene „Alabamafrage". Es handelte sich dabei um den Entschädigungsanspruch der nordamerikanischen Union gegen England, das im Secessionskriege die Ausrüstung von Kriegsschiffen der Südstaaten in seinen Häfen geduldet hatte. Als vom schweizerischen Bundesrath ernannter Schiedsrichter hat er in diesem verwickelten Streit geradezu die Lösung gefunden, obschon er innerhalb weniger Wochen noch Englisch lernen mußte, um die Acten genau in der Ursprache studiren zu können. Hier zeigte sich die Leistungsfähigkeit Stämpfli's wieder

in ihrem glänzendsten Lichte. Die Amerikaner bezeugten St. unverhohlen ihre Bewunderung und Dankbarkeit, da es das Verdienst seiner Intelligenz, Thätigkeit und Rechtschaffenheit gewesen sei, wenn die Alabama-Konferenz, die anfangs fruchtlos zu verlaufen drohte, zu einem praktischen und für die Vereinigten Staaten befriedigenden Resultat geführt habe.

Um St. in seiner ganzen öffentlichen Thätigkeit zu verfolgen, dürfte man kaum eines der wichtigeren Ereignisse der bernischen und schweizerischen Politik seiner Zeit bei Seite lassen. Besonders fühlte er sich hingezogen zu den Fragen der praktischen Wirthschaftspolitik, der Ausgleichung der Lasten für das Volk, des Finanz- und Steuerwesens, der Straßen- und Eisenbahnbauten, Gewässercorrectionen u. s. w. „Je größer und complicirter eine Aufgabe war," erzählt sein Nachfolger im Bundesrathe, Karl Schenk, „desto mehr reizte sie ihn. Phantasievoll und optimistisch in diesen Dingen, ließ er sich nicht darauf ein, die Schwierigkeiten und Mißlichkeiten, die sich in der Ausführung eines großen Werkes ihm zeigen konnten, ins Licht zu rücken und sie besonders in Berücksichtigung zu ziehen; er sah über diese Dinge hinweg mit weitem, allerdings phantasievollem Blick auf das endliche, große und schöne Ziel, von dem er überzeugt war, daß es die Billigung des Landes erhalten und dessen Wohl bedeuten werde. In der That verdankt man St. eine ganze Reihe von großartigen Schöpfungen, die von kühnem Unternehmungsgeiste zeugen." Freilich ist ihm nicht alles geglückt, was er angestrebt hat; wie auf politischem, so hatte er auch auf finanziellem Gebiet Mißerfolge; aber sein Streben war stets ein uneigennütziges.

Als Redner verschmähte St. jeden rhetorischen Schmuck und ließ ganz allein die Thatsachen wirken, es war, wie Schenk sagt, „die Beredsamkeit der in logischen Tigeln weiß geglühten Gründe, mit denen er durchdrang". Seine Meinung sprach er immer mit rückhaltloser Offenheit, ja oft sogar derber Schroffheit aus.

Nachdem St. noch an der Revision der Bundesverfassung 1872—74 lebhaften Antheil genommen hatte, begann er in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zu kränkeln; 1874 trat er von der Leitung der eidgenössischen Bank zurück, um wieder ein Advocaturbureau zu eröffnen, sich bescheiden nur noch „St., Fürsprech" schreibend. Die Kraft des gewaltigen Mannes war gebrochen, am 15. Mai 1879 schied er aus einem Leben voll Mühe und Arbeit, nachdem er noch zuvor den Wunsch ausgesprochen hatte, daß bei seinem Begräbniß jede öffentliche Kundgebung unterbleiben möchte.

Aber so still und ohne Abschied konnten ihn seine Berner und Eidgenossen nicht ziehen lassen, aus allen Theilen des Landes strömten sie herbei und folgten am 19. Mai seinem Sarge nach dem Bremgartenfriedhof bei Bern, um den wohlverdienten Ehrenkranz auf seiner letzten Ruhestätte niederzulegen. Bundesrath Schenk entwarf bei diesem Anlaß ein glänzendes Bild von der politischen Wirksamkeit und Bedeutung des Verstorbenen. Auf der großen Schanze zu Bern wurde ihm ein einfaches Denkmal errichtet, eine eherne Büste auf einem Granitsockel mit der Inschrift: Jacob Stämpfli 1820—1879.

St. ist, wie es bei einem Mann von so ausgesprochener Parteistellung nicht anders sein konnte, sehr verschieden beurtheilt worden. Von seinen radicalen Freunden und Gesinnungsgenossen schon in jungen Jahren als hervorragendster Führer anerkannt und bewundert, wurde er, besonders zur Zeit der leidenschaftlichen Kämpfe in den vierziger und fünfziger Jahren, von seinen Gegnern maßlos heruntergerissen und angefeindet. Mit der Zeit, als St. in den Bundesrath übergetreten war, milderte sich freilich das Urtheil seiner bernischen Gegner etwas. „Mancher Berner im conservativen und aristokratischen Lager, welcher St. als Parteimann feindlich gegenüberstand,

freute sich im Stillen des kernigen Mannes und seiner höchpatriotischen Haltung in eidgenössischen Dingen.“ Dafür erwuchs ihm aber eine neue heftige Opposition in der Ostschweiz bei Anlaß der „Savoyerfrage“ und besonders infolge seiner Haltung in den Eisenbahnangelegenheiten.

Was ihn aber bei dem Volke vor allem beliebt machte, was es am meisten an ihm schätzte, das war die Schlichtheit und Einfachheit seines Wesens, das die echte Berner- und Schweizernatur niemals verleugnete. Freunde und Gegner wußten stets, daß sie in St. einen ganzen Mann vor sich hatten.

Eine größere Biographie von Stämpfli existirt noch nicht. Bei der Enthüllung seines Denkmales erschien 1884 eine von U. Hohl verfaßte kleine Denkschrift, der auch der Nachruf von K. Schenk beigedruckt ist. Einen größeren Aufsatz hat ihm A. Gobat gewidmet in dem Sammelbande „Schweizer eigener Kraft“ (Neuenburg 1906). Das übrige Material ist zerstreut in Zeitschriften, Zeitungen und officiellen Drucksachen des Kantons Bern und der Eidgenossenschaft. K. Geiser.

Stange: Karl Friedrich St., geboren am 3. März 1792 zu Groß-Bottmar in Württemberg als Sohn des dortigen Predigers, besuchte die Schulen zu Backnang, Denkendorf und Maulbronn, studirte zu Tübingen, wurde dann Vicar seines inzwischen nach Kronwestheim versetzten Vaters, kam darauf als Repetent nach Tübingen und ward von hier aus im J. 1822 nach Cannstatt als Diakonus berufen. Im J. 1835 ward er Pfarrer in Gerlingen, wo er bis zu seinem am 15. Februar 1865 erfolgten Tode blieb. Er war ein tüchtiger und muthiger Prediger, hat aber auch eine Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, die wohl neben denen von Knapp und Gerok, um nur diese Süddeutschen zu nennen, noch genannt werden dürfen. Knapp hat mehrere von ihnen schon in der ersten Auflage seines Liederschatzes von 1837 bekannt gemacht, wie z. B. das Missionslied: „Wir gehn auf ernsten Gang hinaus“ (nach der Melodie von: „Ein' feste Burg ist“ u. s. w., Liederschatz Nr. 1214); andere veröffentlichte er dann in der Christoterpe von 1840.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. 7, S. 301 f. — Wetzstein, Die religiöse Lyrik d. Deutschen im 19. Jahrh., Neustrelitz 1891, S. 250. l. u.

Starck: Ludwig St., Dichter geistlicher Lieder, ist um 1630 (1628?) zu Mühlhausen in Thüringen geboren. Sein Vater und sein Großvater waren hier Geistliche; er war ein Urenkel von Ludwig Helmbold (s. A. D. B. XI, 701). Im J. 1652 ward er in seiner Vaterstadt Subconrector, 1655 Pastor in Höngeda, 1662 Pastor zu St. Nicolai in Mühlhausen, 1667 Diakonus zu St. Blasii, 1671 Archidiakonus zu St. Marien ebenda. Er starb am 24. März 1681. Nach Koch (siehe unten) ist er 51 Jahre alt geworden und im J. 1628 geboren; aber von diesen beiden Angaben muß eine verkehrt sein, da sie nicht zusammen zum Datum seines Todes passen. Von seinen geistlichen Liedern hat Johann Rudolf Ahle, Organist in Mühlhausen, in den von ihm herausgegebenen geistlichen Arien und Andachten in den Jahren 1660—1664 ein größere Anzahl (28) mit Melodien herausgegeben; von ihnen haben sich einige namentlich in Mühlhausen längere Zeit in Gebrauch erhalten. Unter diesen Liedern Starck's hat früher wohl die größte Verbreitung gefunden das Lied: „Seelchen [Seele], was ist schönres wohl, als der höchste Gott; außer ihm ist alles wohl Eitelkeit und Spott“ in sieben Strophen. Dieses Lied, das Ahle in dem vierten Zehn seiner neuen geistlichen Arien im J. 1662 mit einer schönen Melodie bekannt machte und ausdrücklich als ein von St. gedichtetes bezeichnete, fand in dem der 2. Ausgabe des ersten

Freylinghausen'schen Gesangbuches hinzugefügten Anhange (diese 2. Ausgabe erschien 1705) Aufnahme, ward dann aber in der Grischow-Kirchner'schen Nachricht von den Verfassern der Lieder im Freylinghausen'schen Gesangbuch (1771, S. 15, Nr. 81) als ein Lied von Ahasverus Fritsch bezeichnet. Es ist das ohne alle Frage ein Irrthum. Der Text des Liedes weicht bei Freylinghausen von dem Texte bei Ahle an einigen Stellen ab; die fünfte Strophe ist ganz umgedichtet, sonst sind die Aenderungen geringfügig; vielleicht hat Fritsch diese Veränderungen mit dem Liede vorgenommen. Schamelius hat im zweiten Theil seines Liedercommentars (1725) das Lied wieder mit der ursprünglichen fünften Strophe, und während er sonst die Varianten notirt, gibt er bei dieser Strophe gerade gar keine Variante an. Von Starck's Liedern findet sich heute in für den Gemeindegottesdienst bestimmten Gesangbüchern wohl keins mehr.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f. 3. Aufl., Bd. 3, S. 429 f. — Zahn, Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder, Bd. 6, S. 215, Nr. 683. — Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, 2. Hälfte, S. 245. — Fischer-Tümpel, Das deutsche evangelische Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts, Bd. 4, S. 277 ff. — Döring, Choralkunde, S. 109 u. 253.

l. u.

Starke: Gotthelf Wilhelm Christoph St. (nicht Gotthold W. Chr.), wurde am 9. December 1762 zu Bernburg geboren, wo sein Vater († 1771) Superintendent war. Er besuchte die Schulen in Bernburg und Quedlinburg, studirte 1780—1783 in Halle Theologie, stand von 1783—1798 in verschiedenen Schulämtern, seit 1789 als Rector in Bernburg, ward 1798 Oberprediger an der dortigen Stadtkirche, 1799 Hofprediger an der Schloßkirche in Ballenstedt und Pastor in Rieder und schließlich im J. 1817 Oberhofprediger in Ballenstedt. Nachdem er 1827 emeritirt war, starb er daselbst am 27. October 1830. — Außer einigen Predigten und Schulschriften gab er in verschiedenen Zeitschriften und Sammlungen Erzählungen und Gedichte heraus. Seine Erzählungen erschienen sodann unter dem Titel: „Gemälde aus dem häuslichen Leben" in vier Theilen 1793—1798, in einer 2. und einer 3. Ausgabe in fünf Theilen und wurden auch ins Holländische übersetzt. Eine Sammlung „Gedichte" gab er 1788 heraus. In dem 1. Theil seiner „Vermischten Schriften", Berlin 1796 (eine Fortsetzung erschien nicht), gab er unter andern auch eine Anzahl geistlicher Lieder heraus, von denen einige schon früher gedruckt waren. Im J. 1804 erschienen dann von ihm unter dem Titel: „Kirchenlieder" (Halle) die schon früher gedruckten und bisher ungedruckte geistliche Lieder (zusammen 42). Später hat er noch im November 1813 „Lieder für unsere Zeit" und darauf in Severin Vater's Jahrbuch für häusliche Andacht (1823 ff.) einzelne geistliche Lieder erscheinen lassen. Obschon er unter der großen Anzahl Dichter geistlicher Lieder seiner Zeit einer der besten ist, und früher mehrere seiner Lieder in Gesangbüchern Aufnahme gefunden hatten, so scheint sich doch jetzt in den öffentlich eingeführten Gesangbüchern nur selten noch ein Lied von ihm zu befinden.

Richter, Biographisches Lexicon alter und neuer geistlicher Liederdichter (1804), S. 386. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Auflage, Bd. 6, S. 379 f. — Goedeke, Grundriß[2], 5. Bd., S. 414, Nr. 45. — Kayser, Bücher-Lexicon, 5. Theil, S. 310. — Döring, Choralkunde, S. 327.

l. u.

Stefan: Josef St., Physiker, wurde als Sohn sehr armer Eltern am 24. März 1835 zu St. Peter bei Klagenfurt in Kärnten geboren. Er besuchte in Klagenfurt sowohl die Volksschule als das Gymnasium und kam

1853 an die Wiener Universität, wo er sich als Schüler Petzval's und A. v. Ettingshausen's dem Studium der Mathematik und Physik widmete. 1857 fand er seine erste Anstellung als Lehrer an einer Wiener Realschule. Bald lenkte er durch seine wissenschaftlichen Arbeiten die Aufmerksamkeit der Gelehrten- und Forscherwelt auf sich, so daß St. bereits 1860 im Alter von 25 Jahren correspondirendes Mitglied der kaiserlichen Akademie, 1863 ordentlicher Professor der höheren Mathematik und Physik an der Wiener Universität, nach A. v. Ettingshausen's Abschied Director des physikalischen Instituts und 1865 wirkliches Mitglied der Akademie wurde. In diesen zwei zuletzt genannten Stellungen verblieb er bis zu seinem Tod, welcher als Folge eines Schlaganfalls am 7. Januar 1893 eintrat.

Stefan's Forscherthätigkeit erstreckte sich über alle Theile der Physik. Alle seine Arbeiten tragen einen ganz specifischen Stempel. Sowohl in den experimentellen als auch theoretischen und mathematischen Untersuchungen ist Klarheit und Einfachheit das wesentliche Kennzeichen Stefan'scher Eigenart. Gerade in der Experimentalphysik ist wie vielleicht auf keinem anderen Forschungsgebiet Einfachheit das sichere Kennzeichen des Genies. Diesem Umstand ist es auch hauptsächlich zu verdanken, warum die Wiener Schule trotz der kärglichen Mittel so glänzende Namen wie Doppler, Loschmidt, Boltzmann und allen voran Stefan aufzuweisen hat.

St. hatte es nicht nöthig, im Troß führender Geister sich Anregung zu holen. Er schöpfte in erstaunlicher Fülle aus sich selbst. Wir müssen es uns leider versagen, aus der stattlichen Zahl seiner hervorragenden Arbeiten auf hydrodynamischem, akustischem und optischem Gebiet sowie der Elasticität auch nur eine zu erwähnen, da zu deren Verständniß die naturwissenschaftliche Durchschnittsbildung, wenn man überhaupt von einer solchen reden kann, noch viel zu geringfügig ist. Mit großer Liebe widmete er sich der „kinetischen Gastheorie", deren Pflege ein Charakteristikum Wiener physikalischer Thätigkeit bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Von St. erschienen zahlreiche Arbeiten über die Diffusion, d. i. das gegenseitige Ein- und Durchdringen der Gase und Flüssigkeiten. Er zeigte, welche große Rolle die Diffusionsvorgänge auch bei anderen Erscheinungen spielen, wie z. B. bei der Verdampfung von Flüssigkeiten und bei der Auflösung fester Körper in Flüssigkeiten. Es gelang ihm direct aus der Zähigkeit oder der sogenannten inneren Reibung der Gase den Diffusionscoefficienten, d. h. ein Maß dafür zu gewinnen, mit welcher Geschwindigkeit zwei sich berührende Gase in einander eindringen.

Ein Cabinetsstück experimenteller Arbeit sind Stefan's Bestimmungen der Wärmeleitungsfähigkeit der Gase. Die Schwierigkeit, welche sich dabei bot, bestand in der Kleinheit des Wärmeleitungsvermögens. Vor St. konnten die Physiker überhaupt keine Wärmeleitungsfähigkeit der Gase nachweisen, geschweige deren Größe bestimmen. St. gelang dies mit einem sehr einfachen Apparat, dem „Diathermometer", das im wesentlichen aus einem doppelwandigen cylindrischen Gefäß besteht. Zwischen den Gefäßwänden befindet sich das Gas; der innere Theil des Gefäßes dient gleichzeitig als Thermometer. Wird das Gefäß erwärmt und dann mit Eis umgeben, so strömt die Wärme durch das Gas nach außen. Die Geschwindigkeit, mit welcher dies geschieht, läßt sich am Sinken der Temperatur des inneren Theils des Gefäßes erkennen. Da diese Wärmeabgabe nach außen sowohl durch Strahlung als durch Leitung erfolgt, so ist noch der Antheil der Strahlung festzustellen, um zu erkennen, wie viel auf die bloße Leitung des Gases zu setzen ist. Dies wurde dadurch ermöglicht, daß man die Messungen bei verschiedenen Dicken

des Raumes zwischen den Gefäßwänden durchführte. Die abgeleitete Wärme ist nämlich von der Dicke der Gasschicht abhängig, die ausgestrahlte jedoch nicht. Durch eine einfache Rechnung läßt sich dann die geleitete und ausgestrahlte Wärme gesondert bestimmen. Stefan's Versuche ergaben, wie zu erwarten stand, einen sehr kleinen aber sicher meßbaren Werth der Wärmeleitungsfähigkeit der Gase. Es zeigte sich, daß Kupfer die Wärme etwa 20 000 Mal besser als die Luft leitet. Auch wurde das von J. Cl. Maxwell theoretisch ermittelte Resultat, daß die Wärmeleitungsfähigkeit eines Gases vom Druck, unter welchem es steht, unabhängig ist, von St. experimentell bestätigt.

Nicht selten entstanden Stefan's Arbeiten im Anschluß an seine Vorlesungen. So unterzog er bei der Besprechung der Wärmestrahlung die Resultate der verschiedenen Experimentatoren einer eingehenden Kritik und entdeckte dabei das Gesetz der Wärmestrahlung, mit dem sein Name für ewige Zeiten verknüpft bleiben wird. Stefan's Formulirung des Strahlungsgesetzes wurde nicht sofort allgemein angenommen, bis schließlich eingehende Messungen wie auch die theoretische Begründung seine ausnahmslose Richtigkeit bewiesen. Stefan's Strahlungsgesetz gehört zu den Grundpfeilern der modernen Physik. Es mag daher am Platz sein, dessen Inhalt etwas näher zu erläutern.

Es ist bekannt, daß ein Körper alle Sorten von Strahlen, die er zu absorbiren vermag, auch ausstrahlt. Ein Körper, der alle Strahlen absorbirt, wie es z. B. beim Ruß nahezu der Fall ist, vermag auch alle diese Strahlen auszusenden. Wir nennen ihn einen „vollkommen schwarzen“ Körper. Die Wärmemenge, welche ein Körper ausstrahlt, ist abhängig von der Temperatur. Es ist eine altbekannte Erscheinung, daß die von einem Körper ausgestrahlte Wärmemenge um so größer ist, je höher seine Temperatur wird. Das Gesetz, welches zwischen der Temperatur und der von einem „vollkommen schwarzen“ Körper ausgestrahlten Wärmemenge besteht, wurde erst von St. gefunden. Bevor wir es jedoch aussprechen können, müssen wir uns mit dem Begriff der sogenannten „absoluten“ Temperatur bekannt machen.

Haben wir ein Gas in einem Gefäß, so übt es bei verschiedenen Temperaturen verschiedene Druckkräfte auf die Gefäßwände aus. Messen wir z. B. bei der Temperatur des schmelzenden Eises, das ist also bei 0^0 des hunderttheiligen Thermometers, den Druck und erhöhen sodann die Temperatur um einen Grad, so steigt der Druck um $^1/_{273}$ seines früheren Werthes; bei der Abkühlung um einen Grad sinkt er um denselben Betrag. Diese Druckabnahme bleibt aber dieselbe bei jeder weiteren Abkühlung um einen Grad, so daß wir gar keinen Druck mehr hätten, wenn wir das Gas auf 273^0 Kälte bringen könnten. Man erklärt sich dies so, daß bei dieser Temperatur dem Gas alle Energie, also sein gesammter Wärmeinhalt entzogen ist. Eine weitere Abkühlung wäre physikalisch bedeutungslos. Man pflegt daher diese Temperatur den „absoluten Nullpunkt“ zu nennen. Fangen wir von diesem Punkt die Temperatur zu zählen an, setzen wir diesen Punkt also gleich 0^0, so wird die Temperatur des schmelzenden Eises 273^0. Wir nennen solche Temperaturangaben dann „absolute“ Temperaturen. Sie werden also erhalten, wenn man zur Temperatur in Celsiusgraden die Zahl 273 addirt. Das Stefan'sche Gesetz lautet nun: „Die von einem Körper in einer bestimmten Zeit ausgestrahlte Wärmemenge ist proportional der vierten Potenz seiner absoluten Temperatur“. Mit Hülfe dieses Gesetzes erschloß St. die Temperatur der Sonnenoberfläche, die zwischen 5000 und 6000^0 C anzunehmen ist.

Aeußerst erfolgreich war Stefan's Thätigkeit auf den Gebieten des Magnetismus und der Elektricität. So gelang es ihm, für die Tragfähigkeit eines

Magnets den mathematischen Ausdruck zu finden. Es ergab sich, daß ein Magnetpol im Maximum per Quadratcentimeter 12.5 Kilogramm zu tragen im Stande ist. Er wußte ferner anzugeben, wie die Form der Magnete zu gestalten ist, um möglichst starke magnetische Felder zu erzielen. Nicht zu unterschätzen, da sie tief in die Praxis eingreifen, sind die von ihm gegebenen Formeln für die Inductionscoefficienten von Drahtrollen und seine Arbeit über die Fortpflanzung von Wechselströmen in Drähten. Die Resultate, welche St. hier erhielt, scheinen in den Kreisen der Elektrotechniker noch viel zu wenig bekannt zu sein. Sie dürften einmal noch von Bedeutung für die Ferntelephonie werden.

Was St. für die Wissenschaft bedeutet, wird nie vergessen werden, was er als Lehrer und Mensch war, konnte nur der verhältnißmäßig kleine Kreis seiner Schüler erfahren, die ausnahmslos seiner mit freudiger Verehrung gedenken. Stefan's Vorlesungen waren vielleicht die besten, die je gehalten worden sind. Schlicht und klar, mit den einfachsten Mitteln des Experiments und der Analysis wurde an die schwierigsten Probleme herangetreten. Auch der Durchschnittshörer gelangte mit sicherer Führung auf Höhen der Wissenschaft, die er anderweitig nie erreicht hätte. Der Student bekam nicht veraltete Lehren zu kosten, er wurde mit den neuesten Erscheinungen der Physik gerade so vertraut wie mit den besten Errungenschaften vergangener Zeiten. Ueber allem lagerte ein Hauch tiefen, sittlichen Ernstes, der nicht zum geringsten Theil die große Verehrung zeitigte, welche die Jugend für Stefan empfand.

Dem leichteren gesellschaftlichen Verkehr war er allerdings gänzlich unzugänglich. Er lebte in völliger Zurückgezogenheit, und nur Wenige hatten das Glück, mit ihm in ein intimeres Verhältniß zu treten. Diese lernten in ihm einen Mann von selten edler Veranlagung kennen. Es offenbarte sich, daß er alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens verfolgte und mit wenig Worten treffliche Urtheile darüber abzugeben wußte, ob es sich nun um eine neue litterarische Erscheinung oder um die neue Form der Polizistenhelme handelte. Seinen äußeren Einfluß machte er nur im Interesse der guten Sache geltend. Die Kenntniß seiner eigenen Bedeutung, sowie seine Bedürfnißlosigkeit flößten auch den höchsten Personen Respect ein.

Stefan's Tod bedeutete einen großen Verlust für die Wissenschaft, einen unersetzlichen für seine Freunde und Schüler. G. Jäger.

Steffensen: Karl Christian Friedrich St., Philosoph. Er ist geboren am 25. April 1816 in der Stadt Flensburg als Sohn des Lehrers an der Bürgerschule daselbst, eines ausgezeichneten Pädagogen (s. A. D. B. XXXV, 559). Vorbereitet auf dem Gymnasium der Vaterstadt, ward er Michaelis 1834 als stud. juris auf der Kieler Universität inscribirt. Er hörte Pandekten und Institutionen, fühlte sich jedoch auch zu geschichtlichen Studien hingezogen. Von Kiel ging er nach Berlin, wo er seine juristischen Studien noch fortsetzte, namentlich unter Savigny, zugleich jedoch auch das historische Seminar unter L. v. Ranke frequentirte. Hier ereignete es sich, gewissermaßen als Prophezeiung der Zukunft, daß Ranke die Verhandlung über eine von St. gelieferte Arbeit mit der Bemerkung eröffnete: „Das ist Philosophie der Geschichte.“ Durch körperliche Schwäche ward St. vielfach in seinen Studien gestört, man fürchtete sogar für sein Leben. Selbst mittellos, ward es ihm durch Freunde und Gönner ermöglicht, 1837 zur Herstellung seiner Gesundheit auf ein Jahr nach Pau in Südfrankreich zu gehen, und hier gewann er einen Freund, durch den er noch ein Jahr in Italien verweilen

konnte. Gestärkt kehrte er zurück. Während seines Krankseins hatten seine ernsten Gedanken ihn insbesondere zur Speculation geführt, und er war von nun an ganz und gar Philosoph. Heimgekehrt, promovirte er zunächst in Kiel rite zum Dr. philos. Durch Pastor Valette, mit dem er in Neapel befreundet geworden war, ward er nun Führer zweier Jünglinge, mit denen er ihre Studienzeit in Paris verlebte. Dann folgte er dem Ruf des Herzogs Christian August von Augustenburg als Hofmeister seiner beiden Söhne, die er zur Universität vorbereitete und dann nach Göttingen begleitete. Inzwischen trat die sog. Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein ein und St. fungirte zum Theil als Privatsecretär des Herzogs und veröffentlichte auch anonym eine Broschüre in dieser Landesangelegenheit. Hierauf ging er noch ein Jahr, der Einladung seiner früheren Zöglinge folgend, nach Italien, bis er 1852 an der Kieler Universität sich als Privatdocent in der Philosophie habilitirte. Er las hier vorzugsweise Geschichte der Philosophie mit großem Beifall. 1854 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Basel, dem er gern Folge leistete. In diesem Amte ist er auch bis ans Ende geblieben. 1864 fungirte er hier als rector magnificus. 1874 ernannte ihn die theologische Facultät zum Doctor theologiae honoris causa. 1879 sah er sich wegen zunehmender Schwachheit genöthigt, seine Vorlesungen aufzugeben und in den Ruhestand zu treten. Am 11. December 1888 ist er dann gestorben.

Während seine Vorlesungen, für die er ganz lebte, Zuhörer von allen Seiten und aus der Ferne herbeizogen, gestatteten seine körperlichen Kräfte ihm nicht, in gleicher Weise als Schriftsteller thätig zu sein. Es ist nur weniges, was er dem Druck anvertraut hat. Sein früherer College in Basel, Professor Dr. R. Eucken (jetzt in Jena) hat nach seinem Tode diese Abhandlungen gesammelt und herausgegeben: „K. Steffensen's gesammelte Aufsätze" (Basel 1890). Es sind 60 Artikel aus Zeitschriften. Dieselben eröffnet eine Abhandlung aus 1850: „Religion, Philosophie und Politik in nächster Zukunft". Ferner finden sich darunter: „Das menschliche Herz und die Philosophie" (Antrittsvorlesung in Basel), „Die wissenschaftliche Bedeutung Schleiermacher's", Artikel über Franz v. Baader, Meister Eckhart und Sokrates. Auch 1894 ist noch aus seinem schriftlichen Nachlaß: „Zur Philosophie der Geschichte, herausgegeben von Schmidt, mit Vorwort von Eucken" erschienen. In diesem Vorwort heißt es: „St. folgte aus ganzer Ueberzeugung einem speculativen Idealismus. Mit ihm hatte seine Gedankenrichtung den Zug ins Große und Kosmische, die Schicksale des Geisteslebens bildeten den Kern des Weltgeschehens, das menschliche Erkennen sollte nicht in dunklen Reflectionen vor den Dingen stehen bleiben, sondern durch Eindringen in die Tiefen der Geisterwelt sich einer vollen und ganzen Wahrheit bemächtigen. Diese Welt selbst, ein einheitliches Ganze, sollte alle Lebenserweisung umspannen und sich auch den Gegensätzen gegenüber behaupten. Die Philosophie ward in erster Stellung Religion und Geschichtsphilosophie, das Verhältniß zu Gott, die Entfernung und Wiedergewinnung der Menschheit wurde zum Kerngehalt alles Geschehens, die Aufgabe, das Denken auf die Höhe weltauffassender Thatsachen zu führen und zugleich diese Thatsachen zur vollen Wirkung für das Menschenleben zu bringen." — Eucken nennt ihn einen bedeutenden, reichen und rastlos beschäftigten Geist. Der Biograph von Heinrich Thiersch, der von 1874 bis 1888 in Basel lebte, Dr. Wigand, sagt, daß dieser originelle Mann eine große Begeisterung für St. hegte und es öfters bedauerte, daß derselbe sich nicht entschließen konnte, seine Vorlesungen, namentlich über die Geschichte der Philosophie zu veröffentlichen. Thiersch hatte diese noch als

Professor gehört. Er nennt ihn einen Philosophen ersten Ranges. Leider hat St. auch das Buch von der Philosophie der Geschichte nicht selbst zum Abschluß gebracht. Es sind eben nur Fragmente aus seinem Schreiben, und es liest sich dasselbe auch nicht leicht, enthält aber tiefe Bemerkungen in Menge.

St., der durch Heirath wohlhabend, aber kinderlos war, hat wohlthätige und patriotische Unternehmungen in seiner Heimath gern unterstützt und nach seinem Tode ein Stipendium für in Kiel Studirende, zunächst Flensburger, gestiftet, die Zinsen von 30 000 Mk.

Philosophische Monatsschrift, 1872, S. 93. — Alberti, Schleswig-holsteinisches Schriftstellerlexikon II, 410. Forts. II, 278. — Schleswig-holsteinisches Kirchen- und Schulblatt 1891, Nr. 4. — Begräbnißfeier von Professor Steffensen. Basel 1888.

Carstens.

Steger: (Johann Heinrich) Friedrich (Karl Wilhelm) St., Geschichtschreiber und Litterat, † 1874, wurde geboren zu Braunschweig am 25. Februar 1811 als Sohn Johann Andr. Friedr. Steger's, Lehrers am Gymnasium Katharineum daselbst, der später auch Professor der Geschichte und Geographie am Collegium Carolinum wurde und am 14. December 1828 gestorben ist; seine Mutter Friederike Katharine Magdalene, die Tochter des Pastors Christian Wilh. Quirll in Aspenstedt, starb am 3. December 1822, worauf sich der Gatte in zweiter Ehe am 20. Mai 1823 mit Christiane Henr. Wilhelmine Wollenweber, einer Tochter des Kaufmanns Aug. Heinr. W. in Stadtoldendorf, vermählte, die erst am 13. März 1844 gestorben ist. Der Sohn besuchte das Katharineum und das Obergymnasium, in das jenes Januar 1828 aufging, und frühestens seit Ostern 1828 das Collegium Carolinum in Braunschweig. Dann bezog er Michaelis 1829 die Universität Jena, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Außer juristischen Vorlesungen hat er hier namentlich bei Luden auch Geschichtsvorträge gehört. Da mehrere seiner Bekannten Mitglieder der Burschenschaft waren, so hat auch er sich ihr, und zwar der Germania, angeschlossen. Auch in München, wohin er Michaelis 1830 ging, und wo ihn als Rechtslehrer namentlich Professor Puchta, bei dem er Pandekten hörte, anzog, ist er wieder der „Germania“ beigetreten, und als diese infolge von Unruhen Ende December verboten wurde und gegen Mitte Januar 1831 sich äußerlich auflöste, hat er München sogleich darauf verlassen und ist wieder nach Jena und in die dortige Burschenschaft zurückgekehrt. Als es nach einer zeitweisen Vereinigung der verschiedenen Richtungen am 13. Juli 1832 abermals zu einer Spaltung in Germanen und Arminen kam, von denen diese den Hauptzweck ihres Bundes, die Einheit Deutschlands, nur auf reformatorischem, jene aber auch auf revolutionärem Wege erreichen wollten, trat St. entschlossen auf die Seite der radicaler gesinnten Germanen. Bei seinen Genossen stand er hier als ein gescheiter junger Mann in hoher Achtung; er wurde daher in den Vorstand der „Germania“ gewählt und in Zwätzen auch in den Ausschuß, der die Constitution der Verbindung ausarbeiten sollte. Da er, wie er selbst von sich sagt, immer fidel war und, wie Andere von ihm meinten, nicht stoßen konnte, daher nicht gern auf die Mensur, aber desto lieber auf die Kneipe ging, so wurde er zum Kneipwart, außerdem auch zum Kränzchenführer erwählt. Er führte die Spitznamen „Itze“, „langer Itze“, „Tom“ und galt mit v. d. Hude, Albert Schmid, Haase und Frank als einer der Hauptdemagogen. Aber wenn er auch die Revolution ersehnte, so scheint ihn keineswegs der Muth, die eigene Haut dafür zu Markte zu tragen, beseelt zu haben. Ein Freund von ihm meinte, er würde, wenn es losgegangen wäre, schwerlich gehandelt haben; „er ist der Mann gar nicht dazu; er ist

sehr schwächlich.“ So trat er denn in der Oeffentlichkeit auch in keiner Weise auffällig hervor, und es wurde ihm von München und von Jena ausdrücklich bescheinigt, daß er „in Ansehung verbotener Verbindungen nichts Nachtheiliges sich habe zu Schulden kommen lassen“ oder deshalb „nicht in Untersuchung gewesen sei“.

Michaelis 1832 verließ er Jena, kehrte nach Braunschweig in das Haus seiner Stiefmutter zurück und meldete sich von hier unterm 30. Juni 1833 zum Auditorexamen; F. Franke in Jena, bei dem er ein Examinatorium über Pandektenrecht gehört hatte, bezeugt „die Beweise seines Fleißes und schätzbare Kenntnisse“. Da lief, gerade als er Bescheid auf sein Gesuch erwartete, zu seinem Unheil bei der Regierung in Braunschweig ein Schreiben des sachsen-weimarschen Ministeriums vom 19. Juli 1833 ein, das St. auf Grund eines an seinen Studienfreund Krüger gerichteten Briefes der Theilnahme an hochverrätherischen Verbindungen bezichtigte. Es wurde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, er selbst in Haft gesetzt, aus der er jedoch, da die Polizei günstig über ihn aussagte, und sein vertrauenswerther Vormund ihn für einen vorzüglich guten Menschen erklärte, schon am 16. August wieder entlassen wurde. Er legte sich anfangs aufs Leugnen und bestritt auf das entschiedenste, jemals einer Burschenschaft angehört zu haben. Das war aber durch die Aussagen zahlreicher Commilitonen so sonnenklar festgestellt, daß die Bundescentralbehörde in Frankfurt a. M. am 16. November 1833 glaubte, „ein nachdrückliches Verfahren gegen den Angeschuldigten St., der die klarsten Anzeigen mit strafbarer die schuldige Achtung gegen das Gericht verletzenden Frechheit ableugnete, nochmals empfehlen zu dürfen“. Aber erst am 2. October 1834 entschloß sich St. dazu, die Thatsache seiner thätigen Theilnahme an der Burschenschaft einzuräumen. Er befand sich wirklich in einer bedauernswerthen Lage; man weigerte sich, ihn zum Examen zuzulassen, bevor nicht die gegen ihn obschwebende Untersuchung erledigt sei. Als er, um nur einen festen Lebensunterhalt zu gewinnen, die advocatorische Laufbahn einschlagen wollte und mit Hinweis auf seine böse pecuniäre Lage am 17. Mai 1834 um Zulassung zur Advocatenprüfung gebeten hatte, ward ihm auch dieses abgeschlagen, worauf er sogleich eine Bitte um Beschleunigung des Processes einreichte. Aber auch diese wurde nicht erfüllt; erst unterm 11. September 1837 wurde das Urtheil des herzoglichen Landesgerichts gefällt, das auf 1¼jährigen festungsmäßigen Arrest lautete. Das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung, das St. anwandte, hat seine Lage nicht gebessert; das Erkenntniß des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts vom 4. Mai 1838 bestätigte das Urtheil des Landgerichts. Ebenso wenig nützte sein Gnadengesuch, das unterm 31. August 1838 abschlägig beschieden wurde; nur die Untersuchungskosten wurden bei der Mittellosigkeit Steger's — sein kleines Vermögen hatte er durch das Studium und seitdem aufgezehrt — niedergeschlagen. Am 25. September 1838 hat er seine Haft angetreten. Als er dann Ende 1839 wieder in Freiheit kam, wäre es für ihn ziemlich zwecklos gewesen, noch die juristische Prüfung zu bestehen; er hätte auf Anstellung schwerlich rechnen können, mußte zunächst vor allem an die Gewinnung des Lebensunterhalts denken. Schon früher wird ihn die Sorge um ihn zur Schriftstellerei geführt haben; ein herbes Geschick hat ihn so auf Grund unbedachter, keineswegs bösartiger Jugendstreiche herausgerissen aus der Lebensbahn, die er einzuschlagen sich vorgenommen hatte.

Schon im Jahre 1837 erschienen von ihm einige Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, wie „Vertrauliche Mittheilungen über die Männer und Ereignisse des alten Regime's“ (4 Thle.), Cooper's

„Erinnerungen aus Europa“ (2 Thle.), Thom. Skinner's „Streifereien in Ostindien“ und die „Memoiren der Herzogin von Nevers“ (2 Thle.), die er in Gemeinschaft mit Ed. Brinckmeier herausgab. Das Jahr 1838 brachte: Cooper's „Wanderungen in Italien“ (2 Thle.) und Soulié's Roman „Der Graf von Beziers“ (2 Thle.); 1839: den englischen Roman „Die einzige Tochter“ und das „Album der Nationen in 12 Lebensbildern“. Im J. 1840 erschien dann noch eine Uebersetzung aus dem Englischen, „Die Gouvernante“ der Gräfin Blessington (2 Thle.), und der erste und einzige selbständige Roman von ihm „Die Reise in das Leben“. Seit Juli dieses Jahres gab er dann auch die „Braunschweigische Morgenzeitung“ heraus, die er anscheinend nur bis zum 28. Februar 1841 (Nr. 32) fortführte, vermuthlich, weil er um diese Zeit seine Vaterstadt verließ und nach Leipzig übersiedelte. Hier gelang es ihm bald, in schriftstellerischen Kreisen eine geachtete Stellung sich zu erwerben. Er hatte aus der Noth eine Tugend gemacht, als er den Beruf eines Schriftstellers ergriff, und er war zunächst gezwungen gewesen, litterarische Productionen, bei denen er auf Absatz und Verdienst rechnen konnte, schnell fertig zu stellen, zunächst durch Uebersetzung oder Bearbeitung fremdsprachlicher Werke. Verlor seine schriftstellerische Thätigkeit auch in Zukunft den Charakter einer etwas bunten Vielseitigkeit nicht und ging sie deshalb zu sehr in das Weite, um in gründlicher Bearbeitung bestimmter Stoffe in große Tiefe dringen zu können, so hat er doch später vorwiegend geschichtlichen Stoffen sich zugewandt, die er für einen größeren Kreis gebildeter Leser faßlich und angenehm darzustellen suchte. Noch in Braunschweig begonnen hat er jedenfalls sein erst 1843 im Druck vollendetes Werk „Haus der Welfen“, das eine zweite, großentheils umgestaltete Auflage von Görges' „Gallerie von Portraits der berühmten Herzöge von Braunschweig-Lüneburg“ bildet, „nicht für das gelehrte Publicum“, sondern „für den gebildeten Mittelstand der beiden Welfenländer“ bestimmt ist. Noch in demselben Jahre begann seine „Allgemeine Weltgeschichte für das deutsche Volk“ zu erscheinen, von der dann bald eine neue Ausgabe in drei Bänden folgte. Ein paar ganz volksthümlich und freisinnig gehaltene Schriften gab er zusammen mit Robert Blum heraus, drei Jahrgänge eines Volkstaschenbuches „Vorwärts“ (1843—45) und „Der Verfassungsfreund. Volksschriften über staatsbürgerliche Angelegenheiten“, wofür er die ersten beiden Bändchen „Das Verfassungswesen oder das constitutionelle Princip“ und „über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im deutschen Strafverfahren“ verfaßte. Ihnen folgten dann in den folgenden Jahren „Der Feldzug von 1812“ (1845), Geschichte Napoleon's (1846—47), drei Bücher neuester Geschichte (1851), Geschichte Franz Sforza's (1853) u. a., daneben auch in Gemeinschaft mit J. A. Romberg eine Geschichte der Baukunst, von der aber nur der erste, die älteste orientalische Zeit behandelnde Band 1844 erschien.

Inzwischen hatte er sich durch sein Wirken so bekannt gemacht und so großes Zutrauen erworben, daß man ihm auch die Leitung großer litterarischer Unternehmungen übertrug. Vom Jahre 1845 an hat er in einer Wochenschrift, von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännnern unterstützt, „Ergänzungsblätter zu allen Conversationslexiken“ herausgegeben, die in 14 Bänden bis zum Jahre 1859 reichten. Daran schlossen sich in gleichem Sinne von St. geleitet „Unsere Tage“, die in Braunschweig herauskamen und in acht Bänden die Jahre 1859—67 umfaßten. Zu gleicher Zeit, vielleicht schon seit 1859, redigirte er die „Europa. Chronik der gebildeten Welt“, eine Arbeit, die er bis zu seinem Tode fortführte. Zuletzt hat er auch für Weber's „Illustrirte Zeitung“ wöchentlich die politische Rundschau geliefert.

Diese umfassende Redactionsthätigkeit und stehende Arbeit ließen ihn zu größeren selbständigen Werken nur wenig noch kommen. Er veröffentlichte 1860 mit deutlich erkennbarer Tendenz noch eine geschichtliche Arbeit: „1792 bis 1813 oder die letzten Jahre des deutschen Reiches und seine Zertrümmerung durch Frankreich. Ein Bild der Vergangenheit als Spiegel für Gegenwart und Zukunft“ und schon im J. 1870 ließ er erscheinen „Das Elsaß mit Deutsch-Lothringen. Land und Leute, Ortsbeschreibung, Geschichte und Sage“. Er hat zuletzt dann wieder von ein paar fremden Werken deutsche Ausgaben veranstaltet, von William Gilbert's „Lucrezia Borgia“ (1870) und von Samuel Smiles' „Der Charakter“ (1872; 2. Aufl. 1874). Im J. 1848 hatte St. Leipzig verlassen und in Meißen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, aber nach einem Jahrzehnt (1858) kehrte er wieder nach Leipzig zurück. Hier ist er am 30. December 1874 an einem plötzlichen Ruhranfalle gestorben.

P. Zimmermann.

Stegmayer: Matthias St., geboren in Wien am 29. April 1771, † ebenda am 10. Mai 1810, war erst Musiker, dann Schauspieler; als solcher kam er 1792 an das von Karl Mayer 1790 in der Josephstadt gegründete Volkstheater, ging 1796 an das Schikaneder'sche Freihaustheater, wo er als Praterwirth im berühmten „Tiroler Wastel“ debutirte, wurde 1800 Hofschauspieler und ging 1804 ans Theater an der Wien. Er war ein tüchtiger Komiker, auch ein verwendbarer, vielseitiger Componist; sein berühmtestes Stück war wohl die Posse „Rochus Pumpernickel“, 1809 nach Kotzebue's „Pachter Feldkümmel“ geschrieben. Egon v. Komorzynski.

Steifensand: Xaver St., Kupferstecher, wurde 1809 in Kaster (Regbez. Köln) geboren. Er bezog mit 21 Jahren die Kunstakademie in Düsseldorf und erhielt seine weitere Ausbildung bei Felsung in Darmstadt. Sein erstes größeres Werk vollendete er 1844 nach seiner Rückkehr nach Düsseldorf; es war der Stahlstich „Das Gewitter“ nach Jakob Becker, der als Nietenblatt für den Rheinischen Kunstverein eine weite Verbreitung gefunden hat und dadurch den jungen Künstler gleich bekannt machte. Durch seine weiteren Werke wurde dieser Ruf immer mehr befestigt. Es waren vornehmlich „Madonna mit dem schlafenden Kinde“ nach Overbeck (1846), Friedrich II. mit seinem Kanzler Peter de Vineis“ nach Jul. Schrader (1847, Stahlstich), „Die Gefangennahme des Papstes Paschalis II. durch Heinrich V.“ nach C. F. Lessing, „Mirjam“ nach Chr. Köhler, „Christusknabe“ nach E. Deger, „Christnacht“ nach Th. Mintrop u. A. Auch brachte er mehrere Stiche nach Porträts. Seine letzten und reifsten Werke waren die „Regina coeli“ nach Karl Müller und „Die Anbetung der heil. drei Könige“ nach Paul Veronese (in Dresden). Die letztere Arbeit, die er 1873 vollendete, war sein größtes Werk und trug ihm mehrere Auszeichnungen ein. Er starb am 6. Januar 1876 in Düsseldorf.

Eduard Daelen.

Stein: K. Heinrich Freiherr von St., Aesthetiker, entstammte einem alten fränkischen Adelsgeschlecht und wurde am 12. Februar 1857 zu Coburg geboren. Er besuchte die Gymnasien zu Merseburg und Halle a. S. und bezog im J. 1874 die Universität Heidelberg, um Theologie zu studiren. Tagebuchaufzeichnungen aus seiner Gymnasialzeit lassen bereits erkennen, daß es nicht die kirchliche Bestimmung der Theologie war, die ihn zu diesem Studium zog, sondern das göttliche Geheimniß des schöpferischen Lebens. Aber wonach seine Seele hungerte und dürstete, dafür vermochte ihm der unspeculative Geist der akademischen Theologie keine Nahrung zu reichen. Bald sah er sich daher getrieben, zu dem Urquell des ewigen Schaffens auf einem

anderen Wege vorzudringen. Hatte die Theologie versagt, so sollte ihm nun die Natur die Führerin zum Göttlichen werden. Denn als er sich 1875 entschloß, sich dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen, schrieb er in sein Tagebuch: „Was mir bleibt und den innersten Grund meines Herzens ausmacht, ist die Liebe zu den religiösen Dingen, die Sehnsucht nach einem aufrichtigen Glauben". Aber aus der charakteristischen Art, wie er dieses Studium anfaßte, ist deutlich sichtbar, daß ihn weniger die empirische als die psychologische Erkenntniß der Natur fesselte; es waren die allgemeinen Fragen über Wesen, Ursprung und Bedeutung des Lebens, die ihm besonders am Herzen lagen. Infolge dessen wandte er sich vornehmlich dem Studium der physiologischen Probleme zu, das er dann in Halle und Berlin fortsetzte. Nachhaltigen Einfluß übten auf ihn namentlich die Vorlesungen aus, die Eugen Dühring an der Berliner Universität hielt. Diese Wirkung ging so weit, daß sich St. dem mechanischen Positivismus dieses Denkers, der seinem eigensten Wesen keineswegs homogen war, Jahre lang gefangen gab. Aber dieses Räthsel löst sich, wenn in Erwägung gezogen wird, daß der Student hier einer auf Mathematik und Mechanik gegründeten Gesammtauffassung der Natur begegnete, deren wesentliche Bestimmung auf die allbeherrschende Entfaltung der moralischen Kräfte berechnet war. St. fand hier eine Genüge für das, was er in jenen Jahren suchte; aber er suchte noch nicht das, was der ureigensten Bestimmung seiner geistigen Individualität allein wahrhaft zu genügen vermochte. Das Bindeglied zwischen der positivistischen Naturauffassung Dühring's und der künstlerischen, aber damals noch latenten Naturauffassung Stein's bildeten die ihnen gemeinsame Begeisterung für die dichterische Metaphysik Giordano Bruno's.

Im J. 1877 wurde der 20jährige Student unter Zugrundelegung einer Dissertation „über Wahrnehmung" von der Universität Berlin zum Doctor der Philosophie promovirt. Diese Examensarbeit ist noch ganz vom Standpunkt des Dühring'schen Positivismus aus verfaßt, aber die Unklarheit der Problementwicklung ist das deutlichste Zeugniß dafür, daß der Doctorand sich hier einer philosophischen Auffassung hingegeben hatte, die doch im innersten Kerne seinem Wesen nicht entsprach. Wohin seine geistige Eigenart in Wahrheit neigte, zeigt dagegen seine öffentliche Erstlingsschrift, die er im J. 1878 unter dem Titel: „Die Ideale des Materialismus" veröffentlichte. Dieser Titel ist irreführend, und er ist nur deshalb gewählt worden, weil der Verleger eine Sammlung von materialistischen Schriften herauszugeben wünschte und zur Betheiligung an diesem Unternehmen auch St. als Anhänger Dühring's aufgefordert hatte. Aus diesem Grunde hat dieses Buch nachträglich jene Aufschrift erhalten, während ursprünglich der Titel lediglich „Lyrische Philosophie" lauten sollte, der dann als Zusatz stehen geblieben ist. Neben vielem Schiefen und Unreifen zeigt dieses Werkchen bereits bedeutungsvoll an, was in dem Geiste des Verfassers nach Gestaltung rang. Das war freilich die philosophische Erfassung der Natur, der Gesammtnatur mit Einschluß der menschlichen; aber die Natur nicht inbezug auf die Erkenntnißbedingungen ihrer abstracten mechanischen Gesetzmäßigkeit, sondern inbezug auf ihre persönliche Vergeistigung durch die ästhetische Cultur. Ehe St. aber diesen eigenthümlichen Grundzug seines Schaffenstriebes selbst völlig klar erkannte, bedurfte er noch einer vertiefenden Anregung, die ihm bald in ungeahnter Fülle zu Theil werden sollte. Es war der Genius Richard Wagner's, an dessen hell lodernder Fackel sich ihm erst wahrhaft das Feuer des eigenen Geistes entzündete. Auf einer Romreise hatte er die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" kennen gelernt, und als dann Richard Wagner im Herbst 1869 für seinen damals

zehnjährigen Sohn Siegfried einen Erzieher suchte, vermittelte ihm Malvida v. Meysenbug diese Kunde. Ohnehin von begeisterten Erziehungsidealen erfüllt, entschloß sich St. voll freudiger Erwartung, diese Aufgabe zu übernehmen. Er traf am 20. October 1879 in Bayreuth ein, und wenn er schließlich auch nicht länger als ein Jahr in der Familie Wagner's weilte, so wurde hier doch seinem Leben die entscheidende Richtung gegeben. Hier begriff er erst, wonach seine Seele so lange ahnungsvoll gesucht hatte, und dies war nichts anderes als der große, von Winckelmann erfaßte, von Schiller begründete und von Wagner in einem allumfassenden Kunstwerk gestaltete Gedanke einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes.

Als St. in dem innigen Gedankenaustausch mit dem Meister von Bayreuth die neue und universelle Bedeutung der ästhetischen Cultur begriff, kam es ihm klar zum Bewußtsein, daß er selber zum Lehrer und Propheten dieser künstlerischen Lebensmission berufen sei. Aber schon im Herbst 1880 kehrt er auf den Wunsch seines Vaters nach Halle zurück, und hier traf er alsbald die Vorbereitungen, um sich an der Universität zu habilitiren. Nach viermaliger Umarbeitung seiner Habilitationsschrift „Die Bedeutung des dichterischen Elementes in der Philosophie des Giordano Bruno“ wurde ihm endlich die venia legendi ertheilt. Im Sommer 1881 begann er seine akademische Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung über J. J. Rousseau's „discours sur les sciences et les arts“, und im Winter desselben Jahres wagte er als der erste Universitätslehrer, eine Vorlesung über Richard Wagner zu halten. Bald aber erkannte er, daß er in Halle unter der Vorherrschaft des psychologistischen Empirismus seine Kraft nicht voll entfalten könne, und er faßte daher den Entschluß, in den Lehrkörper der Berliner Universität einzutreten. Nachdem hier seine zuerst eingereichte Abhandlung über „Die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen“ zurückgewiesen war, genügte er endlich der Forderung nach einem „akademischen“ Thema mit der Schrift über „den Zusammenhang zwischen Boileau und Descartes“, und er konnte nunmehr im Winter 1884 seine Lehrthätigkeit mit der Vorlesung über die „Ideenlehre Schopenhauers“ beginnen. Sein Hauptlehrfach bildete die „Aesthetik“. Besonders zu erwähnen ist dann die Vorlesung über „Die ästhetischen Theorien Lessings und ihren geschichtlichen Ursprung“, vor allem aber diejenige über „Die Aesthetik der deutschen Classiker“. In dieser Zeit vertiefte er sich auch immer mehr in das Studium Kant's, während die ästhetischen Theorien Schelling's, Solger's und Hegel's noch nicht in seinen Gesichtskreis getreten waren. Ueber die Kritik der Urtheilskraft und ihre Beziehung zu Schiller's philosophischen Schriften hielt er mehrmals akademische Uebungen ab. Aus all diesen Studien erwuchs dann sein für die Geschichte der Aesthetik grundlegendes Werk, das er im Frühjahr 1886 unter dem Titel: „Die Entstehung der neueren Aesthetik“ veröffentlichte. Aber noch ehe ihm ein äußerer Erfolg in seiner akademischen Laufbahn beschieden war, erkrankte er plötzlich in der Mitte des Juni 1887 und starb wenige Tage darauf am 20. Juni an einem Herzleiden.

Als St. mit dreißig Jahren dahinschied, wurde seinem Wirken, noch ehe er zur vollen Entfaltung seiner Kraft gekommen war, vorzeitig ein Ziel gesetzt. Er hat Bedeutendes geleistet; Größeres ließ er erwarten. Seine schöpferische Begabung hielt sich in jener eigenthümlichen Mitte zwischen der Philosophie und der Poesie; daher war er als Philosoph vorwiegend Aesthetiker und als Poet philosophischer Künstler. Diese Doppelseitigkeit hat ihren einheitlichen Wesensgrund darin, daß solchen Persönlichkeiten weder die Philosophie noch die Poesie um ihrer selbst willen da sind, sondern nur als schöpferisches Mittel zur

lebendigen Gestaltung der ästhetischen Individualität. Das schöne Individuum ist das Alpha und Omega dieser Classe von denkenden und dichtenden Persönlichkeiten. Will man daher die Gesammtthätigkeit Stein's in ein einziges Wort zusammenfassen, so wird man sagen müssen, daß sein ganzes Lebenswerk auf die Verwirklichung der ästhetischen Erziehung der Menschheit gerichtet war. Die Anfänge dieser Cultur fand er in dem französischen Rationalismus des 17. und 18. Jahrhunderts; ihre volle Gestaltungskraft offenbarte sich ihm aber in der Geisteserhebung des deutschen Idealismus. Erst durch das Wirken Kant's und Schiller's kommt die denkende Erkenntniß von der universellen Bedeutung der ästhetischen Cultur zum Durchbruch. War sie bis dahin im christlichen Abendlande nur ein wesentlicher Factor der religiös-kirchlichen Cultur, so kehrt sich nunmehr das Verhältniß um: die ästhetische Cultur entfaltete durch die philosophische Begründung ihre volle Unabhängigkeit und macht nun ihrerseits die ethische und religiöse Cultur zu einem mitwirkenden Bestimmungsfactor ihres Menschheitsideals. Das große Kunstwerk ist die wahre Veranschaulichung dieses Ideales, und in der Vereinigung mit ihm verklärt sich das sinnliche zum sittlich schönen Individuum. Das darf als der universelle Grundgedanke ausgesprochen werden, den St. zuerst in dem tiefwirkenden Verkehr mit Richard Wagner erfaßte und den er in seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu begründen, in seinen poetischen Gestaltungen zu veranschaulichen strebte. Vor allen Dingen war er aber durch seine edle Persönlichkeit selbst ein lebendiger Repräsentant dieser Idee. Wer mit ihm in Berührung kam und seiner begeisterten Rede lauschen durfte, wurde von dem unmittelbaren Gefühl ergriffen, über alles niedrige und beschränkte Erdenwesen hinaus zu jenen reinen Höhen der göttlichen Freiheit und Schönheit emporgetragen zu werden. Er war eine Schiller'sche Natur.

Hauptwerke: „Ueber Wahrnehmung“, Inaug.-Diss., Berlin 1877; „Die Ideale des Materialismus. Lyrische Philosophie von Armand Pensier“, Köln 1878; „Giordano Bruno, Gedanken über seine Lehre und sein Leben“, neu herausgegeben, Berlin 1900; „Helden und Welt. Dramatische Bilder“, Chemnitz 1883 (jetzt Leipzig); „Die Entstehung der neueren Aesthetik“, Stuttgart 1886; „Schiller und Goethe. Vorlesungen über die Aesthetik der deutschen Classiker“, Leipzig, Reclam-Biblioth. Nr. 3090; „Aus dem Nachlaß. Dramatische Bilder und Erzählungen“, Leipzig 1888; „Vorlesungen über Aesthetik“, Stuttgart 1897; Aufsätze in den Bayreuther Blättern. — Wagner-Lexikon von C. Fr. Glasenapp und Heinrich von Stein, Stuttgart. — „Zur Kultur der Seele. Gesammelte Aufsätze“ (herausgegeben von Poske), Stuttgart 1906.

Heinrich von Stein und seine Weltanschauung von H. St. Chamberlain und Friedrich Poske, Leipzig 1903.

Ferdinand Jakob Schmidt.

Stein: Heinrich Ludwig Wilhelm von St., Philosoph, geboren am 21. November 1833 zu Rostock, † am 28. Mai 1896 ebenda. St. stammte aus einem alten mecklenburgischen Gutsbesitzergeschlechte. Er war ein Sohn des Majors im II. mecklenburgischen Musketierbataillon Karl St., der schon am 7. März 1839 starb, und der Friederike, der jüngsten Tochter des Legationsraths Hansen in Güstrow. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, widmete er sich von Ostern 1851 ab dem Studium der Philosophie auf den Universitäten Berlin, Bonn und Göttingen, woselbst er am 15. März 1855 auf Grund einer Dissertation „De philosophia Cyrenaica“ die Doctorwürde erlangte. Dort habilitirte er sich auch zu Beginn des Sommersemesters 1857 als Privatdocent der Philosophie und wurde Ostern 1862

zum außerordentlichen Professor befördert. Im zuletzt genannten Jahre ließ er den ersten Theil seines Hauptwerkes, der „Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus, Untersuchungen über das System des Platon und sein Verhältniß zur späteren Theologie und Philosophie“, erscheinen, und zwar „Vorgeschichte und System des Platonismus“. Ihm folgte 1864 der zweite Theil unter dem Sondertitel: „Verhältniß des Platonismus zum classischen Alterthum und zum Christenthum“. Erst im J. 1875 kam der den Schluß bildende dritte Theil heraus, der das „Verhältniß des Platonismus zur Philosophie der Christlichen Zeiten“ behandelt. Dieses Werk fand wegen seiner Gründlichkeit von Anfang an eine sehr günstige Beurtheilung; das einzige, was man daran auszusetzen hatte, war, daß es „nur allzu specifisch Christlich gefärbt“ sei (Conr. Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland, 1883, S. 920). Im J. 1863 erschien auch ein von ihm am 6. Januar desselben Jahres in Schwerin gehaltener Vortrag über „J. G. Hamann“ im Druck.

Von Göttingen schied St. Ostern 1864 infolge eines ehrenvollen Rufes an den Schweriner Hof: der Großherzog Friedrich Franz II. hatte ihn zum Gouverneur des Herzogs Johann Albrecht (späteren Regenten von Mecklenburg-Schwerin, jetzigen Regenten von Braunschweig) ausersehen. In dieser neuen Stellung, die ihn auch oft außer Landes führte, wie er denn zwei Jahre zu Freiburg im Breisgau weilte, wußte er sich die Liebe seines Zöglings sowie das Vertrauen seines Landesherrn in hohem Maße zu erwerben; der letztere zeichnete ihn am 28. Februar 1870 durch Verleihung des Ritterkreuzes der Wendischen Krone aus. Dennoch sehnte er sich nach dem akademischen Berufe zurück, zumal er am 17. Juli 1869 mit Elisabeth (geb. am 25. Mai 1834), der Tochter des Forstmeisters und Kammerherrn Otto v. der Lühe in Ludwigslust, die Ehe geschlossen hatte, die eine überaus glückliche werden sollte. Der Großherzog willfahrte seinem Wunsche und bewirkte zunächst, daß er das seit dem Tode des Professors Dr. Eduard Schmidt († 31. Januar 1866) unbesetzt gebliebene Extraordinariat der Philosophie an der Landesuniversität zu Rostock am 2. Mai 1870 erhielt; am 2. März 1871 erfolgte dann seine Ernennung zum ordentlichen Professor. Er hielt nun nachstehende Vorlesungen: Geschichte der alten Philosophie, Einleitung in die Schriften Platon's und Geschichte des Platonismus, Geschichte der neuen Philosophie vom Zeitalter der Kirchenväter bis auf die Gegenwart, Ueber Spinoza, Logik und Metaphysik, Erklärung von Spinoza's Ethik, Geschichte der Ethik, Psychologie, Religionsphilosophie, Geschichte der Pädagogik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, Pädagogik, Aesthetik. Auch hielt er 1881/82 dem Großherzog Friedrich Franz II. Privatvorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie. Im Druck erschienen von ihm nur noch zwei Vorträge, über „Schelling“ (gehalten in der Aula der Universität Rostock am 25. Januar 1875) und über „Heraklit“, sowie die Rectoratsrede „Friedrich Franz II. und die Universität Rostock“ (1891). Das Rectorat bekleidete er zwei Mal, vom 1. Juli 1890 bis ebendahin 1891 und vom 1. Juli 1891 bis ebendahin 1892. Die Universität verlor mit ihm einen ihrer tüchtigsten und beliebtesten Docenten.

Heinrich Klenz.

Steinbacher: Josef St., Mediciner, wurde als Sohn eines Eisenmeisters oder Gefängnißwärters in Augsburg am 17. April 1819 geboren. Er studirte und promovirte in München im J. 1847. Seine pathologisch-anatomische Inauguralabhandlung (gedruckt bei G. Franz) handelte „über die Knochenverletzungen der Leibesfrüchte während der Schwangerschaft“. Der Fall betraf eine Patientin, die St. vom März 1846 ab in der kgl. Gebäranstalt in

München beobachten konnte; er zieht den Schluß, daß die unmittelbar nach der Geburt beobachtete Impression auf dem linken Stirnbeine weder durch eine Verletzung während der Geburt noch später bedingt gewesen sein könne, sondern einzig und allein nur auf eine Gewalteinwirkung (Anstemmen des Wassereimers an die linke Seite des Unterleibes) zu beziehen sei, die sich die Gravida im 8. Monat zugezogen habe.

Die folgenden Jahre verwandte St. zu seiner weiteren Ausbildung; er war auch eine Zeit lang Assistent in Augsburg. Unter seinen Lehrern gedenkt St. besonders des Dr. Ott, der schon anno 1828 Docent für Chirurgie und Augenheilkunde war, und der ihm als Freund und Lehrer väterlich in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zur Seite stand. Er war es, der St. zuerst auf den Naturarzt Schroth (s. o. S. 219) und dessen „tief physiologische Grundsätze" aufmerksam machte und ihn stets ermunterte, zwecks eigenen Studiums und zur besseren Ausbildung sich dorthin zu begeben, wo seines Wissens von ganz Baiern kein Arzt vor ihm gewesen. St. ging also nach Lindewiese, um Schroth und seine Schule genauer und an der „Quelle" kennen zu lernen, wo er die Bekanntschaft des Dr. Joh. Aug. Schilling machte. Indeß zuerst erprobte er an sich selbst Monate lang die Prießnitz'sche Cur, ehe er einen 10- bis 11 monatlichen Aufenthalt in Lindewiese nahm, wo er eine dreimonatliche strenge Cur an sich selbst vornahm. St. erfreute sich hierbei der intimsten Freundschaft des Heilkünstlers, dem er auch weiterhin für sein ganzes Leben seine Sympathie bewahrt hat.

Jedoch erkannte St. allzubald, daß Schroth's übergroße Aengstlichkeit bezüglich der Anwendung des kalten Wassers hauptsächlich von einer persönlichen Antipathie gegen Prießnitz und dessen System herrührte. Im Herbste 1848 ging St., um weitere Studien zu machen, nach Galizien, Wien und Prag; dort scheint er sich besonders mit den Wirkungen des galvanischen Stromes auf den menschlichen Körper beschäftigt zu haben; diese Bethätigung kam ihm später in München zu statten. Im Herbste 1849 sehen wir den jungen Arzt sich an andere Schulen des neuen Verfahrens wenden, von denen er gewisse Modificationen von ärztlicher Seite in Anbetracht einer rationellen Begründung des neuen Heilzweiges voraussetzte. Indeß fand er überall die gleichen Grundsätze, wenig Abwechselungen und Abweichungen, überhaupt nichts wesentlich Neues. Er entschloß sich daher, die Sache vom rationell-physiologischen Standpunkte aus aufzufassen, aus den Fundamentalsätzen Schroth's und Prießnitz' das physiologisch Wahre mit dem therapeutisch Heilsamen zu vereinen.

Inzwischen war St. nach München zurückgekehrt, und am 8. October 1850 figurirt er als „Bürger und Badereiinhaber". Am 17. August 1853 wird er Dr. med. und erhält Praxisbewilligung. Nachdem er am 24. December 1853 in Bogenhausen unweit München mit Mathilde Vanoni (geb. zu Augsburg am 3. März 1833), einer Buchhändlerstochter, getraut war, scheint er bald reichliche Praxis bekommen zu haben. Er wohnte in München (zuerst Sendlingerstraße 340). Seit November 1857 wohnte er in der Ottostraße 3I, kaufte am 28. Januar 1858 das ganze an der Ottostraße 3 gelegene, dem Grafen Arco-Valley gehörige Anwesen, und richtete dasselbe zu einer Naturheilanstalt ein, welche er noch 1858 dem Publicum zugänglich machte. Eine genaue Beschreibung der Anstalt findet sich bei Karl Wibmer, Medizinische Topographie und Ethnographie der K. Haupt- und Residenzstadt München. 1862. I, 223 ff.

Schon 1852—1854 dirigirte St. die Anstalt in Brunnthal, die unter seiner Leitung in schönster Blüthe stand. Es feierte seine Glanzperiode und

der Ruf hatte sich weithin verbreitet; doch sah sich St. aus Privatrücksichten veranlaßt, die Direction 1854 niederzulegen. (Vgl. Joh. Aug. Schilling, Brunnthal, seine Lage, Quellen und Geschichte u. s. w. München 1864, S. 63.) Von 1854—1861 sehen wir St. in seiner Anstalt in München; 1861—1863 war er außerdem ärztlicher Leiter des Dianabades im Englischen Garten bei München. Im J. 1863 erwarb St. käuflich Brunnthal, das inzwischen von verschiedenen anderen Vorständen mit wenig Erfolg und Geschick geleitet worden war. Die Anstaltsräume konnten von nun ab die vielen Curgäste lange nicht mehr fassen und mußten dieselben deshalb großentheils im nahen Bogenhausen einlogirt werden. Den Standpunkt und die Principien des Steinbacher'schen Naturheilverfahrens hat er selbst in einem kurzen Prospect (vgl. Schilling l. c. S. 65—77) zusammengefaßt. Ausführlich hat Steinbacher Theorie und Praxis seiner Regenerationscur in vier starken Bänden, Augsburg 1861—64, zusammengefaßt. Herrn Dr. Krüche verdanke ich die Mittheilung, die aus dem Munde des verstorbenen Medicinalraths Martin, eines Studienfreundes Steinbacher's, stammt, daß St. diesem oftmals versichert habe, daß Schilling größtentheils die Regenerationscur geschrieben habe, von dem es bekannt ist, daß er eine gewandte Feder geführt hat, während sein Sinn nicht sehr auf die praktische Thätigkeit gerichtet war. Dagegen besaß St. einen praktischen, ja geschäftsmäßigen Sinn, der es verstand, sich seine Hülfskräfte unterthan zu machen.

Von weiteren Werken Steinbacher's nenne ich: „Schnellste und sicherste Selbsthülfe bei Cholera-Anfällen u. s. w." Augsburg 1865, die von Erfolgen durch rasche Schweißerzeugung handelt, die durch ein leicht zu construirendes Hausdampfbad erzeugt wurde. Im selben Jahre erschien das Werk über das Scharlachfieber und die Masern. 1866 erschien (in 2. Auflage 1868) das Büchlein: „Asthma, Fettsucht, Korpulenz, deren Wesen, Verhütung und Heilung durch das Naturheilverfahren mit besonderer Berücksichtigung des Banting-Systems". Auf S. 33 ff. werden bereits die später von Oertel entwickelten Ideen besprochen. — 1867 erschien noch ein Buch, betitelt: „Der Croup oder die häutige Bräune". Steinbacher's Popularität in München war so groß, daß seine zahlreichen Freunde und Anhänger ihm ein schönes Marmordenkmal setzen ließen.

St. war zum herzoglich sachsen-coburgischen Hofrath ernannt worden. Er hatte seit Jahren an Herzbeschwerden gelitten; da St. ein kleiner verwachsener Mann war, so steigerten sich die Beschwerden derart, daß er, erst 49 Jahre alt, der Herzschwäche erlag. Er starb am 29. März 1869 in München, nachdem Hunderte von Fettsüchtigen aus München und Umgegend nach seiner Methode behandelt worden waren.

Steinbacher's Cur ist als Vorgängerin der sogenannten Oertelcur zu betrachten, die ihre Vorläufer in den Namen eines Plinius Secundus, Panaroli und Dancel hat. Ist St. auch nicht der Entdecker der Flüssigkeitsbeschränkung bei Entfettungscuren, so hat er sie doch lange vorher angewandt, ehe die bekannten Veröffentlichungen über die Bantingcur veröffentlicht wurden. Trotz mancher Ansichten, welche uns schrullenhaft erscheinen, schreibt W. Ebstein, steckt in St. etwas Genialisches.

Ich möchte hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich drei Männer kenne, die Kyphoskoliotiker waren und die Beschränkung der Flüssigkeitsnahme als therapeutische Maßnahme empfohlen und wohlthuend empfunden haben. Ich meine St., Oertel und den bekannten Physiker G. C. Lichtenberg, der wie sonst auch ein guter, fast allzu gewissenhafter, geradezu hypochondrischer Beobachter seines Leibes war. Er, der infolge der Verkrümmung seiner

Wirbelsäule an häufigen asthmatischen Anfällen, verbunden mit Herzschwäche, litt, notirte (Vermischte Schriften, Bd. 1. Göttingen 1853, S. 29): „Seit einigen Tagen (22. April 1791) lebe ich unter der Hypothese (denn ich lebe beständig unter einer), daß das Trinken bei Tisch schädlich sei, und befinde mich vortrefflich dabei. Hieran ist gewiß etwas Wahres, denn ich habe noch von keiner Aenderung in meiner Lebensart und von keiner Arznei so schnell und handgreiflich die gute Wirkung empfunden, als hiervon.“ Am selben Tage schreibt er ins Tagebuch (ungedruckt): „fruchtbar in allerley Einfällen. Sehr wohl.“

W. Ebstein, Ueber Wasserentziehungen und anstrengende Muskelbewegungen. Art. W. Wiesbaden 1885. — W. Ebstein, Entziehungs- und Mastcuren. Die Umschau, 1897, Nr. 16. — Ueber die Behandlung der Fettleibigkeit (Die Heilkunde, Februar 1902). — Die Fettleibigkeit und ihre Behandlung. 8. Aufl. Wiesbaden 1904, S. 63 ff. — Karl Wibmer, Medic. Topographie und Ethnographie .... von München. München 1862. Bd. I, 96 u. 223. — J. Sadger, Wie Prießnitz chronische Leiden curirte (Zeitschr. für diätet. u. physikal. Therapie. Bd. VII, Heft 11 u. 12 (1904). — Joh. Aug. Schilling, Brunnthal, seine Lage, Quellen u. Geschichte u. s. w. München 1864 (darin S. 65 ff.: ausführliche Darstellung der Steinbacherschen Heilmethode). — V. Stammler, Bad Brunnthal. o. O. a. O. Jahr. — V. Stammler, Prospect des Bades Thalkirchen. München 1888, S. 10 f. — Die Einsicht in die polizeiliche Einwohnerliste des Dr. Steinbacher wurde mir von der kgl. Polizeidirection in München gütigst gestattet. — Mündliche Mittheilungen verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. A. Krüche in München und des Herrn Dr. V. Stammler (Bad Brunnthal bei München). Erich Ebstein.

Steinbrück: Eduard St., Maler, wurde am 3. Mai 1803 in Magdeburg geboren. Er kam 1822 nach Berlin, wo er unter K. W. Wach seine ersten künstlerischen Studien machte. Selbständig versuchte er sich zuerst auf dem Gebiete der religiösen Malerei, indem er mit zwei Gemälden: „Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese“ (1825) und „Der Engel an der Himmelspforte“ (im Besitze des Kaisers) hervortrat. Zur Vervollständigung seiner Studien siedelte er 1829 nach Düsseldorf über, doch vorläufig nur für kurze Zeit. Bald trieb es ihn nach Italien, wo er in Rom eine Madonna mit dem Kinde und eine Römerin als jagende Nymphe malte. Schon im Herbst 1830 kehrte er nach Berlin zurück, doch auch hier war sein Aufenthalt nicht von Dauer. Nach längerem Hin- und Hersuchen war er sich endlich darüber klar geworden, daß seiner Neigung sowie seinem Können die romantische Richtung am meisten entsprach; es zog ihn deshalb wieder nach Düsseldorf, dem Hauptsitz dieser Schule, wo er sich 1833 niederließ und bis 1846 verweilte. Hier nun fand er das rechte Feld, das seiner Begabung entsprach, das der romantischen Idylle, und in den nächsten Jahren sandte er mehrere Bilder zur Kunstausstellung in Berlin, durch die sein Ruf begründet wurde. Es waren hauptsächlich die „badenden Kinder“ (1834, Nationalgalerie zu Berlin), „Rothkäppchen“, „Genoveva“, „Fischerfrau am Strand“, „Undine“ (1839), „Marie bei den Elfen“ nach Tieck's Märchen (1840, Nationalgalerie zu Berlin) und „Elfenreigen“ (1842) nach Tieck's Märchen. 1846 ging St. wieder nach Berlin. Dieser Wohnungswechsel blieb auch nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen, indem er sich nun wieder mehr der religiösen Malerei zuwandte. Er malte in der Schloßcapelle „Die Auferstehung Christi“, im neuen Museum verschiedene Deckenmedaillons und für die Friedenskirche bei Potsdam „Christus am Oelberge“. Ferner entstanden noch unter seiner Hand

an religiösen Bildern größeren Umfangs ein Christus am Kreuz mit der Grablegung als Predella in der Jacobskirche zu Magdeburg sowie „Die Anbetung der Hirten“ in der Hedwigskirche zu Berlin. Ein erster Versuch in der Historienmalerei: „Die Magdeburger Jungfrauen, die sich während der Plünderung der Stadt 1631 von den Wällen herabstürzen“ blieb der einzige. Der Künstler kehrte immer wieder zu seinen Sagen und Kinderbildern zurück, von denen in den fünfziger Jahren viele nach Amerika verkauft wurden. 1876 siedelte er von Berlin nach Landeck in Schlesien über, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb; er starb hier am 3. Februar 1882.

Eduard Daelen.

Steindorff: Ernst Ludwig Hans St., deutscher Historiker, geboren am 15. Juni 1839 zu Flensburg, † am 9. April 1895 zu Göttingen, war der Sohn des Arztes Magnus Friedrich St. (s. A. D. B. XXXV, 697 ff.), der sich in der schleswig-holsteinischen Bewegung von 1848—50 neben Männern wie Beseler, Esmarch, Michelsen und Waitz rühmlich bekannt gemacht hat. Auf dem Gymnasium zu Kiel vorgebildet, studirte St. seit Ostern 1858 an der dortigen Universität, wandte sich aber bereits im Herbste desselben Jahres nach Göttingen, wohin ihn gleich einer großen Zahl junger Historiker besonders seines Landsmannes Georg Waitz gefeierter Name zog. Außer den historischen hörte er philologische, philosophische, nationalökonomische und juristische Vorlesungen, war aber daneben auch einem frischen, fröhlichen Studentenleben keineswegs abhold, dem er gleich seinem jüngeren Fachgenossen und späteren Collegen Ludwig Weiland (s. A. D. B. XLI, 490 ff.) in der Burschenschaft Brunsviga huldigte. Michaelis 1860 bezog er die Universität Berlin, wo er besonders bei Ranke und Droysen hörte, und kehrte im Wintersemester 1861/62 an seine Heimathsuniversität Kiel und ins Elternhaus zurück. Zum Abschluß brachte er seine Studien in Berlin, wo er auf Grund des am 18. December 1862 magna cum laude bestandenen Rigorosums und der Dissertation: „De ducatus, qui Billingorum dicitur, in Saxonia origine et progressu“ am 24. Januar 1863 zum Dr. phil. promovirt wurde. Nach beendigtem Studium hörte er noch Vorlesungen bei Jaffé und Müllenhoff in Berlin, um sich für den akademischen Beruf vorzubereiten. Diese Absicht erfuhr aber eine plötzliche Unterbrechung durch die Ereignisse in seiner Heimath Schleswig-Holstein.

Am 15. November 1863 war König Friedrich VII. von Dänemark gestorben und am folgenden Tage erklärte der Erbprinz Friedrich von Augustenburg seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein. Deutschgesinnte Männer aller Parteien vereinigten sich zu seiner Unterstützung. Sofort stellte sich auch St. mit einer großen Zahl der in Berlin und an anderen Hochschulen studirenden Schleswig-Holsteiner dem Herzoge zur Verfügung, an den auch eine von St. verfaßte Adresse gerichtet wurde. Im December wurde St. nach Gotha berufen und folgte Ende des Monats dem Herzoge nach Kiel. Er bekleidete hier die Stellung eines Secretärs in der unter Leitung Karl Friedrich Sammer's stehenden Abtheilung des Auswärtigen und war zugleich Privatsecretär des Herzogs, den er auch im Mai 1864 nach Berlin begleitete. Eine leitende Rolle hat St. nicht gespielt, seine Thätigkeit beschränkte sich vielmehr im wesentlichen darauf, den Herzog und Sammer bei Erledigung ihrer weitverzweigten Correspondenz zu unterstützen, die Nachrichten in den Zeitungen zu verfolgen, selbst solche hineinzulanciren, Zeitungsartikel im Interesse des Herzogs zu verfassen, Proclamationen auszuarbeiten u. dergl. Im J. 1866, kurz vor Ausbruch des Krieges, der durch die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen die schleswig-holsteinische Frage endgültig löste, kehrte der Herzog seinem Lande den Rücken und entließ seine treuen Berather

und Helfer. Nur schwer hat sich St. mit der Annexion Schleswig-Holsteins durch Preußen abgefunden, erst die Ereignisse von 1870/71 haben ihn, der stets ein ebenso guter deutscher wie schleswig-holsteinischer Patriot war, wenigstens einigermaßen mit den Verhältnissen ausgesöhnt. Aber über die Auffassung, die ihn in dem Verhalten Preußens, insbesondere Bismarck's, gegen den Herzog einen Treubruch sehen ließ, ist er nie völlig hinweggekommen. Aus seiner Stellung zu Sammer erwuchs ein inniges Freundschaftsverhältniß, das auch nach jener politisch bewegten Zeit bis zu dessen Tode (1882) fortdauerte, und von dem auch die fein ausgearbeitete Biographie Sammer's in diesem Werke (XXX, 326 ff.) ein beredtes Zeugniß ablegt. Später hat er politisch sich nie mehr bethätigt.

Nach seiner Entlassung aus dem Dienste des Herzogs kehrte St. an die Hochschule zurück, die seinen Studien die entscheidende Richtung gegeben hatte. Er begab sich nach Göttingen, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen und die 2½ Jahre vorher so jäh unterbrochene Vorbereitung zur Habilitation wiederaufzunehmen. Im November 1866 erhielt er die Venia legendi auf zwei Jahre, im Juni 1868 ohne Zeitbeschränkung. Am 26. Juni 1873 wurde er außerordentlicher, am 18. April 1883 ordentlicher Professor. In die Zwischenzeit (13. März 1877) fällt seine Vermählung mit Clara Waitz, der jüngsten Tochter erster Ehe seines inzwischen nach Berlin übergesiedelten Lehrers und Meisters Georg Waitz. Aus dieser Ehe entsprossen sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter, von denen die jüngere nicht lange vor dem Vater starb. Fast 30 Jahre hat St. dem Lehrkörper der Georgia Augusta angehört. Ende März 1895 erkrankte er schwer an Influenza, die aber bereits glücklich überstanden schien, als in der Frühe des 9. April eine Herzlähmung ganz unerwartet seinem Leben ein Ziel setzte, viel zu früh für die Wissenschaft und seine Schüler. Er starb nur neun Wochen nach seinem Studienfreunde und Collegen Weiland, dessen Nachfolger P. Kehr bei seiner Berufung nach Göttingen — tragisch genug! — zugleich die Anwartschaft auf den Steindorff-schen Lehrstuhl erhalten hatte, ohne zu ahnen, daß dieser so bald erledigt werden würde.

St. als Gelehrter war eine mehr receptive Natur. Außer seiner Dissertation hat er daher, abgesehen von kleineren Aufsätzen in Ersch-Gruber's Encyklopädie, der A. D. B. u. a., nur eine größere darstellende Arbeit hinterlassen, die in zwei Bänden 1874 und 1881 erschienenen, auf gründlichen Quellenforschungen beruhenden und hervorragend sorgfältig gearbeiteten Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. Die darin enthaltene grundlegende Untersuchung über Heinrich's III. Kanzlei hat in ihm wohl die Vorliebe für das spätere Hauptfach seiner Thätigkeit, die Diplomatik, geweckt. Die letzten Jahre seines Lebens füllte die Vorbereitung der Neuausgabe der Dahlmann-Waitz'schen Quellenkunde der Deutschen Geschichte (6. Aufl., 1894) aus, eine mühevolle und entsagungsreiche Aufgabe, die er mit hingebendem Fleiße, mit Sorgfalt und Geschick gelöst hat.

Wenn St. als Docent seine Hörer nicht so zu packen und hinzureißen vermochte, wie es sein Freund Weiland so meisterhaft verstand, so lag das zum guten Theile an dem Gebiete seiner Lehrthätigkeit, dem er seit seiner Ernennung zum Ordinarius seine Vorlesungen ausschließlich entnahm, den geschichtlichen Hülfswissenschaften. Aber die verwickelten und nicht immer lockenden Disciplinen der Handschriftenkunde, Urkundenlehre, Siegelkunde und mittelalterlichen Zeitrechnung wurden von ihm in exakter und erschöpfender Darstellung vorgetragen, wobei dem Unterrichte die werthvollen Schätze des diplomatischen

Apparates der Universität Göttingen wesentlich zu Gute kamen. Der Eigenart des Faches entsprechend war auch die Zahl seiner Hörer eine beschränkte, aber gerade dadurch hatten diese um so mehr Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen und in wissenschaftlichem wie in persönlichem Verkehre dem gewissenhaften Gelehrten näher zu treten, der unermüdlich bestrebt war, die Studien seiner Schüler nachhaltig zu fördern.

Sein schlichtes, ungekünsteltes Wesen, die Lauterkeit seiner Gesinnung, seine natürliche Freundlichkeit und Herzensgüte, verbunden mit einer sich schon in seinen Tagebüchern wiederspiegelnden großen Frömmigkeit, die er sich bis an sein Lebensende bewahrt hat, die aber durchaus nichts Gemachtes an sich trug, sondern einem tief empfindenden religiösen Gemüthe entsprang, alle diese Charaktereigenschaften haben ihm die Achtung, Werthschätzung und Liebe derer erworben, die ihm im Leben nähergestanden haben. Die vielen Freundschaften, die er bis zu seinem Tode gehabt hat, sind dafür das schönste Zeugniß.

Persönliche Erinnerungen. — Mittheilungen seiner Wittwe, seines ältesten Sohnes und seines Bundesbruders, Geh. Justizraths Sieveking in Altona. — Tagebücher und Correspondenzen. — Nachrufe in der „Göttinger Zeitung“ und im „Göttinger Anzeiger“. Otto Heinemann.

Steinfurth: Hermann St., Historienmaler, Zeichner und Lithograph, geboren am 28. August 1822 in Hamburg, ging 1845 nach Düsseldorf. Hier wurde er zuerst Privatschüler von Professor Sohn und besuchte dann bis 1852 die dortige Kunstakademie als Schüler der ersten Classe unter W. v. Schadow. Anfangs des Jahres 1852 unternahm er eine Reise nach Italien, von der er im nächsten Jahre nach Düsseldorf zurückkehrte. Sein entschiedenes Talent, verbunden mit einer vielseitigen Bildung, machte es ihm möglich, sich in großen Compositionen, die er mit Vorliebe der griechischen Mythologie entnahm, meisterlich zu bewähren. Von seinen ersten Bildern sind zu erwähnen „Grablegung Christi“ (1844), „Erziehung des Jupiter“ (1846, Museum in Köln), „Raub des Hylas“ (1847), „Diana und Aktaeon“ (1847, Kunsthalle Hamburg) und „Christus am Kreuz“, großes Altarbild für die St. Petri-Kirche in Hamburg. Später siedelte er ganz nach Hamburg über. Von seinen Schöpfungen haben namentlich seine Skizzen zur Prometheia des Aeschylos (3 lithographische Compositionen) einen Zug ins Großartige, obschon die Bewegungen oft zu gewaltig sind. Eine verdienstliche Arbeit sind auch die Farbenskizzen zum Tartarus. Außerdem malte er Porträts, so Ludwig Knaus und Selbstbildniß in der Kunsthalle zu Hamburg u. A. Er starb am 7. Februar 1880 in Hamburg. Eduard Daelen.

Steininger: Franz St., katholischer Theologe, geboren am 1. August 1739 zu Linz in Oberösterreich, † am 23. März 1805 zu Windhaag. Er machte die humanistischen, philosophischen und theologischen Studien zu Linz; später war er einige Zeit Professor der Hermeneutik, geistlichen Beredsamkeit und Katechetik im Priesterhause zu Innsbruck und Prediger in der Stadtpfarrkirche daselbst; zuletzt 1785—1805 Pfarrer zu Windhaag und letzter Beichtvater der Dominicanerinnen daselbst. — Auf theologischem Gebiete verfaßte St. die populären Schriften: „Zwei Gespräche zwischen einem Landpfarrer und einem Bauer vom Fegefeuer“ (Steyr 1775), „Drei Gespräche zwischen einem Landpfarrer und einem Bauer von der Ohrenbeichte“ (Steyr 1775), „Vier Gespräche zwischen einem Pfarrer und einem Bauer von der Unfehlbarkeit der Kirche“ (Steyr 1775), „Seraphische Andacht nach dem Sinne des seraphischen Vaters Franciscus und Bonaventuras“ (Bamberg 1778), „Antworte dem Thoren nach seiner Thorheit, d. i. Widerlegung des sogenannten katholischen Oester-

reichers, der wider Alois Merz eine Schmähschrift herausgab“ (Steyr 1782) und eine Uebersetzung von Bossuet's „Geschichte der Veränderungen der protestantischen Kirchen“ (Augsburg 1769). Er war auch dichterisch thätig und veröffentlichte unter anderem ein Bändchen „Friedenslieder“ (Wien 1779).

Guppenberger, Bibliographie des Clerus der Diöcese Linz (Linz 1893), S. 213 f. Lauchert.

Steinschauwer: Adam St. (auch Steinschaber), ein deutscher Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, der die Kunst Gutenberg's in Genf eingeführt hat. Sein Name kommt auf drei Drucken der Jahre 1478, 79 und 80 vor, auf dem von 1479, einem Kalender, zusammen mit dem Namen des Heinrich Wirczburg von Vach, eines Druckers, der uns sonst nur noch einmal, auf einem Druck von Rougemont 1481, begegnet. Außerdem sind St. jedenfalls die anderen Drucke mit denselben Typen und aus derselben Zeit zuzuschreiben, wodurch sich die Zahl der Erzeugnisse seiner Presse, soweit sie bis jetzt bekannt sind, auf zehn erhöht. Am zahlreichsten vertreten sind darunter französische Romane. Nach dem Beisatz, den St. seinem Namen gibt, stammte er aus Schweinfurt. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß er eine und dieselbe Person ist mit dem Adam Steynschober (Stainschober) de Romelt, den wir unter dem Jahr 1470 in die Erfurter Universitätsmatrikel eingetragen finden. Römhild, das doch wohl mit Romelt gemeint ist, liegt ja ohnedies nicht weit von Schweinfurt. Wo er aber die Buchdruckerkunst gelernt hat und wie er nach Genf gekommen ist, liegt ebensosehr im Dunkel, wie sein Schicksal nach 1480.

Vgl. außer den Inkunabelwerken von Proctor und Copinger: Guill. Favre, Notice sur les livres imprimés à Genève dans le XVe siècle, 2e éd., 1855, p. 10 sqq. und Gaullieur, Étude sur la typographie Genevoise, 1855, p. 19 sqq., 31 sqq. K. Steiff.

Steinthal: Heymann (Heinrich) St. wurde am 16. Mai 1823 in Gröbzig (Anhalt) als Sohn eines Kaufmanns geboren. Seinen Vater, einen angesehenen Mann, verlor er in seinem neunten Lebensjahre. Den vaterlosen Knaben erzog die Mutter, die infolge des hochherzigen Sinnes ihres Gatten in dürftigen Verhältnissen zurückgeblieben war, in dessen Geiste. Außer ihr und einem ältern Bruder übten auf den Knaben der Lehrer der jüdischen Gemeinde, der ihn nicht nur in den Elementarfächern, sondern auch — privatim — im Französischen unterrichtete, sowie der Cantor, der ihn in das Studium des Talmuds einführte, wohlthätigen Einfluß aus. Beider gedachte noch der Greis in Verehrung und Dankbarkeit. Im Alter von dreizehn Jahren kam St. nach Bernburg, um das Gymnasium zu besuchen, das damals unter der Leitung des Directors Herzog stand. Dieser setzte den geistig reifen Knaben, obgleich er weder Griechisch noch Latein konnte, in die Quarta und veranlaßte, daß er in jenen Fächern privatim vorbereitet wurde. Nach einem halben Jahre konnte er als ordentlicher Schüler aufgenommen werden. An den Fortschritten des Gymnasiasten nahm außer den Lehrern freudigen Antheil ein entfernter Verwandter, der ihn in sein Haus aufgenommen hatte und ihm liebevolle Pflege und Aufsicht angedeihen ließ.

Dankbare Erinnerung hat St. dem Unterricht in den classischen Sprachen bewahrt, der vor allem auf Erfassung des Inhalts bedacht war. Neben dem Gymnasialunterricht erhielt er Unterricht im Talmud. Er gedachte Theologie zu studiren.

1842 bestand er die Reifeprüfung. Bei der Entlassungsfeier hielt er eine englische Rede über Shakespeare's „Romeo und Julia“. Seine akade-

mischen Studien begann er aber erst im folgenden Jahre; sie galten vor allem der Sprachwissenschaft. Ostern 1843 bezog er die Universität Berlin. Hier hörte er u. a. Böckh, Bopp, Lepsius, bei Wilhelm Grimm Freidank, bei Huber Erklärung altspanischer Gedichte, bei Cybulski Altslavisch, bei Schott Persisch, Chinesisch, Türkisch, Mongolisch, Mandschu, Tibetisch und Japanisch, die Interpretation des Schi-King und des Kalewala, bei Schwartze Koptisch, bei Werder Logik und Metaphysik, Psychologie sowie Geschichte der neuern Philosophie, bei Gabler Anthropologie und Psychologie, bei F. Benary über den Ursprung des Pentateuchs, bei Vatke Geschichte der Religion des Alten Testaments, bei C. F. Schultz Botanik. Besondere Förderung verdankte er August Mahn, der ihn nicht nur in die romanischen Sprachen, sondern auch in das Baskische und Russische eingeführt hat. Schon in den ersten Semestern ging St. an das Studium von Wilhelm's v. Humboldt Schrift: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts". Es ist für ihn bezeichnend, daß die zweite Notiz, die er als Student in sein Tagebuch eingetragen hat, der Schlußsatz des Vorworts ist, das Alexander v. Humboldt jener Einleitung 1836 vorausgeschickt hat: „Es [das vorliegende Werk] muß die Ueberzeugung darbieten, daß eine gewisse Größe in der Behandlung eines Gegenstandes nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt." Mit Stolz konnte St. sich schon während seiner Studienzeit einen Schüler Wilhelm's v. Humboldt und August Böckh's nennen. „Durch Sie", sagt er in der Widmung seiner „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern" an August Böckh, „lernte ich erst, mir aus Humboldt's Buchstaben seinen Geist erstehen lassen." Diese Studien erhoben St. über die äußere Noth, die ihn zwang, sein trocken Brot für die einzelnen Essenszeiten behutsam abzutheilen. 1847 brachte er die Studien äußerlich zum Abschluß. Am 1. November 1847 an der Universität zu Tübingen promovirt, veröffentlichte er noch in demselben Jahre seine erste Schrift: „De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica cum excursu de nominativi particula". Mit Recht hat er sie als eine commentatio philosophico-philologica bezeichnet. Die Durchgeistigung der sprachlichen Thatsachen, die Erörterung über das Wesen der Sprachwissenschaft, die er als einen Zweig der Philologie in Böckh's Sinne ansieht, die Verherrlichung Wilhelm's v. Humboldt, mit der die Schrift beginnt, und gelegentliche Widerlegungen einzelner Ansichten Karl Ferdinand Becker's lassen diese Erstlingsschrift als das Programm eines Theiles von Steinthal's Lebensarbeit erscheinen.

Die nächsten Jahre waren dem fortgesetzten eindringenden Studium Humboldt's und der allgemeinen Sprachwissenschaft, dem Studium der afrikanischen Sprachen, des Chinesischen und Herbart's gewidmet. Allgemeine sprachwissenschaftliche Fragen brachten St. 1848 dem Sprachphilosophen Karl Wilhelm Ludwig Heyse, Paul Heyse's Vater, persönlich nahe, dessen Vorlesung über Sprachphilosophie er im Winter 1847/48 gehört hatte. Karl Heyse hing an St. in seinen letzten, durch Krankheit heimgesuchten Lebensjahren — es sind Paul Heyse's Worte — „wie an einem zweiten Sohne". Kein Wunder, daß sich Paul Heyse und St. wie Brüder aneinander schlossen. Durch Karl Heyse lernte St. Moritz Lazarus kennen. Wie das Freundschaftsband, das ihn mit diesem verknüpfte, auf ihre wissenschaftliche Arbeit gewirkt hat, schilderte St. 1871 in der Widmung seiner „Einleitung in die Philosophie und Sprachwissenschaft" an Lazarus: „Wir hoben uns eines Geistes

wie ein Turner, welcher, eine Sprosse fassend, sich an der Leiter hinaufzieht, den Körper mit dem einen Arme hebend, während die andre Hand die nächst höhere Sprosse faßt, und dann wieder mit dieser den Körper hochziehend, damit die erstere weiter hinauf greifen könne."

Am 24. November 1849 habilitirte sich St. an der Berliner Universität. In den ersten Semestern las er über Geschichte der Grammatik, Classification der Sprachen, Sprachgeschichte und Sprachpsychologie sowie über Wilhelm v. Humboldt und behandelte schwierige Stellen aus dessen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, einzelne Troubadours und rabbinische Schriften.

Zu einer Darstellung der Grundsätze der Humboldt'schen Sprachwissenschaft und ihres Verhältnisses zur Philosophie war St. 1848 durch eine Schrift von Max Schasler veranlaßt worden. Dieser hatte die vermeintlichen Mängel von Humboldt's Sprachwissenschaft darauf zurückgeführt, daß er nicht Hegel's dialektische Methode angewendet habe. Dies bestimmte St., in seiner Schrift „Die Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie" Hegel's und Humboldt's Princip und Methode gegenüberzustellen. Hier legte er Humboldt's Gedanken fast durchweg anerkennend dar. Je tiefer er aber in Humboldt's Schriften eindrang, um so häufiger fand er Widersprüche; deren Quelle glaubte er in dem Gegensatz zwischen Humboldt's Genie und reflectirendem Verstand zu finden. „Was sein Genie durch unmittelbare Anschauung des allgemeinen Wesens und durch praktische Erforschung der einzelnen Sprachen fand, das wurde sogleich von seinem reflektirenden Verstande wieder zerstört." Diese Gedanken hat St. zuerst in seiner Schrift „Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee" (1850) ausgesprochen. Nach einer kritischen Uebersicht über die früheren Classificationen — die Schlegel'sche, Pott'sche und Bopp'sche — sowie nach einer eingehenden Kritik Humboldt's stellt er hier seine Ansicht vom Wesen der Sprache und der Ursache der Sprachverschiedenheit dar und gibt seine eigene Eintheilung der Sprachen. Die Schrift sollte als Einleitung zu einer Reihe von Werken dienen, die die von ihm „aufgestellten Sprachclassen nach ihrem eigenthümlichen Wesen in die vorzüglichsten Einzelheiten verfolgen werden". Als seine Kritik Humboldt's von Pott in einer sonst überaus anerkennenden Besprechung der Schrift (in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1852) getadelt wurde, erwiderte St. in einem seiner Abhandlung „Die Entwicklung der Schrift" (1852) vorgedruckten feurigen Sendschreiben, er habe in Humboldt's Werken eine tragische Begebenheit gesehen; er habe die Fehler aufgedeckt, durch die Humboldt's Genie im Kampfe mit der Reflexion der Sieg entgangen sei und dann selbst den Kampf aufgenommen, den Kampf für Humboldt wider den Feind in ihm und gesiegt für ihn.

Jenen Standpunkt gegenüber Humboldt nimmt St. auch in der zehn Jahre später erschienenen zweiten Bearbeitung der Classification der Sprachen ein, in seiner classischen „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" (1860). In dieser ist der zweite Abschnitt, der die Darlegung der allgemeinen sprachwissenschaftlichen Principien enthält, um vieles tiefer und eingehender als das entsprechende Stück der Classification der Sprachen. Jetzt sieht St. in allem, „woraus sich das geistige Leben der Menschen zusammensetzt, nichts als Processe in . . . leibhaftig lebenden Persönlichkeiten und die Ergebnisse dieser Processe". So ergebe sich die Aufgabe, den Sprachproceß und dessen Ergebniß im allgemeinen und in der Verschiedenheit bei den verschiedenen Völkern zu betrachten. Sein Gedankengang führt ihn auf die beiden Seiten der innern Sprachform, jenes Begriffes, den erfaßt zu haben St. in

seinem „Ursprung der Sprache“ (1851) als Humboldt's größtes Verdienst um die Sprachwissenschaft bezeichnet, den aber erst St. in seiner vollen Bedeutung verstehn gelehrt hat.

Dem Nachweis der Verschiedenheit des grammatischen Baues der Sprachen und zugleich der Ordnung der Sprachen nach ihrem innern Werthe ist der dritte Abschnitt der Charakteristik, der ganz neu hinzugekommen ist, gewidmet. Hier schildert St. geist- und lichtvoll die chinesische Sprache, von den hinterindischen Sprachen das Siamesische und Birmanische, von den polynesischen das Dajakische, von den altaischen das Jakutische, von den amerikanischen das Mexikanische und das Grönländische, das Aegyptische, aus der Reihe der semitischen besonders das Arabische und von den indogermanischen Sprachen das Griechische und das Deutsche. Am Schlusse nimmt er eine Eintheilung der von ihm charakterisirten Sprachen vor und theilt sie in formlose und Formsprachen. Zu diesen zählt er nur die indogermanischen, die semitischen Sprachen, das Aegyptische und das Chinesische. Georg von der Gabelentz bemerkt von diesem Werke (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft IX, S. 374): „Die Kunst der Sprachschilderung lehrt es wie meines Wissens kein zweites Werk unserer Litteratur.“

Ganz anders als in der „Classification“ und der „Charakteristik“ steht St. Humboldt's Forschungen gegenüber in seiner Ausgabe und Erklärung der „sprachphilosophischen Werke Wilhelm's v. Humboldt“ (1884). Die Königliche Bibliothek zu Berlin war nach Buschmann's Tode in den Besitz der Humboldt'schen Manuscripte gelangt. Diese gaben St. den Anstoß und die Anleitung, Humboldt's frühere Arbeiten für das Verständniß seiner letzten zusammenfassenden Schrift, der sogenannten Einleitung, zu verwerthen. Nun fand er, daß diese mehrfach überarbeitet und durch die Vereinigung älterer und neuerer Stücke hergestellt ist. Das Ergebniß seiner eindringenden Interpretation ist, daß uns nun in Humboldt's Arbeit ein einheitliches Gedankensystem vor Augen steht, „jeder Satz aus dem Mittelpunkte einer ernsten, intellektuell großen, sittlich tiefen Weltanschauung stammend“.

Die Zeit, die St. dieser Arbeit widmete, an die er „mit jugendlicher Lust“ ging, zählte er zu den glücklichsten seines Lebens. Wie er als Vierundzwanzigjähriger auf der ersten Seite seiner Erstlingsschrift erklärt hatte, er sei stets glücklich gewesen, sich mit allem Eifer in Humboldt's Gedanken zu versenken, so schätzte er sich als Neunundfünfzigjähriger glücklich, daß ihn das Schicksal zur Lösung jener Aufgabe berufen hatte (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XIII, S. 204). Seiner Verehrung für Humboldt hat er in zwei Denkreden besondern Ausdruck verliehen, deren eine er an Humboldt's hundertstem Geburtstage vor Studenten, die er zu dem Festacte eingeladen hatte, im Auditorium maximum der Universität, deren andre er am 28. Mai 1883 bei Gelegenheit der Enthüllung der Denkmäler der Brüder Humboldt im Festsaale des Berliner Rathhauses gehalten hat.

Oben wurde erwähnt, daß Steinthal's Studien nach der Promotion auch den afrikanischen Sprachen und dem Chinesischen gewidmet waren. Eine Abhandlung über das Soso, Bambara, Mande und Vai (die er 1867 zu dem Werke „Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet“ ausgestaltet hat) trug ihm den Volney'schen Preis vom Institut de France ein; dieser setzte ihn in Stand, am Ende des Jahres 1852 zur Erweiterung und Vertiefung seiner Sprachstudien nach Paris und von dort 1853 auf einige Monate nach London zu gehn. Hier erfreute er sich bei seinen afrikanischen Studien der Förderung Josias v. Bunsen's.

In Paris blieb er bis zum Anfang des Jahres 1856. Er setzte daselbst

zuvörderst seine chinesischen Studien besonders unter Stanislas Julien und Bazin fort. Trotz der Theilnahme, die man dem jungen deutschen Sprachforscher, der sehr kärglich lebte, entgegenbrachte, trotz seinem Verkehr mit Ernest Renan, der Steinthal's Plan, die religiöse Entwicklung der Chinesen zu schildern, billigte, trotz dem freundlichsten Entgegenkommen des Culturhistorikers Baron v. Eckstein behagte es ihm in Paris nicht. Nur langsam lebte er sich ein. In seinen mißlichen Verhältnissen nahm er eine Hauslehrerstelle an; er hatte sie aber nur einige Monate inne. Wohl fühlte er sich nur in seinen Studien. Mit einer Abhandlung über die Wurzeln der verschiedenen chinesischen Dialekte erwarb er sich 1854 wiederum den Volney-Preis, eine „neue Anerkennung in der europäischen Wissenschaft", wie ihm Adolf Trendelenburg im November 1854 schrieb, die „der deutschen Philologie, auf welche dabei ein günstiges Licht fällt, nur zur Freude und Ehre gereichen" könne. Aber eine Aussicht auf einen noch so bescheidenen Lebensunterhalt bot sich ihm in der Heimath — außer durch seinen Freund Lazarus — nicht. Und doch zog es ihn dorthin, und er folgte diesem Zuge und lehnte eine Stelle bei der französischen Gesandtschaft in China ab, die ihm auf Veranlassung seiner Lehrer Julien und Bazin unter sehr günstigen Bedingungen angeboten worden war.

Steinthal's Studien beschränkten sich in Paris nicht auf das Chinesische. Seine Arbeiten über die einzelnen fremden Sprachstämme waren von Anfang an nicht roh empirisch, sondern von seinen allgemeinen Ansichten über den Ursprung der Verschiedenheit der sprachlichen Formen durchzogen. Ja, mit jener Preisschrift über die vier Sudansprachen beabsichtigte er zu beweisen, „daß es in der That Sprachen gibt, welche mit dem Kategorienschema der philosophischen Grammatik keine Berührungspunkte zeigen". Die Erfahrung nun, daß die falsche Auffassung des Verhältnisses der Sprach- zu den logischen Formen eingewurzelt und weitverbreitet war, bestimmte ihn, dieses Verhältniß zu behandeln.

In dem 1855 erschienenen Werke „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniß zueinander" beginnt St. mit einer Kritik Karl Ferdinand Becker's, des damals einflußreichsten Vertreters der alten Anschauung, erörtert den Unterschied zwischen Grammatik und Logik, zeigt, daß die Sprache als ein psychisches Organ Gegenstand der Psychologie ist, legt Wesen und Ursprung der Sprache sowie ihre Beziehung zum geistigen Leben dar, leitet aus dem Wesen der Sprache das Princip der Grammatik ab und kommt dann zur Besprechung der Sprachverschiedenheit. Die Erforschung der einzelnen Sprachen führe zur Völkerpsychologie, deren Gegenstand nach Lazarus die geistige Individualität des Volkes sei.

Dieser Wissenschaft sollte die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft dienen, die Lazarus und St. 1860 begründet haben. Sie enthält aus Steinthal's Feder eine Fülle gründlicher Abhandlungen und schöpferischer Kritiken über Werke aus mannichfachen Gebieten der Geisteswissenschaft. Der letzte Band — der 20. — erschien 1890.

Der Eindruck des Werkes: Grammatik, Logik und Psychologie war nach dem Recensenten der Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik (1857) ein bewältigender. Böckh schrieb dem Verfasser, er habe in seinem neuesten Werke wiederum ausgezeichneten Scharfsinn und allseitigen Blick bewährt, und es sei nur zu wünschen, daß er viele aufmerksame Leser finden möge, wiewohl — und dies hat St. nicht bloß an dieser Schrift erfahren — manche gerade durch die Schärfe und Tiefe desselben dürften abgeschreckt werden.

Nach sechzehn Jahren — 1871 — erschien der erste Abschnitt des dritten

Theiles von Grammatik, Logik und Psychologie, der das allgemeine Wesen der Sprache und ihre Beziehung zum geistigen Leben behandelt, neu bearbeitet in dem Grundwerke: Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Dieses Werk sollte den ersten Theil eines Abrisses der Sprachwissenschaft bilden. An den folgenden Theilen hat St. gearbeitet, sie aber nicht zu Ende geführt. Als zweiter Theil des Abrisses erschien 1893 „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Franz Misteli. Neubearbeitung des Werkes von H. St.“ (1861).

In der „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“ will St. nicht das einmalige Ereigniß der Urschöpfung der Sprache, sondern die Gesetze des Seelenlebens darlegen, nach denen Sprache heute wie in der Urzeit wird. So gibt er denn im ersten Theile eine psychische Mechanik, behandelt besonders eingehend die Lehre von der Apperception und entwickelt deren Bedeutung für das ganze Geistesleben. Im zweiten Theile bietet er eine psychische Entwicklungsgeschichte; hier führt er die vorsprachliche Stufe der Seelenentwicklung vor, vergleicht die Menschen- und Thierseele und zeigt, wie Sprache hervorbricht, und was dieses psychische Organ dem Bewußtsein leistet. Was die Wirkung der Schrift auf die Psychologen betrifft, so urtheilte Benno Erdmann: „Ich halte dafür, daß jenes Werk die gehaltvollste Leistung auf rein psychologischem Gebiete ist, die uns in dem letzten Jahrzehnt geboten wurde. Eine Bestätigung dafür bietet die Thatsache, daß St. allein unter allen schulenbildend gewirkt hat; aus mehr als einem Kennzeichen folgt überdies, daß seine Wirksamkeit sich auf weitaus die meisten jüngeren Autoren erstreckt, die psychologische Fragen bei uns discutirt haben. Vor allem seine eingehend entwickelte Theorie der Apperception giebt eine so einschneidende und zutreffende Fortbildung der Herbart'schen Theorie, daß sie für die nächste Zukunft ohne Zweifel die Basis für alle hierhergehörigen Untersuchungen bilden wird“ (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie III, 393). Von Sprachforschern hat sich Friedrich Müller im ersten Bande seines Grundrisses der Sprachwissenschaft völlig auf Steinthal's Standpunkt gestellt und William Whitney ihn nicht verstanden (vgl. Ztschr. für Völkerpsych. u. Spr. VIII, 216).

Seine Ansicht über den Ursprung der Sprache hat St. in der dritten und sodann in der vierten Auflage seiner Schrift: „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens“ (1877 und 1888) auch im Hinblick auf die Descendenztheorie auseinandergesetzt. Die erste Auflage (1851) sollte nur „eine Darstellung der Ansicht Wilhelm v. Humboldt's, verglichen mit denen Herder's und Hamann's“ sein. Allmählich erweiterte er die Arbeit zu einem Repertorium der Ansichten über den Ursprung der Sprache, so daß die vierte Auflage einen kritischen Ueberblick über die Ansichten Herder's, Hamann's, Humboldt's, Schelling's, Heyse's, Jacob Grimm's, Renan's, Lazar Geiger's, Gustav Jäger's, Darwin's, Caspari's, Noiré's und Wundt's enthält.

Wie allbekannte sprachliche Erscheinungen, die die Grammatiker als unorganisch bezeichnet haben, durch die psychologische Betrachtung aufgehellt werden, hat St. in dem durch Feinheit der psychologischen Analyse ausgezeichneten Aufsatz über Assimilation und Attraction (Ztschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. I, abgedr. in den Kleinen Schriften) gezeigt. In diesem „von Seiten der Sprachwissenschaft und der Lautphysiologie bisher noch wenig beachteten“ Aufsatz sah Karl Brugmann (Morphol. Untersuchung a. d. Geb. d. idg. Sprf. I T. IV) die ersten Grundlinien einer Wissenschaft gezogen, „welche über die Wirkungsweise der psychischen Factoren, die bei unzähligen Laut-

bewegungen und Lautneuerungen sowie bei aller sogenannten Analogiebildung thätig sind, umfassende Beobachtungen anstellt".

Daß nicht nur das Sprachleben, sondern alles, was wir geschichtliches Leben nennen, ohne psychologische Deutung nicht von Grund aus verstanden werden kann, hat St. in seiner Schrift: „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen" (1864) meisterhaft dargelegt.

In demselben Jahre veröffentlichte er in der oben erwähnten Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besondrer Rücksicht auf die Logik (2. Aufl. 1890) ein grundlegendes Werk, das der Geschichte und der Philologie nicht minder als der Philosophie dienen sollte.

Eingehend hat St. außer der Sprache noch zwei Erzeugnisse des Volksgeistes behandelt, den Mythos (vgl. Die Sage von Simson, Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus in der Ztschr. f. Völkerpsych. u. Sprchw. Bd. II, Mythos und Religion in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung 1870) und das Epos (Ztschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. Bd. V). Im Hinblick auf diesen Aufsatz bemerkt Ten Brink in seinem Beowulf (S. 7), er sei sich bewußt, dieser „von den Philologen leider viel zu wenig beachteten" Abhandlung „sehr viel zu verdanken", und in Paul's Grundriß der germanischen Philologie (II 1, 515), er habe über die Theorie der Volkspoesie „am meisten aus Steinthal's Aufsatz über das Volksepos gelernt".

Gehn wir nun auf die äußern Lebensverhältnisse ein, unter denen St. seit der Veröffentlichung von „Grammatik, Logik und Psychologie" der Wissenschaft gedient hat. Im Frühjahr 1856 nahm er seine Vorlesungen an der Berliner Universität als Privatdocent wieder auf. Diese behandelten in der ersten Zeit chinesische Texte und chinesische Grammatik, allgemeine Grammatik, Sprachvergleichung und Sprachschilderung unter Berücksichtigung der Völkerpsychologie, die formlosen Sprachen, vergleichende Mythologie und Geschichte der epischen Poesie. Später las er allgemeine und vergleichende Grammatik, allgemeine und vergleichende Mythologie, allgemeine Einleitung in die Litteraturgeschichte, über den Ursprung und Charakter der romanischen Sprachen in Vergleichung mit den alten Sprachen und dem Deutschen, über Form und Charakter der indogermanischen Sprachen mit besonderer Rücksicht auf das Griechische, Lateinische und Deutsche, über Völkerpsychologie, Geschichte der Grammatik, Methodologie und Encyklopädie der Philologie (seit dem Winter 1869/70), über den Ursprung der Sprache und des Menschengeschlechts, über die Bibel in historischer und ästhetischer Hinsicht und interpretirte provençalische Gedichte.

Er hatte nicht viel Hörer. Sein Vortrag war äußerlich nicht anziehend. So blieben ihm nur tiefer angelegte Naturen treu. Wie nachhaltig er aber auf solche gewirkt hat, zeigt besonders Gustav Glogau (s. A. D. B. XL, 394; dazu G. Glogau: Sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal S. 6 u. a.). Aber auch manche Andre haben von dem verehrten Lehrer Anregungen erfahren, die auf ihr Denken und Sein einen segensvollen Einfluß ausübten. Denn seine Vorlesungen lehrten sie nicht nur philosophisch denken sowie das Leben und die Schöpfungen der Völker psychologisch-historisch betrachten; sie wirkten auch dadurch, daß in ihnen — wie in seinen Schriften — die Totalität seines Wesens zum Ausdruck kam: neben der Tiefe und Schärfe des Geistes sowie der Weite des Blickes die ideale Gesinnung und die Zartheit des Gemüths.

Vom Sommer 1872 ab lehrte St. auch an der damals eröffneten Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judenthums. Im December 1862 war er dank Justus Olshausen's Eintreten für ihn zum außerordentlichen

Professor ernannt worden. Das ist er bis an sein Lebensende geblieben. Auch die Pforten der Akademie sind ihm verschlossen geblieben. Diese Zurücksetzung trug St. mit dem heitern Gleichmuth eines Weisen.

Schwereres Leid traf ihn. Zwei ungewöhnlich begabte Kinder, die seiner überaus glücklichen Ehe mit Jeannette Lazarus entsprossen waren, wurden den Eltern im zarten Alter entrissen.

Solche Erlebnisse, ferner die besonders durch Darwin hervorgerufene mächtige Erregung der Geister trieben ihn zu einer erneuten gründlichen Prüfung seiner Weltanschauung. Das Ergebniß dieser Prüfung legte er in seinen Aufsätzen zur Religionsphilosophie (Ztschr. f. Völkerps. u. Sprachw. Bd. VIII u. IX) und, nachdem er (ebd. Bd. XI) die Idee der Vollkommenheit ganz abweichend von Herbart entwickelt hatte, nach zehnjähriger Gedankenarbeit in seiner Ethik (1885) dar. Diese ging von Herbart aus, ist aber „eine Kritik Herbart's in positiver Darstellung" geworden.

1882 schrieb St. seinem Freunde Glogau: „Wenn mein Humboldt und meine Ethik da sein werden, dann, so ist mir zu Muthe, habe ich eigentlich genug gethan und betrachte alles folgende, was mir etwa noch vergönnt sein sollte, für besondre Gnade". In der That hat er nach der Ethik — außer der vierten Auflage des Ursprungs der Sprache — ein größeres Werk nicht mehr geschaffen. Jetzt bildete den Mittelpunkt seiner Studien die Bibel (vgl. Zu Bibel und Religionsphilosophie 1890 und Neue Folge 1895). Neben den biblischen Studien beschäftigten ihn Aufsätze und Vorträge über religionswissenschaftliche, ästhetische und Zeitfragen (vgl. ebd. und Ueber Juden und Judenthum, herausgegeben von G. Karpeles).

Die letzten Lebensjahre waren durch Krankheit getrübt. Nur der aufopferungsvollen Pflege und Hingebung, die ihm seine Frau, deren Schwester und seine Tochter widmeten, war es zu danken, daß öfters eine Besserung seines Zustandes eintrat. Sowie eine solche anhielt, wandte er sich wieder anstrengender Geistesarbeit zu. „So lange es Tag ist", wollte er „rastlos schaffen". Am 14. März 1899 erlag er seinem Leiden.

St. hat es zu wiederholten Malen als den Stolz der neuen Sprachwissenschaft bezeichnet, daß sie in dem Zeitalter der Humanität wurzelt, eine Schwester Schiller'scher und Goethe'scher Poesie sowie der höchsten philosophischen Speculation ist. So hat er seine Ausgabe von Humboldt's sprachphilosophischen Werken „den lebenden und auch den kommenden Anhängern des Humboldt'schen Glaubens an die Ideale der Humanität gewidmet". Die Idee der Humanität hat auch Steinthal's Leben und Schaffen beherrscht.

Voss. Ztg. v. 16. Mai 1893 (v. K. Bruchmann?). — D. Selver in Populär-wissenschaftl. Monatsbl. (Frankfurt a. M. 1893). — Th. Achelis, Heymann Steinthal (Heft 296 der Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge). — Nekrologe: Derselbe, Münchener Allg. Ztg., Beil., 21. März 1899; Friedrich Paulsen: Voss. Ztg. v. 16. März 1899; Wilhelm Jerusalem: Neue Freie Presse v. 8. April 1899; Karl Weinhold in der Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde 1899. M. Holzman.

Stelzner: Wilhelm Alfred St., geboren am 20. December 1840 in Dresden, absolvirte 1864 die Bergakademie in Freiberg. Nachdem er zwei Jahre als Volontär bei der österreichischen geologischen Reichsanstalt thätig gewesen war, wurde er zum Inspector der Freiberger Bergakademie ernannt, in welcher Stellung er fünf Jahre verblieb. Dann kam er mit 31 Jahren als Professor für Mineralogie und Geologie an die Universität Cordoba in Südamerika, wo er sich auch an der geologischen Landesaufnahme betheiligte, bis er vier Jahre später als Nachfolger seines Lehrers B. v. Cotta

nach Freiberg zurückberufen wurde. Hier entfaltete er während 21 Jahren eine erfolgreiche Lehrthätigkeit bis zum 25. Februar 1895, da ihn eine schwere Krankheit im Alter von 54 Jahren dahinraffte.

Seine Bedeutung lag vor allem in seiner kritischen Veranlagung, die ihn neuen Ideen und Hypothesen schwer zugänglich machte, aber seine tüchtigen Kenntnisse befähigten ihn, nicht nur auf den verschiedensten Gebieten der Mineralogie und Petrographie, sondern auch auf dem der praktischen Geologie mit Erfolg thätig zu sein. Er arbeitete langsam und vorsichtig. Daher ist die Zahl seiner Veröffentlichungen keine allzu große, aber dieselben zeichnen sich durch Gründlichkeit und Zuverlässigkeit aus. Er legte seinen kritischen Maßstab nicht nur an fremde, sondern auch an seine eigenen Arbeiten an. Sein an sich friedliebendes Gemüth milderte jedoch die persönlichen Gegensätze, in die ihn seine Zweifelsucht sonst leicht hätte bringen können. Er war ein hartnäckiger Gegner der Lateralsecretionstheorie, wie sie Sandberger ausgebaut und mit Erfolg in weiteste Kreise eingeführt hatte, und man darf wohl sagen, daß in der Bekämpfung und Ueberwindung der Einseitigkeiten und Uebertreibungen, die in dieser Theorie lagen, das Hauptverdienst zu suchen ist, das St. gehabt hat.

Bergeat hat in der Zeitschrift für praktische Geologie 1895 die bedeutendsten Schriften Stelzner's aufgeführt. Es sind 45. Doch sein Hauptwerk ist dabei nicht mitgezählt. St. wollte seine Vorlesungen über die Erzlagerstätten zu einem größeren Werke zusammenarbeiten, aber sein früher Tod hat ihn daran gehindert. Mit anerkennenswerther Pietät hat es sich Bergeat angelegen sein lassen, dieses Werk, soweit Manuscripte dazu vorlagen, im Sinne seines Lehrers und Freundes herauszugeben, und wenn es sich dabei auch herausgestellt hat, daß er vieles aus Eigenem dazuthun und manches sogar verändern mußte, so geben uns die zwei prächtigen Bände der Erzlagerstätten-Lehre, die in den Jahren 1904—6 erschienen sind, doch eine gute Vorstellung von Stelzner's Ideen und legen zugleich Zeugniß ab für die Liebe zur Wissenschaft, die St. als Lehrer in die Herzen seiner Schüler zu pflanzen wußte. A. Rothpletz.

Stentrup: Ferdinand Alois St., Jesuit, Dogmatiker, geboren am 8. Juli 1831 zu Münster i. W., † am 15. Juli 1898 zu Kalksburg in Niederösterreich. Er absolvirte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, studirte dann 1850—1858 Philosophie und Theologie im Collegium Germanicum in Rom und wurde dort Dr. phil. et theol. und Priester. Hierauf trat er am 12. November 1858 in die österreichische Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu ein. Einige Jahre wirkte er als Professor der Philosophie in Preßburg, 1867—1893 als ordentlicher Professor der Dogmatik an der Universität Innsbruck; seine letzten Lebensjahre brachte er in schriftstellerischer und seelsorgerischer Thätigkeit meist in Kalksburg zu.

St. war ein hervorragender, besonders nach der speculativen Seite ausgezeichneter Dogmatiker. Er veröffentlichte die größeren Werke: „Das Dogma von der zeitlichen Weltschöpfung gegenüber der natürlichen Erkenntniß mit besonderer Berücksichtigung der Polemik Dieringer's und Oischinger's gegen Kleutgen und die Scholastik“ (Innsbruck 1870); „Praelectiones dogmaticae de Deo uno“ (Innsbruck 1878); das große Hauptwerk: „Praelectiones dogmaticae de Verbo Incarnato“ (2 Theile in 4 Bänden, Innsbruck 1882, 1888—89); dann: „Synopsis tractatus scholastici de Deo uno“ (Innsbruck 1895). Nur für den Gebrauch seiner Hörer wurden die folgenden Traktate als Manuscript gedruckt: „De Sacramentis in genere. Synopsis praelectionum“ (Innsbruck 1888); „Apologetica Religionis christianae“ (ebd. 1889);

„De locis theologicis“ (ebd. 1889); „De SS. Eucharistiae Sacramento“ (ebd. 1889); „De Sacrificio Eucharistiae“ (ebd. 1889); „De Fide“ (ebd. 1890); „De SS. Trinitatis Mysterio“ (ebd. 1891). In der „Oesterreichischen Vierteljahresschrift für katholische Theologie“ erschien von ihm die Abhandlung: „Zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“ (8. Jahrg. 1869, S. 393 bis 420); in der Innsbrucker „Zeitschrift für katholische Theologie“, die er in den ersten fünf Jahrgängen, 1877—1881, mit J. Wieser redigirte, die Arbeiten: „Zum Begriff der Hypostase“ (1. Jahrg. 1877, S. 57—84, 361 bis 393; 2. Jahrg. 1878, S. 225—258); „Zum Begriff der Person“ (5. Jahrg. 1881, S. 34—70); „Vom absoluten Leben“ (7. Jahrg. 1883, S. 424—455); „Ein neues Christenthum“ (8. Jahrg. 1884, S. 117—175; zu der Schrift von J. Justus, Das Christenthum im Lichte der vergleichenden Sprach- und Religionswissenschaft, Wien 1883); „Der Atheismus und die sociale Frage“ (15. Jahrg. 1891, S. 1—18); „Die sociale Frage und das Christenthum“ (ebd. S. 214—240); „Zwei Grundfragen in der Lehre von der Genugthuung Christi“ (ebd. S. 267—300); „Zur Frage über die innere Vollkommenheit der Genugthuung Christi“ (ebd. S. 667—689); „Zum Dogma von der zeitlichen Weltschöpfung“ (16. Jahrg. 1892, S. 163—174, 736 bis 743); „Die Lehre des hl. Anselm über die Nothwendigkeit der Erlösung und der Menschwerdung“ (ebd. S. 653—691); „Der Staat und der Atheismus“ (17. Jahrg. 1893, S. 1—41); „Der Staat und die Kirche“ (ebd. S. 420 bis 482); „Der Staat und die Schule“ (19. Jahrg. 1895, S. 193—233, 401—437); „Die Kirche und ihre Autorität in den Kämpfen der Gegenwart“ (21. Jahrg. 1897, S. 401—447).

Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller, Neue Folge (Münster 1881), S. 209. — Kardinal Steinhuber, Geschichte des Kollegium Germanicum Hungaricum in Rom, 2. Aufl. (Freiburg i. Br. 1906), Bd. II, S. 506. — Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, Bibliographie, T. IX (Paris et Bruxelles 1900), p. 862 s. — Correspondenz des Priestergebetsvereines im theol. Convicte zu Innsbruck, 6. Folge, Nr. 9, Innsbruck, Decbr. 1898, S. 135—138. Lauchert.

Stenzel: Theodor Reinhold St., Pastor, Vorsteher des herzoglichen Münzcabinets in Dessau, war geboren zu Lausigk bei Quellendorf in Anhalt am 12. December 1824 als Sohn des dortigen Pastors Franz Stenzel. Er besuchte das Gymnasium zu Zerbst, 1846 die Universität Leipzig und studirte Theologie. 1850 wurde er Substitut seines Vaters, 1851 Vicar nach dem eben erfolgten Tode seines Vaters zu Eichholz bei Zerbst, zugleich Vorsteher des herzoglichen Münzcabinets zu Dessau. Nachdem er als Hülfsprediger in Zerbst 1857, von 1857—1875 als Pastor in Nutha bei Zerbst, dann in Dohndorf bei Biendorf thätig gewesen, kam er am 1. Juli 1879 nach seinem Geburtsort Lausigk. Er starb am 22. April 1894 im 70. Lebensjahre.

St. hat wie sein Großvater, Vater Franz Stenzel (Herausgeber des genealogischen Taschenbuches Kronos) und Oheim Gustav A. H. Stenzel (siehe A. D. B. XXXVI, 53) (Vorstand des Provinzialarchivs in Breslau, Verfasser der Anhaltinischen Geschichte) sich mit historischen, genealogischen und vor allem numismatischen Studien insbesondere seiner Heimath befaßt. Die „Beschreibung des Bracteatenfundes von Freckleben“ 1862 ist seine erste größere, äußerst fleißige und gediegene Arbeit. Dann folgten seine „Numismatischen Studien“ (I. zur Geschichte des Anhaltinischen Münzwesens, II. der Bracteatenfund von Jessen, III. der Bracteatenfund von Gerbstedt 1876). Leitzmann's numismatische Zeitschrift, die Blätter für Münzfreunde, die Berliner Blätter

für Münz-, Siegel- und Wappenkunde, A. v. Sallet's Zeitschrift für Numismatik, die Wiener numismatische Zeitschrift und R. v. Höfken's Archiv für Bracteatenkunde, endlich der Numismatisch-sphragistische Anzeiger in Hannover enthalten viele kleinere numismatische Beiträge von ihm. St. verfügte über reiche historische Kenntnisse, eine scharfsinnige Beobachtungsgabe, so daß seine Bestimmungen und Resultate, die er bescheiden und vorsichtig, aber bestimmt äußerte, als gut und gewissenhaft begründete anzusehen sind. Reich ist seine Thätigkeit für den Anhaltinischen Geschichtsverein, den er mit dem Geheimen Hofrath Dr. Hosaeus im J. 1875 gründete, in dessen Zeitschrift die auch separat gedruckten „Beiträge zur Mansfeldischen Münzkunde“ 1878 erschienen. Auch der Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit und die Mittheilungen des Thüring.-sächsischen Alterthumsvereins bringen von ihm kleinere numismatische Abhandlungen. Wer mit St. in Berührung kam, war erstaunt über die große Gelehrsamkeit, entzückt von der Liebenswürdigkeit und herzlichen Fröhlichkeit des Mannes. Sein Tod wurde in der Heimath und weit darüber hinaus in Fachkreisen tief betrauert. Im Anhaltischen Geschichtsverein wurde sein Andenken in einer eigenen Sitzung am 16. Mai 1894 gefeiert, wo Archivrath Kindscher die Gedächtnißrede hielt (Anhalt. Staatsanzeiger 22. Mai 1894), ein äußerst warmer Nachruf wurde ihm von Freundes- und Fachseite durch Professor Dr. A. Düning (Quedlinburg) im Numismatisch-sphragistischen Anzeiger 1894, Nr. 5 zu Theil. In den Blättern für Münzkunde 1894 S. 1907 hat Geh. Hofrath Dr. Julius Erbstein sein Lebensbild entworfen.

Hans Riggauer.

Stephan, waldensischer Bischof, † 1467. Trotz der heftigen Verfolgungen, welche die Waldenser in Ober- und Niederösterreich seit dem Ende des 14. Jahrhunderts zu bestehen hatten, haben sich Reste der waldensischen Secte noch bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts in Oesterreich behauptet. Als der schwäbische Waldenserapostel Friedrich Reiser um 1430 mit den Taboriten in enge Verbindung trat und von Prag und Tabor aus eine ganz Deutschland umspannende waldensisch-taboritische Propaganda ins Werk setzte, haben sich ihm auch die österreichischen Waldenser angeschlossen. Als Anhänger Reiser's finden wir in Niederösterreich den auch bei den böhmischen Utraquisten und bei Rokycana in Achtung stehenden Waldenserbischof Stephan, dem bei der Gründung und Aeltestenweihe der Unität der Böhmischen Brüder eine wichtige Rolle zufiel. Während der zwischen den österreichischen Waldensern und den Böhmischen Brüdern schwebenden Unionsverhandlungen ging die Inquisition von neuem gegen die Waldenser vor; ein Opfer dieser Verfolgung wurde der Bischof Stephan, der 1467 in Wien verbrannt wurde.

J. Goll, Quellen und Unternehmungen zur Geschichte der böhmischen Brüder, Bd. I (Prag 1878), S. 30 ff., 35, 100, 118, 120, 131, 136. — H. Haupt, Waldenserthum und Inquisition im südöstl. Deutschland (Freiburg 1890), S. 94.

Herman Haupt.

Stephan: Ernst Heinrich Wilhelm (v.) St., der geniale Organisator des deutschen Postwesens und Begründer des Weltpostvereins, wurde am 7. Januar 1831 zu Stolp in Hinterpommern, Holzenthorstraße (Nr. 31), als Sohn evangelischer Eltern geboren. Am 3. Februar wurde er in der elterlichen Wohnung getauft. Sein Vater Ernst Friedrich St., der damals das Schneiderhandwerk betrieb, war ein geistig angeregter Mann, wie sich schon daraus schließen läßt, daß ihm von seinen Mitbürgern verschiedene Ehrenämter in der Schul- und Kirchenverwaltung übertragen wurden. Zuletzt wurde er Rathsherr der Stadt Stolp. Heinrich St. genoß von seinem vierten Jahre an

beim Vater Unterricht. Wenn man der Angabe seines ersten Biographen trauen darf, fand er schon während seiner Kindheit Gelegenheit, in Privatstunden fremde Sprachen, so Italienisch, Spanisch und Englisch zu erlernen. Daneben eignete er sich humanistische Bildung an, indem der Vater sich entschloß, den reichbegabten Knaben auf die Rathsschule zu Stolp zu schicken, die früher ein berühmtes Lyceum gewesen war, damals allerdings nur noch die Stellung einer höheren Bürgerschule einnahm, auf der aber immerhin ein guter Unterricht im Latein und Französischen und nebenher auch im Griechischen ertheilt wurde. Dieses Bestreben des Schneidermeisters, seinem Sohn eine tüchtige Bildung zu theil werden zu lassen, verdient um so mehr Anerkennung, als die Familie recht zahlreich war. War doch Heinrich das siebente von zehn Kindern. Neben der Ausbildung des großen Sprachtalentes, das Heinrich entwickelte, ließ der Vater es sich auch angelegen sein, dessen Sinn für Musik zu entwickeln. Früh lernte Heinrich St. die Geige spielen. Der Sohn hat es dem Vater unendlichen Dank gewußt, daß er sich solche Mühe um seine Erziehung gab. Davon legt insbesondere die Widmung auf seiner ersten größeren Schrift, der Geschichte der preußischen Post, Zeugniß ab. Im Hause des Schneidermeisters St. herrschte ein frommer, gottesfürchtiger Sinn. Auf der Werkstatt lag die Bibel. Jeden Abend mußten die Kinder daraus ein Capitel vorlesen. Wie Bismarck, so hat sich auch St. durch seine Bibelfestigkeit ausgezeichnet. Nicht zum mindesten wird er sie sich durch jenes im Elternhause geübte Bibellesen angeeignet haben. Er selbst hat oft gesagt, daß das beste ihm von seinem Vater überkommene Erbtheil das Gottvertrauen sei. Die Mutter, Luise geborene Döring, scheint eine durch ihren wirthschaftlichen und ordnenden Sinn ausgezeichnete Frau gewesen zu sein. Auch elterliche Strenge hat der Knabe empfunden. Auf der Schule trat Heinrich sowohl durch gute Leistungen wie durch Lebhaftigkeit des Geistes hervor. Als ihn einer seiner Lehrer einst zurechtwies, weil er sich mit Mitschülern geprügelt hatte, da erklärte der kleine Naseweis dem strafenden Pädagogen, er habe doch an demselben Morgen erst ausgeführt: vivere est militare. In jenem Augenblick ging jenem Lehrer die Ahnung auf, daß in dem Schneidersohn etwas Ungewöhnliches stecke. Da St. in diesen Jahren etwas klein und schmächtig war, so ließ er es sich angelegen sein, eifrig körperlichen Sport zu treiben. Vor allem turnte und schwamm er. Im Alter von 16 Jahren rettete er einen Mitschüler vor dem Ertrinken. Im Laufe der Zeit erwarb er sich eine stählerne Natur. Da es mit dem väterlichen Auskommen natürlich nur knapp bestellt war, so erwarb er sich durch Nachhülfestunden in Mathematik, Latein und Französisch ein kleines Taschengeld. Von seinen Lehrern übte der Mathematiker und Naturwissenschaftler Berndt einen besonders anregenden Einfluß auf ihn aus. Anderthalb Jahre stritt er sich mit einem seiner Mitschüler um den Platz des primus omnium. Kurz vor Vollendung seines 17. Jahres bestand er zu Ausgang des Jahres 1847 die Abgangsprüfung mit „vorzüglich“. Es ist wohl gesagt worden, daß St. wegen der Mittellosigkeit des Vaters nicht habe studiren können. Das mag zutreffen. Zunächst berechtigte ihn aber auch seine ganze Schulbildung gar nicht zum Ergreifen eines akademischen Berufs. Denn die Stolper Rathsschule entsprach ja nicht einem Gymnasium, sondern etwa nur einem Progymnasium. Es ist festzustellen, daß St. nicht die volle Gymnasialbildung genossen hat. Nach Absolvirung der Rathsschule entschied er sich sofort für die Wahl eines Berufes, und zwar wählte er das Postfach.

Noch hatte er nicht das vorschriftsmäßige Alter, um als Schreiber bei der Post angenommen werden zu können. Er setzte daher das Nachhülfe-

stundengeben fort und freundete sich zugleich mit einem Buchhändler an, durch den er Gelegenheit erhielt, seinem ungewöhnlichen Lesetriebe nachzugehen. „Die ersten und einzigen Schulden, die ich im Leben gemacht habe, standen im Buche des Sortimenters meiner Vaterstadt,“ hat der Generalpostmeister später bekannt. Am 20. Februar 1848, also kurz vor der Märzrevolution, erfolgte seine Einstellung als Postschreiber in Stolp. Es ist nicht überliefert, ob sein junges Gemüth von der politischen Bewegung jener Tage berührt wurde. Die Stadt Stolp wurde es bekanntlich sehr. Wühlten dort doch damals Lothar Bucher und andere die demokratischen Leidenschaften der Bevölkerung auf. Stephan's Vater stand im königstreuen Lager und war sogar einer der Wortführer der conservativen Partei, wie aus einem von ihm mitunterzeichneten Aufruf an die wohlgesinnten Bürger Stolps vom 7. Juni 1849 hervorgeht. Nach anderthalb Jahren Dienstes in seiner Vaterstadt, am 30. September 1849, wurde St. nach Marienburg versetzt. Hier machte das Deutschordensschloß einen tiefen Eindruck auf den nachmaligen kunstsinnigen Schöpfer zahlreicher monumentaler Postbauten. Wie St. am Abend seines Lebens im Reichstage erzählte, hat die Begeisterung dafür den Schriftsteller in ihm geweckt. Seine erste litterarische Arbeit war der „nordischen Alhambra“ gewidmet. Nach kaum einem Jahre, am 30. August 1850, wurde er wieder versetzt, und zwar an die Oberpostdirection in Danzig. Dort unterzog er sich am 21. September 1850 der Postassistentenprüfung, die dem späteren Secretärexamen entsprach, und bestand sie mit „besonderer Auszeichnung“. Damals erregte er zuerst das Aufsehen seiner Vorgesetzten durch seine Sprachkenntnisse. Die Prüfungscommission war einigermaßen verlegen, als der junge Postschreiber, dem es überlassen war, die Sprachen zu bezeichnen, in denen er geprüft sein wollte, Spanisch und Italienisch angab. Gleich nach seiner Prüfung verließ er Danzig wieder, um in Magdeburg bei der Artillerie sein Jahr abzudienen. Nach beendigter Dienstzeit wurde er im September 1851 aushülfsweise am Rechnungsbureau des Generalpostamtes in Berlin beschäftigt. Er ließ sich sofort seine Bücher aus Stolp kommen, seinen „größten Schatz“, wie er seinem Vater schrieb, doch schon am 6. November wurde er nach Köln versetzt. Seine Bücher folgten ihm nun dahin nach. Er begann sich jetzt mit Feuereifer in geschichtliche, philosophische und staatswissenschaftliche Lectüre zu versenken. Die Marienburger schriftstellerischen Versuche wurden wieder aufgenommen. Für „eine der gelesensten Zeitungen“, welche, ist noch nicht bekannt geworden und wäre werth festgestellt zu werden — vermuthlich war es die „Kölnische Zeitung“ — lieferte er Theater- und Musikreferate, die „Aufsehen erregten“. Er selbst hat noch nach langen Jahren wohlgefällig erzählt: „Einige meiner Aufsätze in den Blättern blieben nicht unbemerkt, und wenn man hier und da fragte, was ist dieser junge Mann? dann lautete die Antwort auf gut Kölnisch: „He schrif am Pohß“. Diese Nebenbeschäftigungen brachten ihn einigermaßen in Zwiespalt mit seinem Dienst, dessen Bewältigung nicht leicht war. Aber der junge Mann suchte der sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Nicht ganz mit Erfolg, wie einer seiner den Eltern erstatteten Berichte lehrt, in dem es heißt: „Ich habe mir, weil ich beim Nachtarbeiten (zu privaten Studien) manchmal die Füße in kaltes Wasser setzte, eine große Erkältung zugezogen, infolge deren mir die Schleimhaut auf der Brust und im Halse gerissen ist“. Der Kölner Dienst war im übrigen ungemein lehrreich für ihn. Er war dort, außer dem Stadtpostamt, auch noch auf der Bahnpost zwischen Verviers und Köln und bei der Oberpostdirection beschäftigt und lernte in der verkehrsreichen Stadt alle Zweige eines großen Postbetriebes, vornehmlich aber den Auslandsverkehr mit seinen verwickelten Taxberechnungen

und kleinlichen Vorschriften aus dem Grunde kennen. Hier schärfte sich sein für die Organisation geschaffener, auf Vereinfachung und Vereinheitlichung gerichteter Geist. Hier begann es ihm klar zu werden, daß das überkommene Postwesen einer umfassenden Reform benöthige, wenn der Verkehr nicht dauernd auf das lästigste gehemmt werden sollte. Wie er selbst hervorgehoben hat, suchte man damals durch mehr als ein halbes Tausend verschiedener Postverträge mit Tausenden von Tarifsätzen, die zu fassen das „Gehirn eines Megatherion“ erheischte, den Verkehr zu regeln, schuf aber nur einen „kosmischen Nebel am Posthorizont“. Zu Zeiten mag ihm dieser verwickelte Dienst wohl öde vorgekommen sein, so daß er ihn über seinen Liebhabereien vernachlässigte. Das brachte ihm Rügen ein. Auch eine gewisse burschikose Art im Verkehr fiel zuweilen unliebsam an ihm auf. Als er im J. 1855 nach vierjährigem Aufenthalte wieder von Köln versetzt wurde, da konnte es sich einer seiner Vorgesetzten, der im Einerlei des geisttötenden Bureaudienstes die Begabung seines Untergebenen für das Postfach nicht erkannt hatte, aber doch so etwas von dem Funken des Genius in St. verspürt haben mochte, nicht versagen, ihm den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, sich bei der „Kölnischen Zeitung“ anstellen zu lassen: „Da können Sie noch einmal reicher werden, als der Oppenheim“. Es bereitete dem Generalpostmeister später ein eigenes Vergnügen, den inzwischen ergrauten Anhänger des heiligen Bureaukratius an jenes Wort zu erinnern. Noch in Köln bestand St. am 13. Januar 1855 die Prüfung für die höhere Postlaufbahn mit Auszeichnung. Damals gewann der junge Assistent auch Herz und Hand einer ungarischen Sängerin, Anna Tomala (geboren am 18. October 1834), die er in Frankfurt a. M. kennen lernte und im J. 1855 ehelichte.

Nachdem er am 2. Februar 1855 zum Postsecretär ernannt war, kam er am 1. Mai 1855 nach Frankfurt a. O. und versah dort bei der Oberpostdirection die Stelle eines Postkassencontrolleurs. Schon am 13. Januar 1856 berief ihn der Generalpostmeister Schmückert, wie St. ein Pommer, der den jungen Assistenten auf einer Dienstreise in Köln kennen gelernt hatte, in das Generalpostamt nach Berlin. Er befriedigte damit einen dringenden Wunsch Stephan's. Die vielfach und in verschiedenen Fassungen in Umlauf gesetzte artige Geschichte, daß St., von Schmückert anfangs abgewiesen, dessen Aufmerksamkeit durch die ritterliche und gewandte Art, mit der er vermöge seiner Sprachkenntnisse auf der Straße einer mit einem Kutscher verhandelnden Ausländerin aus der Verlegenheit half, auf sich gelenkt habe, wird in das Reich der Fabel zu verweisen sein und kann als ein Wellenschlag des Eindrucks, den Stephan's ungewöhnliches, in seinen Fachkreisen damals aber längst bekanntes Sprachtalent hervorgerufen hatte, angesehen werden. St. würde überhaupt bei seinen Bewerbungen um die Versetzung nach Berlin, wenn es noch nöthig gewesen wäre, von selbst den Generalpostmeister auf seine Sprachkenntnisse hingewiesen haben. Das Geschichtchen ist ein Zeichen der Volksthümlichkeit Stephan's. Denn nur der populärsten Figuren bemächtigt sich schon bei Lebzeiten die Sage. Schmückert beschäftigte St. zunächst commissarisch. Doch schon am 1. Mai 1856 ernannte er ihn zum Geheimen expedirenden Secretär. Er schenkte ihm in immer wachsendem Maße sein Vertrauen. Bald beauftragte er ihn mit der Ausarbeitung eines neuen Fahrposttarifs für den Paketverkehr innerhalb des Gebiets des deutsch-österreichischen Postvereins. Dieser Tarif wurde bereits auf der Münchener Postconferenz im J. 1857 von den betheiligten Ländern angenommen. Außerdem verfaßte er eine Instruction für das Abrechnungswesen, die im wesentlichen noch nach Jahrzehnten Geltung besaß. Daneben fand sein ungewöhnlicher Schaffenstrieb Gelegenheit, sich

wissenschaftlich zu bethätigen. Damals erschien (im Postamtsblatt für 1858) seine erste fachwissenschaftliche Arbeit, sehr bezeichnender Weise eine Besprechung des Werkchens des belgischen Postdirectors Bronne „Ueber die britische Portoreform von 1840“. Schon nach zweijährigem Aufenthalte in Berlin vollendete er sodann ein auf gründlichem Studium der einschlägigen Litteratur und vor allem des Actenmaterials im Generalpostamt beruhendes umfangreiches Werk (es war mehr als 800 Seiten stark) über die „Geschichte der preußischen Post von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart“. Es erschien 1859 bei R. Decker in Berlin. Sein modern gerichteter Geist tritt darin deutlich hervor. Er ist der geborene Culturhistoriker. Mit einer gewissen Animosität wendet er sich gegen die politische Geschichtschreibung. Schmoller’schen Ideen vorauseilend, bezeichnet er es als wünschenswerth, daß eine allgemeine Geschichte der preußischen Verwaltung erscheine. „Man muß nur die Mühe nicht scheuen und nicht gleich des ‚trockenen Tones satt‘ sein wollen.“ Mit feinsinnigem und zugleich prophetischem Blicke legte er die einigende Wirkung des Verkehrswesens klar. „Ein zweihundert Meilen langer ununterbrochener Postenweg umschlang als erstes sichtbares Band der Einheit die kurfürstlichen Staaten,“ urtheilte er über den vom Großen Kurfürsten im J. 1654 mit Danzig geschlossenen Postvertrag. Er hebt hervor, daß derselbe Kurfürst der erste deutsche Reichsfürst gewesen sei, welcher seine Territorialposten „nach heutiger Weise“ eingerichtet habe. Auch der Organisationssinn Friedrich Wilhelm’s I. machte ihm Freude. Jubelnd grub er einzelne der lapidaren Sätze dieses Königs aus, die er immer wieder zu citiren pflegte: „Ich will haben ein landt, das kultiviret sein soll, höret Post dazu“. „Die Post ist das Oehl vor die gantze Staatsmaschiene“. Selbst Luther’s Schriften boten ihm Material zu seinem Werke. Er führt von ihm den Satz an: „Kein größerer Brieffälscher ist auf Erden, denn wer einen frembden Brief zu eigen machet“, und verzeichnet, daß Luther die Verletzung des Briefgeheimnisses geradezu als Todsünde gebrandmarkt habe. Mit Genugthuung stellt er fest, daß die preußische Post fast die einzige von allen ähnlichen Anstalten Europas war, welche ununterbrochen durch den Staat betrieben und verwaltet wurde. Es ist merkwürdig, daß dieses bedeutende Werk Stephan’s, das noch in keiner Weise überholt worden ist, in einem halben Jahrhundert nicht eine neue Auflage erfahren hat. Zwar ist seine Disponirung etwas schwerfällig. Der junge Forscher war der Stoffmassen in der kurzen Spanne Zeit doch nicht vollkommen Herr geworden. Aber man sollte meinen, daß in der weiten Organisation der deutschen Post dieses hervorragendste Werk ihres weltberühmten Chefs im Laufe der Jahrzehnte mehr Käufer gefunden haben müßte.

Als das Buch herauskam, war der 27jährige Verfasser am 14. August 1858 bereits zum Postrath ernannt worden. Zur selben Zeit kam er an die Oberpostdirection in Potsdam. Damals etwa verfaßte er auch seinen „Leitfaden für die schriftlichen Arbeiten im Postwesen“, den späteren „kleinen Stephan“, der im J. 1863 unter dem Titel „Anleitung zur Anfertigung der Berichte, Verhandlungen und Schreiben ꝛc., ein Leitfaden für jüngere Postbeamte (Telegraphen-Beamte)“ in Berlin bei Decker im Druck erschien und 1880 eine zweite Auflage erlebte. In Potsdam schloß er sich dem Freimaurerorden an, indem er im October 1858 in die Loge „Teutonia“ eintrat. Er soll ein eifriges Mitglied des Ordens gewesen sein. Am 27. Juni 1859 wurde er nach Berlin zurückversetzt und dort mit der Neubearbeitung der Dienstanweisung beschäftigt. Bald darauf, am 8. März 1860, verlor er seinen Vater. Zwei Jahre später raubte ihm der Tod seinen väterlichen Gönner Schmückert, der

die großen Gaben Stephan's vollauf erkannt hatte Als Schmückert auf dem Sterbebette lag, ließ er St. zu sich rufen und sprach lange mit ihm. „Er hat mich wie einen Sohn geliebt," rief ihm St. nach, „ich war der letzte Postbeamte, den er sprach". In derselben Zeit, wo er diesen Gönner verlor, starb seine Gattin. Sie hinterließ ihm einen Sohn, der die juristische Laufbahn einschlug. Etwa nach Jahresfrist, am 24. October 1863, schloß er einen neuen Lebensbund, indem er sich mit einer Tochter des Oberpostdirectors Balde vermählte. Sie schenkte ihm im Laufe der Jahre drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter.

In demselben Jahre, in dem er sich zum zweiten Male verheirathete, zum Oberpostrath befördert, erhielt er nunmehr im Generalpostamt das Fach zuertheilt, das den größten Reiz auf ihn ausübte: die Bearbeitung der Postverbindungen mit dem Auslande. Die Zeit stellte ihn bald vor große Aufgaben. Der Krieg von 1864 veranlaßte es, daß ihm die Ueberführung des schleswig-holsteinschen Postwesens in die Landespostanstalt, eine höchst verwickelte Arbeit, aufgetragen wurde. Sie beschäftigte ihn mehr als zwei Jahre. Noch war dieses Werk nicht zu Ende geführt, da trat an ihn, der inzwischen (1865) zum Geheimen Postrath und vortragenden Rath für die postalischen Verhältnisse ernannt worden war, eine Aufgabe heran, deren Lösung seinen Ruf begründete: die Beseitigung des Thurn- und Taxis'schen Postwesens. Schon zwei Mal war sie vergebens angestrebt worden. Im J. 1866 führte Preußens Krieg gegen Oesterreich die entscheidende Stunde herbei. Kaum je konnte ein veraltetes Gebilde reifer für den Untergang erscheinen als dies alte Reichslehn. Immerhin erforderte die Wegräumung des weitmaschigen Organismus eine ganz ungewöhnliche Kraft, und als eine solche erwies sich St. Was ein langjähriger Freund und Mitarbeiter Stephan's von diesem gesagt hat: „Wie dem Riesen in der griechischen Göttersage wuchsen ihm, wenn es darauf ankam, Schwierigkeiten zu überwinden, hundert Hände, alle entschlossen zugreifend und alle zielbewußt", das zeigte sich hier zum ersten Male so recht vor Aller Augen. Es war staunenswürdig, wie er seine Kräfte anzuspannen wußte, wenn es galt. Je mehr und je Schwereres es zu thun gab, um so freudiger war er dabei. Was er später als seinen Wahlspruch bezeichnete:

Ziel erkannt, Kraft gespannt,
Pflicht gethan, Herz obenan

veranschaulicht den ganzen Mann. Als die Ereignisse in Fluß kamen, schrieb St. eine Denkschrift über die Nothwendigkeit der Ueberführung der Thurn- und Taxis'schen Post in die preußische Postverwaltung. Daraufhin faßte der Handelsminister Graf Itzenplitz, zu dessen Ressort das Postwesen damals gehörte, St. für die Regelung der Frage ins Auge. Auf die Nachricht von der Besetzung Frankfurts verfügte er am 18. Juli 1866 die Entsendung des sachkundigen Beamten dahin. In Frankfurt eingetroffen, erwirkte sich St. von dem Oberbefehlshaber der Main-Armee, dem General Edwin v. Manteuffel, einen „Befehl", der ihm die Uebernahme der Oberleitung der fürstlichen Postverwaltung auftrug, und begann darauf am 21. Juli das Werk, indem er sich vertraulich mit dem Taxis'schen Generalpostdirector Freiherrn v. Schele über die zu treffenden Maßnahmen verständigte. Schele hielt es für gerathen, auf seinen Posten zu verzichten, stellte sich aber St. zur Verfügung. Dieser ließ sämmtliche Beamte einen Revers unterschreiben, durch den sie sich der siegreichen Macht unterstellten und trat unter Vermittlung Schele's in Verbindung mit dem Fürsten von Thurn und Taxis. Der Fürst entsandte den Chef der fürstlichen Gesammtverwaltung Grafen v. Dörnberg zur Verhandlung mit St. nach Würzburg. Man besprach dort (am 12. August) sofort die Entschädigungs-

frage. Der Vertreter des Fürsten legte den Reinertrag des letzten Jahres seiner Berechnung zu Grunde und verlangte 10¼ Millionen Thaler, St. wollte nur den Durchschnitt der letzten fünf Jahre und demgemäß 4 Millionen Thaler bewilligen. Trotz dieser Differenz konnte Dörnberg nicht umhin, den „freien und staatsmännischen Takt und das conciliante Wesen“ Stephan's zu rühmen. Die preußische Verwaltung zog nun, anstatt St. freie Hand zu geben, die Verhandlungen dadurch in die Länge, daß ein Assessor mit der Prüfung der rechtlichen Frage betraut wurde, dem St. unendlich in der Behandlung der Dinge überlegen war. Durch Stephan's rasches und energisches Eingreifen waren die im übrigen vortrefflich geführten Geschäftsbücher der Taxis'schen Verwaltung in preußische Hände gelangt, sodaß die bis dahin ängstlich verheimlichten Erträge genau festgestellt werden konnten. Schließlich wurde die Frage in Conferenzen zu Berlin erledigt, bei denen Stephan's Entwürfe zu Grunde gelegt wurden und in denen St. die thatsächliche Führung der Berathung übernahm. Am 28. Januar 1867 wurde der Vertrag unterzeichnet, nach dem die Thurn- und Taxis'sche Post am 1. Juli 1867 von Preußen übernommen werden sollte. Als Entschädigungssumme war gegen Stephan's Wunsch unter dem Drucke Bismarck's der Durchschnitt der letzten zehn Jahre, drei Millionen Thaler, eine Million weniger, als der Fürst von Taxis zuletzt verlangt hatte, festgesetzt. Im Anschluß an jene Berliner Conferenzen ging St. im März des Jahres als preußischer Commissar zur Verhandlung mit den an der Taxis'schen Verwaltung betheiligten Kleinstaaten ab, zunächst nach Weimar, von dort nach Sondershausen, Meiningen, Gotha und kam dort überall nach mehr oder minder langen Berathungen zum Schluß. Gleichartige Verträge schloß er mit Schwarzburg-Rudolstadt, den beiden Reuß und den beiden Lippe. Nur zu oft erwuchsen dabei die weitläufigsten Schwierigkeiten. Aber St. wußte die Vertreter der Einzelstaaten sämmtlich zu behandeln. Verstanden jene doch auch großentheils blutwenig von den Dingen. Händeringend schrieb der Vertreter des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha, Samwer, nach gethaner Arbeit: „Es ist mir, als ob 10000 Postwagen in meinem Kopfe herumführen“. Aber auch mit der eigenen Regierung hatte St. Schwierigkeiten. Der Nachfolger Schmückert's, Philipsborn, und sämmtliche Geheimen Posträthe im Generalpostamt machten geschlossen gegen eine der wichtigsten Festsetzungen in dem Vertrage mit Weimar Front. Sie vertraten dabei einen rein fiskalischen Standpunkt. Diesmal aber stellte sich der Minister Graf Itzenplitz auf Stephan's Seite und verhalf dadurch dessen Ansicht zum Siege. Schließlich blieb nur noch das Großherzogthum Hessen übrig, mit dem lange vergebliche Verhandlungen gepflogen wurden. Es kam sogar zum Abbruch der Conferenzen mit diesem, weil St. seinem Staate, wie schon vorher bei den Verhandlungen mit den Taxis'schen Vertretern, nichts bieten ließ. Erst am 19. Juli 1867 entschloß sich auch Hessen zum Einlenken. Nun galt es mit den Mißbräuchen in der Taxis'schen Verwaltung selbst aufzuräumen. Zunächst wurde das Portofreithum, das sämmtliche Postbeamten, einschließlich der Posthalter, genossen hatten, aufgehoben. St. constatirte selbst den colossalen Unfug, den diese Vergünstigung zur Folge gehabt hatte, indem er einige Tage persönlich diese Sendungen bei ihrem Eingang in Frankfurt controllirte. Aber seine ganze Art des Auftretens hatte ihm doch die Herzen der Taxis'schen Beamten gewonnen. Am 30. Juni 1867 bereiteten sie ihm eine große Abschiedsfeier, bei der ihm ein silberner, aus hanauscher Kunstwerkstätte hervorgegangener Becher überreicht wurde. St. hielt dabei eine seiner stimmungsvollsten Reden.

Durch das Werk der Beseitigung des Thurn- und Taxis'schen Postwesens wurde die Zahl der deutschen Landespostverwaltungen mit einem Schlage um zehn vermindert. Vielleicht der größeste Zopf, den das deutsche Staatsleben noch kannte, lag nun Dank Stephan zerschnitten am Boden. Nun bestanden außer Preußen in Norddeutschland nur noch sechs Landesposten. Aber St. zweifelte nicht daran, daß auch diese bald der Auflösung verfallen würden, „inmitten eines Fluidums, das die benachbarten nahezu aufgelöst hatte". Schon im October 1866 hatte er seinem Minister aus Frankfurt geschrieben: „Bei unerschütterlicher Energie bekommen wir in ganz Norddeutschland ein preußisches Postwesen. Dies ist mein Glaubensartikel." Stolzen Herzens schrieb er nach vollbrachter That am 30. Juni 1867 an seine Mutter: „Mein großes Werk ist mit Gottes Hülfe fertig. Als ich den Vertrag unterzeichnete, der diesen 350 Jahre alten Krebsschaden Deutschlands beseitigte und meinen Namen ‚Heinrich Stephan' schrieb, dachte ich an unseren theuren unvergeßlichen Todten."

Ihm lag es nun ob, 502 Postanstalten und 3100 Taxis'sche Beamte in den Mechanismus der preußischen Postverwaltung einzufügen, was mit großer Schnelligkeit geschah. Noch fast drei Jahrzehnte später erlebte er gewissermaßen ein Nachspiel zu jener geschichtlichen Umwälzung, als 1895 das Frankfurter Reichspostgebäude in preußischen Besitz überging. Nach der Verschmelzung der Taxis'schen Post mit der preußischen wurde das gesammte Gebiet des Norddeutschen Bundes unter einheitliche Post- und Telegraphenverwaltung gesetzt. Das preußische Generalpostamt wurde Generalpostamt des Norddeutschen Bundes und das ganze Postwesen des „Norddeutschen Postbezirkes" dem Bundeskanzler unterstellt. In dieser Zeit, insbesondere bei Abfassung des Gesetzes über das Postwesen des Norddeutschen Bundes vom 2. November 1867, das am 1. Januar 1868 für den größten Theil des Bundes in Kraft trat, gewann St. nähere Fühlung mit Bismarck. Gemeinsam mit diesem gelang es ihm, in Anlehnung an das in England von Rowland Hill seit 1840 eingeführte Pennyportosystem, auch in Norddeutschland den Groschentarif zur Durchführung zu bringen, für den schon lange gestritten war. Er erwies sich hierbei als einen besonnenen Realpolitiker. Denn im Gegensatz zu der überstürzten Einführung des Pennysystems in England, das 33 Jahre hindurch finanzielle Einbußen verursachte, bis 1874 die Einnahmen von 1839 endlich wieder eingeholt wurden, gab es bei dem Groschentarif nur in den nächsten zwei Jahren einen kleinen Ausfall in den Einnahmen. Seit 1870 aber steigerten sich diese wieder.

Seitdem St. die Bearbeitung der Postverbindungen mit dem Auslande unter sich hatte, entfaltete er eine unermüdliche Thätigkeit zur Regelung der Postverhältnisse mit den fremden Staaten. Bereits 1863 ging er nach Madrid, dann nach Lissabon. Dann schloß er mit Belgien, den Niederlanden und Dänemark Verträge ab, 1868 mit Norwegen, der Schweiz, wieder mit Belgien, dann mit Rumänien, abermals mit den Niederlanden und Dänemark, dann mit Italien, 1869 mit Schweden, 1870 mit Großbritannien. Bei diesen Verhandlungen reifte in ihm der Plan zur Gründung eines Weltpostvereins. Er brachte ihn im November 1868 in einer Denkschrift zu Papier. An sich war der Gedanke sehr alt. Bereits 1811 hatte ihn Klüber in einer Schrift über das deutsche Postwesen ausgesprochen. Seiner Verwirklichung stellten sich aber gewaltige Hindernisse entgegen, da die Transiteinnahmen der Einzelstaaten durch eine Erleichterung des internationalen Verkehrs Einbuße erleiden mußten. Aber seit dem Jahre 1862 trat man der Ausführung des Gedankens näher, dazu angeregt durch die Bundesregierung der Vereinigten Staaten in Amerika.

Den Anstoß hatte die Denkschrift des nordamerikanischen Postmeisters Blair gegeben. Im Mai 1863 trat in Paris eine internationale Conferenz zusammen, die über eine einheitliche Gewichtsstufe und Gewichtsprogression und Regelung des gesammten Transits nach einheitlichen Gesichtspunkten beriet. Man kam jedoch zu keinem Ergebnisse. Ein am 21. October 1867 zwischen der Postverwaltung des Norddeutschen Bundes und derjenigen der Vereinigten Staaten von Amerika abgeschlossener Postvertrag, den St. vermittelte, und der eine Ermäßigung des Portos nach Amerika herbeiführte, wurde nun, nach Stephan's Ausdruck, der „Gährungserreger“ im internationalen Postverkehr, weil diese Ermäßigung auch anderweitig eine herabdrückende Wirkung ausüben mußte. Im Anschluß daran schrieb nun St. seine epochemachende Denkschrift über einen allgemeinen Postverein, in der er mäßige Einheitstaxe, Transitfreiheit und Portovertheilung nach dem Princip, daß jeder Staat das eingegangene Porto für sich behalten sollte, verlangte. Vorerst sollten der Verkehrsgemeinschaft nur die europäischen Staaten nebst Russisch-Asien, der asiatischen Türkei, Aegypten, Algier, den Kanarischen Inseln und Madeira, sowie die Vereinigten Staaten von Amerika, Kanada und die sonstigen britischen Besitzungen in Nordamerika sowie Grönland angehören. Es war wohl in dieser Denkschrift, in der St. das Wort niederschrieb: „Der Verkehr ist eine Kraft des menschlichen Geistes, wie die Wärme eine Kraft der Natur; die Kräfte aber erkennt man an ihren Wirkungen“. Sein Plan zündete in Deutschland. Bismarck griff sofort Stephan's Vorschlag zur Einberufung eines Postcongresses auf und leitete zunächst (1869) diplomatische Verhandlungen mit Frankreich als dem am Transitverkehr am meisten betheiligten Staate ein. Noch am 6. Juni 1870 wurde der Botschafter in Paris, Freiherr v. Werther, angewiesen, auf jenen Vorschlag der Postconferenz zurückzukommen. St. hat dies als einen Beweis dafür angeführt, wie ahnungslos man in Deutschland der drohenden Kriegsgefahr gegenüberstand. Frankreich lehnte freilich ab wegen der zu befürchtenden Einbuße an Einnahmen. Die Ausführung der großen Idee mußte daher einstweilen wieder vertagt werden.

In diesem Augenblick, gleichsam an der Schwelle vor dem Eintritt in seinen größten Lebensabschnitt stehend, verlor St. (am 27. November 1869) seine greise Mutter.

Neben der amtlichen Thätigkeit fand er immer noch die Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten. So lieferte er für den 11. Band der 3. Auflage von Rotteck und Welcker's Staatslexikon, das Leipzig 1864 erschien, den Artikel „Postwesen“, im 14. Bande desselben Werkes (1865) den Artikel „Telegraphenwesen“. Der Gedanke der universellen Regelung der internationalen Postbeziehungen klingt in diesen Arbeiten schon an. In den Jahren 1868 und 1869 erschienen sodann aus seiner Feder im 9. und 10. Jahrgange der 4. Folge von Raumer's historischem Taschenbuch die umfangreichen Abhandlungen „Das Verkehrsleben im Alterthum“ (a. a. O. S. 1—136) und „Das Verkehrsleben im Mittelalter“ (a. a. O. S. 279—438), die wieder einen staunenswerthen Beweis von seiner Arbeitskraft, seiner reichen Bildung und von großer methodischer Begabung lieferten. Immer drängte sein Geist auf die Verbindung der Völker. Von den Alten sagte er: „Sie bleiben in dem Begriff Bürger und Staat befangen. Ueber diesen hinaus zu dem Postulat Mensch und Gesellschaft zu gelangen, ist ihnen nicht gegeben. Das Schöpferwort lautet aber: ‚Lasset uns Menschen machen, die da herrschen über die ganze Erde‘“. Seine tiefe Auffassung des Christenthums, das ihm im Elternhause eingeimpft worden war, spiegelte sich in gelegentlichen Gedanken wie dem: „Die schroffe Gegenüberstellung von Innerem und Aeußerem, wie sie in dem

Worte der Schrift: ‚Gehe hin, verkaufe alles und komm, folge mir nach‘ sich bekundet, mochte zu den nothwendigen Forderungen der neuen Lehre gehören, welche die höchste — nicht die höchstmögliche Freiheit erstrebte“. Derselbe Gedanke von dem befreienden Einfluß des Christenthums kehrt in einem anderen Werke Stephan's wieder, wo er den Koran mit der Bibel vergleicht. „Die Bibel sagt: ‚Ihr seid zur Freiheit berufen!‘ und spricht damit eine der tiefsten Wahrheiten, die edelste Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott aus“. Dieser Gedanke wurzelte also tief in Stephan's Seele. Ueberhaupt citirte er die Bibel recht oft, daneben aber nicht minder Aussprüche zahlreicher Schriftsteller des Alterthums, mit besonderer Vorliebe Herodot und Horaz. Er liebte es überhaupt, Stellen aus fremdsprachigen Werken einzustreuen. Jene beiden historischen Aufsätze im Raumer'schen Taschenbuche wie Stephan's Schriften überhaupt sind besonders deshalb so werthvoll, weil darin die Bedingungen erfüllt sind, die die glücklichste Behandlung des Themas gewährleisten, neben der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Befähigung die fachmännische Kenntniß, eine Vereinigung, die leider nicht allzu häufig beobachtet werden kann. Damals scheint Stephan's Ausscheiden aus der Postverwaltung und seine Verwendung in einem anderen Dienstzweig in Frage gekommen zu sein. Man ist versucht anzunehmen, daß seine Sprachkenntnisse und seine Kunst in der Menschenbehandlung ihn für das diplomatische Fach geeignet erscheinen ließen. Ohne Zweifel wäre die Diplomatie dabei gut gefahren. Aber es war doch besser für die Gestaltung des Weltverkehrs und die Entwicklung des deutschen Postwesens, daß er der Postverwaltung erhalten blieb.

Seit der glänzenden Operation, die er am Organismus des deutschen Volkskörpers durch die Beseitigung der Taxis'schen Verwaltung vollzogen hatte, war er ein berühmter Mann geworden. So kam es, daß er vom Vicekönig von Aegypten im J. 1869 zur Einweihungsfeier des Suezcanals eingeladen wurde. Von den zahlreichen namhaften deutschen Theilnehmern an der Feier jenes weltgeschichtlichen Ereignisses im November des genannten Jahres war St. vielleicht Derjenige, in dessen Herzen und Kopfe es die mächtigste Bewegung auslöste. Das zeigen die litterarischen Früchte dieser Reise. Zunächst erschien wieder ein umfangreicher Aufsatz, und zwar in der ersten Hälfte des 6. Jahrganges der Brockhaus'schen Revue „Unsere Zeit“ (Leipzig 1870): „Der Suezkanal und seine Eröffnung“ (a. a. O. S. 1—20 und 97—127). Dann folgte abermals ein stattliches Werk „Das heutige Aegypten. Ein Abriß seiner physischen, politischen, wirthschaftlichen und Culturzustände“, dessen Fertigstellung sich durch den deutschfranzösischen Krieg bis zum Spätsommer 1871 verzögerte und das dann 1872 ebenfalls bei Brockhaus herauskam. Die gewaltigen Ausblicke in die Zukunft, die die Eröffnung des Canals gewährte, und der Rückblick in die Vorgeschichte jener Länder und des Werkes selbst, packte den feurigen Bahnbrecher des Verkehrs unwiderstehlich. Daher verspürte er den Drang, seine Mitwelt über die Bedeutung des Ereignisses aufzuklären, und er that das mit eindringender Sachkenntniß und weitem historischem und verkehrspolitischem Blicke. Zugleich setzte er, namentlich in seinem Werke über Aegypten, die Gebundenheit der orientalischen Welt auseinander, der jetzt Freiheit zugetragen wurde. Und auch der deutsche Mann läßt sich vernehmen: „Gemüth darf man bei Festen im Orient nicht erwarten: es fehlt der Glockenklang, das Volkslied und das weibliche Element; was an Weiblichkeit vorhanden, gehört nicht mehr zur Weiblichkeit“. Der Aufsatz in „Unsere Zeit“ war wesentlich fachwissenschaftlich gehalten. Sein Buch über Aegypten zeichnete sich außer durch Reichthum des Wissens und glänzende Beobachtungsgabe durch farbenfrische, zum Theil launige Schilderung aus, die etwas den Charakter

des Feuilletons annimmt. Im Anschluß an den Aufsatz über die Eröffnung des Suezcanals würdigte er in demselben Jahrgange jener Zeitschrift (S. 513 bis 541) zwei andere verkehrspolitische Ereignisse, die die Welt damals bewegten, nämlich die Eröffnung der Pacificeisenbahn und die Expedition zur Aufnahme des Isthmus von Darien (Panama) in einer gründlichen Abhandlung: „Die Weltverkehrsstraßen zur Verbindung des Atlantischen und des Stillen Oceans“.

Während jene beiden Aufsätze in der Revue „Unsere Zeit“ erschienen, entschied sich seine amtliche Laufbahn. Als zu Beginn des Jahres 1870 der Generalpostdirector v. Philipsborn zurücktrat, schlug der Chef des Reichskanzleramtes, Rudolf Delbrück, St. zu dessen Nachfolger vor. Bismarck befürwortete seine Ernennung bei König Wilhelm mit den Worten: „Mit einer nicht gewöhnlichen Bildung, die er sich während seiner Laufbahn im Postdienst selbst angeeignet hat, und mit einer vollständigen Kenntniß der einzelnen Zweige der Postverwaltung verbindet er die geistige Frische, die für den Leiter einer mitten in der Entwicklung des Verkehrslebens stehenden Verwaltung unentbehrlich ist, und die persönliche Gewandtheit, deren der Generalpostdirector des Bundes für die Beziehungen zu den Behörden der einzelnen Bundesstaaten bedarf.“ Am 26. April 1870 erfolgte die königliche Bestätigung. Der Erste, dessen St. in jenem Augenblick gedachte, war sein alter Lehrer Berndt in Stolp.

Die Leitung des norddeutschen Postwesens begann der neue Generalpostdirector sofort mit einer bedeutsamen Reform, die er schon seit Jahren vergeblich angestrebt hatte, der Einführung der Postkarte. Schon 1865 hatte er Philipsborn den Gedanken der Einführung eines „Postblattes“, wie er die Postkarte damals bezeichnete, unterbreitet. In der Denkschrift, die er darüber verfaßte, führte er aus, daß die Zeitentwicklung ständig auf Vereinfachung der Form des Schriftverkehrs dränge. Von der Wachstafel sei man zur Pergamentrolle übergegangen, dann hätte der Brief die Form gefalteter Blätter angenommen. Es genüge vielfach auch eine noch einfachere Form. Philipsborn ließ die Idee auf der Postconferenz zu Karlsruhe im October 1865 zur Sprache bringen. Dort stieß Stephan's Vorschlag aber auf Bedenken. Man fand das „Postblatt“ „unanständig“ u. s. w. Inzwischen war aber der von dem österreichischen Professor der Nationalökonomie Emanuel Hermann ausgesprochene Gedanke in Oesterreich durch den späteren Generalpostdirector v. Kolbensteiner aufgegriffen und dort am 1. October 1869 die „Correspondenzkarte“ eingeführt worden. Nach Eintritt Stephan's in das Amt des Generalpostdirectors verfügte Bismarck unter dem 6. Juni 1870 die Einführung der „Correspondenzkarte“ im Norddeutschen Postbezirk. Sie vollzog sich am 25. Juni. Zunächst betrug das Porto für sie noch einen Groschen, vom 17. October 1871 ab wurde es, dem Porto für Drucksachen entsprechend, auf 1/3 Groschen festgesetzt, doch da sich dies als zu niedrig erwies, wurde es am 1. Juli 1872 wieder auf 1/2 Groschen erhöht. Am 1. Januar 1872 kam die Correspondenzkarte mit Rückantwort, am 1. März 1872 der Name Postkarte.

Kaum hatte St. die Neuerung der Correspondenzkarte getroffen, die sich bald einer außerordentlichen Beliebtheit erfreute und den Urheber der Neuerung selbst schnell zu einem der volksthümlichsten Männer machte, da stellte der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wieder gewaltige Anforderungen an Stephan's Organisationstalent. Wieder war er mit Feuereifer dabei. Er schuf die große Einrichtung der Feldpost. Schon am 24. Juli stand sie zum Abmarsch bereit. Aber erst Mitte August gelang es, den Mechanismus in Betrieb zu setzen. St. selbst war überall thätig, um persönlich an Ort und

Stelle wichtige Feldpostämter zu bilden. Er stellte eine Hauptcourier-Postlinie her, ebenso eine Gürtelpost vor Paris, Feld-Eisenbahn-Postämter, schloß einen Postvertrag mit Belgien wegen der Beförderung der Feldpostsachen ab, bildete in Straßburg und Metz Oberpostdirectionen. Seit Anfang December konnte er auch einen Feldpacketverkehr organisiren. Während des Krieges wurden im J. 1871 durch die Norddeutsche Feldpost täglich nicht weniger als 43 800 Packete auf den Kriegsschauplatz befördert. Fast alle diese Sendungen waren durch Fuhrwerk zu besorgen. Während des ganzen Feldzuges waren gegen neun Millionen Briefe und Postkarten zu bestellen. Dazu kam die Lieferung der Zeitungen und die Erledigung der Geldsendungen. Ein Sachkenner, Ludwig Bamberger, stellte der Feldpost nach dem Kriege im Reichstage ein glänzendes Zeugniß aus.

Nach dem Friedensschluß galt es, das elsaß-lothringische Postwesen dem deutschen einzugliedern, was wieder höchst schwierig war, weil in Frankreich im Gegensatz zu dem seit 1850 in Preußen bestehenden Decentralisationssystem, über das der junge St. einst eine vortreffliche Prüfungsarbeit geliefert hatte, das Centralisationssystem herrschte, weil es dort ferner keinen Päckereiverkehr, auch keine Postkarte gab, weil es außerdem an Beamten mangelte und ebenso keine staatlichen Postgebäude vorhanden waren. Dieser Arbeit schloß sich die sehr viel leichtere der Einverleibung der badischen Post an. In Anlehnung an das Gesetz über das Postwesen vom 2. November 1867 wurde dann unter dem 28. October 1871 ein Gesetz über denselben Gegenstand für das ganze Reich erlassen, das am 1. Januar 1872 in Kraft trat und ein gemeinsames Postrecht für das deutsche Reich darstellte. Württemberg und Baiern blieben freilich ausgeschlossen. Das Gesetz erleichterte u. a. den Zeitungsverkehr, setzte das Briefgewicht auf 15 Gramm fest und hob das Landbriefbestellgeld auf. Eine wichtige, in damaliger Zeit von St. getroffene Neuerung war ferner die Beseitigung der in mancher Hinsicht geradezu entsittlichend wirkenden Einrichtung der Postvorschüsse, an deren Stelle das nach einem Plan Stephan's eingerichtete Nachnahmeverfahren trat. Am 13. Mai 1871 begründete St. die Abschaffung der Postvorschüsse im Reichstage. Am 17. Mai 1873 erging das Gesetz über den Geld- und Packetverkehr, in dem St. vor allem als Einheitstarif für Packete 25 Pfennig für 10 Pfund auf 10 Meilen und 50 Pfennig für 10 Pfund auf eine Entfernung von über 10 Meilen festsetzte und dadurch mit einigen Federstrichen unerhört verwickelten Zuständen ein Ende machte. Es gab vorher nicht weniger als 1705 verschiedene Packetportosätze. Das neue Gesetz rief eine gewaltige Steigerung des Packetverkehrs, namentlich in Nahrungsmitteln, hervor. Schon 1883 hatte, wie das internationale Postbureau zu Bern feststellte, der deutsche Päckereiverkehr durch die von St. gewährte Erleichterung einen größeren Umfang erreicht als der sämmtlicher übrigen Länder der Erde zusammengenommen. Denn während diese nur 52 Millionen Packete versandten, wurden in Deutschland 79 Millionen verschickt. Freilich arbeitete der deutsche Packetdienst trotz aller Steigerung des Verkehrs stets mit Unterbilanz. Aber St. kam es um diese Zeit nicht so auf fiskalische Erträge an sich an. Er stellte die wirthschaftlichen und ideellen Vortheile des erleichterten Verkehrs höher in Ansatz. Im Hinblick auf den Orient hatte er einst gesagt: „Der wirksamste Missionar ist der Verkehr.“ Ein ander Mal meinte er: „Im Organismus unseres Volkslebens kann man die Post als die Lunge ansehen. Tritt eine Störung ein, eine Verstopfung in einem der Luftröhrenzweige, dann werden wir sofort der wichtigen Bedeutung des wichtigen Organs für den ganzen Lebensproceß inne.“

Gleichzeitig mit diesen weittragenden Neuerungen im Reichspostverkehr

nahm St. seinen im Frühjahr 1870 zurückgestellten Plan des Weltpostvereins wieder auf. Unter Anwendung eines gewissen Druckes gelang es ihm, am 14. Februar 1872 mit Frankreich einen Postvertrag abzuschließen, durch den das Porto für den einfachen Brief auf 40 Centimes festgesetzt und die Transitfreiheit gewährleistet wurde. Nachdem St. dann 1873 in Brüssel und im Haag mit den Generalpostdirectoren von Belgien und den Niederlanden eine vorbereitende Conferenz wegen des einheitlichen Weltportos abgehalten hatte, stellte er beim Reichskanzler abermals den Antrag auf Einberufung einer allgemeinen Postconferenz. Bismarck hieß ihn natürlich auch diesmal gut. Am 9. Juli 1873 lud daher das Deutsche Reich nach Bern zu dieser Conferenz ein. Frankreich verhielt sich wieder ablehnend und Rußland bat um Vertagung. Man schob die Conferenz infolge dessen bis zum Jahre 1874 auf. Wie St. nachher hervorhob, war dies dem Unternehmen nur förderlich. Am 15. September 1874 trat die Conferenz endlich in Bern zusammen. Zweiundzwanzig Staaten waren betheiligt. St. übernahm den Vorsitz. Am 9. October 1874 kam das große Werk zu Stande. Sämmtliche anwesende Staaten mit Ausnahme Frankreichs schlossen sich zu einem Allgemeinen Postverein zusammen. Auch Frankreich trat schließlich im Mai 1875 dem Vertrage bei. Dadurch wurden 350 Millionen Menschen zu einer großen Verkehrsfamilie vereinigt. Einige Staaten, wie Frankreich und Belgien, brachten dem allgemeinen Besten ein Opfer. Denn sie erlitten durch den Anschluß an den Verein finanzielle Einbußen. Aber auch sie mögen sich nicht der Erkenntniß verschlossen haben, daß der Hauptwerth des Vertrages, wie St. nicht müde wurde zu predigen, auf geistigem und ideellem Gebiete liege. Am 1. Juli 1875 trat der „Allgemeine Postverein“ praktisch ins Leben. Es war wohl der stolzeste Augenblick in der Laufbahn Stephan's, als er am 28. November 1874 dem Deutschen Reichstage das Werk seiner Initiative zur Genehmigung vorlegen konnte. Damals prägte er in seiner feinsinnigen Einführungsrede das schöne Wort: Si vis pacem, para concordiam. Er suchte dabei die Bedeutung des Vertrages zu kennzeichnen: „Im Vergleich mit großen politischen Fragen nur von bescheidener Bedeutung, kann dieser Vertrag vielleicht doch als die kleine organische Zelle betrachtet werden, aus der sich im Leben der Völker unter der Wärmeentwicklung stärkerer Berührung und durch den Lichteinfluß der Gesittung vielleicht weitere homogene Gebilde lebenskräftig gestalten werden. In jedem Falle verwerthet er die Solidarität der Interessen als ein kräftiges Einigungselement.“ Nicht zum wenigsten erfreute ihn das große Verständniß, welches sein Friedenswerk bei der Kaiserin Augusta fand. Aber auch in der Welt der Industriellen begegnete er sofort diesem Verständniß. So begrüßte der feinsinnigste Kopf unter den rheinischen Großkaufleuten, Gustav Mevissen, die Schöpfung des Weltpostvereins in einem Schreiben an St. mit begeisterten Worten als „die eminenteste That der Gegenwart“. Wie beifällig Stephan's Werk im Auslande aufgenommen wurde, zeigen gelegentliche Stichproben. So erklärte der Balte Graf Keyserling, der Freund Bismarck's, St. für einen der größten Wohlthäter der Menschheit, den er, wie er launig hinzusetzte, darum zu seinem Privatheiligen gemacht habe: Er habe das Kunststück fertig gebracht, daß die Gedanken für sieben Kopeken um die Erde flögen.

Im Mai 1878 fand eine zweite Vereinsconferenz in Paris statt. Jetzt war die Zahl der theilnehmenden Staaten schon auf 28 gewachsen. 32 unterzeichneten den Vereinsvertrag. Der Verein gab sich nunmehr den Namen „Weltpostverein“. Vor allem aber wurde jetzt eine noch viel einfachere Regelung des Portowesens getroffen als vier Jahre vorher in Bern. Jetzt wurde

als einziger Satz der von 25 Centimes = 20 Pfennig festgestellt und dadurch mit einem Strich eine große Zahl verschiedener Portosätze abgeschafft. Ebenso wurde ein internationaler Postanweisungsverkehr eingeführt. Nicht verwirklichen ließ sich einstweilen ein Weltpacketverkehr, weil viele Länder überhaupt keine staatliche Fahrpost besaßen. Aber schon auf der Pariser Conferenz von 1882 gelang es zwischen 22 Staaten einen einheitlichen Packettarif zu vereinbaren. Auf der Postconferenz zu Lissabon im J. 1885 gehörten dem Verein bereits 46 Länder an, 1891 auf dem Wiener Congreß folgte der letzte der fünf Welttheile, Australien, 1893 die südafrikanische Republik, 1895 das Kapland. So war durch den 1868 von St. entwickelten und im J. 1875 von ihm in die That umgesetzten Plan bei dem Tode des Begründers allmählich etwa eine Milliarde Menschen zu einer Verkehrsgemeinschaft zusammengeschlossen worden. Neben der nationalen Popularität, die ihm schon seine ersten Reformen im inneren Reichspostverkehr verschafften, erwarb St. sich auf diese Weise eine große internationale Volksthümlichkeit.

Sehr bald nach der Gründung des Weltpostvereins erfuhr die Wirksamkeit Stephan's im Reiche eine wesentliche Erweiterung dadurch, daß ihm (am 22. December 1875) auch die Telegraphenverwaltung unterstellt wurde. Zugleich wurde die Verbindung seines Ressorts mit dem Reichskanzleramt gelöst und seine Stellung erhielt den Charakter des Chefs eines selbständigen Reichsamts, das anfänglich den Namen „Oberste Post- und Telegraphenbehörde" führte. Als Chef dieser Behörde hieß St. nunmehr nicht mehr Generalpostdirector, sondern Generalpostmeister. Unter dem 2. September 1876 wurde er zum Kaiserlichen Wirklichen Geheimrath mit dem Prädicat Excellenz ernannt. Im Jahr darauf erfuhr sein Wirkungskreis eine neue Erweiterung, indem ihm die vom Reiche übernommene Decker'sche Buchdruckerei unterstellt wurde, da diese für die Post- uud Telegraphenverwaltung außerordentlich viel Arbeiten zu liefern hatte. Mit dieser wurde 1879 die preußische Staatsdruckerei vereinigt. Durch Allerhöchsten Erlaß vom 23. Februar 1880 erhielt schließlich das Ressort des Generalpostmeisters die Bezeichnung Reichspostamt und der Ressortchef den Titel eines Staatssecretärs. Der Name Generalpostmeister, der präciser war, nun aber in die historische Rumpelkammer geworfen wurde und allmählich nur noch Erinnerungen an die Thurn und Taxis'sche Periode weckte, war St. lieber gewesen. Der neue Titel erinnerte sehr an den Titel einer großen Classe von Beamten des Postfachs.

Die Vereinigung von Post und Telegraphie war nur sinngemäß. Bis 1866 hatte sie auch schon bestanden. Da die Telegraphenverwaltung aber mit einem ständigen Fehlbetrage gewirthschaftet hatte, der immer größer geworden war, so hatte man es vorgezogen, zum früheren System zurückzukehren. Bisher hatte ein höherer Officier das Telegraphenwesen geleitet. Jetzt kam diese Verwaltung bei St. in die denkbar beste Hand. Mit geradezu erstaunlicher Thatkraft vollzog er die Verschmelzung der beiden Organisationen. Schon am 1. Januar 1876 trat sie ins Leben, und alsbald machte sich der neue Chef auch hier an umfassende Reformen. Es war diese Vereinigung der beiden verwandten Organisationen, wie einer von Stephan's Mitarbeitern hervorhebt, wieder einmal eine jener Aufgaben, denen St., nach einem seiner Lieblingsbibelworte, gegenüberstand wie das Roß, das den Streit von ferne riecht und freudig ist. „Die ganze Unternehmungslust, die Schnell- und Spannkraft seines Wesens loderten mächtig empor und flößten seinen Mitarbeitern Vertrauen und Entschlossenheit ein." Binnen drei Jahren hatte er die Zahl der Telegraphenanstalten von 1945 auf 4143, also um erheblich mehr als das Doppelte erhöht. Noch zu seinen Lebzeiten überflügelte das

Deutsche Reich alle Staaten der Erde in der Ausbildung der Telegraphie. In einer seiner letzten Reichstagsreden hob St. stolz hervor, daß sich die Zahl der Telegraphenanstalten während seiner Verwaltung um das Siebzehnfache vermehrt hätten. Sofort bei Uebernahme des neuen Verwaltungszweiges ging er auch an die Anlegung unterirdischer Telegraphenlinien. Schon 1848 hatten Siemens & Halske in dieser Richtung Versuche unternommen, die aber nicht erfolgreich waren. Unter Stephan's glücklicher und thatkräftiger Hand gelangte man zum Ziele. Am 22. November 1875 entwickelte er dem Reichstage seine dahingehenden Pläne. Am 13. März 1876 wurde mit der Anlage der Versuchsstrecke Berlin-Halle begonnen. Schon am 28. Juni war die Linie fertig und zeigte sich als brauchbar. Nun wurde eine Reihe von Anleihen, nach einer späteren Berechnung Stephan's in Höhe von 52 Millionen, zur Herstellung eines umfangreichen Systems unterirdischer Telegraphenlinien aufgenommen. Sieben Jahre waren dafür in Aussicht gefaßt, aber schon 1881 war die Anlage beendet. Anfänglich hatte man die Kabel aus England bezogen. Aber bereits 1879 übernahmen die deutschen Firmen Siemens & Halske und Felten & Guillaume deren Anfertigung. St. betrieb dann auch, daß das Reich die Privatunternehmern gehörigen Seekabel nach Helgoland, England und Norwegen erwarb, im Verein mit den dabei interessirten Ländern neue Kabel zwischen Warnemünde und Gjedser sowie zwischen Emden und Barton, ferner auf eigene Kosten ein Reichskabel von Borkum nach Valencia legte. Durch das Kabel nach Valencia an der irischen Westküste, wo die großen atlantischen Kabel landen, kam Deutschland in unmittelbare Verbindung mit Amerika. Noch kurz vor Stephan's Tode fand die Legung des Kabels Emden-Vigo statt, durch das Deutschland eine eigene überseeische Verbindung mit Spanien und einen Anschluß an die dort landenden Kabel erhielt. Es ist die Frage aufzuwerfen, ob St. dieses überseeische Kabelnetz nicht noch mehr hätte ausgestalten können und ob hier nicht ein schließliches Erlahmen seiner Thatkraft und ein mangelnder Weitblick bei ihm vorliegt. Denn die Zahl der Seekabel, die Deutschland erwarb oder anlegte, blieb im Verhältniß zu andern großen Handelsstaaten auffällig gering, und dieser Umstand mußte, wie sich nachher insbesondere während des Burenkrieges und schon vor diesem, noch zu Stephan's Lebzeiten, beim japanisch-chinesischen Kriege, den St. selbst bereits 1884 kommen sah, zeigen sollte, ganz ungemein die internationale Stellung des deutschen Reiches erschweren.

Auch bei der Telegraphenverwaltung ließ St. es sich angelegen sein, eine Verbilligung des Tarifs herbeizuführen. Am 1. März 1876 erließ er eine Telegrammtaxe, durch die eine Grundgebühr von 20 Pfennig und ein Einheitssatz von 5 Pfennig für jedes Wort festgesetzt wurde. Es gab anfangs heftigen Widerspruch gegen diese Neuerung. Aber siehe da, trotz der Ermäßigung steigerte sich der Ertrag. Dem deutschen Vorbilde folgten alsbald Frankreich, die Schweiz und Oesterreich-Ungarn. Nun dachte St. auch eine internationale Regelung durchsetzen zu können. Auf der Telegraphenconferenz zu London im J. 1879 stellte er einen dahingehenden Antrag. Noch hatte er keinen Erfolg. Aber schon 1885 wurde auf der Berliner Telegraphenconferenz ein Welttelegraphenverein gegründet unter Annahme des reinen Worttarifs und einheitlicher Regelung des gesammten Transitsystems. Auf jener Conferenz war es, wo St. sich den Spaß machte, einen Trinkspruch auf ihn in der Sprache fast aller vertretenen Staaten zu erwiedern. In der eigenen Verwaltung entschloß er sich noch am 1. Februar 1891 auch die Grundtaxe bei den Depeschen fortfallen zu lassen und nur noch eine Worttaxe von 5 Pfennig zu erheben.

Einer der sichtbarsten Beweise für sein scharfblickendes, schnelles und umsichtiges Eingreifen im gegebenen Augenblick, wenn es sich um eine Vervollkommnung seiner Verwaltung und eine Förderung des Verkehrs handelte, ist sein Vorgehen bei Erfindung des Fernsprechers. Die Nachricht von dessen Erprobung durch den Amerikaner Bell gelangte am 6. October 1877 zu ihm. Augenblicklich stellte er Nachprüfungen an, und schon am 5. November 1877 war eine Fernsprechleitung von seinem Amtszimmer nach dem des Generaltelegraphenamtes in Thätigkeit. Am 9. November berichtete St. über die Angelegenheit an Bismarck. Schon am 12. November wurde darauf in Varzin ein Fernsprecher und am selben Tage das erste öffentliche Fernsprechamt in Friedrichsberg bei Berlin angelegt. Kaiser Wilhelm I. äußerte damals staunend in seiner schelmisch-liebenswürdigen Art zu seinem Generalpostmeister: „Es ist Ihr Glück, daß Sie das nicht vor vier Jahrhunderten gemacht haben, sonst wären Sie als Hexenmeister verbrannt worden.“ St. sorgte sofort dafür, daß das Fernsprechwesen als in das Regal der Telegraphie fallend bezeichnet wurde. Mit Ausnahme der Schweiz ließen die anderen Staaten sich dies Regal entgehen und überließen die Anlage von Fernsprechern zunächst Privatgesellschaften. Später mußten sie sich wohl oder übel entschließen, diesen Gesellschaften ihre Anlagen abzukaufen. Das weitblickende Vorgehen Stephan's in diesem Falle legt den Rückschluß nahe, daß er ähnlich gehandelt haben würde, als die Eisenbahnen aufkamen. Er hat es thatsächlich einmal im Reichstage (9. Februar 1894) bedauert, daß im J. 1840 der Augenblick versäumt worden sei, das Postmonopol auf die Eisenbahn auszudehnen. Der Fernsprecher leistete sehr bald für das platte Land die größesten Dienste, so z. B. beim Unfallmeldedienst. Von den Städten zeichnete sich im Laufe der Zeit besonders Berlin, zu seinem Vorgehen angeregt durch St., durch die verhältnißmäßig große Zahl der Fernsprechstellen aus. Es besaß schon zu Stephan's Lebzeiten die meisten Fernsprecher von allen Städten der Welt, mehr als ganz Frankreich. St. war schließlich auch in diesem Falle bedacht, die Ehre des deutschen Namens und Geistes zu wahren, indem er der Wittwe des Lehrers Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe, der nur nicht die nöthigen Mittel zur völligen Ausbildung seiner Erfindung gehabt und von dem Bell seine Kenntniß bezogen hatte, ein Gnadengehalt von 1000 Mark beim deutschen Kaiser erwirkte. Das von Reis im J. 1861 zusammengesetzte Vorbild des Telephons nahm die deutsche Reichspost in Verwahrung.

Zur Entlastung der Telegraphie ordnete St. außerdem (schon 1875) in Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. die Einrichtung einer pneumatischen Post (Rohrpost) an. Am 1. December 1876 wurde die erste Rohrpostanlage von 26 Kilometer Länge dem Verkehr übergeben. Für den Dienstbetrieb bedeutete diese Einrichtung in der That eine wesentliche Erleichterung. Weniger fühlbar war der Nutzen für den Privatverkehr.

Seitdem die Reichsdruckerei ihm unterstellt war, ließ sich St. auch deren Hebung angelegen sein. Früher stand das deutsche Druckereigewerbe hinter den vervielfältigenden Künsten des Auslandes zurück. Unter Stephan's Verwaltung wurde der Reichsdruckerei die Auszeichnung zu Theil, daß ihr von der „internationalen chalkographischen Gesellschaft“, an deren Spitze die Directoren der Pariser Bibliothek und des britischen Museums standen, die Lieferungen übertragen wurden. Am 15. Februar 1894 hielt das kunstverständige Centrumsmitglied Freiherr v. Heeremann es im Reichstage für angezeigt, dem Staatssecretär für diese technische Vervollkommnung der Reichsdruckerei schrankenlose Anerkennung zu zollen.

Eine der letzten großen Schöpfungen Stephan's bildet die Schaffung von Reichspostdampferlinien. Schon im Frühjahr 1882 verfaßte er eine dahin zielende Denkschrift, die er im August jenes Jahres dem Reichskanzler nach Kissingen nachschickte. Er wollte durch solche Linien den Zwischenhandel im deutschen überseeischen Verkehr verdrängen, directe Einfuhr vermitteln, neue Märkte erobern, den deutschen Schiffsbau heben und überhaupt den Nationalsinn stärken. Schon nach drei Tagen gab ihm Bismarck sein Einverständniß mit seinen Ausführungen zu erkennen. Im J. 1884 brachte St. darauf eine Vorlage auf Einrichtung einer directen deutschen Schiffsverbindung zwischen Ostasien und Australien ein, die vom Reiche mit je 4 Millionen auf 15 Jahre unterstützt werden sollte. In seiner begründenden Rede sagte er am 14. Juni im Reichstage: „Unsere Briefe, Passagiere, Schnellwaaren, unsere Gelder, unsere Wechsel, sie werden befördert auf Schiffen, die auf fremden Werften gebaut sind, ihre Mannschaften bestehen leider z. Th. aus Deutschen. Es werden also die Unternehmungen fremder Staaten mit gestärkt durch deutsche Production, durch deutsche Capitalkraft, durch deutsche Arme. Es ist auch klar, daß es unter Umständen nicht sehr zu empfehlen ist, unsere Post an fremde Verwaltungen auszuliefern und eine directe Postverbindung mit den Ländern völlig zu entbehren. Denken Sie nur an gespannte Zeiten. Ich will hier nicht von dem Kriegsfalle sprechen, der in den asiatischen Meeren ausbrechen kann." Er erinnerte dabei auch an den Satz: trade follows the flag. Angesichts der Neuheit des Gedankens gab es heftige Debatten. Neben Bismarck setzte sich auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm warm für die Sache ein. Am 6. April 1885 wurde die Vorlage Gesetz. Sogleich rief der Norddeutsche Lloyd eine Postdampferlinie von Bremerhaven nach China, Japan und Australien sowie eine Zwischenlinie von Triest über Brindisi nach Alexandrien ins Leben. Bereits am 30. Juni 1886 ging der erste Reichspostdampfer „Oder" von Bremerhaven nach Ostasien ab. St. hielt dabei die Einweihungsrede, in der er etwas kühn und zum Theil schief, aber nicht ganz ohne Wahrheit ausführte: „Der Verkehr ist in unserem Zeitalter das herrschende Princip, wie es zu den Zeiten der Hellenen die schönen Künste und Wissenschaften, der Römer das Staats- und Rechtsleben, zur Zeit der arabischen Herrschaft der religiöse Fanatismus, im Mittelalter die religiöse Vertiefung war, endlich in der zunächst hinter uns liegenden Zeit die humanistischen und philanthropischen Ideen. Heute ist der Verkehr die beherrschende Macht." Die Einrichtung bewährte sich außerordentlich. Mit Neid verfolgte England die Entwicklung der ostasiatischen Postdampferlinien. So wurden allmählich immer mehr solcher Linien gegründet. Der Hauptbekämpfer des Stephan'schen Gedankens bei diesen Unternehmungen war Ludwig Bamberger, mit dem St. mehrmals im Reichstage die Klinge zu kreuzen hatte. Er meinte wohl von den Ausführungen Bamberger's, sie hätten das Eigenthümliche, daß sie immer zur Hälfte richtig wären, die zweite Hälfte sei dann aber um mehr als doppelt so falsch, daß man sagen könne: Desinit in piscem mulier formosa superne.

Einer seiner Lieblingsträume war die Einrichtung der Ballonpost. Im Feldzuge gegen Frankreich hatte er die ersten Erfahrungen mit dieser gemacht. Seine Phantasie beschäftigte sich seitdem unausgesetzt mit dem Gedanken, welche Veränderungen das lenkbare Luftschiff im Postverkehr herbeiführen würde. Im Winter 1874 hielt er im Berliner Wissenschaftlichen Verein einen überaus geistvollen Vortrag: „Weltpost und Luftschifffahrt", der auch im Druck (Berlin 1874) erschien, und auch für das unter dem Pseudonym E. Veredarius im J. 1885 erschienene populäre Werk „Das Buch von der Weltpost" steuerte er

einen Beitrag bei: „Die Post im Reiche der Lüfte“. In jenem Vortrage pries er begeistert die sittliche Macht des Verkehrs: „Verkehr und Cultur verhalten sich in der Welt zueinander wie Blutumlauf und Gehirnthätigkeit im menschlichen Körper.“ „So bewegt sich der Verkehr, einem Sturmwinde gleich, um die ganze Erde. Auch Nachts nicht ruhend, wie jener den Erdball umkreisende Genius des Märchens, ist er der fast überall freudig begrüßte Volksbote: ein Träger der magnetischen Kraft in den Beziehungen der Culturgruppen auf unserm Planeten.“ „Mit freudigem Gefühl werden wir auch bei diesem anscheinend so materiellen Gegenstand die geistige Grundlage, das Wirken der ideellen Mächte gewahr.“ Es ist gar nicht auszudenken, was das Genie eines Stephan auf dem Gebiete der Ballonpost geleistet haben würde, wenn er die Erfindung des lenkbaren Luftschiffs noch erlebt hätte. Dies Ereigniß würde seine mit den Jahren erlahmende Elasticität sicherlich in hohem Maße neubelebt haben.

Den Tarifreformen und den Neuschöpfungen im nationalen und internationalen Verkehr stellt sich die Thätigkeit Stephan's für die Förderung und den Ausbau der in seinem ursprünglichsten und eigensten Verwaltungsbereiche, der Post, vorhandenen Organisationen zur Seite. Als er an die Spitze der Postverwaltung trat, gab es 4619 Postanstalten im Gebiete der Reichspost. Nach einem Vierteljahrhundert war diese Zahl versechsfacht. Die Zahl seiner Beamten wurde ebenfalls in außerordentlichem Maßstabe vermehrt, in den beiden Jahrzehnten von 1876—1895 annähernd um das Dreifache. Zuletzt commandirte er eine Armee von 160 000 Beamten. Wesentlich verbessert wurde insbesondere der Landpostbestelldienst. Der großen Zahl von Post- und Telegraphenanstalten und dem gewaltigen Beamtenheere entsprach der Geldumsatz. Die Einnahmen der Reichspost wurden im Etat von 1896/97 auf 294 Millionen veranschlagt. Die Ausgaben erreichten trotz der vielen Aufwendungen nie den Einnahmebetrag, vielmehr erzielte St. stets einen großen Millionenüberschuß. Mit den Einnahmen der Reichsdruckerei hatte St. am Schluß seiner Laufbahn ein Budget von rund 300 Millionen Mark. Diese enormen Zahlen veranschaulichen die hohe Entwicklung des deutschen Post- und Telegraphenverkehrs. Sie sind nicht lediglich das Ergebniß der natürlichen Steigerung des Verkehrs. Vielmehr unterliegt es gar keiner Frage, daß die umfassenden und weitverzweigten Reformen Stephan's zur Steigerung des Verkehrslebens im deutschen Reiche in ganz außerordentlichem Maße beigetragen haben. Jeder Vergleich mit den übrigen Ländern lehrt das. Als St. am 20. Januar 1896 im Reichstag einen Rückblick auf das von ihm Erreichte warf, da durfte er mit Stolzgefühl sagen: „Sie werden aus dem Bilde, das ich die Ehre hatte, vor Ihnen zu entwickeln, gewiß entnommen haben, welch eine volle, ja hundertfältige Frucht wir auf diesem hier vorliegenden Gebiet von dem Baume des Deutschen Reichs gepflückt haben.“

Der innere Dienstbetrieb der Post- und Telegraphenverwaltung erfuhr gleichfalls, daß in St. eine ruhelose Thatkraft lebte. Der Generalpostmeister St. war ein recht strenger Vorgesetzter, der überall seine Augen und Ohren hatte und vor dem die Untergebenen einen gehörigen Respect hegten. Wie oft ist er unvermuthet auf einem Postamt erschienen und hat es revidirt! Eine gewisse derbe Art scheint ihn dabei ausgezeichnet zu haben. Unter der Beamtenschaft nahm er eine Personalreform vor, indem er die Postlaufbahn in eine höhere und niedere schied. Die Anwärter für die höhere Laufbahn mußten das Reifezeugniß für die Universität haben. Er rief ferner eine Fürsorge für die Hinterbliebenen seiner Verwaltung ins Leben, ebenso die Postspar- und Vorschußvereine und damit verbunden Consumvereine, einen

Töchterhort, eine Kaiser Wilhelm-Stiftung für Hülfsbedürftige in der Reichspostverwaltung und die Postunterstützungscasse. Diese Einrichtungen erwiesen sich als nützlich und segensreich. Er hätte aber unleugbar noch mehr für die Wohlfahrt seiner Untergebenen thun können. Es ist seltsam, aber unbestreitbar: bei diesem Sohne eines kleinen Handwerkers war das Verständniß für die Socialpolitik am geringsten entwickelt. Als im Juni 1872 die Frage der Beschäftigung der Frauen im Reichspostdienst an ihn herantrat, erklärte er (5. Juni 1872) im Reichstag rundweg: „Ich glaube in der That, daß keine Anstalten weniger als die Reichsverkehrsanstalten dazu geeignet sind, Frauen in Beschäftigung zu setzen“ und suchte diese wichtige Angelegenheit mit Witzen abzuthun. Dabei war das Problem in zahlreichen andern Staaten schon im gegentheiligen Sinne gelöst. Später konnte er sich nicht mehr dagegen verschließen, daß die Verwendung weiblicher Hülfskräfte in seiner Verwaltung zweckmäßig war. Wenigstens im Fernsprechdienst und bei der Telegraphenverwaltung stellte er Frauen an. Völlig ablehnend verhielt er sich zu Anfang auch gegen alle Bestrebungen, die auf Erwirkung von Sonntagsruhe im Bereiche der Postverwaltung hinstrebten. Das zeigt seine Rede im Reichstage am 12. April 1878. Und noch am 3. Februar 1885 brachte er es fertig, eine Rede gegen die Sonntagsruhe höhnisch zu beendigen mit den Worten: „Schließen Sie die Häfen, schließen Sie die Flüsse, schließen Sie die Eisenbahnen, schließen Sie den sämmtlichen Verkehr auf den Straßen, in den Läden u. s. w., vor allen Dingen die Vergnügungslocale: dann wird die Post auch nicht nöthig haben, ihren Dienst am Sonntag zu verrichten.“ Er hat dann Schritt für Schritt nachgeben müssen. Aehnlich war es mit dem Druck, den er auf den eine bessere materielle Lage erstrebenden Postassistentenverband ausübte. Die Methode, die er dabei anwandte, war schließlich eine dem Staatsinteresse schädliche, weil sie ganz naturgemäß unerfreuliche Erscheinungen zeitigte, den Geist der Unzufriedenheit züchtete, ja Verbitterung hervorrief. Das beweisen die häufigen heftigen Angriffe, die von den verschiedensten Parteien gegen Stephan's Verwaltung deswegen erhoben wurden. Ein Abgeordneter der Rechten vertrat St. gegenüber doch wohl den richtigen Standpunkt, wenn er bemerkte: „Zwischen Autorität und Freiheit liegen gerade diese freien Vereinigungen und Verbände. Werden sie richtig behandelt, so können sie in den Händen der Behörde ein Mittel und Werkzeug werden, um die persönliche Freudigkeit zu stärken und den Geist der Disciplin kräftiger zu machen.“ In St. steckte aber etwas von der Rücksichtslosigkeit einer Autokratennatur, die ihn verhinderte, die rechte Mitte bei dieser Angelegenheit zu bewahren.

Mit den Jahren ließ auch auf dem Felde, auf dem er wahrhafte Triumphe gefeiert hatte, auf dem der Erleichterung der Verkehrsbedingungen, seine Spannkraft nach. Wie hat er sich beispielsweise gesträubt, das 20 Gramm-Gewicht für Briefe einzuführen! Man glaubt nicht recht zu lesen, wenn man in seiner Reichstagsrede vom 10. December 1889 gedruckt sieht: „Es wird nicht ein Brief mehr geschrieben, wenn wir auf 20 Gramm gehen.“ Bis zuletzt leistete er entschlossenen Widerstand gegen die Ermäßigung des Stadtportos und mußte infolge dessen ein üppiges Emporwuchern der Privatposten erleben. Aehnlich hielt er in der wichtigen Kabelfrage zuletzt nicht mehr Schritt mit der Zeitentwicklung. Wohl war er von jeher ein Realist, der den gegebenen Verhältnissen Rechnung trug, kaum etwas übereilte und darum auch im allgemeinen vor Fehlschlägen bewahrt blieb. Sein Wirklichkeitssinn verräth sich u. a. auch in der Antwort, die er den Verfechtern einer Weltsprache einmal ertheilte, als sie sich an den Begründer des Weltpostvereins heranmachten. Er wies solche Ideen leichthin ab. Aber in manchen Dingen

der nächstliegenden Praxis senkte es sich doch wie Mehlthau auf die Frische seiner Entschlußkraft nieder. Großentheils wurde er dabei von dem einst von ihm selbst so erfolreich bekämpften Geist des Fiskalismus bestimmt. Die vielen Millionen Ueberschüsse, die er jahraus jahrein erzielte, ließen sich nicht nur zur Verbesserung der Lage seiner Beamten verwerthen. Sie wären noch zinsbringender in anderen Reformen und Schöpfungen, z. B. in dem Ausbau des Kabelnetzes anzulegen gewesen.

Nur ein Feld bebaute er mit den Jahren immer eifriger, das der Außenwelt besonders auffiel, die Schaffung stattlicher Postgebäude. Es ist viel an dieser Liebhaberei — denn eine Liebhaberei war es — des genialen Mannes gemäkelt worden, und mit der materiellen Bedürftigkeit vieler Classen von Postbeamten standen die anscheinend verschwenderisch ausgestatteten Postbauten in der That in einem grellen Widerspruche. Aber man wird nicht verkennen können, daß es auch etwas für sich hatte, wenn die Reichspost mit dem System der Nüchternheit, das im altpreußischen Behördenbaustil vorherrschte, brach und Werth auf Schönheit in der Ausführung legte. Die betheiligten Städte freuten sich meist der schönen Bauten, und es kamen doch auch Imponderabilien dabei in Betracht, wenn das deutsche Reich so glänzend auftrat. Erfreulich bei der Sache war ferner, daß St. für ausschließliche Verwendung von einheimischem Material bei jenen Bauten Sorge trug. Er beobachtete als Grundsatz, die Bauten in dem Stil herzustellen, der am besten zu der Physiognomie der einzelnen Städte in deren Blüthezeit paßte. Manches Mal bekam der Reichstag von dem kunstsinnigen Staatssecretär bei seinen Berathungen geradezu einen kunstgeschichtlichen Vortrag zu hören (so am 14. März 1881). St. ging seinen Schritt sehr sicher, und wenn man an dem Stil seiner Bauten nörgelte, dann lachte er wohl behaglich und citirte den Spruch am Rathhaus zu Wernigerode: „Der Erste erdacht's, der Zweite acht's, der Dritte verlacht's, was macht's?“ Freilich regte sich zuweilen ein gewisser Unwille unter den Volksvertretern gegen die Stephan'sche Baulust, und der Staatssecretär mußte sich dann große Streichungen in seinem Etat gefallen lassen. In seinen letzten Jahren fand er in Kaiser Wilhelm II. einen eifrigen Förderer bei seinen Bestrebungen, die Postbauten dem Rahmen der Städte harmonisch anzupassen. Im ganzen sind unter seiner Verwaltung rund 300 reichseigene Postgebäude aufgeführt worden, zu denen die Mittel fast sämmtlich aus den Einnahmen der Post bestritten wurden.

Neben der Liebhaberei für schöne Bauten hatte er noch eine ganze Reihe anderer Liebhabereien oder Nebenbeschäftigungen, die weniger oder gar nichts mit seinem Amte zu thun hatten. So war er ein eifriger Bekämpfer des Fremdwörterunfugs und hat durch die systematische und auch im allgemeinen verständnißvolle Ausrottung dieses Unkrauts in seinem Verwaltungszweige fraglos Nutzen gestiftet. In Betracht kommen hierfür namentlich seine Verfügungen vom 31. December 1874 und 21. Juni 1875. Sein Beispiel wirkte aber auch außerordentlich auf die gesammte Bevölkerung ein. Die Freunde der Sprachreinigung begrüßten sein Vorgehen mit Begeisterung. Der allgemeine deutsche Sprachverein ernannte ihn im J. 1887 zu seinem Ehrenmitgliede. Er hielt über die Fremdwörterfrage am 17. Februar 1877 einen Vortrag im Berliner Wissenschaftlichen Verein und veröffentlichte hier und da Aufsätze darüber. Zuweilen vergriff er sich auch wohl in seinen Verdeutschungen. Im J. 1879 gründete er zusammen mit Werner Siemens den elektrotechnischen Verein. In ihm pflegte er zu Beginn der Wintersitzungen alljährlich Vorträge zu halten. Die Rede, die er in Frankfurt a. M. im J. 1891 bei Eröffnung der elektrotechnischen Ausstellung hielt, hat man wohl eine Philosophie

der Elektrotechnik genannt. Die Poesie im Leben der Post suchte er dadurch zu heben, daß er ein Poststammbuch herausgab, in dem Lieder und Gedichte, die sich auf das Postwesen beziehen, und Aehnliches gesammelt wurden. Wissenschaftlichen Geist suchte er bei seinen Beamten großzuziehen durch die Gewährung größtmöglicher litterarischer Freiheit. In dem Reichspostmuseum, für das er unablässig mit leidenschaftlicher Liebe gesammelt hat, schuf er eine wissenschaftliche Sammlung größten Stiles. Seine Vorliebe für Horaz ließ ihn einen Horazclub gründen. Gelegentlich versuchte er sich auch als Botaniker. So hat er eine Studie über die Flora Misdroys verfaßt, die allerdings nicht veröffentlicht worden ist. Außerdem gefiel sich St. im Versemachen. So sandte er einmal dem Maler Anton v. Werner eine während eines Sommeraufenthalts in Rappoltsweiler im Elsaß unter dem Pseudonym Curt Rappolt erschienene Sammlung von ihm verfaßter Gedichte. Seine größte Liebhaberei aber wurde im Laufe der Zeit die Jagd. Diese Thätigkeit entspricht auch seinem ganzen ruhelosen Wesen, das in Spannung leben wollte. Der athemlos jagende Postillon und der wilde Jäger erlebten in ihm eine gewisse Verschmelzung. Im Herrenhaus hat er einmal seiner Auffassung vom Jagdhandwerk einen bezeichnenden Ausdruck verliehen, indem er meinte, daß jenes bei allen germanischen Nationen als ein Kraftzusatz aufgefaßt worden sei. Die minutiöseste Monographie über ihn behandelt ihn als Waidmann. Sie ist aufgebaut auf seinem sorgfältig geführten generellen Schußbuch, zu dem sieben dicke Quarthefte mit näheren Angaben vorliegen. Danach hat er in den Jahren 1879—1896 nicht weniger als 17917 Stück Wild einschließlich 1367 Stück Hochwild erlegt. Ueberall in deutschen Landen hat er gejagt, im Samlande am kurischen Haff, in der Göhrde, im Spreewalde, in der Schorfheide, in Holstein, in Dessau, auf Rügen, in Westpreußen, im Spessart, in Oberösterreich, in den bairischen Alpen und in Tirol und an tausend anderen Stellen. Eine zähe Natur befähigte ihn zu dem Ertragen großer Anstrengungen und stärkte sich aufs neue auf diesen Jagden. Noch im J. 1866 fiel dem Landrath Gustav v. Diest das schwächliche Aussehen des jugendlichen Geheimen Postraths auf, der als Knabe so mit seiner Gesundheit zu kämpfen gehabt hatte. Alexander Meyer aber, der ihn als Parlamentarier gut kannte, meinte, daß ein schlanker und dabei doch muskulöser Körper, eine tiefbräunliche Gesichtsfarbe, die auf Wetterfestigkeit deutete, St. als ein Urbild der Gesundheit erscheinen ließen. Jedenfalls war St. allen körperlichen Anstrengungen, namentlich auch auf Reisen, gewachsen. So mancher seiner Untergebenen hat darüber eindrucksvolle Erfahrungen gemacht. In der Stille des Waldes oder angesichts der Bergriesen ging ihm das Herz auf. „In wundervoller Pracht stieg der junge Tag zur Erde nieder. Welches Jägerherz hätte nicht schon gejauchzt bei den Eindrücken eines solchen Morgens! Es ist, als ob die Seele Hochzeit feiere mit der Natur!“ schreibt er einmal in sein Jagdbuch; ein ander Mal: „Großartige Wirkung der Natur mit einfachen, wenigen Mitteln. Felsen, Arven, Latschen, Alpenrosen und Gras — voilà tout. Felsen nach der Edda aus den Knochen des Riesen Ymirs. Die bei allen Völkern vorhandene Idee der Riesen beruht auf dem Bedürfniß des Menschen, überall ein Belebtes, eine Seele hineinzulegen.“ Aber auch sein Humor regte sich auf den Birschfahrten gar lebhaft. Er war einer der beliebtesten Jagdgäste der deutschen Grandseigneure. War doch der Stolper Schneidersssohn selbst ein Grandseigneur großen Stiles geworden. Nicht zum wenigsten machte ihn seine glänzende Unterhaltungsgabe in der großen Welt beliebt. Das überquellende Leben in ihm zog jedermann an.

Seine große persönliche Bedeutung brachte ihm Auszeichnungen und Ehrenämter aller Art ein. Schon am 30. November 1872 wurde er ins Herrenhaus berufen, am 30. October 1873 verlieh ihm die philosophische Facultät der Universität Halle-Wittenberg anläßlich seiner Schrift über Aegypten die Doctorwürde honoris causa, die Städte Stolp, Köln, Bremerhaven, Schwerin, dieses noch kurz vor seinem Tode aus Dankbarkeit für das in Schwerin errichtete schöne Postgebäude, ernannten ihn im Laufe der Jahre zu ihrem Ehrenbürger, am 11. Juni 1884 wurde er in den Staatsrath berufen, am 19. März 1885 erhielt er den Adel, am 7. September 1890 ernannte ihn Kaiser Wilhelm II., unter Entbindung von der vorgeschriebenen Bedingung der adeligen Geburt, zum Domcapitular in Merseburg, am 27. Januar 1895 erhielt er auch den Rang eines Staatsministers. Das Herrenhaus entsandte ihn in die dem Ministerium des Innern unterstellte statistische Centralcommission, in der er sich besonders die Fürsorge für die Poststatistik angelegen sein ließ. Auch eine Erhöhung seiner amtlichen Stellung sowie eine Erweiterung seines Wirkungskreises ist in Erwägung gezogen worden. Nach dem Abgange Otto Camphausen's im J. 1878 wurde St. vom Fürsten Bismarck das preußische Finanzministerium angeboten. Bismarck hatte am 21. März 1878 zwei Unterredungen mit ihm deswegen. St. lehnte das Amt jedoch ab. Es war offenbar auch nur ein Verlegenheitsact Bismarck's gewesen, der ihn damals auf St. greifen ließ, ein Act, der einen Beweis dafür lieferte, für wie befähigt der leitende Staatsmann den Generalpostmeister hielt. Ernstlicher kam St. wohl in Frage für den Posten des Eisenbahnministers. Er war im Herrenhause Mitglied und lange Jahre (von 1879—1890) auch Vorsitzender der Eisenbahncommission. Er vertrat geradezu die Ansicht, daß eine Vereinigung von Post und Eisenbahn zweckmäßig sei. Bismarck holte in Eisenbahnfragen auch gern seinen Rath ein. So scheint er mit ihm am 16. Januar 1879 in Friedrichsruh die Frage der reichsgesetzlichen Regelung des Eisenbahngütertarifwesens besprochen zu haben, die dann am 7. Februar jenes Jahres zu völliger Ueberraschung des damaligen Ministers der öffentlichen Arbeiten, Maybach, erfolgte und diesen auf Rücktrittsgedanken brachte. Den Entwurf zu dem Schreiben Bismarck's an den Bundesrath vom 7. Februar 1879 hat St. aufgesetzt. Ein ander Mal bereitete St. dem Minister Maybach eine starke Verstimmung, indem er ihn am 30. März und 1. April 1889 vor dem versammelten Herrenhause in äußerst wohldurchdachten Reden angriff. Er bemängelte es, daß die Personentarife in den letzten 30—40 Jahren unverändert geblieben seien, „während es doch sonst ein wirkliches und durch die Erfahrung bestätigtes wirthschaftliches Gesetz ist, daß bei jeder Massenbewegung die Preise für die einzelnen Waaren und für den einzelnen Bewegungsact sinken müssen, mithin der Verkehr die Keimkraft der Tarifreform in sich selbst trägt". Er verlangte Vereinfachung und Ermäßigung der Tarife. Sodann rügte er die Beschaffung des rollenden Materials durch Anleihen. Maybach erwiderte schließlich sehr gereizt. Der Fall erregte damals in politischen Kreisen Aufsehen. Vielfach neigte man zu der Annahme, daß diese Angriffe Stephan's auf Maybach im Einverständniß mit Bismarck geschahen. Jedenfalls wird man in dem Vorgehen Stephan's dessen starken Ehrgeiz zu erkennen haben. Der Gegensatz, in den er zu Maybach gekommen war, führte schließlich seinen Rücktritt vom Vorsitz in der Eisenbahncommission des Herrenhauses herbei.

Seine Stellung zu Bismarck war nicht die beste. Der leitende Staatsmann sah in ihm nicht das gefügige Werkzeug, das er zu haben wünschte, und hatte guten Grund zu der Annahme, daß St. mitunter mit den Gegenströmungen, die dem Reichskanzler das Leben sauer machten, tripotirte. So

besorgte St. auf Wunsch der Kronprinzessin im Feldzuge des Jahres 1870 für die Lazarethe bestimmte Zeitungen, deren Farbe besonders dem Könige nicht angenehm war. Dieser und auch Bismarck waren im höchsten Grade ungehalten darüber, und Bismarck erwog, so erzählt er wenigstens in seinen Erinnerungen, bereits Stephan's Entlassung. In Anbetracht der großen Befähigung des Generalpostdirectors nahm er jedoch davon Abstand und bestimmte den König zur Nachsicht. Die Maigesetze mißbilligte St. Es wird Bismarck schwerlich entgangen sein, daß St. in der Zeit des kirchenpolitischen Streites mit dem Centrum liebäugelte, worüber A. Reichensperger's Aufzeichnungen Material enthalten. Der Reichskanzler empfand „die geringe Durchsichtigkeit" seiner Beziehungen zum Reichspostamte dauernd als lästig. Immerhin begegnete er den Eigenmächtigkeiten, die aus Stephan's von Bismarck wohl erkanntem Ressortpatriotismus hervorgingen, wie er angibt, „stets mit dem Wohlwollen, das die Achtung vor seiner eminenten Begabung mir einflößte". Zuweilen kehrte er sich aber doch nicht an ihn, wie er z. B. im November 1880 im Gegensatz zu St. die Beschickung der elektrischen und Telegraphen-Ausstellung zu Paris im nächstfolgenden Jahre zusagte. Gegen Moritz Busch schimpfte der Kanzler gelegentlich wohl über „Flegeleien" Stephan's und nannte ihn „ganz disciplinlos". „Das kommt aber davon, daß er so viel Selbstgefühl hat", meinte er im weiteren launig, „König Stephan gegen König Wilhelm, das geht nicht; das könnte man ihm einmal sagen". Er gab dann wieder allgemeineren Anregungen Stephan's nach, so als ihm St. im J. 1880 eine Denkschrift über die Versorgung der Hinterbliebenen der Reichsbeamten vorlegte. Sie wurde die Grundlage des dieses Gebiet regelnden Gesetzes vom 20. April 1881. Dem Bestreben Stephan's, sich direct mit dem Reichskanzler unter Umgehung der zuständigen Behörde über Finanzfragen seines Ressorts zu verständigen, schob dieser aber bald einen Riegel vor. Gelegentlich sah der Fürst sich auch veranlaßt, öffentlich seine Stellung als vielfach von der Stephanschen Auffassung abweichend zu bezeichnen, so in der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1879. Um so bemerkenswerther und der stärkste Beweis dafür, daß ihm St. ungewöhnlich imponirte, ist es, daß er überhaupt daran denken konnte, Stephan's schwierig zu behandelnde Persönlichkeit noch auf höherem Posten zu verwenden. Als er seine Memoiren dictirte, hat Bismarck von St. gesagt: „Ich kann nur wünschen, daß er in seinem Amte alt und gesund bleibe, und würde seinen Verlust für schwer ersetzlich halten, vermuthe aber, daß auch er bei meinem Abgange zu Denen gehörte, welche eine Erleichterung zu empfinden glaubten".

Sichtlich erwärmt wurde durch Stephan's ganze großzügige Persönlichkeit Kaiser Wilhelm II. Am deutlichsten prägt sich das, abgesehen von anderen Ehrungen, die er St. zu theil werden ließ, in jener Unterschrift unter ein von ihm dem Gründer des Weltpostvereins zu dessen 60. Geburtstage geschenktes Bildniß aus, aus der ein bekanntes geflügeltes Wort erwuchs: „Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs; er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an." Das Wort nimmt sich wie ein von St. selbst geschaffenes Motto für seine Schriften und Thaten aus.

Es ist begreiflich, wenn der Stolper Schneidersohn angesichts seiner Errungenschaften eitel wurde. Nur wenige starke Persönlichkeiten bewahren in solcher Lage bescheidenen Gleichmuth. St. hatte ein starkes Bedürfniß, gefeiert zu werden, und einen unwiderstehlichen Drang, von sich reden zu machen. Diese Schwäche hat gerade Bismarck mit besonderem Bedauern an ihm wahrgenommen. Schon früh fiel sie dem Kanzler und seinem Stabe unangenehm

auf. Moritz Busch schmälte bereits am 8. Januar 1872 darüber, daß St. über jede kleine Reform in zehn Zeitungen die Glocke läuten lasse. Mit den Jahren wuchs diese Reklamesucht. Jedermann kannte schließlich diese Stephan'sche Methode, und man sprach ziemlich öffentlich von den „bekannten classischen Dithyramben ad Stephanici operis laudem". Darum verwundete es den genialen Mann am Abend seines Lebens auf das Tiefste, als man — wie es sich gezeigt hat, mit großem Rechte — von einem Nachlassen seiner Leistungsfähigkeit zu sprechen begann. So kam es, daß sein urwüchsiger Humor, der etwas von pommerschem Erdgeruch hatte, im Laufe der Zeit eine satirische Färbung annahm. In dem alternden Stephan lag ein Zug der Bitterkeit. Dazu gesellte sich ein hoher Grad von Eigensinn. Jeder Widerspruch pflegte ihn schwer zu reizen. Darunter litt offensichtlich die alte Freudigkeit seines Schaffens. Noch im J. 1880 hatte er wohl der Geschäftslast, die auf ihm ruhte, leicht gespottet: „Jam valent humeri". Im März 1895 klagte er im Reichstage über die geringe freie Zeit, die ihm zur Verfügung stände. Auch in den Urlaub folgten ihm die Mappen nach; „sie verfolgen mich wie die Furien des Orestes".

Aber er behauptete doch noch bis zuletzt eine große Stellung. Bei den parlamentarischen Kämpfen erfocht er, auch wenn seine Position ungünstig war, meistens noch glänzende Siege, nicht nur, weil er in der Regel überlegene Sachkenntniß zeigte und seine rednerische Gewandtheit ihn stützte, sondern insbesondere, weil sein geschichtliches Ansehen die Gegenströmungen niederhielt. Seine Popularität war eben trotz allem noch derartig, daß sich darin mit ihm nur wenige Menschen messen konnten. Er war der Vertrauensmann der gesammten internationalen Postwelt, und das deutsche Volk hatte schon deswegen alle Ursache, ihm Einiges nachzusehen. Mit Theilnahme vernahm die ganze gebildete Welt die ersten Nachrichten von seiner Erkrankung an der Zuckerruhr. Schon seit 1883 zeigten sich deren Spuren. Im Winter 1896 traten Furunkeln bei ihm auf. Außerdem wollte eine Wunde an einer Zehe nicht wieder heilen. Noch im Januar 1897 vertrat er mit außerordentlicher Ueberwindung seiner selbst im Reichstage seinen Etat, obwohl er schon ein sterbender Mann war. Am 22. Februar 1897 mußte die Zehe amputirt werden. Am 7. April nahm Bergmann ihm den rechten Unterschenkel ab. Es schien so, als wenn er, wie sein Vorgänger und Gönner Schmückert, auf einem Bein durchs Leben wandern sollte. Aber schon in der ersten Morgenstunde des 8. April nahm ein früher Tod den Sechsundsechzigjährigen hinweg. Die für ihn auf Anordnung Kaiser Wilhelm's II. in dem großartigen Lichthofe des Neubaues des Reichspostmuseums, dessen Fertigstellung zu erleben ihm nicht vergönnt sein sollte, am 11. April veranstaltete glänzende Leichenfeier, auf der Oberhofprediger Dryander die Rede hielt und bei der das Kaiserpaar, der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, die Botschafter und eine große Zahl sonstiger höchster Würdenträger zugegen waren, bildete den würdigen Schlußaccord dieses thaten- und erfolgreichen Lebens. Er ruht auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe zu Berlin.

Unstreitig ist St. eine der glänzendsten Erscheinungen in der Geschichte Wilhelm's I. gewesen. Doch wird man sich bei einer Würdigung seines historischen Verdienstes davor zu bewahren haben, seine verkehrspolitischen Errungenschaften allzu hoch einzuschätzen. St. selbst zeigte zuweilen ein ganz richtiges Augenmaß für deren Unterschied von den eigentlichen politischen Thaten. Vor allen Dingen aber muß man bei einer solchen Würdigung berücksichtigen, daß St. durch die Zeit emporgetragen wurde. Die Bismarck'schen Großthaten ebneten ihm den Weg. Ohne sie wären Stephan's Erfolge gar nicht denkbar. Immerhin nimmt der geniale Generalpostmeister Wilhelm's I. in der Geschichte

der Post eine unvergleichliche Stellung ein. Die Popularität seines Namens, die sich auch in der Bezeichnung der untersten Organe seiner Verwaltung als „Stephansboten“ ausdrückt, wird dauernd bleiben.

Ein kleineres Denkmal für ihn wurde am 17. December 1898 in Schwerin enthüllt, ein stattliches Marmorstandbild schuf Uphues für den Lichthof des Reichspostmuseums, wo es seit dem Mai 1899 seinen Platz hat. Verwunderlich ist es, daß sich in der großen Postverwaltung noch Niemand gefunden hat, der auf Grund der amtlichen Acten und des offenbar stattlichen schriftlichen Nachlasses Stephan's eine Biographie von monumentalem Charakter schrieb.

E. Krickeberg (Postsecretär), Heinrich von Stephan. Ein Lebensbild. Dresden u. Leipzig 1897. Auch unter dem Titel: Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Herausgeg. von Dr. Gustav Diercks. 1. Band. (Nach Materialien, die von Stephan's Familie geliefert wurden.) — Ferdinand Hennicker (Geh. Postrath), Unter dem Zeichen des Verkehrs. Berlin 1895. (Nach Angaben Stephan's.) — P. D. Fischer (Unterstaatssecretär im Reichspostamt) in der Cosmopolis, Berlin und Wien. April bis Juni 1897. S. 843 ff. — Alexander Meyer im Biographischen Jahrbuch, 2. Band, 1898, S. 196—207. — Stenographische Berichte des Deutschen Reichstages und des Preußischen Herrenhauses. — Die oben citirten Werke Stephan's. — Mittheilung des Pfarramts der St. Johannisgemeinde zu Stolp i. P. — Karl Hilliger, 1848/49, historisch-politische Zeitbilder, insbesondere aus der Stadt Stolp. Stolp i. P. 1898, S. 109. — Dr. Neumann, Die Geschichte des Stolper Gymnasiums. Stolp i. P. 1907. — Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. — Moritz Busch, Tagebuchblätter. — Poschinger, Bismarck und der Bundesrath. — Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, Band 6, S. 32 ff. — Oskar Grosse, Die Beseitigung des Thurn- und Taxis'schen Postwesens in Deutschland durch Heinrich Stephan. Minden i. W. 1898. (Weist Heinrich v. Sybel eine Reihe von Irrthümern nach.) — Gustav v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen. Berlin 1904, S. 307 f. — Hugo Weithase, Geschichte des Weltpostvereins. Straßburg 1893. — R. Weise, Dr. Heinrich v. Stephan. Ein waidmännisches Erinnerungsblatt. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verstorbenen zusammengestellt. Neudamm 1898. — Josef Hansen, Gustav v. Mevissen. Berlin 1906. — Der deutsch-französische Krieg. Redigirt vom Großen Generalstabe. — Ferdinand Hennicke, Heinrich v. Stephan. Westermann's Monatshefte, 42. Jahrgang (1898), S. 25 ff. — Theodor Barth, H. v. Stephan. Nation, 14. Jahrgang 1897, 10. April. — Adolf Kohut, Moderne Geistesheroen. 3. Aufl. Berlin 1886, S. 44—92. — Otto Vieth, die Aera Stephan. Neue Zeit, 15. Jahrgang, Stuttgart 1897, S. 171—178. — A. v. Werner, Erinnerungen an Heinrich v. Stephan. Deutsche Revue, 22. Jahrgang, 2. Band, S. 257—266. — Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 10. Jahrgang, Nr. 6. — E. Hoffmann, Ein Stück nationaler Arbeit im deutschen Verkehrswesen, Deutsche Rundschau, Band 33 (1882), S. 30 ff. — J. Ronge, Ein Vierteljahrhundert Generalpostmeister, ebenda Band 83 (Mai 1895), S. 303 ff. — Zeitschrift des statistischen Bureaus. 1899, S. 204. — Ludwig Pastor, A. Reichensperger. Band 2, S. 100. — Ludw. Bamberger, Eine Erinnerung aus dem Jahre 1866. Nation, 15. Jahrgang, S. 491. — H. v. Taube, Graf Alexander Keyserling. Berlin 1902. — Chlodwig Hohenlohe. Band 2, S. 307. — Leipziger Illustrirte Zeitung, 27. April 1899. — Ueber Land und Meer, 41. Jahrgang (1899), Nr. 15.

Herman v. Petersdorff.

Stern: Moriz Abraham St., Mathematiker, geboren am 29. Juni 1807 in Frankfurt a. M., † am 30. Januar 1894 in Zürich. Als Sohn des Kaufmanns Abraham Süßkind Stern, der u. a. auch einen Buchhandel betrieb und überhaupt eher zu einem Gelehrten als zum Kaufmann geboren war, lebte Moriz St. im elterlichen Hause bis zum Jahre 1826. Er war noch Zeuge all der stürmischen Ereignisse, die sich in Frankfurt während der Napoleonischen Kriege abspielten, und er erinnerte sich noch im späteren Alter deutlich an den Einzug des Zaren Alexander im J. 1813, an die Noth der Hungerjahre und an die schmähliche Judenhetze von 1819. Den ersten Unterricht, besonders auch im Hebräischen, empfing er von seinem Vater, dann aber wurde er namentlich von Wolf Heidenheim (s. A. D. B. XI, 300) in den orientalischen Sprachen unterwiesen. Diese Anregungen der Jugend hatten zur Folge, daß er die sprachwissenschaftlichen, speciell die orientalischen Studien niemals aus den Augen verlor. Weitere Privatlehrer — eine Schule hat St. nie besucht — waren Dr. Feibel, für Latein und Griechisch, und besonders Michael Creizenach (s. A. D. B. Nachtr. XLVII, 546) für die mathematischen Fächer.

Herbst 1826 bezog St. die Universität Heidelberg. Es war zwar ursprünglich der Wunsch der frommen Mutter gewesen, ihren Sohn einst als Rabbiner zu sehen, doch war inzwischen die Neigung zur Mathematik so mächtig geworden, daß sie sich nicht mehr zurückdämmen ließ. So besuchte denn der junge Student die mathematischen Vorlesungen von Schweins und Nokk, daneben aber auch philologische bei Baehr und Creuzer, sowie historische bei Schlosser. In mathematischer Hinsicht konnte aber Heidelberg damals nicht viel bieten und daher siedelte denn St. schon im nächsten Semester, auf den Rath seines Freundes Michel Reiß (s. A. D. B. XXVIII, 143), nach Göttingen über, um vor allem bei Gauß zu studiren. Und dem Zauberkreise dieses gewaltigen Genius hat er sich nicht mehr entzogen. Doch hörte er während der kurzen Göttinger Studienzeit neben Gauß auch noch bei Thibaut, Tobias Mayer, Stromeyer, Bouterwek, Otfried Müller u. A. Die Begeisterung, die ihm Gauß für die Mathematik, zumal für die Zahlentheorie, einflößte, machte es ihm möglich, bereits 1829 der Facultät seine Doctordissertation „Observationum in fractiones continuas specimen“ einzureichen. Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, daß seine Doctorprüfung (5. März 1829) zugleich die erste von Gauß abgehaltene war, der später scherzend geäußert haben soll, es sei ihm dabei bänglicher zu Muthe gewesen als dem Examinanden.

Noch in demselben Jahre 1829 habilitirte sich St. an der Georgia Augusta, obwohl er wußte, daß er damit einen dornigen Weg betrete. Denn noch hatte es in Deutschland kein Jude erreicht, an einer Hochschule ordentlicher Professor zu werden. St. aber fühlte Muth und Kraft genug in sich, um vor der Schwierigkeit der Laufbahn nicht zurückzuschrecken. Freilich, volle neunzehn Jahre mußte er sich mit der bescheidenen Stellung eines Privatdocenten zufrieden geben, bis er endlich 1848 zum Extraordinarius vorrücken konnte. Und doch hatte sein Name schon lange einen guten Klang, war ihm doch beispielsweise 1841 ein Preis der Brüsseler Akademie für eine Abhandhandlung über die quadratischen Reste und gleichzeitig ein solcher von der dänischen Akademie für eine Arbeit über die Auflösung der transcendenten Gleichungen zuerkannt worden! Das Jahr 1848 brachte also St. endlich die Ernennung zum Extraordinarius. Als dann 1859 Dirichlet starb und Riemann zu seinem Nachfolger ernannt wurde, da konnte die Regierung endlich nicht mehr umhin, auch St. ein Ordinariat zu verleihen.

Noch ein Vierteljahrhundert, bis zum Jahre 1884, wirkte St. als Ordinarius in Göttingen. Im ganzen hat er alſo der Georgia Auguſta 55 Jahre lang als Lehrer angehört. Seine Vorleſungen umfaßten ein weites Feld: Algebraiſche Analyſis, analytiſche Geometrie, Differential- und Integralrechnung, beſtimmte Integrale, Variationsrechnung, Zahlentheorie, Theorie der numeriſchen Gleichungen, Mechanik, populäre Aſtronomie, wozu dann ſpäter die Vorträge im mathematiſch-phyſikaliſchen Seminar traten. An der gewaltigen Reform des mathematiſchen Univerſitätsunterrichtes, die ſich in jenem Zeitraum vollzog, hat auch St. einen bedeutenden Antheil gehabt. Hunderte von Schülern, die ſtets mit inniger Verehrung ſeiner gedachten, hat er in die Wiſſenſchaft eingeführt, darunter ſolche, die, um nur Riemann zu nennen, den größten Mathematikern ihres Jahrhunderts ſich beigeſellten.

Im Herbſte des Jahres 1884 veranlaßte ihn der Tod ſeiner einzigen Tochter, die Lehrthätigkeit aufzugeben und zu ſeinem Sohne Alfred nach Bern überzuſiedeln, der dort ſeit 1873 als Profeſſor der Geſchichte an der Hochſchule wirkte. Als dieſer dann im J. 1887 an das eidgenöſſiſche Polytechnikum berufen wurde, hatten die Zürcher Mathematiker die große Freude, mit dem neuen Collegen zugleich auch den ehrwürdigen Neſtor der deutſchen Mathematiker in ihren Kreis aufnehmen zu können. Die naturforſchende Geſellſchaft entbot ihm ſofort als Willkomm die Ernennung zum Ehrenmitgliede und beglückwünſchte ihn zwei Jahre ſpäter durch eine beſondere Deputation zum 60jährigen Doctorjubiläum. Wiederum ein Jahr ſpäter, im J. 1890, konnte St. ein Jubiläum ganz ſeltener Art feiern: Sein erſter Beitrag zum Crelle-ſchen Journale war im 6. Bande erſchienen — und 100 Bände ſpäter ſchloß er im 106. Bande die ſtattliche Reihe der Beiträge ab, die er dieſem berühmten Journale zugewendet hatte.

Bis in das höchſte Alter hatte ſich St. einer faſt beiſpielloſen Geſundheit und Rüſtigkeit zu erfreuen. Erſt im Januar 1894 ſtellten ſich ernſtliche Beſchwerden ein, aber ohne eigentliche Krankheit. Und ſo entſchlief er, faſt unerwartet für ſeine Angehörigen, ſanft und ohne Kampf am Morgen des 30. Januar.

Mit ihm ſank der letzte Zeuge jener großen Göttinger Zeit ins Grab, die durch die Namen Gauß, Wilhelm Weber, Dirichlet, Riemann, Clebſch bezeichnet iſt. Mit allen dieſen Männern, und ſo vielen anderen ſeiner Fachgenoſſen, namentlich mit Eiſenſtein, war er in inniger Freundſchaft verbunden. Aber auch außerhalb des Kreiſes der Mathematiker hat er mit manchem hervorragenden Zeitgenoſſen die herzlichſten Beziehungen unterhalten, ſo mit Jakob Henle, dem berühmten Anatomen, mit Stilling, dem Chirurgen und Phyſiologen, mit ſeinem Landsmann Abraham Geiger, dem Rabbiner und Orientaliſten (ſ. A. D. B. VIII, 786), mit Theodor Benfey, Berthold Auerbach u. A. In beſonders nahen Beziehungen aber ſtand er zu Gabriel Rieſſer, dem bekannten Politiker und Vorkämpfer der Emancipation der Juden in Deutſchland, und zu Gabriel Guſtav Valentin, dem Phyſiologen an der Univerſität Bern. —

St. hat eine ſehr ausgedehnte und ſehr vielſeitige wiſſenſchaftliche Thätigkeit entfaltet, wie überhaupt der Kreis ſeiner Intereſſen ein ungewöhnlich weiter war. Sein eigenſtes Gebiet war ja natürlich die reine Mathematik, beſonders die Zahlentheorie, die Theorie der algebraiſchen und der transcendenten Gleichungen, die Theorie der Kettenbrüche, die Theorie der Bernoulliſchen und der Euler'ſchen Zahlen, die Reihentheorie und die Functionentheorie. Dieſe Gebiete hat er theils in ſelbſtändigen Werken bearbeitet (genannt ſei die „Theorie der Kettenbrüche", Berlin 1834, und das „Lehrbuch der alge-

braischen Analysis", Leipzig 1860), theils in zahlreichen Abhandlungen, die in den verschiedensten wissenschaftlichen Journalen, vorzugsweise in dem von Crelle (es enthält dieses nicht weniger als 55 seiner Abhandlungen und zwar aus den Jahren 1830—1890) veröffentlicht sind. Aber auch auf dem Gebiete der angewandten Mathematik war er thätig. Er hat Poisson's Lehrbuch der Mechanik übersetzt (Berlin 1835—36, 2 Bde.), eine „Darstellung der populären Astronomie" (Berlin 1834) und eine volksfaßlich bearbeitete „Himmelskunde" (Stuttgart 1846, 2. Aufl. 1854) herausgegeben und er ist auch in einigen Abhandlungen auf Probleme der Mechanik und der Astronomie eingetreten. Besondere Erwähnung verdienen sodann mehrere mathematisch-historische Arbeiten, so seine Denkrede auf Gauß und die trefflichen Artikel Johannes de Gmunden und Johannes de monte regio in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.

Wir haben gesehen, daß sich St. in seiner Jugend besonders viel mit sprachwissenschaftlichen Studien beschäftigt hat. Er kehrte aber auch im Mannesalter immer und immer wieder zu ihnen zurück, namentlich dann, wenn er, durch Schicksalsschläge schwer getroffen, in veränderter wissenschaftlicher Beschäftigung neuen Lebensmuth zu schöpfen suchte. Wie tief er in die orientalischen Sprachen einzudringen wußte, das bekunden die beiden Werke: „Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker, insbesondere der Perser, Cappadocier, Inder und Syrer" (gemeinsam mit Theodor Benfey 1836 herausgegeben) und „Die dritte Gattung der achämenidischen Keilinschriften" (1850). Aber auch von den europäischen Sprachen beherrschte St. nicht wenige, als 80jähriger Greis lernte er sogar noch Russisch.

Endlich sind auch noch die Schriften zu nennen, die St. zur Reformbewegung im Judenthum veröffentlicht hat und die zum Theil seinem Verkehr mit Gabriel Riesser entsprungen sind. —

Die vorliegende Biographie stützt sich auf folgende Arbeiten: 1. F. Rudio, Erinnerung an Moriz Abraham Stern. Mit dem Bilde Stern's veröffentlicht in der Vierteljahrsschrift der naturf. Gesellsch. in Zürich, Bd. 39, 1894. Dieser Erinnerungsschrift, die in größerem Format auch separat erschienen ist, ist ein vollständiges Verzeichniß der Publikationen Stern's beigegeben. In gekürzter Form findet sich der Nekrolog auch im Jahresbericht der deutschen Mathematikervereinigung, IV, 1894/95. — 2. Alfred Stern, Zur Familiengeschichte (in beschränkter Anzahl als Manuscript gedruckt Zürich 1906).

Ferdinand Rudio.

Sterzing: Gotthilf Albert St., Director des Landgerichts in Gotha, Begründer und langjähriger Präsident des „Deutschen Schützenbundes". Er war das zweitälteste von den elf Kindern des Amtsphysicus St. in Zella St. Blasii und wurde geboren am 22. Februar 1822. In seiner Heimath war seit der ältesten Zeit die Waffenindustrie heimisch, und daher lernte er schon in seiner Jugend die Büchse handhaben und bildete sich im Laufe der Zeit zum nie fehlenden Schützen aus. Von Ostern 1834—40 besuchte er das Gymnasium in Gotha, aber als Sohn des Thüringerwaldes scheute er den achtstündigen Fußmarsch in die Heimath nicht und legte ihn oft am Sonnabend Nachmittag hin und in der Nacht vom Sonntag zum Montag wieder her zurück. Seine geistigen Fähigkeiten entwickelten sich rasch, noch rascher aber sein Körper: als er das Gymnasium verließ war er bereits von reckenhafter Gestalt und besaß eine auffallend mächtige, weithin tönende Stimme. Nachdem er bis 1843 in Jena die Rechte studirt hatte, trat er in den gothaischen Staatsdienst ein. St. zog es zur Verwaltung hin, denn wo es etwas zu verwalten und organisiren gab, fühlte er sich in seinem Elemente.

Das Schicksal hatte ihn jedoch für die Justiz bestimmt. Bis 1848 war er unbesoldeter Accessist in seiner Vaterstadt Zella und dann ward er mit 100 Thaler Gehalt im Amte Liebenstein bei Plaue angestellt. Hier war er auch von 1850—54 als Amtsadvocat thätig, siedelte dann als Amtscommissär nach Gotha über und wurde hier 1858 Kreisgerichtsrath und 1859 Staatsanwalt. Als 1861 das I. deutsche Schützenfest in Gotha gefeiert wurde, rief der für das Schützenwesen begeisterte St. den „Deutschen Schützenbund" ins Leben, der die Pflege des nationalen Gedankens auf seine Flagge geschrieben hatte, und gleichzeitig gründete er die „Deutsche Schützen- und Wehrzeitung", die er beinahe bis an sein Lebensende redigirte. In der grauen Schützenjoppe fehlte er fortan auf keinem deutschen Schützenfeste und überall wußte der athletisch gebaute Mann durch seine Redegewalt Begeisterung zu entflammen. Ihm war das Schützenwesen kein bloßer Sport: er sah in ihm eins der Mittel, deutsche Art und Sitte zu pflegen und das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Männern aller deutschen Stämme zu fördern. — In seiner Beamtenlaufbahn rückte er 1865 zum Vorstande des gothaischen Stadtgerichts, 1879 zum Director des Landgerichts vor. Gleichzeitig war er noch in zahlreichen anderen Aemtern für das allgemeine Wohl thätig. Von 1850—61 gehörte er dem gothaischen Landtage, von 1863—75 dem Gothaer Stadtverordnetencollegium an und trat hier für alle Werke des Fortschritts: Wasserleitung, Canalisation, Feuerbestattung u. s. w. ein. Eine Reihe von Jahren war er Mitglied der Direction der Thüringer Eisenbahngesellschaft, des Ausleihecomités der Gothaer Lebensversicherungsbank, des gothaischen Landeshülfsvereins. In allen seinen Aemtern entwickelte er Frische und Spannkraft, und nie ermüdete sein Wohlwollen und sein Opfersinn. Dabei war er ein Freund heiteren Lebensgenusses, den er anderen eben so gern bereitete, als er ihn sich zur Erholung nach Arbeit, Mühe und Sorgen gönnte. Auch die letzteren blieben ihm nicht erspart. Einer seiner hoffnungsvollen Söhne fiel 1870 bei Wörth, und seine erste Gattin war über ein halbes Menschenalter blind. Reiches Familienglück erblühte ihm aber noch einmal in seinem höheren Lebensalter in einer zweiten Ehe. St. starb nach zehnmonatlichem Krankenlager am 17. October 1889. Der deutsche Schützenbund errichtete ihm zwei Jahre später ein Denkmal in den Anlagen der Altschützengesellschaft in Gotha: Sterzing's lebenstreue Büste von der Künstlerhand Christian Behrens' in Breslau.

Vgl. Dr. G. Schneider in Nr. 9 der Deutschen Schützen- und Wehrzeitung v. Jahre 1890. — Gothaisches Tageblatt 1899. — Dr. R. Hodermann im General-Anzeiger für Thüringen, 26. Sept. 1893.

M. Berbig.

Stichaner: Franz Joseph Wigand Edler von St., Dr. juris, kgl. bair. Regierungspräsident und Staatsrath im ordentlichen Dienst, war geboren am 22. October 1769 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz, wo sein Vater Franz Joseph August Stiganner (1726—1802) Amtsrichter des Klosters Wiesau und Oberhauptmann des Stiftes zu Waldsassen war und später als kurfürstlich bairischer Wirklicher Hofrath am 17. December 1788 vom Kurfürsten Karl Theodor als „Edler von Stichaner" in den erblichen Adelstand erhoben wurde. Sein Großvater Georg Paul stand in Diensten des Stiftes Waldsassen und sein Urgroßvater Peter war Bürgermeister in Mosbach bei Vohenstraus. Die Familie war aus Böhmen in die Oberpfalz eingewandert, wahrscheinlich infolge ihrer dienstlichen Beziehungen zu den Klöstern, die in Böhmen wie in Baiern reiche Besitzungen hatten. Die vermögenden Eltern ließen ihren einzigen Sohn die Lateinschule zu Amberg wie das Gymnasium

und Lyceum in München besuchen. Das Gymnasium absolvirte St. schon im Alter von 18 Jahren mit Auszeichnung; die Rechts- und Staatswissenschaften studirte er an der Universität Göttingen, an der ihn berühmte Professoren in sein Fach einführten. Er wurde dort mit vielen trefflichen jungen Männern bekannt, mit denen er sein ganzes Leben hindurch Beziehungen unterhielt, selbst dem Herzog von Cambridge, dem späteren Vicekönig von Hannover, trat er damals näher, der ihm auch später ein freundschaftliches Andenken bewahrte. Den Norden und Nordwesten Deutschlands durchwanderte er zu Fuß, auch die Hansestädte besuchte er, und die damals gewonnenen vielfachen Eindrücke sind ihm für immer erhalten geblieben. Dieser Aufenthalt in dem protestantischen Norden und der Verkehr mit so vielen trefflichen protestantischen Männern aus den höchsten Kreisen gewährte ihm einen Einblick in ganz neue Anschauungen und befähigte ihn später als Regierungspräsident von Provinzen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung verständnißvoll mit dieser zu verkehren und erfolgreich zu wirken. 1788 prakticirte er am Reichskammergericht zu Wetzlar, wo auch Goethe 1772 prakticirt hatte. 1789/90 studirte er die bairischen Rechts- und Verwaltungszustände an der Universität Ingolstadt, wo er seine Studien vollendete. 1790 bestand er die „Probe-Relation" vor dem kurfürstlichen Hofrath in München und wurde als ein „bestens fundirt, gelehrt und treffliches subjectum" dem Kurfürsten aufs wärmste empfohlen. Im selben Jahre schrieb er eine Abhandlung „Ueber das Entscheidungsrecht des Pfalzgrafen bei Rhein bei einer streitigen deutschen Königswahl". Die dadurch bekundete gründliche Kenntniß der damals überaus verwickelten Rechtsverhältnisse des deutschen Reiches und das warme Eintreten für die Rechte des bairischen Kurfürsten lenkten noch mehr die Aufmerksamkeit der regierenden Kreise auf ihn, auf die er noch überdies durch sein stattliches Aeußere, sein feines Auftreten, seine große Arbeitskraft und Berufsfreudigkeit den besten Eindruck machte, so daß er schon 1791 (10. Mai) im Alter von erst 21 Jahren seine erste Anstellung als Accessist der Oberlandesregierung in München mit einem Wartegeld von 500 fl. erhielt. Bereits zwei Jahre darauf (18. Mai 1793) wurde der 23 jährige Mann zum Oberlandes-Regierungsrath ernannt. 1795 wurde ihm die Regulirung der Grenze gegen Tirol übertragen, wodurch er das ganze bairische Alpengebiet kennen lernte. 1796 besetzten die Franzosen unter Moreau München; dabei bekam St. als Mitglied der Kriegsdeputation schwere Arbeit. 1798 hatte er als Polizei-Obercommissär unter dem Grafen Rumford die Polizei der Haupt- und Residenzstadt München zu organisiren.

Noch größeres Vertrauen schenkte ihm der neue Kurfürst Max Joseph IV. Der neue Ministerpräsident Graf v. Montgelas erkannte bald die vorzüglichen Eigenschaften Stichaner's und verwandte ihn auf den wichtigsten Stellen. Damals wurde der moderne Staat Baiern geschaffen, von dem Alten blieb fast nichts bestehen, es war eine friedliche Revolution von oben herab, die Baiern damals durchmachte ohne die Erschütterungen und die entsetzlichen Opfer, die Frankreich für die Errungenschaften der Neuzeit hatte bringen müssen. (Riezler, Das glücklichste Jahrhundert bairischer Geschichte 1806—1906, S. 8.) Um aber die neue Ordnung der Dinge aufzurichten, dazu brauchte man kenntnißreiche, thatkräftige Männer, und einer dieser war St. Am 27. Februar 1799 wurde er zum Geheimen Referendär im Geheimen Justizdepartement mit einem Gehalte von 3000 fl. ernannt und ihm die Justiz-, Polizei- und Regiminalsachen übertragen. 1800 fielen die Franzosen abermals in Baiern ein, der Kurfürst mußte nach Bamberg fliehen und St. wurde Mitglied einer Hofcommission zur Verwaltung des Landes. 1805 hatte er

die Verpflegung der französischen Truppen in Baiern zu regeln. 1806 wurde er dem neuerrichteten Ministerium des Innern zugetheilt. Während seiner Thätigkeit in den Ministerien wurden unter seiner Mitwirkung die grundlegenden Organisationsgesetze des bairischen Staates geschaffen, die ein halbes Jahrhundert in Geltung blieben, bis in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts jene Gesetze eine den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechende Umarbeitung erfuhren. Bei so vielen Arbeiten fand St. noch Zeit, sich mit der Wissenschaft, besonders der Geschichte, zu befassen. Die vielen römischen Alterthümer in Baiern erregten sein besonderes Interesse, und über sie veröffentlichte er 1808 zwei Hefte mit lithographischen Abbildungen, worauf ihn die kgl. Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Unter anderem entdeckte er eine römische Töpferstätte bei Rosenheim und besprach die Richtung der Römerstraße von Salzburg nach Augsburg. Die gefundenen Alterthümer übergab er der Akademie der Wissenschaften, die ihm die Aufsicht über die Alterthümer-Sammlung übertrug.

1808 wurde er im Alter von erst 38 Jahren zum Generalcommissär (Regierungspräsident) des neugebildeten Unterdonaukreises in Passau ernannt. 1809 hatte er dort mit Napoleon einen Zusammenstoß. Die Franzosen schalteten in Baiern wie in einem eroberten Lande, da nahm sich St. mit Muth und Edelsinn seiner Untergebenen an, was dem Imperator berichtet wurde; Napoleon ließ St. kommen, fuhr ihn mit großer Barschheit an und gestattete ihm kein Wort der Vertheidigung, so daß man für Freiheit und Leben des kühnen Mannes fürchtete. Doch der König Max I. nahm sich seines treuen Beamten an und versetzte ihn noch in demselben Jahre als Generalcommissär des Regenkreises nach Straubing. Auch hier war seines Bleibens nicht, man brauchte sein bewährtes Organisationstalent auf einer anderen wichtigen Stelle, und so wurde er 1810 als Generalcommissär der Stadt Augsburg berufen, wo er mit dem dort residirenden depossedirten Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier und dessen Schwester Kunigunde, einer sächsischen Prinzessin, sehr angenehmen Verkehr hatte. Auch römische Alterthümer fand er in der alten Augusta Vindelicorum in Menge vor, so daß er eine anregende Nebenbeschäftigung erhielt. 1811 entwarf er in einigen Monaten ein neues Polizeistrafgesetzbuch für das Königreich. 1813 wurde er zum Generalcommissär des Illerkreises in Kempten ernannt, wo er die allgemeine Landesbewaffnung mit solchem Eifer durchführte, daß ihm der Kronprinz Ludwig, der Obercommandant der Reservearmee, seine besondere Anerkennung aussprach. 1814 hatte er Vorarlberg an Oesterreich zurückzugeben, und da er dies zur vollen Zufriedenheit that, wurde ihm auch die Uebernahme von Würzburg und Aschaffenburg übertragen. Daneben ließ er einen Entwurf für das Verfahren in Polizeistrafsachen als 2. Theil zu seinem früheren Gesetzentwurf erscheinen.

Am 19. März 1817 wurde St. an Stelle des Freiherrn v. Zwack-Holzhausen, der die Pfalz von der österreichisch-bairischen Landesverwaltung als künftigen Besitz Baierns auf dem linken Rheinufer am 30. April 1816 übernommen hatte, zum Generalcommissär des Rheinkreises und Staatsrath im außerordentlichen Dienst mit dem Titel „Excellenz" und am 16. Juli 1817 zum Wirklichen Staatsrath im außerordentlichen Dienst ernannt. Hier durfte er längere Zeit wirken als auf seinen früheren äußeren Stellen; in der Pfalz, die vor der französischen Revolution aus 44 verschiedenen Landesherren gehörigen Territorien und 15 Condominaten bestanden und unter der französischen Fremdherrschaft 4 verschiedenen Departements angehört hatte, mußte nahezu alles neu geschaffen und geordnet werden, und dazu bedurfte es einer Kraft,

wie St. es war, der mit dem größten Wohlwollen das lebhafte und bisher arg mißhandelte Volk der Pfälzer behandelte und alle an ihn herantretenden berechtigten Wünsche zu erfüllen sich bestrebte. Und wenn es gelungen ist, in verhältnißmäßig kurzer Zeit diese reiche und herrliche Provinz zu heben und ihre Bewohner mit den neuen Verhältnissen nach Möglichkeit zufrieden zu stellen und mit Baiern und Deutschland wieder fest zu verbinden, so ist dies das Verdienst Stichaner's und der ihm fast völlig freie Hand lassenden wohlwollenden, aus der Pfalz stammenden und sich als Pfälzer fühlenden Könige Max I. und Ludwig I. Vor allem gelang es St., die in vieler Beziehung trefflichen französischen Gesetze in Geltung zu erhalten und dafür die Genehmigung in München zu erwirken, so daß nicht auch noch ein völliger Wechsel in der Gesetzgebung eintrat und die Neugewöhnung der Bevölkerung an ganz fremdartige, weniger gute Institutionen erzwungen werden mußte, was die Pfälzer mit der größten Erbitterung erfüllt hätte. Den Gebrauch der französischen Sprache hatte man in Gesetz und Verwaltung der durchaus deutschen Bevölkerung aufgezwungen, und da keine genügende Zahl einheimischer der französischen Sprache mächtiger Kräfte vorhanden war, hatte man viele stockfranzösische Beamte in das Land gezogen, die kein Wort deutsch verstanden und zum Theil mit großer Anmaßung auftraten, was große Unzufriedenheit erregte. Diese Urfranzosen kehrten jetzt größtentheils in ihre Heimath zurück, und die dablieben, mußten sich den neuen Verhältnissen anpassen. Die deutsche Sprache gelangte in der ganz deutschen Provinz auf allen Gebieten wieder zu ihrer vollen Herrschaft, was von der Bevölkerung als eine Befreiung von drückendem Joche empfunden wurde.

Vor allem mußte die Regierung des Landes selbst constituirt werden. Die Provinz wurde zunächst in die vier Bezirksdirectionen Frankenthal, Landau, Kaiserslautern und Zweibrücken eingetheilt. Am 6. November 1817 erfolgte die Eintheilung in zwölf Landcommissariate (heute Bezirksämter), die 70 Jahre unverändert blieb; erst 1886 (1. Juli) wurde das erste neue Bezirksamt Ludwigshafen a. Rhein errichtet, dem 1900 Rockenhausen und 1902 Dürkheim und St. Ingbert folgten. Neben dem Kreisamtsblatt, das im Mai 1816 gegründet worden war und in dem alle behördlichen Bekanntmachungen veröffentlicht wurden, erschien vom 1. Januar 1818 an ein „Kreis-Intelligenzblatt", in dem St. mehr als 50 Artikel über aufgefundene Alterthümer, besonders aus der Römerzeit, über Römerstraßen, Grabhügel, Verschanzungen u. a. zum Theil mit Zeichnungen zum Abdruck brachte. In Speier und den vier Bezirkshauptstädten erschienen Wochenblätter, Privatunternehmungen, die unter Aufsicht der Bezirkscommissäre standen. 1817 erfolgte auch die Eintheilung des Rheinkreises in Kantone (Districte), in denen Friedensgerichte (heute Amtsgerichte genannt) errichtet wurden, die heute noch fast alle unverändert bestehen. Zur Ordnung der Angelegenheiten der Bürger hielt man in sehr richtiger Weise die Zuziehung der Bevölkerung für nöthig, und es wurde deshalb ein Landrathsgesetz erlassen, doch unterlagen die Gewählten der Bestätigung der Regierung. Eine Forsteintheilung wurde erschaffen, 1817 ein Medicinal-Collegium errichtet und 1831 Bauinspectionen gebildet. An Stelle der französischen Münzen traten die bairischen (Gulden und Kreuzer). Eine Hypotheken-Verfassung wurde gegeben. Für das Schulwesen hatte die französische Regierung sehr wenig gethan, mehr noch für die Mittelschulen als für die Volksschulen. Im Interesse des Deutschthums war das übrigens das beste; denn die französische Regierung hätte sicher das ganze Schulwesen französisch gestaltet und damit dem Deutschthum tödliche Schläge versetzt. Hier setzte St. kräftig ein. Die Lehrer wurden besser bezahlt, das Prüfungswesen geregelt,

Districtsschulinspektionen gebildet, viele Schulgebäude aufgeführt. Auf seine Veranlassung wurde der ausgezeichnete Gymnasialrector Georg Jäger in Kempten, ein geborener Rheinländer, den St. in Kempten kennen und schätzen gelernt hatte, nach Speier berufen und diesem trefflichen Schulmanne allmählich die Leitung des ganzen Mittel- und Volksschulwesens in der Pfalz übertragen (s. meinen Artikel „Georg v. Jäger" in der A. D. B. L, 621 ff.).

Viele Kirchen und Schulhäuser, die dem Verfallen nahe waren, wurden wiederhergestellt oder zum Theil neu aufgebaut. Der altehrwürdige Kaiserdom in Speier, der noch 1820 als Stroh- und Heumagazin diente (s. Bavaria, Rheinpfalz, S. 704), wurde nach Wiedererrichtung des Bisthums Speier 1818 in den Jahren 1820—1822 den nächsten Bedürfnissen entsprechend in Stand gesetzt und erst unter den Königen Ludwig I. und Max II. als Begräbnißstätte von acht deutschen Kaisern prachtvoll restaurirt und geschmückt. Unter der französischen Herrschaft war infolge der unaufhörlichen Kriege die Schuldenlast der Gemeinden ins unerträglichste gestiegen, ja man war bereits daran, den Gemeinden ihr Eigenthum, besonders ihre werthvollen Waldungen, wegzunehmen. St. gelang die Tilgung fast der ganzen Kriegsschuld im Betrage von 7 Millionen Gulden. In der Pfalz gab es 1817 nur eine einzige Straße, die von Napoleon I. zur Verbindung von Metz mit Mainz hergestellte durch die Pfalz über St. Ingbert, Kaiserslautern und Kirchheimbolanden gehende, nach ihm benannte Kaiserstraße. Von den früher ausgezeichneten Römerstraßen war so gut wie nichts mehr vorhanden, selbst die größeren Städte der Pfalz waren nur durch Feldwege miteinander verbunden. Da mußte energisch eingegriffen werden, wenn Handel und Verkehr gedeihen und der Wohlstand der Pfalz gehoben werden sollte. Industrie und Gewerbe lagen darnieder; da gab es viel zu thun. Gegen die oft äußerst verderblichen Rheinüberschwemmungen wurden mächtige Dämme errichtet und zur Förderung der Schifffahrt 13 Rheindurchstiche ausgeführt. In Frankenthal erbaute man die große Kreis-Armen- und Irrenanstalt und in Kaiserslautern das Centralgefängniß. Die Gemeinden am Hartgebirg besaßen noch ungetheilte Waldungen, Hain- oder Hart-Geraiden genannt, und die Verwaltung derselben war sehr mangelhaft. St. setzte es durch, daß die Gemeinden der Theilung der Geraiden zustimmten, so daß jede Gemeinde ein Stück Vorder- und ein Stück Hinterwald erhielt. Jetzt bekamen die Gemeinden wieder Interesse daran, ihren Wald in besten Stand zu setzen, und vieles öde Land wurde aufgeforstet. Damit hing die neue Forsteintheilung von 1822 zusammen. Da St. mit der ganzen Bevölkerung in steter Fühlung war und alle Gemeinden der Pfalz besuchte, gelang es ihm, durch persönliche Rücksprache mit den einflußreichsten Personen fast alles durchzusetzen; er besaß einen scharfen Verstand, mit dem er sofort den springenden Punkt erkannte, und von seiner dem gemeinen Nutzen zugewandten Fürsorge war stets Alles überzeugt; manchen verderblichen langjährigen Streit hat er durch sein persönliches Eingreifen geschlichtet und dadurch segensreich gewirkt.

Die Grenze zwischen der bairischen Pfalz und Frankreich wurde unter seinem Präsidium 1825/26 definitiv abgesteckt.

Um die Erhaltung der Alterthümer in der Pfalz war er unablässig bemüht und suchte auch Andere dafür zu gewinnen. Es wurde in Speier ein Antiquarium (Halle) errichtet, aber der Raum reichte für die Aufbewahrung der vielen Schätze bei weitem nicht aus, die Nothwendigkeit der Erbauung eines historischen Museums erkannte schon St., aber die Mittel dazu fehlten; endlich 1907 wurde der Grundstein zu einem Museum in Speier gelegt, wozu schon St. die erste Anregung gegeben hatte. 1827 veranlaßte er die Gründung eines historischen Vereins der Pfalz, dessen erster Vorstand und Seele er war

doch mit seiner Versetzung nach Ansbach ging der Verein wieder unter; erst 1869 wurde ein solcher wieder ins Leben gerufen, der heute noch blüht und über 1200 Mitglieder zählt. An allen Unternehmungen in der Pfalz nahm er den regsten Antheil und gewährte ihnen die Unterstützung der Regierung, so weit dies nöthig und möglich war. 1829 machte der König Ludwig I. und die Königin Therese eine Rundreise durch die Pfalz und überzeugten sich von dem Aufschwung der Provinz unter der vorzüglichen Verwaltung Stichaner's, und die Majestäten sprachen ihm ihre Anerkennung aus. Freilich blieb noch gar vieles zu thun übrig, was aber nicht von St., sondern von der allgemeinen Weltlage abhing; vor allem mußten die besonders für die Pfalz verderblichen Zollschranken fallen, wofür auch der König zu wirken versprach und was er auch wirklich durchführte durch die Aufrichtung des deutschen Zollvereins mit Preußen 1834.

Leider eilten die Regierungsjahre Stichaner's in der Pfalz ihrem Ende zu. Als 1830 die französische Juli-Revolution fast ganz Europa in Unruhe und zum Theil in Aufstand versetzte, blieb die an Frankreich grenzende Pfalz nicht unberührt. Da selbst eine aufständische Bewegung befürchtet wurde, glaubte man in München, daß der milde St. durch ein schärferes Regiment ersetzt werden müsse, und so wurde St. am 10. Februar 1832 in gleicher Diensteseigenschaft nach Ansbach versetzt. Das empfand man als einen schweren Schlag in der Pfalz; denn mit der Regierung Stichaner's war man durchaus zufrieden, aber nicht mit dem Ministerium in München, von dem man eine entschiedene deutsch-nationale und liberale Politik verlangte. Wie allgemein beliebt St. bei den Pfälzern war, das zeigte sich bei seinem Abschiede. Die Kreishauptstadt Speier verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht am 17. Februar 1832 und brachte ihm einen großartigen Fackelzug dar, und mit vielen Wagen gab man ihm das Ehrengeleite bis über die Grenze der Pfalz hinaus, bis nach Mannheim. Zu seinem Nachfolger wurde der seitherige Regierungsdirector Freiherr v. Andrian-Werburg ernannt, der aber nur wenige Monate (bis 22. Juni) im Amte blieb, weil er der jetzt erst recht einsetzenden nationalen und freiheitlichen Bewegung noch weniger Herr werden konnte, weshalb er durch den Freiherrn Karl v. Stengel ersetzt wurde; gleichzeitig sandte man den Feldmarschall Fürsten v. Wrede mit einem Armeecorps in die Pfalz, der bis 31. Juli 1832 daselbst blieb und mit Waffengewalt die ganze Bewegung unterdrückte. Wäre St. geblieben, wäre wohl alles viel friedlicher und ohne einen Stachel zu hinterlassen verlaufen. Die Erinnerung an das äußerst verdienstliche Wirken Stichaner's hat sich bis heute in der Pfalz erhalten, und wenn man etwas besonders Günstiges über einen seiner Nachfolger sagen wollte, sagte man: „Der ist Stichaner geworden."

Das Vertrauen des Königs blieb St. ungemindert erhalten; ihm wurde die vielbegehrte Stelle eines Regierungspräsidenten des schönen und culturell am höchsten stehenden Rezatkreises (Mittelfranken) übertragen, in dem das wichtige Nürnberg lag; dort war alles bereits wohl geordnet und seiner harrten keine besonders schweren Aufgaben. In Ansbach verkehrte er viel mit dem geistreichen Appellationsgerichtspräsidenten Anselm v. Feuerbach, dem ersten Criminalisten seiner Zeit (1775—1833, seit 1817 lebte dieser in Ansbach), sowie mit dem bekannten Historiker und Kritiker Geheimrath Ritter v. Lang († 1835); auch dem unglücklichen Kaspar Hauser öffnete er sein Haus, und nach dessen Ermordung (December 1833) ließ er ihm einen Denkstein setzen. Am 7. December 1835 wurde in seiner Gegenwart die erste deutsche Eisenbahn, die Nürnberg-Fürther, feierlich eröffnet. Die Leipziger Illustrirte Zeitung

hat erst kürzlich (21. März 1907) von dem wichtigen Ereigniß ein Bild gebracht, auf dem St. im Vordergrund steht.

Als St. sich dem 70. Lebensjahre näherte, berief ihn der König 1838 (31. März) an seine Seite nach München als Staatsrath im ordentlichen Dienst. Die Universität Erlangen verlieh dem Scheidenden die Würde eines Ehrendoctors beider Rechte. Die k. Akademie der Wissenschaften in München ernannte ihn noch 1838 zu ihrem ordentlichen Mitglied und wählte ihn 1842 zum Secretär der historischen Classe. Der historische Verein von und für Oberbaiern berief ihn 1838 in den Ausschuß und wählte ihn 1840 zum 2. und 1847 zu seinem 1. Vorstand. Der Landwirthschaftliche Verein von Baiern, dessen Vorstand der Kronprinz Maximilian war, wählte ihn 1842 zu seinem stellvertretenden Vorstand, als der er 1844 die 8. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in München leitete.

Mit erstaunlicher Frische hatte St. bisher trotz seiner 75 Jahre sich allen Arbeiten seines Berufes und den zum Theil anstrengenden Aufgaben seiner mannichfachen Ehrenämter unterzogen, aber jetzt erkannte er doch, daß endlich auch seine Kräfte nicht wie sein Eifer unerschöpflich seien. Er legte deshalb zunächst die Vorstandsstelle des landwirthschaftlichen Vereins von Baiern nieder, dessen letzte übergroße Versammlung ihn allzusehr angestrengt hatte. Am 8. December 1846 trat er im Alter von 77 Jahren auch als Staatsrath nach 55 Dienstjahren in den wohlverdienten Ruhestand und wurde unter die Staatsräthe im außerordentlichen Dienste eingereiht. Die ihm noch verbleibenden Lebensjahre verwandte er auf wissenschaftliche Arbeiten. Mit 85 Jahren glaubte er sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückziehen und sorgsamer pflegen zu müssen. Erst im März 1856 erregte ein Krankheitsanfall die Besorgnisse der Seinigen und am 6. April 1856 entschlummerte er nach sanftem Todeskampfe im 87. Lebensjahre in die Räume des ewigen Friedens. In der Pfalz hatte man sein großartiges Wirken noch nicht vergessen. Das bewies der Nachruf in der Allg. Zeitung vom 14. April 1856.

An Ehren und Auszeichnungen aller Art hat es ihm bei seiner vorzüglichen Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten nicht gefehlt. Schon 1808 verlieh ihm der König Max I. das Ritterkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone, 1810 das Commandeurkreuz und 1825 das Großkreuz dieses hohen Ordens. Der König Ludwig I. verlieh ihm 1844 eigenhändig das Ehrenkreuz des Ludwigsordens für 50jährige treu geleistete Dienste. König Karl X. von Frankreich ernannte ihn 1826 nach Beendigung der bairisch-französischen Grenzberichtigung zum Commandeur des französischen Ordens der Ehrenlegion, und der König der Franzosen Louis Philipp verlieh ihm 1831 den höheren Grad eines Großofficiers dieses Ordens. Er war Ehrenmitglied der historischen Vereine zu Speier, Würzburg, Augsburg, Bayreuth, Wiesbaden, Hannover, Sinsheim, des Albrecht-Dürer-Vereins zu Nürnberg, Mitglied der k. Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen, der Société d'encouragement pour l'industrie nationale in Paris, der landwirthschaftlichen Vereine zu Moskau, von Steiermark, Tirol und Vorarlberg u. a., was von seiner fast den ganzen Continent umspannenden Thätigkeit zeugt. Er war ein Mann, auf den Baiern und Deutschland stolz sein konnten.

Sein Lieblingsstudium war die Geschichte, die Beschäftigung mit ihr war ihm keine Anstrengung, sondern eine Erholung von den Mühen seines schweren Berufes; er verlor sie nie aus dem Auge und trug allezeit Sorge für die Erhaltung der Alterthümer aller Art, ein Beweis für seine gründliche Bildung und hohe Einsicht. Schon 1808 ließ er die Ergebnisse seiner Forschungen über die Zustände des bairischen Oberlandes zur Römerzeit erscheinen. Im Passauer

wie im Straubinger Intelligenzblatt veröffentlichte er hierauf einige historische Aufsätze, desgleichen in den zu Kempten erscheinenden Intelligenzblättern des Illerkreises 1813—1817. 1812 trat er in nähere Beziehungen zu dem Schweizer Historiker Heinrich Zschokke, der über die Herausgabe seiner bairischen Geschichte mit St. sich eingehend berieth und auf dessen Urtheil das größte Gewicht legte. In der Pfalz arbeitete St. auf diesem Gebiete weiter, indem er alle Funde aus der Römerzeit in einer Antiquitäten-Halle zu Speier sammeln ließ und mehr als 50 Aufsätze für die Intelligenzblätter des Rheinkreises 1818—1830 verfaßte, die er vielfach durch Zeichnungen erläuterte, wodurch ein helles Licht auf die Zustände der Rheinlande während der Römerzeit fiel. In Ansbach setzte er diese Thätigkeit fort, dort erregte sein Interesse die Teufelsmauer, das vallum Romanum, das den ganzen Rezatkreis durchzog und in der Hauptsache noch vorhanden war: hier war noch vieles klarzulegen. Heute ist dieses gewaltige Römerwerk gründlich durchforscht, wozu St. schon damals angeregt hatte. Die Römerstraßen wurden aufgespürt. Dem dort befindlichen historischen Kreisverein trat er sofort bei und redigirte nach dem Tode des Ritters v. Lang die Jahresberichte des Vereins 1835—1837. 1838 war in München ein historischer Verein von Oberbaiern gegründet worden, dem er nach seiner Berufung dorthin sofort beitrat und in dessen Ausschuß er schon 1838 gewählt wurde; er übernahm das Conservatorium der Alterthümer. Im 1. Band der Mittheilungen des Vereins berichtet er über die alten Grabhügel, Schanzen und Burgen von Oberbaiern. 1840 wurde er 2. und 1847 1. Vorstand des Vereins, dessen Jahresberichte er 1841—1852 verfaßte. Bis 1854 besuchte er alle Ausschußsitzungen und Versammlungen des Vereins, der ein historisches Lexikon von Baiern herausgeben wollte. Von 1842—1845 war er Secretär der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften, an deren Sitzungen er regelmäßig theilnahm und in deren Publicationen er mehrere Abhandlungen veröffentlichte. Seine ausgedehnte Thätigkeit ließ ihn mit vielen hervorragenden Männern seiner Zeit bekannt werden und in nähere Beziehungen treten, die wieder befruchtend auf ihn zurückwirkten.

Seine Familienverhältnisse waren glücklich. Er hatte sich am 14. Mai 1798 mit Maria Bauer Freiin v. Heppenstein, Tochter des Oberlandesregierungsrathes Freiherrn Bauer v. Heppenstein und seiner Gattin Franziska geb. Freiin v. Weinbach, verwittweten Freifrau v. Ickstadt vermählt, mit der er 42 Jahre in glücklicher Ehe lebte († 1840 in München). Aus dieser Ehe stammten 5 Kinder: Joseph, der 1861 als Regierungsrath in Speier starb, ein zweiter Sohn Karl starb schon im 11. Lebensjahre in Speier. Die älteste Tochter Maria war mit dem k. Kreisbaurath Karl v. Wiebeking in Speier († 1827) vermählt, die ihm später sein Hauswesen leitete. Die zweite Tochter Fanni wurde die Gattin des k. Oberberg- und Salinenrathes Ludwig Freiherrn v. Räsfeldt in München. Die dritte Tochter Caroline war in erster Ehe mit dem Freiherrn Friedrich v. Gienanth († 1842) zu Eisenberg in der Pfalz und in zweiter Ehe mit dem k. Kämmerer und Obersten Grafen Karl v. Butler-Clonebough in München vermählt. 4 Kinder und 15 Enkel trauerten um den geliebten Vater und Großvater.

Von den vielen Publicationen Stichaner's, die bereits theilweise berührt wurden, sind folgende hervorzuheben: 1. Ueber das Entscheidungsrecht des Pfalzgrafen bei Rhein bei einer streitigen deutschen Königswahl, 1790. 2. Sammlung römischer Denkmäler in Baiern, herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften, München 1808. 3. Mittheilungen in den Intelligenzblättern des Unterdonaukreises 1809, des Regenkreises 1810, des Illerkreises 1813—1817, des Rheinkreises 1818—1830, in den Aarauer

Miszellen 1815, in den Jahresberichten des historischen Vereins im Rezatkreis 1832—1837 über die Römerstraßen, Schanzen, Grabhügel u. a. 4. Veröffentlichungen in den Berichten der k. Akademie der Wissenschaften in München 1840. 5. Abhandlungen in den Jahresberichten des historischen Vereins von und für Oberbaiern 1840—1851 über römische Inschriftsteine, Münzen, alte Grabhügel, Burgen, Schanzen, Warten, über Klöster und Stifte, über die Abstammung der Baiern. 6. Entwurf eines Polizeistrafgesetzbuches.

Graf Friedrich Hektor v. Hundt, kgl. bair. Medicinalrath, Joseph v. Stichaner, kgl. bair. Staatsrath, München 1856, nach Mittheilungen der Hinterbliebenen; Sonderabdruck aus dem 18. Jahresbericht des historischen Vereins von und für Oberbaiern. — Friedrich v. Oertzen, Joseph v. Stichaner (Enkel), ein Lebensbild aus dem Elsaß, Freiburg i. B. 1897, S. 7—15. — Pfälzisches Memorabile, II. Theil, Westheim 1870, S. 264—267. — Kreisamts- und Intelligenzblätter des Rheinkreises 1817—1832. — Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz I, 1870, S. 3 ff. — Private Mittheilungen des Bürgermeisters Dr. jur. Ludwig Bassermann-Jordan in Deidesheim von 1907. — Pfälzisches Museum 1907, Nr. 11 und 12.

J. J. H. Schmitt.

Stichaner: Joseph Philipp Karl Edler von St., hervorragender Verwaltungsbeamter, zuerst Kreisdirector in Weißenburg i. E., dann Bezirkspräsident des Unter-Elsasses in Straßburg, Enkel des Vorigen und Sohn des kgl. bairischen Regierungsrathes Joseph August v. St. in Speier (1799—1861), aus dessen zweiter Ehe mit der aus einer angesehenen Speierer Familie stammenden Henriette Charlotte Lichtenberger, war geboren in Speier am 1. Juli 1838. Sein Vater war katholisch, seine Mutter evangelisch, er selbst wurde in der Religion des Vaters erzogen. Diese confessionelle Mischung der Familie bewirkte, daß St. sein Leben lang tolerant und von Vorurtheilen gegen Andersdenkende und Andersgläubige frei war, die Sinnesart der Angehörigen beider Confessionen genau kannte und ihnen gerecht wurde, was ihm später in dem confessionell-gemischten Kreise Weißenburg i. E., wo er den wichtigsten Theil seines Lebens verbrachte, sehr zu statten kam. Seinen Vater, der von keiner festen Gesundheit war, verlor er schon früh, als er kaum die Universitätsstudien vollendet hatte, und fast gleichzeitig seinen einzigen, um vier Jahre jüngeren Bruder. Um so inniger schloß sich der gemüthvolle Jüngling an seine treffliche und unermüdlich besorgte Mutter an, von der er sich nicht trennen wollte und konnte, und solange diese lebte, blieb er unvermählt.

Seine Jugendjahre verlebte er größtentheils in Speier, wo sein Vater von 1839—1844 Regierungsassessor war; zwei Jahre war dieser hierauf Regierungsrath in Ansbach, wo sein Vater Regierungspräsident gewesen war, 1846 wurde er auf Ansuchen wieder nach Speier versetzt, wo er bis zu seinem Lebensende wirkte. St. besuchte mit gutem Erfolg die Lateinschule und das Gymnasium in Speier, wo er mit den lebhaften Pfälzer Jungen aufwuchs und manchen Streich mit ihnen vollführte, und dieser Pfälzer Geist ist ihm sein Leben lang eigen geblieben und hat ihm später im Verkehr mit den schwerer beweglichen Elsässern eine gewisse Ueberlegenheit verliehen. Schon im Alter von 18 Jahren absolvirte er das Gymnasium zu Speier und besuchte hierauf ein Jahr das Lyceum (philosophische Facultät einer Universität) daselbst. 1857 bezog er die Universität Würzburg, um Rechtswissenschaft zu studiren, und trat in das Corps Rhenania ein, das sich durch ein vornehmes Auftreten auszeichnete. 1858/60 studirte er in dem Speier nahen Heidelberg,

wo er zu seinen Eltern stets schnell heimgelangen konnte. Dort studirte er neben der Rechtswissenschaft gern Geschichte und hörte den berühmten Historiker Ludwig Häusser, der durch seinen warmen vaterländischen Sinn und seine hinreißende Beredsamkeit die Gemüther der Jugend mächtig ergriff und sie mit Liebe zum großen deutschen Vaterland zu erfüllen verstand; die damals gewonnenen Eindrücke sind ihm geblieben für sein ganzes Leben. Er trat auch Häusser persönlich näher, und als St. später Kreisdirector von Weißenburg i. E. wurde, sorgte er dafür, daß das Geburtshaus Häusser's (1818—1867) in Kleeburg bei Weißenburg an dessen 60. Geburtstag mit einer schönen Gedenktafel geschmückt wurde. 1860 kehrte er nach Würzburg zurück, um sich dem Universitätsschlußexamen zu unterziehen, das er mit gutem Erfolge bestand. Er prakticirte hierauf in Speier, und während dieser Praktikantenzeit starb sein Vater (6. Juli 1861) im Bade Reichenhall, sowie sein einziger, kaum 20jähriger Bruder. 1863 bestand er die juristische Staatsprüfung mit Auszeichnung und war dann bis 1869 als Accessist bei der kgl. Regierung der Pfalz thätig.

1864 unternahm St. mit einem Jugendfreund eine längere Reise nach Paris, Südfrankreich, Algier und Italien, und was er da von französischem Wesen sah und kennen lernte, sollte ihm später als Kreisdirector von Weißenburg, das durch die mehr als 200jährige Fremdherrschaft (1648—1870) mit französischem Geiste erfüllt war, sehr nützlich werden.

Seit 1. Mai 1867 stand an der Spitze der Regierung der Pfalz der Präsident Siegmund v. Pfeuffer (1871—1881 Minister des Innern in München), ein hochbegabter und energischer Mann, der unserm St. sehr gewogen war und großen Einfluß auf ihn ausübte. Endlich am 17. März 1869 erhielt St. seine erste Anstellung als Bezirksamtsassessor in Germersheim, wo auch sein Vater 1831—1839 in gleicher Diensteseigenschaft (damals Landcommissariatsactuar genannt) thätig war. Dieser Bezirk grenzt an das Elsaß, und als einst St. in Weißenburg bei dem Unterpräfecten Hepp wegen einer Grenzangelegenheit weilte, erhielt dieser die amtliche Nachricht von der französischen Kriegserklärung, worauf St. so schnell als möglich über die Grenze zu gelangen suchte. In diese Unterpräfectur sollte St. zwei Jahre später als Kreisdirector seinen Einzug halten.

Der Krieg von 1870/71 eröffnete auch für St. ein weites und fruchtbares Feld der Thätigkeit, indem er dem zur Verwaltung des Maasdepartements (Sitz Bar-le-Duc) von der bairischen Regierung entsandten Grafen v. Tauffkirchen als Adlatus von August 1870 bis April 1871 beigegeben wurde, wo er wegen öfterer Abwesenheit des Grafen Monate lang die Geschäfte des Departements selbständig zu leiten hatte. Für seine erfolgreiche Thätigkeit wurde er von Kaiser Wilhelm I. durch Verleihung des eisernen Kreuzes 2. Classe ausgezeichnet, zugleich war man auf seine treffliche Arbeitskraft aufmerksam geworden; so gelangte bald die Aufforderung an ihn, in den Dienst der neugewonnenen Reichslande zu treten. Er folgte diesem Rufe gern, folgte er doch damit den Fußtapfen seines herrlichen, von ihm hochverehrten Großvaters, der einst auch berufen war, ein den Franzosen abgenommenes altes deutsches Land wieder mit deutschem Geist zu erfüllen und innerlich für unser Volk zurückzugewinnen. So siedelte er im Juni 1871 nach Straßburg über, wo er dem Civilcommissariat für das Elsaß zugetheilt wurde. Hier hatte er zugleich Gelegenheit, mit den maßgebenden Persönlichkeiten, besonders mit dem ausgezeichneten Oberpräsidenten v. Möller (1871—1879), näher bekannt zu werden und zugleich Einblick in die Lage des Landes und die leitenden Regierungsgrundsätze zu gewinnen. Möller schätzte die Eigenschaften Stichaner's

so hoch, daß auf seinen Antrag der Kaiser 1872 den erst 33 Jahre alten Mann zum Kreisdirector von Weißenburg ernannte. Am 1. Februar 1872 trat St. sein neues Amt an, das nicht nur für ihn selbst, sondern noch mehr für die Kreisangehörigen von der größten Bedeutung werden sollte. Der Kreisdirector hat wie in Preußen der Landrath und in Bayern der Bezirksamtmann nach den Anweisungen der Regierung den äußeren Verkehr mit den Gemeinden zu pflegen und die Regierungsentschließungen im Kreise zur Durchführung zu bringen. Die Kreisdirectionen im Elsaß sind aber zwei Mal so groß wie die Bezirksämter in Baiern (der Bezirk Unter-Elsaß hat 7 Kreisdirectionen, während die fast gleichgroße Pfalz in 16 Bezirksämter eingetheilt ist. Der Rang und Gehalt eines kaiserl. Kreisdirectors ist deshalb höher als der eines bairischen Bezirksamtmannes). Bedenkt man, daß die Bevölkerung, besonders die höheren Stände, zu denen viele eingewanderte Franzosen gehörten, infolge der mehr als 200jährigen Fremdherrschaft französisch gesinnt war und sich nur ungern von Frankreich getrennt hatte, dem sie allerdings auch viel zu verdanken hatte, so begreift man die gewaltige Arbeit, die St. bei der nothwendig gewordenen Neuordnung aller Verhältnisse, wozu auch die Entfestigung der Stadt Weißenburg gehörte, zu übernehmen hatte. Und St. gelang es, das Vertrauen und sogar die Liebe seiner Kreiseingesessenen zu gewinnen, so daß diese ihm schon 1878 das Reichstagsmandat für Hagenau-Weißenburg antrugen. St. wollte ablehnen, allein schließlich nahm er doch an, und das Unglaubliche geschah, daß die Wähler des Kreises Weißenburg, die zur Hälfte katholisch waren, obwohl die katholische Geistlichkeit entschieden gegen St. Partei nahm, mit großer Mehrheit ihn wählten; freilich die Entscheidung gab bei der Stichwahl der überwiegend katholische Kreis Hagenau, in dem der katholische Clerus für den französisch gesinnten Protestler mit seinem ganzen Ansehen eintrat. St. wurde durch dieses Verhalten der katholischen Geistlichkeit bitter enttäuscht; denn er hatte, da er selbst Katholik war, sich bestrebt, das beste Verhältniß mit dem Clerus zu unterhalten und hatte den religiösen Interessen jede mögliche Förderung zu Theil werden lassen. Doch hatten wenigstens die einsichtigen und vom Clerus unabhängigen Männer seiner 83 Gemeinden treu zu ihrem Kreisdirector gestanden. Er war aber auch für das Wohl seiner braven Elsässer unermüdlich thätig. Sein Kreis war ein fast durchaus landwirthschaftlicher; da der Getreidebau nicht mehr lohnte, so bestimmte er die Bauern, sich mehr auf Viehzucht und Viehmästung zu verlegen; er suchte die schlechte einheimische Viehrasse ganz durch Simmenthaler Vieh aus der Schweiz zu ersetzen, und er führte den Versuch, indem er sogar mit seinen Privatmitteln eingriff, mit zäher Ausdauer durch, so daß selbst heute noch der Kreis Weißenburg in dieser Beziehung allen elsässischen Kreisen voransteht und die Nachbarn ihr Zuchtvieh vorzugsweise auf den von St. in Weißenburg eingerichteten Zuchtviehmärkten kaufen. Durch Vorträge suchte er die landwirthschaftlichen Kenntnisse seiner Bauern zu heben, der Wanderlehrer Herberg war ihm hierbei besonders behülflich. Die Obstbaumzucht hob er mit allen Mitteln, er legte Obstbaumschulen an und verschenkte massenhaft junge Obstbäume, und so steht auch auf diesem Gebiete der Kreis Weißenburg allen anderen voran. Die Verwendung des Buchweizens als Nachfrucht fand durch ihn allgemeinen Eingang. Feuchte Wiesen ließ er entwässern und die Aecker drainiren. Die einzige Industrie von Bedeutung in seinem Kreise, die Steinguttöpferei in Oberletschdorf, welche ihre Absatzgebiete nach Frankreich verloren hatte, hat er vor dem Untergange gerettet und zu neuer Blüthe gebracht. Den kirchlichen Interessen und der sittlichen Hebung des Volkes wandte er seine besondere

Fürsorge zu. Hierfür fand der katholische Kreisdirector bei der protestantischen Geistlichkeit mehr Dank und Anerkennung als bei der katholischen, die noch ganz in französischem Fahrwasser segelte. Viele alte Kunstdenkmäler, besonders Kirchen, ließ er erhalten und wiederherstellen. Die berühmte Stiftskirche von Weißenburg, an der einst der bekannte Mönch Otfried gewirkt hatte, ließ er sammt Kreuzgang restauriren und schenkte ihr einen prachtvollen Kronleuchter, eine kunstvolle Nachbildung des 1793 durch die französischen Revolutionäre zertrümmerten. Von den vier großen Fenstern mit Glasmalerei ist das in der Mitte hinter dem Altar von St. gestiftet. Im Kreuzgange der Kirche gründete er ein archäologisches Museum zur Aufbewahrung der Kunstalterthümer. Die Burgruinen seines Kreises ließ er erhalten, von dem herrenlosen, an der pfälzischen Grenze gelegenen Fleckenstein nahm er 1874 für sich Besitz und ließ ihn wiederherstellen (die Burg gehört heute noch seiner in Straßburg lebenden Frau). Daß des pfälzischen Geschichtsschreibers Joh. Gg. Lehmann († 1876) inhaltreiches Werk „Dreizehn Burgen des Unter-Elsasses und Bad Niederbronn" endlich 1878 erscheinen konnte, dazu hat St. sein Theil beigetragen. Die während der Schlacht von Wörth 1870 durch Feuer zerstörte Kirche von Fröschweiler ließ er als „Friedenskirche" wiederaufbauen, zugleich als ein Denkmal an jene große Zeit. Den zahlreichen Grabstätten und Denkmälern seines Kreises wandte er seine unausgesetzte Fürsorge zu und ließ die Gräber der Gefallenen schmücken. 1876 wurde das schöne Armeedenkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth durch seine Mitwirkung fertiggestellt, wofür ihm der Kronprinz des deutschen Reiches durch ein Schreiben dankte und sein Bild übersandte. Die Hebung der Volksschulen ließ er sich angelegen sein, soweit ihm seine Amtsgewalt dies gestattete. Das Vertrauen der Volksschullehrer, die zugleich Gemeindeschreiber sind, genoß er in seltenem Maaße. Von seinem feinen Verständniß der Volksseele zeugt, daß er die schöne Volkstracht in seinem Kreise zu erhalten sich bestrebte, „da mit ihrer Verdrängung zugleich die werthvollen inneren Eigenschaften des Bauernstandes abhanden zu kommen drohten". Das Schleithaler Pferderennen, ein eigenartiges, aus alter Zeit erhaltenes Volksfest, nahm unter St. einen früher nicht gekannten Aufschwung, selbst der Statthalter von Elsaß-Lothringen nahm auf seine Einladung hin regelmäßig theil. Zum Pflanzen von Linden inmitten der Dörfer regte er unablässig an, um diese uralte deutsche Sitte zu erhalten. Einzelnstehende schöne alte Bäume ließ er erhalten und kaufte sie sogar an, um sie zu retten. Auf der Höhe des Geisberges, wo das Treffen von Weißenburg 1870 am heftigsten wüthete, standen drei prächtige Pappeln, welche der französisch gesinnte Besitzer aus Bosheit 1873 hatte fällen lassen. Nach Inkrafttreten des Gesetzes über den Schutz der Kriegergräber ließ St. 1873 drei neue Pappeln auf angekauftem Grund und Boden pflanzen, die heute noch stehen und weithin die Stätte der Schlacht kenntlich machen. Da St. über reiche Privatmittel verfügte und als ein wahrer Edelmann für gemeinnützige Zwecke eine freigebige Hand hatte, so konnte er vieles durchführen, was Anderen versagt blieb.

Seine Dienstwohnung hatte er in dem alten Schlosse der früher reichsfreien Aebte von Weißenburg. Dort war es auch, wo Kaiser Wilhelm I. abstieg, als er 1876 (25.—27. September) zum ersten Mal das Elsaß besuchte. Weißenburg war die erste Stadt der Reichslande, die der ehrwürdige Kaiser nach dem großen Kriege betrat. St. hatte das Volk durch sein wahrhaft väterliches Regiment bereits derart für die neue Ordnung der Dinge gewonnen, daß dem Kaiser der glänzendste Empfang bereitet wurde; viel wirkte auch mit der Enthusiasmus der Pfälzer, die in hellen Haufen aus der Nachbar-

schaft trotz des abscheulichsten Wetters herbeigeströmt waren und stundenlang auf den Straßen ausharrten. Der Kaiser nahm damals einen mehrtägigen, St. hoch ehrenden Aufenthalt in der Kreisdirection. Der erste Besuch der Reichslande war dank der Vorarbeit Stichaner's glänzend verlaufen.

Als St. nach Weißenburg versetzt wurde, zog seine hochbetagte Mutter zu ihm und führte ihm den Haushalt, doch verlor er sie 1878 durch den Tod, und nun war es wieder einsam um ihn. Durch Ueberarbeitung im Dienste hatte er sich 1882 eine ernste Krankheit zugezogen; da er keinen aus seinem Bezirke, der ihn zu sprechen wünschte, abwies, sondern selbst die weitschweifigsten Darlegungen anhörte, so reichte ihm der Tag nicht zur Bewältigung der vielen Berufsarbeiten hin und er mußte die Nacht dazunehmen, wodurch seine Nerven angegriffen wurden. Er nahm deshalb im Winter 1882/83 einen längeren Urlaub; die völlige Ruhe und die stärkende Luft am Genfer See halfen ihm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Bald darauf gelang es ihm endlich auch seine Jugendgeliebte, Fräulein Seraphine Jordan, die Tochter des Reichstagsabgeordneten Ludwig Andreas Jordan in Deidesheim und der Seraphine geborene Buhl am 2. August 1883 als seine Gattin zu gewinnen, wodurch die Weißenburger Kreisdirection den unter seiner edlen Mutter erlangten Ruf der Gastlichkeit zurückeroberte; viele politische Gegner trafen sich dort und traten einander näher, was dem großen Zwecke der Wiedergewinnung der Elsässer für das deutsche Vaterland zu gute kam. Dabei übte sein Haus eine schrankenlose Wohlthätigkeit, was ihm den Vorwurf eines „unpraktischen Idealismus“ eintrug. Eines Tages versammelte er die alten Dienstboten aus dem ganzen Kreise, die schon lange auf derselben Stelle ausgehalten hatten, im Directionsgebäude, vertheilte Prämien unter sie, setzte ihnen eine gute Mahlzeit vor und bediente sie mit seiner Gemahlin persönlich, weil sie ihren Herrschaften so viele Jahre treu gedient hätten. Als man aber unter der Statthalterschaft Manteuffel's (1879—1885) schnelle Erfolge zeitigen wollte, viele deutsche Beamten maßregelte, welche die localen Größen in den gesetzlichen Schranken gehalten hatten, und gegen verbissene Protestler eine falsche Nachgiebigkeit zeigte, erschien die von Herzen kommende Freundlichkeit Stichaner's gegen das Volk in falschem Lichte und wurde von den Gegnern Deutschlands discreditirt, bis endlich des Fürsten Hohenlohe einsichtiges und thatkräftiges Regiment die richtige Mitte wiederherstellte; aber die Reichstagswahlen des Jahres 1887 fielen im Elsaß so schlecht aus wie nur je. St. indessen, der ja schon jahrelang die Elsässer so behandelt hatte, wie es der Statthalter Manteuffel wollte, hatte unter dem neuen Regiment nicht zu leiden, aber sein Wirken wurde jetzt von den Gegnern als ein von oben herab befohlenes hingestellt und dadurch sein Einfluß geschädigt. Da St. mit dem Volke stete Fühlung unterhielt, kannte er dessen Wünsche und Bedürfnisse besser als das Regierungsbureau in Straßburg und war nicht für jede Maßregel des „grünen Tisches“ eingenommen, weshalb er in Straßburg als „ein häufig höchst unbequemer Untergebener“ galt. Das wurde anders mit dem Tode Manteuffel's und dem Regierungsantritte des Fürsten Hohenlohe, der volles Verständniß für das erfolgreiche Wirken Stichaner's hatte. Als daher die Stelle eines Bezirkspräsidenten (so viel wie Regierungspräsident in Preußen und Baiern und Präfect eines Departements in Frankreich) des Unter-Elsasses in Straßburg sich erledigte, wurde er auf Vorschlag des Fürsten auf diesen wichtigen Posten berufen, am 15. November 1886. Nur ungern schieden St. und seine Kreisbewohner nach fast 15jähriger gemeinsamer Thätigkeit von einander, aber St. hielt sich für verpflichtet, dem Rufe des Kaisers zu folgen, da er in Straßburg ein weiteres Feld der Thätigkeit gewann und auch gar manches für seine

treuen Weißenburger thun konnte. Doch bald stellten sich die Folgen der jahrelangen Ueberarbeitung ein und St. konnte nicht mehr so erfolgreich wie in Weißenburg wirken. Es kamen die aufregenden französischen Kriegsrüstungen, die schlechten reichsländischen Reichstagswahlen des Jahres 1887, strenge Regierungsmaßregeln wurden ergriffen, insbesondere scharfe Paßvorschriften erlassen, denen St. persönlich abgeneigt war. Besonders bereitete ihm der Landesverrath eines Unterbeamten Aufregungen peinlichster Art; da traf ihn am 3. December 1888 der erste Schlaganfall, der theilweise körperliche Lähmung, später auch allmählich zunehmende geistige Trübung zur Folge hatte. Am 14. April 1889 wurde er durch den Tod von seinen Leiden erlöst im Alter von noch nicht ganz 53 Jahren.

Am Grabe rühmte der altelsässische Abgeordnete und Staatsrath Julius Klein die seltenen Eigenschaften des Verblichenen und hob besonders das Vertrauen des Volkes hervor, das St. in so hohem Maße genossen hatte. Sein Wirken war ein vorbildliches für alle Beamten der Reichslande. Erschienen waren zum Abschiede für immer die sämmtlichen Bürgermeister des Kreises Weißenburg bis auf einen, der durch Krankheit verhindert war, und sie erhoben laute Klage über den unersetzlichen Verlust, den sie und ihr Elsaß erlitten.

St. war wie sein Großvater von hoher stattlicher Gestalt und dabei von kräftigem Körperbau und hätte ein hohes Alter erreichen können, wenn er nicht seine Kräfte im Dienste des Vaterlandes vor der Zeit verbraucht hätte. Kinder hat St. keine hinterlassen. Ein äußeres Denkmal hat seinem verdienten ersten Kreisdirector der dankbare Kreis Weißenburg mit einem Kostenaufwand von 5000 Mark 1893 in der Stadt Weißenburg gesetzt. Vor dem ehemaligen Hagenauer Thor an der Straße zum Bahnhof rechts erhebt sich eine 5 Meter hohe und 10 Tonnen schwere Säule, aus der Scherhohl bei Weißenburg gebrochen, mit schönem Medaillonbild des Verlebten und der einfachen Inschrift darunter: „Joseph von Stichaner 1871—1886“, umgeben von schönen Gartenanlagen.

Ein weiteres Denkmal hat St. sich selbst durch die Stichaner-Stiftung von 20000 Mark gesetzt, deren Zinsen alljährlich am Todestage des Stifters würdigen Lehrjungen zur Fortsetzung ihrer Ausbildung oder jungen Handwerkern aus der Stadt oder dem Kreise Weißenburg zur Begründung ihrer Selbständigkeit durch die Stadtverwaltung Weißenburg zugewendet werden sollen.

Zur Beschäftigung mit der Wissenschaft, insbesondere der Geschichte, fand St. bei seinen aufreibenden Berufsarbeiten im Gegensatze zu seinem Großvater keine freie Zeit, obwohl es ihm an Lust und Liebe dazu nicht fehlte, wie dies aus Nachrichten über seine Accessistenzeit in Speier hervorgeht. Nach den Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz I von 1870, S. 17 gehörte er zu den elf Männern, die im Januar 1869 einen öffentlichen Aufruf zur Neugründung eines Historischen Vereins der Pfalz erließen, der dann auch zu Stande kam und heute noch blüht und über 1200 Mitglieder zählt. Nach denselben Mittheilungen II, S. 133 ff. schenkte er als Bezirksamtsassessor in Germersheim der Stadt Speier eine schöne Sammlung verschiedener Anticaglien, Töpferwaren, Silber- und Kupfermünzen sowie ein Porträt des Papstes Clemens VI.; der Sammlung des Historischen Vereins der Pfalz überließ er eine Sammlung von Schwefelabgüssen, Gemmen, Medaillen (S. 134), der Bibliothek des Vereins einen Wappenbrief des Kaisers Karl V. auf Pergament mit Miniaturbild in der Mitte (S. 136).

Friedrich v. Oertzen, Joseph von Stichaner, ein Lebensbild aus dem Elsaß, Freiburg i. B. 1897. — J. C. Scheib, Weißenburg i. Elsaß, Führer

durch Stadt und Umgebung, Weißenburg i. E. 1895. — Mittheilungen des Bürgermeisters Dr. jur. Ludwig Bassermann-Jordan in Deidesheim nach dem im Besitze der Frau v. Stichaner in Straßburg in Elsaß befindlichen Original-Materiale sowie des kaiserl. Kreisdirectors Grafen v. Bissingen in Weißenburg von 1907.

J. J. H. Schmitt.

Stickel: Johann Gustav St. wurde am 18. Juli 1805 zu Eisenach geboren. In seinem vierten Lebensjahre zogen seine Eltern nach dem kleinen thüringischen Städtchen Buttelstedt. Zu seinen frühesten Erinnerungen aus dieser Zeit gehörte das Bild des inmitten seiner Heeresmassen auf der Etappenstraße, die durch diesen Ort ging, rastenden Napoleon, der den Feldzug gegen Rußland begann. Später 1813 erblickte er die Trümmer des nach der Schlacht bei Leipzig flüchtenden französischen Heeres. Stickel's Eltern zogen darauf nach Weimar, von dessen Gymnasium er im Alter von 17½ Jahren mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entlassen wurde. Er studirte zu Jena Theologie und Philologie. Im J. 1827 habilitirte er sich als Privatdocent für alttestamentliche und semitische Philologie zu Jena mit einer Inauguraldissertation über das 3. Capitel des Propheten Habakuk, welche er nach damaliger Sitte dem leitenden Minister des Landes persönlich zu überreichen hatte. Dadurch kam St. in persönliche Berührung mit Goethe, welchen Besuch St. selbst in einem Aufsatz des 7. Bandes des Goethe-Jahrbuchs S. 231—233 beschrieben hat. Um seinen alttestamentlichen Studien eine gediegene sprachliche Grundlage zu geben, unternahm St. mit Unterstützung der Regierung bald darauf eine Reise nach Paris, wo das Haupt der damaligen Arabisten Silvestre de Sacy sein Lehrer wurde. Vor seiner Abreise erfolgte der ebenfalls im Goethe-Jahrbuch a. a. O. S. 233—237 beschriebene zweite Goethebesuch. Nach seiner Rückkehr im J. 1830 bekam St. von Goethe einen Ring zugesendet mit einem Siegelsteine, dessen orientalische Umschrift der Dichter entziffert wünschte. Das war, wie St. selbst in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1883, S. 438 f. erzählt, die erste Veranlassung, die ihn seinem späteren Hauptfach der orientalischen Numismatik zuführte. Er brachte es bald heraus, daß hier der oft zu Siegelinschriften benutzte 90. Vers der 11. Sure des Koran vorliege. Bald darauf fand der dritte Goethebesuch Stickel's statt am 22. März 1831, von dem a. a. O. des Goethe-Jahrbuchs S. 237—240 Bericht erstattet ist. Die äußere Veranlassung dieses Besuchs war die Abstattung des Dankes für die nach der Rückkehr von Paris ihm gewordene Ernennung zum außerordentlichen Professor. Den Gegenstand der Unterhaltung bildete der west-östliche Divan, insonderheit Goethe's Uebersetzung der Hudseilitenballade in demselben. Im J. 1832 erwarb sich St. durch fünfstündige mündliche Vertheidigung seiner Dissertation über den Goël in Hiob 19, 25—27 rite die Würde eines Doctors der Theologie. 1834 veröffentlichte er ein orientalisches Specimen aus de Sacy's Schule, indem er die Sentenzen des Ali ben Ali Taleb arabisch und persisch nach einer weimarischen Handschrift herausgab und mit philologischen Anmerkungen begleitete. — 1839 trat er zur Vertretung des Fachs der Orientalia als ordentlicher Professor in die philosophische Facultät über. In dieser Zeit wußte er auch am großherzoglichen Hofe das Interesse an orientalistischer Litteratur und deren Funden besonders auf dem Gebiete der Numismatik zu erregen und warm zu erhalten. Es gelang ihm, den damaligen Großherzog Karl Friedrich und dessen Gemahlin für die Begründung eines orientalischen Münzcabinets zu gewinnen, welches noch jetzt eine Zierde der Universität Jena bildet. 1845 gab St. das erste Heft eines

Handbuchs zur morgenländischen Münzkunde heraus, in welchem die Ommajaden- und Abbasidenmünzen der Jenaischen Sammlung beschrieben und deren Legenden erklärt wurden. Gleichzeitig war unter Mitwirkung Stickel's im J. 1845 die Gründung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erfolgt (vgl. die D. M. G. 1845—1895: ein Ueberblick [Leipzig] S. 44, Nr. 44). In den ersten 20 Bänden dieser Zeitschrift von 1845—1866 erschienen Stickel's Arbeiten über Abbasiden-Münzen, Beiträge zur muhammedanischen Numismatik verschiedener Art, eine Abhandlung über syrische Denare u. a. m. — Bald konnte St. auch dazu schreiten, den Katalog des durch die Municifenz des Großherzogs Karl Alexander, der Großherzogin Sophie sowie des Erbgroßherzogs Karl August durch Ankauf der Soret'schen Sammlung erheblich erweiterten orientalischen Münzcabinets fortzusetzen. Im J. 1870 erschien das 2. Heft des oben erwähnten Handbuchs der orientalischen Münzkunde, welches die ältesten muhammedanischen Münzen des Cabinets bis zur Münzreform Abdulmelik's beschrieb. Es war dabei von St. zugleich eine Uebersicht über die Entwicklung des muhammedanischen Münzwesens gegeben, bei der die klare Anordnung des numismatischen Materials nach geographischen und chronologischen Gesichtspunkten das Eindringen in diesen verwickelten Gegenstand erleichterte. Auch weiterhin sammelte der Verfasser reichliches Material zur Vollendung dieses umfassenden numismatischen Werkes, zu dessen Abschluß er nicht mehr gelangen sollte. Doch boten die Bände 21—30 der Zeitschrift der D. M. G. noch neun verschiedene numismatische Abhandlungen dar, die in den Jahren 1867—1876 erschienen. Im J. 1883 erschien in der Zeitschr. der D. M. G. desselben Jahres S. 435—439 die Entzifferung und Erklärung einiger im Persischen Ta'lik geschriebenen Siegellegenden, im J. 1884 in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins S. 211—214 die Entzifferung einiger jüdischer Münzlegenden in hebräischer und griechischer Sprache, sowie in der Numismatischen Zeitschrift 1883 S. 1—6 eine ebensolche von einer armenischen Legende; in der Zeitschr. der D. M. G. 1885 S. 17—41 und ebenda 1886 S. 81—87 veröffentlichte St. Fehlerverbesserungen zur Entzifferung omajjadischer Münzen, in der Zeitschr. der D. M. G. Bd. 43 (1890) S. 682—703 erstattete er einen Bericht über den Katalog von H. Lavoix, die Münzen der Muselmanen betreffend, der in der Bibl. nationale von 1887 erschienen war und bei St. große Anerkennung fand. Ueber einen merkwürdigen Dinar berichtete St. in der Zeitschr. f. Numismatik Bd. 19 S. 103 bis 105. Eine Erklärung von Kufischen Bleisiegeln, die der Jenaer Münzsammlung angehörten, gab er in der Zeitschr. der D. M. G. Bd. 49 (1895) S. 63—70; vgl. dazu Theol. Jahresber. 1895 S. 23. — Die letzte paläographische Arbeit Stickel's bestand in einer Erklärung der arabischen Felseninschriften von Tôr, welche der medicinische Reisende Dr. Verworn aus Jena in photographischen Abbildungen mitgebracht hatte (Zeitschr. der D. M. G. Bd. 50 S. 84—96; vgl. dazu S. Fränkel ebd. S. 288). Ueberhaupt siehe zu diesen Arbeiten den Theol. Jahresbericht von Pünjer &c. 1883 S. 9. 11, 1884 S. 13, 1885 S. 16. 18, 1890 S. 18. 19, 1892 S. 58. 62, 1893 S. 23, 1896 S. 24. Ueber den noch in Stickel's letzten Lebensjahren von ihm gezogenen tüchtigen Schüler auf dem Gebiete der semitischen Paläographie H. Nützle und über die von diesem veröffentlichten Arbeiten s. a. a. O. 1892 S. 22, 1893 S. 23, 1894 S. 24; s. auch Stickel's Besprechung der Arbeit über die Rasulidenmünzen in der Zeitschr. der D. M. G. Bd. 47, S. 707 bis 709. —

Von der Paläographie gehen wir zu den anderweiten orientalistischen und alttestamentlichen Forschungen Stickel's über. Im J. 1858 bot er zu dem

dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena das vielangefochtene Werk über „Das Etruskische . . . als semitische Sprache erwiesen" dar. Man wird sich nicht verhehlen dürfen, daß das aufgestellte Princip der Spracherklärung ein unhaltbares ist. Eine Sprache kann Fremdworte, selbst in großer Zahl, in sich aufnehmen, Lehnworte aus anderen Sprachen assimiliren, aber sie kann nicht ihre Structur und Grammatik aufgeben. Das aramäische Etruskisch aber hätte sich nach Stickel's Vorstellungen in eine italische Sprache umwandeln müssen. Außerdem hätte es, was bei den semitischen Sprachen bekanntlich sehr spät stattfindet, von Hause aus eine Bezeichnung von Vocalen angewendet, welche Zeichen aber auch häufig als Worttrenner fungiren, so daß man aus einer rettungslosen Verwirrung keinen Ausweg findet. St. selbst hat zwar seine Grundvorstellung vom Etruskischen als altsemitischer Sprache nicht wieder aufgegeben, auch bei seinem Aufenthalte in Italien 1860 mit Eifer etruskische Ueberbleibsel im Interesse seiner Hypothese studirt, ist aber doch davon abgestanden, an einen verbesserten Aufbau seines Buchs die Hand zu legen. — Aehnlich verunglückt war auch das Programm über die ephesiae litterae von 1860. Wir begnügen uns, die auf S. 9 desselben gegebene Uebersetzung mitzutheilen, welche lautet: „Bleiche Finsternisse sind meine Finsternisse; blicke vertrauensvoll in das Feuer; jener ist gläubig, der sein Leben es reinigend weiht". Einen Sinn wird man darin nicht finden können.

Eine sehr sorgfältige und kunstvolle Arbeit lieferte St. in seinem Commentar zum Hiob. „Das Buch Hiob rhythmisch gegliedert und übersetzt mit exegetischen und kritischen Bemerkungen", 1842. Er stellte sich darin eine sehr schwierige Aufgabe. Das ganze Gedicht ward von ihm nicht nur strophisch, sondern im engsten Anschluß an die spätere massorethische Accentuation angegliedert, indem er dabei bis ins Einzelnste hinein der feinen Articulation des poetischen Schaffens zu folgen suchte. Nur ward dabei übersehen, daß die Accentuation uns nicht die Auffassung des Dichters selbst, sondern die eines um Jahrhunderte späteren Verständnisses der Punktatoren des Dichters bietet. Immerhin wird man an der peinlichen Accuratesse, mit der St. der massorethischen Auffassung des Gedichts nachgegangen ist, sein Vergnügen haben. Die Erklärung des Gedichts mit den feinen Parallelen aus der arabischen Poesie verdient noch jetzt beachtet zu werden. In der Ansicht von der Echtheit der Elihu-Reden hat St. noch bis auf die neueste Zeit (Budde, Cornill) Nachfolger gehabt.

Im J. 1850 erschien eine längere Abhandlung Stickel's über „den Auszug der Israeliten aus Aegypten" in den Theol. Studien und Kritiken, die auch besonders herausgegeben ist. Es handelt sich hier darum, den Weg zu bestimmen, den die Israeliten von ihren Wohnsitzen auf der arabischen Nilseite bis zum Schilfmeer genommen haben. Mit großem Fleiß ist vom Verfasser das damalige ägyptologische Material und die Specialtopographie des Deltas durchforscht worden, um zuletzt den Uebergang auf einer Furt sich vollziehen zu lassen, welche einen alten Canal zwischen Schilfmeer und Bitterseen überschreitbar macht. In des Verfassers Handexemplar findet sich die Notiz: „meine Ansicht ist nach 43 Jahren glänzend durch monumentale Entdeckungen bestätigt worden, wie Heinr. Brugsch darlegt." Indessen wie wenig auf die damaligen Aegyptologen Verlaß ist, zeigt die Schrift von Brugsch: „L'exode et les monuments égyptiens", 1875, wo ein ganz andrer Weg vorgezeichnet ist. Die ältere Aegyptologie mit ihren Identificationen der Exodusgeschichte und -geographie bewegte sich auf einem ganz unsicheren und hypothesenreichen Boden, wobei sie von ihrer eigenen Wissenschaft wenig unterstützt ward.

Die letzte Arbeit Stickel's, in welche er seine ganze Seele hineinlegte, war „Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung mit Uebersetzung und Beigaben", 1888. Er glaubte die Lösung des Räthsels gefunden zu haben und fühlte sich in diesem vermeintlichen Resultate wirklich glücklich (s. darüber P. Holzhausen, Goethe und seine Uebersetzung des Hohenliedes, Deutsche Revue Jahrgang 21 S. 370—372, wonach St. sich besonders unzufrieden darüber äußert, daß Goethe die Gedichte des hohen Liedes „fragmentarisch durcheinander geworfen" genannt habe). Nach Stickel's Annahme war vor allen Dingen festzuhalten, daß „der Text des Hohenliedes uns durchaus richtig überliefert" sei. Dem zuzustimmen, dürfte sich wohl kaum jemand entschließen, der die neueren Verhandlungen über die Textgeschichte des Alten Testaments mit seiner Theilnahme begleitet hat. — Ferner haben wir im Hohenlied „eine Einheit — ohne Lücken, ein Drama mit der vollen und strengen Geltung dieses Begriffs, mit Acten und Scenen". Man vergleiche zu dieser sogen. dramatischen Hypothese des hier Unterzeichneten Erklärung des Hohenliedes in W. Nowack's Hdkomm. z. A. T., II. Abth., 3. Bd. 2. Thl., S. 80—86. — Auch nennt St. das Hohelied „ein durchweg sittliches Buch". Das ist eine moderne Anschauung, von der sich der alte Morgenländer überhaupt keine Vorstellung machen konnte. Sonst s. Theol. Jahresber. Bd. 8 S. 40 f., Th. Arndt, Zur Erklärung des A. T.s, Prot. Kirchenzeitung 1889 Nr. 8. 9, A. v. Hoonacker, Le système de Mr. Stickel rélativement au cantique des cantiques (Muséon VIII, 394—398. — In dem Aufsatz „Das Räthsel des Hohenliedes" (Deutsche Revue 1893, Januar, S. 73—89) machte St. zugleich mit einem interessanten auslegungsgeschichtlichen Rückblick seinen Erklärungsversuch weiteren Kreisen zugänglich. — Noch im J. 1892 theilte St. an die Deutsche Revue desselben Jahres S. 223—232. 346—356 einen Vortrag mit, den er bereits im J. 1833 nach altweimarischem Brauch vor der Großherzogin und einigen Geladenen gehalten hatte, vgl. S. 223 A. 2. Derselbe handelte von der Natur und Bedeutung des Sprüchworts, wobei St. besonders auf die arabische Spruchdichtung einging und mehreres aus einer vorliegenden Handschrift von einem gewissen Ali, Sohn des Abu Taleb, mittheilte, vgl. besonders S. 350—356. — Das Werk eines langen und gesegneten Lebens ist zu Ende. Noch manche anziehende einzelne Züge aus demselben wären anzuführen. Doch sind uns hier bestimmte Grenzen gezogen. Wir verweisen auf den anziehenden Aufsatz von P. Holzhausen: Von Napoleon bis heute (Deutsche Revue 1895, August, S. 233—239); auch siehe Robert Fritzsche in der Allg. Zeitung 1896, Beilage, Nr. 28; Theol. Jahresbericht Bd. 15 S. 3; Protest. Kirchenzeitung 1896 Nr. 4 (H. Hilgenfeld), Nr. 7 (C. Siegfried). — Leidlos und ohne Klage schied St. dahin am 21. Januar 1896 als der Nestor der deutschen Professoren.

C. Siegfried.

Stiehle: Gustav von St., königl. preußischer General der Infanterie, am 14. August 1823 zu Erfurt geboren, trat am 11. Februar 1840 bei dem in Colberg stehenden 21. Infanterieregimente in den Dienst und wurde am 25. Februar 1841 Officier. Seine Dienstlaufbahn gestaltete sich alsbald zu einer sehr wechselvollen, wie sie es bis zuletzt geblieben ist. Nachdem er von 1844—1847 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) besucht, im J. 1848 an der Bekämpfung des Aufstandes in der Provinz Posen theilgenommen und für Auszeichnung im Gefechte bei Sokolowo unweit Wreschen den Rothen Adlerorden 4. Classe mit Schwertern erhalten hatte, Bataillonsadjutant, Generalstabsofficier und Führer einer Landwehrcompagnie gewesen war, kam er im Mai 1852 zum Generalstabe, wo er zu trigonometrischen und

geodätischen Arbeiten, als Lehrer der Taktik an der Artillerie- und Ingenieurschule und, nachdem er 1855 Hauptmann geworden war, seit 1857 im Generalstabe des IV. Armeecorps Verwendung fand, bis er im nächstfolgenden Jahre zum Compagniechef im 7. Infanterieregimente ernannt ward. Aber schon die Mobilmachung vom Jahre 1859, welche durch den Krieg Oesterreichs gegen die Franko-Sarden in Italien veranlaßt war, führte ihn in den Generalstab zurück. Dann war er im Militär-Erziehungs- und Bildungswesen thätig. General v. Peucker (s. A. D. B. XXV, 556), der damals mit der Umformung der zur Vorbereitung für den Officiersberuf bestimmten Divisionsschulen zu Kriegsschulen beschäftigt war (B. Poten, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge, Band IV, S. 225. Berlin 1896) bewirkte, daß die Einrichtung einer der beiden zuerst eröffneten Anstalten, der zu Potsdam, dem Major St. übertragen ward und daß, als ein Jahr später eine dritte Kriegsschule zu Neiße errichtet wurde, St. als Director dorthin übersiedelte. Nach Erledigung dieser Aufträge kehrte er 1861 nach Berlin in den Großen Generalstab zurück. Am 3. August 1863 ward sein Vater, ein schon aus dem Dienste geschiedener General, und dadurch auch der Sohn geadelt, am 19. December d. J. wurde letzterer als Generalstabsofficier zum Stabe des General Freiherrn v. Wrangel commandirt, welcher den Oberbefehl einer gegen Dänemark durch Oesterreich und Preußen aufzustellenden Armee übernehmen sollte. In dieser Stellung machte St. den Krieg mit, in dessen Verlaufe er zum Oberstlieutenant und königlichen Flügeladjutanten ernannt wurde und auch militärisch-diplomatische Verwendung fand. So wohnte er als militärischer Sachverständiger den Londoner Conferenzen und den Friedensverhandlungen in Wien bei. Im J. 1866 begleitete er, zum Oberst aufrückend, den König in das Feld, wurde in Böhmen als Berichterstatter zur Elbarmee des Generals Herwarth von Bittenfeld entsandt und kehrte mit dem Orden pour le mérite geschmückt in seine Stellung bei der Person des Königs nach Berlin zurück. Nachdem er alsdann vom Mai 1868 bis zum December 1869 das Garde-Grenadierregiment Königin Augusta in Coblenz commandirt hatte, wurde er wieder in den Großen Generalstab berufen, bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich aber zum Chef des Stabes der II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen ernannt.

Diesem hat er als solcher während des ganzen Feldzuges zur Seite gestanden. In den weitesten Kreisen ist sein Name bekannt geworden, als, nachdem die Schlachten vom 16. und 18. August geschlagen waren und die Widerstandskraft der Moselfeste Metz zu Ende ging, General v. Stiehle am 27. October seine Unterschrift unter die im Schlosse Frascaty abgeschlossene Capitulation der Armee des Marschalls Bazaine, der letzten kaiserlichen, setzen durfte. Dann ging es an die Loire und von hier zum letzten Waffengange, der mit der Besiegung der Armee des Generals Chanzy bei Le Mans im Januar 1871 zu Ende kam. Stiehle's Wahl für die von ihm während des Feldzuges bekleidete Stellung hatte sich insofern als nicht besonders glücklich erwiesen, als seine und seines Chefs Eigenart, statt sich zu ergänzen, einander sehr ähnlich waren. Der Prinz war eine bedächtige Natur, die zur Vorsicht neigte. Er hätte eines Gehülfen bedurft von frischem Wagemuthe und von raschem Entschlusse. St. aber war ein methodischer Geist. An Gedanken und an Urtheilsfähigkeit mangelte es ihm nicht, aber es fehlte ihm die Fähigkeit, seine Schlüsse alsbald in Thaten umzusetzen, er überlegte und erwog häufig statt zu handeln (Fritz Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870 VI, 293. Berlin 1897).

Mit dem Eisernen Kreuze I. Classe und dem Orden pour le mérite heimgekehrt, fand St. im Frieden wiederum eine an Wechsel reiche Verwendung. Zunächst in seiner früheren Generalstabsstellung, aber schon Ende 1871 als Director des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium, seit 1873 als Inspecteur der Jäger und Schützen, seit 1875 als Commandeur der 7. Division in Magdeburg, seit 1881 als commandirender General des V. Armeecorps in Posen und seit 1886 als Chef des Ingenieur- und des Pioniercorps und Generalinspecteur der Festungen. Als solcher trat er, seit 1875 Generallieutenant, seit 1884 General der Infanterie, am 4. September 1888 in den Ruhestand. Am 15. November 1899 starb er zu Berlin. Bei seinem Ausscheiden aus dem Dienste hatte Kaiser Wilhelm II. einem Fort bei Pillau den Namen „Fort Stiehle" beigelegt.

B. v. Poten.

Stieve: Felix St., Historiker, geboren am 9. März 1845 zu Münster, † am 10. Juni 1898 zu München, stammte aus rein westfälischer Familie. Einer seiner Vorväter war im 18. Jahrhundert in Paderborn vom Protestantismus zum Katholicismus übergetreten. Jugendbildner und Geistliche, gelehrte und religiöse Interessen finden sich seit langem in der Familie. Der Vater hat sich zunächst als hervorragender Schulmann bewährt, als einer jener Gymnasialdirectoren, die den Ruhm des preußischen Schulwesens ausmachen, die ihren Schülern einen unausrottbaren Idealismus für geistige Güter überlieferten. In einem kurzen, scharf umrissenen Lebensbild hat der Sohn ihn geschildert, wie er seit dem Jahre 1852 in Breslau als Regierungs- und Schulrath wirkend, die Verfolgung der Philosophie Anton Günther's durch Rom, die Mißhandlung seines Freundes, des Domcapitulars Anton Baltzer durch den Fürstbischof Förster erlebte, und, obwohl er niemals aus seiner anticurialistischen Gesinnung einen Hehl gemacht hatte, dennoch im J. 1866 als vortragender Rath in die katholische Abtheilung des preußischen Cultusministeriums berufen wurde. Er gehörte jenem freien, aus der Romantik hervorgegangenen Katholicismus an, der sich bis zum Vaticanum als katholisch betrachten durfte, der mit unerschütterlicher Hoffnung an die Entwicklungsfähigkeit des Katholicismus, seine Aussöhnung mit der modernen Bildung glaubte und die absolutistischen Neigungen der Curie als eine national bedingte Erscheinung ansah, die keineswegs für das Wesen der Kirche maßgebend sei. Das hinderte diese Kreise nicht, mit strenger Gläubigkeit an den Dogmen zu hängen und sich trotz aller augenblicklichen Mängel und trotz aller „providentiellen Stürme" für die Kirche zu begeistern und ihren Glauben in der Welt durch die That zu bekennen. Diese Empfindungen und Gedankenkreise wurden auch für den Sohn ausschlaggebend: in ihnen wuchs er heran; sie bestimmten seine Anschauungen und damit sein Geschick wie seine Wirksamkeit. Von seiner früh verstorbenen Mutter hatte er ein überaus weiches, Bewegungen leicht zugängliches Gemüth geerbt; seines Vaters blitzartig raschen Verstand, seine Gradheit und Festigkeit besaß auch er; leider nicht, wie er oft beklagte, infolge einer Gehirnentzündung, die er als Knabe durchmachte, den vollen Umfang seines phänomenalen Gedächtnisses, das ihm z. B. erlaubt hatte, eine Reihe provinzialer Gymnasien zu inspiciren und über sie zu berichten, ohne daß er sich auf der Reise auch nur die geringste Notiz über die Zustände hätte zu machen brauchen. Unter der liebevollen Leitung des Vaters, zu dessen Hausfreunden neben Baltzer auch der warme, geistvolle und heitere Reinkens und der junge Historiker Cornelius zählte, entwickelte sich St. frühzeitig. Mit 17 Jahren hörte er bereits an der Breslauer Universität Geschichtscollegien. Oft gedachte er später in Dankbarkeit seiner ersten

Lehrer, des trefflichen Junckmann und des gütigen Richard Röpell, dessen Andenken noch jüngst Eduard Meyer wieder erneuert hat. In Berlin, wo er das nächste Jahr zubrachte, fand der streng katholische Student weder zu Ranke noch zu Droysen einen persönlichen Weg. Doch blieben ihm des Letzteren großartige Vorlesungen dauernd im Gedächtniß. Vom Seminar Ranke's und seiner Art, sich mehr mit sich selbst als mit den Schülern zu beschäftigen, wußte niemand eindrucksvoller als St. zu erzählen. Nach Berlin sollte er noch zwei katholische Universitäten besuchen, wofür Innsbruck wegen Julius Ficker und München als Hochburg des freien Katholicismus gewählt wurde. In München fand er Cornelius wieder und damit seinen eigentlichen Lehrer. In dessen Vorlesungen und Hause traf er auch auf eine Geistesstimmung, die der in seines Vaters Kreis entsprach. Karl Adolf Cornelius, erst vor ein paar Jahren als katholischer Gegenprofessor Sybel's von Breslau nach München berufen, war eine bezaubernde Persönlichkeit: tiefgründig veranlagt, ganz und gar katholisch, aber anticurialistisch, furchtlos und geistvoll, heiterem Lebensgenuß nicht abgewandt; in seinen wissenschaftlichen Anschauungen von herbster Strenge, ein Mann von hinreißender Lebendigkeit, eine Künstlernatur, deren stimmungsvolle Schilderungen im Colleg von innerstem Miterleben und Pathos getragen waren, dabei in naher Verbindung mit Döllinger, den schon damals die Wogen umbrandeten. Mit Enthusiasmus schloß sich St. Cornelius an, den bereits eine Schar junger Gelehrter, wie Ritter, A. Stern und Druffel umgab. Mit warmer Liebe erwiderte bald auch der Lehrer die Begeisterung des Schülers, in dem er mit Freude die specielle Begabung des Historikers, den raschen Blick für das Wesentliche und die plastische Fähigkeit erkannte. Cornelius wollte diese Eigenschaften für eine anziehende Aufgabe nutzbar machen und schlug dem kaum Zwanzigjährigen vor, den oberösterreichischen Bauernaufstand von 1626 in einer Dissertation kritisch darzustellen. Dieser Plan erwies sich freilich als ein Mißgriff, hervorgegangen aus Unkenntniß des Materiales. Der Gegenstand war viel zu umfangreich, der Stoff zu schwierig, das Material nur zum Theil am Ort. St. schloß daher seine Studien mit einer schon früher begonnenen Arbeit über „Lambert von Avignon“ in Breslau im Frühjahr 1867 ab. In dieser nur theilweise gedruckten Schrift zeigt sich bereits im Keim das später von St. mit Bewußtsein weitergebildete Streben, auf dem Wege erhöhter Thatsachenkritik die Personen in ihrer seelischen Eigenart zu erfassen. Im folgenden Sommer wandte er sich sogleich wieder den Bauernkriegstudien zu; und auch da werfen schon die späteren Grundsätze ihr Licht voraus. St. trachtete für den Gegenstand allen überhaupt auffindbaren Stoff heranzuziehen; im Sommer durchwanderte der hochaufgeschossene junge Westfale acht Wochen lang das nach dem Kriege, insbesondere für den „Preußen“, nicht ganz ungefährliche oberösterreichische „Landl“, um in Städten, Märkten, Klöstern, Dörfern und Schlössern den Chroniken, Taufbüchern, Sterberegistern und Acten nachzufragen, zuweilen auf kleinen Speichern oder in „sengender Sonnengluth“ bereits zum Einwickeln bestimmte Papiere zu durchforschen. Zwischen den Mühen lächelte ihm freilich auch manche Freude, besonders in den Klöstern Wilhering und St. Florian, deren wissenschaftlich interessirte und humane Prälaten er bei der schließlichen Herausgabe der Darstellung im J. 1891 mit warmen Worten rühmte. „Wie Frühlingssonnenschein“ glänzten in seinem Andenken jene Tage. Mit einer Ausbeute heimgekehrt, die der aufgewendeten Arbeit nicht recht entsprach, folgte St. im Herbst 1867 der Aufforderung seines Lehrers, als Hülfsarbeiter für die von der Historischen Commission geplanten „Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ einzutreten. Damit waren für Stieve's wissenschaft-

liche Zukunft die Würfel gefallen. Bis zum Antritt seiner Professur, fast 20 Jahre lang, galten seine Arbeiten ausschließlich diesem Gebiete.

Im J. 1860 hatte Cornelius in der Historischen Commission gleich drei große Unternehmungen angeregt, die Herausgabe der Briefe hervorragender katholischer und protestantischer Theologen des 16. Jahrhunderts, die Correspondenz Gustav Adolf's während des deutschen Krieges und die Correspondenz bairischer Fürsten von 1550—1650 in der Art der Archives de la maison de Nassau-Orange. Für die mittlere Aufgabe, der der Hauptheil seiner Exposés gewidmet war, glaubte er Gelehrte gewinnen zu können, für das an letzter Stelle genannte Thema vermochte er derartiges nicht in Aussicht zu stellen. Trotzdem wählte die Commission gerade dieses. Noch am nämlichen Tage erstattete Ranke König Maximilian persönlich Bericht; dieser genehmigte den Plan und befahl zur sofortigen Inangriffnahme einen Betrag von 1000—1500 fl. einzustellen. Auf Ranke's Antrag gesellte man Cornelius zur Ausführung Sybel und Löher bei. In den nächsten Jahren ist Löher mit den älteren bairischen Correspondenzen des 16. Jahrhunderts, Sybel, der schon 1861 so glücklich war, Kluckhohn zu gewinnen, mit den pfälzischen Correspondenzen der nämlichen Zeit und Cornelius selbst mit den Vorarbeiten für die jüngere Abtheilung der Wittelsbacher Briefe des 17. Jahrhunderts beschäftigt. Die Berichte der Leiter dieser Abtheilungen an die Commission bestätigen, daß man mit diesem Unternehmen fast unbekanntes Land betrat. Man hatte kaum eine Ahnung von dem ungeheuren Material, das der Forschung harrte, und es zeigte sich bald, daß die Archive zu weit mehr aufforderten als zu einer bloßen Zusammenstellung interessanter Actenstücke. Es ist deshalb auch wohl begreiflich, daß für das Unternehmen nicht von Anfang an ein für alle Theile passender und ausreichender Plan entworfen werden konnte, noch begreiflicher, daß sich gemäß dem wechselnden Charakter des Materiales und der Individualität der Hauptbearbeiter fast für jede Abtheilung erst im Laufe der Zeit eine vorher nicht erkennbare Scheidung des Stoffes und eine besondere Art der Behandlung herausbildete. So konnte Cornelius der Commission im J. 1863 berichten, daß Moriz Ritter mit den pfälzischen Acten zur Vorgeschichte der protestantischen Union beschäftigt sei, während er selbst interimistisch die bairischen Correspondenzen mit Ausnahme der vorläufig Dr. Lossen übertragenen Donauwörther Executionsacten vorgenommen habe. Als St. im Herbst 1867 eintrat, schien es, als ob Cornelius einen ersten, bis zum Jahre 1608 reichenden Band der bairischen Acten herausgeben könne; der junge Hülfsarbeiter hatte deshalb mit der Stoffsammlung des folgenden zweiten Bandes zu beginnen, von dem man glaubte, daß er die Jahre 1611—1618 umfassen würde. Bis heute sind aber aus diesen ursprünglich beabsichtigten zwei Bänden acht starke Volumina, mit Einrechnung anderer Veröffentlichungen in Buchform, die zur Entlastung des für die Commission gesammelten Materiales ausgegeben wurden, elf Bände geworden, zahlreicher Abhandlungen nicht zu gedenken. Im J. 1869 gab Cornelius in der Commission gar der Hoffnung Ausdruck, daß St., der inzwischen mit seinem Lehrer das Archiv in Bernburg und die kaiserliche Bibliothek in Paris ausgebeutet hatte, die Durchsicht der bairischen Papiere bis zum Jahre 1619 im nächsten Jahre beendet haben werde. Hieraus geht bereits hervor, welche Erweiterung und Vertiefung Stieve's Arbeit den ursprünglichen Absichten gegeben hat. Die Pfade in die Acten hat ihm Cornelius wohl gewiesen; aber sein System hatte er selbst zu begründen. St. führte dabei, wie es scheint, schon im zweiten Jahre seiner Thätigkeit eine grundstürzende Aenderung ein. Er richtete seine Aufmerksamkeit nicht mehr bloß

auf die bairischen und die Liga-Correspondenzen, sondern auch auf die Reichspolitik, und in der Commission scheint sich hiergegen kein Widerspruch geregt zu haben. Ja St. trachtete noch nach mehr: nicht bloß die Politik Baierns und des Reiches wollte er aufhellen, sondern zur Vermeidung irrthümlicher Auffassungen auch die Motive der Gegenspieler nach Möglichkeit aufdecken. An eine rasche Veröffentlichung war bei einem so weit ausgreifenden System freilich nicht zu denken. Auch bringt es das Wesen solcher Unternehmungen, an denen sich mehrere Kräfte gleichzeitig in die Hände arbeiten, mit sich, daß das gesammelte Material nicht immer auch von dem verwendet werden kann, der die mühselige Durchackerung der Actenmassen im Archiv vollzogen hat, und so beruhte schon im 2. und 3. Bande der Briefe und Acten, die Ritter bearbeitet hat, ein Theil auf den Forschungen, die St. theils mit Cornelius, theils allein in auswärtigen Archiven ausgeführt hatte.

Bevor er selbst von den allmählich sich sammelnden Schätzen etwas an die Oeffentlichkeit gelangen lassen konnte, trafen die politischen und kirchlichen Ereignisse des Jahres 1870 Stieve's Herz mit voller Wucht. Wie die meisten seiner Glaubensgenossen war auch er bis dahin großdeutsch gewesen. Selbst die Katastrophe des Jahres 1866 hatte ihn nicht umzustimmen vermocht. Nun gestaltete der französische Krieg seine Anschauungen vollständig um und machte ihn zeitlebens zu einem begeisterten Anhänger des Reiches unter Preußens Führung. Ein Bruder, dem er sich durch gleiche Gesinnung eng verbunden fühlte, zog mit ins Feld und starb an einer Wunde, die er beim Sturm auf St. Privat erhalten hatte. Der Verlust schnitt ihm ins Leben. Wie er aber über dieses Blutopfer dachte, verrieth seine Entrüstung, als einst bei einem Fackelzug für den Universitätsrector Planck, seinen väterlichen Freund, ein ungeschickter studentischer Redner davon sprach, Planck habe leider einen Sohn in Frankreich verloren. Heftig fuhr Stieve auf: er hätte sagen müssen, die Familie habe die Ehre gehabt, dem Reich einen Sohn zu opfern. Brachte ihm die Umwandlung seiner politischen Gesinnung einen dauernden Gewinn, so erlitt sein Gemüth durch die Stürme vor und nach dem vaticanischen Concil eine Katastrophe, unter deren Wirkungen er, wie Alle, die ihm näher standen, wissen, sein ganzes Leben gestanden hat. Von den bitteren Enttäuschungen jener Jahre schrieb sich sein geringes Vertrauen auf die Charakterstärke der Zeitgenossen her, und er hatte stets mit sich zu ringen, um der oft andringenden Verbitterung und Neigung zur Menschenverachtung in sich zu wehren.

Bis zum Jahre 1870 war er ein treuer Sohn der Kirche gewesen. Als Student hatte er da und dort Theil genommen an der Gründung katholischer Studentenverbindungen, und noch auf den Archivreisen hatte er, getreu den Ermahnungen seines Vaters, überall die Pfarrer besucht und sich zu deren Gesellschaft gehalten. Daß er dabei von äußerlicher Frömmigkeit nichts hielt und z. B. in französisch geschriebenen Briefen voll Anmuth und Liebe seine fromme Schwester, die sich damals strengen Kasteiungen zuneigte, von dem Gedanken abzubringen suchte, daß, wie er sich ausdrückte, der Teufel sich ihren Leib als Sommerwohnung ausgesucht habe, spricht nicht gegen seine religiöse Gesinnung, da er auch hierin die Meinung der freieren deutschen Katholiken theilte, wie sie im Kreise seines Vaters und seines Münchener Lehrers allgemein waren. Den stürmischen Wechsel von Hoffnungen und Befürchtungen im Herbst 1869 erlebte er nach der Rückkehr von seiner Pariser Studienreise in München, mitten im Schoße der Bewegung selbst. Die Spannung wuchs, als er in den ersten Monaten des folgenden Jahres sich zu Studienzwecken nach Berlin begab und im Hause seines Vaters sich zahlreiche hervorragende

Katholiken, Gelehrte, Beamte und Politiker, trafen, die, wie Windthorst und Reichensperger, ihr Gewissen durch die immer deutlicheren Ankündigungen der Absichten Roms bedrückt fühlten. Aller Hoffnung stand unentwegt darauf, daß „Gott seine Kirche nicht verlassen werde“, und die Dogmatisirung der Infallibilität sich noch in letzter Stunde vereiteln lasse. Da traf Tausende, die gleich ihm dachten und fühlten, wie ein Donnerschlag die Kunde des 18. Juli. In Schrecken und Schmerzen sah der 25jährige seine Ideale zusammenstürzen: die Kirche war anders als er sie sich sammt denjenigen, die er am meisten verehrte, vorgestellt hatte. Noch mehr. Er hatte für selbstverständlich gehalten, daß die Männer, die sich vorher mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen, auch fernerhin ihrer Ueberzeugung treu blieben. Da erlebte er in Gegenwart seines Vaters am 19. Juli, daß der erste, den sie von den Freunden sprachen, Peter Reichensperger, ohne weiteres seine Ueberzeugung verleugnete und seine sofortige Unterwerfung ankündigte. Ihm folgten Unzählige. Rücksicht auf Lebensruhe und weltliche Vortheile, da und dort auch Liebe zur angestammten Kirche beschwichtigten die Gewissen. Auf St. machten die Vorgänge den tiefsten Eindruck. Er konnte nicht verehren, was er gestern verworfen. Charakter und Wille bäumten sich auf. Raubten ihm aber die Erlebnisse das Vertrauen auf die katholische Generation der Gegenwart, so stählten sie auch sein Inneres. Er war damals noch in keineswegs glänzenden Verhältnissen; aber kein Schielen nach der Zukunft konnte ihn schwankend machen. Da er sich nicht zur Hoffnung seines Vaters zu bekennen vermochte, daß auch diese „Verirrung der Kirche nur vorübergehend sein werde“, trat er, nach München zurückgekehrt, in die altkatholische Gemeinde ein. Ihrer äußeren Gemeinschaft blieb er auch treu bis zum Ende, obgleich er ihr schließlich innerlich fernstand und die Rückkehr seiner Nachkommen zum protestantischen Bekenntniß einleitete. Lange und eingehend hat er sich nach dem erschütternden Jahr mit Kirchengeschichte und Theologie befaßt und die curialen Ansprüche nach rückwärts verfolgt. Es erging ihm dabei, wie er es von Döllinger schildert: es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; er glaubte allmählich zu erkennen, daß der Papalismus schon seit mehr als 1200 Jahren den Kern der kirchlichen Entwicklung ausmachte. In der folgenden Zeit hat er sich immer mehr vom positiven Bekenntniß zurückgezogen; freilich geschah es nur mit innerem Kummer, aber keine weichliche Empfindsamkeit für den Glauben seiner Jugend konnte ihn zurückhalten, der durch innere Arbeit errungenen Ueberzeugung zu folgen. Die heroischen Anstrengungen jenes Häufleins Aufrechter, die sich im Altkatholicismus zusammenhielten und der Sauerteig für die Zukunft sein wollten, bezeichnete er später in dem Aufsatz „Bedeutung und Zukunft des Altkatholicismus“ resignirt und milde als einen „edlen Irrthum“.

Durch die Ereignisse zum Manne geschmiedet, warf er sich bald wieder in die Actenstudien. Noch im Sturmjahr 1870 beschrieb er in der Abhandlung „Die Reichsstadt Kaufbeuern und die bairische Restaurationspolitik“ einen Vorgang, der für die Beurtheilung der bairischen Politik in der Donauwörther Angelegenheit wichtige Anhaltspunkte gab. Seine Arbeiten betrieb er mit solcher Rastlosigkeit, daß er infolge eines ernstlichen Anfalles sich ein halbes Jahr völlige Ruhe auferlegen mußte. Im J. 1875 habilitirte er sich in München mit dem „Kampf um Donauwörth“, der als 1. Band eines größeren Werkes geplant war, worin der Ursprung des dreißigjährigen Krieges behandelt werden sollte. Die darin zu Tage tretende Art Stieve's, eine erdrückende Fülle von Details plastisch, klar und anregend in übersichtliche Reihen zu ordnen, dabei nirgends in ödes Actenreferat zu verfallen, die Personen mit

feinem Sinn für ihre Eigenthümlichkeiten nüchtern und vorurtheilsfrei hinzustellen, endlich die kritische Sichtung eines massenhaften Urkundenmaterials verschafften dem jungen Autor rasch Geltung. Sie steigerte sich nach dem Erscheinen der „Politik Baierns 1591—1607“. Ursprünglich war von der historischen Commission beabsichtigt, der mit dem Jahre 1608 einsetzenden eigentlichen Actenpublication der katholischen Reihe eine Einleitung voranzuschicken, die „vom Standpunkt der deutschen Geschichte aus“ eine Uebersicht des Wichtigsten aus der politischen Thätigkeit des Herzogs Maximilian geben sollte. St. gelang es jedoch, Cornelius und die Commission zu überzeugen, daß die vorhandene unkritische und veraltete, ja z. Th. ärmliche Litteratur weder für die bairische noch für die Reichsgeschichte einen zureichenden Hintergrund für eine kurze Einleitung biete, daß vielmehr dieser Hintergrund erst geschaffen werden müsse. So trat an die Stelle einer gedrängten Einleitung eine auf zwei starke Bände vertheilte Geschichte Baierns und der Reichspolitik, die mit dem Sommer 1591 beginnt, als der 18jährige Herzog Maximilian an den Regierungsgeschäften theilzunehmen begann. Da es St. nicht vergönnt war, spätere Lebenspläne durchzuführen, sind die zwei Bände, die in den Jahren 1878 und 1883 erschienen, durch Gegenstand und Behandlung sein Hauptwerk geblieben. Ihren Ruhm hat diese grundlegende und zugleich erschöpfende Arbeit von der zuverlässigen, an keiner charakteristischen Einzelheit vorübergehenden Forschung, von der durchsichtigen, einprägsamen Darstellung und der Kraft ihrer stets auf intimstes und unbefangenstes Studium begründeten Schilderung der Personen. Gewöhnliche Menschen von mäßiger Begabung, auch wenn sie Fürstenhüte und Infuln trugen, zu heroisiren, davor wurde St. durch natürliche Menschenkenntniß und durchdringenden Scharfsinn bewahrt. Das Verdienst war nicht klein. Was man bis dahin von der behandelten Epoche wußte, war sehr bescheiden. Schattenhaft schwankten die Gestalten und die wenigen, bekannten Ereignisse in ungewissem Schein. Nun sah man plötzlich weite Strecken in hellem Licht. Wilhelm V., Kaiser Rudolf, die geistlichen Fürsten, voran der Kurfürst von Köln, die österreichischen Erzherzöge, Herzog Maximilian selbst erschienen zwar nicht als Helden, aber als begreifbare Menschen, ganz im Wesen ihrer Zeit haftend, umgrenzt von den Bedingtheiten ihrer Epoche. Die Sprache ist knapp und prunklos, deutlich mehr Lessing als Goethe zuneigend und, dem ganzen Wesen Stieve's entsprechend, mehr auf Wahrheit als Glanz ausgehend. Manche Theile des Werkes gingen freilich weit über den Titel hinaus; so wenn er auch die Restauration Inneröfterreichs wie die Reichstage aufs ausführlichste behandelte und nicht nur die Flugschriften über den Religionsfrieden, sondern auch die wegen ihrer Unerquicklichkeit seit Häberlin-Senckenberg's Reichsgeschichte allgemein gemiedene, von St. zuerst wieder ans Tageslicht gezogene Fehdelitteratur der Jesuiten und Evangelischen über Jesuiten, Papst und Lutherthum beleuchtete. Aber diese Ausführungen, in denen St. gleichfalls wie bei den Actenarbeiten „auf den kleinsten Punkt die größte Kraft“ gesammelt hatte, brachten Farbe und Kraft in das Bild und haben, wie insbesondere die Behandlung der Flugschriften, befruchtend auf die Forschung gewirkt. Mit dem nächsten Band der Serie, dem 6. der ganzen Reihe, begann nun die Actenpublication, da die Commission auf Stieve's Vorschlag, die weiteren Bände ebenso als Darstellungen wie den 4. und 5. Band erscheinen zu lassen, nicht einging. St. war der Ansicht, daß die Commission dem Anschwellen der Acteneditionen steuern solle und daß, wie er sich auf dem Historikertag in Frankfurt aussprach, sich überhaupt in zwei darstellenden Bänden nicht mittheilen lasse, was in Regestenform fünf bis

sechs Bände füllen würde. Nachdem aber einmal die Commission die Veröffentlichung der Acten beschlossen, gab St. dem Bande eine Gestalt, die seiner bisherigen Gepflogenheit, die Dinge nach allen Seiten zu erörtern, entsprach. Er stellte sich bei der Redaction die Aufgabe, nicht eine „Blüthenlese von Acten" zu geben, sondern die fortlaufende Entwicklung allseitig durch die Acten sichtbar zu machen, in den Auszügen den gesammten Inhalt des Actenstückes und soviel als möglich auch die Färbung wiederzugeben. Erschienen ist der VI. Band, der die bairische und die Reichsgeschichte des Jahres 1608 bis zur Gründung der Liga behandelt, erst im J. 1895, da die schon im J. 1869 in Aussicht genommene Reise nach Simancas zur Feststellung der deutsch-spanischen Beziehungen von 1608—1620 erst im J. 1893 von einem seiner Schüler ausgeführt wurde. Auch im neuen Bande dehnte er zur Vermeidung von Irreführungen die Mittheilungen auf Ereignisse aus, die, wie der österreichische Hausstreit und die politisch-kirchlichen Verhältnisse Oesterreichs, nicht zur Reichsgeschichte gehörten, aber doch tief eingreifenden Einfluß auf sie übten. Vier Jahre vor dem 6. Bande hatte St. endlich den „Oesterreichischen Bauernaufstand des Jahres 1626" herausgegeben. Er glaubte, an dieses Buch dürften die strengsten Forderungen als Maßstab angelegt werden, die er je in Bezug auf Vollkommenheit des Quellenmateriales, kritische Behandlung und Darstellung geltend gemacht habe. Besondere Freude hatten ihm dabei die Ergebnisse für Kritik und Methode bereitet. Seine Ansichten von der auf materiellen und seelischen Zuständen beruhenden Unzulänglichkeit der Nachrichtenvermittlung jener Zeit, seine niedrige Einschätzung der seit Ranke immer noch als Quellen ersten Ranges geltenden Venezianischen Depeschen hatte er bei erneuter Prüfung an dem reichen Material des Bauernaufstandes durchaus bestätigt gefunden. Der Nachweis einer Reihe von Fälschungen bei den vertrauenswürdigsten Zeugen dünkte ihm geradezu eine Parodie auf die kritische Methode mittelalterlicher Forschung, und es erfüllte ihn mit tiefer Befriedigung, daß Sybel seine Zweifel an der Sicherheit mittelalterlicher Feststellungen aufs lebhafteste bestärkte und ihm kurz vor der Ausgabe des Bauernkrieges sagte: „Von den Thaten der mittelalterlichen Kaiser läßt sich höchstens sagen: meine Ansicht ist, daß sich die Sache so und so verhalten hat; aber zu behaupten: das ist so gewesen — das ist eine Unverschämtheit." Ottokar Lorenz, für dessen geistreiches Wesen St. viel Sympathie besaß, bewunderte am „Bauernaufstand" neben der Beherrschung der „überwältigendsten Einzelnheiten", die der Autor aus Hunderten von Quellen zusammengebracht und die ihm z. B. bei Schlachtbeschreibungen die Identificirung von Höfen, Fußwegen und Brücken erlaubte, mit Recht auch die seltene Erzählerkunst des Verfassers. Aber mehr als alle Anerkennung der Fachgenossen erfreute es ihn, daß sein alter Freund Professor Jodl in Wien an dem Buch die „schier volksthümliche Schreibweise" hervorhob. Denn durch sie hoffte er, der keinen Standeshochmuth kannte, das Resultat der mühseligen Gelehrtenarbeit, deren Werkstätte er in einem gesondert ausgegebenen Theil den Fachgenossen öffnete, auch dem oberösterreichischen Bauern zugänglich zumachen, dem Bauern, den er liebte, weil seine Vorväter tapfer und zäh für ihre religiöse Ueberzeugung gefochten und keine Verfolgung ihre Standhaftigkeit hatte erschüttern können. Mit dem Herzog Maximilian von Baiern hatte sich St. länger und eingehender als sonst jemand befaßt, so daß sich ein Aufriß seiner Persönlichkeit gleichsam von selbst als Thema bot, als er in der Akademie der Wissenschaften, die ihn im J. 1878 zum außerordentlichen Mitgliede gewählt hatte, im J. 1882 die Festrede zu halten hatte. Daß der Schilderer eine Persönlichkeit um so besser zu begreifen vermag, je näher sein eigenes Wesen ihr steht, bewährte sich auch hier: der Jesuitenzögling war für

St. keine sympathische Persönlichkeit; aber die strenge Selbstzucht des besonnenen Herrschers, die Unterdrückung eines feurigen Gemüthes zu Gunsten einer als Pflicht erkannten Arbeit, die Kraft einer sittlichen Ueberzeugung, von der St. zu sagen pflegte, daß sie allein den Menschen frei von Menschenfurcht mache und zum Bewußtsein seiner Fähigkeiten bringe, — all das fühlte St. als verwandte Züge. Größe vermochte er ihm nicht zuzusprechen, aber ehrliche Hochachtung zollte er dem Herzog ob seiner herben Pflichterfüllung und seinem von Grundsätzen beherrschten Handeln, dem der gemeine Eigennutz gewöhnlicher Seelen fern war. Neben diesen Arbeiten ging zur Entlastung der Publicationen der historischen Commission, für die St. mit Emsigkeit allmählich ein fast unübersehbares Material aufgethürmt hatte, eine Reihe von Abhandlungen einher, unter denen die „Verhandlungen über die Nachfolge Kaiser Rudolf's II." (1879), „das kirchliche Polizeiregiment unter Maximilian I." (1876), die Abhandlung über die Fälschung des Stralendorfischen Gutachtens (1885) und die reichen „Wittelsbacher Briefe" (8 Abtheilungen, 1885—1895), in denen jene überaus intimen Familiencorrespondenzen vereinigt wurden, die mehr culturgeschichtliches als politisches Interesse besaßen, besonders hervorgehoben seien. Zahlreiche Artikel, die er für die „Allgemeine deutsche Biographie" schrieb, boten seinem Darstellungsdrang willkommene Gelegenheit. Manche Schilderungen, von denen die bedeutendsten, so jene Rudolf's II. und Ferdinand's II., in seinen gesammelten „Aufsätzen und Vorträgen" wieder abgedruckt wurden, sind von medaillenhafter Präzision.

Mit zunehmenden Jahren fühlte St. immer deutlicher, daß er zu mehr berufen sei als zu Actenedition und Specialistenthum. An Anerkennung der engeren Fachgenossen mangelte es ihm nicht, obgleich Mancher die Unerschrockenheit und den treffenden Witz seiner Zunge schwer überwand. Döllinger schätzte ihn hoch; die Akademie wählte ihn 1889 zum ordentlichen, die historische Commission 1883 zum außerordentlichen und 1887 zum ordentlichen Mitgliede. Die bewunderungswürdigste rednerische Begabung, die ihm die Natur in die Wiege gelegt, hatte er meisterhaft ausgebildet. Aber alle Versuche, den sprudelnd lebendigen, immer anregenden Docenten an eine Universität zu bringen, scheiterten an seiner confessionellen Stellung — bald daran, daß er nicht protestantisch, bald daran, daß er nicht katholisch war. Die Fehlschläge trug er mit Ruhe als unabwendbare Folgen seiner inneren Ueberzeugung. Es entsprach seiner wirklichen Gesinnung, wenn er einmal in seiner scherzhaften Art zu einem Schüler sagte: „Seien Sie überzeugt, daß ich den verdienten Hafer erst bekommen werde, wenn Sie meinen Nekrolog schreiben; aber fügen Sie dann auch bei, daß ich ihn gern entbehrt habe." Geschmerzt hat ihn nur, daß sich der Plan zerschlug, ihn nach Straßburg zu berufen. Denn nirgends, glaubte er, hätte er alles Brauchbare in sich besser zum Nutzen des Vaterlandes verwenden können als an diesem für das Deutschthum so wichtigen Platze. Allmählich gewöhnte er sich daran, München, wo er nun schon mehr als zwanzig Jahre weilte, als seine Heimath zu betrachten und lebte im Kreise der Collegen und seiner Schüler, denen er in wissenschaftlichen und menschlichen Dingen Berather und Freund war. Nachdem er seine tiefgeliebte Frau heimgeführt, machte er sich in München ansässig, erwarb in Schliersee einen Platz und baute sich darauf für Ferientage ein ländliches Haus.

Einen neuen Anstoß erhielt er durch seine Ernennung zum Professor am Münchener Polytechnikum, die Döllinger im J. 1885 durch einen persönlichen Besuch beim Cultusminister v. Lutz durchgesetzt hatte. Wer Stieve's Persönlich-

keit in Umgang oder Briefwechsel nahetrat, seine phantasievolle innere Beweglichkeit kannte und sah, wie seine geradeaus gehenden, geistvollen Bemerkungen, deren Sinn ungesucht zuströmende, zuweilen groteske Bilder noch verdeutlichten, oft die schwierigsten Fragen von neuen Seiten überraschend beleuchteten, wie ihm Erfahrungen mit Menschen und Leben zu Hülfsmitteln für Erkenntniß der Vergangenheit wurden, und wie er beständig von geschichtlichen Problemen bewegt war, der wußte, daß in diesem fesselnden Manne, dessen Herz in Liebe für die Nation und ihre Freiheit erglühte, mehr steckte als ein Editor und daß er sozusagen nur die Hälfte seines Geistes für seine bisherigen Arbeiten anzuwenden gebraucht hatte. Der Wunsch seiner Freunde, daß diese reiche Natur ihr Pfund nicht auf die Dauer in Actenarbeiten vergraben, sondern sich umfassenden und allgemeiner interessierenden Problemen zuwenden möge, schien deshalb wohl berechtigt. Die Thätigkeit am Polytechnikum war einem solchen Umschwung günstig. Denn der Zwang, nun allgemeine deutsche und besonders Handelsgeschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit zu lesen, erweiterte seinen Interessenkreis ungemein. Er fühlte seine Schwingen wachsen und gewann die innere Sicherheit, daß er auch für größere Aufgaben geeignet sei. Hauptsächlich von den kurz vorher erschienenen Vorlesungen Karl Wilhelm Nitzsch's über deutsche Geschichte wurde er mächtig angeregt. Bald fand er, daß für die nach möglichst weiten Ueberblicken verlangenden Hörer eines Polytechnikums ein Colleg über allgemeine Culturgeschichte noch weit wichtiger sei. Mit Vorliebe widmete er sich den umfangreichen Studien zu diesen Vorlesungen. Ja er gab zu diesem Zweck auch die ihm übertragenen Vorlesungen an der Akademie der Künste auf, die ihm sehr ans Herz gewachsen waren, weil diese zusammenfassenden Vorträge vor einem zunächst künstlerisch interessirten Hörerkreis seine Schilderungskunst erheblich gesteigert hatten und sein Bestreben um die historische Bildung der jungen Akademiker Verständniß und Begeisterung erweckte. In die culturgeschichtlichen Vorlesungen legte er sein ganzes Wesen; eine breite anthropologische Einleitung entwickelte seine seit dem Jahre 1870 immer freier gewordene, geläuterte Weltanschauung, die längst über alle Confessionen hinausgediehen war, aber mit unerschütterlicher Ueberzeugung an einem persönlichen Gott, an Freiheit und Unsterblichkeit festhielt. Diese Vorlesungen hatten gewaltigen Erfolg; die Zuhörer zählten bald nach Hunderten, unter ihnen gereifte und in Lebensmühen ergraute Männer. Ueberzeugt von der Bedeutung der Geschichte für die allgemeine Bildung, begrüßte er die steigende Antheilnahme der Volksschullehrer mit besonderer Genugthuung. Ja er versprach sich von ihnen mehr Erfolg als von den Mittelschullehrern, weil man durch sie unmittelbar auf das Volk zu wirken hoffen dürfe. Der Aufbau der Vorlesungen war streng genetisch und verfolgte die Wechselwirkung von Allgemeinheit und Individuum unter dem Gesichtspunkt der Befreiung der Persönlichkeit zur Humanität im Sinne Herder's und Goethe's. Die konsequent collectivistische Betrachtungsweise hat er entschieden abgelehnt. Dazu war er viel zu sehr von dem Glauben an die Persönlichkeit und ihre Wirkung auf das Leben, von der Complicirtheit der Zustände durchdrungen. Immer stärker entwickelte sich während seiner Thätigkeit am Polytechnikum in ihm der Gedanke, daß das übertriebene Specialistenthum überwunden werden müsse; darum richtete er sein Seminar mehr darauf ein, Geschichtslehrer zu erziehen als „Forscher zu züchten“. Er selbst entschloß sich, seine Arbeiten an der historischen Commission, die ihn zu verschlingen drohten, endgültig abzuschließen und sich größeren, darstellenden Aufgaben zu widmen. Nach 27jährigem „Kärrnerdienst“ hielt er sich dazu für berechtigt. Er war voller Pläne: eine Biographie Wallenstein's sollte den

Uebergang bilden; in zwei Akademievorträgen riß er eine Menge von Legenden zusammen, die sich um die Gestalt des Friedländers gesponnen hatten; einen „Ehrentempel deutscher Kritik“ nannte er ironisch seine Ausführungen. Auch Wallenstein hatte für ihn den Nimbus eines Großen schon längst verloren. Dann ging er mit dem Gedanken um, eine kurze, volksthümliche deutsche Geschichte zu schreiben, die nach seiner Meinung die Wissenschaft von Zeit zu Zeit der Nation nach dem jeweiligen Stande ihrer Erkenntniß schuldig war. Er traute sich zu, auch in einem einzigen knappen Bande das Nöthige sagen zu können und doch dabei Farbe und Leben nicht preisgeben zu müssen. Ja, obwohl er sich bis dahin in freilich nicht ganz gerechtfertigtem Mißtrauen auf sein Gedächtniß stets von activer Beschäftigung mit der Politik ferngehalten hatte, ließ er sich doch zu historisch-politischen Festreden bei zwei öffentlichen Geburtstagsfeiern Bismarck's im J. 1895 und am 31. März 1898 gewinnen; in der einen setzte er den zweiten großen Otto mit Otto dem Großen als dem Gründer des alten deutschen Reiches in Beziehung; in der anderen erläuterte er an einem Rückblick auf das Jahr 1848 die Bedeutung des Kanzlers, an dem er vorzüglich die Selbstüberwindung und die Kraft bewunderte und den er überhaupt für den größten Staatsmann aller Zeiten hielt. Die tiefe und lang nachhallende Wirkung dieser prachtvollen Reden wurde durch die Erscheinung des Vortragenden an diesen Festabenden der Stadt erhöht. Da reckte sich die hohe Gestalt mit dem mächtigen Haupt, den warmen treuen Augen, der kühn vorspringenden Nase in voller Kraft straff auf — das Bild einfacher, auf sich selbst gestellter, stolzer Männlichkeit, ohne Dünkel, ohne Furcht. Absichtlicher Mache bedurfte er nicht. Die starke Empfindung, mit der sein großes Organ die klangvollen Sätze in den Saal rollte, bemächtigte sich vom ersten Augenblick an der Hörer und hielt sie in Spannung und Bann. Von da ab war St. in München ein populärer Mann. Aber das Schicksal waltete in unbegreiflicher Weise über diesem eben in neuem Aufstieg begriffenen Leben. Als sein Name seit jenem 31. März aufs neue am 10. Juni von Mund zu Mund flog, da erscholl die Klage um einen Toten. Schon in früheren Jahren hatte ihn einmal eine Lungenentzündung fast an den Rand des Verderbens gebracht. Als aber den frohgemuth Schaffenden wie ein Dieb in der Nacht eine neue befiel, war alle Aufopferung und Kunst der Aerzte vergebens. Er starb mannhaft wie er gelebt. Seinen vertrauten Freund Professor Schech, der die Behandlung leitete, fragte er auf Ehrenwort, wie lange er voraussichtlich noch zu leben habe. Schech mußte einen nahen Zeitpunkt nennen. Tief erschüttert, aber mit Ruhe gab er nun seine Wünsche kund und schloß ab. Die letzten Stunden, am 10. Juni 1898 nachmittags, gehörten ausschließlich seiner Frau. Als ihn eine unabsehbare Menge von Freunden, Collegen und Schülern unter Sonnenschein in die Erde senkte, ward die Bewunderung für den bedeutenden, gütigen und wohlthätigen Menschen laut, aber auch die grübelnde Trauer, daß ein solches Leben und eine solche Arbeit zum Torso bestimmt war.

Die Schriften Stieve's bis 1895 finden sich in den Almanachen der bairischen Akademie der Wissenschaften verzeichnet, die späteren sind mit anderen kleineren Arbeiten vereinigt in den von Frau Agnes Stieve gesammelten und von Zwiedineck-Südenhorst eingeleiteten „Abhandlungen, Notizen und Reden“, Leipzig 1900. Von den Nekrologen seien hervorgehoben der von Zwiedineck-Südenhorst in der Zeitschrift für deutsche Geschichtswissenschaft, Jahrgang 1898, J. Friedrich's Würdigung in den Sitzungsberichten der historischen Classe der bayer. Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1899, und die vorzüglichen „Erinnerungen an F. Stieve“

von Dr. Alfred Altmann, die Stieve's Entwicklung und Charakter in durchaus zutreffender Weise schildern. — Treffliche Bildnisse Stieve's malten Alfred Zimmermann und Hermann Kaulbach.

Karl Mayr.

Stizenberger: Ernst St., praktischer Arzt und botanischer Schriftsteller, geboren am 14. Juni 1827 in Konstanz, † ebendaselbst am 27. September 1895. Nach dem Besuche des Lyceums seiner Vaterstadt studirte St. von 1844 an zunächst in Freiburg im Breisgau, darauf in Zürich Medicin und daneben mit gleichem Eifer auch Naturwissenschaften, wobei er in Freiburg in dem Botaniker A. Braun einen ihm wohlwollenden Lehrer fand, mit dem er später noch in regem Verkehr geblieben ist. Einen vorläufigen Abschluß fanden seine Studien durch die 1850 erfolgte Promotion zum Dr. med. auf Grund seiner Dissertation: „Uebersicht der Versteinerungen des Großherzogthums Baden". Zu weiterer ärztlicher Ausbildung besuchte St. dann noch die Universitäten Prag und Wien und ließ sich nach bestandener Staatsprüfung Ende 1851 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Hier wirkte er bis zu seinem Tode. Gleich in den ersten Jahren nach seiner Niederlassung berief ihn das Vertrauen der städtischen Behörden zum leitenden Arzte des Konstanzer Stadtspitals, welches Amt er lange Jahre hindurch erfolgreich verwaltete. Daneben wurde er zweiter Gerichtsarzt und fungirte über vierzig Jahre als Visitator der Apotheken seines heimathlichen Bezirkes. Seine Mußestunden galten den Naturwissenschaften und der Musik. Durch den Besuch der Naturforscherversammlungen und durch brieflichen Verkehr mit botanischen Freunden blieb er mit der Wissenschaft im Zusammenhang. Die Pflege der Musik aber und die Freude daran bewahrte er bis an sein Lebensende, ist auch schriftstellerisch auf diesem Gebiete thätig gewesen, indem er 1883 „Grundlinien einer Geschichte der Tonkunst im Lande Baden" veröffentlichte. Seine botanischen Arbeiten erstrecken sich fast durchweg auf blüthenlose Gewächse. Nach einigen kleineren Aufsätzen in der Hedwigia (1854 u. 1855) über Algenformen folgte 1860 eine systematisch geordnete Aufzählung der von Ludwig Rabenhorst herausgegebenen Algen Sachsens resp. Mitteleuropas unter Zugrundelegung eines von St. aufgestellten neuen Systems, wovon 100 Dekaden erschienen sind. Außerdem betheiligte er sich seit 1857 im Verein mit Braun und Rabenhorst bei der Herausgabe der „Characeen Europas", wovon der letzte Fascikel 1878 herauskam. Den Gegenstand seiner Specialforschung indessen bildeten die Flechten. In seinem „Beitrag zur Flechtensystematik" (Bericht der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1861) gab er ein neues, von ihm aufgestelltes System jener Pflanzengruppe, woran sich ein Jahr später eine kurze Skizze: „Ueber den gegenwärtigen Stand der Flechtenkunde" (Flora 1862) anschloß. Zwei größere Abhandlungen erschienen 1863 und 1864 in den Verhandlungen der Leopoldina (Bd. 30 und 31): „Kritische Bemerkungen über die Lecideaceen mit nadelförmigen Sporen" und „Ueber die steinbewohnenden Opegrapha-Arten", beide Arbeiten von 2 Tafeln begleitet. Diesen ließ er 1867 eine gründliche Monographie mit 3 Tafeln unter dem Titel: „Lecidea sabuletorum Flörke" an demselben Orte folgen. Außerdem beschäftigte sich St. eingehend mit dem Studium außereuropäischer Flechten. Im Anschluß an ein „Verzeichniß der von Th. v. Heuglin auf Nowaja Semlja gesammelten Lichenen" (Petermann's geogr. Mittheilungen, Heft 11, 1872) verdankt ihm die Wissenschaft in dem lateinisch geschriebenen „Index lichenum hyperboreorum" eine Zusammenstellung der zur Zeit bekannten Flechten des arktischen Asiens und Amerikas (Bericht der St. Gallischen naturwiss. Gesellsch. 1875) und zwei ebendort veröffentlichte umfangreiche

und werthvolle Bearbeitungen der „Lichenaea africana“ (1888 und 1889). Die Novara-Expedition lieferte ihm das Material zu einem in der „Flora“ 1886 publicirten Aufsatz: „Nachtrag zur botanischen Ausbeute der Novara-Expedition“, worin 29 Flechtenarten aufgezählt werden. Das Erscheinen einer von ihm herausgegebenen „List of lichens collected by Mr. Robert Reuleaux in the Western parts of North-America“ erlebte er nicht mehr; doch konnte er noch in seinem Todesjahre sich der Vollendung einer größeren Arbeit über „Die Grübchenflechten und ihre geographische Verbreitung“ (Flora 1895) erfreuen.

Neben seinen wissenschaftlichen Untersuchungen fand der rastlos thätige Mann trotz ausgedehnter ärztlicher Praxis auch noch Zeit zur Abfassung populär geschriebener Aufsätze, zu reger Betheiligung am Vereinsleben im Interesse seiner Standesgenossen und wie schon erwähnt, zur intensiven Pflege der Musik. Er wurde im Alter von etwas mehr als 68 Jahren durch einen Schlaganfall seinem verdienten Wirken entrissen. Sein reiches Flechtenherbar hat St. testamentarisch als Geschenk der technischen Hochschule in Zürich vermacht. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften gibt der nachstehende Nekrolog.

Nachruf von Jos. B. Jack in den Berichten der Deutschen Botan. Gesellsch., XIV. Jahrg., 1896, und in Hedwigia, Bd. XXXV, 1896.

E. Wunschmann.

Stocken: Eduard von St., königlich preußischer Generallieutenant, geboren am 27. October 1824 zu Halberstadt, wollte sich ursprünglich dem Berufe seines Vaters, dem Postfache, widmen und trat am 1. April 1847 beim 10. Infanterieregimente als Einjährig-Freiwilliger in den Dienst, entschied sich aber, nachdem er als Secondlieutenant beim 3. Bataillone (Sorau) des 12. Landwehrregiments am Feldzuge des Jahres 1849 gegen die Aufständischen in Baden Theil genommen hatte, für die Laufbahn des Officiers und wurde am 15. August 1850 in gleichem Dienstgrade dem 14. Infanterieregimente überwiesen. Am 1. October 1851 als „Militärelevé“ zur damaligen Central-Turnanstalt (demnächst Militär-Turnanstalt) commandirt, kam er an ein Institut, dem er nach einander als Schüler, Hülfslehrer, Lehrer und, seit dem Herbst 1863, als Unterrichtsdirigent bis zum Jahre 1869 angehört, und in dem er der Armee große Dienste geleistet hat. Seine dortige Thätigkeit wurde in dieser Zeit anfangs durch mehrmalige Commandos zur Divisionsschule in Stettin unterbrochen, dann im J. 1866 durch seine Theilnahme am Kriege gegen Oesterreich, den er, seit 1862 Hauptmann, als Compagniechef in dem letztgenannten Regimente auf dem Schauplatze in Böhmen mitmachte. Im Jahre 1869 zum Major befördert, kehrte er im nächstfolgenden Jahre als Bataillonscommandeur im 3. Brandenburgischen Infanterieregimente Nr. 20 in den Frontdienst zurück und nahm in dieser Stellung am Kriege 1870/71 gegen Frankreich Theil; in den Januarkämpfen bei Le Mans führte er das Regiment. Die Verleihung beider Classen des Eisernen Kreuzes und des Adels sprachen die Anerkennung seiner Leistungen aus. Im J. 1876 erhielt er das Commando des Grenadierregiments Kronprinz (1. Ostpreußisches) Nr. 1, vertauschte diese Stellung 1878 mit der an der Spitze des Königin Elisabeth Garde-Grenadierregiments Nr. 3, wurde 1882 Commandeur der 26. Infanteriebrigade in Brandenburg a. H., trat 1886 als Generallieutenant in den Ruhestand und nahm seinen Wohnsitz in Hannover, wo er am 24. October 1897 gestorben ist. — Die von ihm als Lehrer und Leiter der Militär-Turnanstalt befolgten Grundsätze hat er in „Uebersichtstabellen für den systematischen Unterricht in der Militärgymnastik“ entwickelt (Berlin, 10. Auflage

1875); der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit ist durch ihn im 4. Beihefte zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1869 ein Denkmal gesetzt.

Militär-Wochenblatt, Berlin 1897, Nr. 112. B. v. Poten.

Stockmayer: Amandus Friedrich, Christof Friedrich, Jakob Friedrich und Johann Friedrich St.: Die frühesten Träger des Namens Stockmayer finden sich am Ende des 16. Jahrhunderts in dem altwürttembergischen Städtlein Sindelfingen; und dort auch sind im J. 1636 Potentiana geb. Hünter v. Wels in Oberösterreich, 40 Jahre alt, und ihr Gatte Balthasar Stockmayer, und zwar „mehrentheils Hungers" (nach anderen Nachrichten an der Pest) gestorben. Balthasar St. war 30 Jahre lang evangelischer Pfarrer in Enns in Oberösterreich gewesen, aber im J. 1628 durch die Gegenreformation vertrieben worden. Von diesem Ehepaar und ihrem Sohn Stefan St., der im 30jährigen Krieg der Kriegscommissär Conrad Wiederholds, des tapferen Vertheidigers der Bergfeste Hohentwiel (s. A. D. B. XLII, 386) gewesen, stammen alle späteren Stockmayr ab, namentlich diejenigen, die durch vier Generationen bedeutende Rollen in der Geschichte der altwürttembergischen Landschaft gespielt haben. Es sind dies:

I. Christof Friedrich St. der Aeltere, geboren am 6. September 1661 zu Pfullingen als Sohn des obengenannten Stefan St., † 1749, Prälat und Abt des evangelischen Klosters Bebenhausen, einflußreiches Mitglied des Landschaftlich Größeren Ausschusses von 1730—33 und des Engeren Ausschusses von 1733—48.

II. dessen Söhne

a) Christof Friedrich St. der Jüngere, geboren 1699 in Stuttgart, † am 6. November 1782, Nachfolger seines Vaters als Prälat von Bebenhausen und in den Landschaftlichen Ausschüssen von 1748—1782;

b) Johann Friedrich St., geboren am 17. April 1705, † am 17. Januar 1782, seit 1728 in Diensten der Landschaft als ihr Secretarius, seit 1734 auch als ihr Advocat, seit dem großen Landtag von 1737 zugleich als Landschaftsconsulent (Syndikus). Daneben herzogliches Mitglied des Hofgerichtes und seit 1740 Regierungsrath hat er durch Häufung dieser Aemter in seiner Person in schweren Zeiten einen entscheidenden Einfluß auf die Landesvertretung und die Geschicke des Landes geübt und dabei unfraglich viel Tüchtiges geleistet. Sein Unglück war, daß er im J. 1752 den berühmten Johann Jakob Moser (s. A. D. B. XXII, 372) als Landschaftsconsulenten zum Amtsbruder bekam. Zwischen dem bedächtigen, in den althergebrachten, sicheren, freilich stark ausgetretenen Bahnen wandelnden Melancholiker St. und dem raschen, stets Neues ergreifenden Choleriker Moser kam es bald zu Verstimmungen und leidenschaftlichen Ausbrüchen, die dazu führten, daß bald Moser von den Ausschußgeschäften fern gehalten wurde, bald Stockmayer selber von ihnen fernblieb. Immer wieder kam es zu leidlicher Versöhnung, selbst als am Anfang des Siebenjährigen Krieges das Benehmen Moser's, der dazumal des besonderen Vertrauens des regierenden Herzogs Karl (s. A. D. B. XV, 376) sich erfreute, ein wirklich seltsames war. Aber als Moser im Sommer 1758 nicht bloß sich beigehen ließ, ein langes von Stockmayer mit unsäglichem Fleiß ausgearbeitetes Anbringen an den Herzog durch seine (begründete) Kritik zu Fall zu bringen, so daß der landschaftliche Ausschuß es gar nicht absandte, sondern als Moser auch noch in öffentlichen Schriften die Gewaltschritte der Mecklenburgischen Herzoge gegen ihre Landstände lobte in dem Augenblick, wo sich die württembergischen Landstände der Gewaltschritte ihres Herzogs kaum erwehren konnten, und als er zugleich (un-

beabsichtigt) seinen Collegen St. als Verfasser eines landschaftlichen Anbringens enthüllte und damit der Rache des Herzogs aussetzte, da stieg Stockmayer's Groll aufs höchste, und unter Scheltworten verlangte er im Wahn seiner Unentbehrlichkeit standhaft seinen Abschied — in der sicheren Erwartung, daß man nicht ihn, sondern seinen unleidlichen Amtsbruder Moser werde ziehen lassen. Um so enttäuschter war St., als vom Ausschuß umgekehrt Moser festgehalten und dafür ihm selbst der oft erbetene Abschied im December 1758 ertheilt wurde mit einem Ruhegehalt von nur 500 fl., zumal da ihm nun auch Hz. Karl das doch auf Lebenszeit bewilligte Regierungsrathsgehalt von 600 fl. und das Gehalt von 200 fl. als Mitglied der Residenzbaudeputation entzog. (St. selbst berechnete als sein Einkommen: Landschaftliche Ordinaribesoldung 560 fl., Schreibverdienst durchschnittlich 860 fl., Kleidergeld von der herzogl. Landschreiberei 45 fl., Speisungsgeld während der Ausschuß-Convente 248 fl., als Mitglied der Residenzbaudeputation 200 fl. und der Accisdeputation 75 fl., Taggelder als Consulent 220 fl., Remunerationen bei Conventen wenigstens 120 fl., Wohnung im Landschaftshaus wenigstens 180 fl., 1—2 Eimer Wein wenigstens 50 fl., zusammen 2558 fl. = 4385 Mk; daneben 600 fl. als Regierungsrath und Belohnungen bei der Abrechnung mit den Oberamtspflegen und dem Abhör der Rechnungen, bei temporellen Deputationen, bei Beeidigungen u. dergl.) Unablässig lag daher St. dem Ausschuß an, daß er ihn entschädige und ihn wieder ganz ins Consulentenamt einsetze. Schon seit Moser's Verhaftung war er vom Ausschutz trotz Verabschiedung wieder gebraucht worden; St. war es, der die im J. 1757 begonnenen geheimen Negotiationen fortführte, um den früheren herzoglichen Legationsrath Gottfried Adam Hochstetter in Berlin (Friedrich's d. Gr. polit. Corresp. 10, S. 154; 11, S. 179, 188, 205, 211; 14, S. 318) als Sachwalter der Landschaft zu gewinnen im Kampf gegen den die Verfassung umstürzenden Herzog Karl. St. reiste (unter dem Namen Hofrath F. W. Meyer) mehrmals zu Hochstetter, der (unter dem Namen Hilnaer) wiederholt an den Landesgrenzen, ja selbst im Land im Bad Boll und auf Stockmayr's Gut Großheppach sich einfand, ferner nach Gotha zu dem ehemals württembergischen, jetzt gothaischen Geheimen Rath Dietrich v. Keller, dann nach Berlin und Sanssouci, um Rath und Hülfe beim König von Preußen als Garanten der württembergischen Verfassung zu erbitten, endlich nach dem Hubertusburger Frieden zu dem kurhannöverschen Gesandten in Regensburg, Freiherrn Ludwig Eberhard v. Gemmingen-Hornberg (Hardenberg's Denkwürdigkeiten von Ranke 1, S. 30, 44, 61). Allein der Landschaftliche Ausschuß hielt sich aus Furcht vor einem Cassensturz des Herzogs beim besten Willen außer Stande, alle Geldforderungen Stockmayer's zu erfüllen; er war zudem verletzt durch die unwahren Vorwürfe Stockmayer's, um des gemeinen Besten willen sei er zur Ruhe gesetzt worden, ja, er sei um sein Amt durch den Ausschuß gebracht worden, wie Moser um das seine durch den Herzog; und er fühlte sich abgestoßen durch das anmaßende, herrschsüchtige Gebaren Stockmayer's, der auf Reisen ging und seinen Schwiegersohn Dr. Jakob Friedrich Stockmayer auf Reisen schickte ohne Auftrag, ja ohne Wissen der Landschaft, und der von seinen Negotiationen nur bruchstückweise mittheilte, was ihm gefiel. Nur zögernd erhöhte daher der Engere Ausschuß Stockmayer's Bezüge um einige hundert Gulden, die er aus der sog. Geheimen Truhe nahm; von der Wiederanstellung als Consulent wollte er gar nichts wissen. St. aber beharrte auf vollkommener Geldentschädigung und auf Wiederanstellung, weil er als Landschaftsconsulent durch den Reichshofrath am besten geschützt wäre, da seine auswärtigen Negotiationen nicht verborgen geblieben; St. bezog die persönlichen Drohungen in des Herzogs Resolutionen an die Landschaft auf

sich und fürchtete, daß nun Montmartin (s. A. D. B. XXII, 204) den Herzog auf ihn „loslassen“ werde, wie vorher auf Moser und Rieger (s. A. D. B. XXVIII, 546); der von ihm bei Dänemark, Hannover und Preußen gesuchte öffentliche Charakter war nicht zu erreichen und hätte ihn zudem kaum besser geschützt als seinen Amtsbruder Moser der dänische „Etatsrath“. Die Abneigung der Landschaft gegen seine Wünsche schrieb St. allein dem Uebelwollen der Consulenten Eisenbach und Hauff (Großvater des Dichters Wilhelm H.) zu, der sich allerdings förmlich weigerte, neben St. zu dienen, und namentlich dem des vorsitzenden Ausschußprälaten Ludwig Eberhard Fischer (s. A. D. B. VII, 78). Um die Widerstrebenden zu zwingen, stellte St. im J. 1764, als gerade die Landschaft durch die vom Herzog gewaltsam eingeführte Vermögenssteuer im größten Gedränge war, nicht nur seine Dienste mitten in einer wichtigen Negotiation ein, sondern drohte mit Proceß und öffentlicher Bekanntgabe seiner Sache. Damit brachte er den Ausschuß, der wohl wußte, daß ihm diese Irrungen mit St. bei seinen, stets von St. selbst, seinem Sohn und Schwiegersohn bedienten auswärtigen Gönnern überall im Wege standen, endlich dahin, daß er ihm 6000 fl. als Abfindung fürs Vergangene und für künftig 1800 fl. Jahrgeld nebst Speisungsgeldern und einem Eimer Wein bewilligte, auch seine völlige Restitution als Consulenten „beim ersten schicklichen Tempo“ versprach. Doch St. gefällt sich auch ferner in einer abfälligen Kritik aller ohne ihn gemachten Schritte der Landschaft (gerade wie sein jetzt in Freiheit gesetzter ehemaliger Amtsbruder Moser), und er theilt diese Kritik auch den in Stuttgart erschienenen Gesandten der garantirenden Höfe Preußen, Hannover und Dänemark mit. Doch diese wollen jetzt von der Rückkehr des melancholischen, herrschsüchtigen und rechthaberischen Mannes ins Landschaftliche Collegium so wenig wissen als dieses selbst, in dem nur noch sein Bruder, der Prälat (s. o.), und sein Sohn Amandus Friedrich (s. III.) seine Partei nehmen. Wieder droht er, seine Sache öffentlich bekannt zu machen oder an den neuberufenen Landtag zu bringen; aber immer wieder gelingt es dem Ausschuß, ihn durch Geldbewilligungen zu beschwichtigen und seine Reactivirung hinauszuschieben. Mit der im Erbvergleich von 1770 gewährten allgemeinen Amnestie fiel auch für Stockmayer's Drang nach Reactivirung ein Hauptgrund weg; auch Alter und Krankheiten mußten sie ihm nun selbst unerwünscht erscheinen lassen. So hören denn jetzt diese Gesuche an den Ausschuß auf und St. begnügt sich, die errungenen hohen Bezüge ohne Gegenleistung weiter zu beziehen bis an sein Ende.

Johann Friedrich St. wurde durch seine erste Ehe Schwiegersohn seines Amtsbruders, des Landschaftlichen Consulenten Heinrich Sturm, und Schwager des Geheimen Rathes Philipp Eberhard Zech. Als diese Frau im ersten Wochenbette starb, heirathete St. die Maria Elisabeth, Tochter des Eßlinger Bürgermeisters Friedrich Balthaser v. Rhaw; dadurch wurde er Schwager seines Vetters, des Kirchenrath-Expeditionsraths Rudolf Amandus Stockmayer und insbesondere des Regierungs-, später Geheimen Rathes Joh. Konrad Renz. Als diese Frau im J. 1752 im 15. Wochenbett starb, heirathete er Charlotte Luise Oetinger, Witwe des Kammerrathes Greiner; diese dritte Ehe blieb kinderlos. Sieben Kinder aus zweiter Ehe erreichten ein höheres Alter; von den vier Töchtern heirathete die eine den Universitäts-Professor, späteren Prälaten Hnr. Chrf. Bilfinger, die zweite den Geheimen Archivar Chrn. Hnr. Eisenbach (Bruder des Landschaftsconsulenten E.), die dritte den Tübinger Arzt Dr. phil. Sigmund Palm, die vierte ihren Geschwisterenkel Kanzleiadvocat Dr. Jakob Friedrich v. Stockmayer (geb. Stuttgart 20. October 1736, † Wien 22. October 1788), der während des Processes der Landschaft mit dem

Herzog viel zu landschaftlichen Sendungen gebraucht wurde (s. o.) und von 1772 an bis zu seinem Tod als landschaftlicher Geschäftsträger, daneben allmählich auch als badischer Ministerresident und Geheimer Legationsrath und als Bückeburger, Nassauer und Reußischer Geschäftsträger in Wien thätig war, seit 1782 selbst von Herzog Karl von Württemberg mit Aufträgen für Wien betraut wurde, ohne freilich von diesem Bezahlung erreichen zu können. (Er war in zweiter Ehe mit einer Tochter des Geheimen Rathes Renz [s. o.], in dritter Ehe mit einer v. Stettner aus Wien verheirathet [vgl. Karl Friedrich's v. Baden polit. Correspondenz I, S. 16, 137, 237, 308, 343].) — Von den Söhnen von Johann Friedrich ist Amandus Friedrich (s. III) der älteste; der mittlere Christof Friedrich 1737—73, erst Lieutenant, zuletzt Posthalter in Plochingen, war ebenfalls vielfach zu landschaftlichen Sendungen gebraucht; der dritte Johann Friedrich d. J. 1744—1807 wurde im J. 1776 Amtmann der der Landschaft verpfändeten Herrschaft Weiltingen und erhielt im J. 1793 von Herzog Karl (auf Betreiben seines Bruders Prinz Ludwig Eugen) die Stiftsverwalterstelle in Stuttgart übertragen; sein Sohn ist der verdiente General Ludwig Friedrich v. St. (s. A. D. B. XXXVI, 315).

III. Amandus Friedrich St. der Aeltere, geboren in Stuttgart am 13. November 1731, † am 21. März 1813. Nach dem Besuch der Universität Tübingen, wo er 1753 de legato universali, aere alieno gravato pro licentia disputirt, wurde er Hofgerichtsadvocat in Tübingen und am 12. Juni 1755 vom Landschaftlich Engeren Ausschuß in Stuttgart auf die von seinem Vater Johann Friedrich St. hierzu abgetretene Stelle eines Landschaftssecretärs gewählt. Die Streitigkeiten mit Herzog Karl gaben ihm Gelegenheit, sich in vielfacher Weise verdient zu machen, insbesondere führte er großentheils die geheime Correspondenz mit den auswärtigen Freunden und mit seinem Vater und seinem Vetter Jakob Friedrich St. (s. II) während ihrer landschaftlichen Sendungen. Er wird auch selbst zu solchen Sendungen gebraucht; so im J. 1765 nach Frankfurt a. M., Hanau und Rumpenheim zu Conferenzen mit dem Geh. Rath v. Keller (s. II) und dem dänischen Gesandten v. Eyben, im December 1768 wieder nach Hanau zur Begrüßung des Königs von Dänemark, seines Ministers Bernstorff (s. A. D. B. II, 499) und des dänischen Gesandten Achaz Ferd. v. d. Asseburg (s. dessen Denkwürdigkeiten. Berlin 1842), um die Sendung Asseburg's nach Stuttgart an Eybens Stelle zu erbitten und um in Wasserlos bei Hanau nach dem Rechten zu sehen, wo Oberst Rieger (s. II) als landschaftlicher Vertrauensmann bei Prinz Ludwig Eugen von Württemberg weilte, aber der Landschaft verdächtig geworden war; später wiederholt zu Prinz Friedrich Eugen von Württemberg ins Wildbad und nach Mömpelgard. In der Landschaft erhält St. im J. 1770 die nach Verabschiedung seines Vaters abgeschaffte, aber jetzt neu errichtete Advocatenstelle, d. h. im wesentlichen die Befugnisse des Vorsitzenden übertragen. Nun dirigirte er als Secretär die landschaftliche Kanzlei, als Advocat das landschaftliche Collegium; dazu hatte er, der von jeher „mit Rechnungssachen gern umging“, die Geheime Negotiationskostenrechnung seit 1763 unter sich, führte seit 1785 auch die Geheime Truhen-Rechnung; auch vorübergehend eingerichtete Nebencassen, wie die Fruchtcasse bei der Theurung 1771, verwaltete er, und auch bei der allgemeinen Casse (Landschafteinnehmerei) hatte er maßgebenden Einfluß, namentlich bei Aufnahme und Ablösung von Capitalien. Mit dem „Schlüssel zum Futterkasten“ in der Hand war er der einflußreichste Mann in der Landschaft geworden, viel einflußreicher als die dem Rang nach höher stehenden Consulenten, deren Amt er daher auch nicht anstrebte. Daneben war er seit April 1778 von Prinz Ludwig Eugen von Württemberg als sein Sachwalter im Herzogthum

mit dem Titel Hofrath aufgestellt (wie ehedem Oberst Rieger); dieses Verhältniß löste der Prinz zwar im Januar 1784 im Unfrieden; aber die ihm ebenfalls übertragene Geschäftsführung für Prinz Friedrich Eugen dauerte fort und brachte ihm im J. 1788 wieder den Hofrathstitel. Das enge Verhältniß des ersten Mannes in der Landschaft zum Hofe mußte den Unwillen vertiefen, der sich gegen St. allmählich im Land angesammelt hatte: alle Vorwürfe wegen Leisetreterei gegenüber dem Hof, schlechter Verwaltung der Landesgelder, übermäßiger Bezüge daraus, die dem Ausschuß gemacht wurden, trafen vor allem St. als den Lenker des Ganzen. Nach seiner eigenen Angabe im J. 1797 bezog er: Gehalt als Advocat 60 fl., als Secretär 300 fl., Schreibverdienst (von jedem, von anderen geschriebenen Blatt 2 Kreuzer) durchschnittlich 2000 fl., an Speisungsgeld (z. B. der Ausschußconvente 1 fl. 12 Kreuzer, bei durchschnittlich 200 Tagen) 240 fl., dazu je eine Maß Wein 75 fl., aus der Weiltinger Casse 50 fl., Kleidergeld von der herzoglichen Rentkammer 45 fl., Holz 60 fl., freie Wohnung 200 fl., für davon abgegebene Zimmer 40 fl., Neujahrsducat 5 fl., bei der Rechnungsabhör 13 fl., zusammen 3093 fl. = 5300 Mark. Dabei sind noch gar nicht gerechnet die unständigen, sehr reichlichen Belohnungen fast bei jedem Convent und die für seine Cassenführung und für seine Mitgliedschaft bei Deputationen. Auch der gegen die Landschaft erhobene Vorwurf des Nepotismus trifft wesentlich Stockmayr: wie durch seinen Vater er, so wurde durch ihn sein Sohn Amandus Friedrich der Jüngere (s. IV) Landschaftssecretär; der andre Landschaftssecretär Konr. Abel war sein Schwiegersohn; daneben war bis 1782 sein Oheim (s. o. II) vorsitzender Prälat im Engeren Ausschuß; und nach dessen Tod erschien sein Geschwisterenkel Bürgermeister Rudolf Fr. St. von Stuttgart (übrigens ein sehr tüchtiger Mann), sowie sein Schwager und sein Vetter, die Prälaten Bilfinger und Wild, im Ausschuß; seinen Bruder ließ er zum landschaftlichen Amtmann in Weiltingen wählen, und sein Vetter und Schwager Dr. Jacob St. wurde landschaftlicher Geschäftsträger in Wien. So schien in der That die Landschaft ein Stockmayerisches Familien- und Erbgut geworden, wie es J. J. Moser im J. 1758 vorausgesagt hatte. Zuletzt entfremdete sich St. durch seine zweite, im December 1796 mit seiner Haushälterin geschlossene Ehe auch noch die eigene Familie. Der ihm im März 1797 von Friedrich Eugen von Württemberg als nunmehrigem Herzog verliehene Titel eines Geheimen Legationsrathes vermochte ihn nicht mehr zu schützen: der wenige Tage darauf nach 27jähriger Pause endlich berufene Landtag ließ es sein erstes Geschäft sein, St. zur Niederlegung seiner Aemter aufzufordern. Er kam der Aufforderung nach. Aber die übertriebenen und theils ganz unbegründeten Angriffe, die fortwährend gegen ihn und den früheren Ausschuß gerichtet, die Art, wie sie ungehört im Landtag verdammt, wie ihm das zugesicherte Ruhegehalt immer nicht bewilligt wurde, erbitterten ihn mit Recht und trieben ihn vollends dem Hof in die Arme. Als Herzog Friedrich den fruchtlosen Landtag im J. 1799 aufgelöst und einen neuen im J. 1800 berufen hatte, drängte er diesem den abgedankten Landschaftsadvocaten St. nun als Consulenten auf. St. gab sich dazu her; und nun beginnt der letzte, wahrhaft traurige Abschnitt seiner Thätigkeit. Er fühlte sich als Vertrauensmann des Regenten, vertrat dessen Standpunkt in der Landschaft und berichtete diesem, was in der Landschaft vorging; schmählich war, daß er bei des neuen Kurfürsten Gewaltschritten gegen die Landschaft im Herbst 1804 sogar die eigene Schwiegertochter dem Kurfürsten denuncirte (s. IV). Der neue Landtag im December 1804 sprach zwar allen Mitgliedern und übrigen Beamten des alten Ausschusses seinen Dank aus für ihr treupatriotisches Benehmen und bestätigte sie in ihren Aemtern, den Geheimen

Legationsrath St. aber forderte er zur abermaligen Niederlegung seines Amtes auf. Er willfahrte gegen ein landschaftliches Ruhegehalt von 2500 fl. Damit war seine Rolle endgültig ausgespielt. — Aus seiner ersten Ehe mit der Kaufmannstochter Christine Rosine Aulber von Stuttgart (geb. 16. Juli 1736, † 2. August 1794) sind sieben Kinder entsprossen, von denen aber nur der Sohn Amandus Friedrich d. J. (s. IV) den Mannsstamm fortgepflanzt hat; der einzige Sohn aus seiner zweiten Ehe mit Anna Barbara Valois ist jung gestorben.

IV. Amandus Friedrich St. der Jüngere, geboren in Stuttgart am 14. October 1760, † am 2. Februar 1837. Im J. 1784 von Wien zurückgekehrt, wird er zunächst Regierungssecretär, im März 1786 aber Landschaftssecretär, eine Stelle, die sein Vater zu seinen Gunsten niedergelegt (s. III). Seine Sendung nach Wien an den Reichshofrath, die im J. 1799 seitens des Landschaftlichen Engeren Ausschusses im Streit mit Herzog Friedrich geschah, trug ihm wohl die Zufriedenheit seiner Auftraggeber, aber auch die Ungnade des Herzogs ein. Im August 1800 mit vielen anderen Fremden von der Polizei aus Wien ausgewiesen, kehrte er nach Stuttgart zurück im Gefühl, den besonderen Haß des Landesfürsten auf sich geladen zu haben. In dem fortdauernden Kampf der Landschaft um die Landesverfassung schritt Kurfürst Friedrich im Sommer 1804 dazu, fünf Ausschußmitglieder, den Consulenten Kerner und die Secretäre St. und Fr. Weißer (XLI, 610) des Amtes zu entsetzen und Beide zuerst auf dem Stuttgarter Rathhaus, nachher auf Hohenasperg gefangen zu setzen. Der letzte Anlaß hierzu war eine Unterstützung, die der Ausschuß dem mit dem Vater zerfallenen Kurprinzen Wilhelm gewährt hatte, darauf der Entschluß des Kurfürsten, die ganze landschaftliche Cassenverwaltung, gegen den Erbvergleich von 1770, durch kurfürstliche Räthe untersuchen zu lassen, andererseits die Weigerung der Ausschußmitglieder, vor diesen Räthen zu erscheinen und die Weigerung der Secretäre, die landschaftlichen Sigille auszuliefern. Bereits verhaftet, vermochte St. seine Frau Friederike Luise, geb. Frommann, noch zu benachrichtigen, daß der Kurfürst die landschaftlichen Rechnungspapiere wegnehmen und untersuchen lassen wolle, und sie zu beauftragen, nach dem ihm vom Ausschuß gewordenen Auftrag dies durch sichere Verwahrung der Rechnungen zu vereiteln. Die muthige Frau gehorchte und verbarg die Rechnungsacten im Archivgewölbe der Landschaft, während die kurfürstlichen Commissäre bereits im Landschaftshaus weilten. Unbegreiflicher Weise befahl aber St. seiner Frau noch weiter, seinem Vater, Geheimen Legationsrath St. (s. III), von ihrer That Mittheilung zu machen. Ungern gehorchte sie diesmal, theilte aber ihrem Schwiegervater das Versteck selbst nicht mit. Dieser wußte nichts eiligeres zu thun, als den Kurfürsten zu benachrichtigen, worauf die Frau ebenfalls sammt ihrem Säugling gefangen gesetzt und wiederholt inquirirt wurde. Aber beharrlich weigerte sie sich, ohne Auftrag ihres Mannes, als dessen Werkzeug sie gehandelt, das Versteck zu nennen und erwarb sich durch ihre Standhaftigkeit bewundernde Theilnahme in allen Kreisen. Vergebens ließen die kurfürstlichen Commissäre (darunter J. J. Moser's Schwiegersohn Karl Gg. Mohl) Kisten und Kasten in der Landschaft und in dem Stockmayerschen Schloßgut in Großheppach erbrechen. Weniger standhaft war ihr Mann. Lange hatte er alle Auskunft über den Verbleib der Acten verweigert unter Berufung auf den vom Ausschuß erhaltenen Auftrag. Allein durch den Vorhalt der kurfürstlichen Commissäre, daß die Ausschußmitglieder erklärt hätten, sie wüßten von keinem ihm wegen Verwahrung der Rechnungsacten ertheilten Auftrag (während diese in Wahrheit sich zur Ertheilung des Auftrages bekannten), wurde er in Furcht gesetzt, daß nun auf ihn der kurfürstliche Groll

in seiner ganzen Wucht stürzen werde; die lange Haft und die dadurch hervorgerufene Krankheit thaten das übrige; und so ließ sich St. endlich dazu herbei, das Versteck der Acten zu nennen unter der, von den Commissären zugesagten Bedingung, daß sie von landesherrlichen Deputirten nicht würden geprüft werden. Zwar weigerte er sich bis zuletzt, auch das Versteck der Schlüssel zum Archiv zu nennen; aber der Vorwurf der Inconsequenz kann ihm gleichwohl nicht erspart werden, und er hat sich durch sie um die Früchte seines Martyriums gebracht, das sich ohnedies dem Ende zuneigte. Die landschaftlichen Deputirten in Wien, Klüpfel (s. A. D. B. XVI, 257) und Baz, reichten nämlich beim Reichshofrath eine Klage gegen den Kurfürsten ein, und dieser zog vor, seine offenbar verfassungswidrigen Maßnahmen fallen zu lassen und nochmals zu versuchen, auf gütlichem Weg bei der Landschaft seine Absichten durchzusetzen. Er berief einen Landtag, entließ die Verhafteten und gestattete allen, außer Klüpfel und Baz, ihre landschaftlichen Aemter wieder auszuüben. Nicht bloß einzelne Amtsversammlungen und einzelne Landtagsabgeordnete, sondern der neue Landtag insgesammt sprach den Ausschußmitgliedern, dem Consulenten Kerner und den Secretären am 6. December 1804 seine Zufriedenheit und seinen Dank für ihr Verhalten aus, am meisten aber der Frau Secretarius St.; und ihr bewilligte er überdies ein Geschenk von 150 Speciesducaten (ca. 1400 M.) und eine Wittwenpension von 400 fl. (gegen 700 M.) jährlich. Nach Aufhebung der alten Verfassung am 30. December 1805 wurde St. in den Dienst des Kurfürsten, nun Königs, als Oberfinanzrath übernommen. Nach seinem Tode zahlte die Staatscasse der Wittwe die ihr von der Landschaft zugesagte Pension aus. Allerseits hochverehrt ist sie am 9. Juni 1846 gestorben. Der „letzte Württemberger“ Präsident Eberhard Georgii (s. A. D. B. VIII, 714) hatte ihr als „Tribut der Achtung, welche ihm ihre seltene patriotische Standhaftigkeit eingeflößt“, die goldene Denkmünze vermacht, die ihm der Landtag im J. 1799 bei seinem Austritt als Consulent verehrt hatte. (Das ihm damals zugleich verehrte Silbergeschirr hatte Georgii der Landschaft bereits am 24. Januar 1801 zurückgegeben, um es mit anderen Kostbarkeiten einzuschmelzen zur Bezahlung der französischen Brandschatzungen.)

Acten des Ständischen Archivs in Stuttgart. Vgl. dazu: Karl v. Stockmayer in Württ. Vierteljahrshefte für Landesgesch. 1905, 36—63. Genealogisches in F. F. Faber's Familienstiftungen Heft 7, 10, 21, 24.

Alb. Eugen Adam.

Stögmann: Karl St., Historiker, geboren 1834 in Wien, studirte an der Universität daselbst und war 1855—1857 einer der ersten Zöglinge des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Im Herbst 1856 arbeitete er im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv an einer Biographie des Cardinals Cles, Bischofs von Trient. Dies mag ihn veranlaßt haben, sich um eine im Archiv freigewordene Officialstelle zu bewerben. In Anbetracht seiner bereits ansehnlichen historischen Kenntnisse und auf Empfehlung seines Lehrers, des verdienstvollen Historikers Universitätsprofessor Dr. Albert Jäger, wurde ihm unter dem 8. August 1857 eine Conceptsofficialstelle im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv verliehen.

An historischen Arbeiten waren aus seiner Feder bereits erschienen: eine Untersuchung „Johannes Victoriensis und Peter von Königsaal. zwei Geschichtsschreiber des XIV. Jahrhunderts. Historische Studie“ (in den Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst, Beilage der Wiener Zeitung 1856, Nr. 13, 14), eine ausführliche Besprechung der Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der politischen Verhältnisse der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern zu König Johann in Ungarn, herausgegeben in

den „Quellen zur deutschen und bayerischen Geschichte von Karl Muffat“ (in denselben Oesterreich. Blättern 1857, Nr. 32, 34, 36); eine Anzeige der Abhandlung über das Leben und Wirken des Geographen Georg Matthäus Vischer von Josef Feil, in den Berichten des Wiener Alterthumsvereins, 2. Bd. (in denselben Oesterr. Blättern 1857, Nr. 42); sodann: „Dr. Wilhelm Wattenbach's Annales Austriae im elften Bande der Pertz'schen Monumenta in ihrem Verhältnisse zu den früheren Ausgaben von Pez und Rauch übersichtlich zusammengestellt“ (im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien XIX, 117—143); eine historische Abhandlung: „Ueber die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich“ (in den Sitzungsberichten der philos.-histor. Classe d. Akademie d. Wissenschaften in Wien, 1856. XIX, 187—261), eine gründliche Untersuchung über die Frage, ob Kärnten infolge eines von Rudolf von Habsburg bei der Abtretung Kärntens an den Grafen Meinhard von Tirol gemachten Vorbehaltes oder durch freie Verleihung von Seite Ludwigs des Baiern im J. 1335 an Oesterreich kam. St. bewies die freie Verleihung, Chmel trat ihm entgegen, obwohl er für den Vorbehalt keinen Beweis aufzubringen im Stande war; endlich: „Ueber die Briefe des Andrea da Burgo, Gesandten König Ferdinand's an den Cardinal und Bischof von Trient Bernhard Cles“ (in den obengenannten Sitzungsberichten XXIV, 159—252), wohl Stögmann's beste Leistung, an der man den Scharfsinn und die methodische Gewandtheit des jugendlichen Verfassers bewundern kann.

St. besaß reine Begeisterung für die Wissenschaft, großen unermüdlichen Eifer und eine nicht gewöhnliche Anlage zu schöner Darstellung; seinen Lehrern und Collegen war er ebenso werth gewesen wie jenen, mit denen er in schriftstellerischen Verkehr trat. Er berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, doch, erst 23 Jahre alt, wurde St., von dem noch bedeutende Leistungen zu erwarten waren, am 16. November 1857 durch Typhus, der damals in Wien epidemisch auftrat, diesem Leben entrissen.

Briefliche Mittheilungen von der Direction des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, für welche hier Dank ausgesprochen wird. — Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst, Beilage der Wiener Zeitung, 21. November 1857, Nr. 47, S. 372. — Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1858, S. 76. — Ottenthal, Das k. k. Institut für österreichische Geschichtsforschung. Wien 1904, S. 60. — Jäger, Graf Leo Thun und das Institut für österreichische Geschichtsforschung (Oesterreichisch-ungarische Revue, N. F. VIII. Wien 1889/90, S. 21).

Franz Ilwof.

Stohmann: Dr. philos. und Dr. med. h. c. Friedrich St., o. Professor der physiologischen Chemie an der Universität Leipzig, † am 1. November 1897. Geboren am 25. April 1832 zu Bremen, war er der einzige Sohn des Besitzers einer chemischen Fabrik zu Neusalzwerk bei Oeynhausen, wo ihm schon im Knabenalter durch gelegentlichen Einblick in den Fabrikbetrieb ein besonderes Interesse an chemischen Processen sowie zugleich eine Neigung zur Beschäftigung mit der chemischen Technik eingeflößt wurde. Im Vertrauen auf den Fortbestand dieser Neigung hatte ihn sein Vater daher auch schon früh zum einstigen Nachfolger in der Leitung der chemischen Fabrik ausersehen und ließ ihn demgemäß schon im Alter von 16 Jahren an den Aufgaben des Fabrikbetriebes sich betheiligen. Sehr bald gelangte jedoch der angehende Techniker zu der Ueberzeugung, daß ihm dabei nur eine empirische Schulung geboten sei, durch welche er nicht genügend vorbereitet sein würde, um später selbständig und mit Erfolge auf dem Gebiete der chemischen In-

dustrie wirken zu können. War damit sofort auch das Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung bei ihm geweckt, so suchte er zunächst demselben durch Privatstudien Rechnung zu tragen und sich zugleich auf ein Studium an der Universität vorzubereiten. Im weiteren Verfolge dieses Vorhabens ging er 1851 nach Göttingen, wo es ihm vergönnt war, in Professor Wöhler einen vortrefflichen Lehrer und wohlwollenden Gönner zu finden. Nachdem er hier seine Studien zu vorläufigem Abschluß gebracht hatte, wandte er sich nach England, um als Studirender bei dem College of Chemistry in London einzutreten und dort gleichzeitig aus der weit mehr vorgeschrittenen Entwicklung der chemischen Industrie eine bessere Förderung seiner Ausbildung zu erzielen. Es glückte ihm, schon bald darauf eine Assistentenstelle bei dem Chemiker Professor Graham übernehmen und damit willkommene Gelegenheit zur weiteren Schulung als technischer Chemiker finden zu können. Durch den nach zwei Jahren erfolgten Rücktritt seines Chefs Graham sah er sich veranlaßt, im Herbste 1855 auf das Gebiet der Fabrikpraxis überzugehen und dabei Gelegenheit zur Ausführung von Instructionsreisen zu suchen. Hatte er in dieser Absicht noch verschiedene Institute Englands und Frankreichs besucht, so folgte er endlich im nächsten Jahre dem Drängen seines Vaters, um die Leitung der Fabrik in Neusalzwerk zu übernehmen. Wider Erwarten war jedoch seiner Thätigkeit an dieser Stelle sehr bald ein Ziel gesetzt, da durch die Umwandlung der Fabrik in ein Actienunternehmen so bedeutende geschäftliche Mißerfolge herbeigeführt wurden, daß er sich entschloß, seine Stelle in dem Fabrikbetriebe aufzugeben und auf anderem Gebiete der Chemie eine seinen Fähigkeiten besser entsprechende Aufgabe zu suchen. Er fand solche als Assistent in dem agriculturchemischen Laboratorium in Celle, dessen Dirigent Professor W. Henneberg ihn mit den Aufgaben der Agriculturchemie sehr bald bekannt zu machen wußte. An diesem Institute hatte er, als dasselbe 1857 zur landwirthschaftlichen Versuchsstation erweitert und nach Göttingen verlegt wurde, den erwünschten freien Spielraum zur Entfaltung fruchtbarer Thätigkeit gewonnen. Schon 1858 konnte er sich mit seiner ersten agriculturchemischen Arbeit zur Promotion in Göttingen melden und demnächst theils mit der Vollendung früher begonnener litterarischer Arbeiten sich befassen, theils gemeinsam mit Henneberg an den wichtigen Untersuchungen hinsichtlich der Ernährung der landwirthschaftlichen Nutzthiere mitwirken, worüber in den von Henneberg und ihm herausgegebenen „Beiträgen zur rationellen Fütterung der Wiederkäuer“ berichtet ist.

Im J. 1862 folgte St. einem Rufe nach Braunschweig, wo ihm die Einrichtung und Leitung einer neuen landwirthschaftlich-chemischen Versuchsstation übertragen wurde. Als er dieser Aufgabe entsprochen und drei Jahre lang dort als Dirigent gewirkt hatte, wurde er nach Halle berufen, um daselbst eine Professur für Agriculturchemie, sowie die Leitung der dortigen neu gegründeten landwirthschaftlichen Versuchsstation zu übernehmen. Hatte er hier reiche Gelegenheit, sich als Docent zu bewähren und zugleich als Forscher und Rathgeber im Interesse der Landwirthschaft zu wirken, so fühlte er sich doch durch die mit der Bestimmung der Versuchsstation gestellten Erfordernisse vielfach in der Verfolgung rein wissenschaftlicher Aufgaben behindert und sehnte sich nach einer Befreiung von solcher Abhängigkeit. Früher, als er geahnt haben mochte, sollte ihm willkommene Gelegenheit geboten werden, sich diesen Schranken zu entziehen, denn schon 1871 wurde ihm von der Universität Leipzig der Antrag gestellt, noch in demselben Jahre die Errichtung und Leitung eines landwirthschaftlich-physiologischen Institutes, welches nur der wissenschaftlichen Forschung dienen und ausreichend dotirt werden sollte, in

Verbindung mit einer entsprechenden Professur, zu übernehmen. Die ihm damit eröffneten Aussichten bestimmten ihn, sich im Herbst 1871 nach Leipzig zu wenden und dort den ins Auge gefaßten wissenschaftlichen Problemen seine Kräfte zu widmen.

Obwohl seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Agriculturchemie hiermit zum Abschluß kam, so umfaßte dieselbe ungeachtet ihrer relativ kurzen Dauer von 15 Jahren jedoch schon eine so bedeutende Summe von Leistungen, daß er als einer der hervorragendsten Vertreter dieser Wissenschaft geschätzt wurde. Seine auf eingehenden Untersuchungen basirten Abhandlungen über Düngungsfragen, über das Absorptionsvermögen des Bodens und die Ernährung der Culturpflanzen, seine Mitwirkung an der Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer, an der Erforschung des thierischen Stoffwechsels wie an der Ermittelung des Nährwerthes der landwirthschaftlichen Futtermittel und seine mit wissenschaftlichen Erfolgen durchgeführten biologischen Studien haben die hohe Bedeutung seiner Wirksamkeit für Agriculturchemie und Landwirthschaft dargethan. Nicht minder wichtig erschienen seine Arbeiten auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Technologie, deren Resultate besonders in seinen Handbüchern der Stärke- und Zuckerfabrikation wie in seiner Schrift über die Molkereiproducte niedergelegt sind. Auch seine Bemühungen hinsichtlich der Ausbildung von Untersuchungsmethoden, welche sich bei biologischen und agriculturchemischen Ermittelungen bewähren sollen, sind mit bestem Erfolge zum Ziele geführt und allgemein geschätzt worden. Außer den damit verbundenen litterarischen Leistungen hat insbesondere noch die Ausarbeitung einer großartig angelegten unter Mitwirkung von Mitarbeitern vollendeten „Encyklopädie der technischen Chemie“ als ein unentbehrlich gewordenes Handbuch Anerkennung gefunden.

Nachdem sich St. in Leipzig eine kurze Frist zur Erledigung der nöthigen Vorbereitungen gegönnt hatte, wandte er sich den neuen Aufgaben zu, welche mit der calorimetrischen Bestimmung des Wärme- bezw. Energiewerthes der organischen Nährstoffe in ihrer specifischen Form, wie der Nährmittel jeglicher Art und der Bestandtheile des thierischen Körpers gestellt waren. Durch sorgfältig geleitete Vorstudien und rationelle Anwendung correcter Untersuchungsmethoden gelangte er bald zur glücklichen Ueberwindung aller damit verknüpften Schwierigkeiten und erzielte auch in dieser Richtung zuverlässige und höchst schätzbare Resultate, mit welchen eine breitere Basis für die Fütterungslehre und neue Stützen für deren rationelle Anwendung gewonnen waren. Aus zahlreichen Schriften, welche im Journal für praktische Chemie sowie in der Zeitschrift für Biologie publicirt sind, erhellt die Gediegenheit wie die Mannichfaltigkeit seiner bezüglichen Untersuchungen, die freilich mehrentheils nur in wissenschaftlichen Kreisen volle Anerkennung gefunden haben.

Getreu seinem Princip, eine Förderung wissenschaftlicher Zwecke nach Möglichkeit zu sichern, und dabei bemüht, im Geiste Liebig's zu arbeiten, haschte er nicht nach äußeren Erfolgen, sondern suchte Befriedigung in der Bedeutung seiner Arbeiten, deren Werth er durch strenge kritische Beurtheilung zu heben wußte. Seine verdienstvollen Leistungen sind übrigens an maßgebenden Stellen vollkommen gewürdigt worden, indem er vorerst seitens der kgl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, desgleichen von der Agricultural Association of Scotland, sowie von verschiedenen landwirthschaftlichen Vereinen zum Ehrenmitgliede ernannt worden war, sodann von der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zum ordentlichen Mitgliede gewählt und von der medicinischen Facultät der Universität in Göttingen zum Dr. med. h. c. pro-

movirt wurde. Außerdem ist ihm noch durch das Curatorium der Liebig-Stiftung an der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften die goldene Medaille für Verdienste um die Landwirthschaft verliehen worden. Durch solche Auszeichnungen konnte weder sein uneigennütziges Streben, noch sein Charakter geändert werden; als bescheidener und schlichter Gelehrter, als ein Mann von aufrichtiger und wohlwollender Gesinnung wurde er in näher wie ferner stehenden Kreisen überall hochgeschätzt und wie eine Zierde des Berufes mit ungetheilter Verehrung gefeiert. Durch seinen nach vorhergegangener Erkrankung an Influenza plötzlich mit einer Herzlähmung herbeigeführten Tod ist daher nicht nur der von ihm gepflegten Wissenschaft eine bewährte Stütze, sondern auch dem Berufsstande ein nachahmenswerther Mitarbeiter und den theilnehmenden Freundeskreisen ein edler, ehrenwerther Charakter geraubt worden.

Vgl. die von Prof. Dr. v. Soxleth und Prof. Tollens ihrem Collegen Fr. Stohmann gewidmeten Nachrufe, erschienen im Journal für Landwirthschaft, Jahrg. 1898, Heft 1 u. 2. C. Leisewitz.

Stojentin: Valentin von St., Utriusque iuris doctor, herzoglich pommerscher Rath und Schloßhauptmann, einem der ältesten eingeborenen Adelsgeschlechter Hinterpommerns entsprossen, wurde etwa 1485 auf Darow, einem im Stolper Kreise gelegenen uralten Sitze seines Geschlechtes, geboren und genoß vermuthlich in Stolp, in welchem gegen Ende des Jahrhunderts sein angesehener Ohm, der Ritter Hans v. Stojentin als Landvogt waltete, unter dessen thätiger Beihülfe seine erste Erziehung. Nachdem St., dessen Vater in wohlhabenden Verhältnissen lebte, eine gute wissenschaftliche Vorbildung erhalten, bezog er die Universitäten Greifswald und Frankfurt a. O., auf denen er sich des Studiums des römischen und kanonischen Rechtes sowie der Humanitätswissenschaften befliß. In Frankfurt lernte St. 1506 Ulrich von Hutten kennen, mit dem ihn von da ab engste Freundschaft verband, so daß dieser, als ihm im J. 1509 in Greifswald durch die Loytze bittere Schmach und Kränkung widerfuhr, St. seine sechste Elegie widmete, die gleichsam eine humanistische Statistik des damaligen Deutschland darstellt. In ihr bittet Hutten St., der nach Abschluß seiner Studien und Promotion zum Doctor beider Rechte als Secretarius in den Dienst Herzog Bogislav' X. von Pommern in Stettin getreten und bald als Rechtsgelehrter von allen Seiten stark in Anspruch genommen war, um seine einflußreiche Fürsprache bei dem Landesherrn.

Durch Hutten und seine Frankfurter Studienzeit war St. in Verbindung mit den berühmten Humanisten Deutschlands gekommen, so mit Crotus Rubianus, Eobanus Hesse, Mutianus Rufus, Sebastian Brant, Johann Reuchlin, Nicolaus Marschalk, der sogar einen eigenen Anhang einer Erläuterung schwerer Wörter in seiner Thurii Annales Herulorum et Vandalorum „dem berühmten Pommerschen Rechtsgelehrten Valentin Stojentin“ in ruhmvollen Ausdrücken widmete.

Bereits im Frühjahr 1511 unternahm St. eine zweijährige Studienreise durch Deutschland und die Schweiz nach Italien, wobei er persönlich in nähere Beziehung mit den vorbezeichneten Männern trat. In Italien aber verweilte er von 1514—1517 in Bologna und lag dort dem Studium der Rechte ob; 1514 wurde er daselbst zum Procurator der deutschen Nation gewählt und erneuerte mit Hutten, der 1516 ebenfalls nach Bologna kam, das alte Freundschaftsbündniß. Uebrigens befand sich in Stojentin's Begleitung Christof von Pommern, ein natürlicher Sohn Herzog Bogislav X., für dessen Ausbildung zu sorgen er berufen war.

Im Frühjahr 1517 kehrte St., dem inzwischen verschiedene Pfründen von den Bischöfen der Roschilder und Camminer Diöcese verliehen waren, in die Heimath zurück, wo er, der weitgereiste, gelehrte und vermögende Mann mit offenen Armen empfangen und als Rath und ständiger Begleiter des alternden Bogislav X. einen immer mehr steigenden Einfluß gewann, der in der Folge allen gelehrten und geistig freiheitlichen Bestrebungen zu gute kam. Von Hause aus wohlhabend, verehelichte sich St. um jene Zeit mit Dorothea Glinken, einer reichen Patriciertochter der Stadt Greifswald, deren Universität in ihm zeitlebens einen besonderen und thatkräftigen Gönner fand. Wie hoch Stojentin's Gelehrsamkeit eingeschätzt wurde, ergibt der Umstand, daß ihm gleich nach seiner Rückkehr nach Pommern der Auftrag von Herzog Bogislav ward, die Genealogie des Fürstenhauses und eine Geschichte des Landes herzustellen. Bei dem gänzlichen Mangel an Quellenmaterial empfahl der mit allen geistigen Vertretern seines Landes wohl bekannte Mann den damals noch in größter Zurückgezogenheit an der Treptower Schule als Bibellector wirkenden Dr. Johann Bugenhagen, den später als Dr. Pommer bekannt gewordenen Reformator, welcher auf einer Reise durch Pommern eine große Menge Material sammelte, das St. sichtete und ordnete, so daß die entstandene Chronik — das Fundament aller späteren Geschichtswerke Pommerns — lange Zeit die des „Bugenhagen und Stojentin“ genannt wurde.

Inzwischen hatte die religiöse Neuerung von Wittenberg aus auch nach Pommern übergegriffen und in Schwave und Ketelhodt zu Stolp, in Knipstro zu Pyritz und vornehmlich auch in Bugenhagen Vertreter gefunden, welche die Bewegung zu hellen Flammen zu entfachen suchten. St., der Sache des Evangeliums im Herzen längst zugethan, mußte zwar im Auftrage des Landesherrn strenge hiergegen einschreiten, wußte diesen aber gegen die Anführer der Bewegung selbst nach Möglichkeit milde zu stimmen, so daß sie frei ausgehen konnten. Und als er 1521 berufen war, Bogislav X. auf seinem Zuge zum Reichstage nach Worms zu begleiten, geleitete er Luther von seiner Herberge bis vor den Kaiser, wiewohl sein Herzog streng der alten Lehre zugethan war. Die Bedeutung des St. für Pommern beruht vornehmlich darin, daß es, neben Jacob v. Wobeser, seinem Einfluß zu danken ist, wenn nach der Rückkehr Bogislav X. aus Worms nicht nachdrücklicher gegen die Religionsneuerer vorgegangen, vielmehr der friedlichen Ausbreitung des Evangeliums in Pommern der Boden geebnet und vorbereitet wurde. Denn nur diese beiden Männer, St. und Wobeser, durften aus dem herzoglichen Rath in Religionssachen offenen Widerspruch wagen. Nach Bogislav X. Tode im Herbste 1523, loderte zwar in den Städten Stralsund, Stettin und Stolp die Bewegung zu hellen Flammen empor, griffen offener Aufruhr und Empörung des niederen Volkes Platz. Aber gerade in dieser schweren Zeit wußte besonders Dr. St., treulich unterstützt von den herzoglichen Räthen Dewitz und Wobeser, die jungen Herzöge klug zu berathen, den kirchlichen Streit vom politischen zu trennen, überall Frieden zu stiften und die Herren zu milder Nachgiebigkeit zu bewegen, so daß die wilde Bewegung binnen kurzem abebbte und in wenigen Jahren das Evangelium in Pommern ordnungsmäßig zur Herrschaft gelangte. Mit Recht ist daher St. von den Zeitgenossen als nachdrücklichste Stütze der neuen Lehre geachtet worden. Aber auch sonst war er, inzwischen zum Hauptmann von Loitz ernannt, in allen übrigen politischen Dingen einer der einflußreichsten Berather der Landesherren, die ihn vielfach mit wichtigen diplomatischen Aufträgen außerhalb Landes betrauten. Noch im Aufsteigen begriffen, starb St. im besten Mannesalter Ende 1528 oder im Frühjahr 1529, einem

Hinweise in den Universitätsverzeichnisse in Bologna zufolge, in Rom. Ob er dort in einer politischen Mission geweilt hat oder wieder auf einer Studienreise begriffen war, ist nicht bekannt. Sein Name ist noch heute durch eine Stiftung seiner Wittwe in der Universität der Stadt Greifswald erhalten geblieben.

Hausbuch Joachim v. Wedels. — Barthold, Geschichte von Pommern. — Kantzows Chronik von Pommern. — Fock, Rügensch-Pommersche Geschichten. — Bartholomäus Sastroven Chronik von Mohnicke. — Ulrich Huttens Jugendjahre von Mohnicke. — Brockmanns Chronik von Stralsund von Mohnicke. — Acta Universitatis Bononiensis von Friedländer und Malagola. — Dehnerts Pommersche Bibliothek. — Strauß, Ulrich von Hutten. — Cramers Kirchenhistorie. — Greifswalder Universitätsmatrikel. — v. Stojentinisches Urkundenbuch. — Winters Pomeranographie. — Friedeborn, Waja hist. episc. Camm. — Heinemann, Joh. Bugenhagii Pomerania. — v. Medem, Geschichte der Einführung der evangelischen Lehre im Herzogthum Pommern. — H. A. Ehrhardt, Geschichte des Wiederaufblühens der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland. — Handschriftliche Quellen nach den Urkunden im Stettiner Staatsarchiv.

M. v. Stojentin.

Stolberg-Wernigerode: Friederike Gräfin zu St.-W., geboren am 16. December 1776 auf Schloß Wernigerode, seit 11. November 1806 Gräfin und Burggräfin zu Dohna, † am 4. October 1858 zu Gnadenberg i. Schles. Unter den trefflichen Töchtern des als „Vater Stolberg" im Gleim'schen Kreise verehrten Grafen Christian Friedrich — der anakreontische Hausdichter Klamer bezeichnete sie wohl als „das Generalcapitel der vier Schwestern" — galt wegen ihres Gemüths und ihrer Geistestiefe Friederike, die jüngste, als weitaus die beste. Gelegentlich hat das die durch Alter und Lebensführung ihr am nächsten stehende Schwester Luise, spätere Frau v. Schönberg (siehe A. D. B. XXXII, 264—267) in rührender Bescheidenheit ausgesprochen. In eigenthümlicher Weise fand diese Anerkennung durch den in vertrautem Kreise ihr beigelegten Namen „Nüßchen" einen Ausdruck, womit man auf den edlen schmackhaften Kern hindeuten wollte, den sie in unscheinbarer Schale barg. In der deutschen Litteratur wurde sie durch den Aesthetiker und Uebersetzer Lorenz Benzler (s. A. D. B. XLVI, 364—366) unterwiesen, in der Tonkunst durch den von Jung-Stilling geschätzten Musiker und Tonsetzer, den Hoforganisten Klose. An erster Stelle war aber für ihre geistige Entwicklung bedeutsam das Vorbild ihres edlen Vaters und die Anleitung durch ihre geistvolle, zart besaitete Mutter, die Gräfin Auguste Eleonore, geborene Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Bei den in ihrer Jugendzeit in der sog. „Akademie" auf Schloß Wernigerode ausgeführten musikalischen Darbietungen entzückte Friederike die Hörer durch ihren seelenvollen Gesang. Bei dem unablässigen Verkehr geistvoller Männer und Frauen auf Schloß Wernigerode konnte es nicht fehlen, daß sie vielfach überschwenglich angeschwärmt wurde, so von dem bekannten Legationsrath Matthaei (s. A. D. B. LII, 232—237). Sie hat das gelegentlich selbst als Götzendienst bezeichnet. Bei ihrem Liebreiz und ihren reichen Geistesgaben fehlte es ihr nicht an Bewerbern; da sie aber Bedenken trug, einem Anderen die Hand zu reichen als einem solchen, mit dem sie in den wichtigsten Lebensfragen eines Sinnes war, so dauerte es längere Zeit, ehe es zu einem Entschlusse kam. Als sie dann endlich diesen Schritt that, geschah dies nicht aus natürlicher Neigung, sondern weil sich im Spätherbst 1806 in dem Burggrafen Heinrich Ludwig v. Dohna-Condehnen ein Freier fand, der wegen seines Ernstes und seiner aufrichtigen Frömmigkeit das volle

Vertrauen ihrer Eltern und damit ihr eigenes fand. So erfolgte denn schon am 2. October die Verlobung, nachdem der Graf erst Tags vorher auf Schloß Wernigerode erschienen war. Der kurze Brautstand fiel in die Tage der erschütterndsten Ereignisse, der Niederlagen von Jena und Auerstedt.

Nachdem auf Schloß Wernigerode die ganz einfache, stille Hochzeit stattgefunden hatte, verließ sie nach drei Tagen das Elternhaus, um ihrem Gatten nach Dresden und bald darnach auf die Dohna'sche Besitzung in dem benachbarten Hermsdorf zu folgen. Sie ist dann ihrem Gemahl eine allzeit beglückende, treue Genossin gewesen, bis der Tod ihn am 9. December 1833 von ihrer Seite riß. Friederike beschränkte aber ihr geistiges Leben und Streben keineswegs selbstisch auf ihre eigene Person und Daheim, sondern sie hat dies, soweit es in den Schranken der Weiblichkeit thunlich war, als Patriotin, durch die Uebung christlicher Wohlthätigkeit und durch nachhaltige geistige und geistliche Einwirkung auf einen großen Kreis von Zeitgenossen, zu welchen sie durch ihre besondere Lebensführung in Beziehung trat, in reichem Maße bethätigt. Sobald seit der Erhebung Preußens das Hoffnungsroth einer Befreiung von der französischen Fremdherrschaft aufleuchtete, ist sie ebenso wie ihre Schwester Luise, die Gemahlin des damaligen Geheimen Finanzraths Haubold v. Schönberg, in die Reihen der deutschgesinnten Männer und Frauen getreten. Und als sich damals ein den Lützowern nachgebildetes Banner der freiwilligen Sachsen bildete, zu welchem sich gegen 3000 Freiwillige und 600 Officiere stellten, da hat sie eigenhändig die Quasten zu den Fahnen gearbeitet und ihre Arbeit „mit treuen und innigen Wünschen einer deutschen Frau“ aus Hermsdorf am 28. Januar 1814 an Dietrich v. Miltitz übersandt. Ein Graf Heinrich v. Löben hat ihr dafür einen poetischen Dank namens der freiwilligen Sachsen dargebracht, und auch die erklärliche Mißstimmung, die seit der nicht lange darnach erfolgten Theilung Sachsens gegen alles, was aus Preußen stammte, eintrat, hat die Verehrung gegen diese wahrhaft edle Frau nicht schwächen können.

Aber allerdings war nicht diese vaterländische Gesinnung die Hauptaufgabe ihres thätigen Lebens, diese lag vielmehr auf dem religiösen Gebiete. Hierbei ist zunächst ihre enge Beziehung zur Brüdergemeinde zu erwähnen. Ihr Gemahl, dessen Mutter Marie Agnes, Gräfin v. Zinzendorf die zweite Tochter des Neubegründers der Brüdergemeinde war, gehörte ihr an, und Friederike fand sich in dieser Gemeinde wohl. Das zog sie keineswegs von dem Bekenntniß ihrer Jugend und ihres Hauses ab. Sie sah in der Brüdergemeinde nur eine kleine Abtheilung der großen Kirche; sie war auch fern von dem Mißtrauen, mit welchem auch religiös lebendige Personen den Einigungsbestrebungen König Friedrich Wilhelm's begegneten und sich durch Mißgriffe zum Austritt aus der Landeskirche verleiten ließen. Friederike war von Jugend auf gewohnt, in ihrem elterlichen Heim gläubige Personen verschiedenen Bekenntnisses geliebt und verehrt zu sehen. Den größten Einfluß übte neben anderen Gliedern der römisch-katholischen Kirche der evangelisch gesinnte Michael Sailer aus, und zu jener Zeit knüpfte mehr die Gleichheit der Gesinnung und des Wandels als das äußere Bekenntniß ein Band der Gemeinschaft. Da sich nun in der Brüdergemeinde zu ihrer Zeit ein warmes evangelisches Wesen erhalten hatte, so fand Friederike sich in dieser Gemeinschaft wohl, und nicht zuletzt besteht ihre Bedeutung darin, daß sie hierbei ihre ganze elterliche Familie und deren Geistesverwandten nach sich zog. Zwar war der scharfe Gegensatz, der nach dem Jahre 1731, zu einer Zeit, als Zinzendorf's ausschweifende Phantasie die besonnenen bekenntnißtreuen Glieder der lutherischen Kirche von der Zinzendorf'schen Gemeinschaft

abgezogen hatte, seit der Zeit ihres Vaters ausgeglichen, aber die entschiedene Wiederanknüpfung an Herrnhut geschah doch durch Friederike's Vorgang.

Aber auch von der herrnhutischen Gemeinschaft abgesehen, war es ihr vergönnt, in den Grenzen ihres weiblichen Berufs in christlich-religiöser Beziehung einen anerkannten großen Einfluß zu üben, nämlich zur Zeit ihres Aufenthalts in Hermsdorf bei Dresden. Zu dieser ihres Gemahls Besitzung gehörte das benachbarte Lausa, wohin Graf Dohna einen der merkwürdigsten Geistlichen in der Person des Pastors Samuel Roller berief. Zur Zeit eines rationalistisch verflachten Christenthums war Roller ein treuer, gläubiger Bekenner, zu dem sich eine ganze Schar gleichgesinnter Personen und Familien drängten und besonders ihre Kinder durch ihn unterrichten und einsegnen ließen. Dazu gehörten auch Friederike's Neffen und Nichten aus Wernigerode. All diesen ernst gerichteten Personen gewährte nun das gastliche Hermsdorf und die Gräfin eine willkommene Aufnahme und gesunde geistige Speise. Roller pflegte an vier Wochentagen von dem nahen Lausa herüberzukommen. In seinen bekannten „Erinnerungen" hat uns der Maler Wilhelm v. Kügelgen aus eigener Erfahrung ein Bild von diesem gesegneten Hauswesen gegeben. Der traurige Anlaß, der die Gräfin nöthigte, Hermsdorf zu verlassen, mußte dazu beitragen, ihr noch eine merkwürdige weitreichende Wirksamkeit zu verschaffen, die ihr bis an ihr Ende auszuüben vergönnt war. Friederike's Gemahl Graf Dohna war zwar ein entschieden gläubiger, frommer Mann, aber nichts weniger als ein guter Wirthschafter. Sein Vermögen ging fortwährend zurück; im J. 1823 sah er sich veranlaßt, seine Güter Hermsdorf und Grünberg zu verkaufen. Friederike zog nun mit ihm bald nach Mönau bei Uhyst, bald nach Herrnhut und nach Gnadenberg in Schlesien. Am 5. October 1824 wurde sie zu Herrnhut feierlich in die Gemeinde aufgenommen und fand darin Glück und Frieden. Sie war aber dabei nicht blind gegen Einseitigkeiten innerhalb des herrnhutischen Kreises, so bei ihrem Verkehr mit der reformirten Schweizerin Kleophea Schlatter, deren tiefinnerliches Wesen von der herrnhutischen Gemeinde nicht gewürdigt wurde. Bei ihrer echt christlichen Weitherzigkeit äußert sie sich in gereiftem Alter wohl einmal, daß, wenn bei verschiedenen religiös-christlichen Anschauungen die Glieder der Herde Christi nur mit allem Ernste dem einen Hirten folgten, diese Mannichfaltigkeit nur eine Schönheit mehr sei.

Nachdem der Burggraf Dohna Ende 1833 gestorben war, verlebte Friederike den größten Theil ihrer Tage in der Gemeinde zu Gnadenberg, wo sie bei dem hohen Alter, das ihr beschieden war, länger weilte als in ihrem früheren Lieblingssitze Hermsdorf. Sie war aber bis ins Alter ungemein viel unterwegs und berechnete gelegentlich die vielen hunderte von Meilen, die sie in einem Jahr zurückgelegt hatte. Ueberall wurde sie mit Freuden aufgenommen. Einem tiefen Verlangen ihrer Seele hat sie wohl in dem Wunsche Ausdruck gegeben: „Möchten alle Mägdlein unseres Namens Evangelistinnen werden." Besonders innig hing sie an Wernigerode und der Burg ihrer Väter, auf der sie noch im September 1855 bei der Vermählung der Gräfin Eleonore mit dem Prinzen Reuß erscheint. Mit hoher Freude konnte die Greisin noch das Erwachen eines neuen geistlichen Lebens in ihrer Jugendheimath beobachten und an den Missionsfesten in der Grafschaft theilnehmen. Durch verschiedene Generationen und bis heute lebt die Erinnerung an die „Tante Dohna" in der weit verzweigten Familie fort. Fast 82 Jahre alt verschied sie zu Gnadenberg und wurde neben ihrer Schwester Luise v. Schönberg, die ihre letzten Lebensjahre in dem benachbarten Groß-Krausche zugebracht hatte, beigesetzt. Von den Bildern der Gräfin Friederike sind zu erwähnen:

ein Pastell-Brustbild im Profil von etwa 1799 zu Diersfordt bei Wesel, ein Miniaturbild von etwa 1800 zu Gauernitz bei Coswig an der Elbe (Königreich Sachsen), ein in Oel gemaltes Kniestück von Weihnachten 1816, gemalt für ihre Schwester Luise von Gerhard v. Kügelgen, auf Rittergut Beitzsch, Kreis Guben, ebendaselbst ein Kniestück in Oel gemalt aus den letzten Lebensjahren mit Herrnhuterhaube. Es wird dies gegen Anfang 1857 von der Hofräthin und Malerin Venus nach Angabe der Gräfin Auguste v. Schlieffen gemalt sein. (Auf Schloß Wernigerode.)

(Auguste Gräfin v. Schlieffen,) Friederike Burggräfin und Gräfin zu Dohna geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode. 149 S. Als Manuscript gedruckt. — Handschriftl. Lebenslauf im Archive zu Herrnhut. — Wilhelm v. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Berlin 1870, wovon bereits 1896 die 17. Auflage erschien. — Magnus Ad. Blüher, Dav. Sam. Roller's Leben und Wirken. Dresden 1852. — Luise v. Schönberg geb. Gräfin zu St.-W., Christian Friedrich Graf zu St.-W. und Auguste Eleonore, Gräfin zu St.-W. Als Handschr. gedr. Glogau 1858. — Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmanns (von Joseph Woldemar v. Zezschwitz, aus den Briefen des Vaters mitgetheilt), zuerst 1856, 2. Auflage Dresden 1864. — Dresdener Landwehr-Blätter 1813. 1814, S. 173. — Otto Eduard Schmidt, Sächsische Streifzüge, 3. Bd. Leipzig 1906, S. 318, 368. — Handschr. Tagebuch der geb. Gräfin Luise zu Stolberg-Wernigerode, späteren Frau v. Schönberg. — Mündliche und schriftl. Mitthlgn. des Frhrn. v. Welck, Hauptm. im kgl. sächs. 4. Inf.-Regt.

Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Otto Fürst zu St.-W., General der Cavallerie à la suite der Armee, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses und der ersten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen, geboren am 30. October 1837 zu Gedern am Vogelsberge, † auf Schloß Wernigerode am 19. November 1896. — Um uns ein Verständniß des Wesens und Strebens des Grafen und späteren Fürsten Otto zu St.-W. zu vermitteln, müssen wir einen kurzen Blick auf seinen Vater, den Erbgrafen Hermann, Sohn des regierenden Grafen Henrich (s. d.) und der Jenny, geb. Prinzessin zu Schönburg-Waldenburg, geboren zu Wernigerode am 30. September 1802, † daselbst am 24. October 1841, werfen, der ohnehin seiner Leistungen wegen eine Erwähnung an dieser Stelle verdient. Graf Hermann's Jugendentwicklung fällt in eine Zeit, in der sein theoretisch und praktisch gründlich vorbereiteter Vater die während der französischen Fremdherrschaft sehr zerrütteten wirthschaftlichen Verhältnisse des Hauses wieder ordnete und zu neuer Blüthe brachte. Bei Verfolgung dieser Lebensaufgabe war er auch eifrig bestrebt, sich in seinem erstgeborenen Sohne Hermann einen tüchtigen Gehülfen und einstigen Nachfolger zu erziehen. Zu diesem Behufe ließ er ihn nicht nur auf der Lateinschule zu Wernigerode und seit Herbst 1819 auf der Nicolaischule zu Leipzig vorbereiten, dann auf den Universitäten Leipzig und Berlin studiren, sondern darnach auch im praktischen Dienste als Beamter sich bethätigen und üben. So bestand er im J. 1823 die wegen Anstellung im Justizfach erforderliche Prüfung aufs beste und versah bis Mai 1825 als Auscultator beim Stadtgericht zu Berlin mit Hingebung und Pünktlichkeit einen keineswegs leichten, aber wegen Ausbildung im bürgerlichen Rechtswesen wichtigen Dienst. Er verließ dann die richterliche Thätigkeit, wandte sich dem Verwaltungsfache zu und trat nach einem mit vorzüglicher Auszeichnung bestandenen Examen als Referendar bei der Königlichen Regierung in Merseburg ein. Unermüdlich war er bestrebt, in dem dortigen Beamtenkreise sich weiter auszubilden. Auch vermittelte es

sein Vater als Vorsitzender, daß der Sohn an den Verhandlungen des ersten und zweiten Sächsischen Provinziallandtages als Vertreter seines Vetters, des Grafen Joseph zu Stolberg-Stolberg theilnehmen konnte. So bildete er sich zum tüchtigen Geschäftsmann aus. Nach vierjähriger Thätigkeit in Merseburg begab er sich nochmals nach Berlin, um sich durch Studien verschiedener Fächer, deren Kenntniß ihm bei seinem zukünftigen Beruf von Wichtigkeit war, gründlich vorzubereiten. So hörte er z. B. die Vorlesungen über Chemie bei Mitscherlich. Das höhere zweite Staatsexamen zurückzulegen wurde er nur dadurch verhindert, daß sein durch eine Verletzung am Knie behinderter Vater im J. 1830 seiner Hülfe bei der Verwaltung der gräflichen Besitzungen dringend bedurfte. Noch durch eine wohl angewandte Studienreise weiter vorgebildet, wandte er sich mit allem Eifer seinem Beruf, besonders der Oberaufsicht über das gräfliche Hüttenwesen, zu. Nach einer abermaligen Studienreise nach Westfalen und dem Niederrhein übertrug ihm der Vater die Verwaltung der im J. 1804 an Wernigerode zurückgefallenen Herrschaft Gedern in Oberhessen, wo er ein reiches Leben weckte und sich allgemeine Verehrung und Liebe erwarb. Wie früher am Sächsischen Provinziallandtag nahm er nun im Frühjahr 1834 an den Verhandlungen des Hessischen Landtages Theil. Ende 1838 erreichte diese so reiche als angenehme Thätigkeit ihr Ende, als der bereits ins 66. Lebensjahr getretene Vater ihn als Gehülfen in der Verwaltung nach Wernigerode zurückrief, ein Ruf, dem der Sohn in Ehrfurcht und Liebe folgte, obwohl es sich hinfort um einen viel ausgedehnteren, anstrengenderen Arbeitskreis in der Leitung der gräflichen Kammer, des Hüttenwesens in Ilsenburg, der Landwirthschaft und des Forstbetriebes handelte. Schon am 24. October 1841 wurde der rastlos wirkende, menschenfreundliche und allgemein geliebte und verehrte Herr, nachdem er einige Wochen vorher — am 23. September — durch den Tod seines hoffnungsvollen erstgeborenen Sohnes Albrecht tief erschüttert worden war, infolge eines nervösen Schleimfiebers dahingerafft.

Da der nunmehr zur Nachfolge im Regimente bestimmte zweite Sohn Otto bei des Vaters Tode noch nicht ganz vier Jahre zählte, so konnte von einer unmittelbar erzieherischen Einwirkung des Vaters kaum die Rede sein. Aber um so merkwürdiger tritt nun das geistige Erbe des Vaters und das ihm durch treueste Erziehung übermittelte Vorbild bei der Entwicklung und im Wesen des Sohnes hervor. Die Leiterin und Seele dieser zumal die Jugendjahre durchaus bestimmenden inneren Entwicklung, seine Mutter, die Erbgräfin Emma, geborene Gräfin v. Erbach-Fürstenau, war eine Frau von inniger Frömmigkeit und Geistestiefe, auch von warmer werkthätiger Menschenliebe, aber ihre bedeutende und edle Erscheinung war von einer angeborenen Hoheit, die zunächst eine Annäherung ausschloß. Ohne Zweifel war es der Abglanz dieses mütterlichen Wesens, der sich im Sohne wiederspiegelte und ihn gelegentlich zurückhaltend erscheinen ließ, obwohl in seinem Innern dieselbe Menschenliebe wohnte, die aus des Vaters leutseligen Augen strahlte. So früh ihm der Vater genommen war, so lange durfte er sich der treuen Sorge und Pflege seiner bis an ihren erst am 1. December 1889 erfolgten Tod innigst verehrten und geliebten Mutter erfreuen. Die Bestimmung über die Unterweisung und Ausbildung des Sohnes als zukünftigen Erben des Regiments überließ die Erbgräfin vertrauensvoll dem Großvater, dem Grafen Henrich, dem es, da er erst im 82. Lebensjahre am 16. Februar 1854 verstarb, vergönnt war, jene Aufgabe treu und gewissenhaft zu erfüllen, bis der sittlich früh gereifte Enkel im siebzehnten Lebensjahre stand.

Nach der ersten Jugenderziehung in Ilsenburg und dem Besuch eines von dem Regierungsrath Eilers geleiteten Privatinstituts zu Freienfelde bei Halle a. S.

genoß Graf O. von 1851—1856 den Unterricht des unter Leitung des tüchtigen Directors Eichhoff stehenden Gymnasiums zu Duisburg. Seinem Vater nacheifernd, arbeitete er so treu, daß er ebenso wie dieser die Reifeprüfung mit Auszeichnung bestand und vom mündlichen Examen entbunden wurde. Als er dann seinen akademischen Studiengang in Göttingen begann, war der Umfang der von ihm getriebenen Fächer ein ziemlich weiter. Zunächst handelte es sich um das Studium der Rechte und der Kameralwissenschaft, wobei Aegidi und Hassenstein seine Lehrer waren. Er hörte aber auch geschichtliche Vorlesungen bei Waitz, Physiologie bei R. Wagner, Chemie bei Wöhler, ein philosophisches Privatcolleg bei Lotze, Nationalökonomie bei Hanssen. Das gesellschaftliche Leben wurde in einem seinem Stande entsprechenden Kreise theils in Göttingen, theils in dem leicht erreichbaren Hannover gepflegt. Nach seinem eigenen Zeugnisse that es ihm dann im Sommer 1858 das liebliche Heidelberg an, wo er, ohne seinen ernsten zukünftigen Beruf aus den Augen zu verlieren, als Mitglied des Corps der Saxoborussen jugendfroh das studentische Leben pflegte.

Schon als Schüler zu Duisburg war Graf O. durch den Tod seines Großvaters Erbe der ausgedehnten Besitzungen des Hauses Stolberg-Wernigerode geworden. Während seiner Minderjährigkeit führte über fünftehalb Jahr sein Oheim Graf Botho mit großer Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit das vormundschaftliche Regiment. Zwar war, als Graf O. um Michaelis 1858 seinen akademischen Studiengang beschloß, die Zeit seiner Volljährigkeit nahezu herbeigekommen, und er hatte sich auch auf sein zukünftiges Lebenswerk wohl vorbereitet. Da er aber unter seinem Oheim die Verwaltung unter guter Aufsicht wußte, so beeilte er sich nicht, die Verwaltung sofort in die Hand zu nehmen, sondern widmete sich von 1859—1861 dem preußischen Heeresdienst und trat in das Regiment gardes du corps ein. Da dieses abwechselnd in Berlin und Potsdam stand, wurde ihm schon jetzt reiche Gelegenheit geboten, zum Haupte des Königlichen Hauses und zu dessen Gliedern in persönliche Beziehung zu treten. Im letzten Jahre fühlte er sich aber gedrungen, da er sich seinen Aufgaben als regierender Graf zu Stolberg in Wernigerode widmen wollte, um Entlassung aus dem activen Heeresdienst einzukommen. Er trat nun in das Verhältniß à la suite der Armee ein, in welchem er bis zum General der Cavallerie emporstieg.

Seitdem er nun das Regiment und die Leitung der gräflichen Verwaltung in die Hände genommen hatte, bemerkten die Beamten, zunächst die oberen, bald, daß sie es mit einem überaus thätigen, selbständigen, einsichtigen und genau unterrichteten Herrn zu thun hatten, der selbst in die Verwaltung eingriff. Wenn sie dadurch zur Sorgfalt und eifriger Pflichterfüllung angespornt wurden, so war doch auch dieser Dienst ein sehr lohnender, und es ehrt ebenso den Herrn wie den Diener, wenn Graf O. noch in seiner letzten Krankheit dankbar der redlichen Männer gedachte, die ihm und seinem Hause gedient hatten und wenn er besonders solchen Männern in der Grafschaft Ehrendenkmale setzte, die bei treuer Pflichterfüllung freimüthige und selbständige Urtheile abgegeben hatten, die gelegentlich den eigenen Neigungen entgegenstanden.

Ein so urtheilsfähiger Zeuge wie der spätere Cultusminister Dr. Bosse, der als Kammerdirector zu Roßla und durch seine mehrfachen persönlichen Berührungen mit dem Grafen in der Lage war, sich aus eigener Beobachtung ein sicheres fachmännisches Urtheil über des Grafen Wirksamkeit zu bilden, weiß davon zu sagen, eine wie gründliche Kenntniß derselbe sich von den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, an denen er auch ein persönliches Interesse

nahm, angeeignet hatte, so daß er überall sachgemäß eingreifen konnte. Aber wir wissen es auch aus eigener Erfahrung, wie es einem begegnen konnte, wenn man glaubte, bei Ertheilung einer Auskunft seinem Wissen trauen zu können, daß Graf O. durch genauere Information den Berichtenden beschämte.

Die Bewältigung eines so erstaunlichen Materials, wie die Vorbereitung auf die mannichfachen Fragen der Verwaltung es erheischte, und die oft ein Aufsitzen bis tief in die Nacht nöthig machte, war nur durch eine unverkümmerte, unverdorbene Jugendkraft zu bewirken. Wir wissen es aus des Grafen eigener Mittheilung, daß er, wenn ein Gegenstand ihn sehr beschäftigte und ihm sonst nicht die ausreichende Zeit übrig blieb, eine ganze Nacht auf dessen Studium verwandte. Freilich vermochte er auch fast zu allen Stunden und unter verschiedenen Umständen festen und erquickenden Schlaf zu finden.

Die lebendige persönliche Betheiligung an der Verwaltung und den Hausangelegenheiten führte ihn auch dazu, neue Bahnen zu beschreiten. So suchte er die Häupter der drei Linien zu gemeinsamer Sicherung ihrer Rechte zu veranlassen und die jährlichen Zusammenkünfte der Oberbeamten jener Linien behufs Verhandlung über gemeinsame Interessen, die vom Kammerdirector in Roßla zuerst angeregt waren, gewannen durch des Grafen rege Antheilnahme Bedeutung und Leben. Daneben verdienen die jährlichen Kohlenordnungen erwähnt zu werden. Dem Namen nach knüpften sie an die jährlich in Ilsenburg stattfindende Abrechnung über die Holzköhlerei an, wobei dann die Köhlermeister für das nächste Jahr gedungen wurden. Als diese Holzköhlerei fast ganz aufgehört hatte, ließ Graf O. an ihre Stelle unter Beibehaltung des alten Namens eine neue Einrichtung, eine jährliche Beamtenversammlung treten, in der zuerst Gegenstände aus den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, Fragen über die persönlichen Verhältnisse der Arbeiter verhandelt, auch Vorträge, die Beamtenschaft und die engere Heimath betreffend, gehalten wurden, woran sich dann ein gemeinsames Mahl schloß. Die Hauptbedeutung dieser sogenannten „Kohlenordnung" bestand aber darin, daß dadurch das Gemeingefühl der Beamtenschaft geweckt und genährt wurde.

Mit all diesen Kenntnissen, dieser Arbeitskraft und frischem frohem Streben hätte Graf O. in der Erfüllung der ihm durch seine Geburt zugefallenen Pflichten eine große Aufgabe zu lösen gehabt; aber weit größere nahm er infolge der mit dem Jahre 1864 beginnenden großen Ereignisse zum besten des Gesammtvaterlandes und im Dienste des von ihm innigst verehrten und geliebten königlichen Oberlehnsherrn freiwillig und nicht ohne große Opfer auf seine Schultern.

Die ersten Bethätigungen seines vaterländischen Sinnes waren Werke der christlichen Nächstenliebe. Nach dem deutsch-dänischen Feldzuge nahm er verwundete Krieger in Pflege und behielt sie dann meist in seinen Diensten. Größere Dienste leistete er im J. 1866: als Delegirter des Militärinspecteurs der freiwilligen Krankenpflege bei der Mainarmee war er beim Stabe des Generals Vogel von Falkenstein und nahm als solcher an verschiedenen Gefechten Theil, wobei er auch mehrfach im Feuer stand. So konnte er denn auch nach hergestelltem Frieden an dem erhebenden Einzuge der Truppen in Berlin theilnehmen. Die persönliche Bethätigung zum Heil leidender Krieger gehörte zu seinen Lieblingsaufgaben; er erfüllte sie als Mitglied des Johanniterordens, als welches er seit 1868 die Stelle eines Commendators für die Provinz Sachsen, von 1872—1885 die des Ordenscanzlers einnahm, sowie als Vorsitzender des Central-Comités der deutschen Vereine, wie besonders des deutschen Vereins vom Rothen Kreuz, bis an sein Ende und hat auch gebührende Anerkennung dafür gefunden.

Gewiß verdienen solche freiwilligen Bethätigungen der Vaterlands- und Menschenliebe ein ehrendes Gedenken, aber mehr Selbstverleugnung und Hingabe an die großen Aufgaben und Ziele der Zeit, in die er hineingeboren war, forderten die Arbeiten des Friedens nach den errungenen Siegen. Wir gedenken dabei zunächst der parlamentarischen Thätigkeit. Unvergeßlich ist uns der Abend des 9. Februar 1867, an welchem der 29jährige Graf O. in der sogenannten Nöschenröder Schenke in einer bunt zusammengesetzten Versammlung an einer improvisirten Rednerbühne mit bewunderungswürdiger Beherrschung der Lage eine Wahlrede hielt. Schon brach infolge einiger unparlamentarischen Ausdrücke eines entgleisten Philologen ein Sturm aus; doch wurde derselbe bald gedämpft und der erlauchte Bewerber war vollständig Herr der Lage. Er erklärte, er habe es als eine zwar nicht angenehme, aber doch nicht abzulehnende Pflicht angesehen, sich der Candidatur und allen damit verbundenen Obliegenheiten zu unterwerfen, als er von Anderen dazu aufgefordert sei. Das Ergebniß der Bewerbung war ein erfreuliches: obwohl mit großem Geschick für eine nicht extreme Gegencandidatur geworben wurde, fielen auf den Grafen im Wernigerödischen 3063, auf den nationalliberalen Gegencandidaten 668 Stimmen. Daß Graf O. zum Abgeordneten zum ersten constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt wurde, geschah infolge dieses Wahlergebnisses in seiner Grafschaft, was um so bemerkenswerther ist, als bis dahin in dem aus den größeren Kreisen Halberstadt und Oschersleben und der Grafschaft Wernigerode gebildeten Wahlkreise die Candidaten der Grafschaft stets unterlegen waren.

In dem Wahlaufruf vom 12. Januar, an dessen Spitze Graf Otto's Name stand, war ausdrücklich daran erinnert, daß es gelte, die durch die Siege noch nicht abgeschlossenen Erfolge durch die Werke des Friedens zu krönen. Und wenn es überhaupt bezweifelt werden könnte, daß der regierende Graf sich im Sinne des Ministerpräsidenten Graf Bismarck für die Candidatur gewinnen ließ, so braucht nur daran erinnert zu werden, daß dieser am 18. Januar dem Wahlausschuß selbst erklärte, die Wahl des regierenden Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode wäre der königlichen Regierung eine besonders willkommene.

Kaum hatte er begonnen, bei der Begründung des Norddeutschen Bundes durch seine parlamentarische Thätigkeit dem Könige, dem Vaterlande und dem großen leitenden Staatsmanne seine willigen Dienste zu leisten, als ihm eine weit schwierigere Aufgabe angesonnen wurde: er wurde vom Grafen Bismarck dazu ausersehen, durch die Annahme des Amtes eines ersten Oberpräsidenten die Bevölkerung der erst eben durch Waffengewalt dem Königreich Preußen angegliederten Provinz Hannover, die in erdrückend großer Mehrheit diesem Herrschaftswechsel widerstrebte, mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen. Wohl hatten manche Maßnahmen bezüglich der Verfassung unter König Ernst August und wegen des Kronguts und sonst unter Georg V. nicht unbegründeten Widerstand gefunden, und für die lebhaften deutschen Einheitsbestrebungen seit 1848 war manchen Stürmern das Königreich Hannover als ein Hemmschuh erschienen. Aber im allgemeinen war dieses doch ein wohlgeordneter, trefflich verwalteter Verfassungsstaat, dessen vom Minister Stüve durchgeführte Landgemeinde-, Städte- und Aemterorganisation als musterhaft gelten konnten. Nun hatte auch das bei der Eroberung geflossene Blut das Selbständigkeitsgefühl gestärkt und den Gegensatz gegen Preußen verschärft: für den Grafen kam noch die Schwierigkeit hinzu, daß er wegen der Stammgrafschaft Hohnstein dem entsetzten Könige von Hannover als Oberlehnsherrn gehuldigt hatte. Endlich war es dem Grafen besonders schmerzlich, daß sich der specifisch welfische

Gegensatz gegen Preußen nirgends schärfer ausgeprägt fand, als bei der lutherischen Geistlichkeit.

Trotzdem schreckte Graf O. vor all diesen Schwierigkeiten nicht zurück und erkannte es als seine patriotische Pflicht, die ihm durch das Vertrauen des Königs Wilhelm übertragene Aufgabe nach Kräften zu erfüllen. Wenn er gerade dieses Vertrauen von der höchsten Stelle bei seinem Abschied von Wernigerode am 15. September 1867 ausdrücklich hervorhob, so steht andererseits auch fest, daß diese seine Berufung eben so sehr den Wünschen des leitenden Staatsmannes entsprach, der ja schon zu Anfang des Jahres offen ausgesprochen hatte, wie willkommen ihm die Wahl des Grafen zum Reichstag des Norddeutschen Bundes sei. Als man aber darnach in Regierungskreisen eine andere Wahl getroffen hatte und die Ernennung des Freiherrn v. Nordenflycht zum Oberpräsidenten von Hannover bereits fest beschlossen war, geschah es durch das unmittelbare Eingreifen Bismarck's, daß dies rückgängig gemacht und die Ernennung des Grafen O. zu Stolberg-Wernigerode zu dieser wichtigen Stelle durchgesetzt wurde.

Zur Ueberwindung der wenigstens theilweise angedeuteten Schwierigkeiten, mit denen Graf O. bei der Uebernahme des Oberpräsidiums von Hannover zu ringen hatte, brachte er in seiner Person und Stellung reiches Rüstzeug mit. Nicht nur der Gedanke, daß er Carrière machen wolle, war bei seiner Unabhängigkeit völlig ausgeschlossen, jeder Verständige erkannte, daß er dem an ihn ergangenen Rufe folgte, um eine hohe vaterländische Pflicht zu erfüllen. Das Haus Stolberg-Wernigerode genoß eines besonders begründeten Rufes; er selbst war schon seit seiner Göttinger Studentenzeit in manchen, besonders höheren Kreisen von Hannover wohlbekannt. Und wenn er zu Hoffesten, die er zu besonderer Genugthuung der Hannoveraner veranstaltete, auch Personen aus den höheren welfisch gesinnten Adelskreisen einlud, so erklärten sie wohl gelegentlich, wenn sie auch der Ladung des Oberpräsidenten zu folgen nicht geneigt seien, so wären sie doch gern bereit, die des Grafen O. zu Stolberg-Wernigerode anzunehmen.

Als die Hauptsache kam nun zu diesen mehr äußerlichen Umständen das geschickte Auftreten und die unermüdliche Wirksamkeit des Grafen. Mit der ihm natürlichen Liebenswürdigkeit, Klugheit und Selbstverleugnung wußte er die vielfach verstimmt und spröde ihm gegenüberstehenden Gemüther zu gewinnen, geeignete Räthe herbeizuziehen, weniger geeignete aber und ungeschickte bei dem außerordentlichen Vertrauen, das er sowohl beim Könige Wilhelm wie beim Ministerpräsidenten Graf Bismarck genoß, zu beseitigen. Dazu kam nun aber als das Wichtigste die außerordentliche Thätigkeit, die er entfaltete. Mit erstaunlicher Arbeitskraft arbeitete er Tag für Tag bis in die Nächte hinein, war für jedermann zugänglich, ließ sich die Sachen vortragen, prüfte sie selbst und war aufs äußerste bestrebt, den Geschäftsgang abzukürzen. Durch häufige Reisen in der Provinz suchte der Oberpräsident sich persönlich von der Lage der Dinge zu überzeugen, und mit seinem praktischen Blick und scharfem Verstande wußte er auch in vielen Sachen zu rathen. Dabei hatte er nicht zuletzt manchen Erfolg dadurch, daß er sich die Personen mit seinen hellen, klaren Augen ansah und ihnen sein Wohlwollen entgegenbrachte.

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71, der zu einer Waffenbrüderschaft der Hannoveraner mit den Bewohnern der altpreußischen Provinzen und mit allen deutschen Stämmen führte und dessen ruhmvoller Verlauf und siegreicher Ausgang den Norddeutschen Bund zu einem geeinten deutschen Reiche erweiterte, förderte natürlich mächtig die Bestrebungen des Grafen zur Versöhnung der Hannoveraner mit dem preußischen Staate, der allen National-

gesinnten als Schöpfer und Hort dieser Einigung erscheinen mußte. Gleichwohl brachten die ersten Stadien dieses Krieges dem Oberpräsidenten manche unangenehme Erfahrungen, indem die Oberbefehlshaber sich manche Uebergriffe in die Civilverwaltung erlaubten und die Eingesessenen der Provinz nicht immer mit der nöthigen und angemessenen Rücksicht behandelten. Indem nun aber Graf O. auch hier nach Kräften versöhnend einzuwirken suchte und hierbei an allerhöchster Stelle wegen des unbegrenzten Vertrauens, dessen er sich erfreute, den nöthigen Rückhalt fand, so mußte ihm gerade die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten das Vertrauen und die Liebe der Provinzialen sichern.

Was ihm, abgesehen von den Folgen des siegreichen deutsch-französischen Krieges, sein Präsidialamt wesentlich erleichterte, war die Freiheit der Bewegung, wie das unbedingte Vertrauen, das König Wilhelm ihm verstattete, und die Uebereinstimmung in den wesentlichen Regierungs- und Verwaltungsgrundsätzen mit dem Grafen und Fürsten Bismarck. Natürlich konnte im Großen und Ganzen darüber von beiden Seiten kein Zweifel obwalten, daß es darauf ankam, die neue Provinz mit dem preußischen Staatswesen zu verschmelzen; aber über die Mittel und die Weise, wie dieses Ziel zu erreichen sei, gingen die Ansichten weit auseinander. Während einzelne der zuerst in die Provinz berufenen Beamten meinten, man müsse so bald und so energisch als möglich die Einrichtungen der alten Provinzen in der neugewonnenen einführen und deren Eigenthümlichkeiten beseitigen, ging Graf O. im Einvernehmen mit dem Ministerpräsidenten von einer ganz anderen Auffassung aus: indem er sich möglichst genau mit den eigenthümlichen Verhältnissen und dem Herkommen in der Provinz und den einzelnen Landschaften vertraut machte, suchte er überall das für gut Erkannte, und bestehende Einrichtungen, soweit eine Aenderung nicht dringend nothwendig schien, zu erhalten.

Durch zwei an den Grafen O. gerichtete Schreiben vom 17. und 28. Februar 1870 hatte Graf Bismarck sich entschieden gegen das von regierungsfreundlicher Seite beliebte Verfahren ausgesprochen, die Bewohner der neuerworbenen Lande mit brandenburgischer Geschichte zu unterhalten, um dadurch preußischen Patriotismus in ihnen zu wecken. Natürlich hatte er nichts dagegen, daß die Erinnerung an solche geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten aufgefrischt würde, bei denen wirklich lebendige Beziehungen zur preußischen Geschichte obwalteten, wie das bei den hannöverschen Stammlanden seit dem siebenjährigen Kriege, bei Ostfriesland seit dem Großen Kurfürsten der Fall war. Wo aber solche lebendigen Beziehungen fehlten, seien solche künstlich aufgepfropften Belehrungen nutzlos und nachtheilig. Diese Auffassung des Ministerpräsidenten war ganz und gar die des Grafen O., und er erklärte sich alsbald in einem Bericht ausdrücklich mit diesen Grundsätzen ohne Vorbehalt einverstanden.

Nachdem der Graf zu Anfang des Jahres 1873 den Zweck der ihm in Hannover gestellten Aufgabe im wesentlichen als erfüllt ansehen konnte, bat er den König um Enthebung von seinem arbeitsreichen Amte. Auf einem am 5. März 1873 zu seinen Ehren veranstalteten Abschiedsmahl konnte er in einer Ansprache, in der er zunächst Gott die Ehre gab, seinem frohen Danke gegen die Bevölkerung und die Mitarbeiter bei seinem Bemühen Ausdruck geben: für den Erfolg seines unermüdlichen Wirkens ist es gewiß ein schönes Zeugniß, daß er von 1871—1878, d. h. bis zu einer Zeit, wo ihm andere Aufgaben die Fortsetzung solcher parlamentarischer Thätigkeit unmöglich machten, im deutschen Reichstage zwei hannöversche Wahlkreise, Melle-Diepholz und Goslar-Klausthal, vertrat. Dabei mag bemerkt werden, daß er in politischen Fragen auf Seiten der freiconservativen Partei stand, während er in den kirchlichen

Fragen eine entschieden conservative Stellung einnahm. Noch ein lauteres allgemeines Zeugniß als die parlamentarische Vertretung ist für die Beliebtheit, die der Oberpräsident Graf O. sich infolge seiner fünfjährigen Wirksamkeit erworben hatte, der Sturm von Petitionen, der sich erhob, um ihn zum Verbleiben in Hannover zu vermögen.

Wenn Graf O. den Rücktritt vom Oberpräsidium mit der Nothwendigkeit begründete, nach fünfjähriger Abwesenheit von Wernigerode seine durch schwere Amtsgeschäfte im Dienste des Gesammtvaterlandes gebundene Kraft wieder der Verwaltung der eigenen Besitzungen zu widmen, so wird jeder Einsichtige diesen Grund als durchaus zulänglich erkennen und die großen Opfer zu würdigen verstehen, die er bis dahin für König und Reich gebracht hatte. Gegen Ende der Oberpräsidentschaft hatte er auch schon seine parlamentarische Thätigkeit wieder aufgenommen und von 1872—1877 auch zum ersten Mal als Nachfolger seines Vetters Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode den Vorsitz im Herrenhause führen können. Es ist wohl zu verstehen, daß ihm gerade diese Thätigkeit, in der er sein Geschick, zu einigen und zu vermitteln, besonders bewähren konnte, eine vor anderen angenehme und willkommene war.

Kaum drei Jahre waren seit Niederlegung des Amtes als Oberpräsident vergangen, als das Vertrauen des Kaisers und der Scharfblick des Fürsten Bismarck den in der Verwaltung Bewährten für eine diplomatische Thätigkeit und Stellung ersah, nämlich für den Posten des deutschen Botschafters am Kaiserlich österreichischen und Königlich ungarischen Hofe in Wien. Es konnte durchaus nicht als selbstverständlich erscheinen, daß eine Persönlichkeit, die sich neben ihrer Umsicht und unverwüstlichen Arbeitskraft durch ihr gerades, offenes Wesen in der Verwaltung bewährt hatte, sich auch für ein staatsmännisch-diplomatisches Amt eignen werde. Wenn Fürst Bismarck ihm das aber durchaus zutraute, so dürfte darin gewiß ein starker Beweis für die Offenheit und Ehrlichkeit der Politik des Reichskanzlers gefunden werden. Jedenfalls hat er sich in dem Grafen nicht getäuscht, wie dieser seinerseits die Thätigkeit in Wien als die angenehmste auf seiner thätigen Laufbahn angesehen hat. Die durch ihn bewirkte Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn hatte nicht zuletzt ihren Grund in dem gewinnenden, das größte Vertrauen erweckenden Eindruck, den seine Persönlichkeit auf den Kaiser von Oesterreich und die leitenden Männer in Wien machte. Es war mehr als ein Höflichkeitsact, wenn wir den Grafen Andrássy nach dem weiter unten zu erwähnenden Bündnisse in Wernigerode zum Besuch und in herzlichem Verkehr mit dem früheren Botschafter sehen.

Im Frühjahr 1878 trat Graf O. in das preußische Staatsministerium, wurde dessen Vicepräsident und damit zugleich Minister ohne Portefeuille und durch das Gesetz vom 17. März d. J. Stellvertreter des Reichskanzlers oder, wie der kurze Ausdruck lautete, Vicekanzler. Jenes Gesetz gestattete dem Fürsten, sich in allen ihm unterstellten Geschäftszweigen, mit Ausnahme der Beaufsichtigung der Bundesstaaten durch das Reich, durch Bevollmächtigte vertreten zu lassen, obwohl seine alleinige Verantwortlichkeit bestehen blieb. Der Graf wurde also infolge jenes Gesetzes Ende Mai zum Vicepräsidenten des preußischen Ministeriums und zum Vertreter des Reichskanzlers im Bundesrath ernannt. Besonders hatte er in seiner schwierigen Stellung dem großen Staatsmann die mannichfachen, oft heiklen Personalfragen abzunehmen, überhaupt eine schwere, kaum übersehbare Arbeitslast. Mit unverdrossenem Eifer stürzte er sich in die Flut der ihm zufallenden Geschäfte; Tag für Tag kam er nicht vor zwei Uhr Nachts zu Bett, auf seinem Arbeits- und Vorzimmer gingen die Personen wie auf einem Jahrmarkte aus und ein; mit frischer

Manneskraft vermochte der Vicekanzler solche Anstrengungen zu ertragen und dabei gutes Wohlsein zu bewahren. Zur Vermehrung seiner Arbeit trug auch der am 20. October des Jahres 1879 erfolgte Tod des Staatssecretärs v. Bülow bei.

Aber sein hohes Doppelamt stellte an den Vicekanzler des Reiches und Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums nicht nur der von ihm zu bewältigenden Arbeitslast wegen außerordentliche Anforderungen, sie forderte auch eine ganz außerordentliche Selbstverleugnung, denn er hatte wohl alles Schwere und Unangenehme der hohen Stellung zu tragen, aber die Entscheidung lag überall nicht bei ihm, sondern bei dem Fürsten Bismarck als Ministerpräsidenten und Reichskanzler.

Von allen geschäftlichen Leistungen abgesehen, hat Graf O. zur Zeit der Verwaltung dieser hohen Staatsämter wegen der innigen Vertrauensstellung zu Kaiser Wilhelm dem großen Leiter der deutschen Politik und zugleich dem deutschen und europäischen Frieden in sehr kritischer Zeit einen außerordentlichen Dienst geleistet. Es war im J. 1879, als Fürst Bismarck sich aufs eifrigste bemühte, ein Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu Stande zu bringen, um dieses Reich aus seiner isolirten Stellung Rußland gegenüber zu befreien, es auch von Frankreich abzuziehen und dadurch zugleich die deutsche Position zu stärken. Für diesen Gedanken war jedoch Kaiser Wilhelm durchaus nicht zu gewinnen. Weil es sich doch auch dabei um eine Sicherstellung Rußland gegenüber handelte, so meinte er durch ein solches Bündniß die Treue gegen seinen Neffen, den Kaiser Alexander III., zu verletzen. Als Fürst Bismarck den Kaiser Wilhelm nicht umzustimmen vermochte und bei einem Versagen der kaiserlichen Einwilligung seinen Rücktritt in Aussicht stellte, zeigte der Kaiser sich seinerseits bereit, abzudanken, um dem Reichskanzler freie Bahn zu machen. Da Beides bei den obwaltenden europäischen Verwicklungen sehr gefährlich gewesen wäre, so machte Fürst Bismarck noch einen letzten Versuch, durch den persönlichen Einfluß des Grafen O. zu Stolberg-Wernigerode den Kaiser für seinen Plan zu gewinnen. Das geschah: der Graf reiste alsbald nach Baden-Baden, wo der Kaiser sich damals aufhielt, und seinen Bemühungen und Vorstellungen gelang es, den Kaiser umzustimmen und zur Unterzeichnung des Bündnißvertrages zu gewinnen. So kam das österreichischerseits vom Grafen Andrássy vermittelte deutsch-österreichische Defensivbündniß vom 7. October 1879 zu Stande, das bestimmt war, den durch das Dreikaiserbündniß geschaffenen europäischen Frieden zu befestigen, ein Bund des Friedens und der gegenseitigen Vertheidigung.

Der Dienst, den Graf O. in dieser wichtigen Angelegenheit dem Fürsten Bismarck und dem Vaterlande leistete, stand durchaus in Uebereinstimmung mit seinen eigenen Bestrebungen, daher er sich desselben noch in seinen späteren Lebensjahren ganz besonders gefreut hat. Weniger konnte das da der Fall sein, wo er in williger Entsagung auch da die Politik des leitenden Staatsmannes in Fällen zu stützen suchte, wo er ihre Tendenz nicht innerlich theilte, wie dem Minister Falk gegenüber. Es konnte daher nicht davon die Rede sein, daß mit dem Abgang der Minister Falk, Hobrecht und Friedenthal und dem Eintritt von Bitter und Friedberg eine des Grafen Ueberzeugungen zuwiderlaufende Richtung im Ministerium zur Herrschaft gelangt sei; im Gegentheil vertrat Falk gegenüber der kirchlich entschieden conservative Vicepräsident nur die Regierung, nicht das Princip, während unter den neuen Ministern Friedberg ihm besonders nahe stand. Wenn in den „Denkwürdigkeiten“ Fürst Chlodwig v. Hohenlohe den Reichskanzler sich gelegentlich über den Grafen Stolberg beklagen läßt, „weil er nichts thue“ (Denkwürdigk. II, S. 269),

so kann das nicht von der Unthätigkeit in den ihm obliegenden amtlichen Geschäften gemeint sein, das wußte Fürst Bismarck besser; es konnte nur an den Verzicht auf eigene politische Initiative gemeint sein, und das konnte der Fürst seinem treuen, sich in seinem Dienste aufopfernden Helfer nur danken.

Eine persönliche Intimität hat zwischen beiden einander ergänzenden hohen Staatsdienern nicht stattgefunden, das schienen schon persönliche Lebensanschauungen auszuschließen. Der Reichskanzler verdankte sein persönliches Ansehen und seinen Fürstencharakter durchaus seinen Verdiensten und seiner eminenten Größe, während der Vicekanzler bei allem freiwilligen, hingebenden Dienste und bewundernswerther Selbstverleugnung doch auf seinen Geburtsstand und dessen Rechte hielt, die der große Kanzler nicht entsprechend werthete. Sehr irrig wäre es nun aber, daraus folgern zu wollen, daß Fürst Bismarck nicht die Person des Vicekanzlers gebührend gewürdigt, auch die Bedeutung seiner Geburtsstellung nicht zu erkennen gewußt habe. Wir wollen den Fürsten Bismarck selbst zeugen lassen. Als Graf O. sich fünftehalb Jahr dem Reichs- und Staatsdienst gewidmet hatte und nun die Zeit gekommen glaubte, wo er sich wieder ganz seinen eigenen Angelegenheiten widmen könne und in diesem Sinne am 5. September 1880 an den Kanzler mit dem Bemerken schrieb, er wolle dem Reichskanzler keine Schwierigkeiten verursachen, antwortete Fürst Bismarck fünf Tage später aus Friedrichsruh u. a.: „Sie sagen, daß Sie Ihre amtliche Leistung gering anschlagen, aber ich glaube, Sie unterschätzen dieselbe. Es kommt in Euer Erlaucht Stellung gar nicht darauf an, daß Sie in die Details der Geschäfte regelmäßig eingreifen; es kommt vielmehr darauf an, ob das Gewicht Ihrer Persönlichkeit und Ihrer Stellung im Lande in die Wagschale des Ministeriums gelegt wird oder nicht, sowohl dem Lande gegenüber, als auch in der Vertretung unserer Politik bei Seiner Majestät dem Könige. Ich habe manche Collegen im Staatsministerium gehabt, welche bei ununterbrochener eigener Betheiligung an den laufenden Geschäften dennoch in langjähriger Amtsthätigkeit dem Lande nicht dieselbe Summe von Diensten geleistet haben wie Euer Erlaucht allein in der Zeit des Octobers vorigen Jahres. In diesen und anderen Vorkommnissen von politischem Schwergewichte, wie die kirchliche Gesetzgebung, die Reform unseres Steuerwesens, kurz in allen größeren principiellen Fragen ist das Gewicht Ihres Namens und Ihrer Person nicht so leicht zu ersetzen“ u. s. f.

Dem Wunsche des Fürsten entsprechend verblieb der Graf denn auch in seinem Amte als Vicekanzler noch bis zum Juni 1881. Ein schönes Zeichen von der treuen Verehrung, die der Graf dem großen Staatsmann bis ans Ende bewahrte, war die Anrede, die er in seinem letzten öffentlichen Auftreten am 1. April 1895 zu Friedrichsruh als Vertreter des Herrenhauses an den Fürsten bei dessen 80. Geburtstage hielt und die allgemeinen tiefen Eindruck machte.

Auf den besonderen Wunsch des Kaisers übernahm er im J. 1884 das Amt eines Oberstkämmerers, das er dann noch bis zum Jahre 1892 unter Kaiser Wilhelm II. fortführte. Als Nachfolger des Grafen v. Schleinitz war er zugleich von 1885—1888 mit der Leitung des Königlichen Hausministeriums betraut. Nach Niederlegung der Staatsämter war er nur noch Präsident des Herrenhauses und Vorsitzender der preußischen und deutschen Vereine vom Rothen Kreuz. Als solcher war er auch bei den internationalen Zusammenkünften dieser Vereine zu Karlsruhe 1887 und zu Rom im April 1892 als Vorsitzender, seit 1891 auch nach dem Ableben des Feldmarschalls Grafen Moltke Kanzler des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, den ihm König Wilhelm I. noch im Januar 1888 verliehen hatte.

Bei aller Hingabe an das gesammte deutsche Volk und Vaterland und an den preußischen Staat und seinen König beseelte ihn warme Liebe zu dem engeren heimathlichen Kreise. Am 15. November 1865 lernten wir ihn zuerst als Vorsitzenden einer großen provinzialen conservativen Parteiconferenz kennen, welche die Gründung genossenschaftlicher Creditcassen bezweckte. Schon seit 1862 nahm er öfters an den Verhandlungen des Provinziallandtags Theil; von 1871—1875 war er Vorsitzender des Landtags und des Provinzialausschusses.

Ein besonderes Interesse bekundete er an Unternehmungen für heimische Kunst und Geschichte sowie an frommen und gemeinnützigen Unternehmungen provinzialer Selbstverwaltung. Es war für ihn einer der erfreuendsten Momente während seiner Verwaltung der Provinz Hannover, als der Graf zu Ende des Jahres 1867 dem Provinziallandtage zu Hannover die amtliche Erklärung abgeben konnte, daß König Wilhelm darein gewilligt habe, daß die Verwaltung des sog. Domanialablösungs- und Veräußerungsfonds mit einem jährlichen Zinse von 550 000 Mark dem Provinzialständischen Verbande für gewisse gemeinnützige und milde Zwecke überlassen werde. Da das auf Grund dieser Zuweisung am 7. März 1868 der Vorläufer einer gleichen Ausstattung aller übrigen Provinzen des Staates war (die von Hessen-Nassau war schon voraufgegangen), so suchte er dieselben alsbald für eine wissenschaftliche Unternehmung der heimischen Provinz Sachsen nutzbar zu machen, indem er eine zweimalige Beschickung des Vaticans behufs Erhebung provinzialgeschichtlicher Schriftstücke anregte und ins Werk richten half. Ueberhaupt liebte und förderte er eifrig geschichtliche Arbeiten, naturgemäß zunächst die des eigenen Hauses und seiner Besitzungen. Dem auf seinen ausgesprochenen Wunsch in Wernigerode im J. 1868 gegründeten Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde war er bis zu seinem Ende nicht bloß dem Namen nach ein treuer Protector.

Wiederholt leitete er bei seinem tiefen kirchlichen Interesse die Verhandlungen der sächsischen Generalsynode; auch bei der evangelischen Generalsynode in Berlin führte er zur allgemeinen Befriedigung den Vorsitz. An der während seiner politischen Wirksamkeit sich mehr und mehr in den Vordergrund drängenden socialen Frage nahm er ebenfalls den regsten Antheil, und bei dem am 19. October 1878 im Reichstage angenommenen Socialistengesetz ist er wesentlich betheiligt.

Wenn lediglich zur Steuer der Wahrheit gesagt werden muß, daß Graf O. seine ganze Kraft dem Dienste des großen Ganzen für Kaiser, König und Vaterland widmete, an den kirchlichen, socialen und sittlichen Fragen des Volkslebens regen Antheil nahm und dafür stets Hand und Herz offen hatte, so war daneben auch sein eifriges, zielbewußtes Streben auf den Glanz und die Sicherung seines Hauses und auf die Ehre und Erhöhung seines Geburtsstandes gerichtet. Zwar, wenn er Rechtsgänge zur Geltendmachung von Ansprüchen des Hauses, z. B. auf die an Blankenburg unternahm, so erfüllte er hier im wesentlichen nur eine ihm als dem Haupte des Hauses obliegende Pflicht. Es handelte sich dabei meist nur um Opfer, doch wurde ihm im J. 1867 durch einen billigen Vergleich gegen den Verzicht auf die Ansprüche an Elbingerode ein angrenzender Forstbezirk überwiesen. Dem Glanze des Hauses diente der langdauernde Erneuerungsbau des Schlosses Wernigerode, der den vorgefundenen ziemlich formlosen Bau dieses alten Hoheitssitzes zum schönsten Bergschlosse in ganz Norddeutschland umschuf. Der romanische Bothobau in Ilsenburg, die Herstellung der Klosterthürme in Drübeck, der

Bau der gothischen Kirche in Schierke dienten zur Förderung der Kunst wie zur Ehre und Zierde der Grafschaft und des Hauses Stolberg-Wernigerode. Daneben ist der rund 300 000 Mark kostende Bau eines Gymnasialgebäudes, für diese im J. 1867 vom Rathe zu Wernigerode übernommene höhere Schule nicht unerwähnt zu lassen. Wie jenes Schulpatronat mit sehr ansehnlichen Opfern verbunden ist, so stellt nun auch das Statut des gräflichen Hauses Stolberg-Wernigerode, das Graf Otto im J. 1876, um die Zeit, als er seine diplomatische Stellung in Wien antrat, ausarbeitete, hohe Anforderungen an das Haupt seines Hauses. Es wurde darin ein gutes Stück Herrenrechts festgesetzt und die Ehre des Hauses gefördert. Am 27. Mai 1878 erhielt es die königliche Bestätigung.

Um dieselbe Zeit, in der dieses Hausgesetz ausgearbeitet wurde, erreichte eine vom Mittelalter her bis zu Graf Otto's Zeit fortdauernde Rechtsentwicklung ihren Abschluß. Die alten Hoheitsrechte des gräflichen Hauses Stolberg-Wernigerode waren durch Vergleiche mit der Krone Preußen in den Jahren 1714 und 1822 näher umschränkt worden und wurden durch die Körperschaft der gräflichen Regierung ausgeübt. Da durch die politische Entwicklung in Preußen seit Errichtung des Deutschen Reichs, besonders die neue Kreisordnung diesen Rechten großentheils der Boden entzogen war, so geschah es im J. 1876, daß diese Gerechtsame vom 1. October d. J. ab theils auf die königlichen Behörden theils auf neu eingerichtete Organe der Selbstverwaltung übergingen.

Durch jene politischen Veränderungen und das Aufhören der gräflichen Regierung hatte der Geburtsstand des Grafen keine Veränderung erfahren. Dennoch hielt derselbe es für angemessen, anknüpfend an ältere unerledigt gebliebene, im Frühjahr 1865 mit seinen Vettern in Stolberg und Roßla gepflogene Verhandlungen die Verleihung oder Annahme der Fürstenwürde zu erstreben. Es handelte sich dabei eigentlich nur um die Erneuerung und Annahme einer älteren Verleihung. Eine solche war nämlich im J. 1742 einer Nebenlinie des Hauses, der von Stolberg-Gedern, durch Kaiser Karl VII. verliehen und auch auf Graf Otto's directen Vorfahren Graf Christian Ernst (1710—1771) erstreckt worden. Da die Bedenken, welche diesen von der Annahme jener Würde zurückgehalten hatten, nicht mehr obwalteten, so trug Graf O. kein Bedenken, sie nun durch Verleihung Kaiser und König Wilhelm's II. anzunehmen, die am 22. October 1890 erfolgte. Das Diplom bot auch eine durch den Fürsten veranlaßte zweckmäßige neue Formation des größeren Wappens. Nach dem Diplom vom Jahre 1890 erstreckt sich der fürstliche Charakter nur auf den Fürsten Otto und seine Nachkommen im Stammgut Stolberg-Wernigerode erster Generation sowie auch auf die Nachkommen des jedesmaligen erstgeborenen Sohnes und voraussichtlichen Nachfolgers im Stammgut.

Die im J. 1868 beginnenden Königs-, Kaiser- und kronprinzlichen Besuche, deren bis 1887 bereits zehn stattgefunden hatten, veranlaßten den Fürsten, die Erinnerung daran durch ein im Wernigeröder Thiergarten errichtetes Denkmal festzulegen, das am 19. Juni 1890 durch Kaiser Wilhelm II. eingeweiht wurde. Diese Idylle inmitten einer Zeit von Kampf und anstrengender Arbeit haben ein gewisses allgemeineres Interesse insofern, als sie daran erinnern, daß die großen Arbeiten und Erfolge der Wirksamkeit des Fürsten im Zusammenhange stehen mit seinen regen persönlichen Beziehungen zu den großen königlichen und kaiserlichen Herren.

Nach einem Leben von unermüdlichem, erfolgreichen Wirken schien dem Fürsten bei einem kräftigen, durchaus gesunden Körper ein friedlicher Lebens-

abend zu winken, und doch starb er, erst 59jährig, infolge einer über ein Jahr dauernden Krankheit dahin. So schwer nun dieses lange Siechthum, dessen Ursachen man wohl in zu starkem Rauchen gesucht hat, fast mehr für seine nächsten Angehörigen und Freunde als für ihn selbst war, so läßt es sich keineswegs als ein trostloses bezeichnen, nicht nur, weil der Kranke selbst bei Athemnoth und Schmerzen den Humor zu bewahren und zu scherzen vermochte, sondern weil während dieser Zeit der innere Mensch geprüft wurde und in bewundernswerther Weise in die Erscheinung trat. Zu den ausgeprägtesten Eigenschaften des Fürsten gehörte es nämlich, daß er es geflissentlich vermied, in den tiefsten Glaubens- und Lebensfragen sein Inneres zu offenbaren, die Wurzeln seiner religiös-ethischen Lebenskraft bloßzulegen. Nun wird man kaum sagen dürfen, daß er an und für sich diesem Grundsatze nicht auch während seines Leidens treu geblieben wäre. Aber indem ihm während der Krankheit die Möglichkeit des Wirkens nach außen genommen war und die zarteste Liebe der zunächst Stehenden die Aeußerungen seines Inneren sorgfältig beobachtete und dem Gedächtniß aufbewahrte, sind diese zur Ergänzung seines Lebensbildes ans Licht getreten.

Diese Erinnerungen sind von der hinterbliebenen, geistig hochbegabten Gemahlin, der Fürstin Anna (Elisabeth), Tochter des Prinzen Heinrich LXIII. Reuß j. L., und seiner Tante Karoline, Tochter seines Großvaters, des regierenden Grafen Henrich (geboren am 9. Januar 1837, vermählt am 22. August 1863) aufgesetzt. Sie geben zunächst ein schönes Zeugniß von der innigen Liebe, die sie mit ihrem Gemahl, „der Sonne ihres Lebens“, verband. Wie er in gesunden Tagen es nicht liebte, daß packende Zeugnisse frommen Sinnes und treuen Bekenntnisses von Gliedern seines Hauses, über die er sich herzlich freute, durch den Druck bekannt gegeben würden, so sehen wir auch den Leidenden nicht eigentlich geistliche Gespräche führen; wohl aber liegt neben ihm im Krankenzimmer das aufgeschlagene Bibelbuch und zwar bei Stellen geschichtlicher Bücher des Alten Testaments, in denen er Antwort und Trost auf die ernstesten ihn betreffenden Fragen suchte. Beim Osterfest erhebt er sich an einer von der Fürstin vorgelesenen Predigt. Er findet Trost und Erquickung am evangelischen Liederschatz, einem Paul Gerhardt'schen „O Haupt voll Blut und Wunden“ oder an der Gräfin Aemilie Juliane von Schwarzburg „Wer weiß wie nahe mir mein Ende“ und bereitet sich natürlich auf letzteres durch das mit den Seinigen gemeinsam genossene Mahl des Herrn vor.

Sonst aber vermied er bis ans Ende, außer in Fällen, wo physische Schwäche unwillkürlich die Thränen aus den Augen lockte, alle Aeußerungen der Wehmuth und des Schmerzes, wie er auch von seiner Umgebung lieber den Ausdruck der Freude in Wort und Geberde, als den mitleidender Theilnahme sah, was den Nahestehenden oft schwer wurde. Wenn die Seinigen sich zum Abschied um ihn versammelt hatten, hat er wohl gesagt: „Wir haben doch nicht zu früh Spektakel gemacht. Das wäre doch unangenehm“. Aber bei solchen Gelegenheiten hat er dann auch hinzugesetzt: „sie sollen nur Alle wissen, daß ich an sie denke“. Dieses Gedenken, das ja der Kernpunkt der Liebe ist, hat er treu gepflegt bis ans Ende. Nicht nur die nächsten Angehörigen hat er immer gern um sich gesehen, sondern auch Personen, die zu ihm in irgend einem näheren Verhältniß standen, besonders die Beamten. Es schien, als er ob sie alle, soweit sein Zustand es nur gestattete, vor seinem Ende noch einmal sehen wollte. Als er im April 1896 zu einer Cur nach Baden-Baden gereist war, wurde er von einem starken Verlangen nach der harzischen Heimath und nach Wernigerode bewegt, wohin er denn auch am 22. Mai

zurückkehrte und am Abende des nächsten Tages mit innigster Theilnahme empfangen wurde. Zu seinen letzten Lebensäußerungen gehörte der innige Wunsch, daß auch in seinem Enkel Botho das Interesse für die Heimath sorgsam gepflegt werde.

Die großartige Begräbnißfeier am 23. November, bei der Oberconsistorialrath und Hofprediger Dr. Renner die Trauerrede über Jesaias 57, 2 hielt und bei der die kaiserlichen Majestäten, hohe Fürstlichkeiten, die königlichen Staatsbehörden, das Herrenhaus und andere Körperschaften persönlich oder durch Kranz- und Blumenspenden vertreten waren, entsprach der Stellung und den Verdiensten des Entschlafenen. Es darf nicht bezweifelt werden, daß bei dem nicht enden wollenden Zuge des Leichengefolges eine aufrichtige Verehrung und Liebe zum Ausdruck kam, die sich der Verewigte in weiten Kreisen, zumal in seiner Grafschaft erworben hatte. Einen äußeren Ausdruck ihrer innigen Verehrung und Liebe suchten die Kreisstände der Grafschaft Wernigerode dem verewigten Fürsten durch ein am 30. October 1900, seinem 63. Geburtstage, an einer besonders hierzu geeigneten Stelle des fürstlichen Lustgartens errichtetes Denkmal zu geben, auf welchem eine von Professor Walter Schott, einem Sohne der Grafschaft, meisterhaft modellirte, von Lind in Berlin in Kupfer getriebene Büste des Fürsten angebracht ist. Sonst ist natürlich an bildlichen Darstellungen des Fürsten kein Mangel, sie finden sich in manchen Gemälden auf den fürstlich und gräflich stolbergischen Schlössern, besonders in Wernigerode und in Zeitschriften. Von Einzeldrucken ist ein Kniestück hervorzuheben, das den späteren Fürsten in jüngeren Jahren in der Uniform der Gardes du Corps darstellt, auf einer sorgfältigen im Auftrage des Fürsten ausgeführten Radirung ist derselbe im Brustbilde und in der Generalsuniform mit etwas strengem Gesichtsausdruck vorgeführt. Als lebenswahr ist eine viel in den Handel gekommene Photographie von Scharwächter in Berlin zu bezeichnen.

Vgl. Bettelheim's Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, 2. Bd., S. 425—434. — Dr. Jul. Robert Bosse in der Deutschen Revue, Mai-Juni 1903, Sonder-Abdruck S. 1—23. — H. v. Poschinger, Bismarck-Portefeuille Bd. 1, S. 15, 16. — Chlodwig, Fürst von Hohenlohe, Denkwürdigkeiten, 2. Bd. Stuttgart u. Leipzig 1907, an verschiedenen Stellen. — Hans Blum, Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. 1903, S. 214. Derselbe, Fürst Bismarck und seine Zeit, 3. Bd. München 1895, S. 428; 4. Bd., S. 66, 68. — G. Schuster, Briefe, Reden und Erlasse des Kaisers und Königs Friedrich III. Berlin 1907, S. 268 f. — Anna, Fürstin zu Stolberg-Wernigerode, Erinnerungen. Als Handschrift gedruckt. Dresden o. J., 180 S. — Ueber des Fürsten Vater, den Erbgrafen Hermann zu St.-W., s. Nekrolog der Deutschen von 1841, S. 1006—1016. — Handschriftliche eigene Aufzeichnungen des Fürsten bis zum Schluß seiner staatsmännischen Laufbahn harren noch der Veröffentlichung.

Ed. Jacobs.

Stolberg: Wilhelm Graf zu St.-Wernigerode, königl. preußischer General der Cavallerie, war am 13. Mai 1807 zu Wernigerode geboren, trat am 3. August 1825 beim Garde-Dragonerregimente in den Dienst, wurde am 17. April 1827 Officier, 1835 Adjutant des Prinzen Wilhelm, Bruder König Friedrich Wilhelm's III., und nahm 1837 als Premierlieutenant den Abschied, um sich der Bewirthschaftung seiner Fideicommißherrschaft Jannowitz und Kupferberg im Kreise Hirschberg (jetzt Kreis Schönau) zu widmen. Am 7. Juli 1849 trat er als Rittmeister beim Regimente der Gardes du Corps von neuem in das stehende Heer. Inzwischen hatte er bei der Landwehr-

cavallerie Dienst gethan, war vier Jahre lang Landrath des Kreises Hirschberg gewesen, zu welchem sein Besitz damals gehörte, und hatte sich im Jahre 1848 an der Spitze einer Sicherheitsabtheilung um Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in der Gegend Verdienste erworben, welche die Stadt Hirschberg durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes anerkannte. Nachdem er alsdann Adjutant der Garde-Cavalleriedivision, etatsmäßiger Stabsofficier des Garde-Cürassierregiments, von 1856—1859 Commandeur des (braunen) Schlesischen Husarenregiments Nr. 4 in Oels und zuletzt der 12. Cavalleriebrigade in Neisse gewesen und zum Oberst aufgestiegen war, verließ er zu gleichem Zwecke wie das erste Mal abermals das Heer.

Als der Krieg gegen Oesterreich in Aussicht stand, trat er im Mai 1866 als Commandeur der 6. Landwehr-Cavalleriebrigade von neuem ein und erhielt den Auftrag, mit einer aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Abtheilung auf dem rechten Ufer der Oder die Grenze gegen die unter General Trentinaglia in Galizien stehenden Truppen zu decken. Von der Ansicht ausgehend, daß unter den obwaltenden Verhältnissen der Angriff die beste Vertheidigungsmaßregel sein würde, überschritt er am 27. Juni mit 4¾ Bataillonen, 4 Schwadronen, 9 Geschützen die Weichsel und drängte die feindlichen Vortruppen zurück, wurde aber durch den Widerstand, den er bei Oswiecim fand, zum Rückzuge genöthigt. Nach Friedensschluß wurde er Generallieutenant und Commandeur der 12. Division in Neisse, bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich Commandeur der aus 3 Cavalleriebrigaden zu 2 Regimentern und 2 reitenden Batterien zusammengesetzten, meist mit seinem Namen benannten 2. Cavalleriedivision („Die 2. Cavalleriedivision im Feldzuge 1870/71“ im 4. Beihefte zum Militär-Wochenblatte, Berlin 1871, von Hauptmann Kaehler, Generalstabsofficier der Division). Mit dem größten Theile der ihm unterstellten Truppen, der aus Schlesien stammte, zunächst wegen der Ungewißheit inbetreff der Stellungnahme Oesterreichs in der Provinz zurückgehalten, konnte die Division Stolberg, welche der III. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen zugetheilt war, erst am 7. August gesammelt werden und aus der Gegend von Mainz aufbrechen. Am 16. befand sie sich vor der Front der Armee und deckte nun aufklärend deren linke Flanke bis zum Rechtsabmarsche gegen Sedan. Der Schlacht vom 1. September wohnte sie bei ohne zur Thätigkeit zu kommen, dann deckte sie wieder den linken Flügel der auf Paris marschirenden III. Armee. Auf dem Wege fanden die ersten Zusammenstöße mit dem Feinde statt. Aus der Einschließungslinie von Paris brach die Division am 7. October unter General von der Tann nach Süden auf, nahm an den Kämpfen Theil, die zur Einnahme von Orléans führten und blieb fortan bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes unausgesetzt am Feinde. Am 7. November leitete St. selbständig ein größeres Erkundungsgefecht bei Marolles, nach dem Treffen von Coulmiers trat die Division zur Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin über und bestand mit dieser im November und December die Kämpfe bei Orléans und machte dann unter dem Obercommando der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl von Preußen den Zug nach Le Mans und die Verfolgung des Feindes gegen Westen mit. — Graf St. hatte sich der ihm gestellten Aufgabe durchaus gewachsen erwiesen. Er war kein Reiterführer wie Seydlitz und Murat. Sonst hätte er vielleicht am Tage von Coulmiers unvergängliche Lorbeeren gepflückt. Aber er besaß gute Kenntnisse und viel gesunden Menschenverstand, verfügte über ein treffendes Urtheil, combinirte richtig, war thätig und wachsam, von großem moralischen und physischen Muthe, körperlich regsam und frisch, ein schlichter Mann von edler Gesinnung, der von sich selbst zu

gering dachte. So kennzeichnet ihn in „Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870“, 6. Bd., S. 312 (Berlin 1897) sehr zutreffend Hauptmann Fritz Hoenig, der später unter ihm diente. Es war in der Zeit, in welcher St. an der Spitze des VII. Armeecorps in Münster stand. Er war in diese Stellung nach dem Friedensschlusse berufen und hat sie auch während des Culturkampfes innegehabt, unter schwierigen Verhältnissen Takt und Thatkraft zeigend. Am 15. April 1882 trat er endgültig in den Ruhestand und zog sich nach Jannowitz zurück, wo er am 7. März 1898 gestorben ist.

B. v. Poten.

Stolberg: Wolfgang Graf zu St. und Wernigerode, Sohn des Grafen Botho des Glückseligen und der Anna geb. Gräfin von Königstein-Eppenstein, Stifter der Wolfgangischen oder Harzlinie des Hauses, geboren am 1. October 1501 auf Schloß Stolberg, † am 8. April 1552 auf Schloß Allstedt. Nachdem er die zartesten Kinderjahre am Süd- und Nordharz verlebt hatte, wurde der Knabe schon im 7. Jahre auf längere Frist der Großmutter Loys (Luise) geb. Gräfin von der Mark-Rochefort und dem Oheim Graf Eberhard v. Königstein zur Erziehung anvertraut und sorgfältig unterwiesen. Aus rein wirthschaftlichen Gründen beschloß der Vater, auch diesen erstgeborenen Sohn geistlich werden zu lassen, nicht damit er es bleibe, sondern um ihn erst gut zu versorgen und dann später zu prüfen, welcher unter seinen Söhnen am meisten Geschick zum weltlichen Regiment offenbaren würde und diesen dann in den weltlichen Stand zurückkehren zu lassen. Die geistliche Vorbildung Wolfgang's ist also nicht in tieferem christlich-religiösem Sinne, sondern nach dem Geist und Maßstab der damaligen Kirche zu verstehen: er wurde bis zur Stufe des Subdiakonats gefördert, im übrigen von vorn herein bei der Vorbildung sein zukünftiger weltlicher Lebensberuf ins Auge gefaßt, der ihm doch, als dem Erstgeborenen, muthmaßlich zufallen sollte. Aus rein ökonomischer Berechnung scheute der Vater keine Ausgaben für Provisionen bei geistlichen Stiftern und für päpstliche Dispense wegen zu jugendlichen Alters zur Erlangung geistlicher Prälaturen oder zur Häufung geistlicher Aemter an verschiedenen Orten auf ein und dieselbe Person. Seitdem im J. 1510 Graf Botho mit der päpstlichen Fuggerbank in Rom einen festen Vertrag wegen Erhebung der Ablaßgelder abgeschlossen hatte, war die Erlangung solcher durch Curtisanen vermittelten Dispense wohl gesichert und gelangte bei fast allen Söhnen Graf Botho's und bei seiner Tochter Anna, Aebtissin von Quedlinburg, zur Verwirklichung.

So wurde denn W. 1512 zehnjährig als Domherr zu Halberstadt aufgenommen, zwei Jahre darnach bei Lebzeiten des dortigen Dompropsts Balthasar von Neustadt zu dessen Coadjutor befördert. Abermals nach zwei Jahren, nachdem Balthasar von Neustadt im October 1516 verstorben war, wurde W. Dompropst, d. h. der 15jährige Jüngling erlangte die Würde und die Einkünfte dieses geistlichen Amts, das von einem Vicar versehen wurde. Dem Hause Stolberg gereichte diese Prälatur dadurch zum Nutzen, daß W. sich als Verwalter der dompropsteilichen Aemter Dardesheim und Harsleben auf seine zukünftige Aufgabe als Haushalter vorbereitete. Bei der Halberstädter Propstei blieb es nicht, sondern der väterlich sorgende Onkel in Königstein wußte ihm auch durch ein vortheilhaftes Abkommen mit dem kränklichen Dompropst Engelbert Erckel von Naumburg die Coadjutorie für dieses Amt zu verschaffen, in dessen Besitz und Nutzungen er auch ums Jahr 1517 gelangte.

Seit dem Bauernaufruhr war W. — bei der Nachbarschaft von Halberstadt und den dompropsteilichen Aemtern bei der Grafschaft Wernigerode — in

der Lage, seinen Vater bei dessen Bemühen, das Klosterwesen innerhalb dieser Grafschaft einzuschränken und die Leitung der Klosterwirthschaft in die Hand der Herrschaft zu bringen, kräftig zu unterstützen.

Jene große, besonders die südharzischen Gebiete der Grafschaft, theilweise aber auch die nordharzischen, tief aufrührende Bewegung der Bauern brachte den noch jugendlichen Grafen vorübergehend in eine sehr schwierige und mißliche Lage. Sein Vater, der vom 2.—4. Mai 1525 gezwungen worden war, erst die Artikel der Bauern, dann die der aufgestandenen Bürger von Stolberg anzunehmen, wurde von seinem Oberlehnsherrn Herzog Georg von Sachsen gedrängt, ihm und den gegen die Bauern verbündeten Fürsten bewaffneten Zuzug zu leisten. Als es ihm am 11. Mai gelungen war, 20 Reiter und 50 Mann zu Fuß aufzubringen und diese unter seinem Sohne Wolfgang der Kriegsmacht Herzog Georg's und seiner Verbündeten zuzuführen, wurde Graf Wolfgang von Abgesandten des Bauernheeres genöthigt, zu ihrem Haufen zu ziehen, widrigenfalls sie, wie Münzer drohte, die Dörfer der Grafschaft Stolberg „puchen" oder verwüsten wollten. Als er im Bauernlager angekommen war, umzingelte man den jungen Grafen mit den Seinigen als Geiseln und forderte vom Grafen Botho Geschütz und Pulver. Da sie im Weigerungsfalle ihm den Sohn zu tödten drohten, sandte ihnen Graf Botho eine alte Steinbüchse und 20 Pfund Pulver. Als nun am 15. Mai, also nach wenigen Tagen, das Bauernheer geschlagen war, wurden Graf W. und die Seinigen mit den Bauern gefangen genommen und hatten unter dem Zorn des Herzogs Moritz und des Grafen Ernst von Mansfeld zu leiden, besonders des letzteren, dessen Besitzungen durch die Bauernschar stark gelitten hatten. Es kostete einige Zeit und Mühe, um ein gutes Verhältniß zwischen W. und seinem Vater einerseits, und Herzog Georg und Graf Ernst von Mansfeld andererseits wieder herzustellen.

Nach dem Bauernsturm fiel die Unterstützung des alternden und im Dienste Cardinal Albrecht's viel in Anspruch genommenen Vaters um so mehr dem ältesten Sohne zu, als den nächstalten Bruder Ludwig seine Geschäfte meist im Königsteinschen zurückhielten. Sein eigentliches schweres Lebenswerk begann aber im J. 1538, als am 18. Juni d. J. der Vater das Zeitliche gesegnet hatte. An die Stelle des einen Herrn, der als musterhafter Wirthschafter das Regiment einheitlich geführt hatte, traten nun fünf Brüder, die gleiches Geburtsrecht hatten, wenn auch der dritte Sohn Heinrich, als geistlicher Herr, im J. 1528 durch einen Verzicht vom weltlichen Regiment zurückgetreten und Christoph, der jüngste, noch unmündig war und zunächst unter des ältesten Bruders Vormundschaft stand. Dazu kam, daß der zweite der Brüder, der geschäftstüchtige Graf Ludwig, durch die Verwaltung des an ihn allein gelangten Königsteinschen Erbes meist von den Stammbesitzungen am Harz ferngehalten und von vielen Geschäften in Anspruch genommen wurde. Endlich war auch ansehnlicher Schulden wegen eine einsichtsvolle, einheitliche Ordnung des Regiments ein dringendes Bedürfniß.

Diese Umstände brachten denn auch die Brüder zu der Einsicht, daß sie, ohne von ihrem Rechte als gleichgestellte regierende Herren zurückzutreten, einem unter ihnen als einem gemeinsamen Haushalter die Leitung des Regiments anvertrauen müßten. Da nun Graf W., als der älteste, dazu an erster Stelle berufen war, so wurde ihm durch eine am 26. August auf Schloß Stolberg getroffene Vereinbarung die Führung des Haushalts mit Festsetzung genauer Bestimmungen auf ein Jahr übertragen und alsbald auch ein genaues Inventarium über den väterlichen Nachlaß aufgenommen. In gleichem Sinne wurden am 16. März 1540 und 1. November 1541 neue

Vergleiche getroffen und dem ältesten Bruder die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten gelassen. Als dem Grafen W. aber die Aufgabe etwas schwer wurde, baten ihn die Brüder am 21. Februar 1543, die Führung des Haushalts noch bis Michaelis zu behalten; von da an sollte er auf je ein Jahr an die Brüder Ludwig, Albrecht Georg und Christoph gelangen. Dazu kam es aber nicht, vielmehr wurde durch einen neuen, ungemein umständlichen Vergleich dem ältesten Bruder das Regiment auf neun Jahre übertragen, deren Ablauf er nicht erlebte.

Erwägen wir die ausgeprägten verschiedenen Charaktere der Brüder und die finanziell ungünstige Lage des Hauses, so müssen wir es als etwas Außerordentliches ansehen, daß während des vierzehnjährigen Regiments Graf Wolfgang's auch nicht die Spur eines Mißverständnisses unter den Brüdern hervortritt, vielmehr jeder an seinem Theile dem gemeinsamen Interesse dient. Unzweifelhaft hatte dabei W. selbst das größte Verdienst: stets drängt er auf Zusammenkünfte der Brüder und gemeinsames Handeln, nichts will er für sich allein, ohne der Brüder Einverständniß vornehmen. Bezeichnend ist es für ihn, daß er gelegentlich bei gemeinsamen Schäden durch Krieg und Fehde zunächst von den Schäden seiner Brüder und dann erst seinen eigenen redet. Seine treue geschwisterliche Gesinnung war jedenfalls dabei an erster Stelle betheiligt, wenn unter seiner Leitung den beiden geistlichen Herren, die auf die Herrschaft verzichtet hatten, dem Domdechanten Heinrich zu Köln und dem Dompropst Christoph zu Halberstadt, alle Titel und Ehren des Hauses, die Nennung ihres Namens auf den Münzen, die Theilnahme an allen brüderlichen Zusammenkünften und am Bergwerksgewinn zugebilligt wurden, um ihnen ihr brüderliches Entgegenkommen zu beweisen und die Verzichte allen nicht unmittelbar eingeweihten Personen gegenüber zu verdecken. So geschah es noch bei zwei am 10. August 1551 zu Wernigerode getroffenen brüderlichen Vergleichen, den letzten, an denen W. theilnahm.

Dieselbe Rücksicht auf die geistlichen Brüder waltete bei der drei Jahre früher, am 19. März 1548, geschlossenen stolbergischen Erbeinigung. Mit dem Tode Graf Eberhard's, des letzten Grafen von Königstein-Eppenstein, war das Königsteinsche Erbe dem Hause Stolberg zugefallen; es war aber ein das Erbrecht des Gesammthauses unter Umständen gefährdender Umstand, daß ein bestimmter Neffe des Erblassers, und zwar nicht Graf Wolfgang, als der älteste, sondern dessen jüngerer Bruder Ludwig namentlich als Erbe eingesetzt war. Da nun bis zum Jahre 1548 dem Grafen Ludwig, abgesehen von einem bald nach der Geburt wieder verstorbenen Sohne, nur Töchter geboren wurden, so stieg die Sorge, daß nach Graf Ludwig's Tode für die Erbfolge seines Hauses Schwierigkeiten entstehen könnten. Um nun das große Königstein'sche und v. d. Mark-Rochefort'sche Erbe fester an das von ihm innigst geliebte angestammte Vaterhaus zu binden, schloß Graf Ludwig am genannten Tage mit seinen Brüdern auf Schloß Stolberg einen Erbverein, worin er sie alle als Erben seiner Graf- und Herrschaften anerkennt, während den Töchtern gegen ihre Verzichte angemessene Summen Geldes ausgesetzt werden. Die Festigkeit dieser Verbindung suchte man dadurch zu erhöhen, daß die Mannessprossen hinfort alle, die sich seit 1429 nur Grafen zu Stolberg und Wernigerode genannt hatten, die Anspruchstitel Grafen von Königstein, Herren zu Eppenstein, Münzenberg, Breuberg, Rochefort (Rutschefort), Agimont, Herbimont führen sollten, auch die geistlichen Brüder. Es wurde auch alsbald ein diesen Ansprüchen gemäßes neues Gesammtwappen gebildet und von Kaiser Karl V. bestätigt.

Während zu dieser Erbeinigung Wolfgang's Bruder Ludwig den Anstoß gegeben hatte, war es nun allermeist er selbst, der auf alle mögliche Weise der Schuldenkrankheit entgegenzuarbeiten suchte. Dazu sollten kühne Handelsunternehmungen dienen. So trat er im Juli 1548 mit Hans Schlitte aus Goslar, einem Gesandten des Großfürsten Iwan Wassiljowitsch des Grausamen von Rußland in Verbindung, um die vom Zaren vermittelten Waaren zu erhandeln und dagegen andere nach Rußland einzuführen. Insbesondere soll Schlitte die ausschließliche Einfuhr aller in den Schäfereien der Stolbergischen Lande und Pfandschaften gefallenen Wolle nach Rußland vermitteln. Nicht zuletzt durch die Eifersucht deutscher Mitbewerber wurde dieses Bemühen vereitelt.

Nicht weniger kühn war der Plan eines großen Ochsenhandels nach der Walachei oder den Donaufürstenthümern. Den Anlaß gab eine Schuldforderung der Grafen bei dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg. Da an eine Bezahlung seitens dieses Oberlehnsherrn nicht zu denken war, so beredete Graf Wolfgang's Rath Dr. Schüßler im J. 1548 mit dem auf dem Reichstage zu Augsburg anwesenden Kurfürsten den Plan eines nach der Walachei — es scheint sich allerdings zunächst um die Moldau gehandelt zu haben — zu unternehmenden Handels mit Ochsen, wobei der Kurfürst den Grafen gewisse Sicherungen und Vortheile gewährte, durch deren Benutzung sie sich leicht bezahlt machen konnten. Nun ergeben die Quellen, daß Graf W. einen ausgedehnten Ochsenhandel durch die Mark, Pommern, Schlesien und weit nach Polen hinein betrieb; daß es sich dabei aber um jenen Handel nach der Walachei oder Moldau gehandelt habe, ist nicht zu ersehen. Jedenfalls war dieses Geschäft ein lebhaftes und erstreckte sich auch westlich und südlich ins Reich. Die ausgedehnten Bergweiden im Harze, besonders auf der Lange südlich Elbingerode, wo es auch ein gräfliches Gestüt gab, kamen dabei zur Verwerthung. Von anderen Handelszweigen ist besonders der ausgedehnte Holzhandel zu erwähnen, den man theilweise seit den dreißiger Jahren gemeinsam mit dem Grafen Ulrich von Regenstein betrieb, mit Holzreiten zu Hasselfelde und Blankenburg. Auch hatte man eine besondere Holzniederlage zu Wernigerode. Mit kühnem Wagen suchte man das Holz von den schwer zugänglichen Höhen des Brockens zu Thal und ins Land zu fördern. Mit den Grafen von Mansfeld trieb man einen ausgedehnten Holzkohlenhandel, da die Mansfelder dieses Materiales sehr dringend für ihre Bergwerke bedurften.

All dieser Handelsbetrieb aber wurde weit überboten durch das bis zur Leidenschaftlichkeit und mit sanguinischen Hoffnungen verfolgte Bergwerkswesen. Schon zur Zeit Graf Botho's, dessen Schürfordnung von 1537 die Gründung einer neuen Bergstadt im Brockengebiet in Aussicht nimmt, begann diese Steigerung in bergmännischen Unternehmungen; unter dem Grafen Wolfgang stiegen sie aber mit reger Betheiligung der Brüder zur äußersten Höhe. Höchst merkwürdig war die unter dem Schutze Erzbischof Hermann's von Köln stehende und von dessen Domdechanten Graf Heinrich zu Stolberg dem Grafen W. und den übrigen Brüdern im J. 1547 dringend empfohlene Kölnische Gesellschaft von der Edlen Wasserkunst behufs des Schmelzens und Seigerns in den Bergwerken. Die Grafen, die sich selbst lebhaft daran betheiligten, übernahmen es auch, dieses Unternehmen nach den deutschen Ostmarken und in die polnisch-slavischen Lande hinein zu verbreiten. Mit gewissen Einschränkungen wurde zu diesen Unternehmungen auch den im geistlichen Stande lebenden Brüdern der Zutritt gestattet. Selbst an auswärtigen Bergwerken, so zu Andreasberg,

Siegen und in Lothringen, hatten die Grafen Antheile und bezogen Arbeiter aus den Niederlanden, der Eifel und aus Siegen.

Kriegerische Ereignisse nahmen den Grafen W. und seine Lande erst seit den vierziger Jahren in Anspruch. Der Zug der Schmalkaldener gegen Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig ging durch die Stolbergischen Lande. Eine Folge desselben war es, daß auf ein paar Jahre, von 1542—1544, die Pfandschaft Harzburg, die der Herzog dem Hause bis dahin vorenthalten hatte, an Stolberg gelangte. Ernster wurde die Lage Graf Wolfgang's und des Hauses Stolberg, als des Kaisers Karl V. Absichten zur Bekämpfung der Reformation im J. 1544 deutlicher hervortraten, worauf der bekannte Nordhäuser Bürgermeister Mich. Meyenburg den Grafen zu Ende d. J. aufmerksam machte. Dieser Gefahr zu begegnen, erstrebte nun der dem Hause Stolberg persönlich sehr nahestehende Erzbischof Hermann von Köln eine feste allgemeine Verbindung der reformationsverwandten Grafen und rechnete dabei besonders auf die Harzgrafen, zumal auf die stolbergischen Vettern, Graf Wolfgang an ihrer Spitze. Durch dessen Bruder, den Kölner Dechanten Graf Heinrich zu Stolberg, lud er Anfang Februar 1546 zu einer in der Stadt Nordhausen am 1. März d. J. abzuhaltenden Tagung der Harzgrafen ein, um hier am nächsten Tage wegen seiner und der Seinigen, auch ihrer, der Grafen selbst, anliegenden Beschwerungen ihn selbst und seine Abgeordneten anzuhören, darauf mit anderen Grafen und Herren sich zu unterreden und einander beiräthig und hülfreich zu sein, was zur Förderung der Ehre Gottes, Pflanzung und Erhaltung des Friedens, Ruhe und Einigkeit im Vaterland der deutschen Nation, auch des gräflichen Standes und beschließlich zu allem, was zu zeitlicher und ewiger Wohlfahrt dienlich sein möge. Auch empfahl er, daß die Harzgrafen durch Abgeordnete zum Zweck einmüthigen Zusammengehens mit dem zweiten Grafentage in Oberwesel in Verbindung träten, so daß alle Harz- und thüringischen Grafen einheitlich mit den rheinischen Grafen zur Erhaltung ihres Standes und zum Wohle des gemeinsamen Vaterlands zusammenständen. In gleichem Sinne trat er auch — ebenfalls durch den Dechanten Heinrich — am 26. Februar mit dessen Bruder Graf Ludwig zu Königstein in Verbindung.

Aber nicht durch Eintracht und auf friedlichem Wege sollte das erstrebte Ziel erreicht, sondern auf Umwegen und nach schweren Kämpfen der evangelischen Freiheit eine Gasse gebahnt werden. Als Herzog Moritz von Sachsen beim Beginn seiner politischen Schachzüge sich den Auftrag hatte ertheilen lassen, die Lande seines Vetters, des geächteten Kurfürsten Johann Friedrich, zu besetzen, bot er auch seinen Lehnsmann Graf W. zu Stolberg auf, so stark er und sein Haus zu dienen schuldig sei, ihm Zuzug zu leisten, was auch geschah. Unterm 6. November 1546 legte Kurfürst Johann Friedrich gegen diese „nichtige“ Acht Verwahrung ein und forderte seinerseits den Grafen W. und andere Harzgrafen auf, sich trotz des Kaisers zur Erhaltung von Gottes Wort und der wahren christlichen Religion und des Reichs Freiheit zu beweisen. Als W. am 17. November dieses Schreiben erhielt, befand er sich in einer überaus schwierigen Lage. Wie anderen treuen Bekennern der Reformation erschien auch ihm der Kurfürst als Beschützer des evangelischen Bekenntnisses, und doch hatte er dem Herzoge Georg als Oberlehnsherrn Treue geschworen und seine Lehnsmannen ihm gesandt. Alsbald stellte er dem Kurfürsten seine schwierige Lage vor, sprach über den Stand der Dinge sein tiefstes Bedauern aus und gab der Hoffnung Ausdruck, daß Gott Mittel und Wege finden werde, dem Uebel abzuhelfen. Er wisse selbst keinen Rath, wolle aber höhere Reichsstände um Rath anrufen, was er denn auch sofort that. Gewiß redete er aus-

tiefster Ueberzeugung, wenn er dem Kurfürsten versicherte, daß er sich gegen Gottes Wort, die wahre Religion und die Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes mit Willen und Wissen nicht wolle gebrauchen lassen.

Ehe es zu einem Vermittlungsversuch kommen konnte, hatte der schnelle Gang der Ereignisse eine veränderte Lage geschaffen. Kurfürst Johann Friedrich hatte, aus Süddeutschland zurückgekehrt, nicht nur bald seine Lande wieder erobert, sondern war auch schon mit der Einnahme der Besitzungen und Lehen seines Vetters beschäftigt. Dabei hatte er auch die stolbergischen Hülfsmannschaften aufheben und nach Eisenach und Waltershausen schaffen lassen. Ihre Unterhaltung mußte der Graf bestreiten; seine südharzischen Besitzungen wurden mit schwerer Schatzung belegt, auch die Pfandschaften Allstedt und Harzburg vom Kurfürsten weggenommen.

Schwerer als all diese Verluste traf den treuen, gewissenhaften Grafen das Verlangen des Kurfürsten, ihm zu huldigen, nachdem er nicht gar lange vorher dem Herzog Moritz Treue geschworen hatte. Nachdem er erst seinen Rath Dr. Schüßler vergeblich wegen einer Vermittlung an den Kurfürsten gesandt hatte, begab er sich selbst zu diesem in das Lager bei Heldrungen, um einen Erlaß dieses Eides oder um eine Linderung nachzusuchen. Als das nicht zu erreichen war, entschloß er sich endlich, für sich die Pflicht zu leisten, wenn er es nur nicht auch im Namen seiner Brüder thun müsse. Es war alles umsonst: schweren Herzens mußte W. am 25. Januar 1547 dem Kurfürsten zu Stötteritz vor Leipzig huldigen. Nachdem infolge des Treffens bei Mühlberg der gewaltige Umschlag erfolgt und Herzog Moritz an Johann Friedrich's Stelle zum Kurfürsten erhoben war, bevollmächtigte W. zu Wernigerode am 12. Juli d. J. seinen Bruder Albrecht Georg, in seinem Namen dem neuen Kurfürsten zu huldigen, nachdem Johann Friedrich ihn und seine Brüder mit Gewalt genöthigt habe, ihm Pflicht zu thun.

Im weiteren Verlauf der kriegerischen Ereignisse wurden zwar Graf W. und seine Lande durch Schatzungen, auch vom Durchzuge von Kriegsvolk und den Abzug der vor Magdeburg abziehenden Landsknechte mehrfach in Anspruch genommen; es war aber hinfort mehr die religiös-kirchliche Frage als die unmittelbare Berührung mit dem Waffenspiel, was den Grafen W. und seine Brüder hierbei tiefer berührte. Für die Beurtheilung der hochwichtigen Frage nach dem inneren Verhältnisse des Grafen zur Reformation scheint darin eine Schwierigkeit zu liegen, daß er bis zur Niederlegung seiner geistlichen Prälaturen im J. 1538, d. h. während der weitaus größeren Hälfte seines Lebens, nach außen hin mit seinem inneren Bekenntnisse nicht hervortreten durfte. Trotzdem steht fest, daß er, der im Frühjahr 1521 mit seinem Bruder Ludwig — wie Luther mit Interesse seinem Freunde Spalatin meldete — die Universität Wittenberg bezog und im Sommer d. J. ihr Ehrenrector wurde, von da ab mitsammt seinen Geschwistern ein treuer Jünger der Reformation blieb. Derselbe Dr. Tilemann Plathner, der damals unter ihm Vicerector war, blieb bis ans Ende der oberste und leitende Prediger und Pfarrer zu Stolberg, und Männer wie Johann Spangenberg, Justus Jonas, auch ein Michael Meyenburg in Nordhausen, waren und blieben die Freunde und Gesinnungsgenossen der Herrschaft.

Der theologisch gebildete Herzog Georg von Sachsen wußte wohl, was er that, wenn er von 1522 an dem Vater Wolfgang's die kaiserlichen Mandate zur Unterdrückung der Reformation zugehen ließ und ihm noch im Jahre 1537 wegen seines Verhaltens in Kirchensachen Vorstellungen machte, aber der Graf ließ seine Gesandten sich selbst von der — äußeren — Gestalt des zu Stolberg gebräuchlichen Gottesdienstes überzeugen. Diese ließ die her-

gebrachte Form, die Meßgewänder, die alte Form der Beichte und Absolution beim Abendmahl bestehen, aber in die alten Formen war seit der Reformation ein neuer Geist gegossen. Hinsichtlich der Priestergewänder und der äußeren Gestalt des Abendmahls können wir das Fortbestehen der alten Form unter Graf W. noch im J. 1548 nachweisen.

Ein nicht unwichtiger Unterschied bestand aber zwischen Graf Botho und dem jüngeren Geschlecht doch: Als er mit seinen Söhnen Wolfgang und Ludwig beim Wormser Reichstage war, schrieb Graf Botho seiner Gemahlin: „Wir“ — er meint seinen Herrn, den Cardinal Albrecht und sich — „waschen uns die Hände“, d. h. wir lassen uns nicht auf die tieferen religiösen Fragen, um die es sich damals handelte, ein. Anders Wolfgang und Ludwig: sie kamen als Zöglinge der Luther-Universität und bekannten sich zur evangelischen Wahrheit und blieben dabei, ließen sich auch gelegentlich von den Reformatoren belehren, wie das beim Grafen Ludwig am 25. April 1522 in so köstlicher Gestalt durch Luther geschah. Für die stolbergischen Lande war die nach außen hin wegen der Prälaturen zu nehmende Rücksicht ihrer Landesherren kein Hemmniß für den Fortgang der Reformation. Ohne irgendwelche Hinderung konnte schon seit 1524 die alte Gestalt des Meß-Gottesdienstes in Stolberg ebenso wie in Wernigerode aufhören und die Reformation ihren friedlichen Einzug halten. Am 12. Februar 1528 kann bezeugt werden, daß im gräflich stolbergischen Gebiete das Wort Gottes im reformatorischen Sinn lauter gepredigt wurde. Da sich Graf W. aber außerhalb der stolbergischen Lande wegen seiner dompropsteilichen Aemter durch die Rücksichtnahme auf das Bekenntniß der Kirchenfürsten gebunden fühlte, so konnten hier Mißstände eintreten. Das war z. B. in Naumburg der Fall. Hier hatte seit 1525 die Kirchenerneuerung bei der Bürgerschaft Eingang gefunden. Da nun aber die Stadtkirche zu S. Wenzel daselbst der Dompropstei einverleibt war und Graf W. als Dompropst nicht öffentlich für die Reformation einzutreten wagte, so hatte schon ein evangelischer Prediger weichen müssen. Als dann später im religiös-kirchlichen Interesse der Rath den Dompropst um gewisse Vergünstigungen bat und W. zögerte, sie zu gewähren, sprach der Rath offen seine Verwunderung darüber aus, „weil sie nit anders erfahren, denn daß Seine Gnaden das ewig klare lautere Wort Gottes auch zu fördern sonderlich geneigt sei“ (13. April 1534).

Als im J. 1538 der Vater gestorben war und Graf W. seine geistlichen Würden abgetreten hatte, bedurfte es überall solcher Rücksichten nicht mehr, und gleich bei der ersten Vereinigung der Brüder am 26. August wurde bei der Uebertragung des Regiments an den Grafen Wolfgang als oberster Grundsatz hingestellt, daß „das heilig Wort und die Ehre Gottes innerhalb der gräflichen Herrschaft allenthalben zugelassen, gepflanzt und gefördert werde“. Wenn es also noch galt, hie und da die Predigt des Wortes zuzulassen und das Evangelium zu pflanzen, so bezieht sich das wohl im wesentlichen nur auf Klöster und Stifter und die davon abhängigen Kirchen, wo hie und da noch zu bessern war. Noch kurz vor Graf Botho's Tode vergleicht sich am 29. März 1538 Graf Wolfgang mit dem Rath zu Wernigerode wegen der Pfarrbestellung zu Unser Lieben Frauen und der Schule bei S. Silvester daselbst, die der Rath beide auf sich nimmt. Das Capitel übergibt dem Rath zwei Häuser für den Geistlichen und Rector, und der Graf fügt zum Gehalt für beide je fünf Gulden hinzu. Die oberste Leitung der kirchlichen und Schulangelegenheiten stand dem Grafen zu, aber bei der von Rath und Gemeinde ausgehenden Bildung des reformatorischen Kirchenwesens und den von diesen gebrachten Opfern entwickelte sich ein freieres Zusammenwirken von Herrschaft,

Rath und Gemeinde. Zu festen consistorialen Ordnungen kam es zu Wolfgang's Zeit noch nicht; eigentlich organisirt haben sie auch später für die gesammten stolbergischen Besitzungen nur für kürzere Zeit bestanden; auch das Schulwesen erfreute sich seitens Graf Wolfgang's einer eifrigen Förderung. Zu Wernigerode war beim Beginn von Graf Wolfgang's Regiment der tüchtige Autor Lampe, durch den W. auch seinen Bruder Christoph in der Figuralmusik unterweisen ließ, der erste namhafte Rector. Zu Ilfeld wirkte seit 1551 der treffliche Schulmann Michael Neander als Rector; auch die Anfänge der Ilsenburger Klosterschule fallen in Graf Wolfgang's Zeit.

Wenn W. die äußere überlieferte Form des Gottesdienstes bestehen ließ und insofern im J. 1548 dem Kaiser gegenüber der Wahrheit gemäß sagen konnte, es sei in den Kirchen seiner Herrschaft am Gottesdienst wenig geändert worden, so hatte das mit dem evangelisch-reformatorischen Bekenntniß nichts zu thun; zu diesem stand er mit aller Entschiedenheit und Treue. Das spricht er seinem Bruder Ludwig gegenüber gelegentlich sehr deutlich aus. Dieser als kaiserlicher Rath in der Diplomatie geübte Herr und durch sein Verhältniß zu Mainz, auch wegen seiner niederländischen Besitzungen gebunden, hatte sich gedrungen gefühlt, den „Kaiserlichen Rathschlag", d. h. das Augsburger Interim, in seinen Königsteinschen Besitzungen anzunehmen. Als W. davon hörte, schrieb er seinem Bruder am 25. October 1548: „Das Interim betreffend bin ich der Antwort fast hoch erschrocken, denn zu besorgen, was Ihr itzunt vermeint zu umgehen, daß Ihr darnach mit größerer Ungnade damit werdet beladen werden; und wäre meines Erachtens besser davor zu bitten gewesen, wiewohl ich aus was Ursach diese Antwort gegeben nit wissen kann, will auch nochmals mit Rat der Gelehrten ferner darauf denken, freundlich bittend, mich deines Gemüts ferner hierin zu erklären „denn mit der Seelen nit zu scherzen, dieweil der Teufel so scharfe Klauen hat und das Feuer so heisch" (heiß). Nochmals fragte er am 19. November d. J. bei dem Bruder an: „Bitte dich ganz freundlich, wollest mich berichten, wie es nunmehr mit dem Interim steht, denn hier innen befinde ich wenig, die es annehmen werden", und etwas weiter erklärt er dem Bruder: „Des Interims halber trage ich Sorge, daß diese Lande mögen Verfolgung leiden", „doch hat," fährt er fort, „Gott das Spiel alles in seiner Hand. Und möchte gern wissen, ob Ihr draußen noch Gott kennt oder nit, denn hier allerlei geredet wird".

Daß diese religiöse Wärme und Entschiedenheit auf dem Grunde eines persönlichen und andächtigen Gebetslebens ruhte, daran werden wir gelegentlich lebhaft erinnert. Dienstag nach Palmsonntag (8. April) 1544 übersendet ihm seine Schwester, die Aebtissin Anna v. Quedlinburg, mit der er fortwährend in Verkehr stand, ein zugesagtes, also doch wohl erbetenes, mit Buckeln und Gläserchen wohl verziertes Gebetbuch, „auf daß Euer Liebden in der Marterwoche desto andächtiger sei".

Aus hauswirthschaftlichen Gründen stand W. von Bewerbung um kirchliche Stellen für den Bruder Christoph auch damals noch nicht ab, obwohl man religiöse Bedenken darüber zu äußern begann. Wenn er aber hoffte, daß sein Bruder zum Bischof von Halberstadt gewählt werden könne, wofür auch ein paar Stimmen gewonnen wurden, so hätte ein solcher Erfolg ohne Zweifel das Reformationswerk in jenem Stift sehr gefördert.

Von den höheren Bediensteten, mit denen er nicht zu wechseln pflegte, übernahm W. die meisten aus des Vaters Zeit, so den Geistlichen D. Tilemann Plathner und den bei der römischen Kirche verbleibenden, aber evangelisch gesinnten Halberstädter Official Heinrich Horn, von weltlichen Räthen den Dr. Valentin v. Sundhausen, erst Rath von Haus aus, der dann nach

Wernigerode zog und hier verstarb. Auf ihn folgte der überaus thätige und unternehmende Dr. Franz Schüßler aus Nordhausen. Auch der Hauptmann Hans Keller und später Dietrich v. Gadenstedt in Wernigerode, sowie in Stolberg Heinrich v. Rüxleben standen ihm näher.

Ueber Wolfgang's Wesen und Persönlichkeit sind uns verschiedene gleichzeitige Urtheile überliefert. Wenn Kurfürst Moritz von Sachsen seiner Großmuth gedenkt, so bewies er diese ganz besonders gegen seinen Schwager, dann Schwiegervater Graf Ulrich v. Regenstein, dem er trotz eigner schwieriger Lage die Pfandschaftsämter Derenburg, Stiege und Hasselfelde ließ oder wiedergab und ihm treue Liebe und Freundschaft bis zum Grabe bewahrte. Der gelehrte Mediciner Janus Cornarus, der ihn aus persönlichem Verkehr kannte, rühmt seine Herzensgüte. Wenn der mit den stolbergischen Persönlichkeiten vertraute, aber etwas später (1578) schreibende Mag. Matth. Absdorf in ihm des Vaters Ebenbild erkennt, so dürfte das auf seine Besonnenheit und Milde zu beziehen sein. Bei den Unterthanen war er entschieden beliebt; wir sehen ihn wohl den Wernigeröder Rath bei sich zu Gaste haben, andererseits auch den Rath ihm Getränk vom Rathskeller spenden. Die Gesellschaft der Büchsenschützen in Wernigerode bestätigt er 1541, etwa 1546 die Schützengesellschaft zu Veckenstedt. Gelegentlich erinnerte er daran, daß man nicht versäume, den schwere Arbeit leistenden Herrendienstleuten den ihnen zukommenden Trunk zu reichen.

Graf W. war zwei Mal vermählt, zuerst mit der erst 15 jährigen Dorothea v. Regenstein, mit der er im Juni 1541 zu Wernigerode die Heimfahrt oder Hochzeit feierte und die ihm im J. 1544 ein nach dem Vater genanntes, aber bald darnach wieder dahinscheidendes Knäbchen schenkte. Nachdem dann im nächsten Jahre der Tod der erst neunzehn Jahre alten Gemahlin diesen Bund gelöst hatte, war es die Sorge um den Fortbestand des Hauses, die seinen treuen Bruder Ludwig veranlaßte, dem Vereinsamten zu einer möglichst baldigen Wiederverheirathung noch vor Ablauf des Trauerjahres zu rathen und ihm dabei seine Schwägerin Genoveva v. Wied zu empfehlen. Was den Grafen Ludwig zu diesem Rath bestimmte, liegt auf der Hand. Nach der Gräfin Dorothea Dahinscheiden lebte kein vermählter Mannssproß des Hauses Stolberg, von welchem sich ein Sohn zur Fortpflanzung des Geschlechtes erwarten ließ; zwei Brüder lebten als Prälaten, Albrecht Georg schien dem ehelichen Stande abgeneigt. W. erfüllte des Bruders Wunsch und begab sich, ohne die ihm als zukünftige Genossin zugedachte Gräfin vorher gesehen zu haben, im November des Jahres 1549 nach Königstein, wohin die Gräfin Genoveva eingeladen war. Am 4. December fand die Eheberedung, am 15. Januar 1546 die Hochzeit statt. Die Gesinnung, in der sich Graf W. zu dem neuen Ehebunde entschloß, ist ein Zeugniß seines ernsten, frommen Gemüthes. Auf Ludwig's Bemerkung, daß er sich sein künftiges Gemahl erst anschauen und sie kennen lernen müsse, erwiderte er: „Daß ich die Person erst sehen soll, acht ich ohne Not, denn ich laß den Allmächtigen hierinne gewalten. So freie ich nit Guts halber, sonder mehr Freundschaft, und daß ich achte, daß es Gott also versehe“ (21. November 1545).

Dem Ehebunde, dem nur eine Frist von wenig über sechs Jahren vergönnt war, erblühte ein reicher Leibessegen in vier Söhnen und einer Tochter. Auf den Erstgeborenen Wolfgang Ernst (geboren am 30. November 1546, † am 10. April 1616, s. d.) ging die wissenschaftliche Ader über, die auch an dem Vater in dessen jüngeren Jahren beobachtet und bezeugt wird. Der zweite Sohn Botho (geboren am 10. November 1548) verstarb am 29. März 1577 infolge einer Verwundung auf der Jagd. Der dann folgende dritte Sohn Johann (geboren am 1. October 1549, † zu Wernigerode am 30. Juli 1612),

der in jüngeren Jahren vorübergehend dem Könige von Frankreich Kriegsdienste leistete, empfand später bei seinem Regiment den Mangel einer nicht zulänglichen wissenschaftlichen Vorbildung. Im Gegensatz dazu erschien Wolfgang's jüngster am 29. November 1551 geborener Sohn Heinrich, der am 16. April 1615 ebenfalls zu Wernigerode verstarb, und eine tüchtige wissenschaftliche, auch staatswirthschaftliche Vorbildung bei seinem Vetter Prinz Wilhelm von Oranien genoß, in geistiger Beziehung als eine Zierde des Hauses Stolberg. Zwischen Johann und Heinrich wurde dem Grafen W. am 29. October 1550 eine Tochter Anna geboren, die am 29. Januar 1623 als Dechantin des freiweltlichen Stifts Quedlinburg verstarb.

Nur noch wenige Monate waren dem rastlos wirkenden Grafen W. nach der Geburt des jüngsten Sohnes beschieden. Als er es der öfteren Durchzüge von Kriegsvolk wegen glaubte wagen zu dürfen, hatte er sich im Februar 1552 von Stolberg nach Allstedt begeben, um die wirthschaftlichen Verhältnisse in dieser Pfandschaft, die durch den Krieg zwischen den sächsischen Vettern geschädigt waren, zu ordnen. Seine Kräfte waren durch die überaus großen Mühen des Haushalts, besonders aber wegen des unablässigen Sorgens und Ringens um die Erhaltung des Glaubens oder Credits vor der Zeit erschöpft. Der noch nicht fünfzigjährige war schon ergraut, oder es waren ihm, wie er seinem Bruder Ludwig schrieb, die „Kirchhofsfedern“ — die weißen Haare gewachsen. „Unversehens“ — ohne längeres Siechthum — wurde er, vermuthlich infolge eines Schlaganfalles, den Seinigen und dem ganzen Hause Stolberg zum großen Schaden der Zeitlichkeit entnommen. Der Tod erfolgte jedoch nicht so plötzlich, daß er nicht noch Zeit gefunden hätte, sein Haus zu bestellen. Als er am 6. März 1552 sein Ende bestimmt voraussah, ordnete er durch mündliche Anweisung an die Seinigen einige Angelegenheiten, die ihm besonders am Herzen lagen. Die Stiftungen, die er für die Hospitäler zu Stolberg und Wernigerode gemacht hatte, und die wegen Mangels an Mitteln bisher nicht hatten voll ins Werk gerichtet werden können, sollten hinfort gebessert und gesteigert werden. Seiner Gemahlin Testament soll für voll gehalten werden. Er bestimmt für sie auch noch Behausungen zu Stolberg und Wernigerode und tausend Gulden aus dem Drahthandel. Alles Uebrige soll den Kindern zum Besten bleiben und kommen. Zu Vormündern bestimmt er den Grafen Fritz Magnus zu Solms, alle seine stolbergischen Brüder und seinen Rath Dr. Franz Schüßler. Noch zuletzt beschäftigten ihn des Hauses Stolberg Schulden und Gegenschulden oder Forderungen. Zwei Tage später, am 8. März, verschied er; seine Gemahlin Genoveva folgte ihm, allzufrüh für die fünf unerwachsenen Kinder, bereits am 26. Juni 1556 im Tode nach.

Graf W. hat während seines Regiments viel gebaut, meist zu wirthschaftlichen und gewerblichen Zwecken. Als Prachtbau ist aber der am Stammschloß Stolberg hervorzuheben, der 1539 begonnen wurde.

Unter Graf Wolfgang hatte das Haus Stolberg den Höhepunkt seiner früheren geschichtlichen Entwicklung erreicht. Ganz abgesehen von der gesammten Hand an den Königsteinschen und von den Mark-Rochefortschen Graf- und Herrschaften hatte Graf W. und das Haus Stolberg die Grafschaften Stolberg und Wernigerode zu beiden Seiten des Harzes inne. An Wernigerode schloß sich im Süden das Amt Elbingerode an, ebenso im Norden Schauen und Stapelburg. Im Süden des Gebirges kam zu der Grafschaft Stolberg mit allem Zubehör noch das Amt Bärnrode im Anhaltschen und die werthvolle Pfandschaft Allstedt. Die Herrschaft Frohndorf bei Weißensee hatte zwar Graf Botho an die v. Werther verkauft, doch waren Steuer und Salze vorbehalten. Graf W. hatte die kirchliche Visitation 1539/40 im Frohndorfschen

dem Herzoge Heinrich von Sachsen gegenüber behauptet, war dann aber auch durch die Schatzungen daselbst in dem Kriege zwischen Moritz und Johann Friedrich von Sachsen in Mitleidenschaft gezogen. Auch die Hennebergischen Erbansprüche, welche dem Hause Stolberg durch Testament von Wolfgang's Schwager Graf Albrecht v. Henneberg zugewachsen waren, vererbten auf seine Nachkommen. Unerwähnt mag auch nicht bleiben, daß durch das innige Vertrauen von Wolfgang's Schwester, der Aebtissin Anna, die quedlinburgischen Dinge im engen Anschluß an das Haus Stolberg und Wernigerode geschlichtet wurden. Diese Summe von Besitzungen und Gerechtsamen, die in Graf Wolfgang's allgemein geachteter und angesehener Person einheitlich zusammengefaßt waren, büßten mit seinem Ableben ihre eigentliche Bindung ein. Auch der Kranz und Bund der Harzgrafen, worin er ohne Zweifel das angesehenste Glied gewesen war, zerging nach seinem Tode bald. Die durch ihn begründete Harzlinie erlosch mitten in der Zeit des großen deutschen Krieges mit seinem Enkel Wolf Georg, Graf Johann's einzigem Sohne, am 11. September 1631, und es folgte seines Bruders Heinrich jüngerer Sohn Christoph von der Rheinlinie als Stammvater des von da ab sich weit verzweigenden Hauses Stolberg.

Bereits im J. 1537 hat Graf W. sich im Pelz malen lassen, doch scheinen die uns von ihm bekannten Oelbildnisse — Bruststücke — auf gräflich stolbergischen Schlössern — so zu Stolberg und Wernigerode — auf die Zeit nach seiner Vermählung mit Genoveva v. Wied zu weisen, so das zu Wernigerode, wo das Bild seiner Gemahlin als Gegenstück neben dem seinigen hängt. Er erscheint hier als gereifter schöner Mann von gedrungener Gestalt und ernstem Gesichtsausdruck. Die nach der brüderlichen Einigung vom Jahre 1548 gefertigte Schaumünze glaubten und glauben wir dem Bruder Ludwig zuweisen zu müssen (vgl. Harzzeitschrift 12 [1879], S. 612 m. Abb. 1 u. 3 auf der zugehörigen Lichtdrucktafel). Von Vervielfältigungen im Druck ist uns nur eine in beschränkter Zahl abgezogene Beigabe zu unserer Geschichte des Schützenwesens in Veckenstedt bekannt.

A. Zeitfuchs, Stolb. Stadt- und Land-Historie. Frankfurt u. Leipzig 1717, S. 51 f. — E. Jacobs, Die Stolbergische Hochzeit auf Schloß Wernigerode, Harzzeitschr. 7 (1874), S. 1—50; Zur Geschichte des Harzischen Handels, das. 2 (1869), 3, 144—160. — G. Schmidt, Die Grafschaft Stolberg zu Ausgang des Schmalkalder Kriegs, Harzzeitschr. 6 (1873), S. 75—85. — Karl Schöppe, Zur Gesch. der Reformation von Naumburg. Neue Mittheil. des Vereins f. Thür.-Sächs. Gesch. XX (1890), S. 364. — Köster, Beiträge zur Reformationsgesch. Naumburgs bei Brieger-Beß, Zeitschr. f. Kirchengesch. Bd. XXII, S. 145—159, 278—330. — Die vorliegende Darstellung beruht meist auf ungedruckten Quellen der fürstl. Archive zu Stolberg und Wernigerode und einem daraus gesammelten Briefwechsel.

Ed. Jacobs.

Stosch: Albrecht von St., General und Chef der Admiralität, Vertrauter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, einer der namhaftesten Zeitgenossen Bismarck's, geboren am 20. April 1818 zu Coblenz, † am 29. Februar 1896 zu Oestrich im Rheingau, stammte aus einem Zweige eines alten schlesischen Adelsgeschlechts, der den Adel ablegte und eine Reihe tüchtiger reformirter Theologen hervorgebracht hat. Unter anderen gehörte dazu der bekannte Hofprediger des Großen Kurfürsten, Bartholomäus St. (s. A. D. B. XXXVI, 460). Auch der Großvater Albrecht's v. St. war Hofprediger in Berlin. Dessen Söhne wandten sich der militärischen Laufbahn zu. Dies gab Veranlassung, den abgelegten Adel zu erneuern. Es geschah am 18. April

1811 für den Lieutenant Wilhelm St. und am 11. Januar 1815 für dessen Bruder, Hauptmann Ferdinand St., den Vater Albrecht's. Ferdinand v. St. war ursprünglich Jurist und wurde als Justizrath von seinen Mitbürgern zum Landwehrcapitän erwählt. Die sein Leben bestimmende Richtung empfing er durch Gneisenau, zu dem er im Frühjahr 1813 in ein überaus nahes persönliches Verhältniß trat und für den er sich mit schrankenloser Bewunderung erfüllte. In den entscheidendsten Augenblicken der großen Kriegsjahre war er Gneisenau's ständiger Begleiter. Er blieb ihm auch als Adjutant in Coblenz zur Seite. Später unterstützte er Pertz lebhaft bei Abfassung der Biographie Gneisenau's. Im J. 1857 ist er als General gestorben. Während seiner Coblenzer Zeit wurde ihm von seiner Frau, einer geborenen Woltersdorf, der Tochter eines vermögenden Potsdamer Kaufmanns und geschiedenen Frau eines Majors v. Kräwel, mit der er seit 1814 verheirathet war, als dritter Sohn der nachmalige General Albrecht v. St. geboren. Nach der Darstellung Albrecht's muß die Mutter die begabtere und auch die energischere Persönlichkeit der beiden gewesen sein. Von ihr hat der künftige große Organisator und Feldherr sicherlich die Hauptzüge seines Wesens geerbt. Zugleich wurde seine Jugend aber auch von der gutpreußischen und dabei liberalen Gneisenau'schen Atmosphäre beherrscht, deren Spuren sich sein ganzes Leben hindurch in ihm bemerkbar machten. Gustav Freytag traf durchaus den Kernpunkt der Sache, wenn er später einmal von St. sagte, in ihm lebe der Reformgeist Scharnhorst's fort, und auch der Reichskanzler Caprivi hob aus guter Kenntniß der Verhältnisse hervor, daß in St. die Gneisenau'sche Tradition fortwirke. Seinen ersten Schulunterricht genoß Albrecht v. St. auf der evangelischen Stadtschule zu Coblenz, dann in der Sexta des Gymnasiums daselbst. Elfjährig, kam er in die Kadettenanstalt zu Potsdam, drei Jahre darauf in die Hauptkadettenanstalt zu Berlin. Nach sechsjähriger Kadettenzeit trat er am 12. August 1835 als Secondlieutenant im 29. Infanterie-Regiment zu Coblenz ein. Aus dem Vaterhaus brachte er zuviel geistige Mitgift in die Kaserne mit, als daß ihm der dort herrschende „einseitige“ Geist behagen konnte. Er widmete sich daher eifrig dem Studium und vermochte dies um so eher, da er wenig Dienst hatte. Später äußerte der Generaladjutant Kaiser Wilhelm's I., Graf Lehndorff, einmal zu ihm lachend: „Sie wollen Rheinländer sein? Dafür sind Sie ja viel zu fleißig“. Einer seiner besten Freunde wurde damals der Referendar Eduard v. Möller, der hochbegabte spätere Oberpräsident von Elsaß-Lothringen und intime Gegner Bismarck's. Mit dem Füsilierbataillon seines Regiments wurde St. 1839 nach Trier versetzt. Von dort ward er (1839—1842) zur allgemeinen Kriegsschule, der heutigen Kriegsakademie, commandirt. Hier gerieth er in den Bann Hegel's. Er las dessen sämmtliche Werke. Aber diese Begeisterung für abstracte Wissenschaft war bei ihm nur ein kurzer Rausch. Nach wenigen Jahren warf er die Schriften des Philosophen zornig in die Ecke: „Ich war böse über mich, daß ich an diesem gewaltsamen, geschraubten Denken jemals Gefallen gefunden hatte“, erzählt er. Das Wort zeigt, daß er sich mittlerweile klar über sich selbst geworden war. Er war eine eminent praktische Natur; und diese zu bethätigen zeigte er sich seitdem rastlos bemüht. Mit besonderer Liebe trieb er damals höhere Mathematik. Auf der Kriegsschule war einer seiner Lehrer der bekannte Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der nachmalige General Fischer, übrigens auch ein Mann liberaler Färbung, der ihm später förderlich sein sollte. In den Jahren, in denen er auf der Kriegsakademie war, verlobte er sich mit Rosalie Ulrich, der am 13. Dezember 1822 geborenen Tochter eines Medicinalrathes U. aus Coblenz. Beide waren arm, so daß zunächst nichts

aus der Heirath wurde. Seine Finanzen verbesserte er damals, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, wesentlich durch glückliches Spiel, das ihm erlaubte, recht gut zu leben. Der Kriegsschule schloß sich ein Jahr Commando zur Garde-Artilleriebrigade an (1843/44). Im Frühjahr 1844 kam er ins topographische Bureau des Generalstabes. Im nächsten Jahre wurde er wieder zum Topographiren verwandt, und zwar im Rheinlande. Dort gerieth der junge Officier in Conflict mit dem ihm vorgesetzten Generalstabshauptmann, der ihm ins Schlußurtheil setzte: „Neigung zur Indisciplin“. Zeitlebens hat St. diese Kritik gewurmt. Aber das Zeugniß des Generalstäblers war zweifellos nicht ohne Begründung: St. war eine stark eigenwillige Natur, die sich nicht gern beugte. Der erste Nackenschlag, den ihm jene Censur verursachte, war die Thatsache, daß er im J. 1847 nicht, wie er bestimmt erwartet hatte, in den Generalstab berufen wurde. Dies bereitete ihm eine grausame Enttäuschung. Seine Denkwürdigkeiten zeigen das recht deutlich: „Dieser Schlag traf mich in meiner innersten Seele. Ich war mir bewußt, etwas gelernt und geleistet zu haben. Ich hatte mich klüger und stärker als alle meine Kameraden erachtet.“ Die Enttäuschung machte sich auch deswegen unliebsam bemerkbar, als Stosch's pecuniäre Stellung durch diesen Fehlschlag erschwert wurde. Seit dem 18. October 1845 hatte er die Braut heimgeführt. Bei seinen beschränkten Geldverhältnissen wäre ihm eine Zulage sehr erwünscht gewesen. Nun mußte er ohne diese zurück in die Front, nach Coblenz. Aber dort wurde das kommende Jahr interessant und bedeutungsvoll für ihn. Gab es ihm doch Gelegenheit, in den Märzereignissen zu seinem Theile eine active Rolle zu spielen. In Coblenz versagte damals der commandirende General. St. wurde mit dessen Abschiedsgesuch nach Berlin gesandt. Er kam hier unmittelbar nach den Märzkämpfen an und wurde zum Könige geführt. Der General erhielt den Abschied, nicht ohne daß Stosch's Mittheilungen über ihn dazu mitgewirkt hätten.

Als St. von Berlin zurückkehrte, empfand er, daß ein Neues in ihn gekommen war. „Ich hatte tief in die Welt hineingeblickt und empfand einige Neigung, mitzuspielen“, schrieb er später mit ganz bismarckisch klingenden Worten. Schon immer hatte er Sinn für Politik gehabt. Dieser hatte ihn bereits in den Jahren, in denen er Commandos in Berlin hatte, mit dem hochbegabten, recht weit links stehenden Juristen Franz v. Holtzendorff zusammengeführt, mit dem er Freundschaft fürs Leben schloß. Jetzt verspürte er, daß die Politik seine Hauptleidenschaft neben dem Soldatenberuf war. Fortan theilten sich seine Interessen zwischen beiden Gebieten. Es ist dabei beachtenswerth, mit welcher Entschiedenheit er gegen die Demokratie Stellung nahm. Als diese sich beim Besuch des Königs im August 1848 in Düsseldorf übel bemerkbar machte, erklärte er zornig in einem Briefe an Holtzendorff: „Düsseldorf müßte man in die Luft sprengen.“ Er fand, daß die Disciplin mit eiserner Hand aufrecht erhalten werden müsse, und sprach sich kurzab dahin aus, daß demokratische Elemente aus dem Landwehrofficiercorps mit allen Mitteln auszustoßen wären. Es ist das Preußenthum, das ihm in die Wiege gelegt war, welches hieraus spricht. „Sind wir nicht groß geworden in dem Stolz, Preußen zu sein?“ fragt er einmal in diesen Jahren. Zugleich bekundete er einen regen Sinn für Religion. An Macaulay, den er eifrig studirte, gefiel ihm besonders, daß er dem religiösen Element im Volksleben großen Werth beilegte. Tief beklagte er die mangelhafte Organisation des Protestantismus. Sein Organisationstrieb offenbarte sich, indem er ausrief: „Unser Protestantismus wurde von Idealisten und Gelehrten gebildet, nicht von Staatsmännern. Wir haben uns jeder Form entblößt; was aber

lebendig sein will, muß Form haben." Seine religiöse Richtung zeigt sich auch in gelegentlichen Aeußerungen wie die: „Der Mensch muß in allen Lagen die eigenen Handlungen so regeln, daß er vor sich selbst bestehen kann und vor Gott. Habe ich dieses Bewußtsein, so lacht mir das Leben immer freundlich." Als er das Leben Jesu von Strauß gelesen hatte, schrieb er, er freue sich nicht an dem endlichen Resultate: „Denn der Glaube geht dabei verloren, und ich denke, daß wir dessen nicht entbehren können, selbst wenn wir alles Wissen dieser Welt in uns aufgenommen hätten." Sein realer Sinn ließ ihn auch die reactionäre Partei vollauf würdigen. So schrieb er im Mai 1851: „Die Partei der Kreuzzeitung beweist, daß der Adel und die höchsten Beamten eine wirkliche Macht bilden, die bisher zerstreut war und ohne Geltung, die wir aber zur stetigen Entwicklung unserer Staatsverhältnisse nothwendig brauchen." Ja noch in den trübsten Jahren der Reaction (1855) konnte er sich über deren führendes Blatt äußern mit Worten wie: „Von allen Zeitungen, die ich sehe, ist mir trotz mancher entgegengesetzten Ansichten die Kreuzzeitung die liebste, weil hier das gesteckte Ziel mit Consequenz und Verstand verfolgt wird. Das giebt Kraft und Sicherheit." Zuweilen kam es ihm so vor, als wenn er als politisch anrüchig gelte. Seine liberale Ader mag dazu Veranlassung gegeben haben. Aber die Sorge, daß er mißliebig wäre, wurmte ihn doch. Er war sich seines guten Preußenthums zu sehr bewußt, um ein solches Odium nicht unangenehm zu empfinden.

Nach den Märzereignissen wurde er zunächst als Adjutant des Generals v. Stockhausen an der französischen Grenze verwendet, dann kam er wieder nach Trier, um dort fünf Jahre zu bleiben. Während dessen fand er (im Herbst 1848) Gelegenheit, bei der Beruhigung des nördlichen Badens mitzuwirken. Am 24. October wurde er Adjutant des Commandeurs der 16. Landwehrbrigade in Trier, des Generals v. Palm. Dies blieb er drei Jahre. Damals schrieb er wiederholt Zeitungsartikel „im Interesse der Armee". Das Garnisonleben befriedigte ihn indeß in dieser Stellung, in der er (am 23. Juni 1849) zum Premierlieutenant aufrückte, garnicht. Er empfand es oft, wie er schreibt, „mit Bitterkeit, daß ich meine Kräfte dem Alltagsleben in dem geistig toten Trier widmen mußte". Freilich lernte er den Verwaltungsdienst gründlich kennen, und bei der Mobilmachung im J. 1850 offenbarten sich ihm die in der Organisation des Heerwesens bestehenden Mängel recht deutlich. Damals regte sich sein selbständiger Sinn wieder lebhaft, zumal da sein General etwas altersschwach war. Mehr gefiel ihm die Stellung als erster Adjutant bei der Division in Trier, die er am 29. Januar 1852 erhielt, weil er dadurch der Truppe wieder näher kam. Er rückte nun (22. Juni 1852) zum Hauptmann auf. Schon 1853 wurde er indeß in die Front zurückversetzt, und zwar kam er einstweilen nach Frankfurt a. M. Das empfand er abermals als Zurücksetzung. Und in der That geschah es, weil man ihm oben seine Selbständigkeit bei der Mobilmachung im J. 1850 verübelte. Wenigstens gibt das St. an. In Frankfurt sah er zuerst Bismarck. Er blickte mit Stolz auf den damaligen preußischen Bundestagsgesandten, der so trefflich das Interesse seines Staates wahrzunehmen wußte. In Verkehr kam er jedoch nicht mit ihm. Schon 1854 wurde er wieder nach Coblenz versetzt, zunächst in die Landwehr, dann (im Juli 1855) als Compagnieführer zu dem in jener Zeit dort stehenden 8. combinirten Reservebataillon. Der Dienst in Coblenz schien ihm geisttödtend. Schon verfiel er in eine gelinde Verzweiflung, da erhielt er eines Tages (am 18. Juli 1855) seine Berufung in den Generalstab beim Generalcommando in Coblenz, die ihm sein Gönner, der Oberst Fischer, besorgt hatte. In dieser Zeit kam er in Berührung mit dem Prinzen von

Preußen, dem er im Winter 1855/56 einen Vortrag über das Zündnadelgewehr hielt. Am 22. April 1856 zum Major befördert, wurde er gleichzeitig nach Posen versetzt. Auch dort kam er bald in den Generalstab des Generalcommandos zum Grafen Waldersee, der ihm in hohem Maße sein Vertrauen schenkte und ihm u. a. die Abfassung einer Mobilmachungsinstruction übertrug, die später maßgebend wurde. In Posen blieb er fünf Jahre, die für ihn eine Zeit reichen geistigen Lebens und stillen Schaffens wurden. Hatte er in Trier Italienisch gelernt, so eignete er sich in Posen das Polnische an. Mit scharfem Auge beobachtete er die polnischen Zustände. Er gelangte zu der Auffassung, daß der polnische Adel seiner innersten Natur nach ungeeignet sei, sich in einen deutschen Staat einzuleben. Er fand auch anregenden freundschaftlichen Verkehr. Aber noch immer blieb er unbefriedigt. „Die eigentliche Anregung der großen Welt vermißte ich dauernd." Wohl lockte ihn sein Freund Holtzendorff, nach Gotha zu kommen. Das lehnte er aber entschieden ab. „Die hiesige Garnison", schrieb er am 11. August 1859, „ist stärker wie dort das ganze Heer. Ich habe hier viel Gelegenheit, Gutes zu stiften, und kann viel mehr leisten." Er fühlte, daß er zu Größerem berufen war, und brannte darauf, sich zu bethätigen. Schon 1851 schrieb er: „Manchmal bilde ich mir ein, in der Welt, und gerade in den schwierigsten Verhältnissen, etwas leisten zu können." Einige Jahre später schrieb er aus Posen an Holtzendorff: „Ich glaube, Sie möchten eigentlich Ministerpräsident sein; ich auch."

Seine Carrière gestaltete sich mittlerweile in der That aussichtsreicher. Am 1. Juli 1860 zum Oberstlieutenant befördert, wurde er in derselben Zeit für einen einflußreichen Posten im Kriegsministerium vorgeschlagen. Allerdings sah man schließlich von ihm ab, weil er zu sehr „eigener Meinung" sei. „Das ist ein Vorwurf, welchen man sich schon gefallen lassen kann", bemerkte St. dazu in einem vertrauten Briefe, „zumal wenn man Soldat ist". Wenigstens wurde er nunmehr, im Frühjahr 1861, Chef des Generalstabes eines Armeecorps, und zwar des IV. in Magdeburg. Er wurde dadurch der nächste Untergebene des Generals v. Schack, eines besonderen Vertrauten König Wilhelm's I. und eines harten Reactionärs. In dieser Stellung rückte er am 18. October 1861 zum Obersten auf. General v. Schack erkannte mit scharfem Blick die ungewöhnliche Begabung seines Stabschefs. Schon im zweiten Jahre fällte er in seinem Qualifikationsbericht über St. das classisch-präcise Urtheil: „Zu jeder Stelle und zu jeder Thätigkeit geeignet." Fast hätte aber in diesen Jahren ein Unglücksfall seiner Laufbahn ein Ende bereitet. Am 7. November 1863 wurde ihm beim Reiten sein rechter Unterschenkel durch Hufschlag zertrümmert. Sieben Monate lag er fest, den Fuß in der Schwebe am Kronleuchterhaken befestigt. Man erwog, das Bein abzunehmen. Noch im Juni 1865 ging er infolge des Unfalls an Krücken.

Um diese Zeit knüpften sich die ersten Beziehungen Stosch's zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und zwar dadurch, daß St. mitwirkte, als es sich darum handelte, der Kronprinzessin einen Ersatz für ihren damals verstorbenen Privatsecretär Ernst v. Stockmar zu schaffen. St. empfahl dazu den ihm befreundeten Hauptmann v. Normann, der denn auch den wichtigen Posten bekam und dauernd behielt. Der Freundschaft mit Normann, so berichtet er, hatte er es zu verdanken, daß der Kronprinz ihn immer wieder heranzog. In dem Heeresconflict stand er sachlich auf Seiten der Fortschrittspartei, da er ein Freund der zweijährigen Dienstzeit war; principiell und aus Erwägungen realpolitischer Natur hielt er es aber mit dem König: „Durch ein Nachgeben des Königs und einen Sieg der Fortschrittspartei werden wir in den Strudel der theoretischen Revolution, der Principienreiterei, der unprak-

tischen, ehrgeizigen Demokratie geworfen." „Es ist ein Unsinn, eine Normalzeit für die Ausbildung festzusetzen." „Das Demokratengeschrei hält sich nur an die äußere Erscheinung und erkennt die Sache nicht." Das sind Worte, die zeigen, wie wenig er mit der Opposition ging. Zuweilen machte ihn der Conflict geradezu melancholisch. In dieser Lage schrieb er: „Ich fühle mit den wachsenden Jahren immer mehr, daß mein eigenes Wohl mit dem des Vaterlandes auf das innigste zusammenhängt." Er athmete auf, als ferro ignique gesprochen wurde. Als richtiger Soldat hatte er sich stets nach einem Kriege gesehnt. Mit der Zeit verband sich damit das Gefühl, daß der Krieg für Preußen nützlich sei. Am 31. December 1860 schrieb er: „Ich sehne mich nach einem Kriege. Gebt uns die Mittel, ihn zu führen, dann wird Preußen gedeihen und Deutschland vorwärts kommen." Als nun der Krieg um die Elbherzogthümer begann, da bemerkte er, ganz im Bismarck'schen Geiste: „Blut ist in der Weltgeschichte wie auf dem Ackerboden ein fruchtbringender Stoff." Und als die ersten namhaften Erfolge preußischer Waffen erstritten waren, da entrang es sich ihm begeistert: „Seit langer Zeit hat mich nichts so aus innerster Seele erhoben, wie die Erstürmung der Düppeler Schanzen; als ich den Bericht las, sind mir unaufhaltsam die dicken Thränen heruntergelaufeu." Bismarck's Art gefiel ihm: „Der Kerl ist thätig und unermüdlich, das bringt immer Erfolge. Dieses persönliche Eingreifen auf dem richtigen Fleck bekundet großen staatsmännischen Blick." Weniger behagten ihm die radicalen Sympathien, die ihm die Kronprinzessin zu bezeigen schien. „Eine radicale Königin ist ein furchtbarer Unsinn", schrieb er an Holtzendorff. „Ich habe Normann gesagt, daß er hier ein reiches Feld für Meliorationen habe." Geradezu mit Bedauern beobachtete er, daß es Bismarck anscheinend nicht gelänge, „seine Macht zu fundiren".

Allmählich kam er mit dem Kronprinzen in persönliche Berührung, zum ersten Male am 13. Mai 1865, mehr noch in Merseburg im September desselben Jahres, dort auch mit der Kronprinzessin. Diese übte auf ihn hinfort eine besondere Anziehungskraft aus, und er auch wohl auf sie. „Warm macht mich nur die kleine Frau", schreibt er nach jener Begegnung von ihr. „Sie hat mich bisher zwei Mal nach der Tafel angesprochen und dann zum Entzücken geplaudert. Sie könnte in ihrem menschlichen und edlen Wesen, in ihrer anspruchslosen Liebenswürdigkeit den ältesten Esel bis über die Ohren verliebt machen." Er fühlte seine Position auch beim Könige wachsen. Das that Schack's Empfehlung. König Wilhelm äußerte schon im December 1863 zum Generalarzt Löffler: „Den Obersten lege ich Ihnen besonders ans Herz; die Armee erwartet noch vieles von ihm." Nach den Manövern des IV. Corps im Herbst 1865 äußerte der Monarch: er habe noch keinem Corpsmanöver beigewohnt, welches so den Stempel der sicheren Leitung getragen habe wie das jenes Corps. St. durfte dies Lob großentheils auf sich beziehen. Seit jenem Manöver suchte der Kronprinz St. in seine Nähe zu bringen. Als St. sich Ende 1865 zur Heilung seiner Wunde in Frankreich aufhielt, richtete der Kronprinz durch Normann officiell die Frage an ihn, ob er sein Stabschef werden wolle. St., der mit einigermaßen gemischten Empfindungen diese Frage hatte kommen sehen, sagte doch zu. „Halb zog es ihn, halb sank er hin." Aber das Militärcabinet, dessen Chef damals der General v. Tresckow war, lehnte den Antrag des Kronprinzen ab, weil Stosch's politische Stellung mißliebig und die Auszeichnung des Obersten durch die Kronprinzessin übel vermerkt worden war. Dies verstimmte nun St. doch tief, und er hatte in der Folge eine heftige Auseinandersetzung mit Tresckow. Der Kronprinz fühlte sich ebenfalls verletzt durch die Ablehnung seines Wunsches und wollte St. nun zum persön-

lichen Adjutanten haben. Dies lehnte St. jedoch ab. Er hatte einen Widerwillen gegen die Hofluft, was bei seiner Selbständigkeit nicht Wunder nimmt. „An den Hof gehe ich nicht“, erklärte er bestimmt. Die Beziehungen zum kronprinzlichen Paare bestanden aber weiter fort. Im Februar 1866 zog die Kronprinzessin St. wieder in ein längeres Gespräch. Das weckte neues Mißtrauen bei den herrschenden Kreisen. Auch Stosch's Chef, General v. Schack, zeigte sich davon angesteckt. Dabei bewahrte sich St. seine Unabhängigkeit. Er erfuhr davon, daß Artikel der „Grenzboten“ den Zorn des Kronprinzen erregt hätten. Nun war er seit dem Jahre 1863 durch Holtzendorff mit Gustav Freytag, der ja damals die „Grenzboten“ leitete, befreundet worden. Dieser setzte von Anfang an — und er wird dazu begründeten Anlaß gehabt haben — die größesten Hoffnungen auf ihn. Schrieb er doch am 14. September 1865, in derselben Zeit, in der St. in Merseburg seine verheißungsvollen persönlichen Beziehungen zum Kronprinzenpaare knüpfte, an Heinrich v. Treitschke, ohne Frage mit Bezug auf St.: „Für die beste Stütze, welche ein neuer König in dem Stoff seines Landes finden kann, halte ich einzelne feste und dauerhafte Männer, die im preußischen Heere den Stolz Preußen zu sein und den Reformgeist Scharnhorst's durch alle Misère der gegenwärtigen Heeresleitung bewahrt haben. Glücklicherweise sind sie auch in der äußeren Stellung, welche einem Fürsten bequem macht, sie nicht zu Adjutanten, sondern zu verantwortlichen Berathern zu machen. Ihnen wird wahrscheinlich anheimfallen, mit dem tauglichen Beamtenmaterial und einzelnen Führern der Opposition den Staat und die deutsche Frage zu ordnen. Mir scheint, daß dafür in der Stille schon vorbereitet wird.“ St. hätte also wohl auf Freytag mildernd einwirken können. Er schrieb ihm jedoch geradezu ermunternd: „Ich bin der Meinung, Sie müßten ihn [den Kronprinzen] in der auswärtigen Politik noch schärfer anfassen; denn er läßt sich durch die englischen Beziehungen in ein falsches Fahrwasser treiben.“ Beim Herannahen des Krieges gegen Oesterreich stand es fest, daß St. in die Umgebung des Kronprinzen kommen sollte. Er gehörte nicht zu denen, die schwächlich vor dem „Bruderkrieg“ zurückscheuten. Schon im J. 1855 hatte er, ganz wie Bismarck in derselben Zeit, erkannt, daß die Waffen zwischen Oesterreich und Preußen noch einmal entscheiden müßten. Am 9. April jenes Jahres schrieb er nämlich: „Oesterreich hat uns noch niemals als gleichberechtigt anerkannt und wird es nicht eher thun, als bis wir es noch einmal bezwingen. Bruder- und Bürgerkrieg sind gewiß verabscheuungswerth, aber wir sind in der Nothwehr und müssen leben.“

Am 18. Mai 1866 wurde er zum Oberquartiermeister, d. h. etwa zum 2. Chef des Generalstabes der II. Armee unter dem Kronprinzen ernannt. In seiner humoristischen Art erklärte ihm Moltke dazu: er habe die „genialen Gedanken des 1. Chefs der II. Armee [d. h. des Generals v. Blumenthal] auf die Beine zu bringen.“ Voller Verständniß verfolgte St. die von Bismarck eingeschlagene Taktik. Ueber den Kriegsrath vom 25. Mai, dem er beiwohnte, urtheilte er: „Bismarck ist entschieden der Klarste und Schärfste. Ich hatte die Ueberzeugung, er hatte die ganze Staatsaction veranlaßt, nur um den König kriegerischer zu stimmen.“ Er selbst ging mit großem Eifer an seine Aufgabe. „Noch geht alles sehr schläfrig, aber ich werde schon Zug hineinbringen.“ Etwas hinderlich war ihm sein noch immer nicht geheiltes Bein. Außerdem sah Blumenthal auf ihn mit einer gewissen Eifersucht und suchte seinen Einfluß zu bekämpfen. Doch St. wußte sich zu helfen. „Seitdem ich mir darüber klar geworden bin, daß irgend etwas an oder in mir Blumenthal reizt, bin ich zum hinterlistigen Diplomaten geworden, um das

gute Einvernehmen zu erhalten", schrieb er; „ich durchtränke Verdy und Burg [Generalstabsofficiere, die dem Stabe des Kronprinzen beigegeben waren] mit meinen Absichten, bis sie sie verstehen, und wenn sie dann ihm en passant die Sache auseinandergesetzt haben, so geht er stillschweigend darauf ein, und jeder Dissens ist vermieden." Aus dieser Taktik Stosch's erklärt sich wohl die von dem Historiker des Feldzuges von 1866, Lettow-Vorbeck, hervorgehobene Thatsache, daß sich so wenig in den Acten über Stosch's Wirksamkeit während jener Monate findet. St. gelangte zu der Ansicht, daß Blumenthal ein viel besserer General sei, als Chef des Generalstabes, denn er brauche thatsächlich immer jemand, seine „Pläne auf die Beine zu bringen".

Am 15. Juni 1866, also bei Beginn des Krieges, wurde St. zum Generalmajor ernannt. Gleich zu Anfang, am 27. Juni, fand er Gelegenheit, in dem Gefecht von Nachod mitzuwirken, indem er durch die Wucht seines persönlichen Eingreifens ein Zurückfluthen der durch das Zurückweichen preußischer Dragoner erschreckten Vortruppen der 2. Gardedivision hemmte. Die scharfe Energie seines Preußenthums leuchtet aus einer Bemerkung heraus, die er selbst überliefert. Als er nach dem Nachoder Gefecht preußische Officiere mit gefangenen österreichischen in lustiger Gesellschaft sah, schnitt er diesen Verkehr ab mit den Worten: ein unverwundeter gefangener Officier sei bis zu vollendeter Untersuchung ein Hundsfott. In den folgenden Kämpfen trat er nicht hervor. Dagegen erhob er sich an dem Geiste der Truppe. „Vor jedem gemeinen Soldaten bekommt man einen Respect, daß man stolz ist, Preuße zu sein, so wie er", schrieb er einmal. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht persönlich die Verfolgung bei Königgrätz übernommen hätte. „Meine brennende Beinwunde machte mich mürbe." Die Wunde machte sich so unliebsam bemerkbar, daß Wilms zu Rathe gezogen wurde, der sofort amputiren wollte, wogegen sich St. jedoch ablehnend verhielt. In den entscheidenden Tagen hatte er wieder Gelegenheit, Bismarck zu beobachten und erfüllte sich dabei mit steigender Bewunderung für ihn. So notirte er: „Bismarck entwickelte wundervoll klar und anregend die Forderungen, die einem Frieden zu Grunde zu legen wären." „Es war das erste Mal, daß ich Bismarck im persönlichen Verkehr sah [4. Juli 1866] und ich bekenne gern, daß der Eindruck, den ich von ihm empfing, mich geradezu überwältigte." Auf Veranlassung von Blumenthal überbrachte er am 16. Juli dem General Moltke nach Brünn die wichtige Nachricht, daß die gesammte österreichische Nordarmee aller Wahrscheinlichkeit nach Olmütz verlassen hatte. Auf Befehl des Kronprinzen hatte er an diesem Tage in Brünn mit Bismarck eine lange politische Unterhaltung, um für den Kronprinzen Auskunft über die Gestaltung der Lage zu erhalten. Was Freytag schon im Jahre vorher annahm, das wurde jetzt allgemeinere Anschauung: man begann in ihm den Mann einer nicht mehr fernen Zukunft zu sehen; rechneten doch viele Kreise mit dem baldigen Ableben Wilhelm's I. St. merkte das: „Die Welt fängt an, an meine Macht zu glauben, und vergißt ganz, daß der junge Herr selbst noch keine hat." Ihm war bewußt, daß seine günstige Stellung zum Kronprinzen hauptsächlich auf der Gunst beruhte, die ihm die Kronprinzessin erwies. Die hohe Frau stand mit ihm durch Stosch's Correspondenz mit seinem Freunde, ihrem Privatsecretär v. Normann, in stetiger Beziehung. St. hatte auch schon lange erkannt, daß die größere geistige Bedeutung der Gemahlin des Thronfolgers zuzusprechen war. Schon am 12. Juni 1866 schrieb er: „Die Kronprinzessin hat mehr Entschiedenheit im Blick als der Gatte"; am 31. Juli: „Der Herr ist vor allen Dingen Mann seiner Frau. Sie bestimmt seinen Gedankenkreis auf die weiteste Entfernung." Volle Befriedigung fand St. freilich nicht in dem Ver-

hältniß zu den hohen Herrschaften. Als der Kronprinz ihm am 3. August 1866 in Brünn feierlich erklärt hatte, das Band zwischen ihnen beiden sei für ewige Zeiten geknüpft, schrieb St. gleich darauf einem Freunde: „Ich kann Dir sagen, daß ich an dem bischen Hofluft, das ich genossen, für alle späteren Zeiten vollständig genug habe. Es wäre ein großes Opfer, wenn ich mich je wieder in gleiche Beziehungen zum Herrn versetzte.“ Zugleich setzte er, diesmal bei Normann, den Hebel an, um die englische Richtung des Kronprinzenpaares zu bekämpfen: „Daß die Kronprinzeß sich nicht an der Thätigkeit der Frauenvereine betheiligt hat, kann nicht durch die luminösesten Gedanken und nicht durch die brillantesten Geldspenden ersetzt werden. Die hohe Frau steht neben der Bewegung, entbehrt der so leichten Popularität und ist außer Stande, selbst so viel zu schenken, wie sie nur durch ihre Anwesenheit aus anderen Taschen herausziehen würde.“ Auch als er hörte, daß die Kronprinzessin dringend sein Bleiben in der Umgebung des Kronprinzen wünschte, erklärte er: „Das Hofleben ist die undankbarste Existenz, die ich kennen gelernt habe.“ Gleichwohl behielt er enge Fühlung mit dem Thronfolgerpaare. So weilte er im September 1866 in Erdmannsdorf zu Besuch bei den Herrschaften. Er ging dort stundenlang an der Seite der Kronprinzessin spazieren. Dabei kam es zu tieferer Aussprache. Der präsumtive Ministerpräsident Friedrichs's III. suchte die radikale Richtung seiner künftigen Königin zu bekämpfen: „Sie war sehr erstaunt, als ich ihr einmal sagte, sie sei eben noch sehr jung und deswegen in ihren Reformbestrebungen stürmisch. Lebensfähiges erzeuge man nur langsam, doppelt langsam, wenn man dabei nicht Leben zerstören wolle. Das wurde dann lange ausgesponnen und sie stiller, ruhiger, endlich nachgiebig.“ Noch im Jahre vorher hatte die hohe Frau erklärt: „Mit Stosch werde ich schon fertig werden.“ Wenn jenes Wort überhaupt andeuten sollte, daß sie sich ihm gewachsen fühlte, so mochte sie jetzt doch wohl erkennen, daß sie in ihm ihren Meister gefunden hatte. St. erwärmte sich in jenen Erdmannsdorfer Unterhaltungen für die kluge Fürstin nur noch mehr. „Es ist ein Charme, mit ihr zu plaudern“, schrieb er am 17. September, „sie vereint Geist und Gemüth und besitzt beides in hohem Grade.“ Schließlich wurde der engere Verband mit dem Kronprinzen dadurch gelöst, daß St. am 18. September 1866 mit den Competenzen eines Brigadecommandeurs zu den Officieren von der Armee versetzt wurde. Die Wahl seines Aufenthaltsortes wurde ihm überlassen. Zugleich (20. Sept.) wurde er durch den Orden Pour le mérite ausgezeichnet.

Doch wohl auf seinen Wunsch wurde er unter dem 27. September zum Kriegsministerium commandirt und am 18. December desselben Jahres zum Chef des Militärökonomiedepartements ernannt. Er arbeitete dort sofort eine Instruction für das Etappenwesen im Kriege aus, die im Feldzuge 1870/71 zur Anwendung gelangte. Im Anschluß an diese Instruction erhielten das Feldlazarethwesen, Post, Eisenbahn und Telegraphie ihre Kriegsreglements. An der Eisenbahnordnung fand St. später viel zu tadeln, weil sie nicht militärisch genug organisirt gewesen wäre. Seine politisch wichtigste Action wurde aber in der nächsten Zeit seine Mitwirkung am Abschluß der Militärconvention mit Sachsen, die freilich viel umstritten ist und einstweilen noch nicht klar gestellt werden kann. Es wäre dringend wünschenswerth, daß diese Frage endlich einmal auf Grund der Acten untersucht würde. So viel steht fest, St. mußte an Stelle des Generals v. Podbielski, der am 21. October 1866 eine Bismarck nicht zusagende Militärconvention mit Sachsen abgeschlossen hatte, mit dem militärischen Vertreter Sachsens, dem General v. Fabrice, eine neue Militärconvention verabreden. Er glaubte schließlich seine Sache

vortrefflich gemacht und unter den vorliegenden Verhältnissen das Menschenmögliche erreicht zu haben. Es war ihm u. a., wie er am 24. November an Gustav Freytag schrieb, gelungen, eine sehr entschiedene Allerhöchste Willensmeinung und „bedeutende Contreminen“ gegen die sächsischen „Minengänge“ zu veranlassen. Einen wesentlichen Punkt bei den Verhandlungen bildete der Artikel 12 des Vertrages, welcher dem Bundesfeldherrn die Berechtigung zusprach, dem sächsischen Armeecorps im Kriegsfalle einen neuen General zu geben. St. schlug dafür, wohl im December, die Fassung vor: „Mit befohlener Mobilmachung hört die Sonderberechtigung eines königl. sächsischen Armeecorps im Bundesheere auf“, und fand dabei die Unterstützung des mit der allgemeinen Friedensunterhandlung beauftragten Herrn v. Savigny. Die Verständigung ließ sich aber nur sehr langsam erzielen. Noch zu Anfang Februar stritt sich St., wie er einer Freundin schrieb, „stundenlang“ mit den sächsischen Vertretern herum, die nicht an die Unterordnung der sächsischen Truppen unter den König von Preußen heranwollten. Trotz aller Bemühungen hatte er es aber Bismarck nicht recht gemacht, und infolge dessen kam es zwischen den Beiden zu einem heftigen Zusammenstoß, den sie Beide nicht verwunden haben. Wenige Tage vorher noch hatte St. im Gefühle höchster Befriedigung über seine Verhandlungen mit Sachsen jener Freundin gestanden: „Ich habe noch nie so voll gelebt wie jetzt“, obwohl er einräumte, daß die diplomatische Thätigkeit ihm schwer fiel. Plötzlich erlebte er nun eine Demüthigung. Bismarck hat später in der Erinnerung die Verhandlungen Podbielski's mit denen Stosch's durcheinander geworfen. Aber auch Stosch's Erinnerung ist schwerlich ungetrübt geblieben. Genug, von jenem Zusammenstoß rührt der Keim zu einer unversöhnlichen Gegnerschaft der beiden bedeutenden Männer her. Die Schilderung, die St. in seinen Denkwürdigkeiten von jenem Auftritt zwischen ihm und Bismarck gibt, zeigt deutlich, wie tief der General sich im Innersten verwundet fühlte durch die Behandlung, die ihm von dem mächtigen Staatsmann widerfuhr. Darf man eine Combination aufstellen, so hat er Bismarck durch Einwendungen gereizt. Wie wir wissen, konnte Bismarck diese nicht vertragen. Die Erzählung bei St. paßt ganz zu der Warnung, die der Minister Graf Fritz Eulenburg dem Landrath Tiedemann für den Verkehr mit Bismarck ertheilte: „Hüten Sie sich, ihm *sofort* zu widersprechen. Thun Sie es, dann findet er, leicht erregbar, wie er ist, so niederschmetternde Gründe für seine Ansicht und verbeißt sich so fest in diese, daß keine Macht der Erde ihn je wieder davon abbringen wird.“ St. hat, wie wir ihn kennen, offenbar nicht nach diesem Muster gehandelt. Seine Angabe, daß ihm kurz darauf von Bismarck derselbe Vertrag, nur mit einigen stilistischen Aenderungen, zurückgeschickt wurde, mit der Weisung, die Vollziehung zu veranlassen, würde darauf hindeuten, daß Bismarck, weil gereizt, weiter gegangen war, als er gewollt hatte, und nachträglich einlenkte. Bismarck selbst spricht indeß in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ von persönlichen Entschließungen des Königs. Die Vollziehung der Militärconvention geschah am 7. Februar 1867.

Stosch's Kameraden erkannten damals sein eigentliches Wesen nur zu wohl. Der General v. Gersdorff, der später bei Sedan an der Spitze seines Corps fiel, sagte ihm im December 1866 ins Gesicht, sein ganzer Ehrgeiz sei „Macht“. Und St. gab sich keine Mühe, das zu verbergen. „Das kann wahr sein,“ bemerkte er zu Gersdorff's Aeußerung, „aber dann kann ich versichern, daß mein Ehrgeiz hier [im Kriegsministerium] noch nicht befriedigt ist.“ Es blieb immer der Ausblick auf die Stellung als Ministerpräsident. Und St. glaubte in der That allmählich selbst, daß er für den künftigen

Herrn unentbehrlich sei. Im April 1867 meinte er, der Kronprinz würde sich schaden, wenn er sich von ihm trenne. Sehr energisch sträubte er sich aber dagegen, als man ihm wieder einen Posten neben Blumenthal anweisen wollte. „In die zweite Stelle gehe ich nicht“, erklärte er bestimmt.

Ein Gebiet, auf dem er sich auch Ansehen erwarb, war inzwischen die Schriftstellerei geworden. Dazu verhalf ihm sein Freund Gustav Freytag und dessen Zeitschrift. St. machte sich daran, seine militärischen Kenntnisse litterarisch zu verwerthen. Zunächst schrieb er über den schleswig-holsteinschen Krieg. Doch blieb diese Arbeit ungedruckt. Dagegen behandelte er den nordamerikanischen Krieg in einer Reihe von Aufsätzen, die Freytag annahm und „zurechtstutzte“. Triebfeder zu dieser Thätigkeit war vornehmlich der Wunsch, seinem Geldbeutel aufzuhelfen. Er schrieb auch gelegentlich Bücheranzeigen für die „Grenzboten“, so über das Leben Gneisenau's von Pertz. Geradezu Aufsehen erregten militärische Briefe, die er an derselben Stelle über den Feldzug gegen Oesterreich veröffentlichte. Vortrefflich war ein Brief vom 14. Juli 1866. Im Hauptquartier war man ohne Zweifel über die Person des Verfassers nicht im Unklaren, obwohl das Geheimniß äußerlich streng gewahrt blieb. Belustigt schrieb St. einmal nieder: „Verdy fand die Grenzboten bei mir und ließ sich des längsten über die militärischen Correspondenzen darin aus, die ganz ausgezeichnet seien und aus einer hervorragenden Feder stammten. Ich that ganz unbekannt mit den Aufsätzen. Ob ihm wohl der Verfasser ebenso unbekannt war?“ Später lieferte er zusammenfassende Darstellungen über den Krieg von 1866 für das Blatt seines Freundes. Die Kronprinzessin drückte ihm den Wunsch aus, daß diese Briefe englisch erschienen; er solle das besorgen. „Ahnt sie denn“, so fragte sich der Verfasser, „daß ich jene Aufsätze schrieb?“ Natürlich wußte die hohe Frau um den Sachverhalt. Man nahm vielleicht eher eine zu große Mitarbeiterschaft Stosch's bei den „Grenzboten“ an. Behauptete doch Theodor Bernhardi im J. 1868, St. hätte viele anonyme Artikel gegen die neue Heeresorganisation und gegen die dreijährige Dienstzeit unter Verletzung seiner Dienstvorschriften in den „Grenzboten“ drucken lassen. Aus Stosch's Denkwürdigkeiten läßt sich die Richtigkeit dieser Behauptung nicht erkennen. Es wäre dankenswerth, wenn einmal die Mitarbeiterschaft des Generals an den „Grenzboten“ genauer untersucht würde. Gelegentlich sagte St. dem Grenzbotenherausgeber politische Wahrheiten. So schrieb er Freytag am 18. Februar 1867 bündig: „Das Officiercorps ist die Stütze für den Bestand der Armee, und wenn Sie auch politisch auf unsere Junker und den armen Adel schimpfen, so liefert dieser doch die bravsten Jungen und brillante Officiere.“ Freytag suchte ihn schon damals auch für Arbeiten über das Marinewesen einzuspannen. So sollte St. ihm im April 1867 einen Aufsatz über die möglichen Wirkungen der französischen Flotte schreiben. Nach einigem Sträuben ging der nachmalige Marineminister in der That an diese Arbeit und übersandte dem Grenzbotenleiter einen Aufsatz über die Bedrohungen, denen die deutsche Küste in einem Kriege mit Frankreich ausgesetzt sei.

Es verstimmte St., daß der Kronprinz ihn im Gegensatz zum Prinzen Friedrich Karl, der ihn zu intimen Diners heranzog, „trotz aller Freundschaft“ nur zu Routs einlud. Er entnahm daraus, daß seine Chancen doch nicht so völlig sicher waren. So erfüllte er sich wieder mehr mit dem Gedanken, sich seine Carrière im militärischen Fache zu construiren. Schon Anfang Mai 1867 wurde er zum Armee-Intendanten in Aussicht genommen. Zufrieden notirte er am 19. Mai: „Jetzt wäre mir nach Lage der Akten der Intendant sicher.“ Er gefiel sich darin, strenge Musterung in seinem Ressort

vorzunehmen. Wie ein leibhaftiger Würgengel mag er manchem Untergebenen damals erschienen sein. Seine Briefe deuten das an: „Die Herren, die ich inspicirte, werden nicht immer sehr glücklich sein über meine Berichte. Aber es hilft nichts, und die Armee soll den Vortheil davon haben.“ „Die Herren in Berlin werden sich wundern, aber wenn ich nicht scharf bin, so bleibt alles bei der alten Bummelei.“ Er schonte sich selbst auch nicht. „Es kostet Nerven, will man den alten Schlendrian auswurzeln“, schrieb er einmal und ein ander Mal: „Ich arbeite wie ein Pferd, um die Armee mit allen Erfahrungen des vorigen Krieges verbessert bereit zu stellen. Zu lange freilich darf diese Spannung nicht dauern.“ In diesen Arbeiten überkam ihn dann aber gelegentlich die Sorge, daß es zu spät für ihn werden könnte, eine Rolle zu spielen. „Noch bin ich jung und frisch genug, um meinem Ehrgeiz das höchste Ziel zu stecken, aber zu lange darf diese Gelegenheit nicht ausbleiben.“ „Ich will mich bestreben, mich frisch zu erhalten, damit ich noch lebenspendende Elemente in mir habe, wenn ein gütiges Geschick mich in alten Tagen auf einen hohen Posten bringt. Meine jetzige Thätigkeit gibt mir viel Gelegenheit zu schaffen, und Sie wissen, daß das die höchste Wonne aller irdischen Kreatur ist, daß dabei aber schließlich die Nerven erschlaffen müssen. Davor fürchte ich mich und möchte gern davon.“ Er lavirte offensichtlich, um sich nach allen Richtungen möglich zu halten. Als er im November 1867 von der Kronprinzessin wieder durch eine längere Unterhaltung ausgezeichnet wurde, war er zwar abermals „hingerissen“ von ihrem Geiste und ihrer Persönlichkeit. Es behagte ihm indeß nicht, daß die hohe Dame zuweilen verfängliche Gebiete der Politik streifte und so laut Namen nannte, daß es ihm vor der ohrenspitzenden Umgebung schwer wurde, zu antworten. „Hoffentlich bin ich mit blauem Auge davon gekommen“, schrieb er darüber. Als sich ihm bei der Geburtstagsfeier der Kronprinzessin der Vertraute des Kronprinzen Geheimrath Friedberg und der Adjutant des Thronfolgers Hauptmann v. Jasmund vorstellen ließen, meinte er: „Es ist mir vorläufig nicht angenehm, mit ihnen öffentlich gesehen zu werden, da man dann hier gleich verurtheilt ist.“ Bei seiner sonstigen Offenheit und Ungenirtheit ist dieses Laviren charakteristisch. Etwas entsagend klingt es, wenn er am 12. Januar 1868 berichtet: „Unser alter Herr fängt an, seine Gesundheit ungemein zu schonen.“ Mit Unbehagen nahm er wahr, wie ungeheuer fest inzwischen Bismarck's Macht fundirt war. Im März 1868 nannte er ihn geradezu einen Majordomus.

Als er im April 1868 ausersehen wurde, den Kronprinzen auf dessen Reise nach Turin und Florenz zu begleiten, griff er mit Eifer zu. Theodor Bernhardi, der damals als diplomatischer Beirath des preußischen Gesandten Usedom in Turin weilte, war ganz und gar nicht erbaut über die Nachricht davon, weil er den Einfluß antibismarck'scher Kreise darin witterte. Zu seinem Verdrusse gelang es zudem den Piemontesen, trotz seiner und Usedom's Gegenbemühungen, den Kronprinzen über den wahren Verlauf der Dinge im italienischen Feldzuge von 1866 zu täuschen, da die Piemontesen es verhinderten, daß der hohe Herr mit unterrichteten Generalen zusammenkam, die ihn über das Verhalten Lamarmora's aufklären konnten. Vielmehr wußte die piemontesische Partei den preußischen Thronfolger ganz für Lamarmora einzunehmen. Derjenige, der es verursachte, daß es so kam, war St., der, wie es doch den Anschein hat, an die italienischen Verhältnisse recht harmlos herantrat. „St. ist wunderbar leidenschaftlich befangen, fährt gleich auf und wird heftig“, schrieb Bernhardi und setzte mißmuthig hinzu: „Zu machen war nichts; ich mußte es aufgeben.“ Rückblickend urtheilte der kluge Diplomat: „St. vor

allem war sehr entschieden ins Garn gegangen." In der That scheint das diplomatische Gewerbe Stosch wieder, wie bei der Convention mit Sachsen, Schwierigkeiten bereitet zu haben; es war doch nicht völlig sein Feld. Die ganze Affäre brachte den Kronprinzen in einigen Widerspruch mit der eigenen Regierung. Er hatte die Weisung bekommen, Lamarmora kalt zu behandeln. Das hat er aber nicht gethan, und König Wilhelm war, wie aus einem Briefe von ihm an Bismarck hervorgeht, peinlich überrascht, in einem Berichte seines Sohnes eine förmliche Apologie Lamarmoras's zu erkennen. „Wer zu diesem Urtheil meinem Sohne die Materialien liefert, ist mir unerklärlich", schrieb er. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Verantwortung für jenen Bericht St. trifft.

Nicht lange nach der italienischen Reise sollte St. das kronprinzliche Paar nach England begleiten. Schleunig machte St. sich daran, seine englischen Sprachkenntnisse zu vervollkommnen. „Die Studien der Jugend rentiren sich jetzt", sagte er selbstzufrieden. Er freute sich sichtlich auf die Reise: „Man will mir die ganze Größe Englands zeigen, und die kleine Frau erklärte, sie wäre stolz darauf, dies thun zu können." Arg mag die Enttäuschung gewesen sein, als Normann ihm im November schließlich eröffnete, daß man von seiner Begleitung abgesehen hätte. Möglicherweise waren wieder Intriguen im Gange gewesen. Es kann aber auch der Unabhängigkeitssinn Stosch's gewesen sein, der den Kronprinzen selbst verstimmte. St. verleugnete doch nie sein starkes Borussenthum. Bei seiner Begeisterung für die Kronprinzessin wollte er vielleicht weniger deren Abneigung gegen Preußen erkennen und vertheidigte sie daher gelegentlich gegen Holtzendorff deswegen. Aber bei dem Kronprinzen vermißte er unliebsam die soldatische Ader: „So voll der alte Herr bei der Sache [dem Militärwesen], so gleichgültig ist der junge Herr dagegen." Vielleicht hat er den Kronprinzen seine abweichende Auffassung merken lassen. Ja bisweilen nahm er sich sogar Bismarck's in seiner gutpreußischen Art gegen den Thronfolger an. Er bat diesen im Februar 1869 geradezu, den Kanzler im Kampfe gegen das Ministerium zu unterstützen, und ihn nicht Taktlosigkeiten entgelten zu lassen: „Graf Bismarck ist der einzige, der uns vorwärts hilft." Er vertheidigte Bismarck auch gegen G. Freytag, der ja nie das richtige Verhältniß zu dem Kanzler gefunden hat. Dabei stellte er eine äußerst feine Diagnose des Bismarck'schen Wesens (Denkwürdigkeiten S. 150). Das urwüchsige Preußenthum tritt öfter ganz massiv bei ihm in die Erscheinung. Ueber Hamburg äußert er einmal in dieser Zeit: „Im übrigen ist es eine schöne Stadt und verdient, preußisch zu werden." Als er 1868 an einem Essen bei alten Frankfurtern theilnahm, die sich recht preußenfeindlich gesinnt zeigten, erklärte er den Herren beim Nachtisch: „sie sollten nur mal auspacken; ich wolle ganz still sein. Da brach der lang verhaltene Groll vor, und es donnerte und blitzte. Ich sagte ihnen dann, sie möchten ruhig über den Rechtsstandpunkt streiten, davon sähe ich vollständig ab. Der Streit sei aber unpraktisch; je länger sie uns das Recht der Gewalt einräumten, um so später bekäme das Recht Gewalt. — Nach drei Stunden trennten wir uns unter Händedrücken." Mit Sehnsucht wünschte er den drohenden Entscheidungskampf herbei. „Deutschland muß unbedingt nach außen seine Kraft bethätigen, soll es vorwärts kommen", erklärte er G. Freytag im Januar 1868. Trotz seines angeblichen Mißerfolges bei den Verhandlungen mit Sachsen wurde er Ende 1868 doch wieder als Unterhändler mit diesem Staate gebraucht. Auch diesmal war er selbst ganz zufrieden mit seinem Erfolge: „Ich bin freigebig mit Geld gewesen, habe aber die Principien gerettet." Aber wiederum hatte er es Bismarck nicht recht gemacht. Das erste

Mal sollte er den Sachsen zu viel eingeräumt haben; jetzt meinte der Olympier, St. hätte den Sachsen zu wenig zugestanden; es könne das nur zu politischen Mißstimmungen führen, die zur Zeit unbequem wären.

Aufs neue kam St. als Reisebegleiter des Kronprinzen in Frage, als dieser zur Eröffnung des Suezcanals reiste. St. brannte darauf, diese Reise mitzumachen. „Ich bin neugierig, ob er mich mitnimmt", schrieb er, „es würde mir das sehr passen." Bei dem Manöver im September 1869 in der Nähe von Stettin war er wieder um das Kronprinzenpaar und widmete sich vornehmlich der Kronprinzessin. „Als ich sie ein paar Mal richtig dirigirt hatte, kam ihr die Ueberzeugung, sie sähe mit mir mehr als sonst. So mußte ich das Geschäft die nächsten Tage fortsetzen. Ich hatte ein sehr gutes Pferd und konnte der kleinen Frau, die wie der Teufel reitet, überallhin folgen. Kein Graben war zu breit, je toller es ging, desto vergnügter wurde sie. — Da habe ich denn auch viel mit ihr geplaudert." Thatsächlich wurde er gleich danach vom König und Bismarck als erster Begleiter des Kronprinzen auf der Reise nach Aegypten bestimmt. Ihm war jetzt mehr wie je zu Muthe, daß es ihm gelingen würde, eine entscheidende Rolle zu spielen. Nur seine Vermögenslage beengte ihn etwas: „Je mehr mein Leben in die politische Sphäre geführt wird, um so intensiver wird mein Wunsch, so viel Vermögen zu besitzen, daß ich jederzeit ohne Nahrungssorgen vom Schauplatz abtreten kann. Ich will ein freier Mann sein, um auch in höherer Stellung unabhängig zu bleiben." Die neue Reise erhielt wieder einen sehr diplomatischen Charakter, besonders durch den Besuch des Kronprinzen in der Wiener Hofburg. König Wilhelm ertheilte St. für diesen Theil der Fahrt bei der Abreise von Berlin am 5. October eine besondere Instruction. St. erstattete dem König unter dem 8. einen längeren Bericht über die Begegnung mit dem Kaiser Franz Joseph.

Mit vollen Zügen genoß er die großen Eindrücke, die ihm die Reise bot. Zugleich schlief sein reger Orientirungssinn nicht in ihm. So benutzte er die Gelegenheit, an Bord der „Hertha" sich über die Marine zu orientiren — unterstanden dem Befehl des Kronprinzen auf jener Reise doch fünf Schiffe — und wußte dabei den Seeleuten durch große Wetterkunde zu imponiren. Zugleich entgingen seinem wachsamen Auge nicht einige Uebelstände: „Da ist vieles aufgefallen, was zwar Manchen ärgern wird, aber deshalb nicht verschwiegen werden darf." Voller Genugthuung nahm er wahr, wie alle Fremden ein Gefühl von dem Aufstreben des Deutschthums hatten und dessen Schutz zu gewinnen suchten. „Man reist schon mit dem Stolz ein Norddeutscher zu sein." In Jerusalem erwehrte auch er sich bei der Begrüßung durch deutsche Diakonissen nicht der Thränen. In diesen Tagen packte ihn die bezaubernde Erscheinung des Kronprinzen. Nicht leicht war für ihn die Berichterstattung an den König und Bismarck, da so viele kirchliche Fragen hineinspielten. Mit klaren Worten betonte er die größeren Ziele, die den Johannitern gewiesen werden könnten. „Diese würden mit größeren Aufgaben wachsen, wie wir es schon 1866 sahen." Eine wahre Wohlthat war es ihm zu bemerken, „wie Preußens Könige als ausschließliche Schutz- und Schirmherren des Protestantismus im Auslande angesehen werden". Heimgekehrt, fühlte er sich dem Kronprinzen für die Reise sehr zu Danke verpflichtet, so daß er gern die mannichfaltigen Aufträge erfüllte, die ihm der hohe Herr seitdem ertheilte, obwohl sie ihm öfter die Nacht kosteten. Nur war er in soweit nicht ganz befriedigt, als der Kronprinz ihn immer noch selten und nie allein sah. Von der geistigen Bedeutung des liebenswürdigen Thronfolgers dachte er freilich weniger denn je besonders hoch. Als er im Februar 1870 zum ersten Male

dessen engeren Vertrauten Friedberg eingehender sprach, da lief es ihm wie kaltes Wasser über den Rücken: „Er sieht einen Zukunftshelden, wo ich guten Willen, aber unklare Phantastik finde; er macht allgemeine politische Redensarten, wo ich klare Vorbereitung fordere, um das Fundament zu bauen, das die Zukunft unseres Staates sicher stellt; er bildet sich ein, den Herrn lehrreich zu behandeln, erzählt mir vor, was er ihm alles sagt u. s. w., während ich die Ueberzeugung habe, daß der Herr ihm gar nicht folgen will. Denn der ganze Verkehr mit den Liberalen ist dem Herrn nur dadurch angenehm, daß diese ihm die Cour machen und er sich dadurch als eine Art Macht fühlt." Er suchte seinen hohen Gönner fortgesetzt in positivem Sinne zu beeinflussen, drückte ihm den Wunsch aus, er möge sich dem Könige mehr nähern, damit er den alternden Herrn unterstütze; das sei eine Pflicht des Patriotismus und der eigenen Erhaltung. Er sandte ihm eine zwölf Bogen lange Abhandlung über die Militärfrage. So suchte er sich dem Herrn unentbehrlich zu machen, und der kluge General wußte wohl, daß er ungleich mehr zu bieten hatte, als die andern Persönlichkeiten, die sich um die Gunst des künftigen Königs bemühten. In seinen Denkwürdigkeiten treten uns diese Männer, die mehr oder minder alle ein Anrecht auf das Portefeuille des Kanzlers zu haben wähnten, mit vortrefflich kennzeichnenden Etikettes von Stosch's Hand geziert, entgegen, außer Friedberg noch Sammer, Roggenbach und besonders Geffcken. Am meisten hatte St. für Roggenbach übrig. Ueber den Nebenbuhler Sammer urtheilte er: „Sammer spricht nur, um sich selbst glänzen zu lassen, der ist nicht gefährlich." Die vernichtendste Kritik erfährt Geffcken: „Geffcken ist so bescheiden und gemüthlich, daß er die Offenheit herauslockt." „Der große Diplomat mit dem kleinen Gesichtskreis." „Geffcken ist der reine Techniker. Ich wollte, er verschonte mich mit seinem ewigen Intriguenspinnen." St. pflegt die Persönlichkeiten mit geradezu frappanter Treffsicherheit zu beurtheilen, so auch Herzog Ernst von Coburg, den Prinzen Friedrich Karl, den General v. Goeben. Seltsam mochte es ihn anmuthen, als Heinrich Geffcken sich ihm am 27. Juni 1870 — also einige Tage vor Beginn des Krieges gegen Frankreich — ziemlich unverblümt als der künftige leitende Staatsmann vorstellte.

Bei Ausbruch des Krieges weilte St. in Borkum. Am 15. Juli brachte ihm beim Morgengrauen ein Fischerboot aus Emden den Befehl zur Rückkehr. Eine Stunde darauf fuhr er mit demselben Boot ab. Bei der Rückerinnerung an die Zeit, die nun anbrach, schrieb er: „Es ist eine Freude, in solchen Zeiten zu leben, und ein unermeßliches Glück, thätig darin mithelfen zu können." Er fühlte, daß jetzt die entscheidende Stunde für Deutschland geschlagen hatte. Noch vor wenigen Wochen hatte er über den Gegensatz zwischen Nord und Süd geschrieben: „Man muß sich immer wieder sagen: freiwillig kommen die beiden nicht zusammen; dazu gehört eine große Krisis innerer oder äußerer Art." Er war durchdrungen davon, daß die deutschen Waffen den Sieg behalten würden. Hatte er sich doch während seines Aufenthaltes in Frankreich im J. 1865 davon überzeugt, daß der französischen Armee ebenso wie den französischen Einrichtungen der sittliche Kern fehlte. Eine Aenderung gegen früher, die seine verbesserte Position zum Kronprinzen kennzeichnete, war es, daß der Thronfolger jetzt ihn zum Chef seines Stabes verlangte. Dieses Begehren scheiterte jedoch an Moltke's Einspruch: Blumenthal (gegen den St. von 1866 her eine gewisse Animosität zurückbehalten hatte) sei nicht anders zu placiren. Noch im J. 1867 war es Stosch's Ehrgeiz gewesen, Generalintendant zu werden. In dieser Stunde behagte es ihm aber nicht, als Roon nunmehr erklärte, St. sei der einzige General, der die Verpflegung im Felde leiten könne. Er

empfand mit Bedauern, daß dem Posten des Generalintendanten „jedes militärische Element“ fehle; als solcher versah er lediglich die Stelle eines Verwaltungsbeamten. Aber er tröstete sich mit der großen Arbeit und der ungeheuren Verantwortlichkeit seiner Aufgabe. Sehr energisch ergriff er die Zügel. Sofort veranlaßte er den Ankauf von je drei Millionen Pfund Fleischconserven, Zwieback, Hafer und Preßheu in England, deren Einlieferung in Köln zu erfolgen hatte, und überwand damit die ersten Schwierigkeiten, die bei dem plötzlichen Ausbruch des Krieges erwuchsen. Auch im Verlaufe des Feldzuges gelang es ihm, die Verpflegung der gewaltigen Heeresmassen immer erfolgreich zu bewerkstelligen. Die Fruchtbarkeit des Landes unterstützte ihn wohl dabei, wie er selbst hervorhob, aber es gab auch Zeiten, auch im Sommer, wo er nicht mit diesem Vortheil rechnen durfte. Die ihm unterstellten Intendanten ignorirte er bald. Er traf alle Vorkehrungen in directen Verhandlungen mit den Obercommandos. Erklärlich, daß ihn seine Untergebenen nicht gerade mit freundlichen Blicken betrachteten. Gleich zu Anfang beschwerten sich die Intendanten bei ihm über sein Vorgehen. St. aber scheint ihnen bewiesen zu haben, daß sie es mit einem Vorgesetzten zu thun hatten, der nicht mit sich spaßen ließ und sich wohl zu helfen wußte. „Ich glaube, zum zweiten Male werden sie mir solche Mittheilung nicht machen“, schrieb er schmunzelnd seiner Gattin. Später hören wir allerdings wieder von Mißhelligkeiten zwischen St. und dem Intendanten der III. Armee, die dem General v. Blumenthal großen Verdruß bereiteten.

Am 26. Juli wurde er zum Generallieutenant befördert. Gleich zu Beginn des Krieges hatte er den Tod seines jüngeren Bruders zu beklagen, der an der Spitze seines Reiterregiments bei Wörth fiel. Der Schlacht von Gravelotte wohnte er im Gefolge des Königs bei, tiefbekümmert, daß er in solcher Stunde nicht mitwirken konnte. Am 20. August traf er mit dem Kronprinzen zusammen, der ihn küßte und ihm erklärte, er vermisse ihn. Das war Balsam für St., ebenso ein Beileidschreiben der Kronprinzessin aus Anlaß des Todes seines Bruders. Auch bei Sedan war er im Gefolge des Monarchen; er ritt aber auch während des Kampfes hinüber zu seinem Freunde Gustav Freytag, um mit ihm von der Höhe bei Donchery dem Ausgang des Kampfes zuzusehen. Mit dem König blieb er ständig in enger Berührung, desgleichen mit Moltke. Zuweilen fand er Gelegenheit, Meinungsverschiedenheiten zwischen König und Kronprinz zu schlichten. Schon im October bezeichnete er es als eine mißliche Sache, daß der Kronprinz, sein Generalstabschef Blumenthal und sein Generalquartiermeister Gottberg alle drei Engländerinnen zu Frauen hätten. „Das macht unwillkürlich eine Partei aus ihnen, sogar in politischen Dingen.“ Eine besondere Aufgabe erwuchs ihm durch Regelung des Verpflegungswesens bei der Einnahme von Metz. Bei der Reise dorthin sah sein Auge mancherlei Mißstände hinter der Armee. Nicht lange darauf, während er noch eben mit Samwer und besonders mit Roggenbach weidlich über die künftige politische Gestaltung der Dinge discutirt hatte, wurde er als Chef des Generalstabs zu der vom Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg befehligten Armeeabtheilung an die Loire entsandt, um die dort entstandene verfahrene Situation wieder ins rechte Geleis zu bringen. Moltke athmete geradezu auf, als sich St., der bei den täglichen Besprechungen des Generalstabs über die gefährliche Sachlage auf dem Kriegsschauplatz an der Loire vollkommen unterrichtet war und die Verlegenheit im großen Hauptquartier wegen der zu treffenden Wahl eines passenden Generalstabschefs für den Großherzog durchaus ermaß, durch den

Obersten v. Verdy bereit erklärte, eventuell die heikle Mission zu übernehmen.

Damit kam der größte Augenblick in Stosch's Leben. Einst hatte er sich in tiefer Friedenszeit mit seinem Freunde Gustav Freytag über den höchsten Beruf des Mannes unterhalten. Freytag hatte seinem militärischen Selbstgefühl entgegengesetzt, daß die höchste Kraft des Soldaten sich nur in den Wochen bewähren könne, in denen die bürgerliche Gesellschaft nicht in normalen Verhältnissen lebe, und St. hatte dem entgegnet, daß die Zeit des Friedens auch dem Soldaten die Periode sei, wo er still säe, was auf den Schlachtfeldern geerntet werde. Schon im J. 1866 hatte er, wie er in einem Briefe in den „Grenzboten" darlegt, das Wonnegefühl der Ernte gehabt. „Durch unser Herz ziehen die größten Empfindungen, welche einem Menschen vergönnt sind", schrieb er damals. Aber im J. 1866 stand er selbst noch in zweiter Linie. In den drei Wochen vom 27. November bis 19. December 1870 brachte er nun die reichste Ernte seines eigenen Lebens in die Scheuern, indem er selbst in den Gang der Weltgeschichte eingriff. Das größte Verdienst um die Herbeiführung der so enorm wichtigen Entscheidung, daß die Versuche, Paris zu entsetzen, schließlich fehlschlugen und der namhafteste General der französischen Republik, Chanzy, den deutschen Waffen erlag, hat zweifellos der Generallieutenant Albrecht v. Stosch gehabt, dem es vornehmlich zu danken war, daß die Schlachten von Loigny-Poupry am 2. December und von Beaugency-Cravant am 8.—10. December geschlagen und gewonnen wurden. Die Schlacht von Loigny-Poupry war der größte Sieg, den die deutschen Heere im Feldzuge von 1870 in freiem Felde über die französische Republik errangen. Es stritten dort die 17. Division (Mecklenburger und Hanseaten unter Generallieutenant v. Treskow), die 22. Division (Thüringer und Hessen unter General v. Wittich) und das 1. bairische Armeecorps unter General v. d. Tann sowie zwei Cavalleriedivisionen, darunter die des Prinzen Albrecht Vater, im ganzen ungefähr 34 200 Deutsche gegen 87 000 Franzosen. Bei diesen wurden 18 000 außer Gefecht gesetzt, während die Deutschen einen Verlust von 4200 Mann zu verzeichnen hatten. Die strategische Wirkung dieses Sieges der Armeeabtheilung unter dem Großherzog war die Thatsache, daß die in die Defensive verfallene II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl wieder zur Offensive fortgerissen und Orleans zurückerobert wurde. Die Armeeabtheilung zog noch in der Nacht vom 4. zum 5. December ohne Wissen des Prinzen Friedrich Karl in Orleans ein. In der darauf folgenden Schlacht von Beaugency-Cravant leistete St. nach dem Urtheil eines Militärhistorikers vielleicht das Größte mit den unzureichendsten Mitteln in der ganzen neueren Kriegsgeschichte, indem er mit den Truppen der Armeeabtheilung, denen noch auf Stosch's dringende Vorstellungen die 25. Division zur Unterstützung nachgeschickt wurde, einen an Zahl etwa dreifach überlegenen Feind schlug. In den dreitägigen Kämpfen wurde die Loire-Armee Chanzy's so gut wie zersprengt. Stosch's Aufgabe war damit gelöst, die Pariser Cernirungsarmee gerettet und die Belagerung der Hauptstadt konnte ihren ruhigen Fortgang nehmen.

Nie hatte St. so Gelegenheit gehabt, die unschätzbare Eigenschaft, die ihm eignete, zu offenbaren: daß er in kritischer Lage nicht im Entschluß gelähmt wurde, sondern dann gerade die Dinge am klarsten beurtheilte und am schnellsten zu handeln wußte. Seine Errungenschaft trat um so mehr in die Erscheinung, als schon vor ihm einer der befähigtsten Generalstabsofficiere, der Oberst v. Krenski, in das Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg geschickt war, um diesem in seinen Verlegenheiten beizustehen. Krenski hatte aber nicht zu helfen

vermocht, sondern die Situation eher noch verschlimmert. Sowie St. erschien, kam Sicherheit in die Operationen, die sich bis dahin durch ihre „Quecksilbrigkeit“ ausgezeichnet hatten. Mit wahrem Glücksgefühl ging er an die Lösung der ihm gewiesenen Aufgabe. „Ich kann gar nicht sagen, wie dankbar ich dem lieben Gott bin, daß er mich zur Truppe zurückgeführt hat“, meldete er gleich in den ersten Tagen nach Hause. Er formirte zunächst das Hauptquartier des Großherzogs, brachte alsdann nicht nur sofort Leben in die Operationen der Armeeabtheilung, obwohl er deren Officiere durch das Kreuz- und Quermarschiren niedergedrückt und die Truppen ermüdet gefunden hatte, sondern er belebte auch die überhaupt wenig starke, jetzt aber besonders tief gesunkene Entschlußkraft des Prinzen Friedrich Karl. Aber es war ein saures Stück Pensum, das er überwinden mußte. Der von Gambetta entfesselte Volkskrieg stellte doch ganz ungewöhnliche Anforderungen an die Gefechtsbereitschaft von Führern und Mannschaften. Nach der Entscheidung schrieb St. den Seinen: „Wir haben härteste Tagelöhnerarbeit geleistet; denn die Franzosen entwickeln eine große Zähigkeit des Widerstandes und werden von Chanzy merkwürdig gut geführt. Die Baiern konnten positiv nicht mehr, und auch der Großherzog fing an, genug zu haben.“ Wie er an Gustav Freytag erzählt hat, sah er in diesen Tagen wohl zuweilen nach der Wintersonne und sehnte den Abend herbei, weil ihm keine Reserven mehr zur Verfügung standen. Am 12. December schrieb er das inhaltsschwere, sein Wesen bezeichnende Wort: „Wir waren Sieger, nur weil wir es sein wollten.“ Der Großherzog von Mecklenburg hatte ihn mit gemischten, ja wohl mit bedrückten Gefühlen empfangen und war manchmal nur schwer an das gegangen, was ihm St. gerathen hatte. Es mußte diesem daher eine schöne Genugthuung bereiten, als der Fürst ihm am Schlusse der Operationen hochherzig die Hand schüttelte und sagte: „Sie haben doch recht gehabt.“

Die glänzendste Genugthuung für St. war es, als ihn der wortkarge Moltke bei seiner Rückkehr nach Versailles am 21. December mit den Worten empfing: „Wir haben Ihre energische Hand gespürt.“ So lautete der Dank des Strategen nach Stosch's eigener Mittheilung. Nach der Angabe eines anderen Zeugen, des Oberstlieutenants v. Verdy, hat Moltke gesagt: „Wir haben Ihre starke Hand stets durchgefühlt.“ Nach der Angabe eines Militärhistorikers, vermuthlich Fritz Hoenig's, lautete die Wendung: „Wir haben Ihren starken Arm herausgefühlt. Ihnen verdanken wir die Entscheidung an der Loire.“ Man sieht, die Anerkennung des Feldmarschalls hat sich den Hörern eingeprägt, und das ist natürlich; denn sie wog centnerschwer. St. selbst äußerte voller Frohgefühl: „Ich gehe doch als Soldat und nicht ohne Anerkennung aus dem Feldzuge hervor, und dafür bin ich dem lieben Gott dankbar.“ In der Heimath erfuhren es allerdings nur die wenigsten, daß er die Seele in jenen entscheidungsschweren Kämpfen an der Loire gewesen war.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse vor Paris wegen der Beschießungsfrage aufs höchste zugespitzt. St. selbst hatte bei der Ankunft vor Paris wie Andere geglaubt, daß die Weltstadt ohne Kampf genommen werden könnte. Nach wenigen Tagen dachte er, man müsse es auf einen Sturm ankommen lassen. Ende October packte ihn die Ungeduld darüber, daß noch nicht geschossen wurde. Von der Loire zurückgekehrt, sah er, daß die Angelegenheit der Beschießung noch nicht vom Flecke gekommen war. Er übte nach seiner Art eine schonungslose Kritik an dieser Saumseligkeit: „Wir haben zu lange getrödelt und Paris ist langsam an unserer Schwäche gewachsen. Wo unsere Einschließung Energie zeigt, das ist unter dem thätigen Kronprinzen von

Sachsen; hier war Blumenthal bisher jedem Vorgehen hinderlich.“ Schon bei seinem Besuche der Hauptstadt von Frankreich im J. 1865 war er bei Besichtigung der Fortlinien von Paris zu der Ansicht gelangt, daß die Front von St. Denis am leichtesten angegriffen werden könne. Jedenfalls schloß er sich sofort aufs eifrigste der Schießerpartei an. Bei dem Herannahen der Capitulation und des Waffenstillstandes gab es für ihn wieder gewaltig zu thun. Dabei fehlte es denn auch nicht an neuen Conflicten mit Bismarck, den St. in der Zeit der größten Reibungen im Hauptquartier möglichst bei guter Laune zu erhalten gesucht hatte. Um dem Ausbruch einer Hungersnoth bei Uebergabe der Weltstadt vorzubeugen, stellte St. große Vorräthe von Lebensmitteln bereit, mit denen die Pariser versorgt werden sollten. Darüber gerieth Bismarck, dem Jules Favre die Verproviantirung der Stadt als nicht dringlich dargestellt hatte, in Zorn, weil so ein großer Theil der Wagen nicht für den Munitionstransport im deutschen Heere verfügbar war. Die Vorkehrungen Stosch's erwiesen sich jedoch nachher als zweckmäßig, da Bismarck sich selbst veranlaßt sah, St. um eilige Verproviantirung der Pariser zu ersuchen. Durch Stosch's Hand ging die Zahlung der Pariser Capitulationsgelder. Er schloß dann auch den Vertrag über die Verpflegung der deutschen Occupationsarmee mit der französischen Regierung ab. Ueber diesen kam es wieder zu einer Meinungsverschiedenheit mit dem Bundeskanzler, bei der Stosch's Ansicht durch Entscheidung des Königs durchging. Nach Stosch's Angabe hat Bismarck ihm das nie vergessen.

Neben den rein patriotischen Empfindungen regten sich besonders seit den Kämpfen an der Loire in ihm aufs neue die egoistischen Gedanken. Gleich nach der Rückkehr nach Versailles meinte er, die Episode seiner Feldherrnthätigkeit wäre für seine Stellung von „colossaler Bedeutung“. Dann beschäftigte ihn der Gedanke, daß er in die Lage kommen würde, „in politische Angelegenheiten mit einzugreifen“, und freute sich, daß durch die längere Dauer des Kriegs ein Kriegsjahr mehr in Rechnung käme, was ihm für solche späteren Möglichkeiten von Vortheil sein würde. Als bei den Verhandlungen über die Kaiserfrage der Kronprinz vermittelnd eintrat, fiel ein Theil der Sorge auf ihn. „Ich bin gezwungen, den Sachen selbst näher zu treten. Kurz, ich schwimme oben. Die Welt plagt sich schon wieder mit dem Gedanken, mich zum Minister zu machen“, schrieb er am 15. Januar, und am 22. Januar heißt es in seinen Briefen: „Der Generalintendant ist zu einer sehr gesuchten Person geworden, der überall gestreichelt wird, und heut sogar bei Bismarck ißt.“ Stark beschäftigte ihn der Gedanke, ob ihm eine Dotation zufallen würde. Nach vielem Hin-und-her war er so glücklich, sich eine zu verschaffen. Bei Beginn des Waffenstillstands suchte er sich auf jede Weise die Stelle eines Generalgouverneurs des Elsaß zu besorgen, hatte hiermit aber keinen Erfolg. Mit einiger Ungenirtheit scheint er sich auch an dem „Retten und Rollen“ französischer Kunstwerke aus zerstörten Schlössern betheiligt zu haben. Als Gustav Freytag gegen die von vielen deutschen Officieren geübte Praxis, die vielleicht doch nicht so zweifelsfrei war, als sie und mit ihnen St. aufrichtig meinten, in den „Grenzboten“ seine Stimme erhob, schrieb St. ironisch: „Ich habe reuig an mein Herz geschlagen und Freytag geantwortet, daß auch ich Beute nach Hause gesandt habe.“ Anfang März trat der Kronprinz wieder mit dem Ersuchen an ihn heran, er möchte sich nach dem Kriege zu seiner Person versetzen lassen. Dringend und wiederholt bat St., ihn nicht in den Hofdienst zu ziehen, wo er sich verbrauchen würde; man solle ihn lieber an einer einflußreichen Stelle auf dem Laufenden der Ereignisse

lassen, dort wäre er nützlicher. Aus dem Gedanken des Kronprinzen wurde nichts.

Mitte März 1871 war St. wieder in der Heimath. Der Brief, den er unter dem 19. aus Berlin über die Heimkehr an Freytag richtete und der zu den schönsten gehört, die St. geschrieben hat, wurde von dem treuen litterarischen Freunde, den St. auch in der Folge vielfach mit militärisch-politischem Material versah, im „Neuen Reich“ veröffentlicht. In Berlin befahl ihn eines Tages der Kaiser in sein Palais und erschloß ihm als dem Vertrauten seines Sohnes sein besorgtes Herz: „Mein Leben geht zu Ende, und es macht mir Sorge, daß mein Sohn der heutigen Regierung so fern steht und gar nicht recht für den Thron vorbereitet ist. Ich fürchte, daß er mit der Regierung des Bestehenden beginnt.“ Im Folgenden drückte er dem General den Wunsch aus, zu veranlassen, daß der Kronprinz sich an den Sitzungen des Ministeriums betheilige. St. versuchte in diesem Sinne auf den Thronfolger einzuwirken, aber vergeblich; und St. konnte ihm nicht ganz Unrecht geben, da es zweifelhaft war, ob der Kronprinz angesichts der beherrschenden Stellung des Reichskanzlers in jenen Ministerialsitzungen irgendwelche Geltung erlangt haben würde. Soviel aber setzte er durch, daß der hohe Herr sich fortan alle staatsministeriellen Arbeiten, Abstimmungen der Minister und die Protokolle über deren Sitzungen zugehen ließ. Dadurch besserte sich die Stellung Friedrich Wilhelm's zu seinem Vater erheblich.

Obwohl St. glaubte, durch seinen Vertrag mit der französischen Regierung glänzend für die Verpflegung der in Frankreich verbleibenden deutschen Occupationsarmee gesorgt zu haben — und in der That bezogen die deutschen Officiere dank seiner Abmachungen Tagegelder, die ganz ungewöhnlich hoch bemessen waren und den Empfängern Gelegenheit gaben, erhebliche Ersparnisse zu machen —, gab es doch mancherlei Klagen über mangelhafte Versorgung. Ob dabei thatsächlich Massen verdorbenen Specks, der ursprünglich, als er noch frisch war, von den Parisern bei der Capitulation zurückgewiesen wurde, eine Rolle spielten, wie Bismarck erzählt, läßt sich nicht übersehen. Alle diese Dinge werden ja vielleicht noch später einmal actenmäßig ergründet werden können. Zur Abstellung der Klagen wurde St. im Mai 1871 angewiesen, die occupirten Provinzen zu bereisen und nach dem Rechten zu sehen. Nach vierzehn Tagen kehrte er über Karlsruhe, wo er eine längere, anscheinend wichtige Unterredung mit der Großherzogin von Baden hatte, zurück, um an den Einzugsfeierlichkeiten in Berlin theilzunehmen. Wenige Tage darauf erhielt er ein ehrenvolles Commando, indem er dem Befehlshaber der Occupationsarmee, dem General Edwin v. Manteuffel, als Chef des Stabes zugetheilt wurde. Für die demnächst zu erwartende Zeit der Beurlaubung Manteuffel's sollte er die Vertretung übernehmen. Ihn reizte außer der großen Stellung, die ihm das Commando über eine Armee von 150 000 Mann verlieh, auch die politische Rolle, die er dabei zu spielen hatte. Vor seinem Abgang erfuhr er noch, daß der Kronprinz und Bismarck die Idee verfolgten, ihn zum Marineminister zu machen. Als er sich beim Kaiser abmeldete, erwies sich dieser außerordentlich gnädig. Wohl in Erinnerung an die St. von dem General v. Schack ausgestellte Conduite äußerte er zu ihm: „Warum sind Sie auch für alle Sättel gerecht und können überall Gastrollen geben?“ Triumphirend meldete der so Geehrte seiner Frau: „Also die Zukunft lacht.“ Als er den greisen Herrn wenige Tage darauf abermals in Ems begrüßte, fand er ihn merkwürdig angegriffen. „Mein Eindruck ist, daß er rasch seinem Ende entgegengeht“, schrieb er an Freytag, „und Sie mögen ermessen, welch eine Menge von Reflectionen diese Verhältnisse in mir wachgerufen haben.“ Augenscheinlich

glaubte er sich jetzt dem Ziel seiner Wünsche sehr nahe. Doch verhehlte er sich nicht, daß der Zeitpunkt noch etwas verfrüht gewesen wäre. „Noch ist die Person des Kaisers das wichtigste Moment für die Constituirung Deutschlands. Wir können ihn mit der ruhigen Würde seines Alters noch nicht entbehren." Und auch den Kronprinzen hielt er noch für zu wenig eingearbeitet.

Am 22. Juli traf er in Compiègne ein, wo Manteuffel im Schlosse Quartier hatte. Eine ungemein interessante Episode seines Lebens begann nun. Eben noch hatte er unter Moltke und als Chef des Stabes des Großherzogs von Mecklenburg wenigstens nominell eine zweite Stellung eingenommen. Jetzt erklärte er gleich: „Es würde mir sehr schwer werden, auf die Dauer im täglichen Geschäft von einem Vorgesetzten abhängig zu werden." Er hoffte daher bald an Manteuffel's Stelle allein die Geschäfte zu führen. Kommt bei dieser Erwägung die Herrschernatur Edwin Manteuffel's in Betracht, mit der auszukommen nicht leicht war, so läßt jenes Wort doch auch erkennen, wie erheblich das Selbstgefühl Stosch's gewachsen war. Seit seinen Errungenschaften von 1870 war er in der That kaum noch anders zu verwenden, als an einer leitenden Stelle. Zwar gab er sich alle Mühe, mit dem geistreichen Poseur, der ihm vorgesetzt war, auszukommen, und es ist eine reizende kleine Begebenheit, daß St. das „Neue Reich" und Freytag benutzte, um Manteuffel gegen Angriffe der Presse in Schutz zu nehmen. Er fand in Manteuffel einen Vorgesetzten, der ihm gewachsen war. „Eins ist mir klar", schrieb er sehr bald, „ich muß auf meiner Hut sein, damit Manteuffel mich nicht ‚über den Löffel barbiert'. Er hat eine merkwürdige Art, einem seine Ideen für den Augenblick plausibel zu machen." Bald begriff St., daß der Verkehr mit Manteuffel ihm recht nützlich war. Er bekannte, viel von ihm zu lernen: „Ich fange an, auf den künstlichen Wegen der Politik heimisch zu werden." Natürlich dauerte es nicht lange, da geriethen die beiden eigenwilligen Männer aneinander. „Ich schwieg noch gerade im rechten Augenblick", meldete St. seiner Gattin. Am 14. September wurde das Hauptquartier von Compiègne nach Nancy verlegt und gleich darauf ging Manteuffel auf Urlaub. St. hauste nun „im ganzen Komfort eines kaiserlich-französischen Marschalls". Heiterkeit verursachte es ihm, als er von den Freunden erfuhr, daß sie seinen Umgang mit dem Reactionär Manteuffel als unheilvoll für ihn ansahen. Bei Beobachtung der Bismarck'schen Taktik Manteuffel gegenüber empfand er einen wahren Hochgenuß. Während der ganzen Kriegszeit war er stets voller Bewunderung für den Kanzler gewesen, ebenso auch für Moltke. Gelegentlich heißt es in einem seiner Briefe über die Beiden (24. Jan. 1871): „Tadellos in ihrer specifischen Größe bleiben mir allein Moltke und Bismarck." Jetzt brach die Bewunderung für den genialen Diplomaten, gegen den St. doch schon recht viel persönlichen Groll angesammelt hatte, wieder mit voller Ursprünglichkeit durch: „Uebrigens habe ich ihn [Bismarck] im Kampf noch höher schätzen gelernt, und man muß die Sicherheit seiner Handlungsweise bewundern. Er manövrirt zum Entzücken schön und von langer Hand mit großen Gesichtpunkten." Viel Zeit kostete ihm die Geschäftsführung nicht, seitdem Manteuffel fort war. Er fand dadurch Muße zum Lesen und beschäftigte sich u. a. mit Hartmann's „Philosophie des Unbewußten". „Ich calculire dabei das Unbewußte in der Kriegführung", schrieb er darüber.

Mittlerweile rückte seine Ernennung zum Marineminister heran. Es liegen einige Anhaltspunkte dafür vor, daß das Interesse und das offene Auge, das er zu verschiedenen Malen, so u. a. noch bei der Reise nach Aegypten, für die Marine gezeigt hatte, mitbestimmend dabei eingewirkt hat, um die

Wahl bei Besetzung dieses Postens auf ihn zu lenken. Besonders war es der Kronprinz, der dadurch auf ihn verfiel. Hatte St. ihm doch auch nach jener Reise nach Aegypten in einer Denkschrift seine Ansichten über die maritime Wehrmacht dargelegt. Entscheidend war bei dieser Ernennung aber doch sicherlich die oft hervorgetretene ungewöhnliche Verwendbarkeit Stosch's in jeder Lage, die zuerst General v. Schack betont hatte. Die erst in den Anfängen stehende deutsche Marine hatte damals noch keine Kraft größeren Stiles von der nöthigen umfassenden militärischen und allgemeinen Bildung aufzuweisen, die an die Spitze gestellt werden konnte. Außerdem mußte es der Regierung erwünscht sein, eine besonders energische Persönlichkeit zu gewinnen, die im Stande war, der Marine den Geist des Staatsganzen einzuhauchen und sie aus ihren unfertigen Zuständen schnell herauszuarbeiten. Stosch's Wahl für den Posten war ohne Frage ein genialer Griff.

Zwar wollte St. — und das ist verständlich —, als es mit der Ernennung Ernst wurde, nicht gern heran. „Für das Marineministerium kann ich mich noch gar nicht erwärmen; es ist ein so sehr fremdes Fahrwasser“, schrieb er am 7. October. Mitte October war es aber bestimmt, daß er den Posten erhielte. Allmählich hatte er sich vertrauter mit dem Gedanken daran gemacht. Am 19. October schrieb er aus Nancy: „Man verhandelt nur noch, wie weit meine Stellung selbständig werden soll, und das hat seine Schwierigkeiten, weil wir im Reich keinen verantwortlichen Minister neben dem Reichskanzler haben. Eigentlich würde das mit meinen Wünschen übereinstimmen, denn ich mag keine verantwortliche Stellung unter Bismarck's Herrschaft, wo man doch nur nach seiner Pfeife tanzt und der Begriff Verantwortlichkeit ganz hinfällig wird.“ Man sieht, seine hochfliegenden Hoffnungen von früher waren etwas herabgestimmt, da er sah, daß Bismarck's Stellung einstweilen noch unverrückbar fest war. „Im übrigen“, so fügte er aber jenen Auslassungen selbstbewußt hinzu, „will ich mir meine Stellung schon machen“. Gleich darauf schwankte er wieder, ob er annehmen sollte. Wenn er sich schließlich doch dazu entschloß, so geschah es, weil den energischen Mann wieder gerade die Schwierigkeit der Aufgabe reizte. Das geht aus Aeußerungen zu G. Freytag hervor: „Es ist ein schönes Ding, von Grund auf und zielbewußt schaffen zu können; ich fühle, daß ich noch ein paar Jahre der Leistung vor mir habe, und so will ich gern mir in diesen die Ruhe verdienen, um dann in schöner warmer Gegend das dolce far niente zu genießen.“ Am 26. October 1871 wurde er zur Disposition des Kriegsministers gestellt, der die Anweisung erhielt, ihn in die Geschäfte einzuführen. Am 30. October brach er von Nancy auf, um sich seiner neuen Mission zu widmen.

Seine künftige Stellung wurde so geregelt, daß er Staatsminister werden sollte mit Sitz, aber nicht Stimme im Staatsministerium, den Oberbefehl über die Marine nach den Anordnungen des Kaisers, die Verwaltung aber unter der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers führen sollte. Gern hätte er eine unabhängige Position erhalten; aber er sagte sich: „Nach der Reichsverfassung ist nicht viel anderes daraus zu machen, und ich bin zufrieden in der Hoffnung, Bismarck, mit dem ich auf politischem Gebiet nicht kollidiren kann, wird mich in meinem Ressort möglichst ungeschoren lassen.“ Er bereiste Kiel und Wilhelmshaven incognito, um sich die dortigen Marineetablissements anzusehen; Stationschef und Marinewerftdirector waren natürlich ins Geheimniß gezogen. Sodann vertiefte er sich in die Kriegsacten der Admiralität. „Man kommt sich vor wie ein Schuljunge“ schrieb er an Freytag, „aber es muß sein und wird auch Früchte tragen, ich kann doch dann vom ersten Augenblick an mit einiger Sicherheit auftreten.“ Noch steckte in ihm eine tüchtige Portion

Streitlust. „Ich kämpfe", erklärte er Anfang December, „so lange ich ein Amt habe, gehe aber, wenn meine Kräfte verbraucht sind und die Leute sich nicht mehr vor mir fürchten". Am 31. December 1871 trat er dann seine Stelle unter Ernennung zum Chef der Admiralität an.

Er ergriff die Zügel in der ihm unterstellten Verwaltung mit der ihm eigenen ungewöhnlichen Energie. Seine Untergebenen mußten scharf heran und „kurze Denkschriften zu seiner Information" liefern. Immer war sein Auge auf das Wesentliche gerichtet und immer wußte er die einfachsten Mittel zu finden, die zum Ziele führten. Vor dem Reichstage hat er einmal ein Wort ausgesprochen (13. September 1878), das ihn so recht charakterisirt, zumal da er es einer parlamentarischen Versammlung ins Gesicht sagte: „Wer je fest etwas gewollt hat, wird mir zugeben, daß in seinen Handlungen durch Majoritäten sich bestimmen zu lassen die sicherste Garantie ist, überhaupt nicht zu handeln." Schon Ausgang Januar 1872 war eine neue Geschäftsordnung für die Centralbehörde hergestellt. Sie wurde in eine militärische, eine technische und eine Oekonomieabtheilung zerlegt, zu denen das Auditoriat und das hydrographische Bureau traten. Am 1. Februar 1872 brachte er aus einem Vortrage beim Kaiser die Bestimmung mit, daß sich die Marine in Zukunft „Kaiserlich" statt „Königlich" zu nennen habe. Eine erste größere Arbeit widmete er dem Entwurf einer Dienstanweisung für das von ihm neu geschaffene hydrographische Bureau, für das er eine besondere Vorliebe an den Tag legte. Die Grundlage für seine ganze Wirksamkeit als Chef der deutschen Marine wurde bald ein Flottengründungsplan. Unter dem 9. November 1867 war bereits einmal ein solcher vorgelegt worden. Ueber seine Ausführung wurde zu Anfang des Jahres 1872 in einer Denkschrift, an deren Ausarbeitung St. noch nicht wesentlich mitgewirkt hatte, berichtet. Jener Plan war durch die Ereignisse völlig überholt und ganz veraltet. St. selbst ging nun an die Ausführung eines neuen. Dieser ist in einer eigenhändig von ihm herrührenden „Denkschrift betr. die Entwickelung der Kaiserlichen Marine und die sich daraus ergebenden materiellen und finanziellen Forderungen" enthalten.

Diese umfassende Denkschrift legte St. am 5. November 1872 dem Reichstage vor (im Druck weicht sie etwas ab von seiner eigenen Niederschrift). Er führte darin zur Begründung eines neuen Flottenplans aus, daß der deutsche Seehandel außerordentlich an Bedeutung zugenommen habe, daß ferner die Machtentwicklung des deutschen Reiches die im Auslande lebenden Deutschen wieder zu Deutschen gemacht habe: „sowohl diejenigen Deutschen, welche den heimathlichen Verband auf auswärtigen Handelsniederlassungen erhalten haben, sowie die ganz ausgewanderten Deutschen suchen eine Anlehnung an das Deutsche Reich in einer Ausdehnung, wie sie 1867 nicht vorherzusehen war." „Wenn an den Westküsten Südamerikas eine der vielen Revolutionen zerstörend in das tägliche Leben eingreift, wundern sich die in jedem Ort dort lebenden zahlreichen Deutschen, daß das mächtige Vaterland ihnen nicht schützend zur Seite steht. Kurz, Deutschland, das früher im eigensten Lande nicht zu finden war, zeigt sich jetzt in allen Gegenden, ja man könnte sagen in allen Winkeln der Erde, und will sich geltend machen als in das Leben dieser Welt überall mächtig eingreifend. Daß dieses Sichregen der Deutschen an allen Ecken und Enden den Widerstand bei allen den Elementen erweckt, welche bis dahin die unbedingten Herren waren, bedarf wohl nur der Andeutung." Daraus ergäbe sich die Forderung, daß mehr zum Schutz und zur Vertretung des Seehandels auf den Meeren geschehen müsse, als 1867 verlangt worden wäre. Zur Erfüllung der zweiten, schon

1867 aufgestellten Forderung, „Vertheidigung der vaterländischen Küsten“, müsse noch sehr viel geschehen. Diese Küstenvertheidigung könne so lange nicht geführt werden, als nicht ein Nordostseecanal gestatte, die Schiffe auf einer inneren Linie zu bewegen, ohne die von den Dänen beherrschten Wasserstraßen zu passiren. Drittens gälte es zur Erfüllung der auch schon 1867 gestellten Forderung der Entwicklung des eigenen Offensivvermögens, wesentlich größere Mittel, als früher vorgesehen, flüssig zu machen. Allerdings habe die deutsche Flotte nicht die Aufgabe, gegen die großen europäischen Staaten offensiv zu verfahren, „sondern sie soll nur dahin unsere Macht tragen, wo wir kleinere Interessen zu vertreten haben und wo wir die eigentliche Macht unseres Staats, die Landmacht, nicht anders hinbringen können. Wir müssen die Mittel haben, schützend auftreten zu können, wo unsere deutschen Interessen unmotivirt verletzt worden sind, wie dies in denjenigen Staaten so leicht geschieht, wo die Leidenschaften des Einzelnen größer sind, als die Macht und die Vernunft des Staates“. Er bezeichnete nun eine Anzahl Aufgaben, die es zu lösen gälte, und verlangte fast 73 Millionen Thaler, d. h. Mehrkosten gegen den Flottengründungsplan von 1867 in Höhe von über 63 Millionen Thaler. Im wesentlichen war es ein Schiffsbauplan. Es wurden viel mehr Panzerschiffe und vor allem Torpedofahrzeuge, die 1867 gar nicht gefordert waren, verlangt. Der Plan fand die Genehmigung des Reichstags, und nach ihm ist in den nächsten zehn Jahren verfahren worden. Zu seiner Durchführung wurden u. a. 18 Millionen Thaler aus der französischen Kriegsentschädigung entnommen.

Ein Merkmal der Verwaltung Stosch's ist die Thatsache, daß er allmählich den ganzen Schiffsbau vom Auslande unabhängig machte und nur deutsche Werften beschäftigte. Als er sein Amt antrat, wurde bei dem unentwickelten Stande der deutschen Industrie ein wesentlicher Theil der Schiffe noch im Auslande hergestellt. In erster Linie wurde von St. die Weserwerft in Bremen, ferner der Stettiner „Vulkan“, später die „Germania“ in Kiel, die Reiherstieg-Werft in Hamburg und Schichau in Danzig berücksichtigt. Um die Panzerplatten nicht mehr aus England beziehen zum müssen, bestimmte St. den Besitzer der Dillinger Hüttenwerke, den späteren Freiherrn v. Stumm, zu Versuchen zwecks Herstellung solcher Panzerplatten. Dillingen zahlte jahrelang Lehrgeld, ehe es mit den englischen Plattenwerken wetteifern konnte. Aber im J. 1877 gelangen die Versuche endlich vollständig nach Wunsch.

Auf den höchsten Standpunkt ist unter St. das Torpedo- und Minenwesen gebracht. Sein Nachfolger, General v. Caprivi, durfte in dieser Beziehung mit Recht sagen, daß es zur Zeit nichts Besseres gäbe. Erst wurden die Torpedofahrzeuge bei dem Erfinder Whitehead in Fiume hergestellt. Allmählich aber bewirkte es St., daß die deutsche Firma Schwartzkopff die Torpedos für die deutsche Marine lieferte. Im J. 1879 wurden die ersten Schießversuche angestellt, am 14. Juli 1880 führte St. die Waffe dem Kronprinzen vor, dabei diente der Veteran der deutschen Flotte, „Barbarossa“, als Ziel. Noch war St. damals nicht befriedigt; das war erst der Fall am 17. September des nächsten Jahres, als er vor dem Kaiser den Torpedoschuß abgab. Noch wichtiger wie die große Entwicklung der unterseeischen Angriffswaffe war unter Stosch's Verwaltung aber die Herstellung von vier Ausfallscorvetten der „Sachsen“-Classe. Von Bedeutung waren auch die großen Hafenbauten, die unter seiner Verwaltung vorgenommen wurden. Im Flottengründungsplan sah St. nur zwei auswärtige Stationen vor, in Ostasien und Westindien. Die Entwicklung brachte es mit sich, daß er auch in Westamerika, in Australien und im Mittel-

meer Stationen errichten mußte. Eine große Schöpfung war ferner das 1878 in Gebrauch genommene Marinelazareth in Yokohama.

Ein gewaltiges Arbeitsgebiet erwuchs St. in der Regelung der Beamtenverhältnisse. Zunächst ging er an eine Reform des Ingenieurcorps, das er gesellschaftlich zu heben suchte. Das Officiersmaterial war stark durchsetzt mit Seeleuten aus der Handelsmarine, bei denen das seemännische Wesen und die militärische Auffassung im Widerstreit lagen und der auf geringerer Disciplin beruhende Seemannston nur zu oft das Herrschende war. Um hier Abhülfe zu schaffen, gründete St. die Marineakademie, die bereits am 5. März 1872 ins Leben trat. Er traf dann Neuerungen in der Heranbildung des Officiersersatzes. Es wurde die zweijährige Auslandsreise auf dem Kadettenschulschiff eingeführt. Auf großen Widerstand bei der Marine stieß er, als er zur Schaffung von Mannschaftsersatz die Einstellung auch nicht seemännischer Freiwilliger anordnete bei Uebernahme vierjährigen Frontdienstes. Er führte die Neuerung jedoch durch. Noch mehr Widerstand fand er bei seinen Untergebenen bei seinen zahlreichen Versuchen, die militärischen Anschauungen auf die Marine zu übertragen. Er unternahm das mit einer gewissen Ostentation. Als er bei seinem Amtsantritt über eine Instruction für einen Schiffscommandanten ein Gutachten erhielt, kritisirte er es mit den Worten: „In dem Urtheil steckt nicht die Spur eines Soldaten“, es „fehlt jede soldatische Anschauung“. Im April 1874 entwarf er eine Dienstanweisung zur Regelung des Geschwaderdienstes, die lediglich vom Gesichtspunkte der militärischen Disciplin eingegeben war. Dabei war besonders charakteristisch das Begleitwort, das er ihr mitgab: „Ich habe in der Anlage flüchtig zusammengeschrieben, wie nach meiner Ansicht die Instruction für den Geschwaderchef zusammenzustellen und abzufassen ist. Ich wünsche, daß hiernach ein Concept bearbeitet wird und dem betreffenden Decernenten zur baldigen Correvision zugeht, wonach es dann zu vervollständigen und mir zur Genehmigung vorzulegen ist. Ich bemerke, daß mein Concept sachlich durchaus festzuhalten ist, ich stelle nur Vervollständigung, sachliche Ordnung der Materie und Correctur des Stils sowie der technischen Ausdrücke und Anschauungen anheim.“ Diese Dienstanweisung erregte bei den Seeofficieren das stärkste Befremden. Eine daran geübte Kritik wies St. aber gelegentlich scharf zurück, und die Dienstanweisung erhielt am 15. Februar 1876 die kaiserliche Sanction. Als er einmal nicht verstanden war, bemerkte er kalt: „In diesen militärischen Dingen spreche ich natürlich eine andere Sprache, als die Herren, welche in der Marine groß geworden sind.“ Stark betheiligt war St. ferner an der Ausarbeitung einer Seetaktikordnung, die am 29. Februar 1876 vom Kaiser genehmigt wurde. Nur unter großen Reibungen vollzog sich die Reform der Intendantur, bei der St. thatsächlich zu sehr an dem Armeemuster festgehalten zu haben scheint. Bei diesem Reformwerk gerieth er auch mit dem Reichskanzler in Conflict. Sein Grundgedanke bei der Ausbildung der Marine, wie überhaupt ein Grundgedanke seines Lebens war es, die Verantwortungsfreudigkeit des Einzelnen zu heben. „Die Lust, Verantwortung zu übernehmen, welche als die erste militärische Tugend angesehen werden muß, darf durch Instructionen nicht getötet werden“, hat er einmal gesagt.

Ein Feld, auf dem St. ständig Reibungen mit dem Reichskanzler hatte, war der auswärtige Dienst. Dem Fürsten Bismarck trieb die Marineverwaltung lange nicht genug Seefahrt, und St. sah sich gezwungen, immer wieder zu hemmen, weil die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel zu geringfügig waren, um den Wünschen des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik nachzukommen. So bei Gelegenheit der Ermordung des Hauptmanns Schmidt

durch Carlisten im J. 1874, wo das Auswärtige Amt wollte, daß die deutsche Flagge möglichst eindrucksvoll an der spanischen Küste vertreten würde, und Entsendung eines Panzergeschwaders verlangte, während St. die Entsendung der Kanonenboote „Nautilus“ und „Albatroß“ für genügend erachtete. Er drückte dem Auswärtigen Amt den Wunsch aus, ihm „nicht den Marinetheil zu bezeichnen, welcher zu verwenden, sondern die Aufgabe, welche zu lösen sei“. Vielleicht hatte er in diesem Falle bei den mangelhaften Kräften der Marine Recht; der Kaiser ließ es bei der Entsendung der Kanonenboote bewenden. Als am 5. Mai 1876 die Consuln von Deutschland und Frankreich in Saloniki ermordet wurden, entsandten nicht nur Frankreich, sondern auch England und Italien große Geschwader, St. entfaltete jedoch anfangs nur eine geringe Macht. Ja, er verhinderte es sogar, daß der sehr bewegliche Capitän Zembsch vom „Nautilus“ in Action trat. Erst als Bismarck einen Druck ausübte, entsandte er ein größeres Geschwader, das er bald nach der ersten Beruhigung der Mohammedaner wieder zurückgezogen haben würde, wenn nicht Bismarck darauf bestanden hätte, daß einige der Panzer dablieben, die dann auch noch genug zu thun bekamen. Glatter wickelte sich die Regelung eines Zwischenfalles in Nicaragua im J. 1878 ab, bei dem St. sehr dabei war, Schiffe zu verwenden, und bei dem es durch genügende Machtentfaltung schnell gelang, die deutschen Forderungen durchzusetzen. Großentheils scheint es sich bei jenen Differenzen mit Bismarck über die Verwendung von Schiffen im Auslande um das Bestreben Stosch's gehandelt zu haben, sich nicht die Directive über seine Schiffe vom Auswärtigen Amt aus der Hand winden zu lassen, d. h. es wird ein gut Theil Eigenwilligkeit und Eigensinn dabei im Spiele gewesen sein. Bismarck spottete wohl über die Sparsamkeit, die St. bei der Verwendung von Schiffen im Auslandsdienst beobachtete — St. nannte das Haushalten mit den Kräften —: „wir haben eine Flotte, die nicht fahren kann, und dürfen deshalb keine verwundbaren Punkte in fernen Welttheilen haben“. Sicherlich verlangte der Kanzler aber zu viel von der jungen deutschen Kriegsmarine.

Eine cause célèbre allerersten Ranges, bei der Stosch's ganzes, der Marine aufgezwungenes stramm militärisches System eine schwere Niederlage erlitt, war das große Unglück, das am 30. Mai 1878 die deutsche Flotte durch den Untergang des Panzerschiffs „Großer Kurfürst“ auf der Rhede von Folkestone betraf. 256 Officiere und Mannschaften fanden dabei in den Wellen ihren Tod. Der Materialschaden betrug über 7 Millionen Mark. Das Schiff hatte ungeübte Heizer, mangelhafte Kohlen und war in jeder Weise unvorbereitet, um im Geschwader zu fahren, da eine gehörige Einübung der Mannschaften für die verschiedenen Manöverrollen nicht stattgefunden hatte. Die gerichtliche Untersuchung über die Begebenheit währte anderthalb Jahre und endete schließlich mit der Verurtheilung des Geschwaderchefs Admiral Batsch zu sechs Monaten Gefängniß, während der Capitän des Schiffes, Graf Monts, zuletzt freigesprochen wurde. In Wirklichkeit war das System Stosch's die Ursache des Unglücks. Er verlangte das Unmögliche, indem er Armeeanschauungen allzu unvermittelt auf Marineverhältnisse übertrug und z. B. schon damals verlangte, daß ein Panzerschiff 1. Classe acht Tage nach der Indienststellung seeklar sein müsse, wo doch das Schiff bei der Indienststellung völlig leer und die Mannschaften durchaus fremd waren. Die öffentliche Meinung hatte ein unbestimmtes richtiges Gefühl dafür, daß St. die Verantwortung traf. Das Wort vom „System Stosch“, das die Ueberspannung aller Kräfte im inneren Dienst bezeichnen sollte, klang ihm seitdem immer böse ins Ohr. Immer wieder mußte er im Reichstage Rede stehen über den

Untergang des „Großen Kurfürsten“. Seine kurzen und schroffen Reden befriedigten gar nicht. Zwar ignorirte er Beleidigungen in der Presse. „Ich habe gar kein Gefühl für solche Sachen“, schrieb er an den Rand eines Schriftstücks, das ihm zur Klage rieth. Aber es war nicht zu verkennen, daß dieses schwere Mißgeschick ihm die Lust und Freude an seiner Verwaltung einigermaßen raubte. „Die Pamphletisten sollten mir meine Freiheit geben, und nie will ich wieder auf der großen Bühne erscheinen“, schrieb er. Seit dem Jahre 1880 klagte er öfter über Amtsmüdigkeit.

Nebenher gingen die Conflicte mit Bismarck besonders im Reichstage. Im December 1875 kam St. in der Budgetcommission beim Marineetat einem Antrage des Abgeordneten Eugen Richter-Hagen entgegen, indem er in die Herabsetzung einer von der Regierung verlangten Forderung, für die sich der Minister Delbrück lebhaft eingesetzt hatte, einwilligte. Schwerlich war er zu dieser Concession befugt. Denn er war nicht die entscheidende Instanz bei Marineverwaltungsangelegenheiten. Wie es heißt, kam Delbrück wegen dieser Sache um seinen Abschied ein. Später, am 10. März 1877, knüpfte Bismarck daran in einer Rede vor dem Plenum an. Ihm war St. ohne Frage damals als muthmaßlicher Nebenbuhler und Vertrauter des Kronprinzen unbequem geworden. Er witterte in jener Zeit ständig in ihm das Haupt eines künftigen deutschen Ministeriums Gladstone, das sich aus liberalen und ultramontanen Elementen zusammensetzte. Namentlich in der Haltung eines Theils der damaligen nationalliberalen Partei, der sich um den Abgeordneten Heinrich Rickert gruppirte, im Culturkampfe und dessen Liirung mit St. glaubte er die Ansätze zu einer solchen liberal-katholischen Regierung zu erkennen. Jene eigenmächtige Concession Stosch's gegenüber dem Führer der Fortschrittspartei bot ihm eine Handhabe, um ihm einen wuchtigen Schlag zu versetzen und ihn womöglich aus dem Ministerium auszuschalten. Er meinte, der leichte Erfolg Richter's St. gegenüber hätte ihn überrascht. Er, der Kanzler, hätte selbst einen ähnlichen Erfolg der Marineverwaltung gegenüber in den Monaten, die der Vorlage vorausgingen, vergeblich zu erstreiten versucht. Er hätte einen monatelangen, mit vielem dialektischen Aufwande geführten Kampf gehabt, um eine höhere Forderung der Marineverwaltung bei der Reichsfinanzverwaltung (32 statt 28 Millionen) durchzusetzen, aber vergeblich. Er hätte daher zu seinem Bedauern die Forderung der Marineverwaltung nicht erfüllen können. Nachher hätte sich diese aber ganz leicht zu weiteren Abstrichen bewegen lassen. St. antwortete auf diese Bloßstellung mit seinem Abschiedsgesuch (12. März) und verlangte von Bismarck eine schriftliche Erklärung, daß er ihn nicht habe beleidigen wollen und daß seine Darstellung des Verhältnisses zwischen ihnen, dem Kanzler und dem Chef der Admiralität, keine vollkommen zutreffende gewesen sei. In einer parlamentarischen Soirée vom 17. März erzählte Bismarck das seinen Gästen und meinte, er werde diese Erklärung nicht abgeben, da er nicht gesonnen sei, in dem Streit mit St. nachzugeben. Am 25. März lehnte der Kaiser Stosch's Abschiedsgesuch ab. Darauf reichte Bismarck selbst unter dem 27. sein Entlassungsgesuch ein, das er am 2. April wiederholte. Am 7. April erging darauf das „Niemals“ des Kaisers.

Ob die Veranlassung zu dieser Kanzlerkrisis in dem Ausgang jenes Streits mit St. liegt, wie man wohl annehmen möchte, steht freilich dahin. Die „Grenzboten“, die jetzt von dem Handlanger Bismarck's Moritz Busch bedient wurden, bestritten das bestimmt, und es mag sein, daß der Ausgang der Angelegenheit nur mitwirkte, den Kanzler amtsmüde zu machen. Auch entzieht sich unserer Kenntniß, ob dieser Conflict zwischen Bismarck und St.

zusammenhängt mit dem von St. in seinen Denkwürdigkeiten erwähnten, den er in das Jahr 1876 setzt. Bei dem Conflict, dessen St. gedenkt, griff der Kanzler, nach Stosch's Angabe, auf dessen Vertrag wegen der Verpflegung der deutschen Truppen vom 11. März 1871 zurück und forderte das Reichsjustizamt auf, die Anklage gegen St. zu formuliren, weil St. durch jenen Vertrag mit Bewußtsein und gegen seine ausdrückliche Anweisung die Interessen des Reichs geschädigt hätte. „Die Anklage“, so erzählt St. weiter, „wurde nur durch den Umstand hinfällig, daß der Vertrag von Ferrières in das Frankfurter Friedensinstrument Aufnahme und somit des Kanzlers Zustimmung gefunden hatte.“

Es ist nicht verwunderlich, daß die beiden Staatsmänner nach solchen Vorgängen sich fortan mit äußerster Kühle gegenüberstanden. Wie damals schon, auch im Hinblick auf diese Dinge, Treitschke in einem Schreiben an G. Freytag hervorhob, konnte Bismarck keinen selbständigen Charakter neben sich ertragen. „Ich rathe keinem Freunde, seinen Kopf in diese Schlinge zu stecken“, schrieb der geistvolle Historiker in diesem Zusammenhange. St. aber war so unvorsichtig. Im J. 1878 sah Bismarck ganz deutlich das deutsche Ministerium Gladstone in der Bildung begriffen, und zwar meinte er, es würde sich auf den Einfluß der Kaiserin und des Hausministers v. Schleinitz sowie des kronprinzlichen Hofes stützen und man rechne dabei auf den Eintritt des Grafen Botho Eulenburg. Auch Friedenthal und Otto Camphausen sah er neben St. und Rickert darin, ebenso einige Vertreter der höfischen Ultramontanen. An eine Haltbarkeit eines aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten Ministeriums glaubte er natürlich nicht. Er meinte später, diese Frage hätten sich die Interessenten schwerlich vorgelegt. Ihr Ziel sei zunächst gewesen, ihn zu beseitigen. Daß die Combination schließlich gescheitert wäre, hätte daran gelegen, daß weder König noch Kronprinz dafür zu haben gewesen wären. Inwieweit Bismarck hierbei in irrigen Vorstellungen befangen war, läßt sich heut noch nicht erkennen. Wir tappen, gerade was diese Dinge anbelangt, vorläufig noch vollkommen im Dunkeln. Fast möchte man annehmen, daß Bismarck sich täuschte. Denn nach dem St., wie er uns in seinen Denkwürdigkeiten entgegentritt, zu urtheilen, war er nicht der Mann, der sich mit Theoretikern wie Rickert und Bunsen auf ein politisches Bündniß einlassen konnte, das auch nur einige Zeit währen sollte. Dazu war St. doch viel zu realpolitisch und praktisch, zu positiv und preußisch veranlagt. Allerdings zeigen die Denkwürdigkeiten des Generals, daß er mit dem Culturkampf und der Polenpolitik Bismarck's nicht einverstanden gewesen ist, und daß er den Katholiken gegenüber eine wohlwollende Haltung einnahm. Unbestritten waren ferner auch die Beziehungen Stosch's zu den liberalen Parlamentariern Rickert, Georg v. Bunsen und Max v. Forckenbeck. Es ist möglich, daß der Wille zur Macht beide Theile, sowohl St. wie die liberalen Parlamentarier, geneigt machte, sich untereinander Concessionen zuzugestehen, wenn sie ans Ruder gelangten. Und als zweifellos darf man wohl annehmen, daß St. gern den Platz des Reichskanzlers eingenommen hätte. Die Thatsache, daß St. seit 1872 dem Kronprinzen ständig über die Staatsministerialsitzungen Bericht zu erstatten hatte, beweist zur Genüge, daß er nach wie vor das Vertrauen des Thronfolgers besaß, und läßt annehmen, daß er dessen politische Anschauungen wesentlich beeinflußte, wenn nicht bestimmte. Auszüge aus jenen Berichten über die Ministerialsitzungen bilden den Haupttheil der bisher noch unveröffentlichten Stücke seiner Denkwürdigkeiten.

St. erschien dem Reichskanzler deswegen besonders gefährlich, weil dieser recht wohl Stosch's Begabung kannte. In seinen „Gedanken und Erinne-

rungen" hebt der so wenig zur Anerkennung neigende Fürst doch Stosch's Talente hervor. Um St. zu Falle zu bringen, hat er mehr wie eine Preßpolemik herbeigeführt; so im November 1878 in der „Kölnischen Zeitung", so im März 1880 in den „Grenzboten". Eine Stoschische Eigenmächtigkeit, wegen der er den General auch zur Rede stellte, erblickte er darin, daß dieser mit dem Auslande einen Vertrag wegen der Hebung des Panzerschiffs „Großer Kurfürst" abgeschlossen hatte, ohne den Reichskanzler hinzuzuziehen. Wie der spätere Minister Robert Bosse berichtet, wurde St., trotzdem er Staatsminister war, in jener Zeit gar nicht zu den Sitzungen des Staatsministeriums eingeladen. Die demonstrative Stellung, die St. selbst gegen Bismarck einnahm, befremdete Bosse, der sie aus der Nähe beobachten konnte, nicht wenig. Er meinte dazu: „Entweder muß er tiefer liegende, sittliche Gründe haben oder sein Verhalten ist kindischer Trotz."

Erst eine Meinungsverschiedenheit mit dem Kaiser in der Frage der Steuerfreiheit der Officiere führte schließlich den Rücktritt Stosch's vom Amte herbei. Er erfolgte am 20. März 1883 zu einem Zeitpunkt, zu dem Stosch's Flottengründungsplan so gut wie durchgeführt war. Der hohe Herr hatte sich stets sehr gnädig gesinnt gegen ihn erwiesen. Im J. 1874 hatte er ihn noch dadurch geehrt, daß er das Fort Jägersberg nach ihm benannte. Am 22. März 1875 beförderte er ihn zum General der Infanterie, am 22. September desselben Jahres stellte er ihn mit dem Range eines Admirals à la suite des Seebataillons. Am 18. Januar 1878 verlieh er ihm das Großkreuz zum Rothen Adlerorden, am 17. September 1881 den Schwarzen Adlerorden. Nur ungern trennte er sich von Stosch's Mitarbeiterschaft. Das zeigt das Schreiben, daß er St. auf dessen am 7. März eingereichtes Abschiedsgesuch zugehen ließ. „In kaum zu hoffender Weise", so bezeugte er ihm darin, hätte er „die Entwicklung der jungen Marine" gefördert. Er hätte sie „in feste Systeme und sichere Bahnen" gebracht, und „in der That Ungewöhnliches" geleistet. Kein Zweifel, daß St. seine Aufgabe als Marineminister, trotz aller Fehlgriffe und trotz einer gewissen Ueberspannung seines Systems ruhmvoll gelöst hatte. Nicht nur das Material der Flotte hatte er zeitgemäß entwickelt, er hatte auch Officieren und Mannschaft einen einheitlichen Geist einzuhauchen gewußt, den stolzen, mannhaften Preußengeist, in dem er selber lebte und webte. Seit seiner Verwaltung besteht erst eine engere bewußte Wesensgemeinschaft zwischen dem deutschen Landheer und der deutschen Marine. St. hatte sich seinem Amte mit ganzer Seele gewidmet. So wurde ihm denn das Scheiden daraus trotz allem schwer. „Nun ist mir etwas öde zu Muthe", klagte er seinem Freunde und Kameraden Hollmann. In den Listen der Marine wurde er à la suite des Seebataillons fortgeführt.

Als in der Folge die Idee der deutschen Colonisation mehr in den Vordergrund trat, da gingen ihm die damit verknüpften Fragen viel durch den Kopf. Schon im J. 1883 schrieb er das prophetische Wort nieder: „Wenn wir Colonien haben wollen, sollten wir eine Festsetzung in China ins Auge fassen. China muß an der Berührung mit Europa zerfallen." Im J. 1886 setzte er eine Denkschrift auf: „Die deutsche Marine und die Colonisation", in der er betonte, daß durch die Inangriffnahme der Colonisation eine Vergrößerung der Marine nothwendig würde. „Das sichtbare Heraustreten der deutschen Macht in die Weltsphäre", so hieß es darin, „und das Verbinden unserer Macht mit den Handelsinteressen der Deutschen in allen Welttheilen müssen unserer Marine Aufgaben stellen, denen ihre heutige Stärke nicht entspricht. Diese paßt auf den im Jahre 1873 vorgelegten Gründungsplan, aber wie klein war damals noch die deutsche Welt!" Mit Bedauern constatirte er, daß

die seemännische Bevölkerung Deutschlands zurückginge. Das dürfe aber nicht abhalten, die Kriegsmarine zu verstärken. Er schlug vor, zur Begünstigung der Colonisation, dem Beispiel der Franzosen entsprechend, Erleichterungen in der Militärdienstpflicht zu schaffen. Bis zuletzt widmete er den Wetterberichten der Seewarte ein besonderes Interesse. Sie wurden ihm regelmäßig übersandt. Er hielt, da die deutsche Marine sich mehr qualitativ als quantitativ vor den anderen Marinen auszeichnen konnte, die wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit in ihr für besonders wichtig. Mit einiger Sorge verfolgte er die ostentative Art, mit der Wilhelm II. die Vergrößerung seiner Flotte betrieb. „Der Kaiser hat nun richtig, wie der Reichskanzler erwartet, in seinem Toaste die Marineforderung in die Welt geschleudert und die Welt in Unruhe versetzt.“ Seine letzten Wünsche begleiteten die kräftige Entwicklung, die die Marine unter dem thatkräftigen Regiment dieses Monarchen nahm. Als ihm der damalige Staatssecretär für die Marine, Hollmann, das Werk von Wislicenus über die deutsche Kriegsflotte zugesandt hatte, schrieb er dem Freunde im Januar 1896: „Ich habe bei der Durchsicht in Vergangenheit und Zukunft geschwelgt; werde das Aschenbrödel durch Ihren Zauber zur mächtigen Königin.“

Seit seiner Verabschiedung hatte er sich auf das von der ihm verliehenen Dotation erworbene Weingut zu Oestrich im Rheingau zurückgezogen. Das „Haus Stosch“ wurde von ihm aus einem kleinen Wohnhause zu einer geräumigen Villa umgeschaffen. Obwohl es dicht am Rheine lag, war die übrige Gegend doch recht reizlos. Der Garten, den er anlegte, bot auch gar nichts Einladendes. Die ihn kannten, erklärten sich die Wahl der Gegend und die Art, wie er sich darin einrichtete, aus Stosch's im Grunde prosaischer Natur, deren er sich selbst wohl bewußt war. Gestand er doch gelegentlich ziemlich offen ein, daß ihm die Poesie fern läge. Als er durch Erbschaft in Besitz größerer Geldmittel gelangte, kaufte er noch einige Weinberge hinzu. Das ganze Besitzthum brachte er in einen vortrefflichen Zustand, auch hier ein tüchtiger Mann der Praxis. Sehr bald beschäftigte er sich mit dem Gedanken an die Niederschrift von Memoiren seines Lebens. Man merkt an der Ausgabe, die sein Sohn Ulrich nachher veranstaltete, Ansätze zu dieser Arbeit bereits aus dem Jahre 1884. Er erbat sich zu diesem Zwecke von seinen Freunden, insbesondere von Holtzendorff, Gustav Freytag, Karl v. Normann und dem Amtsrath v. Rosenstiel die Briefe, die er an sie gerichtet hatte, zurück, um sie als Unterlage zu benutzen. Etwa im J. 1890 mögen diese Denkwürdigkeiten von ihm zu einem gewissen Abschlusse gebracht sein. Nicht ohne Fehler und zweifellos sehr geschickt zurechtgestutzt, sind sie doch eine der ausgezeichnetsten Quellen zur Geschichte der Bismarck'schen Zeit, in der man immer wieder mit Genuß lesen wird und an der die darin zu Tage tretende ungeschminkte Offenheit der Sprache, die diesem Charakter eigenthümlich war, außerordentlich fesselt. Mit seltsamen Gefühlen mag St., der so leidenschaftliche Machtgelüste gehegt hatte und schließlich doch nur in begrenztem Maßstabe hatte herrschen können, den allgemeinen Gang der Politik verfolgt haben. Als er Bismarck's große Rede vom 6. Februar 1888 las, da faßte ihn noch einmal die ganze gewaltige Größe dieses Mannes, der ihm wie ein Felsblock den Weg versperrt hatte, und er schrieb an Karl v. Normann: „Ich kann ihn nicht lieben, aber ich muß ihn bewundern mit allen meinen geistigen Kräften.“ Als dann aber der Titane stürzte, da war St. doch der erste, der ein Jubellied anstimmte, wie aus Chlodwig Hohenlohe's classischem Berichte hervorgeht: „St. erzählte mir viel von seinem Zerwürfniß mit Bismarck und war froh wie ein Schneekönig, daß er jetzt offen reden konnte und daß der große

Mann nicht mehr zu fürchten ist.“ Eine besondere Freude gewährte es ihm noch in seinen letzten Jahren, daß Gustav Freytag durch seine Uebersiedlung nach Wiesbaden sein Nachbar wurde. Der Verkehr mit dem alten Freunde gestaltete sich nun besonders rege und herzlich. Noch drei Tage vor seinem Tode dictirte der Dichter einen Brief an St. Auch die Kaiserin Friedrich besuchte St. noch im Mai 1895 in Schloß Friedrichshof. Als die Vierteljahrhundertfeier der Siege von 1870 durch das Land ging, da hätte wohl mancher erwartet, daß der Mann, der bei Loigny-Poupry und Beaugency-Cravant die Krisis an der Loire überwand, durch die Verleihung des Feldmarschallstabs geehrt worden wäre. Er hätte ihn mindestens so verdient, wie Andere, denen nachträglich diese Auszeichnung zu Theil wurde. Doch hat man seiner bei den Jubelfeiern auffälligerweise gar nicht gedacht. Am 12. August 1895 feierte er sein 60jähriges Dienstjubiläum. Im October 1895 beging er das Fest seiner goldenen Hochzeit. „Ich spüre das Alter, besitze aber doch noch Lebenslust“, schrieb der 77jährige damals. Als er aber im Januar 1896 aus Berlin, wo er dem Capitel des Schwarzen Adlerordens beigewohnt hatte, nach Oestrich zurückkehrte, fühlte er sich völlig erschöpft. Am 29. Februar ist er dann einem Schlaganfall erlegen.

Seine Gattin überlebte ihn bis zum 26. Juli 1902; einer der beiden ihn überlebenden Söhne, der Major a. D. Otto v. St., geboren am 11. Juni 1849, folgte ihm schon am 26. Juni 1897 im Tode. Seine ihn auch überlebende einzige Tochter, Luise, geboren am 12. Mai 1854, verheirathete sich mit dem am 6. September 1900 verstorbenen Viceadmiral z. D. Georg Freiherrn v. Hellen. Sein jüngster Sohn, Ulrich, geboren am 10. December 1858, der als Compagniechef im 3. Garderegiment den Abschied nahm, gab seine Denkwürdigkeiten heraus. Zwei Söhne, Albrecht, geboren am 4. September 1847, und Max, geboren am 11. August 1852, waren in frühem Kindesalter gestorben.

Unter der dichten Schar kraftvoller Gestalten im neuen deutschen Reich ist Albrecht v. Stosch ohne Frage eine der namhaftesten gewesen, gleich ausgezeichnet durch Energie wie durch reiche Talente. Gewiß besaß er das Zeug zu einem leitenden Staatsmann. In manchem Zuge erinnert er wohl an Bismarck. Aber er hatte in seiner Natur doch noch mehr das Gewaltsame in sich als der Begründer der deutschen Einheit, und die liebenswürdigen Züge des Gemüths und des Humors vermissen wir in seinem Wesen doch allzusehr. Zu fesseln vermag uns an ihm neben der wuchtigen Thatkraft, der bewunderswerthen Organisationsgabe, der außerordentlichen Vielseitigkeit und dem feinen politischen Augenmaß, das an diesem General zu beobachten oft geradezu Genuß gewährt, vor allem die heiße Liebe zum Vaterlande und insbesondere für sein Preußen, in der er ähnlich wie Bismarck aufgegangen ist. Die egoistische Ader in ihm war zwar auch stark. Er hat unleugbar etwas von einem Streber an sich, um dieses banale, aber doch hier zutreffende Wort zu gebrauchen. Seine eigenen Interessen standen ihm aber doch in zweiter Linie. Wenn wir ihm in der Geschichte des preußischen Staates einen Platz anzuweisen suchen, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß in ihm der Geist der preußischen Reformer Scharnhorst und Gneisenau, die Vereinigung von Preußenthum und Liberalismus, zur Zeit Bismarck's einen glänzenden Vertreter gefunden hat. Die erdrückende Macht des leitenden Staatsmanns hat ihn nicht seiner Bedeutung entsprechend zur Geltung kommen lassen. Drei Mal hat er sich um sein Vaterland in hervorragendem Maße verdient gemacht, das erste Mal, indem er die Verpflegung der deutschen Heere im Kriege gegen Frankreich ins Werk setzte, das zweite Mal, indem er die

Schlachten von Loigny-Poupry und Beaugency-Cravant gewann, und das dritte Mal, indem er in langjähriger schwieriger Arbeit die Grundlagen zu einer gedeihlichen Entwicklung der deutschen Marine schuf.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Ulrich v. Stosch. Stuttgart und Leipzig 1903 (und spätere Auflagen). (Auch in der Deutschen Revue 27, 1—4; 28, 1. 2.) — R. Koch (Geh. Admiralitätsrath), Albrecht v. Stosch als Chef der Admiralität. Skizzen aus den Acten. Berlin 1903. — Herman Granier, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog I, 422—423. — Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's, Bd. 8. — Gustav Freytag, Lebenserinnerungen. — Batsch (Viceadmiral), Erinnerungen an Stosch, Deutsche Revue 21, 4. — Derselbe, General v. Stosch über die Marine und die Colonisation, Deutsche Revue 22, 1. — Pertz, Gneisenau, Bd. III—V. — Gritzner, Standeserhöhungen. — Grenzboten 1864—1866. — A. Dove, G. Freytag und H. v. Treitschke im Briefwechsel. — Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866, Bd. 2. — — Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf v. Blumenthal. — Hassel, König Albert, Bd. 2. — Freiherr v. Friesen, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. 2. Dresden 1882. — Fritz Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire, Bd. 1—6. Berlin 1893—97. — Kölnische Zeitung 1896, Nr. 196: Nekrolog auf Stosch (Verfasser ist wohl Fritz Hoenig). — Stenographische Berichte des Reichstags 1872—1884. — Paul Koch (Geh. Admiralitätsrath), Geschichte der deutschen Marine. Berlin 1902. — Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. — Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck. — Poschinger, Bismarck und der Bundesrath. — Derselbe, Bismarck und die Parlamentarier. — Bismarckjahrbuch VI, 48 f. — Moritz Busch, Tagebuchblätter. — Moltke's militärische Correspondenz 1866. — J. v. Verdy du Vernois, Im Großen Hauptquartier 1870/71. — Tagebücher Kaiser Friedrich's. — Der deutsch-französische Krieg 1870/71, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. — Erinnerungen Robert Bosses in den „Grenzboten“ 63 2 (1904). — Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe. — Ulrich v. Hassel in der Monatsschrift f. Stadt u. Land (Berlin 1903), S. 1183 ff.

Herman v. Petersdorff.

Stramberg: Johann Christian Hermenegild Joseph Franz de Paula Benjamin von St., Historiker, wurde zu Coblenz a. Rh. am 13. October 1785 als Sohn des kurtrierischen Assessors und Secretärs beim Hofgericht, späteren Notars Joseph v. Stramberger, dessen Familie aus Niederösterreich stammte, geboren. Seine Jugend fällt in die Zeit des Untergangs des Kurstaates Trier und der französischen Herrschaft am Rhein. 1803 bezog er unter der Obhut seiner verwittweten Mutter die Universität Erlangen, bald darauf Paris. An beiden Orten studirte er Rechts- und Staatswissenschaften, Sprachen und Litteratur, sein Lieblingsfach aber war die deutsche Reichsgeschichte. Von Paris machte er die damals gewöhnliche Cavaliertour nach Wien und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, um hier nach vorübergehender Beschäftigung als Privatsecretär des Präfekten Jules Doazan, dann als Intendant bei den verbündeten Heeren, bis zu seinem Tode (20. Juli 1868) auf sich, seine Familie und wenige Freunde zurückgezogen, ganz seiner Neigung zu geschichtlichen und genealogischen Forschungen vorzüglich auf dem Gebiete der rheinischen Specialgeschichte zu leben. Sein erstes Werk war die mit Unterstützung der königlich preußischen Behörde verfaßte und dem damaligen Oberpräsidenten v. Solms-Laubach gewidmete „Topographische Beschreibung des Cantons Rhein-

bach" (Coblenz 1816). Es folgte: „Das Moselthal zwischen Zell und Konz" (Coblenz 1837) als Fortsetzung (Bd. II) der Moselreise von J. A. Klein. Um die Kirchengeschichte desselben Gebietes machte er sich dann verdient durch die Herausgabe (1855) der von dem Jesuiten Brower begonnenen, von dessen Ordensbruder Masen druckfertig ausgearbeiteten „Metropolis ecclesiae Trevericae", eines für die kirchliche Statistik der vormaligen Trierer Kirchenprovinz noch heute schätzenswerthen Werkes. Es gibt Uebersichten über die der Trierer Metropole unterstellt gewesenen Bisthümer, Collegiatstifte, Komtureien, Abteien und Klöster, Verzeichnisse der Dompröpste, Dechanten, Archidiakonen, Aebte u. s. w.; ein besonderes Capitel behandelt die geistliche Gelehrsamkeit. Die Ausgabe Stramberg's hat ihre Vorzüge und ihre Mängel. Einmal hat er es versäumt, auf das in der Trierer Stadtbibliothek ruhende, von den erzbischöflichen Censoren befehdete Originalmanuscript Brower's und Masen's zurückzugreifen, andererseits aber hat er seine Vorlage, z. B. die Listen der Dompröpste, Dechanten u. s. w., durch positive Daten erweitert. Außerdem führte er den Faden überall fort bis zum Jahre 1803 bezw. 1811 und 1813. Indem St. dem Werke einen Abschnitt über die Heilquellen des Trierer Landes beifügte, gab er seiner Ausgabe den barocken Charakter, der ein Grundzug seines bedeutendsten Werkes, des „Rheinischen Antiquarius" ist, dessen erster Band schon 1845 unter einem J. H. Dielhelm (1744) entlehnten Titel erschien, der den vielseitigen Inhalt des Werkes ahnen läßt: „Denkwürdiger und nützlicher Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms von seinem Ausfluß in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt, von einem Nachforscher in historischen Dingen." Stramberg's Werk umfaßt, so weit es fertig wurde, 39 Bände und gliedert sich in 4 Abtheilungen; I mit Bd. 1—4 enthält eine historische Topographie der Stadt Coblenz, II mit Bd. 1—20 behandelt Ehrenbreitstein, Feste und Thal (Bd. I), das Rheinufer von Coblenz bis zur Mündung der Nahe (2—9), den Rheingau (10—15), das Nahethal (16—20, verfaßt von Hofrath Weidenbach); III mit Bd. 1—14 beschreibt das Rheinufer von Coblenz bis Bonn; IV mit Bd. 1 die Stadt Cöln. Ueber der Herausgabe des 14. Bandes der 3. Abtheilung ist St. gestorben. Sein Freund und Biograph Wegeler vollendete den Band, das Werk aber blieb ein Torso; nicht der ganze Rheinstrom, sondern nur der Mittelrhein kommt in ihm zum Wort. Der „Antiquarius" ist das Werk eines Dilettanten, dem es an methodischer Schulung und an kritischem Sinn, nicht aber an einer gewissen Selbstgefälligkeit gebricht, in stofflicher Hinsicht eine Fundgrube, der gegenüber aber stets angesichts der leichtbeschwingten Phantasie des Verfassers Vorsicht geboten ist. So wenig die zünftige Wissenschaft dem Werke verdankt, so vielfachen Segen hat es in localem Kreise durch Weckung heimathlichen Sinnes gestiftet. Die Zeit, welche St. über der Abfassung des „Antiquarius" blieb, benutzte er zur Ausarbeitung zahlreicher Artikel, namentlich zur Adelsgeschichte, in Ersch und Gruber's Encyklopädie. St. war, wie Wegeler berichtet, gut katholisch, sein Humor hinderte ihn aber an confessioneller Engherzigkeit; politisch war er conservativ und dem preußischen Staate gegenüber, der ihm die Stelle eines Archivars nicht hatte verleihen können, treuer Anhänger Oesterreichs.

Acten des kgl. Staatsarchives in Coblenz. — N. Scheid, Der Jesuit Jacob Masen. Köln 1898. — J. Wegeler, Coblenz in seiner Mundart und seinen hervorragenden Persönlichkeiten. 2. Aufl. Coblenz 1906.

Kentenich.

Straub: Anton (Taufname: Andreas) St., Prälat, geboren am 2. September 1780 zu Kolbingen im heutigen württembergischen Oberamtsbezirk Tuttlingen, † am 21. October 1860 als Propst des Chorherrenstifts Reichersberg in Oberösterreich. Derselbe machte seine Gymnasialstudien in Passau, trat 1803 in das genannte Kloster ein, wurde 1807 zu St. Pölten zum Priester geweiht und legte 1808 unter dem Propste Anton Kreuzmayr sein Ordensgelübde ab. Nach verschiedenen Verwendungen als Katechet und Cooperator und als Stiftspfarrer zu Lambrecht wurde er 1823 als Nachfolger von Peter Schmid zum Prälaten gewählt. Als solcher bewährte er sich während einer fast 40jährigen Regierungszeit als tüchtiger Klostervorsteher und brachte das vordem über die vielen langen Kriegszeiten stark mitgenommene Gotteshaus wieder vorwärts. Sein Nachfolger in der Prälatur wurde Bartholomäus Pflangl (1861—75), ein Schüler von ihm.

Bernh. Appel, Geschichte von . . . Reigersberg. Linz 1857 — Conr. Meindl, Catalogus canonicorum . . . Reichersberg . . . 1884. — Diöcesanarchiv von Schwaben, von Beck, XIII, 1895, S. 49—53. — Ein von Karl Rahl in Wien gemaltes Porträt von Straub befindet sich im Stifte.

P. Beck.

Straub: Josef Ignaz St., geboren am 29. Juli 1773 in Hall als ältester Sohn des dortigen wohlhabenden Wirthes „zur goldenen Krone“, erhielt nach des Vaters frühzeitigem Tode durch den Vormund Ulrich Straub eine gute Erziehung, lernte durch Reisen ganz Tirol und Oberitalien kennen und übernahm nach dem Tode seines Vormunds das Wirthsgeschäft des Vaters, das, wie manche anderen, mit Beginn der Kriegswirren bald auch einen Sammelplatz der Patrioten bildete. Schon im Feldzuge des Jahres 1797 hatte St. sich durch seine Opferwilligkeit und Umsicht bekannt gemacht, 1805 als Unterschützenmeister des Haller Schützencorps wacker mitgekämpft und so die Aufmerksamkeit Hofer's auf sich gelenkt, der ihm bald sein ganzes Vertrauen schenkte. Mit Leib und Seele der großen Sache ergeben, kannte St., als die Vorbereitungen zum Freiheitskampfe des Jahres 1809 begannen, kein anderes Ziel mehr, als die Wiedervereinigung des Vaterlandes mit Oesterreich. In rastloser Thätigkeit und mit Aufopferung seines gesammten, nicht unbeträchtlichen Vermögens warb er Schützen und organisirte Compagnien, die er in den Kämpfen bei Innsbruck und Hall umsichtig und heldenmüthig führte. Insbesondere am 11. und 12. April betheiligte er sich hervorragend an den Gefechten bei Volders und Innsbruck, so daß ihn der Hofcommissär Freiherr v. Hormayr durch eigenes Diplom zum Landesschützencommandanten ernannte. St. und Josef Haller wurde auch die schwierige Mission anvertraut, die kaiserlichen Unterstützungsgelder aus dem Hoflager von Ebersberg nach Tirol zu schaffen, was nach Ueberwindung zahlreicher Gefahren und Beschwerden glücklich gelang. Als dann wenige Wochen später das Kriegsglück sich wandte und General Marquis Chasteler am 13. Mai empfindliche Niederlagen bei Söll und Wörgl erlitt, bewährte sich der wackere Kronenwirth nicht nur im Kampfe, sondern er rettete auch den fälschlich des Verrathes beschuldigten Chasteler vor der Wuth des Volkes. Denn noch größer als seine Verdienste vor dem Feinde waren jene, welche er sich durch Erhaltung der inneren Ruhe, Ordnung und Sicherheit erwarb. Mit eiserner Entschlossenheit und nicht ohne eigene Lebensgefahr wußte St. alle Ausschreitungen zu unterdrücken, schützte er die öffentlichen Kassen und Staatsgüter vor Plünderung durch den Pöbel und die bairischen Beamten und Gefangenen vor Beraubung und Mißhandlung. Trotzdem wurde er im J. 1813 verhaftet und nebst anderen

Tirolern acht Monate lang in Baiern gefangen gehalten. Die Kämpfe um die Befreiung des Vaterlandes hatten St. schließlich sein ganzes Vermögen gekostet; in Würdigung dieser Opfer und der sonstigen Verdienste wurde ihm 1823 eine Pension von jährlich 500 fl. zuerkannt. St., eine der sympathischsten Gestalten aus dem Tiroler Freiheitskriege, starb am 16. October 1850 in Hall.

Staffler, Tirol und Vorarlberg I, 577. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, 39. Bd. — Bartsch, Der Volkskrieg in Tirol, 1809.

Criste.

Strauß: Johann St., der genialste Tanzcomponist des 19. Jahrhunderts, geboren zu Wien am 25. October 1825, † ebenda am 3. Juni 1899, Erbe und Mehrer des geistigen Vermögens seines gleichnamigen Vaters und des Weltrufes als „Walzerkönig". Obwohl sich sein Talent frühzeitig regte und in ganzer Stärke unverkennbar zum Durchbruch drängte, fand er mit seinen musikalischen Bestrebungen zunächst nur den Widerspruch des Vaters, der in der Erinnerung an die Mühsale seiner eigenen Jugend zähe an dem Gedanken festhielt, den Sohn einer wissenschaftlichen, kaufmännischen oder Beamtenlaufbahn zuzuführen. Nur unter diesem Zwang war der Sohn vier Jahre auf dem Gymnasium, zwei an der Technik. Inzwischen hatten sich die ehelichen Bande zwischen den Eltern so gelockert, daß der Vater allen Einfluß auf die Führung des Sohnes verlor. An seiner Mutter (Anna, geb. Streim) fand der aufstrebende Jüngling eine liebevolle Förderin und Helferin. Im Clavier- und Violinspiel suchte er anfangs sich selbst fortzubringen. Es mißglückte nicht. Dann erhielt er Violinunterricht von Amon und Kohlmann, Compositionsunterricht von Hofmann. Da das Compositionstalent immer offenbarer wurde, kam er zu Josef Drechsler, einem gediegenen Kirchencomponisten und Regens chori ernster Schule, in die Lehre. Mit einem wohlgesetzten lateinischen Graduale erwarb der neunzehnjährige St. die Bewilligung der Behörde, ein selbständiges Orchester öffentlich zu leiten. Am 15. October 1844 trat er in Dommayer's Casino in Hietzing an der Spitze seiner kleinen aber wohlgeschulten Capelle zum ersten Mal als Componist und Dirigent von Tanzmusik vor das Wiener Publicum und gewann im Sturme die Liebe seiner Vaterstadt. Aber nur langsam die seines Vaters. „Er ist ein geborener Walzer", heißt's in einem begeisterten Bericht aus jener Zeit. Aber der Vater sah zunächst nur einen gefährlichen Nebenbuhler im Sohne. Erst als er merkte, daß ihm der Sohn den Erfolg nicht streitig machte, sondern nur erhöhte, gab er zur Versöhnung die Hand. Bis zum Tode des Vaters (1849) hatte Wien zwei Strauß'sche Musikcapellen und konnte im Walzer schwelgen. Im Revolutionsjahr 1848 sah man oft den Vater als Capellmeister des ersten, den Sohn des zweiten Bürgerregiments neben einander wirken, diesen später auch bei der Nationalgarde. Sie zählten zu den volksthümlichsten Erscheinungen Wiens, denn sie hatten mit ihrer Kunst die Macht über das Gemüth der aufgeregten Zeitgenossen.

So stand St. seit seiner Jugend im innigsten Zusammenhang mit dem Volke, dem er angehörte, und verlor diesen nie sein Leben lang. Seine Melodien erfreuten, erhoben, entzückten Jung und Alt, Arm und Reich gleicher Weise, sie waren der Ausdruck der Volksseele in ihrer Zeit. An Leichtigkeit der Erfindung, rhythmischem Schwung, Adel der melodischen Linien, Glanz der Instrumentirung, Fülle und Schönheit der Harmonie übertrifft St. selbst seinen vielbewunderten, genialen Vater. Schon in jungen Jahren zeigt er vollkommene Beherrschung seiner Kunst; und im Laufe seines ganzen Lebens das Streben nach Vertiefung seiner doch so eng begrenzten Kunstgattung. So

erwarb er sich auch die Anerkennung und Bewunderung der größten Meister der ernsten Kunst. Wie sein Vater von Mendelssohn, Schumann, Meyerbeer, Paganini, wurde er von Wagner, Liszt, Bülow, Brahms werth gehalten und hoch geschätzt. Wie jeden großen Meister zeichnete auch ihn ein unbezwinglicher Schaffensdrang und unablässiger Fleiß aus. Er hat in seinem langen Leben gegen fünfhundert Compositionen veröffentlicht, die in Millionen von Exemplaren in der ganzen Welt verbreitet worden sind. Sie sind so charakteristische Merkmale der Cultur ihrer Zeit, daß man sich kaum einen von Europäern berührten Erdenwinkel denken kann, in den nicht Strauß'sche Weisen durch Musiker, Dilettanten oder mechanische Musikwerke gedrungen wären. So groß ihre Zahl ist, sie haben überall die Fähigkeit erwiesen, die Menschen zu erheitern, ihre Gemüther zu erhellen, die Herzen zu erquicken, des Lebens Mühen erträglicher oder ganz vergessen zu machen. St. hatte die göttliche Gabe, solche Weisen ununterbrochen zu erfinden; er construirte sie nicht, sie fielen ihm ein. Daher auch seine Gewohnheit, sich die heiteren, kurzen Einfälle, wie sie ihm kamen, wahllos auf kleinen Papierschnitzeln aufzuschreiben, und dann aus dem stets wachsenden Vorrath das Geeignete herauszunehmen und in künstlerischer Gegensätzlichkeit aneinander zu reihen. Auch in seinen größeren, für die Bühne bestimmten Werken ist der unwiderstehliche rhythmische Schwung, der sinnliche Reiz seiner Melodien mehr für deren Welterfolg entscheidend gewesen, als die ab und zu vorkommende, bis zur Meisterschaft gediehene Durchbildung und Verarbeitung des Details.

Die große Sorgfalt und der auserlesene Geschmack, die er beim praktischen Einstudiren und Aufführen seiner Werke zeigte, brachten seine Capelle frühzeitig zu einem hohen Ruf. Jahraus jahrein wußte er ihn in Wien von neuem zu bewähren und befestigte ihn ganz besonders auf seinen Reisen. Schon im J. 1848 wanderte er mit seiner Capelle durch Ungarn, Serbien und Rumänien; 1850 hörte man sie in Hamburg, 1851 in Prag, Dresden, Leipzig und Warschau. Es war ganz selbstverständlich, daß er 1853 zum kaiserlichen Hofballmusikdirector ernannt wurde. In den Jahren 1854—1870 erschien er alljährlich in Petersburg, wo seine Beliebtheit bei Hofe wie im Volke jener in seiner Heimath nichts nachgab und seine Concerte sich so einträglich gestalteten, daß er durch sie den Grundstock legte zu seinem späteren großen Vermögen. In dieser Zeit erzog er sich seinen jüngeren Bruder Josef zum Ersatzmann; als dieser zu kränkeln anfing, trat Bruder Eduard an seine Stelle. In den sechziger Jahren waren die Anforderungen an das Dirigenten- und Componisten-Kleeblatt aufs höchste gestiegen, und nur durch gegenseitiges Ablösen konnten sie allen Wünschen ihrer Zeitgenossen gerecht werden. 1861 sah man in Wien im Sophiensaal, 1867 in Budapest die drei Brüder gemeinsam im selben Concert auftreten und jubelte ihnen mit Begeisterung zu. 1867 dirigirte Johann seine Capelle in Wien zum letzten Mal und überließ sie von da an seinen Brüdern; Josef starb bald in jungen Jahren, Eduard leitete die Capelle ruhmvoll bis zu Ende des Jahrhunderts. Im selben Jahre 1867 dirigirte Johann seine Capelle in der Pariser Weltausstellung und in London, zwei Jahre später beim ungarischen Nationalfest in Budapest, 1872 in Boston bei der Hundertjahrfeier der Selbständigkeitserklärung Nordamerikas, wo er Monstre-Concerte mit 20 Subdirigenten leitete und zugleich mit Verdi und Bülow gefeiert wurde; 1874 erschien er in Italien und concertirte in Venedig, Verona, Livorno, Mailand, Turin, Genua und Neapel; 1877 leitete er in Paris mit ungeheurem Erfolg die Musik der Opernbälle und ein von der Regierung gegebenes Wohlthätigkeitsconcert, das einen so großartigen Reingewinn abwarf, daß ihm zu Ehren ein Opernfest gegeben

wurde und Marschall Mac Mahon ihn mit dem Ritterkreuz der Ehrenlegion auszeichnete. Nach langer Pause erschien er 1886 in Petersburg wieder und leitete unter dem größten Jubel zehn Concerte; dann in Moskau, Berlin und Hamburg. Zwei Jahre später dirigirte er wieder mehrere Concerte in Berlin. Von allen diesen Reisen kehrte er stets gern nach Wien zurück, wo seine Popularität an Herzlichkeit und Innigkeit nicht ihresgleichen hatte, besonders seit dem Erscheinen seines Walzers „An der schönen blauen Donau“ (1867) und seit er anfing, Operetten zu schreiben.

Der erste Versuch auf diesem Gebiete waren „Die lustigen Weiber von Wien“ (Text von Braun), componirt 1870; es blieb beim Versuch, das Stück wurde nicht aufgeführt. Aber gleich das nächste, 1871 aufgeführte Werk „König Indigo“ rief helle Begeisterung hervor; der Text von Max Steiner wurde nicht gerühmt, aber die neuen Walzer aus „Indigo“ schienen alle vorangegangenen zu übertreffen. Und in Neapel, Paris, London machte man mit „Indigo“ nicht andere Erfahrungen, als auf den deutschen Bühnen. Nun war es an St., sich auf diesem Gebiete stets von neuem zu übertreffen, wollte er der Unübertreffliche bleiben. 1873 kam „Der Carneval in Rom“ (Text von Braun), ein Werk, das, mit dem vorangegangenen gemessen, weniger auf die Wirkung des Tanzes, als des Gesanges ausging, und so Gelegenheit bot zur Vertiefung des musikalischen Ausdrucks. Es ist eins der edelsten und feinsten Werke von St. und erhebt sich theilweise bis zur lyrischen Oper. So konnte es neben „Indigo“ bestehen und übertraf diesen noch an Verbreitung. Kurz nach der Wiener Aufführung war es auf 63 Bühnen im Repertoire und erhielt sich lange Zeit. Schon nach einem Jahre erschien aber auf den Brettern des Theaters an der Wien „Die Fledermaus“, das in jeder Richtung vollendetste, reifste Werk von St., das classische Meisterstück seiner Gattung. Ueber den Werth des Textes (von Rich. Genée) konnte man streiten; übermüthig heiter und geschickt aufgebaut ist er gewiß. Ueber die Musik war und ist die ganze Welt einer Meinung; ihr hinreißender Schwung, ihr bestrickender Melodienzauber zeigen die Genialität ihres Meisters im hellsten Licht und haben noch nichts verloren an Frische und Unmittelbarkeit. Kein Wunder, daß es binnen Jahresfrist in allen fünf Welttheilen unter dem größten Jubel von Millionen gegeben wurde und so ein bleibender Gewinn für Musiklitteratur und Theater geworden ist. St. konnte es nicht mehr übertreffen; aber es hatte bewirkt, daß man überall gierig und dankbar jedes neue Werk von ihm aufnahm, natürlich ganz besonders in Wien, wo jede Erstaufführung einer Strauß'schen Operette zu einem künstlerischen und geselligen Fest erster Ordnung geworden war. 1875 erschien „Cagliostro in Wien“ (Text von F. Zell), 1877 „Prinz Methusalem“ (Text von C. Treumann), 1878 „Blindekuh“ (Text von Kneisel), 1880 „Das Spitzentuch der Königin“ (Text von Bohrmann), das die vorangegangenen Drei wieder in Allem übertrifft und sich auch durch schönen Aufbau größerer Musikformen auszeichnet. 1881 kam „Der lustige Krieg“ (Text von Zell und Genée), eines der besten Werke von St., schon im Text fast alle anderen übertreffend, in der Musik neben bestrickenden heiteren auch tieferen innigen Herzenstönen Raum gebend: nach der „Fledermaus“ der erste ähnliche Welterfolg. Die nächste Operette „Eine Nacht in Venedig“ wurde 1883 zuerst in Berlin, dann in Wien aufgeführt, dort — des Textes wegen — ohne, hier — der Musik wegen — mit dem größten Erfolg; und dieser blieb dem Werke lange treu, besonders in den nordamerikanischen Städten.

1885 erschien „Der Zigeunerbaron“ (Text, nach Jokai, von Schnitzer), in der Kunst wie im Leben ein neuer Triumph von St., ein Werk, bei dem

die großen Vorzüge des Textbuchs, Volksthümlichkeit und reife, fertige Charaktere, in der Musik die überraschendsten Fortschritte des Componisten gezeitigt haben in Hinsicht auf dramatische Gestaltung und den Aufbau großer Formen. Ihm folgte zwar zunächst 1887 ein schwächeres Werk „Simplicius" (Text von Léon) ohne Erfolg, aber der Weg, der von der „Fledermaus" über den „Lustigen Krieg" und den „Zigeunerbaron" ging, führte St. 1892 doch zu einer richtigen komischen Oper, den „Ritter Pázman" (Text von Dóczi). Dieses feine musikalische Lustspiel wendet sich im Gegensatz zu den für alle Welt geschriebenen Operetten an den engeren Kreis der musikalisch Gebildeten; es zeigt den künstlerischen Ehrgeiz, das höhere Streben seines Schöpfers mehr, als dessen Genie und bleibt daher in der allgemeinen Wirkung zurück. In Wien, Prag, München und Berlin hat man sich kurze Zeit dafür interessirt, aber nicht davon geschwärmt. St. selbst sah die Grenze seiner Begabung sehr wohl ein und kehrte froh in sein eigentliches Reich zurück. 1893 brachte er den Wienern wieder eine Operette „Fürstin Ninetta" (Text von Braun und Wittmann) und wurde mit Jubel aufgenommen; dieser Erfolg blieb ihm treu, als er 1894 mit einem ernsteren Werk kam, „Jabuka" (Text von Kalbeck und Davis), das sich mehr der feinen Spieloper näherte, und 1895 dem „Waldmeister" (Text von Davis), worin wieder der leichtere Ton überwog. Aber alle diese Erfolge blieben hinter denen der früheren Jahre zurück, und die letzte Operette von St. „Die Göttin der Vernunft" (Text von Willner und Buchbinder) 1897 konnte kaum noch von Erfolg sagen. Frisch wendete sich nun der 74 jährige Meister einer neuen Kunstgattung zu, dem Ballet. „Aschenbrödel" sollte es sein; er arbeitete 1899 mit Eifer und Freude daran. Da entfiel seiner glückspendenden Hand die Feder für immer.

Der Strauß'schen Naturanlage entsprechend überwiegt in der Musik seiner Operetten die Tanzform. Sie bieten eine glänzende Bestätigung der alten Kunstwahrheit, daß der gesungene Tanz, als der ursprünglichere, an Mitteln reichere, in der Wirkung auf das Gemüth tiefer geht, als der, der nur gespielt wird. Aber auch außerhalb der Operetten verwendet St. in vielen seiner Tänze, besonders Walzern, die Singstimmen, bald einzeln, bald im Chor, und das hat ihre Volksthümlichkeit nur gesteigert. Freilich blieben noch immer die meisten rein instrumental. Er schrieb nicht weniger als 160 Walzer, unter denen die „Ballgeschichten", „Morgenblätter", „An der schönen blauen Donau", „Geschichten aus dem Wiener Wald", „Wein, Weib und Gesang", „Tausend und eine Nacht", „Wiener Blut", „Bei uns z'Haus", „Du und Du", „O schöner Mai", „Rosen aus dem Süden", „Myrthenblüthen" und „Frühlingsstimmen" die beliebtesten gewesen sein dürften. Den Walzern reihen sich 74 Quadrilles an, 178 Polkas verschiedener Art (Polka française, Polka Mazurka, Polka schnell), 43 Märsche, einzelne Czardas, Romanzen, Phantasien, Potpourris, Polonaisen u. dgl. Sie sind alle ursprünglich für Orchester gesetzt, haben aber die meiste Verbreitung gefunden in den bequemen Bearbeitungen für Clavier zu zwei Händen. In der Orchesterbehandlung ist St. ein würdiger Sohn seines Vaters. Frei und ungezwungen, durchaus eigenartig, mit hoch entwickeltem Klangsinn und Geschmack bedient er sich dieses Kunstmittels, und zeigt darin eine so verblüffende Meisterschaft, daß vielfach die irrige Meinung aufkam, er hätte seine Werke nicht selbst instrumentirt. Seine handschriftlichen Partituren sprechen für ihn und zeigen seine blühende Phantasie auch in diesem Punkt.

St. war drei Mal verheirathet. 1862—1878 mit Jetty Treffz, nach deren Tode mit Angelica Dittrich, seit 1883 mit Adele Strauß. Die Freude, die er überall verbreitete, wohin seine Töne kamen, lohnten ihm die Zeit-

genossen mit einem stets wachsenden, fürstlichen Vermögen. Wenn er, an einzelnen Abschnitten seines Lebens angelangt, persönlich gefeiert wurde, nahmen Fürsten ebenso herzlich daran Theil, wie Arbeiter. So gestaltete sich auch sein Leichenbegängniß in Wien zu einer imposanten Kundgebung des ganzen Volkes. Da er ohne directe Nachkommen schied, widmete er sein Vermögen künstlerischen Zwecken.

Johann Strauß, ein Lebensbild von Ludwig Eisenberg, Leipzig 1894. — Johann Strauß von Rud. Freiherrn Procházka, Berlin 1900.

Eus. Mandyczewski.

Strauß: Viktor Friedrich von St. und Torney, Dichter und Politiker, wurde am 18. September 1809 in Bückeburg von bürgerlichen Eltern geboren, die ihm frühzeitig dahinstarben, aber ihm doch so viel Vermögen hinterließen, daß er die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen konnte. Nachdem er bis zum Jahre 1824 das Gymnasium seiner Vaterstadt, darauf ein Jahr dasjenige in Lemgo besucht hatte, kam er auf das vom Kanzler August Hermann Niemeyer geleitete Pädagogium in Halle. Aus dem Umgange mit diesem Manne und mit dem Professor Wegscheider entsprang seine Theilnahme an theologischen Dingen; doch vermochten sie nicht, St. zum Studium der Theologie zu bestimmen. Ein längerer Aufenthalt in Dresden, dessen Kunstschätze ihn mächtig anzogen, und in dessen Künstlerkreisen er besonders Ludwig Tieck nachhaltige Anregung verdankte, wurde für ihn bestimmend; schon mit 19 Jahren veröffentlichte er sein Trauerspiel „Katharina“ (1828). Poesie und Philosophie beschäftigten ihn auch in der ersten Zeit seiner akademischen Studien mehr als sein Berufsstudium, die Jurisprudenz, der er sich an den Universitäten Erlangen, Bonn und Göttingen widmete. Im J. 1832 trat er in den schaumburg-lippischen Staatsdienst und verheirathete sich in demselben Jahre mit Albertine v. Torney, der Tochter eines hannöverschen Gutsbesitzers, deren Namen er 40 Jahre später dem seinigen hinzufügte. Dem kirchlichen Glauben stand St. in jener Zeit noch fern. Darin trat erst eine Aenderung ein, nachdem 1835 das „Leben Jesu“ von Strauß erschienen war. Diese Schrift seines Namensvetters, sowie ihre Widerlegung durch Neander drängten St., aufrichtig nach der Wahrheit zu suchen und zu diesem Zweck ein vollständiges theologisches Studium durchzumachen. Er gelangte dadurch zu der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des Rationalismus und von der Wahrheit der christlichen Geschichte und Lehre; erst später wurde infolge davon das Gefühl persönlicher Erlösungsbedürftigkeit in ihm lebendig. Einen Theil dieses ganzen, eigenen Entwicklungsganges hat er in seinem Roman „Theobald“ (III, 1839) niedergelegt. Auch in der Folge nahm St., der 1840 zum Archivrath in Bückeburg ernannt worden war, an den in der evangelischen Kirche mehr und mehr hervortretenden Entwicklungskämpfen lebhaften und thätigen Antheil und wurde unter den Laien einer der tüchtigsten Kämpfer für strenges Festhalten am kirchlichen Lehrbegriffe. So trat er gegen die sogenannten Lichtfreunde mit seiner Arbeit „Schrift oder Geist. Eine positive Entgegnung auf des Pfarrers Wislicenus ‚Verantwortung gegen seine Ankläger‘“ (1845) hervor, und zwei Jahre später erschien von ihm „Das kirchliche Bekenntniß und die lehramtliche Verpflichtung“ (1847). 1846 hatte St. als schaumburg-lippescher Abgeordneter thätigen Antheil an der Berliner Kirchenconferenz genommen und auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm IV. eine Denkschrift „Ueber die Gesangbuchssache in den preußischen Landen“ verfaßt. Als dann im J. 1848 die politischen Stürme losbrachen, wurde St., der von seinem Fürsten zum Cabinetsrath ernannt ward, ein entschiedener Gegner der Revolution und Verfechter des

monarchischen Princips und zwar nicht nur in seinen Schriften (z. B. „Fastnachtsspiel von der Demokratie und Reaktion“, 1849 — „Bilder und Töne aus der Zeit“, 1850 — „Gottes Wort in den Zeitereignissen“, 1850 — „Briefe über Staatskunst“, 1853 — „Das Erbe der Väter. Erzählung“, 1850 — „Erzählungen. Gesammeltes und Neues“; III, 1854—55. Neue Ausg. u. d. T.: „Lebensfragen und Lebensbilder“; VI, 1868—71 — „Gedichte aus dem Jahre 1848“, 1850), sondern auch in seinem Wirken als Staatsmann. Seit 1850 Bevollmächtigter seines Landesherrn bei dem deutschen Bundestage in Frankfurt, nahm er noch gegen Ende d. J. an den Ministerialconferenzen in Dresden theil und wurde, nachdem er 1851 zu seiner großen Ueberraschung in den österreichischen Adelsstand erhoben worden war, 1853 Bundestagsgesandter für das Fürstenthum Schaumburg-Lippe, an welches für die nächste Zeit die Stimmführung der 16. Curie übergegangen war. In dieser Eigenschaft gab er am 14. Juni 1866 das Votum seiner Curie für die Mobilmachung gegen Preußen ab. Die Vorwürfe, die sich bald gegen St. erhoben, suchte er in seiner Schrift „Mein Antheil an der Abstimmung der Bundesversammlung“ (1866) zurückzuweisen, hielt es aber doch für angezeigt, sich aus dem Staatsdienst ins Privatleben zurückzuziehen. Jetzt konnte er seine Muße wieder der schriftstellerischen Thätigkeit, die im letzten Jahrzehnt fast ganz geruht hatte, mit voller Kraft zuwenden. Die Zeit, welche er in Bückeburg verlebt hatte, war in litterarischer Hinsicht die fruchtbarste gewesen. In erster Linie hatte er sich als bedeutender geistlicher Liederdichter der neueren Zeit erwiesen, dessen Name neben denen eines Arndt, Spitta und Knapp Beachtung verdient. Schon seine „Gedichte“ (1841) enthalten treffliche geistliche Lieder; seine besten Gaben bietet er uns aber in „Lieder aus der Gemeinde für das christliche Kirchenjahr“ (1843), in „Das Kirchenjahr im Hause. Religiöse Betrachtungen und Lieder“ (II, 1845), in „Weltliches und Geistliches. Eine Sommerlese in Gedichten und Liedern mit einem Osterspiel Judas Ischarioth“ (1856) und in „Geistliches in Gedichten und Liedern“ (1856). Daneben entstanden noch epische Dichtungen („Richard. Zwölf Gesänge“, 1841 — „Robert der Teufel. Heldensage in zwölf Gesängen“, 1854), die Tragödie „Polyxena“ (1851) und eine Reihe von „Novellen“, die später gesammelt (III, 1871—72) erschienen. 1869 nahm St., den sein Landesfürst 1865 zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt hatte, seinen Wohnsitz in Erlangen, wo er sich der gelehrten Forschung und zwar auf dem Gebiete des Chinesischen zuwandte. Er übersetzte und commentirte den „Taò-te-king“ des ältesten chinesischen Philosophen Laò-tsè (1870) und lieferte später eine metrische Uebersetzung des kanonischen Liederbuchs der Chinesen „Schi-king“ (1880), ein Arbeit, die nicht nur von gründlicher Forschung, sondern auch von großer dichterischer Begabung zeugt. In Dresden, wohin St. 1872 übersiedelte, fügte er den beiden Schriften noch eine dritte hinzu, „Der altchinesische Monotheismus“ (1885) und veröffentlichte als Frucht seiner Studien auf einem andern Forschungsgebiet sein umfangreiches Werk „Der altägyptische Götterglaube“ (II, 1889—1891). Seine letzte Arbeit waren die „Beiträge zur Erkenntnißlehre mit Beziehung auf die Offenbarung“ (1895). Für seine Verdienste auf theologischem Gebiete verlieh ihm bei Gelegenheit seiner goldenen Hochzeit (1882) die Universität Leipzig die Ehrenwürde eines Doctors der Theologie. Am 1. April 1899 schied er aus einem reich gesegneten Familienleben. Die bekannte Schriftstellerin Lulu v. Strauß und Torney ist seine Enkelin.

Otto Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert, 1879, S. 525. — E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs, 7. Bd., 1872,

S. 270. — Bettelheim, Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, 4. Bd., 1900, S. 96. Franz Brümmer.

Strauven: Karl Leopold St., geboren am 7. November 1814 in Düsseldorf. Nachdem er seine Gymnasial- und Universitätsstudien absolvirt hatte, wandte er sich der notariellen Laufbahn zu. Als königlicher Notar war er nacheinander in Wermelskirchen, Mettmann und seit 1860 in seiner Vaterstadt thätig. Er starb am 25. September 1886.

Neben seiner amtlichen Thätigkeit war er auf dem Gebiet der niederrheinischen Geschichte, namentlich der Stadtgeschichte Düsseldorfs, lange Jahrzehnte bemüht. Die Früchte seiner Thätigkeit veröffentlichte er in einer Reihe von Fachzeitschriften, Zeitungen und Vorträgen bei den Verhandlungen historischer Vereine der Rheinprovinz. Von den specifisch Düsseldorfer Arbeiten erwähnen wir: „Ueber künstlerisches Leben und Wirken bis zur Düsseldorfer Malerschule unter Director Schadow“; „Geschichte des Schlosses zu Düsseldorf“; „Chronik von Düsseldorf“ in Regestenform; „Urkundenbuch der Stadt Düsseldorf“ (letzteres bis jetzt nicht zum Druck gelangt). Mit der weiteren Heimathsgeschichte befassen sich folgende Arbeiten: „Urkunden über den Bau der Abteikirche zu Altenberg“; „Historische Nachrichten über Benrath“; „Gefangennahme des Herzogs Wilhelm von Berg durch seinen Sohn“. Außerdem schrieb St. landesgeschichtliche Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“.

Nach dem Lebensabriß in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins XXII, 278 f. O. Schell.

Strecker: Wilhelm St. (Reschid Pascha), türkischer Divisionsgeneral, am 8. Juni 1830 zu Bamberg geboren, trat zunächst in ein preußisches Jägerbataillon, ging bald zur Artillerie und als junger Officier während des Krimkrieges in das von England in Constantinopel aufgestellte Turkish contingent über, welches zu kriegerischer Thätigkeit nicht gelangte. Nach Friedensschluß verblieb er im Dienste der Pforte und wurde zuerst in Armenien, dann in Schumla zur Ausbildung der Artillerie verwandt. Während des Krieges gegen Rußland von 1877—1878 befehligte er, zum Oberst und Brigadecommandeur aufgestiegen, die Waffe in Varna, dem Hauptetappenorte der Donauarmee. Als der Krieg beendet war, erhielt er das Commando der ostrumelischen Miliz und führte dort die neue Wehrverfassung ein. Dann ward er nach Constantinopel in das Kriegsministerium berufen, ward Divisionsgeneral und Mitglied des Artilleriecomités und schuf sich hier eine hochangesehene Stellung. Im J. 1869 war er vom Sultan dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen als Begleiter auf dessen Orientreise beigegeben. In der Zeit seines Aufenthaltes in der Hauptstadt war er litterarisch eifrig thätig und bemüht, die Kenntniß der Ereignisse des letzten Krieges zu verbreiten, die fast nur aus russischen Quellen stammte; auch sammelte er Materialien für eine Geschichte dieses Krieges, die von türkischer Seite noch nicht geschrieben ist. Dagegen erschien ein von ihm verfaßtes Buch, welches den Weg nachwies, den Xenophon beim „Rückzug der Zehntausend“ (Berlin 1886) eingeschlagen hatte, eine Frucht seiner auf dem Schauplatze der Ereignisse in Kleinasien gemachten Studien. Am 18. Januar 1890 ist er zu Constantinopel gestorben.

Militär-Wochenblatt Nr. 19, Berlin, 5. März 1890.

B. v. Poten.

Strehlke: Ernst Gottfried Wilhelm St. wurde am 27. September 1834 zu Berlin als zweiter Sohn des Professors des Kölnischen Gymnasiums

Friedrich St. und seiner Gattin Antonie geb. Weiß geboren. Als er vier Jahre alt war, wurde der Vater als Director an die Petrischule in Danzig berufen, und dieser Ortswechsel wurde für den Bildungsgang des Sohnes von der einschneidendsten Bedeutung, denn in Danzig trat er von seinem elften Lebensjahre ab, 1845, nachdem er bis dahin die vom Vater geleitete Schule besucht hatte, im Gymnasium dem Geschichtslehrer der Anstalt, Professor Hirsch, nahe, der in ihm Liebe und Interesse für die Geschichte im allgemeinen und ganz besonders für die Vergangenheit seiner zweiten Heimath, der Provinz Preußen, zu wecken wußte. Schon als Secundaner zog ihn Hirsch, dem vom Danziger Magistrat die Neuordnung des Danziger Stadtarchivs übertragen war, als Gehülfen zu dieser Arbeit heran. „Nicht leicht“, sagt Hirsch, der seinen Zögling und Freund zwölf Jahre überleben sollte, obwohl er dreißig Jahre älter war, in einem Nachruf, „hat sich Neigung und Beruf in einer mit nicht gewöhnlichen Geistesgaben ausgestatteten Natur so frühe und in so bestimmter Weise kundgegeben und entwickelt als bei dem Verewigten. Schon frühe als Schüler machte sich der Knabe durch seinen antiquarischen Sammeleifer bekannt und wachte mit Argusaugen in den Läden der Krämer und Trödler, daß unter den von unwissenden und unachtsamen Leuten an sie verkauften Schriften kein historisch oder antiquarisch bedeutsames Papier der Zerstörung anheim falle. Die Nachricht, daß in den aufgehobenen Pommerellischen Feldklöstern Zuckau und Karthaus bei der Nachlässigkeit der beaufsichtigenden Beamten die baulichen und schriftlichen Denkmäler der Habsucht und leichtsinnigen Zerstörungswuth der Umwohner preisgegeben seien, bestimmte den Vierzehn- und Fünfzehnjährigen zu wiederholten Fußreisen nach jenen Klöstern und ihrer Umgegend, um von dem noch Vorhandenen Einsicht zu nehmen, von Grabsteinen und solchen Architecturen, die nicht mehr zu retten waren, Nachbildungen anzufertigen und die entfremdeten Klosterpapiere aufzusuchen und in sichere Bewahrungsstätten zu bringen.“ „Eine so frühzeitige Richtung auf antiquarische Beschäftigungen“, fährt Hirsch fort, „trug allerdings die Gefahr in sich, daß sie in dem Vereinzelten und Kleinlichen ihre Befriedigung finden und einer höhern wissenschaftlichen Verwerthung des Gefundenen hinderlich entgegenstehen werde.“ In wohlbewußter Erkenntniß dieser Gefahr widmete St. seine Universitätsjahre in Berlin 1852—1856 vorherrschend allgemeinen Studien, philosophischen bei Trendelenburg und Werder, philologischen bei Boeckh, Geppert, Haupt, Hertz, historischen bei Curtius, Siegfried Hirsch, Köpke, Ranke, Wattenbach, germanistischen bei v. d. Hagen, Maßmann, juristischen bei Dirksen, Gneist, Helfferich, Homeyer, und geographischen bei Ritter „und legte von dem Resultate derselben sowohl in seiner 1854 mit dem Preise gekrönten Abhandlung: Gesta Henrici III imperatoris als auch in seiner Promotionsschrift de Henrici III imperatoris bellis Ungaricis 1856 erfreuliche Beweise ab“.

Während seiner Studienjahre versah St. den Posten des Amanuensis an der Bibliothek der kgl. Kriegsschule, leider aber entwickelten sich damals bereits die Anfänge des Lungenleidens, welches seinem Leben ein frühes Ziel setzen sollte, und bestimmten ihn, auf den Lehrerberuf, den er sich widmen wollte, zu verzichten. Schon als Student hatte seine litterarische Thätigkeit in den beiden Richtungen, denen vorzugsweise seine späteren Leistungen angehörten, mit kleineren Aufsätzen in dem „Organ für christliche Kunst“ und in den „Neuen preußischen Provinzialblättern“ begonnen. Um so freudiger ergriff er die sich jetzt darbietende Gelegenheit, seine vollen Kräfte einem unbeendet hinterlassenen Werke des königl. sächsischen Geheimen Regierungsraths Dr. Heinrich Wilhelm Schulz in Dresden über die Kunstdenkmäler des Mittelalters in

Unteritalien zu widmen, für dessen Herausgabe der zunächst damit betraute Geheimrath v. Quast Hülfe suchte. Es galt die Herstellung des eigentlichen Textes aus etwa 160 Reisetagebüchern, mit undeutlichen Zügen, zum Theil nur in Blei geschrieben, oft ohne Orts- und andere bestimmende Angaben, aus zahlreichen Excerpten gedruckter Litteratur und aus einer großen Anzahl von Abschriften und Auszügen werthvoller, unbenutzter Urkunden aus dem neapolitanischen Hauptstaats- und anderen italienischen Archiven. Von dem eigentlichen Werke selbst hatten sich nur vier Bogen ausgearbeiteter Text und nicht weniger als 17 Redactionsentwürfe zu einer Vorrede gefunden. Die weitschichtigste Benutzung der Königlichen Bibliothek in Berlin, sowie der von H. W. Schulz hinterlassenen bei dessen Bruder, Dr. Karl Wilhelm Schulz, welcher die sehr bedeutenden Kosten des ganzen Unternehmens trug, waren die nächste Folge. „Hierdurch kam ich jedoch noch", erzählt St. selbst im Vorwort, „auf so zahlreiche verwandte Nachrichten, daß ich beschloß, die mir gestellte Aufgabe zu erweitern und meine Bemühungen dahin gehen zu lassen, aus dem gesammten mir zugänglichen, ungedruckten wie gedruckten Material eine soweit als möglich abschließende Uebersicht und Erläuterung der mittelalterlichen Kunstwerke in den genannten Landen zusammen zu bringen." Da ein Briefwechsel mit v. Quast und Dr. Schulz nicht alles zu erledigen vermochte, so wurde nach Beendigung jedes größeren Abschnittes mit dem Letztern, der die Herausgabe des artistischen Theiles übernommen hatte, eine genaue Revision und Besprechung des so gewonnenen Textes vorgenommen. Die Auswahl und Kritik des aus 484 Documenten bestehenden beizugebenden Urkundenbuchs wurde von St. allein besorgt, auch eine Anzahl der Zeichnungen für die in den Textbänden eingedruckten Holzschnitte rührt von ihm her. Dennoch fehlt Strehlke's Name auf dem Titelblatt des Ostern 1860 erschienenen Werkes, dem er sich während der Jahre 1856—1860 mit jugendlicher Begeisterung gewidmet hatte: „Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien von Heinrich Wilhelm Schulz. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferdinand von Quast" (Dresden 1860, 4 Bände Text und Urkundenbuch in gr. 4°, nebst Atlas von 100 Kupfertafeln in größtem Folio); die Zusätze, welche von Strehlke's Redaction herrühren, sind in den Textbänden durch Klammern kenntlich gemacht. „Wenn er", sagt Th. Hirsch am angezogenen Orte, „nach Beendigung des abgeschlossenen Werkes seine Thätigkeit von den Herausgebern nicht in dem Maße, als er dazu berechtigt zu sein glaubte, anerkannt sah, so würde er bei der warmen Liebe, die er für seinen Beruf und seine Wissenschaft im Herzen trug, die Kränkung leicht verschmerzt haben, wenn nicht sein schon früh entwickeltes, während dieser Jahre aber in bedenklichster Weise hervorgetretenes Brustübel bei andauernden körperlichen Leiden, auch eine stärkere Empfindlichkeit für äußere Störungen jener Art in ihm hervorgerufen hätte."

Mit dem Jahre 1860 war St. bei dem Königlichen Geheimen Staatsarchive in Berlin eingetreten, zum Herbst 1861 wurde ihm die erledigte Stelle des Geheimen Archivsecretärs übertragen. Ursprünglich vornehmlich zur Anlegung märkischer Regesten für das 13. Jahrhundert bis zu Ende der anhaltinischen Periode berufen, gelang es ihm auch hier bald trotz vielerlei erschwerender Bedingungen eine sehr fruchtbare Thätigkeit zu entwickeln. Was er für die umgestaltende Neuordnung der ältesten Urkundenschätze des Geheimen Staatsarchivs geleistet, gereicht demselben nach dem Urtheil eines Fachmannes zu bleibendem Nutzen; daneben vollführte er auch eine mustergültige Repertorisirung der Urkunden des Oberpräsidiums zu Posen, aus denen das Staatsarchiv zu Posen hervorgegangen ist. Aber Strehlke's bleibende

Bedeutung beruht in seinen Arbeiten auf dem Gebiete der preußischen Provinzialgeschichte, auf seinem Antheil an der Herausgabe der Geschichtsquellen für das Ordensland Preußen, in der Sammlung der „Scriptores rerum Prussicarum“ (5 Bände, Leipzig 1861—1874). „Während der fünfziger Jahre“, erzählt Hirsch in dem schon angezogenen Nachruf, „hatten zunächst Töppens erste Versuche, die Bedeutung und den Werth der Preußischen Chroniken nach wissenschaftlich kritischer Methode festzustellen, sodann aber auch die namentlich von Danzig her der Provinzialgeschichte neu eröffneten Quellen auf dem Gebiete derselben ein reges Leben hervorgerufen, zahlreiche neue Arbeiter und Freunde derselben zugeführt. Da stellte es sich als das nächste Bedürfniß heraus, diese Quellenschriften, welchen sich die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandte, in einer vollständigen Sammlung, in möglichst ursprünglicher Gestalt und zugleich dem Verständnisse unserer Zeit möglichst nahe gebracht, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir beide [Hirsch und Töppen], die wir gleich Strehlke aus innerer Neigung oder äußerer Berufspflicht an jener Bewegung uns aufs Lebhafteste betheiligt hatten, glaubten uns gleich ihm der Mahnung, jenem Bedürfnisse abzuhelfen, nicht verschließen zu dürfen. Dieses gleichartige Interesse führte uns bei einer zufälligen Zusammenkunft am Säcularfeste des Danziger Gymnasiums (13. Juni 1858) zu dem Entschlusse, das Werk gemeinsam nach festbestimmten Grundsätzen zur Ausführung zu bringen. Was wir diesem Plane gemäß bis jetzt (Ende 1869) geschaffen haben, liegt in vier Bänden der Beurtheilung vor. Wenn die öffentliche Meinung denselben bisher ihre Anerkennung nicht versagt hat, so fühlen wir, die Zurückgebliebenen, um so mehr uns verpflichtet, den Antheil, der dem Verewigten daran gebührt, zum Ausdrucke zu bringen. Die Pflichten, die er dabei bethätigte, waren nicht nur die des treuen Arbeiters, der dem Zustandebringen des übernommenen Antheils seine volle Kraft und die äußerste Sorgfalt zuwandte, sondern auch die des gewissenhaften Collegen, welcher bemüht dem ganzen Werke ein einheitliches Gepräge zu geben, auch der Thätigkeit seiner Mitarbeiter die lebendigste Aufmerksamkeit schenkte und keine Mühe scheute, durch Aufsuchung ergänzender Notizen oder entlegener litterarischer Hülfsmittel auf die Förderung derselben hinzuwirken. Wie es jedoch das sittliche Moment ist, welches dem geistigen Schaffen das Gepräge wahren Adels aufdrückt, so war es vor allem die reine Begeisterung für den Gegenstand, welche ihn erwärmte, die aufopfernde Hingebung, welche den mit ihm zu einem gleichen Ziele Zusammenwirkenden zu so hoher, freudiger Ermuthigung diente. In der That fühlte man sich in nicht geringem Maße gehoben, wenn man auf den Leidenden blickte, dessen Körperkraft schon durch die Erfüllung der Berufspflichten als Archivsecretär in hohem Grade erschöpft wurde, und der dennoch in der Regel nach vollbrachter Amtsthätigkeit für Preußische Studien in ausgedehntestem Umfange, für die eigenen Arbeiten und die Arbeiten der zahlreichen, Rath suchenden Freunde Herz und Sinn, Arbeitslust und Arbeitskraft offen behielt.“

St. bearbeitete im ersten Bande der Scriptores rerum Prussicarum die bis dahin nur bruchstückweise gedruckte deutsche Reimchronik des Nicolaus von Jeroschin, gab im zweiten Bande die von ihm im Danziger Stadtarchiv gefundene livländische Chronik des Hermann von Wartberge, im dritten die ebenfalls neu entdeckten Thorner Annalen in Verbindung mit der Chronik Johann's v. Posilge und Detmar's lübischer Chronik heraus; der vierte, erst nach seinem Tode erschienene Band brachte die Banderia Prutenorum des Johannes Dlugoß, der fünfte Aufzeichnungen zur Geschichte des Bisthums Pomesanien. Alle diese Ausgaben stehen auf der Höhe philologisch-historischer Editions-

thätigkeit. Nur ein selbständiges größeres Buch, ein Urkundenbuch zur Geschichte des Deutschen Ordens („Tabulae ordinis Theutonici“, Berlin 1869) trägt Strehlke's Namen, auch dieses wurde erst nach seinem Tode fertig, Philipp Jaffé legte die letzte Hand daran.

Ein wiederholter Aufenthalt im Süden, am Genfer See, konnte Str.'s Leiden nicht zum Stillstand bringen, am 23. März 1869 erlag er demselben in Berlin. Er war unvermählt geblieben; wie warm sein Herz, neben der Begeisterung für seine Wissenschaft, für Naturschönheit und menschliche Anmuth schlug, beweist ein als Manuscript gedrucktes, nur für seine Freunde bestimmtes Bändchen Gedichte, die mehr als dilettantische Formgewandheit zeigen.

Nachruf von A. v. Mülverstedt im Königlich Preußischen Staatsanzeiger 1869, Nr. 84 vom 10. April, besondere Beilage. — Nachruf von Hirsch und Töppen im 4. Bande der Scriptores rerum Prussicarum 1870, S. V bis VIII. — Curriculum vitae in Strehlke's Dissertation (siehe oben), Berlin 1856. — Ein Verzeichniß seiner Schriften (70 Nummern) habe ich in Band 39 der Altpreußischen Monatsschrift zusammengestellt.

M. Perlbach.

Strehlke: Friedrich St., geboren am 8. März 1825 in Danzig, † am 1. Februar 1896 in Berlin, Schulmann und Litterarhistoriker. Nachdem er in Berlin 1843—46 Philologie studirt hatte, wurde er Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, später (1864) Director des Gymnasiums in Marienburg in Westpreußen; 1878 Leiter einer Doppelanstalt in Thorn, die aus einem Gymnasium und einer Realschule erster Ordnung bestand. Als Litterarhistoriker bethätigte er sich hauptsächlich auf dem Gebiete der deutschen Poesie, insbesondere derjenigen Goethe's. Zuerst wandte er sich dem siebzehnten Jahrhundert zu. Mit einer Monographie über „Martin Opitz“, die er 1856 (Leipzig) veröffentlichte, verdiente er sich die Sporen. Allerdings blieb er hinter der Lösung der Aufgabe, die eine mit der Lebensbeschreibung des Dichters verbundene Charakteristik bieten soll, beträchtlich zurück. Man vermißt ein tieferes Erfassen der Persönlichkeit des interessanten Schlesiers ebenso wie ein Bild der Zeit und der Umwelt, in der er wirkte. — Noch einmal betrat er das Gebiet des siebzehnten Jahrhunderts und hier zugleich als Schulmann, indem er 1877 (Berlin) für Unterrichtszwecke eine Sammlung ausgewählter Dramen Pierre Corneille's herausgab. Sie enthielt den „Cid“, „Horace“, „Cinna“ und „Polyeucte“. Eine allgemeine Einleitung gibt einen kurzen Abriß des Lebens des Dichters und eine Uebersicht über seine Werke, während besondere Einführungen zu den einzelnen Dramen über ihre Entstehung und die Absichten des Schöpfers Auskunft geben. Unter dem Text werden einzelne Stellen erläutert. Schon hier zeigt sich Strehlke's bibliographische Neigung und ein besonderes Interesse für die Textgeschichte.

Diese Arbeiten bestimmen jedoch nicht die Stellung, die St. in der Geschichte der Wissenschaft erlangt hat. Natürlich auch nicht eine gelehrte Spielerei, die er gegen das Ende seiner Laufbahn unter dem Titel „Deutsche Lieder in lateinischer Uebersetzung“ (Berlin 1885) erscheinen ließ. Das Büchlein bietet eine Reihe der bekanntesten Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland u. A. in der Sprache des Horaz, wobei die Form der Originale aufs genaueste beobachtet wird. Eine gewisse Gewandtheit darf man dem Kunststück wohl nachrühmen. Jene Stellung beruht vielmehr auf seinen Beiträgen zur Goetheforschung. In ihr hat die Hempel'sche Ausgabe der Werke des Dichters (benannt nach dem rührigen Verleger und 1868—79 erschienen) Epoche gemacht. St. hat an der Edition zunächst quantitativ einen Hauptantheil ge-

habt. Von den sechsunddreißig Bänden bearbeitete er fünfzehn. Und wenn auch seine Leistung nicht diejenigen seiner besten Mitarbeiter v. Loeper's, Kalischer's und J. H. Düntzer's erreichte, so muß man doch anerkennen, daß er durch seine Thätigkeit daran zur Begründung der methodischen und wissenschaftlichen Erforschung unseres größten Dichters beigetragen hat. Er hatte ein Auge für die stilistische Persönlichkeit und beachtete in einer in Anbetracht des damaligen Standes der Beschäftigung mit Goethe lobenswerthen Weise das Sprachliche, während ihm freilich die nicht minder nothwendige Fähigkeit, ein Kunstwerk zu charakterisiren, die dichterischen Intentionen hervorzuheben in geringem Maße eigen war. Jener Sinn fürs Sprachliche aber bewirkte, daß er beispielsweise eine Dichtung wie die „Pandora“ mit ihrem tönereichen Stil und ihrer Pracht der Diction förderlich erläuterte. Auch trieb er ihn dazu, dem ersten Geschäft des Herausgebers, der eigentlichen Voraussetzung einer wissenschaftlichen Edition: der Textgestaltung besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auch das bedeutete damals bei der Veröffentlichung der Werke eines modernen Dichters nicht wenig. Wie er dabei im einzelnen verfuhr, zeigte er in der im J. 1873 erschienenen kleinen Schrift „Zur Textkritik von Goethe's Werken“, in der er eine Geschichte des Textes der vom Dichter übersetzten Memoiren Benvenuto Cellini's gab. Er hatte sie in der Hempel'schen Ausgabe edirt und wies nun an den Mängeln einer 1868 bei Cotta erschienenen, ohne kritische Berücksichtigung hergestellten Ausgabe die Ergebnisse nach, die aus seiner sorgfältigen Beachtung der im Laufe der verschiedenen Auflagen eingetretenen Veränderungen resultirten. Er handhabte dabei mit Geschick das Rüstzeug des Philologen, der dem Ziele zustrebt, das wahre Gesicht seines Autors zu zeigen, d. h. ihm zu dem Rechte des eigenen Wortes zu verhelfen. Ob dabei die Grundlage seiner Auffassung richtig war oder nicht, kommt jetzt um so weniger in Betracht, als inzwischen die Behandlung der Textgeschichte von Goethe's Werken auf eine neue Basis gestellt ist. — Von geringerer Bedeutung war ein 1870 erschienenes Marienburger Programm „Ueber Goethes ‚Elpenor‘ und ‚Achillëis‘“. In ihm wird das Problem, auf das es ankam: wie die Fragmente gebliebenen Dichtungen im Sinne des Schöpfers weiter zu denken sind, nicht gefördert. Die Behandlung des Epos bleibt ganz an der Oberfläche, inbezug auf das Drama wird nur über die von verschiedenen Seiten unternommenen Versuche der Fortführung referirt.

Wirklich verdienstlich war dagegen und ist heute noch die von St. veranstaltete Sammlung „Goethe's Briefe“, 2 Theile (Berlin 1882—84). Das Buch gibt ein Verzeichniß aller Briefe des Dichters, die nach den alphabetisch geordneten Empfängern aufgezählt sind. Jeder Correspondent hat eine kurze Biographie erhalten, deren Kern die Darstellung der Beziehungen zu Goethe bildet. Datum und Anfang eines jeden Schreibens werden notirt. Auch wird angegeben, wo es bisher gedruckt ist. Nicht wenige bis dahin unbekannte werden mitgetheilt, wichtigere verborgene neu veröffentlicht, oder es wird von ihnen eine kurze Inhaltsangabe geboten. Am Schluß gruppirt St. noch die Briefe nach dem Stand oder dem entscheidenden Thätigkeitsgebiet der Empfänger und sucht in einer zusammenfassenden Betrachtung die Gesammtresultate der Publication zu geben. Hier zeigt er nun aber wieder, daß die Synthese nicht seine Sache war. Kahl und nüchtern wird dieses unendlich fruchtbare Thema mehr registrirt als behandelt. Ein chronologisches, sehr nützliches Verzeichniß sämmtlicher Briefe, das die Verlagshandlung anfertigen ließ, bildete eine Art Anhang zum Ganzen, das zum Handwerkszeug für den Goetheforscher geworden ist und die wichtigste Vorarbeit für das Briefcorpus der Weimarer Ausgabe von Goethe's Werken bildete. Für dieses Corpus gab

St. übrigens den dritten Band heraus (1888), während er den vierten (1889) nur zugerüstet hatte.

Eine 1886—1888 erschienene, von ihm besorgte Ausgabe von Goethe's Gedichten mit Commentar in drei Bänden bezeichnete keinen Fortschritt gegenüber den vorhandenen und blieb ohne alle Wirkung in der Wissenschaft.

Strehlke's letzte Schriften, die beide 1891 (Stuttgart) erschienen, galten Goethe's „Faust". Die eine, „Paralipomena zu Goethes Faust" betitelt, ist eine Sammlung der so zahlreichen Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente zum Drama. Sie bot nicht viel mehr als eine Wiederholung der im vierzehnten und fünfzehnten Bande der Weimarer Ausgabe publicirten Materialien. Nur durch eine zum Theil neue Anordnung der Stücke und durch die Beigabe von Erläuterungen, die dort nicht gegeben werden konnten, wich sie von dieser Edition ab. Dieser Commentar aber ist sehr dürftig. Auch textlich zeigte der Abdruck keine wesentlichen Verbesserungen. Die zweite Schrift ist ein „Wörterbuch zu Goethe's Faust". Es ist einmal ein sprachliches Lexikon, das die charakteristischen Worte der einzigen Dichtung verzeichnet und deutet, dann aber auch ein Lexikon der Realien, indem es Gestalten wie die „Mütter", den „Erdgeist", „Homunculus", [„Mephisto"] erklärt, daneben jedoch auch Erscheinungen wie Metrik, Zusammensetzungen, Stabreim u. dgl. behandelt, d. h. also im Grunde ein alphabetisch disponirter Commentar. Als sprachliches Lexikon ist es weder lückenlos, wie Erich Schmidt in einer Recension des Buches im „Anzeiger für deutsches Alterthum" 1894 gezeigt hat, noch erfüllt es die tieferen Bedürfnisse der Wortexegese. Lediglich als erster Versuch, als Verzeichniß behält es seinen Werth. Nicht minder ließ der Commentar, die Erörterung der Realien, zu wünschen übrig.

So habe ich an fast allen Arbeiten Strehlke's Schwächen zu constatiren. Trotzdem hat er um die wissenschaftliche Ergründung der Goethischen Persönlichkeit Verdienste. Er war mehr ein Vorarbeiter als ein selbst Gestaltender. Philologisch ausgedrückt besaß er mehr die recensio als die interpretatio. Aber indem seine Wirksamkeit in eine Zeit fiel, da sich die Beschäftigung mit Goethe von dilettantischer Behandlungsweise zu einem fachmäßigen Betrieb erhob und indem er die in der classischen Philologie erlernte Technik auf die Erforschung der Werke des Dichters anwandte, hat er seine Erkenntniß fördern helfen und sich dadurch mittelbar der wissenschaftlichen Betrachtung der modernen Litteratur überhaupt nützlich erwiesen.

Vgl. den vom Verf. herrührenden Nachruf im Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog 1896, S. 319 ff. Er wurde für diese Biographie begreiflicher Weise benutzt.

Otto Pniower.

Stricker: Salomon St., Experimentalpatholog zu Wien, wurde 1834 zu Waag-Neustadtl in Ungarn geboren, studirte anfangs Jura in Wien, ging jedoch später zur Medicin über, arbeitete schon als Student 1855 bis 1858 im Laboratorium bei Brücke und veröffentlichte als seine ersten beiden Arbeiten: „Untersuchungen über die Papillen in der Mundhöhle der Froschlarven" (1857) und „Entwickelungsgeschichte von Bufo cinereus bis zum Erscheinen der äußeren Kiemen". 1858 promovirt, trat er 1859 in das allgemeine Krankenhaus und wirkte hier als Secundararzt unter Kolisko, Türk, Szigmondy, Dittel, E. Jäger, Hebra und Sigmund bis 1862, wo er sich für Embryologie habilitirte. 1863 trat er als Assistent in Brücke's Institut ein und veröffentlichte von hier aus 1865 seine ersten großen Entdeckungen über Diapedesis der rothen Blutkörperchen und Contractilität der Gefäßwände. 1866 wurde St. Adjunct für experimentelle Forschung an der Klinik von

Oppolzer, 1868 wurde er speciell auf Betreiben Rokitansky's zum Professor e. o. der experimentellen Pathologie, sowie zum Leiter eines eigens für ihn gegründeten Instituts ernannt, aus dem schon 1869 die ersten „Studien“ erschienen mit dem Hauptangriff auf die Cohnheim'sche Lehre, der, wie bekannt, in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen erregte. 1871—1873 erschien Stricker's „Handbuch der Lehre von den Geweben des Menschen und der Thiere“ (ein Sammelwerk, im Verein mit anderen Histologen gearbeitet). 1872 erfolgte Stricker's Ernennung zum ordentlichen Professor für allgemeine und experimentelle Pathologie. 1871—1880 war er Redacteur der „Medicinischen Jahrbücher“, die zum Hauptorgan der Publicationen aus seinem Institut wurden. 1877—1883 erschienen die „Vorlesungen über allgemeine und experimentelle Pathologie“.

St., der am 2. April 1898 starb, war als Experimentator, Lehrer, Forscher und Schriftsteller gleich hervorragend. Ihm ist hauptsächlich die Einführung der mikroscopischen Demonstrationen mittels Projectionsapparates beim Unterricht in der Pathologie zu danken. Seine Vorträge fesselten durch unübertreffliche Klarheit. Als Experimentator und Mikroscopiker entwickelte er eine meisterhafte Technik. St. hat zuerst Gewebe durch Härten und Einbetten in Gummi oder Wachs für feine Schnitte aus freier Hand geeignet gemacht. Er besaß ein scharfes Auge, unsagbare Ausdauer und außerordentliche Energie. Gelegentlich seiner ersten Beobachtung der Zelltheilung in der entzündeten Froschzunge brachte er zehn Stunden ununterbrochen beim Mikroscop zu. Eine Reihe von Entdeckungen und Bereicherungen sind ihm und seiner Schule zu danken; außer den schon genannten noch die Histologie der Cornea, die Mechanik der Drüsensecretion (Spina), die Zelltheilung am lebenden Gewebe, die Lehre über das Verhältniß der Zellen zur Grundsubstanz, das Vasomotorencentrum für die Baucheingeweide, die gefäßerweiternden Nerven in den sensiblen Ischiadicuswurzeln, die Ursprünge der Nervi accelerantes (Wagner), die Wirkung der Diuretica, die anästhesirende Wirkung des Cocaïns (Koller) betreffenden. Seine Sätze in der Entzündungs- bezw. Gewebelehre: „Die Gewebe kehren auf ihren Jugendzustand zurück“ und „Die Zellen vermehren sich auf Kosten der Grundsubstanz“ wurden, wie Georg Kapsammer in seiner schönen Biographie von St. (Wiener medicin. Wochenschrift 1898, Nr. 10) hervorhebt, zu geflügelten Worten. — Stricker's Publicationen sind in der zur Feier seines 25jährigen Professorenjubiläums erschienenen Schrift: „Dreißig Jahre experimenteller Pathologie“ zusammengestellt. Ihre Zahl beträgt etwa 134 außer den fast 400 unter seiner Leitung veröffentlichten Arbeiten von 123 unmittelbaren Schülern, von denen 45 Professoren, 57 Docenten geworden sind. Auch philosophische Arbeiten rühren von ihm her, wie „Studien über das Bewußtsein“ (1879); „Studien über die Sprachvorstellungen“ (1880); „Ueber die Bewegungsvorstellungen“ (1882); „Studien über die Association der Vorstellungen“ (1883); „Physiologie des Rechts“ (1884).

Vgl. Biographisches Lexikon, herausgegeben von Pagel, S. 1671.

Pagel.

Strümpell: Ludwig St., einer der letzten unmittelbaren Schüler Herbart's, wurde am 28. Juni 1812 in Schöppenstedt geboren, wo er auch nach seinem am 18. Mai 1899 erfolgten Tode beigesetzt wurde. Durch die Stadtschule und durch Privatunterricht bei dem zweiten Prediger Schöppenstedts vorbereitet, bezog er im vierzehnten Lebensjahre das Gymnasium Catharineum in Braunschweig. Hier wirkte neben dem feinsinnigen Philologen Elster besonders Friedrich Griepenkerl, der Vater des Dichters Robert Griepenkerl, auf

ihn ein. Griepenkerl war einer der ältesten Schüler Herbart's und war, nachdem er unter Pestalozzi und Fellenberg sich zum Lehrer ausgebildet hatte, in Braunschweig am Gymnasium und gleichzeitig am Collegium Carolinum als Lehrer der deutschen Sprache, der Litteratur und Aesthetik thätig. Ihm verdankte St., wie er in seiner Autobiographie in Heindl's Galerie berühmter Pädagogen (1857) II, 511 selbst sagte, „die erste specifisch-philosophische Einwirkung, durch welche von der Zeit an sowohl die Gesammtrichtung seiner Studien als auch die Entwicklung seines inneren Geisteslebens bestimmt worden ist". Griepenkerl, in dessen Hause St. viel verkehrte, namentlich, seit er das Collegium Carolinum, das damals „eine Universität in kleinen Maßstabe war", bezogen hatte, vermittelte auch 1830 eine persönliche Begegnung Strümpell's mit Herbart. St. berichtet hierüber a. a. O. S. 512: „Der tiefe Eindruck, den die imponirende Erscheinung dieses Mannes auf ihn hervorbrachte, kann nur demjenigen verständlich sein, der aus eigener Erfahrung in seiner Jugend sich der geistigen Bedeutung eines damaligen Erlebnisses erinnert, wo das lebendige Bild einer durch intellectuelle und sittliche Größe ausgezeichneten Person, welcher eine starke, schon aus der Entfernung genährte Hochschätzung entgegenkommt, sich begeisternd in die Seele eines jungen Mannes einsenkt." St. wurde in Königsberg Herbart's Schüler und trat zu ihm in persönliche Beziehungen, „in Folge dessen das geistige Band zwischen ihm und dem Lehrer, welchem Pietät, Dankbarkeit und Liebe über das Grab hinaus bewahrt wird, noch enger wurde." St. promovirte 1833 bei Herbart mit der Abhandlung: „De methodo philosophica" und begab sich nach Bonn, um sich hier auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Doch zerschlug sich dieser Plan, besonders deshalb, „weil in seiner bisherigen philosophischen Ueberzeugung sich wesentliche Abweichungen aufdrängten, über die er auch mit Herbart sich nicht einigen konnte" (a. a. O. S. 519). Er verfolgte deshalb einen schon früher gehegten Plan: sich einige Jahre der pädagogischen Praxis zu widmen, wie das ja auch sein Lehrer Herbart gethan hatte. „Es ist unstreitig eine sehr werthvolle Eigenthümlichkeit der Herbartischen Philosophie, daß sie nicht bloß eine theoretische Continuität zwischen ihrer Psychologie, Ethik und Pädagogik in sehr specieller Weise aufrecht erhält und dadurch die letztere Doctrin in einem für die philosophische Erkenntniß höchst bedeutsamen Lichte erscheinen läßt, sondern, was mehr sagen will, durch die Einsicht, die sie bei dieser Continuität in das Gebiet der Pädagogik öffnet, auch auf die Willensthätigkeit namentlich jüngerer Anhänger leicht einen sittlichen Impuls ausübt, der sie veranlaßt, die Wirksamkeit eines Erziehers und Lehrers mit Hingebung zu ergreifen" (a. a. S. 513). St. nahm das Anerbieten, in einer adligen Familie Kurlands die Erziehung zweier Söhne zu leiten, an, und „es folgte nun die fast achtjährige rein pädagogische Periode, die für ihn mit den nützlichsten Erfahrungen, mit geistigen Sorgen und Freuden, mit tiefgreifenden Veranlassungen zur Selbstprüfung und Selbsterkenntniß wie zur wissenschaftlichen Orientirung über die feinen Verhältnisse zwischen pädagogischer Theorie und Praxis erfüllt gewesen ist. Dieser Zeitraum seines Lebens gewährt ihm noch jetzt Stoff zum Nachdenken und führt bald düstere, bald heitere Bilder in seine Seele zurück, je nachdem der Blick der Erinnerung über die Blüthen und Früchte, die unter seinem Wirken gediehen, oder über die Bruchstücke und Trümmer hinschweift, die an einzelnen Stellen des Gemäldes umherliegen". Besonders hoch schlug St. aus jener Zeit die Erkenntniß an, „daß, je voller und kräftiger das Ideal der intellectuellen, sittlichen und religiösen Bildung in der Brust eines jugendlichen Erziehers wirkt, desto vorsichtiger er insofern sein muß, daß er die von der Theorie eingegebenen künstlichen Erziehungs-

mittel nicht überschätzt. Vielmehr hat nach seiner Ueberzeugung der Erzieher, der als Fremder in einem fremden Hause wirken will, in allen Fällen an den in den jeweiligen faktischen Verhältnissen, wie in der Individualität, in der Familie, in Sitten und Gewohnheiten, in Neigungen und in Interessen u. s. w. liegenden natürlichen Potenzen, selbst dann, wenn er zum Theil mit ihnen in Opposition sein muß, ununterbrochen festzuhalten und seine Zwecke an den dadurch thatsächlich bestimmten Entwicklungsgang der Kinder anzuschließen“ (a. a. O. S. 514).

Diese Stellen aus Strümpell's Autobiographie zeigen einerseits, wie ernst St. seine Aufgabe als Erzieher auffaßte; andererseits beweisen sie, daß St. die Fragen der Erziehung schon frühzeitig zum Gegenstande eindringenden Nachdenkens gemacht hat, wie er denn schon 1845 eine Schrift veröffentlichte: „Der Begriff vom Individuum, herausgehoben aus dem Netze der praktischen Begriffe, welche der Pädagog zu erzeugen hat“, die nach Spitzner (Leipziger Lehrerzeitung 1899, S. 377) „bereits die psychologische Pädagogik und die pädagogische Pathologie in nuce enthält“. Auch sonst ließ ihm seine Thätigkeit als Hauslehrer noch Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete der Philosophie, und zwar zunächst im Anschluß an Herbart. So erschienen 1834: „Erläuterungen zu Herbarts Philosophie“; 1840: „Die Hauptpunkte der Herbart'schen Philosophie, kritisch beleuchtet“; 1843: „Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart“.

1843 wurde er durch den ihm befreundeten Kreismarschall Otto v. Mirbach zur Anstellung an der Universität Dorpat empfohlen; er habilitirte sich mit der Abhandlung: „De summi boni notione qualem proposuit Schleiermacherus dissertatio“ und wurde 1845 außerordentlicher, 1849 ordentlicher Professor der theoretischen und praktischen Philosophie, später auch der Pädagogik. Neben seinen Vorlesungen entfaltete er eine rege schriftstellerische Thätigkeit, der wir u. a. verdanken: „Vorschule der Ethik“, 1844, „Entwurf der Logik“, 1846, „Geschichte der griechischen Philosophie“, 1854 und 1861. Ganz besonders aber wurde St. durch schulorganisatorische Aufgaben in Anspruch genommen, die an ihn als Mitglied des sog. Curatorischen Conseils der Ostseeprovinzen herantraten. Der Vorsitzende dieses Conseils war der als Gelehrter wie als Staatsmann berühmte Freund Bismarck's, Graf Alexander Keyserling, der an St. einen verständnißvollen Mitarbeiter in seinen Bestrebungen zur Erhaltung und Förderung des Deutschthums in den Ostseeprovinzen fand. St. war als Professor der Pädagogik Vorsitzender der obersten Schulbehörde für das gesammte Schulwesen Kurlands, Livlands und Esthlands und fand in dieser Stellung reiche Gelegenheit, die baltischen Schulen zu Stätten deutscher Bildung auszugestalten. Mit Wehmuth dachte er später an diese Zeit zurück, „wo er so unendlich viel Begeisterung und Hingebung für pädagogisch-praktische Veranstaltungen im Dienste deutscher Geistesbildung aufgewendet habe“. Das neue Seminar in Dorpat hat er erbaut und eingerichtet. Er gab selbst Unterricht am Seminar, bildete tüchtige Lehrkräfte auf der Universität heran und berief solche aus Deutschland. Ganz besonderes Interesse wandte er dem Volksschulwesen zu. Häufig besuchte er die Lehrer in ihren Schulen und gab ihnen bei diesen Revisionen Winke und Weisungen. Mit den Lehrern der verschiedenen Schulgattungen hielt er zur eingehenden Berathung der Lehrpläne Conferenzen ab. Ferner sorgte er für die Einrichtung von Fortbildungsschulen. Endlich ist ihm die Gründung des allgemeinen pädagogischen Vereins in Dorpat zu verdanken, der lange Zeit eine lebhafte Thätigkeit entwickelte.

Allen diesen Aufgaben widmete sich St. mit der ihm eigenen, zähen

Willenskraft. Er hat zuletzt unter recht undankbaren Verhältnissen und im Kampfe um eine schon fast verlorene Sache, die Aufgabe, ein Hüter und Förderer der deutschen Schule in den russischen Ostseeprovinzen zu sein, mit solcher Hingabe erfüllt, daß eine spätere Geschichte des Deutschthums in den Ostseeprovinzen ihm neben dem Grafen Keyserling einen Ehrenplatz einräumen wird.

Fast möchte man es bedauern, daß diese schulorganisatorischen Arbeiten St. so sehr in Anspruch nahmen, da sie seine sonstige Thätigkeit oft erheblich beeinträchtigten. Andererseits führten sie ihn immer wieder auch zu theoretischer Beschäftigung mit den Fragen der Pädagogik, denen St. sein ganzes Interesse zugewandt hatte. Schon in Dorpat ergänzte St. seine pädagogischen Vorlesungen durch ein wissenschaftlich-pädagogisches Praktikum. 1844 veröffentlichte er einen Vortrag: „Die Verschiedenheit der Kindernaturen", der, wie er später selbst sagte, „den Anfang seiner wissenschaftlichen pädagogischen Arbeiten bildete". Der Vortrag „betrifft insbesondere diejenigen Eigenthümlichkeiten der Kinder, welche theils in bedenklicher, theils in natürlich-normaler Weise auffällig sind, entweder aus körperlichen oder rein physischen Ursachen entspringen und die Aufmerksamkeit des Erziehers und des Lehrers besonders in Anspruch nehmen". Es klingen also hier bereits jene Gedanken an, die St. in seinem letzten größeren Werke, der „Pädagogischen Pathologie", planmäßig ausgebildet hat.

1869 veröffentlichte er sodann eine pädagogische Schrift, die sich an weitere Kreise wandte: „Erziehungsfragen, gemeinverständlich erörtert". Auf dem engen Raume von 108 Seiten bespricht St. hier das, was man sonst allgemein Pädagogik nennt, und zwar in allgemein verständlicher Form und ohne gelehrtes Beiwerk. St. hat später nie mehr Gelegenheit gehabt, die Fragen der allgemeinen Pädagogik zum Gegenstand einer zusammenfassenden Erörterung zu machen, und so ist man denn für manche der pädagogischen Ansichten Strümpell's noch immer auf die „Erziehungsfragen" als Quelle angewiesen.

Leider setzten die politischen Verhältnisse Strümpell's Thätigkeit in Dorpat ein Ziel. Wenn der russische Minister der Aufklärung 1872 in einem Berichte (vgl. Schmid's Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 2. Aufl. VII, 1 S. 732) klagte, daß der Curatorische Conseil, zu dessen Mitgliedern ja auch St. gehörte, „außer Stande sei, eine auch nur einigermaßen richtig organisirte pädagogische Aufsicht über die ihm anvertrauten rechtgläubigen Schulen in den Dörfern der Esthen und Letten zu üben . . ., daß ohne offenbaren Schaden für die Volksbildung und sogar für die politischen Interessen Rußlands es unumgänglich erforderlich sei, dem Ministerium der Volksaufklärung den gebührenden Einfluß auf die Leitung einer für die Zukunft des Staates so wichtigen Angelegenheit zu ertheilen", so wird man unschwer erkennen, was St. 1871 veranlaßte, seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienste nachzusuchen. Er war stets bemüht gewesen, die Rechte des russischen Staates unangetastet zu lassen; aber er mußte jetzt einsehen, daß die geänderten politischen Verhältnisse ihm eine weitere ersprießliche Thätigkeit unmöglich machten, und die traurigen Schicksale, die das Deutschthum seither in den Ostseeprovinzen erlitten hat, haben St. nur zu sehr Recht gegeben; Keyserling war schon 1869 entlassen worden.

Als „Kaiserlich Russischer Wirklicher Staatsrath" mit dem Titel Excellenz und dem persönlichen Adel schied St. von Dorpat und begab sich nach Leipzig, wo er am 26. April 1871 seine Lehrthätigkeit aufs neue als Privatdocent begann. 1872 wurde er ordentlicher Honorarprofessor, konnte am 26. April

1896 in körperlicher und geistiger Rüstigkeit das Jubiläum seiner 25jährigen Wirksamkeit an der Leipziger Universität begehen und feierte im Winter 1899, was nur wenigen Universitätslehrern gegönnt war, das 111. Semester seiner akademischen Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung „über die Praxis des wissenschaftlichen Denkens".

Am 18. Mai 1899 starb St. nach kurzer, aber schwerer Krankheit, noch in den letzten Tagen seines Lebens mit einer „empirischen Darstellung der Thatsachen des Bewußtseins" beschäftigt.

Auch in Leipzig war Strümpell's Thätigkeit von reichen Erfolgen begleitet. Während 56 Semestern las er vor zusammen weit über 4000 Hörern, und zwar erstreckten sich seine Vorlesungen auf alle Zweige der Philosophie, besonders auch auf psychologische Pädagogik, die er neun Mal, und auf pädagogische Pathologie, die er zwei Mal las. Fast mehr noch als durch seine Vorlesungen wirkte St. durch das von ihm begründete „wissenschaftlich-pädagogische Praktikum", das er 34 Semester hindurch leitete, „um das receptive Arbeiten der Studenten der Pädagogik durch ein productives Verfahren zu ergänzen, diese überhaupt zur selbständigen pädagogischen Forschung anzuleiten". Zu den Mitgliedern dieses „wissenschaftlich-theologischen Praktikums" zählten Philologen, Theologen, ganz besonders aber auch junge Volksschullehrer, da bekannntlich die sächsischen Lehrer mit sehr guten Abgangszeugnissen nach Ablegung der Schulamtsprüfung die Berechtigung haben, in Leipzig zwei Jahre zu studiren. Man kann wohl sagen, daß das „wissenschaftlich-pädagogische Praktikum" Strümpell's Ansehen in der pädagogischen Welt begründet hat, da er es verstand, diese praktischen Uebungen mit außerordentlichem Geschick zu leiten. Er ging nicht darauf aus, wissenschaftliche Specialitäten unter engherziger Beschränkung auf gewisse Schulmeinungen zu züchten, sondern ihm kam es in erster Linie darauf an, seine Schüler zu freier, selbständiger Forschung anzuleiten. Mit Recht konnte darum Wendt den IV. Band der „Pädagogischen Abhandlungen von Mitgliedern des von Professor Strümpell geleiteten wissenschaftlich-pädagogischen Praktikums" mit den Worten einleiten: „Wir verehren Herbart und erkennen auch die Richtung seines Schülers Strümpell als den zweckmäßigsten Weiter- und Ausbau der Herbart'schen Pädagogik an; aber wir schwören weder auf die Worte Herbart's noch liegt es in dem Wesen unseres Lehrers, abweichende Meinungen als unvereinbar mit dem Begriffe eines Anhängers der psychologischen Pädagogik zu erklären".

In Leipzig verfaßte St. eine Reihe von philosophischen Werken, die theils aus seinen Vorlesungen entstanden, theils unterstützend neben diesen einhergingen, so wie er im Vorwort zu seinem „Grundriß der Psychologie" die Hoffnung aussprach, „den Vorträgen, die er über Psychologie halte, dadurch möglicherweise eine reichhaltigere Wirkung verschaffen zu können, daß er dieselben theils durch eine übersichtliche Zusammenfassung, theils durch gewisse zweckmäßige Ergänzungen vermittelst dieser Schrift unterstütze." So erschienen u. a.: 1878 „Die Geisteskräfte der Menschen, verglichen mit denen der Thiere", 1879 „Psychologische Pädagogik", 1881 „Grundriß der Logik oder der Lehre vom wissenschaftlichen Denken", 1884 „Grundriß der Psychologie", 1886 „Die Einleitung in die Philosophie vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie", 1888 „Gedanken über Religion und religiöse Probleme", 1890 „Pädagogische Pathologie" (1899 in dritter Auflage); ferner sind eine Reihe von kleineren Schriften, Abhandlungen und Vorträgen gesammelt herausgegeben worden.

Auf die „Psychologische Pädagogik" und die „Pädagogische Pathologie" muß hier noch etwas näher eingegangen werden.

In der Stelle aus seiner Autobiographie, die wir oben anführten, machte St. es dem Erzieher zur Pflicht, seine Thätigkeit an den Entwicklungsgang des Kindes anzuschließen. Schon in Dorpat hatte St. in diesem Sinne die psychologische Pädagogik zum Gegenstande von Vorlesungen gemacht, aber erst 1879 trat er mit einer wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Gegenstandes hervor; neben der zehn Jahre später erschienenen „Pädagogischen Pathologie“ ist die „Psychologische Pädagogik“ Strümpell's Hauptwerk.

Unter der psychologischen Pädagogik versteht er „die Wissenschaft von der geistigen Entwicklung des Kindes, bezogen auf die Zwecke, welche die Erziehung des Kindes durch den Erwachsenen im Anschluß an die Individualität desselben zu erreichen strebt“. Auf den reichen Inhalt des Buches, das einen Ehrenplatz in der pädagogischen Litteratur verdient, kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur auf das achte Capitel muß hingewiesen werden, weil hier St. zum ersten Male „von den in der Entwicklung des geistigen Lebens des Menschen frei wirkenden Causalitäten“ spricht, die in allen seinen späteren Veröffentlichungen eine so bedeutende Rolle spielen, und die er neben seinen Beweisgründen für das Dasein Gottes als eine „derjenigen Erweiterungen und Fortbildungen der Herbart'schen Philosophie“ bezeichnet hat, „die er für nöthig gehalten habe“. Im Anschluß an Herbart hatte St. nach Analogie der mechanischen Vorgänge in der Natur den Ausdruck „Mechanismus“ auch auf das geistige Gebiet übertragen und verstand somit unter dem psychischen Mechanismus „die von vielen Thatsachen unterstützte Annahme, daß sowohl der Uebergang der geistigen Zustände aus dem Unbewußtsein ins Bewußtsein, oder, anders gesagt, ihr Wiederauftreten, ihre Reproduction, ihr Gedächtniß, ihre Erinnerung, mithin ihr zeitliches Beharren und Fortbestehen im Innern, als auch insbesondere die Summe der bewußtwerdenden Vorstellungen, ihre Verbindung oder ihre Aussonderung aus den übrigen, sowie die bestimmte Abfolge in bestimmter Richtung und mit bestimmter Geschwindigkeit durch gewisse, innerhalb dieser Zustände oder innerhalb der Natur des menschlichen Wesens überhaupt liegende und ohne unser Wissen, Wollen und Zuthun derartig wirkende Ursachen bedingt und interessirt ist, daß jeder nachfolgende Zustand als unvermeidliche Folge des Vorhergehenden in gesetzlicher Weise eintritt und jeden andern in demselben Falle ausschließt“ (Psych. Päd. S. 49; diese Erklärung nahm St. noch in eine seiner letzten Veröffentlichungen auf: „Der Unterschied der Wahrheiten und der Irrthümer“, 1897, S. 15; dort wahrt er sich auch S. 17 die geistige Urheberschaft für seine Lehre von den frei wirkenden Kausalitäten).

St. sah den gerade an der Leipziger Hochschule mit großem Erfolg betriebenen Arbeiten über die Zusammenhänge des geistigen Lebens mit physiologischen Vorgängen und Verhältnissen mit einem gewissen Mißtrauen zu. Er fürchtete, daß eine zu starke Betonung des Antheils der Physiologie an der Psychologie dazu führen könne, „bei der Abhängigkeit beider die Eigenartigkeit und Selbständigkeit des geistigen Lebens zu übersehen oder gar gänzlich aufzugeben“. Dieser Gefahr glaubte er dadurch vorbeugen zu können, daß er einerseits „die Thatsachen des Bewußtseins in ihren Eigenthümlichkeiten darlegte“, anderseits den auf Erfahrung und Logik gegründeten Beweis erbrachte, „daß es neben dem psychophysischen und psychischen Mechanismus auch eine Anzahl frei wirkender Kausalitäten im Seelenleben giebt“ (Vorwort zum Grundriß der Psychologie S. III). Hierunter versteht er aber — Grundriß der Psychologie S. 267 — „ein solches Ursacheverhältniß, in welchem unmittelbar bewußte Glieder, hier also Vorstellungen, so auf einander wirken, daß ein neuer Bewußtseinsinhalt entspringt, welcher über das den einzelnen

Gliedern zugehörige Bewußtsein hinausführt und als solcher für sich durch einen ihm eigenthümlichen Zusatz weiter wirken, d. h. wiederum neue Bewußtseinsinhalte hervorbringen kann. . . . Dieser Zusatz besteht darin, daß ein solcher Bewußtseinsinhalt nicht mehr bloß da ist . . ., sondern ein Bewußtsein einschließt, durch welches sein sonst gleichgültiges Dasein umgewandelt und die Seele, ganz allgemein gesagt, in das ganz neue Bewußtsein eines Werthes versetzt ist. Die Fortwirkung dieses Neuen, also die neue Kausalität, geschieht dann nicht mehr bloß durch den Inhalt als solchen, wie es beim mechanischen Wirken der Fall ist, sondern durch den diesem Inhalt zukommenden Werth. Und wie viele Unterschiede das Wirken dieser Art nach den Unterschieden der Werthe annehmen kann, so viele frei wirkende psychische Kausalitäten gibt es: 1. die Kausalität des Gefühlslebens der Seele; 2. die logische Kausalität oder die Kausalität der zwingenden Gründe; 3. die ästhetische Kausalität; 4. die Kausalität des Gewissens; 5. die Kausalität der Selbstbestimmung oder der Willensfreiheit".

Mit einem kurzen Worte muß noch auf den Anhang zur „Psychologischen Pädagogik" hingewiesen werden. Er bringt Aufzeichnungen über die geistige Entwicklung eines weiblichen Kindes — es war Strümpell's eigene Tochter Emmi — während der ersten zwei Lebensjahre und gibt Anregung zu ähnlichen Beobachtungen und Untersuchungen. Daß diese Anregungen auf fruchtbaren Boden fielen, zeigt der heutige Stand der „Kinderpsychologie", die sich trotz mancher Mißgriffe, zu denen kritikloser Uebereifer geführt hat, zu einer beachtenswerthen Hülfswissenschaft der Psychologie entwickelt hat.

Einen noch tiefer gehenden Einfluß als die „Psychologische Pädagogik" übte Strümpell's letztes größeres Werk aus, das er im Alter von 78 Jahren 1890 veröffentlichte: „Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. Versuch einer Grundlegung für gebildete Eltern, Studierende der Pädagogik, Lehrer, sowie für Schulbehörden und Kinderärzte". Das Werk, das jetzt schon in dritter Auflage vorliegt, hat bahnbrechend gewirkt; wenn St. sein Buch auch bescheiden „Versuch einer Grundlegung" nannte, so ließ doch schon der erste Blick erkennen, daß man es hier mit einem ausgereiften Systeme zu thun hatte — die ersten Anfänge der Päd. Pathologie reichen bis in die früheste Dorpater Zeit zurück — und daß hier eine ganz neue Wissenschaft innerhalb der Pädagogik ausgebaut wurde, deren hohe philanthropische, pädagogische und social-ökonomische Bedeutung heute Niemand mehr verkennt. Gerade in unseren Tagen, in denen unser gesammtes öffentliches und privates Leben so viel Ungesundes an sich trägt, mußte ein Versuch, „die Fehlerhaftigkeiten der geistigen Entwicklung während des jugendlichen Alters, so weit es möglich ist, auf diejenigen ihrer Ursachen zurückzuführen, die entweder im psychischen Mechanismus allein oder in dem Zusammen- und Gegenwirken desselben mit dem physiologischen Mechanismus zu ermitteln sind" (Strümpell am Schlusse des 1894 veranstalteten Neudruckes seines Vortrages: „Die Verschiedenheit der Kindernaturen", 1844), mit Freuden begrüßt werden, da sich hierdurch die Möglichkeit bot, jene Fehler in einem Alter zu heilen, in denen sie noch heilbar sind. Die zweite Auflage der „Päd. Pathologie" erfuhr eine wesentliche Bereicherung durch Koch's grundlegendes Werk: „Die psychopathischen Minderwerthigkeiten", 1891—1893, dessen hohe Bedeutung für die pädagogische Pathologie St. sofort erkannte.

Nach der „Pädagogischen Pathologie" hat St. keine größere Arbeit mehr veröffentlicht. Den weiteren Ausbau der Gedanken, die er in seinen Schriften niedergelegt, in seinen Vorlesungen vor seinen Zuhörern entwickelt, in den Uebungen des „wissenschaftlich-pädagogischen Praktikums" in regem Austausch

der Meinungen erörtert hatte, konnte er nunmehr seinen Schülern überlassen, die sich begeistert um ihren Lehrer noch bis in seine letzten Lebenstage scharten, und die noch jetzt in dankbarer Verehrung an ihm hängen.

Von Herbart war St. ausgegangen; er galt mit Recht als einer der Hauptvertreter seiner Pädagogik. Aber St. hat sich stets das Recht der eigenen Meinung gewahrt und ist schon früh in wesentlichen Punkten von Herbart abgewichen und über ihn hinausgegangen. Während Stoy und Ziller das Hauptgewicht auf den erziehenden Unterricht legten, Waitz die Pädagogik als Kunstlehre der Ethik auffaßte und durch stärkere Betonung der Gemüthsbildung über Herbart hinauskam, betrieb St. innerhalb des weiten Bereichs der Herbart'schen Pädagogik vorzugsweise die Anwendung der Psychologie auf die Praxis der Erziehung oder umgekehrt, wie Spitzner (Leipz. Lehrerzeitung 1899, S. 379) mit Recht sagt, „die Begründung der Praxis der Erziehung auf die empirische Erforschung des werdenden Menschen, der Bildungsvorgänge und der Bildungswerthe der bekannten Unterrichts- und Erziehungsmittel".

Auf diesem Gebiete bewegen sich die meisten Arbeiten Strümpell's selbst, besonders seine Hauptwerke, die „Psychologische Pädagogik" und die „Pädagogische Pathologie", werden in der Geschichte der wissenschaftlichen Pädagogik allezeit mit Ehren genannt werden. Wilhelm Kahl.

Stülpnagel: Johann Friedrich von St., Kartograph, entstammte einer dem uckermärkischen Uradel angehörigen Officiersfamilie und wurde am 13. März 1786 als Sohn des preußischen Infanterie-Capitäns Wolf Friedrich Gottlob v. St. zu Anklam geboren. Den Ueberlieferungen seines Hauses getreu widmete er sich der militärischen Laufbahn und trat 1802 als Fahnenjunker in die preußische Armee ein. Er nahm an allen Feldzügen der Jahre 1806—1815 theil, kämpfte auf den Schlachtfeldern Deutschlands, Rußlands, Frankreichs und der Niederlande und zeichnete sich in mehreren Gefechten aus. 1810 verheirathete er sich trotz der unruhigen Zeiten mit Sophie Charlotte Keßler aus Stettin, die ihm in 55jähriger Ehe zehn Kinder schenkte. Nach den Freiheitskriegen lebte er als Hauptmann in verschiedenen westfälischen Garnisonen, bis ihn ein Ohrenleiden befiel, das nahezu völlige Taubheit herbeiführte und ihn zwang, 1822 seinen Abschied zu erbitten. Er zog nun, durch verwandtschaftliche Beziehungen veranlaßt, zunächst nach Erfurt, dann nach dem benachbarten Wandersleben. Da er aber nur wenig Vermögen besaß und eine sehr geringe Pension bezog, gerieth er als Vater einer zahlreichen Familie bald in schwere finanzielle Bedrängniß. Seine Bemühungen, eine lohnende Thätigkeit zu ermitteln, führten ihn mit dem namhaften Kartographen Adolf Stieler in Gotha zusammen, der geeignete Hülfskräfte für die Fortsetzung und Verbesserung seines in den Jahren 1817—1823 zum ersten Male erschienenen, seitdem öfters wieder aufgelegten und allmählich zu Weltberühmtheit gelangten „Handatlas über alle Theile der Erde" suchte. Beide Männer fanden rasch Wohlgefallen aneinander, und so trat St., der ein geschickter Zeichner und als ehemaliger Officier im Kartenwesen nicht unbewandert war, 1823 als Mitarbeiter in die Geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha ein, die sich mit der Herstellung und dem Vertrieb von Stieler's Karten beschäftigte. 42 Jahre lang bis zu seinem Tode hat er dieser angesehenen Firma seine volle Kraft gewidmet, und neben Stieler, Karl v. Spruner, Emil v. Sydow, Heinrich Berghaus und August Petermann galt er als eine Säule des Geschäfts. Zunächst behielt er seinen Wohnsitz in Wandersleben, entwarf eine Anzahl Ergänzungsblätter zu Stieler's Handatlas und corrigirte die übrigen auf Grund unausgesetzten Studiums der

neuesten Erscheinungen aus der geographischen und Reiselitteratur. Auch vollendete er eine große, von seinem Freunde begonnene Karte von Deutschland, dem Königreich der Niederlande, dem Königreich Belgien und der Schweiz mit den angrenzenden Ländern (25 Bl., Gotha 1829—1834). Als Stieler 1836 gestorben war, siedelte St. endgültig nach Gotha über und führte hier im Verein mit Heinrich Berghaus und Joseph Christoph Bär die Kartenwerke seines Vorgängers unter dessen Namen fort. Von dem Handatlas, zu dem er im Lauf der Jahre mehr als 50 neue Blätter beisteuerte und den er durch Ausscheidung veralteter und Verbesserung der zurückbleibenden Karten immer auf der Höhe der Zeit erhielt, redigirte er die vollständigen Ausgaben von 1847, 1854 und 1864, sowie mehrere Auflagen der mittleren und kleineren Ausgabe. Auch an den zahlreichen Neuauflagen von Stieler's Schulatlas hat er beträchtlichen Antheil. Von den Kartenwerken, die unter seinem eigenen Namen meist unter Mitwirkung J. C. Bär's erschienen und die gleichfalls fast sämmtlich wiederholt aufgelegt wurden, sind hauptsächlich folgende zu erwähnen: Karte von Europa und dem Orient (4 Bl., 1841), Palästina (1844), Taschenatlas über alle Theile der Erde nach dem neuesten Zustande in 24 Karten (1845), Eisenbahn-Atlas von Deutschland, Belgien, Elsaß und dem nördlichsten Theile von Italien in 12 Karten (1846), Deutschland, Königreich der Niederlande, Belgien und die Schweiz (1848), Schulwandkarte von Europa mit politischer Begrenzung der einzelnen Staaten (1852), Schulwandkarte von Deutschland (1855), Karte von Spanien und Portugal (1855), Die europäisch-russischen Grenzländer (10 Bl., 1855—1857), Karte von Frankreich (1856). Hervorzuheben ist auch sein bedeutender Antheil an der von Hermann Berghaus bearbeiteten berühmten Chart of the World on Mercator's Projection (zuerst 1863). Seitdem war er durch zunehmende Altersbeschwerden gezwungen, seine Arbeiten mehr und mehr einzuschränken. Am 18. October 1865 starb er zu Gotha, betrauert von seiner Wittwe und acht überlebenden Kindern.

Justus Perthes in Gotha 1785—1885. Gotha 1885, S. 26 ff. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser 1905, S. 787.

Viktor Hantzsch.

Sturm: Friedrich St., Genre- und Decorationsmaler, geboren 1822 in Wien, † am 1. November 1898 zu Weißenbach an der Triesting. Von der Porzellanmalerei ausgehend, wandte er sich dem figuralen Genre zu. Von 1853—59 beschickte er die Monatsausstellungen des österreichischen Kunstvereins mit Genre- und Thierstücken, wie: 1853 Samstag-Nachmittag, 1854 Die Dominospieler, 1855 Dorfschule in Syrmien, Zigeuner vom Markt heimkehrend (vom Kunstverein gekauft), Slavonischer Ziegenhirt; 1856 Scene auf der Puszta, Motiv aus Ungarn; 1859 Das Kostkind. — Die Münchener Kunstausstellung 1858 brachte von ihm den „Heimtrieb ungarischer Schafe in den Schafstall". Seine Hauptthätigkeit aber entfaltete er auf decorativem Gebiet. Dieses, und mit Vorliebe die Blumenmalerei, machte er auch zum Felde seiner Lehrthätigkeit, als er 1863 gelegentlich der Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien durch Eitelberger als Professor an die Kunstgewerbeschule des Institutes berufen wurde. Zu erwähnen ist hier sein Antheil an den Frescomalereien im Hofopernhaus. Ferner enthalten viele Villen und Paläste in und um Wien ihren Plafond- und Wandschmuck nach seinen Entwürfen. Seine decorativen Arbeiten zeichnen sich durch eine fein abgestimmte Farbencomposition und einen gewählten Geschmack aus. Sein Sohn Georg, Professor am Rijksmuseum in Amsterdam, entstammt seiner Schule und bewegt sich auf ähnlichen Bahnen.

Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 40. — Neues Wiener Tagblatt vom 3. November 1898.

Franz Vallentin.

Styger: Martin St., mit dem Klosternamen Paul, Kapuziner, schweizerischer Politiker, geboren 1764 zu Rothenthurm, Kanton Schwyz, † am 13. November 1824 zu Siena. Der Sohn eines Bauern, wurde St. nach dem Wunsche der Mutter bestimmt, in den Kapuziner-Orden einzutreten, und machte die dafür nothwendigen Studien in Schwyz und im Cistercienserkloster Wettingen; nach dem in Altorf vollendeten Noviziat wurde er 1787 in den Orden aufgenommen. Zu Beginn der helvetischen Revolution war er im Kloster zu Schüpfheim im Kanton Luzern. Im März und April nahm er schon, zuerst als Feldpater, aber bald selbst „zu Pferde sitzend, im Kapuzinerrock, Pistolen im Gurt und Kreuz und Schwert in der Hand", an den kriegerischen Ausmärschen zur Abwehr der einrückenden Truppen der französischen Republik theil, und auf seine Aufforderung entleerten die Urschweizer, als sie am 29. April in Luzern eingedrungen waren, um sich zu bewaffnen, das dortige Zeughaus. Mit Einsetzen der eigenen Persönlichkeit war in den darauf folgenden Tagen des Heldenkampfes der Schwyzer (s. A. D. B. XXVII, 524) St. überall, wo die Gefahr am größten war. Aber nach der Capitulation mußte er fliehen. Er fand Zuflucht im Vorarlberg und war auch an der Conferenz urschweizerischer Delegirter zu Feldkirch betheiligt, wobei er selbst die Aussagen in eine Art Protokoll zusammenfaßte und einen kürzeren Bericht schrieb, der an Johannes Müller nach Wien geschickt wurde. Im Zusammenhang mit den Plänen der schweizerischen Emigranten, die von einer in Aussicht stehenden Kriegserklärung Oesterreichs an die französische Republik eine Abwerfung der helvetischen Einrichtungen von ihrer Heimath erhofften, begann nun St. — „verschmitzt und grausam, stolz und kriechend, geübt im Reden, Menschenkenner und Selbstsüchtling", wie ihn der auf der Gegenseite stehende Zschokke charakterisirt — agitatorisch zu wirken. Während Hotze (s. A. D. B. XIII, 205) und der mit dem Einmarsch in Graubünden beauftragte österreichische General Auffenberg allerdings auch nicht genügend temporisirend wirkten, aber doch den Innenschweizern die österreichische Waffenhülfe nicht bedingungslos, sondern nur für den Fall eines Angriffes von französischer Seite in Aussicht stellten, freilich auch so über den festgestellten Plan hinaus, ging nun St., als er am 26. August Feldkirch verlassen hatte, rücksichtslos darauf aus, unter Verbreitung von Versprechungen, denen jegliche Berechtigung fehlte, zum Kampfe aufzureizen. So entstand, hervorgerufen durch die Forderung der Ablegung des helvetischen Bürgereides, der für das Ländchen Nidwalden so furchtbar vernichtende Kampf vom 7. September. Während die von St. irre geleiteten heldenhaften Kämpfer sich verbluteten, floh er, nicht ohne auf dem Wege im Wirthshaus an der Treib auf urnerischem Boden guter Dinge sich noch zu stärken, auf österreichischen Boden zurück. Als 1799, mit dem Ausbruch des Koalitionskrieges, die im englischen Solde stehende Truppe altschweizerisch gesinnter Emigranten, das unter dem Waadtländer Roverea stehende Corps, gebildet wurde, glaubte man St. wegen seiner allgemein bekannten Trunksucht nicht als Feldpater anstellen zu können. Dann aber erschien er doch mit dieser Legion, als sie in die Schweiz eintrat, und er hatte insbesondere mehrfach in Uri Aufträge der österreichischen Generalität auszurichten. Von Mitte Juli an stand er als besoldeter Feldpater des Regiments in Zürich, wo er das Lazareth besorgte. Eifrig nahm er daneben zuweilen an Kämpfen, besonders aber an den Anstrengungen für Wiederaufrichtung der alten politischen Ordnung in der Urschweiz Theil, wie sie an

die Stelle der dahinfallenden helvetischen Einrichtungen treten sollte. Aber mit der zweiten Schlacht bei Zürich im September, mit der Räumung der Schweiz, dem Abzug auch des Regiments Roverea war für St. diese Thätigkeit abgeschlossen. Fortan tritt er nirgends mehr hervor. Er wurde 1815 ein Gegenstand des Spottes, als er in dieser Zeit der Restauration sich wieder in den inneren Theilen der Schweiz zeigen wollte. Er ging jetzt nach Italien. Hier soll er, als er in Sicilien und ebenso auf der Insel Malta, einzig mit Hülfe widerspenstiger Galeerensklaven, Pestkranke besorgte, wieder seinen Muth bewiesen haben, und in Italien schloß er auch — ob temporum vicissitudines emigratus a patria sua, wie der Todtenschein aussagt — sein Leben.

Vgl. Zschokke, Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des alten eidgenössischen Kantons Schwyz, sowie die Litteratur über die Nidwaldener Septembertage, besonders die auf den 150 Folioseiten füllenden tagebuchartigen Aufzeichnungen über 1798 und 1799 ruhenden Ausführungen Ed. Wymann's: Pater Paul Styger's Beziehungen zu Uri in den Jahren 1798 und 1799, im XIV. historischen Neujahrs-Blatt, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthümer von Uri, 1908 (mit dem Porträt des bäurisch aussehenden Mönches), sowie Fel. Burckhardt, Die schweizerische Emigration 1798—1801 (1908), S. 108 ff. Meyer von Knonau.

Suadicani: Karl Ferdinand S. wurde am 17. December 1753 in Preetz in Holstein geboren. Zuerst als praktischer Arzt in Glückstadt, dann als Physicus für Segeberg hatte er in Neumünster die traurige Lage der Geisteskranken aus den Herzogthümern Schleswig und Holstein kennen gelernt, welche damals in und neben den in jenen beiden Orten befindlichen Zuchthäusern untergebracht waren. Schon 1783 reichte er zur Verbesserung ihrer Lage ein Gutachten ein. Als Leibarzt des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg in Augustenburg (1793—1801) kam er in Kopenhagen in Beziehungen zur königlichen Familie und begleitete 1796 und 1801 den damaligen Kronprinzen (nachmaligen — seit 1808 — König Frederik VI.) auf Badereisen. Seit 1802 war er Leibarzt und Physicus in Schleswig und benutzte seine einflußreiche Stellung beim König zur „Rettung dieser Menschenclasse, deren Noth gen Himmel schreit". Entscheidend war sein Bericht vom 11. Mai 1816 an das Schleswigsche Obergericht „Betreffs der traurigen Lage der Irren in den Herzogthümern Schleswig und Holstein". Es wurde 1817 der Bau eines Irrenhauses in Schleswig beschlossen und dasselbe 1820 eröffnet. Auch nachher widmete er sich auf das eifrigste der weiteren Entwicklung der Anstalt. Wenn er in dem oben angeführten Berichte als das nahe Ziel seiner Bemühungen die Gewißheit hinstellt: du unterschreibst dann nicht mehr ein Todesurtheil, wenn du Jemand ins Irrenhaus schickst, und wenn er hofft, daß das Morgenroth besserer Zeiten, welches über die jammervolle Lage unserer unglücklichen Mitmenschen zu dämmern scheint, zum sonnenhellen Tage werden möge — so steht er als ein idealer Vorkämpfer der modernen Psychiatrie vor uns. Schleswig-Holstein erwarb er dadurch den Ruhm eines der ersten Lande zu sein, in denen die bessere Zeit der Irrenpflege begann. Was er 1783 erstrebte: viele der Unglücklichen ihren Kindern, Verwandten und Mitbürgern wiederzugeben, hat er dann am Schluß seines Lebens in der allein durch seine Bestrebungen gegründeten Irrenanstalt Schleswig gelingen sehen können. Er starb hier am 22. Februar 1824 als Etatsrath.

Vgl. G. F. Schumacher, Genrebilder. Schleswig 1841, S. 336 ff. — Rüppell, Summarischer Bericht über die Irrenanstalt Schleswig. 1872,

S. 1. — Nachruf vom Generalsuperintendenten Adler. — Kirchhoff, Grundriß einer Geschichte der deutschen Irrenpflege. Berlin 1890, S. 133.

Th. Kirchhoff.

Succo: Reinhold S., Organist und Componist, ist am 29. Mai 1837 in Görlitz geboren. Seine musikalische Ausbildung erhielt er in Berlin, hauptsächlich durch Eduard Grell, dessen Anschauungen über den Vorrang der reinen Vocalmusik vor der Instrumentalmusik ihn merklich beeinflußt haben. 1865 wurde er Cantor und Organist an der Thomaskirche in Berlin, sowie Gesanglehrer am Louisenstädtischen Gymnasium. Durch Bildung eines Kirchenchors aus Gemeindemitgliedern erwarb er sich ein besonderes Verdienst um die Musikpflege an der Thomaskirche. Seit 1874 wirkte er an der kgl. Hochschule für Musik als Lehrer für Harmonielehre und Contrapunkt, und seit 1888 gehörte er der kgl. Akademie der Künste, seit 1892 dem Senate derselben an. Von seinen Compositionen sind namentlich die kirchlichen a cappella-Chöre hervorzuheben, doch hat er auch in begleiteten mehrstimmigen Gesangwerken Anerkennenswerthes geleistet. Ein Verzeichniß seiner hauptsächlichsten Werke findet sich in S. Kümmerle's „Encyklopädie der evangelischen Kirchenmusik". Auch als Schriftsteller ist S. hervorgetreten. In der Allgem. musikal. Zeitung finden sich folgende Aufsätze von ihm: „Ueber die Orgel der Thomaskirche zu Berlin" (1869, Nr. 8 u. 9), „Ueber Händel's Orgelconcerte" (1869, Nr. 10, 11 u. 12), „Die Tonarten der Choräle" (1869, Nr. 29—33). Für Zimmer's „Handbibliothek der praktischen Theologie" schrieb er: „Der Gemeindegesang und die geistliche Hausmusik", für die „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" III, 129 eine ausführliche Kritik des von O. Kade herausgegebenen vierstimmigen Choralbuchs zu dem Melodienbuch für das Mecklenburgische Kirchengesangbuch. Handschriftlich existirt von ihm der Entwurf einer Lehrordnung für den Unterricht in Harmonielehre und Contrapunkt an der königl. Hochschule für Musik. Er starb am 29. November 1879 in Breslau, wohin er sich zur Ausheilung eines inneren Leidens begeben hatte.

Carl Krebs.

Suho: Albert S. (Suhovius, Suhof), oder, wie er sich nach seinem Wappen (drei Keulen) auch nennt: Kuel, Kuyl, wurde zwischen 1370 und 1390 geboren, war Domvicar und Official des Dompropstes in Osnabrück und muß bald nach 1449 gestorben sein. Im J. 1434 hielt er sich als Vertreter des Capitels St. Johann-Osnabrück in Basel auf. S. schrieb: 1. „Speculum futurorum temporum", 1428, gedruckt in Paris 1513 und in Köln 1528. Das Buch schildert die Verfolgungen, welchen die Geistlichkeit zu allen Zeiten ausgesetzt war und die Strafen, welche die Tyrannen treffen. Für die Beispiele aus der Kaisergeschichte benutzte er die Chronik des Martin von Troppau. 2. „Abecedarium", 1434 vollendet. Es enthält nach F. Runge (Mittheilungen d. V. f. Osnabrückische Geschichte 16, S. 173 ff.) einen kurzen Inbegriff der Religion. 3. „Commentarius in hymnum ‚Lauda Sion Salvatorem'". 4. „Commentarius in hymnum ‚Ave maris stella'". Letztere beiden Schriften, die Hamelmann, wie er in der Opera genealogico-historica S. 216 sagt, noch in drei Exemplaren kannte, sind jetzt nicht nachzuweisen.

Jellinghaus.

Superville: Daniel von S., Mediciner von polyhistorischer Bildung, † 1773, wurde in Rotterdam am 2. December 1696 als dritter Sohn des Kaufmanns Jacob v. S. geboren, eines Refugiés, der aus einer alten französischen Familie stammte; sein Vater und Großvater waren zu Saumur in Anjou angesehene Aerzte gewesen; sein Bruder Daniel war in Rotterdam, wo er 1728 starb, ein hervorragender Theologe; er hatte sich am 5. October

1683 mit einer Holländerin Margareta geb. Vettekeuke verheirathet. Der Sohn bezog nach Vollendung der Schulstudien eine Universität — zunächst wissen wir nicht welche —, um sich der Arzneiwissenschaft zu widmen, und ging im J. 1718 auf die Universität Utrecht über, wo er noch am 1. November d. J. mit einer Disputation „de sanguine et sanguificatione" zum Doctor der Medicin promovirte. Er begab sich darauf nach Leyden, wo er am 13. Februar 1719 inscribirt wurde, Weihnachten 1719 als Mitglied der Wallonischen Kirche aufgenommen, 1721 in ihr zum Diakon erwählt wurde und sich am 26. April 1722 mit Katharine Elisabeth le Cointe vermählte. Im Juni 1722 verließ er Leyden und erschien noch in demselben Jahre in Stettin, weil ihn hier der König als Hof- und französischen Coloniemedicus angestellt und ihm am Gymnasium eine Professur der Anatomie und Chirurgie verliehen hatte. Da die letztere Stelle aber bereits besetzt war, so begann er 1724 unentgeltlich medicinische Demonstrationen zu halten; erst am 9. Mai 1726 wurde er auf Drängen des Königs als außerordentlicher Professor für jene Fächer eingeführt. Auch sonst suchte er sich eifrig zu bethätigen. Auf seinen Wunsch wurde er wohl schon 1725 Mitglied des neuerrichteten Collegium medicum; auch Landphysicus wird er gelegentlich genannt, und als solcher wird er die Visitation der pommerschen Apotheken u. a. vorgenommen haben. Nicht minder kam er in wissenschaftlichen Kreisen zu Ansehen; die kaiserliche Akademie der Naturforscher ernannte ihn am 10. December 1739 unter dem Namen Apollophanes III zu ihrem Mitgliede, ebenso auch die Societät der Wissenschaften in Berlin, was sich nach Pertz' Zeugniß allerdings nicht mehr actenmäßig belegen läßt, aber u. a. durch die Unterschrift seines von Fritsch 1744 gestochenen Bildnisses beglaubigt ist. Auch zu dem Berliner Hofe kam er in nahe Beziehungen. Er heilte König Friedrich Wilhelm I. von der Wassersucht, und wenn er gelegentlich auch dem Spotte des Kronprinzen zur Zielscheibe diente, so hat doch auch dieser viel von ihm gehalten, da er seine ärztliche Kunst für Voltaire in Anspruch nahm und ihn seiner Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, empfahl. Der gute Erfolg, den er auch für ihre Gesundheit 1738 erzielte, veranlaßte eine Wiederholung des Besuches und dann seinen völligen Uebertritt in markgräfliche Dienste.

S. wurde nun in Baireuth Leibarzt, wirklicher Geheimrath und Director der Bergwerke. Er gehörte bald zu den intimsten Vertrauten der Markgräfin und gewann auch auf den Markgrafen einen großen Einfluß; das machte sich in der Staatsverwaltung wie im Leben des Hofes bemerkbar. Sein Hauptwerk ist hier die Gründung einer neuen Universität gewesen, die zuerst am 21. März 1742 in Baireuth eröffnet, dann, nach Erlangen verlegt, hier am 4. November 1743 wieder aufgethan wurde. Es bedurfte einer klugen, thatkräftigen Persönlichkeit, um manchen Gegnern gegenüber unter schwierigen Verhältnissen diesem Plane die Ausführung zu sichern; nicht minder, um die junge Anstalt zu einer gedeihlichen Wirksamkeit zu bringen. Hierauf zielte mit bestem Erfolge das unablässige Streben Superville's ab, der anfangs zum Director der Universität, dann, als nach der Declaration vom 16. November 1746 das Directorium in ein Curatorium verwandelt war, zu ihrem cancellarius perpetuus ernannt worden war. Unermüdlich war er auf die Hebung der Hochschule bedacht, auf die Erweiterung ihrer Rechte, die Verbesserung ihrer finanziellen Fundirung, die Heranziehung tüchtiger Kräfte, die Weckung wissenschaftlichen Lebens durch die Stiftung einer Gesellschaft, die Beschaffung einer ausreichenden Bibliothek u. a. Auch vor eigenen bedeutenden Opfern schreckte er dabei nicht zurück; er schenkte, um mit gutem Beispiele voranzugehen, der Universität seine werthvolle Bücherei und eine Sammlung

physikalischer, chirurgischer und anatomischer Instrumente. Er verlor die Anstalt keinen Augenblick aus den Augen, auch wenn er, wie im J. 1745, wo er fast ein Jahr im Haag weilte, zu auswärtigen Gesandtschaften verwandt wurde; über alle Universitätsangelegenheiten traf er auch in der Ferne die Entscheidung. Wie er freudig seine Person für die Sache, die er zu der seinigen gemacht hatte, einsetzte, so trat er mit rücksichtsloser Entschiedenheit auch denen entgegen, die ihm seine Kreise störten. Das schuf ihm manche Gegner, wie der Erfolg, den er hatte, zahlreiche Neider ihm weckte. Vermuthlich hat dieser Männer heimliches Treiben seinen plötzlichen Sturz herbeigeführt. Der eigentliche Anlaß dazu ist nicht aufgeklärt. Es war offenbar nur eine Redensart, wenn S. der Universität am 2. März 1748 mittheilte, daß er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen werde. Die Schritte, die die Anstalt dagegen unternahm, waren erfolglos; schon unterm 3. April 1748 wurde ihm ein Nachfolger bestellt. Jedenfalls war die Markgräfin bei diesem Vorgehen gegen S. unbetheiligt; sie hat ihm ihre Gunst keineswegs entzogen. Denn sie bedachte ihn noch in ihrem ersten Testamente (April 1748) mit einer Pension und hat ihm später das Originalmanuscript ihrer Memoiren vermacht, wohl in der Absicht, daß er sie nach ihrem Tode herausgeben sollte. Er hat sie in der That auch einer stilistischen Durcharbeitung unterzogen, dann aber doch nicht veröffentlicht, so daß sie erst lange nach seinem Tode (1810) im Druck erschienen. Ob ihn selbst Bedenken über den Inhalt der Aufzeichnungen abgehalten haben, wird sich schwerlich noch feststellen lassen.

S. scheint die markgräflichen Lande nun schleunigst verlassen und sich zunächst in Bremen niedergelassen zu haben; denn von hier siedelte er um die Mitte des Jahres 1749 nach Braunschweig über, wo Herzog Karl ihm eine freie Wohnung einräumte. Ob eine Empfehlung der Markgräfin, deren Schwester Philippine Charlotte an Karl verheirathet war, hier mitgewirkt hat, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls trat er bald zu diesen Fürstlichkeiten in nähere Beziehung. Er wurde schon 1751 zu einer diplomatischen Sendung nach Holland verwandt und spielte eine Rolle in dem schöngeistigen Kreise, den die Herzogin um sich sammelte. Ihr Bruder König Friedrich schreibt von ihr an die Markgräfin am 17. November 1751: elle tient un petit bureau d'esprit à Brunsvic, dont votre médecin est le directeur et l'oracle. Er hat dann den Herzog namentlich auch zur Gründung des Kunst- und Naturaliencabinets veranlaßt, aus dem später das Herzogliche Museum hervorgegangen ist. Zunächst ordnete er eine kleine Sammlung von antiken Münzen, die dann vermehrt wurde, und erstattete darauf 1754 im Auftrage des Herzogs einen Bericht über die Anlage einer Kunst- und Naturaliensammlung, für die er einen vollständigen Plan ausarbeitete. Er rieth zunächst, aus den fürstlichen Schlössern die überall zerstreuten Alterthümer, Kunstsachen und Naturalien zusammenzubringen. Dieses geschah, und es entstand so in einigen Zimmern des großen Mosthofes, des stark umgestalteten Gebäudes der Burg Dankwarderode, der Anfang eines Museums, dessen Einrichtung und erste Leitung S. besorgte. 1755 unternahm er auch eine längere Reise nach Holland und Frankreich, wo er verschiedene Sammlungen von antiken Münzen, geschnittenen Steinen, Statuen, Inschriften, Curiositäten u. s. w. für den Herzog erwarb. Auch Naturalien und Alterthümer wurden von verschiedenen Seiten angefordert oder angekauft; anatomische Präparate wurden auf Superville's Anweisung hergestellt. So nahm die Sammlung schnell einen sehr erfreulichen Fortgang. Da aber kam die Noth des siebenjährigen Krieges dazwischen, die schwer auf dem Braunschweiger

Lande lastete und vorläufig natürlich den von S. verfolgten Bestrebungen ein völliges Ende machen mußte. Das war wohl die Ursache, daß er in seine alte Heimath zurückkehrte. Der Abschied vollzog sich hier in ungetrübter Freundschaft; der Herzog bewilligte ihm für die Zeit seines Aufenthalts im Auslande unterm 13. August 1761 die Hälfte seiner bisherigen Pension (1000 Gulden). Er schlug nun im Haag, bezw. im nahen Voorburg, seinen Wohnsitz auf und hat auch hier gelegentlich nach Braunschweig auf Wunsch noch Auskunft ertheilt und Geschäfte erledigt. Als seine Gattin 1769 starb, ist er mit Marie Marthe, der Tochter Pierre le Cointe's und Elisabeth de Gounyle, der Wittwe Corneille's de Normandie, baillif der Stadt Vliezingen, wohl seiner Schwägerin (geboren 24. Februar 1704), am 13. Mai 1770 eine zweite Ehe eingegangen. Trotz seinem schwächlichen Körper, der oft von Krankheit heimgesucht wurde, brachte er sein Leben fast auf 77 Jahre; er starb in Rotterdam am 16. November 1773 und wurde in der französischen Kirche (Vrouwe Kerk) zu Leyden beigesetzt.

Vgl. E. Sehling, Daniel v. Superville. Das Kanzleramt an der Universität Erlangen (Leipzig 1893) und die hier angeführte Litteratur; dazu Braunschw. Magazin 1906, S. 83 f.; gütige Auskunft vom Secretariat der Commission de l'histoire des Eglises Wallones, der Universitäten Leyden und Utrecht, den Stadtarchiven zu Rotterdam und im Haag, dem Staatsarchiv zu Stettin; herzogl. Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Süpfle: Theodor S., namhafter Schulmann und Litterarhistoriker, wurde am 24. Mai 1833 zu Karlsruhe geboren. Als Sohn des in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus in Oesterreich, Holland und Dänemark durch seine „Aufgaben zu lateinischen Stilübungen" rühmlichst bekannten Schulmannes, des großherzoglich badischen Hofrathes Karl Friedrich Süpfle, hatte er das Glück, die vortrefflichste Erziehung zu genießen und für das Amt eines Lehrers wie Wenige vorgebildet zu werden. Nachdem er das Lyceum seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er classische sowie neuere Philologie in Göttingen und Heidelberg; so gewissenhaft er auch seinen Fachstudien oblag, so wenig vernachlässigte er die verwandten Fächer und erwarb sich besonders eine umfassende philosophische und historische Bildung. An der Georgia Augusta waren es K. F. Hermann, Schneidewin, v. Leutsch und Ehrenfeuchter, die auf Richtung und Betrieb seiner Studien einen tiefgehenden Einfluß ausübten; neben gediegenen und ausgebreiteten Kenntnissen gewährte ihm diese Universität durch näheren Umgang mit Hermann und Schneidewin einen Einblick in die Gründlichkeit deutscher Gelehrtenarbeit. Im September 1858 wurde er auf Grund seiner Dissertation „De Theocriti primo idyllio" zum doctor philosophiae promovirt, nachdem er bereits im November 1854 das badische Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden hatte. Nach längerem Studienaufenthalte in Frankreich, wo er an unmittelbarer Quelle Sprache und Litteratur dieses Volkes kennen und schätzen lernte, begann er 1861 seine amtliche Thätigkeit am Gymnasium Ernestinum zu Gotha; hier wirkte in wissenschaftlicher wie pädagogischer Hinsicht ein hervorragender Philologe und Schulmann fruchtbar auf ihn ein, der damalige Anstaltsdirector Joachim Marquardt. Im J. 1870 wurde S. zum Professor ernannt und ein Jahr darauf durch die Verleihung des Ritterkreuzes des sächsischen Hausordens ausgezeichnet. Aber bereits im März 1872 verließ er, um einer Berufung in das dem deutschen Reiche zurückgewonnene Metz Folge zu leisten, die seinem Herzen so nahestehende Stadt, in welcher er sich durch seine Vermählung mit der Tochter des Geheimen Archivrathes Dr. August Beck ein eigenes Heim

gegründet hatte. Von 1872—1885 gehörte er dem kaiserlichen Lyceum der alten Reichsstadt als dessen tüchtigster Lehrer an: erfüllt von Schaffensdrang und Schaffenskraft hat er dort im äußersten Westen unseres Vaterlandes als Lehrer wie als Gelehrter eine an Erfolgen reiche Wirksamkeit entfaltet. Durch ein Augenleiden sah er sich vor der Zeit genöthigt, um Entlassung aus dem Schuldienste zu bitten, die ihm 1885 gewährt wurde, nachdem wiederholte Versuche der Behörde, ihn dem Dienste noch weiterhin zu erhalten, fehlgeschlagen hatten. Ostern 1886 ließ er sich in seinem Heimathlande, in Heidelberg, nieder; in stiller Zurückgezogenheit arbeitete hier der verdiente Forscher mit Einsetzung seiner ganzen Kraft, seiner ganzen Persönlichkeit an dem Ausbau seines litterarhistorischen Werkes ununterbrochen bis zu seinem Tode, der ihn am 15. September 1895 unerwartet seiner Familie, seinen Freunden, seiner Wissenschaft entriß.

Als Mann der Schule hat S. 24 Jahre gewirkt. Musterhafte Pflichttreue und peinliche Gewissenhaftigkeit in allen Obliegenheiten seines Amtes zeichnete ihn aus. „Vornehm, wie er in seinem ganzen Wesen war, hielt er auch bei Andern streng auf äußere Form, Ordnung und Sauberkeit; doch war ihm die Form nicht mehr, als sie eben sein soll: der Geist war es, den er durch die schöne Form bilden und erziehen wollte. Seinen Schülern war er ein liebevoller Erzieher und Berather.“ Schriftstellerisch ist S. als praktischer Schulmann durch Veröffentlichung von „Uebungsstücken zum Uebersetzen in das Französische“ sowie durch Weiterführung der lateinischen Uebungsbücher seines Vaters hervorgetreten. „Wie viel er aus dem Eigenen bei jeder der von ihm herausgegebenen 20 Auflagen den genannten Büchern einverleibte, weiß jeder, der während der letzten 25 Jahre sich mit ihnen befaßt hat.“

Als Litterarhistoriker erwarb sich S. einen bedeutenden Namen im In- und Auslande durch seine Forschungen über Ausdehnung und Stärke des Cultureinflusses Deutschlands auf Frankreich. „Allerdings“, bekennt er selbst, „war ich mir der großen Schwierigkeiten des Unternehmens und der nahezu unbegrenzten Ausdehnung der zu durchlaufenden Gebiete wohl bewußt. Aber das Ziel, das ich an den Grenzmarken der beiden großen Völker verfolgte, galt mir als ein so hohes und innerlich so lohnendes, daß ich vor keiner Arbeit, keiner Mühe, keinem Opfer zurückschreckte.“ Nach Beendigung schwieriger Vorarbeiten, nach Beschaffung und kritischer Sichtung des nicht bloß ungemein ausgedehnten, sondern auch an den verschiedensten und auseinanderliegendsten Fundorten zerstreuten Materiales wurde die „Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf Frankreich“ im J. 1890 zu Heidelberg vollendet.

Eine werthvolle Ergänzung und Erweiterung des Hauptwerkes (Gotha 1886—1890) bilden die Einzelforschungen auf dem Gebiete der internationalen Litteraturgeschichte, welche S. in den Jahren 1886—1895, größtentheils in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ veröffentlicht hat. „Alle seine Arbeiten tragen das Gepräge seines Schaffens: Alles, was er schrieb, war gründlich, klar und formvollendet dargestellt; in ihm verband sich mit dem Scharfsinn des Forschers die Gestaltungskraft des Künstlers.“

Die Herausgabe seiner kleineren Abhandlungen sowie seines litterarischen Nachlasses wird von seinem Sohne besorgt.

Von den Nekrologen, die in der Tagespresse und in Zeitschriften erschienen, sind hervorzuheben: Schwäbischer Merkur Nr. 250 vom 24. October 1895, zweite Abtheilung, S. 2144. — Straßburger Post Nr. 821 vom 2. November 1895. — National-Zeitung Nr. 709 vom 17. December

1895. — Südwestdeutsche Schulblätter, XIII. Jahrgang 1896, Nr. 2, S. 52—55. Gottfried Süpfle.

Suttner: Joseph Georg S., katholischer Theologe, geboren am 25. März 1827 zu Landau in der Pfalz, † am 16. September 1888 zu Eichstätt. Er besuchte, nachdem sein Vater als Beamter nach Kastl (Oberpfalz) versetzt worden war, seit 1836 die Studienanstalt zu Amberg, von Herbst 1839—1844 das Gymnasium zu Eichstätt, studirte dann daselbst Theologie und wurde am 7. April 1849 zum Priester geweiht. Herbst 1850 wurde er Docent der Homiletik und Liturgik am bischöflichen Lyceum daselbst, auch Custos an der kgl. Bibliothek, am 1. November 1852 Professor der genannten Fächer, 1860 bischöflicher geistlicher Rath; Herbst 1863 übernahm er zu den früheren Fächern auch die Kirchengeschichte; am 15. April 1867 wurde er Domcapitular, 1871 Generalvicar; daneben behielt er, während er die übrigen Fächer jetzt abgab, das Lehramt der Kirchengeschichte noch bis 1886 bei; am 19. Mai 1885 wurde er zum Dompropst ernannt, am 21. Juli als solcher instituirt.

S. entfaltete eine rege schriftstellerische Thätigkeit und machte sich besonders um die Eichstätter Diöcesangeschichte in hervorragender Weise verdient. Das „Pastoral-Blatt des Bisthums Eichstätt“, das er von 1854—1884 (1.—31. Jahrgang) redigirte, enthält von ihm eine Reihe von größeren und kleineren Specialuntersuchungen besonders aus diesem Gebiete, neben Arbeiten aus dem Gebiete der Liturgik. Von selbständig erschienenen Schriften sind zu nennen: „Boethius der letzte Römer. Sein Leben, sein christliches Bekenntniß, sein Nachruhm“ (Programm des Lyceums, Eichstätt 1852); „Maurus Xaverius, Abt von Plankstetten“ (Eichstätt 1857); „Geschichte des bischöflichen Seminars in Eichstätt. Nach den Quellen bearbeitet“ (Programm, Eichstätt 1859); „Bibliotheca Eystettensis dioecesana. Ein Beitrag zur Herstellung von Annalen der Litteratur des Bisthums Eichstätt“, 1. und 2. Abtheilung (Programme, Eichstätt 1866 u. 1867; jährliche Fortsetzungen dieser Diöcesan-Bibliographie erschienen weiterhin im Pastoral-Blatt); „Tabula Leonrodiana Eystettensis explicata et illustrata. Accedunt vitae Pontificum Eystettensium ad saeculum usque XVI ex Pontificali Gundecariano descriptae“ (Eichstätt 1867; Beilage zum Pastoral-Blatt, 14. Jahrg. 1867); „Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Eichstätt für das Jahr 1480“ (Programm, Eichstätt 1879); „Baugeschichte des Domes in Eichstätt. Eine Skizze“ (Eichstätt 1882). Ferner gab S. heraus: „Raymundi Antonii Episcopi [Raimund Anton, Graf von Strasoldo, Bischof von Eichstätt 1757—1781] Instructio pastoralis emendata et aucta iussu et auctoritate Reverendissimi ac Illustrissimi Patris ac Domini Georgii sacrae Sedis Eystettensis Episcopi ad Clerum dioecesanum“ (Eichstätt 1854); „Hodoeporicon S. Willibaldi: Die Pilgerfahrt des hl. Willibald mit Text und Commentar“ (Eichstätt 1857); „Matrikel des Bisthums Eichstätt vom Jahre 1875“ (Eichstätt 1882). Für die 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte verfaßte S. den Artikel über das Bisthum Eichstätt, Bd. IV (1886), Sp. 242—255.

Pemsel, Joseph Georg Suttner; Eichstätt 1895. Auch im Pastoral-Blatt des Bisthums Eichstätt, 1895, Nr. 13—25. — Pruner, Trauerrede; im Pastoral-Blatt 1888, Nr. 27. — Historisches Jahrbuch, 9. Bd., 1888, S. 798 f. (A. Hirschmann). — Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, 43. Bd. 1889, S. 235—237 (Berdolt). — Romstöck, Personalstatistik und Bibliographie des Lyceums in Eichstätt (Ingolstadt 1894), S. 162—164. Lauchert.

Swantibor III., Herzog von Pommern-Stettin, † 1413. Herzog Barnim III. von Pommern-Stettin hinterließ bei seinem Tode (am 24. August 1368) drei Söhne, Kasimir IV., Swantibor III. und Bogislaw VII., die nach dem Brauche des pommerschen Herzogshauses gemeinsam die Regierung des Stettiner Landes übernahmen. Nach dem Tode des ältesten Bruders (August 1372) hatte S. die Leitung der Regierungsgeschäfte in der an Kämpfen mit Brandenburg und Mecklenburg überreichen Zeit in der Hand. Es gelang ihm, die viel umstrittene Uckermark zu behaupten und eine Einigung der zahlreichen pommerschen Theilfürsten (1373) zu Stande zu bringen, um die alten Rechte Pommerns der Mark gegenüber aufrecht zu erhalten. Als Kaiser Karl IV. Brandenburg durch den Fürstenwalder Vertrag vom 15. August 1373 für seinen Sohn Sigmund gewonnen hatte, schloß sich S. ihm an und trat, wie es scheint, in persönliche Freundschaft zu ihm. Dadurch wurde das pommersche Herzogshaus, zu dem der Kaiser enge verwandtschaftliche Beziehungen hatte, mehr als bisher für die Interessen des Reiches gewonnen. Durch mancherlei Landfriedensbündnisse suchte S. auch die zerrütteten inneren Zustände seines Landes zu bessern. Am 19. September 1374 vermählte er sich in Bayreuth mit Anna, der Tochter des 1361 verstorbenen Burggrafen Albrecht des Schönen von Nürnberg. Als Erbe der Mutter (Sophia von Henneberg) seiner Gemahlin erhielt S. einige Städte und Orte in Franken (Königsberg, Kissingen u. a. m.), die er jedoch 1391 und 1393 bereits wieder verkaufte. Die Geldnoth, in die das Herzogsgeschlecht durch die unaufhörlichen Fehden gerieth, zwang die Fürsten zum Aufgeben mancher Hoheitsrechte in den Städten und hinderte sie, gegen deren stetig wachsende Macht aufzutreten oder Dänemark im Kampfe mit dem Hansabunde zu unterstützen, so wenig freundlich auch namentlich S. ihm gesinnt war. Er trat mit seinem Bruder Bogislaw VII. 1388 in den Dienst des Deutschen Ordens, was ihn aber nicht abhielt, hier und da gegen dessen Kriegsgäste feindlich vorzugehen oder sogar mit König Wladislaw von Polen zu verhandeln. Als er dann 1409 von neuem sich dem Orden zum Beistand gegen Polen verpflichtet hatte, hielt er sein Versprechen und sandte seinen Sohn Kasimir VI. nach Preußen, der in der Schlacht bei Tannenberg (1410) von den Polen gefangen, aber bald wieder freigelassen wurde.

Mit dem Markgrafen Jobst, dem Verwalter Brandenburgs, gerieth S. in mehrfache Kämpfe (1388, 1393, 1399), stand aber in engeren Beziehungen zum Könige Wenzel von Böhmen. Er unterstützte ihn, wie es scheint, in seinen Streitigkeiten mit dem böhmischen Adel, ja soll nach einer freilich unsicheren Nachricht bei der Befreiung Wenzel's mitgeholfen haben. Wiederholt hat er 1399 als einer der Gesandten des Königs mit den Kurfürsten verhandelt. Als Lohn für die Dienste erhielt er von Wenzel 1393 die Herrschaft Beeskow und machte später auch den Versuch, sich im Barnim festzusetzen. Im Herbste 1409 übernahm S. die Statthalterschaft der Mittelmark und gerieth dadurch in Streitigkeiten mit dem märkischen Adel, dessen Angehörige ihn früher nicht selten unterstützt hatten. Dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg trat er feindlich gegenüber, da dieser die Herausgabe der verpfändeten Theile der Uckermark verlangte. Pommersche Scharen stießen am 24. October 1412 auf dem Kremmer Damm mit den Mannen des Burggrafen zusammen, vermochten aber nichts Nachhaltiges auszurichten. Während noch der Kampf weiter tobte und die mühsam hergestellte Einigkeit des pommerschen Fürstenhauses wieder gelöst wurde, starb S. am 21. Juni 1413 im Alter von etwa 62 Jahren. Er wurde im Kloster Kolbatz beigesetzt. S. hinterließ zwei Söhne, Otto II., für den er vergebens versucht hatte, das

Erzstift Riga zu erlangen, und Kasimir VI. S. scheint ein energischer, tüchtiger Mann gewesen zu sein, konnte aber infolge der unglücklichen Zustände seines Landes nichts Dauerndes erreichen.

Barthold, Geschichte von Pommern und Rügen, Bd. III, S. 452 ff.; IV, 1, S. 6 ff. — Th. Lindner, Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel, Bd. II. — Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde 1897, S. 152 ff.; 1898, S. 102 ff. — J. Heidemann, Die Mark unter Jobst von Mähren. — Monumenta Zollerana IV, V. — Riedel, Cod. dipl. Brand. — Mecklenburg. Urkundenbuch XVI ff. — Reichstagsacten III, S. 128 ff. — Urkunden im kgl. Staatsarchive zu Stettin. M. Wehrmann.

Swawe: Bartholomäus S., evangelischer Bischof von Cammin, 1545—1549.

Als Sohn des Bürgermeisters von Stolp Jürgen Swawe (oder Suave) wurde Bartholomäus im August 1494 geboren. Er wurde in dem Jageteuffelschen Collegium zu Stettin erzogen und bewies dieser 1399 gestifteten Erziehungsanstalt seine Dankbarkeit durch ein Legat von 400 Thalern, das er ihr testamentarisch bestimmte. 1509 ist S. in Leipzig immatriculirt worden; ob er noch an anderen Universitäten studirte, ist unbekannt. Als pecuniäre Unterstützung für seine Studien erhielt er im Januar 1510 von Bischof Martin von Cammin eine Vicarie in Stolp, die kurz vorher sein Oheim Johann Swawe, Vicedominus von Cammin, mit anderen Geistlichen errichtet hatte. Er wird in der betreffenden Urkunde clericus genannt, doch deutet dieser Ausdruck keineswegs darauf hin, daß er geistliche Weihen empfangen habe, sondern ist nur als Bezeichnung für einen Studenten gebraucht, wie sie damals nicht selten angewandt wurde (vgl. Balt. Studien XXXIX, S. 270). In einer Urkunde vom 23. Februar 1515 wird er auch als clericus erwähnt; demnach scheint er damals noch studirt zu haben. Er soll auch nach Italien gezogen sein und sich in Rom sieben Jahre aufgehalten haben. Doch ist über sein Leben bis etwa 1521 nichts bekannt. Damals oder später erhielt er ein Kanonikat von St. Otten zu Stettin und das Vicedominat in Cammin und stand 1529 als Rath im Dienste der Herzoge Georg I. und Barnim XI. von Pommern. Beim Tode seines Oheims Johann (1529) war er mit seinem Vetter Peter dessen Erbe. In seiner Stellung zur Reformation scheint er sich an den Herzog Barnim angeschlossen zu haben, der dieser Bewegung mehr zuneigte als sein Bruder Georg. Noch kurz vor dessen Tode (9./10. Mai 1531) trat S. am 7. Mai 1531 in den Hofdienst Barnim's auf fünf Jahre gegen einen Jahressold von 100 Gulden. Als er von den Herzogen Barnim und Philipp im J. 1534 mit einigen Gütern belehnt worden war, heirathete er im October Gertrud v. Zitzewitz und nahm seinen Wohnsitz in Stettin, wo er 1535 ein Haus vom Mariencapitel erwarb. Doch zunächst sollte ihm wenig Muße bleiben, dort zu weilen, da er als Kanzler des Herzogs Barnim XI. (wahrscheinlich seit 1534) bei den Verhandlungen über die Kirchenreformation in Pommern und namentlich bei dem Landtage zu Treptow im December 1534 (vgl. K. Gräbert, Der Landtag zu Treptow. Dissertation, Berlin 1900) unausgesetzt thätig war. Nachdem dort die neue Kirchenordnung beschlossen worden war, vollzog Bugenhagen im Verein mit herzoglichen Räthen, zu denen S. gehörte, im Laufe des Jahres 1535 die Visitation in zahlreichen Städten (vgl. M. Wehrmann, Die Begründung des evangelischen Schulwesens in Pommern. Berlin 1905, S. 18—23). Bei dieser mühevollen Aufgabe erwarb sich S. die Zufriedenheit seines Fürsten so, daß dieser ihn mit neuen

Gütern belehnte und in Rechtsstreitigkeiten unterstützte. Am 11. Mai 1538 erneuerte Barnim den Vertrag mit S., durch den er in seinen Dienst getreten war, verlängerte ihn auf drei Jahre und verlieh ihm zugleich als Hauptmann Haus und Amt Bütow. In solchem Dienste mußte er fortgesetzt Reisen unternehmen, so war er bereits im August 1535 mit Jost v. Dewitz in Sachsen, um namentlich über die Aufnahme Pommerns in den Schmalkaldischen Bund zu verhandeln (vgl. Balt. Studien, N. F. X, S. 16 ff.). Nachdem dies erreicht war, mußte S. zumeist Pommern bei den Bundestagen vertreten und hatte dabei die unangenehme Aufgabe, das Verhalten seiner Herzoge zu rechtfertigen, die den Schutz des Bundes in Anspruch nahmen, aber mit ihren Leistungen stets im Rückstande blieben. Auch bei den Processen vor dem Kammergericht, die seit dem kaiserlichen Edict vom 10. Mai 1535 wegen Einziehung von Kirchengut gegen die Fürsten eingeleitet wurden, hatte er sehr oft die Vertretung und nicht minder mit dem langen Streite zu thun, der mit Dänemark wegen der Insel Rügen ausbrach. Dazu kamen ferner die Verhandlungen mit dem Bischofe Erasmus von Cammin, der sich nicht nur der Einführung der Kirchen Ordnung widersetzte, sondern auch die Loslösung des Stiftsgebietes vom Herzogthum anstrebte, und die zahlreichen Angelegenheiten der inneren Landesverwaltung, die sich in einem Zustande des Ueberganges befand. So war die Thätigkeit des Kanzlers höchst umfangreich und schwierig. S. scheint aber stets die Zufriedenheit seiner herzoglichen Herren erworben zu haben. Er war auch, wie es scheint, infolge seiner ruhigen Besonnenheit und Festigkeit, die er namentlich in kirchlichen Fragen bewies, wirklich der rechte Mann, die pommerschen Angelegenheiten im Auftrage seiner Herren in diesem unruhigen Zeitalter zu leiten. So nimmt er unter den herzoglichen Räthen eine hervorragende Stelle ein und wurde ganz besonders mit der Leitung der immer schwieriger werdenden Camminschen Sache betraut (vgl. Zeitschrift f. Kirchengeschichte XXII, S. 595 ff.). In Speier protestirte er gegen die Reichsunmittelbarkeit des Stiftes, in Cammin verhandelte er mit dem Bischofe und den Stiftsständen und verfaßte manche von den umfangreichen Schriftstücken in dieser Frage. Da wurde sie durch den plötzlichen Tod des Bischofs Erasmus am 26. Januar 1544 gelöst. Sogleich aber erhob sich ein neuer Streit über seine Nachfolge (vgl. Zeitschr. für Kirchengeschichte XXIII, S. 223 ff.), und erst nach langen Verhandlungen einigten sich die beiden Herzoge, dem Capitel die Wahl Johann Bugenhagen's vorzuschlagen. Auch hierbei war S. thätig, doch Bugenhagen lehnte, als das Capitel ihn am 24. Juni gewählt hatte, die Annahme ab. Der Streit um den Bischofsstuhl begann von neuem, bis endlich am 16. April 1545 die Herzoge auf Anrathen der Landstände sich entschlossen, Bartholomäus S. dem Capitel zu nominiren, das ihn auch am 4. Mai zum Bischof wählte. Seine Inthronisation fand am 5. Mai statt.

Bereits im Juli hielt S. in Stettin eine Synode ab, auf der über die neue Einrichtung des Stiftes und der Diöcesanverwaltung, sowie über Fragen des Gottesdienstes und des Unterrichtes eingehend berathen wurde. Dann schloß er am 12. October zu Cöslin, wo er die Huldigung der Stadt entgegengenommen hatte, mit den Herzogen einen Vertrag, in dem er jeden Anspruch auf eine Reichsunmittelbarkeit des Stiftes aufgab und die Treptower Ordnung annahm. Damit kam das Camminer Bisthum in vollkommene Abhängigkeit von der Landesherrschaft. Dem neuen evangelischen Bischofe, der sich eifrig bemühte, die kirchlichen Verhältnisse in seiner Diöcese endgültig zu ordnen und dazu Visitationen anordnete und leitete, traten indeß große Schwierigkeiten entgegen. Die Stadt Kolberg erkannte zwar den Kösliner

Vertrag an, verweigerte dem Bischofe aber die Huldigung und beschwerte sich 1547 sogar beim Kaiser, daß man ihr einen verheiratheten Bischof aufgedrungen habe, der das Stift dem Reiche entziehen wolle. Die Stände wollten sich ihm ebenfalls nicht fügen. Noch schwieriger wurde die Lage, als Kaiser Karl V. nach seinem Siege über den Schmalkaldischen Bund seinen Zorn auch gegen die Herzoge von Pommern wandte, die besonders vom Markgrafen Hans von Küstrin der Feindschaft gegen ihn beschuldigt wurden. Schon im Juli 1547 lud er auch den Bischof zur Verantwortung auf den Augsburger Reichstag, erließ aber dann bereits am 5. Januar 1548 ein Mandat an das Domcapitel und die Stiftstände von Cammin, den Herzogen und dem Bischofe Bartholomäus nicht zu gehorchen, sondern sich an das Reich zu halten. Gegen diesen Erlaß protestirten die Herzoge, die schon vorher auf alle mögliche Weise sich bemüht hatten, die Gnade des Kaisers wiederzugewinnen. Sie erreichten mit Mühe, daß der Kaiser am 3. Juni ihnen gegen die Zahlung einer Geldstrafe und die Annahme des Interims Verzeihung zusagte. Das Stift nahm er aber für das Reich in Anspruch und hielt das Mandat vom 5. Januar aufrecht, so daß die Verhandlungen darüber fortgingen. Es trat dabei immer deutlicher hervor, daß die größte Schwierigkeit für eine gütliche Beendigung des Streites in der Person des Bischofs lag. Deshalb zeigte sich S. schon im October 1548 bereit, sein Amt niederzulegen, zumal da das Aufbringen der Geldstrafe und die Annahme des Interims auf großen Widerstand stießen. Der bischöfliche Gesandte Martin Weiher erhielt am kaiserlichen Hofe den Bescheid, man sei dort geneigt, einen neu erwählten geeigneten Bischof anzuerkennen. Daraufhin begannen die Herzoge und das Capitel über eine solche Wahl zu verhandeln. Am 1. August 1549 legte S. sein Bischofsamt nieder, und am 3. August wurde der bereits als sein Nachfolger in Aussicht genommene Martin Weiher zum Bischofe gewählt.

S. erhielt bei seiner Abdankung vom Capitel eine angemessene Entschädigung an Geld und die Vogtei Bevenhausen. Als „alter Bischof“ blieb er im Rath der Herzoge und verwaltete bis 1560 das Amt und Haus Bütow. Krankheit und Alter zwangen ihn dann, sich von den Geschäften mehr und mehr zurückzuziehen, bis er 1566 starb. Der friedliebende, seinen Landesherren treu ergebene Mann war nicht geeignet gewesen, die Leitung des Stiftes, in dem der Widerstand gegen die Herzoge noch nicht gebrochen war, im Gegensatze zu diesen zu führen. Bei dem Widerstreit der Pläne, die einerseits auf die Erhaltung des Stiftes, andererseits auf dessen Vereinigung mit der Landesherrschaft hinzielten, vermochte er seine Stellung nicht zu behaupten.

Urkunden und Acten im kgl. Staatsarchive zu Stettin, namentlich das dort aufbewahrte Hausbuch Swawe's. — F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern IV, 2, S. 318—343. — M. Wehrmann, Geschichte von Pommern II, S. 46—51. — H. Waterstraat in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XXIII, S. 224—235. M. Wehrmann.

Swawe: Peter S., dänischer Kammersecretär, geboren 1496, † 1552. Peter S. wurde 1496 zu Stolp als Sohn des Gregor S. geboren. Seine Familie gehörte zu den angesehensten Geschlechtern der Stadt; Bartholomäus Swawe war sein Vetter. Er soll zuerst in Stolp, dann in Stettin die Schule besucht haben. Es ist auch wahrscheinlich, daß er in Treptow a. R. ein Schüler Johann Bugenhagen's gewesen ist; die Angabe, daß er diesen während seiner Forschungsreise durch Pommern im Sommer und Herbst 1517 im Lehramte vertreten habe, ist falsch, denn im Sommersemester 1517 ist S. in

Leipzig immatriculirt worden. Er soll auch in Löwen studirt und in Münster den berühmten Johann Murmellius als Lehrer gehört haben; wenn das richtig ist, so hat Bugenhagen ihn an jenen gelehrten Humanisten gewiesen. In Leipzig war S. ein Schüler Kaspar Börner's und schloß sich besonders dem Petrus Mosellanus an, der ihn hoch geschätzt haben soll. So wurde er gründlich in die humanistischen Wissenschaften eingeführt. Bei Luther's Disputation (1519) war er zugegen und fühlte sich veranlaßt, im August ein an den Professor Johann Cellarius gerichtetes Schreiben drucken zu lassen, in dem er seinen Lehrer Mosellanus gegen einen ihm scheinbar gemachten Vorwurf zu vertheidigen suchte. Cellarius antwortete ihm zunächst in einem Briefe, der mit meisterhafter Ironie abgefaßt ist, und dann in einer ernsthaften kleinen Broschüre. Gegen beide Druckschriften veröffentlichte S. eine nicht ungeschickt abgefaßte Apologie, auf die Cellarius nicht antwortete (vgl. Beiträge zur Sächsischen Kirchengeschichte XII [1897] S. 62—70).

Vielleicht infolge dieses an sich unwichtigen Streites verließ S. Leipzig und ging nach Wittenberg, wo damals auch der junge Herzog Barnim XI. von Pommern weilte. Mit ihm und seinem Erzieher Jakob Wobeser aus Stolp war S. wohl schon in Leipzig in Beziehung getreten, als sie der Disputation beigewohnt hatten. In Wittenberg verkehrte er häufig in Luther's Hause und trat ihm so nahe, daß jener ihn als Begleiter mitnahm, als er am 2. April 1521 zum Reichstage in Worms abreiste. Er saß mit Amsdorf und Petzensteiner in Luther's Wagen, als dieser am 16. April dort einfuhr. Auf der Rückkehr trennte er sich schon in Eisenach von Luther, war also nicht Zeuge der Entführung Luther's am 4. Mai, sondern kehrte direct nach Wittenberg zurück. Hier fand er seinen alten Lehrer und Freund Johann Bugenhagen vor, den er selbst, wie Melanchthon mittheilt, aufgefordert hat, dorthin zu kommen. S. hielt sich noch im September 1521 in Wittenberg auf und verkehrte in Melanchthon's Hause (vgl. Corp. Reformat. XII, S. 300). Auf Bugenhagen's Veranlassung begab er sich wahrscheinlich bald darauf nach Belbuk, wo im Sommer der Coadjutor des Caminer Bischofs, Erasmus von Manteuffel, den Geistlichen Johann Kureke eine Zeitlang gefangen gesetzt hatte. Hier wirkte S. einige Monate im Sinne Luther's, wurde dann aber, als Herzog Bogislaw X. auf Grund des Wormser Edictes gegen die dortigen Anhänger des Reformators mit Gewalt vorging, auch in Haft genommen. Nach kurzer Zeit erhielt er indeß die Freiheit wieder, wie es scheint, auf Verwendung des Herzogs Heinrich von Mecklenburg, an den sich Swawe's Wittenberger Freunde wandten, und des Dr. Valentin v. Stojentin (vgl. Corp. Ref. VII, S. 986. Kantzow hrsg. von Böhmer S. 160). Alsbald ging er in seine Heimathsstadt Stolp und begann in seinem Hause am Markte einigen Freunden der neuen Lehre und namentlich den Lehrern der Schule den Römerbrief zu erklären (Chytraeus, Saxonia I, S. 734). Wohl infolge der in Stolp ausbrechenden Unruhen verließ S. im Frühjahr 1524 die Stadt und ging nach Greifswald, wo er am 12. April in die Matrikel der Universität eingetragen wurde. Bald wirkte er hier als Lehrer und trug seinen Zuhörern die „Anfangsgründe der reineren Lehre“ vor. An Hermann Bonnus und Georg Normann, sowie den Stralsundern Johann Aepinus und Anton Gerson fand er gleichgesinnte Freunde, mit denen er in regem Verkehr und eifrigem Austausch der Gedanken stand (Balt. Studien, N. F. VI, S. 55, 57). Aus dieser Zeit vielleicht stammt ein von S. verfaßtes lateinisches Gedicht auf den Herzog Bogislav X. († am 5. October 1523), das handschriftlich erhalten ist (vgl. O. Heinemann, Johannes Bugenhagen's Pomerania, S. VII f.).

Lange ist er nicht in Greifswald thätig gewesen. Der Verfall der Hochschule veranlaßte ihn 1526, dem Rufe des Königs Friedrich I. von Dänemark nach Schleswig-Holstein zu folgen und dort das Amt eines Erziehers seines zweiten Sohnes, des Herzogs Johann (geboren 1521), zu übernehmen. Vielleicht hatte Herzog Christian, des Königs ältester Sohn, der den Reichstag in Worms besuchte und Umgang mit evangelisch gesinnten Männern hatte, S. dort kennen gelernt und seinen Vater auf ihn aufmerksam gemacht. Mit Eifer nahm er sich in Sonderburg seines Amtes an und scheint einen nicht geringen Einfluß auf seinen Zögling gewonnen zu haben, an den er noch 1537 einen Brief voll ernster Ermahnungen richtete. Daneben aber veranlaßte der König den humanistisch fein gebildeten Mann schon 1526, lateinische Schriften gegen den vertriebenen König Christian II. zu verfassen, und zog ihn mehr und mehr in den dänischen Staatsdienst, so daß an seine Stelle als Erzieher des Herzogs Johann etwa 1528 Hermann Bonnus trat. Von nun an ist er im Auftrage des Königs Friedrich und seines Nachfolgers, Christian III., oft als Gesandter ins Ausland gegangen zu Verhandlungen mit auswärtigen Mächten, so z. B. 1527, 1531, 1537, 1538, 1541 nach Frankreich, oder 1531, 1534 nach England. Bei den Verhandlungen mit dem Schmalkaldischen Bunde (1532, 1535, 1538), mit Kaiser Karl V. (1547) u. a. ist er wiederholt thätig gewesen und erwarb sich die Zufriedenheit seiner Könige. 1530/31 und 1543/44 bekleidete er das Rectorat der Universität Kopenhagen, ohne daß er Professor an der Hochschule war. 1535 erhielt er das Decanat in Roeskilde und war nach den Universitätsstatuten von 1539 als Inhaber dieser Pfründe einer der Conservatoren der Universität. Mit verschiedenen Gütern und einem Hofe in Kopenhagen wurde er belehnt. Im J. 1536 versuchte Herzog Philipp I. von Pommern S. in seinen Dienst zu ziehen, aber König Christian III. versagte ihm die Erlaubniß, in sein Heimathsland zu gehen. Eine Zeit lang scheint er seinem Secretär wegen dieses Wunsches gezürnt zu haben, bald aber beschäftigte er ihn wieder als königlichen Rath oder Orator bei diplomatischen Verhandlungen. S. war ein gebildeter Mann, so daß Melanchthon ihn dem Könige als wohl geeignet zur Abfassung einer Geschichte der Reformation in Dänemark empfahl. Mit Bugenhagen stand er in Briefwechsel. Als einer der ruhmwürdigsten Deutschen, die im 16. Jahrhundert im dänischen Staatsdienste standen, wird er in Dänemark gerühmt. „Ueber seine hervorragende Tüchtigkeit herrscht kein Zweifel.“ Er starb am 16. März 1552.

B. C. Sandvig, Peter Svave til Giordslöv, kong Christian III. raad og kammersecretair. Hans liv og levnet efter en gammelt handskrift med anmärkninger og tilläg. Kjøbenhavn 1777. — Pommersches Archiv V (1785), S. 29—37. — H. F. Rørdam, Kjøbenhavns Universitets historie I, S. 409—415. — D. Schäfer, Geschichte von Dänemark IV, S. 199, 209, 448 ff., 455. M. Wehrmann.

Sybel: Heinrich von S., berühmter Historiker, geboren zu Düsseldorf am 2. December 1817, † zu Marburg am 1. August 1895. — Das altbürgerliche Geschlecht Sybel wohnte weitverzweigt in der Grafschaft Mark, einige Kaufleute, die meisten Theologen, unter ihnen des Historikers Großvater Ludolf Florenz S., Subrector des Gymnasiums in Soest, später Pfarrer an der dortigen Petrikirche, ein trefflicher Lehrer und Prediger, von tüchtiger Bildung, die er auch als Verfasser von „Beiträgen zur westfälischen Kirchen- und Literaturgeschichte“ bekundete. Unter seinen hinterlassenen Schriften finden sich noch Abhandlungen über „das Testament Friedrich's des Großen“ und über die Frage: „Ist durch Revolutionen in den Staaten wahre Verbesserung für das Menschengeschlecht zu hoffen?“ — gleichsam Vorarbeiten für die

späteren Forschungen des Enkels. Sein 1781 geborener Sohn Heinrich Philipp Ferdinand, ursprünglich gleichfalls zur Theologie bestimmt, wählte nach eigener Neigung die juristische Laufbahn und wurde 1804 Assessor in Münster, unter der Franzosenherrschaft 1811 kaiserlicher Procurator, 1816 Justitiar bei der preußischen Regierung in Düsseldorf. Vermählt seit 1815 mit der Tochter eines wohlhabenden Elberfelder Kaufmanns, Amalie Brügelmann, die in einer Heidelberger Pension eine ausgezeichnete Bildung erhalten hatte, gelangte er bald zu Ansehen und Wohlstand, so daß er 1831 in den erblichen Adelstand erhoben wurde. In dem unter preußischer Herrschaft rasch emporblühenden Düsseldorf wurde sein Haus ein Mittelpunkt künstlerischen und litterarischen Lebens. Auch er war schriftstellerisch thätig; noch sind Aufzeichnungen von ihm erhalten, hauptsächlich Schilderungen aus der Franzosenzeit, in denen er Selbstbiographie und Culturgeschichte glücklich verbindet. Uebrigens war er ein eifriger preußischer Patriot, ein vortrefflicher Beamter, kirchlich und politisch liberal, zugleich, wie es scheint, nicht ohne eine streitlustige Ader.

In diesem Hause wuchs der am 2. December — dem napoleonischen Gedenktage — 1817 geborene älteste Sohn Heinrich Karl Ludolf heran, ein Knabe von lebhaftem und empfänglichem Geiste, von schöner Begabung und ausdauerndem Fleiße. S. selbst hat es immer als ein Glück seiner Jugend gepriesen, „daß er schon als Knabe und weiter als junger Mann in der glücklichen Lage war, alle Eindrücke einer dem Schönen gewidmeten Welt in die begeisterte Seele aufzunehmen“. Er schreibt darüber in seinen 1877 verfaßten Aufzeichnungen: „In den letzten zwanziger Jahren kam W. Schadow als Director der Kunstakademie nach Düsseldorf, mit ihm seine damaligen Schüler Lessing, Hübner, Beckmann, Hildebrand, Schirmer u. s. w. Um dieselbe Zeit wurde K. Immermann dorthin versetzt, bald nachher Felix Mendelssohn als städtischer Musikdirector gewonnen. Alle diese Männer verkehrten viel und dauernd in unserem Hause, wo ihnen meine Mutter, eine für alles Schöne höchst empfängliche Frau, das lebhafteste Interesse entgegenbrachte. Immermann war lange Zeit hindurch täglicher Gast; ich habe selten eine Persönlichkeit wiedergesehen, die jedem Begegnenden in solchem Maße den Eindruck geistiger Superiorität bei hinreißender Liebenswürdigkeit und Frische erweckte. In demselben Kreise erschien dann mit etwas ernsteren Zügen der Kunsthistoriker Schnase, der Dichter Uechtritz.“ Eine Fülle der edelsten ästhetischen Eindrücke umgab den heranwachsenden Knaben und regte zugleich den Sinn für schöne Form und den Trieb zu philosophischer Betrachtung an. Auch das Gymnasium wirkte auf ihn in entsprechender Weise.

Zugleich wandte aber schon der Schüler seine entschiedene Neigung der Geschichte zu. „Ich war unersättlich“, schreibt S. selbst, „in der Lektüre sowohl poetischer als historischer Schriften. Niebuhr's römische Geschichte machte mir den mächtigsten Eindruck; dann fand ich etwas später auf der städtischen Bibliothek Burke's Werke, die für meine politische Richtung von dauerndem Einfluß waren“. Das Reifezeugniß der Schule rühmt von S. „genaue sichere und umfassende Kenntnisse in Geschichte, Geographie und Chronologie“.

Nach einer glücklichen Schulzeit, während deren er mit dem gleichaltrigen Bernhard Windscheid und mit Eduard Bendemann dauernde Freundschaft schloß, bezog S. 1834, noch nicht ganz siebzehn Jahre alt, die Universität Berlin, wo er Collegien mannichfaltiger Art, auch chemische, hauptsächlich aber juristische und historische Vorlesungen bei Savigny und Ranke besuchte. Savigny, bei dem er Institutionen und zwei Mal Pandekten hörte, nennt er 1888 „den vollendetsten akademischen Lehrer des 19. Jahrhunderts“. „Mit Ueberraschung wurde ich inne, welche Fülle ethischen und culturgeschichtlichen

Reichthums das wegen seiner Trockenheit verrufene Pandektenstudium birgt und mit welcher classischen Meisterschaft und Klarheit der verehrte Lehrer diesen edlen Kern genießbar zu machen wußte." „Hier ging mir die Wahrheit auf, daß ein volles Quantum juristischer Bildung die unerläßliche Bedingung für die Erkenntniß und Darstellung politischer Geschichte ist." Es war der historische und culturgeschichtliche Gehalt der juristischen Vorlesungen, wohl auch die meisterhafte Verknüpfung der Entwicklung des Rechts mit der Entwicklung des Volksgeistes überhaupt, was ihn besonders zu Savigny hinzog. Mächtiger aber noch als Savigny packte und fesselte ihn doch Ranke, dessen „Fülle der Kenntniß, geistsprühender Vortrag, stets originelle und individuelle Darstellung" ihm „eine neue Welt eröffneten". Ranke hatte eben das erste jener historischen Seminare eröffnet, die, von seinen Schülern weitergebildet, auf allen deutschen Universitäten die methodische Quellenforschung gepflegt haben. „Die Morgenstunde in der Jägerstraße", da S. sich zu den Uebungen Ranke's zum ersten Male einfinden durfte, bezeichnete er später als den „Anfang seines wissenschaftlichen Lebens". So schreibt er 1867 dem verehrten Lehrer, dem „historicorum Germaniae principi", als „treuer Schüler", zum Doctorjubiläum: „Wie so vielen Anderen haben Sie auch mir die Wege zur Wissenschaft gewiesen. Sie sind mir stets das überlegene und antreibende Vorbild geblieben, Sie haben mich fort und fort mit thätiger und erfrischender Freundschaft gefördert." In der akademischen „Gedächtnißrede auf Leopold von Ranke" (1886) hat S. seiner Dankbarkeit besonders warmen Ausdruck gegeben.

An Ranke's historischen Uebungen betheiligte sich S. auch während er im Frühjahr 1837—1838 als Einjährig-Freiwilliger bei dem 2. Garde-Ulanenregimente diente. Aus den Anregungen, die er im Verkehr mit dem großen Meister und dessen älteren Schülern Waitz, Giesebrecht, Dönniges, Wilmans empfing, gingen seine ersten Arbeiten hervor, zunächst die Dissertation: „De fontibus libri Jordanis de origine actuque Getarum", eine ebenso fleißige wie scharfsinnige Untersuchung über die Quellen und die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers der Gothen, aber doch nur eine Arbeit, wie sie damals und später nicht wenige in Ranke's Seminar entstanden sind. Individueller als die Dissertation selbst erscheinen einige der beigegebenen Thesen: „Ohne Philosophie kein ordentlicher Historiker"; „die Kunst der Geschichtschreibung blüht, wenn die Objecte der Geschichtschreibung in Blüthe stehen"; „der Geschichtschreiber soll cum ira et studio schreiben"; „von den Personen, nicht von den Einrichtungen, hängen die Geschicke der Völker ab". Hier haben wir zusammen Wesenszüge von Sybel's geistiger Persönlichkeit und Leitsätze seiner wissenschaftlichen Arbeit: philosophische Durchdringung und Auffassung der geschichtlichen Entwicklung; Abhängigkeit der Geschichtschreibung von dem jedesmaligen Stande der staatlichen und geistigen Cultur; die Forderung Niebuhr's, daß der Geschichtschreiber die Vergangenheit wie etwas Gegenwärtiges durchlebe und empfinde und mit bewegten Lippen darüber rede; endlich die Betonung des „höchsten Glücks der Erdenkinder", der Persönlichkeit. Denn ganz wie Treitschke war und blieb S. allezeit der Ansicht, daß der freie Wille großer Persönlichkeiten der Geschichte zielsetzend ihre Bahnen weist.

Sybel's Thesen durchbrechen mit hellem und scharfem Klange die quiescirende Beschaulichkeit von Savigny's historischer Rechtsschule, ebenso wie das treufleißige Stillleben vieler Quellen sichtenden und Chroniken schreibenden Rankeschüler. Ein neuer Historiker kündigt sich an, der in freier und kräftiger Eigenart sein Haupt über die Schranken der Schule emporhebt, ein zwanzig-

jähriger Jüngling, der doch schon die festen Umrisse zeigt, die noch am 75jährigen Greise bemerkbar waren. An Ranke's Hand ist S. in das Reich der Wissenschaft eingetreten; seine Wege darin hat er sich dann selbst gesucht, seinen Platz sich selbst errungen.

Einige Monate nach dem „cum laude“ bestandenen mündlichen Examen und der am 18. April 1838 erfolgten Promotion ging S. nach Bonn, wo er sich im Sommer 1840 mit einer Probevorlesung über „die politischen und Culturverhältnisse des mit den Europäern zunächst in Berührung gekommenen Morgenlandes um die Zeit der beginnenden Kreuzzüge“ als Docent habilitirte. Am 7. November begann er seine akademische Thätigkeit mit einer Antrittsrede über Erzbischof Adalbert von Bremen, mit deren „Inhalt und Vortragung“ E. M. Arndt sich „sehr zufrieden“ erklärte. S. las dann zunächst über die Völkerwanderung, alte und neueste und rheinische Geschichte, nicht gerade unter erheblichem Zulauf, da neben ihm noch sechs andere Docenten, darunter Dahlmann und Löbell, der ihn übrigens besonders anregte und förderte, Geschichte vortrugen. Größeren Erfolg hatte seine litterarische Wirksamkeit. Noch zu Anfang des Jahres 1841 veröffentlichte er sein erstes größeres Werk, „Die Geschichte des ersten Kreuzzuges“, dessen allseitig anerkannte Bedeutung ihm einen Namen unter den deutschen Historikern erwarb. Ranke selbst begrüßte mit warmer Anerkennung die Arbeit, die er ursprünglich angeregt und deren Fortgang er mit seinem Rath begleitet hatte; „mit voller Ueberzeugung“, schrieb er am 6. Juli 1841 dem Minister Eichhorn, der ihn um ein Gutachten ersucht hatte, „spreche ich aus, daß sich von dem so jungen Verfasser vieles Gute erwarten läßt, und daß er aller Aufmunterung würdig ist“. Sybel's Werk darf noch heute als ein Muster methodischer Quellenforschung gelten. Mit eindringendem Scharfsinn sondert er die bisher neben und durch einander benutzten Quellenschriften, scheidet die echten Zeugnisse der Kreuzzugstheilnehmer von der späteren legendarischen Ueberlieferung und gibt dann in klarer Darstellung, mit gesundem politischem Urtheil, eine Geschichte des ersten Kreuzzugs, bei der der sagenhafte Ruhm des Eremiten Peter und Gottfried's von Bouillon gründlich zerstört, die Bedeutung Boemund's von Tarent in das rechte Licht gesetzt wird. Uebrigens zeigt die Arbeit, worauf damals besonders Menzel schon hinwies, im Inhalt wie in der Form, in der Schöpfung wie in der Fassung der Gedanken, noch den beherrschenden Einfluß Ranke's; Sätze wie: „den weltumwälzenden Ideen Gregor's setzte sich die Kraft der bestehenden Dinge entgegen“, tragen ganz Ranke'sche Prägung.

Nicht den gleichen Erfolg hatte S. mit der im J. 1844 erschienenen „Entstehung des deutschen Königthums“, einer Schrift, welche die Nachwirkung der Berliner Rechtsstudien — auch in der Ueberschätzung des römischen Einflusses — erkennen läßt, in der Heranziehung der Verhältnisse anderer Völker — Afghanen und Russen, Schotten und Sulioten — etwas von Ranke'scher Universalität zeigt, welche aber zugleich durch die Betonung der Bedeutung hervorragender Persönlichkeiten für die Staatenbildung wieder Sybel's Eigenart verräth. Kecklich wendet sich der junge Historiker gegen Jacob Grimm, der die Continuität der deutschen Zustände gelehrt hatte; er leugnet die Entwicklungsfähigkeit der alten Geschlechtsverfassung, den einheimischen Ursprung des deutschen Königthums und leitet dies aus den Dienstverträgen germanischer Häuptlinge mit römischen Imperatoren ab, eine Auffassung, gegen die sogleich Georg Waitz, von dessen deutscher Verfassungsgeschichte eben damals der erste Band erschien, und später Felix Dahn lebhaften Widerspruch erhoben, während H. Leo seine Zustimmung aussprach. Wie die „Geschichte des ersten Kreuzzuges“ zeigt auch die „Entstehung des deutschen Königthums“

scharfe und eindringende Kritik, ein deutliches Bestreben, den Zusammenhang der Entwicklung durch leitende Gedanken begreiflich zu machen, eine ungesuchte Selbständigkeit und Ursprünglichkeit der Auffassung, die sich keiner Autorität unterordnet, besonders aber einen entschiedenen Gegensatz gegen die romantische Verklärung des deutschen Mittelalters, die, im Zeitalter der Freiheitskriege emporgekommen, unter König Friedrich Wilhelm IV. neues Leben gewonnen hatte.

Neben diesen beiden größeren Werken veröffentlichte S., namentlich in den Jahrbüchern des noch heute blühenden „Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland", eine Anzahl von Abhandlungen und Recensionen, unter denen eine Besprechung des dritten Bandes von Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts viel bemerkt wurde (1844). Er anerkannte die persönliche Energie, mit der Schlosser allenthalben sein gesundes Ich und seinen Maßstab zu behaupten wußte, aber er vermißte das unerläßliche Gegengewicht hierzu, die Fähigkeit, sich „mit Ehrfurcht und Liebe" in den Stoff zu versenken, und er tadelte nachdrücklich den Mangel an ästhetischem Sinn und das Uebermaß moralisirender Betrachtungsweise, die sich in einem stets „grämlichen Tone" ausspreche, sowie „die Eilfertigkeit, an jede Erscheinung eine Kritik in demokratischem Sinne anzuknüpfen". Zugleich arbeitete S. fleißig an einer rheinischen Geschichte, in der er besonders die administrative, ständische und kirchliche Entwicklung der Rheinlande darzustellen beabsichtigte. Auch ein gewisses praktisches Interesse scheint ihn bei diesen Arbeiten schon geleitet zu haben; er wollte die ältere rheinische Geschichte durchforschen, hauptsächlich auch um, wie er damals schreibt, den richtigen „geschichtlichen Standpunkt" für die Beurtheilung seiner eigenen Zeit und seiner eigenen Umgebung zu gewinnen.

Inzwischen, im Herbst 1841, hatte S. sich mit einer jungen Dame aus Darmstadt, der Tochter des hessischen Ministerialraths Eckhardt, Karoline, vermählt, die ihm in glücklicher dreiundvierzigjähriger Ehe mehrere Söhne schenkte, von denen zwei den Vater überlebt haben. Das junge Paar erfreute sich der angenehmsten gesellschaftlichen Verhältnisse, inmitten eines eifrigen Kreises junger Docenten, zu denen Sybel's alter Freund der Pandektist B. Windscheid, der Orientalist Gildemeister, die Philologen Heimsoeth und Urlichs u. A. gehörten. „Wir hielten", so schreibt S., „nicht bloß bei den Büchern zusammen, sondern führten auch ein lustiges Leben, stifteten einen Schwanen-Orden, so genannt nach dem Wirthshaus, wo er tagte, veranstalteten Concerte, Bälle, Landpartien und genossen eines guten Ansehens in der Gesellschaft." Aus diesem Kreise entsprang die Anregung zu der mit Gildemeister verfaßten Streitschrift: „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke" (1844). Die Schrift, durch die S. mit dem schweren Rüstzeug Ranke'scher methodischer Kritik in die Tageskämpfe eingriff, hatte trotz oder wegen vielfacher und heftiger Anfeindungen großen Erfolg. Noch 1844 erschien eine zweite, im nächsten Jahre eine dritte Auflage, und der Angriffe erwehrten sich die Verfasser in einem zweiten Theile unter dem Titel: „Die Advokaten des Trierer Rocks. Zur Ruhe verwiesen von Dr. J. Gildemeister und Dr. H. v. Sybel" (3 Hefte, 1845).

Noch vor Veröffentlichung dieser Schriften war S. zum außerordentlichen Professor ernannt worden (29. April 1844), nach einem Gutachten der philosophischen Facultät, die an ihm „ausgezeichnete Kenntnisse, viele Fähigkeiten und echten wissenschaftlichen Sinn" rühmte, und nach Befürwortung durch den Minister Eichhorn, dem, wie S. erzählt, die Kritik Schlosser's besonders gefallen hatte. Es wurde dabei ausgesprochen, man wolle ihn mittels dieser

Beförderung dem preußischen Staatsdienst erhalten und „ihn in den Stand setzen, sich mit um so größerem Erfolg der Bearbeitung der Geschichte der Rheinprovinz widmen zu können". Trotzdem blieb Sybel's akademische Stellung, bei der großen Zahl älterer Professoren, nach wie vor ungünstig und aussichtslos, so daß es begreiflich ist, wenn er, obschon mit Leib und Seele Rheinländer und Preuße, doch im nächsten Jahre der Berufung zu einer ordentlichen Professur der Geschichte in Marburg ohne langes Bedenken folgte. Der spätere Minister Bethmann-Hollweg, damals Curator der Universität Bonn, sah „den jungen Mann, der schon so früh seltene Gaben gezeigt", ungern scheiden; aber, wie er an Eichhorn schrieb: „Da S. durch Geburt und freie Neigung dem preußischen Staate angehört, so kann auch er dereinst, an Tüchtigkeit und Ruhm gewachsen, zu uns zurückkehren" (12. Juli 1845). Es sollte noch 16 Jahre dauern, ehe diese Hoffnung, der auch S. selbst in seinem Abschiedsgesuche lebhaften Ausdruck gab, sich verwirklichte.

Marburg a. d. Lahn, „das kleine alte Bergstädtchen, von der Elisabethkirche geschmückt, von dem alten Schloß gekrönt, auf allen Seiten von Waldhängen und Wiesengründen berührt", wurde dem jungen Paare „bald ein werthes Heim". Zu alten Freunden — Gildemeister war ebenfalls nach Marburg berufen — fanden sich neue, Bergk, Bunsen, vornehmlich Eduard Zeller, mit dem er viele Jahrzehnte später den Marburger Freundschaftsbund in Berlin erneuerte, und der radical gesinnte Nationalökonom Julius Hildebrand, der Sybel's Berufung betrieben hatte und ihn jetzt in die Interessen seines Fachs und in politische Bestrebungen hineinzog. Ed. Zeller, der in dem von S. erworbenen Marburger Haus Wohnung genommen hatte, hat in seinen „Erinnerungen an H. v. S. aus den Jahren 1849 bis 1856" (veröffentlicht in Varrentrapp's biographischer Einleitung zu „Vorträge und Abhandlungen von H. v. S.", 1897) Sybel's und seiner Gattin Stellung in Marburg anmuthig geschildert. „Der ganze Zuschnitt ihres Hauswesens, der gesellschaftliche Takt der Hausfrau, die Lebensfreudigkeit, die Heiterkeit, die weltmännische Gewandtheit des Hausherrn, ein Erbtheil seines elterlichen Hauses und seiner rheinländischen Heimath, verliehen dem Sybel'schen Haus einen eigenthümlichen Reiz und machten es zu einem Mittelpunkte gebildeten Verkehrs, der auch von Auswärtigen gern aufgesucht wurde." Sybel's akademische Wirksamkeit war freilich auch hier, bei einer Studentenzahl, die zwischen 200 und 300 schwankte, wenig bedeutend; er las vor vier, fünf Zuhörern, denen er sich aber mehr widmete als vorher in Bonn. Immer hatte er dabei Muße zu reicher litterarischer Production. Er schrieb über „Geten und Goten", gegen J. Grimm's Hypothese von deren Identität, und faßte den Plan, die „Entstehung des deutschen Königthums gleichsam rückwärts fortzusetzen" und den Zerfall des Römerreiches darzustellen in dem Niedergang des Wohlstandes und dem Absterben des politischen Sinns, Studien, aus denen viele Jahre später ein Vortrag über „politisches und sociales Verhalten der ersten Christen" hervorgegangen ist (veröffentlicht 1863). Dann aber ergriff ihn die politische Bewegung der Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt und gab seinem Leben und seinen Arbeiten einen neuen Gehalt und eine entschiedenere Richtung.

S. selbst hat die Entwicklung unserer Geschichtschreibung immer nur im Zusammenhang mit der Entwicklung unseres nationalen Lebens überhaupt verstanden: wir werden ihm nicht Unrecht thun, wenn wir die veränderte Richtung seines Strebens und Wirkens aus der Wandlung des politischen und geistigen Lebens in Deutschland mindestens ebenso sehr ableiten, wie aus inneren, angeborenen Trieben.

Man kennt jene mächtige Bewegung der Geister, die der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. folgte und der Erschütterung von 1848 voranging, eine Bewegung, die sich zugleich auf eine stärkere Betheiligung des Bürgerthums an den öffentlichen Angelegenheiten und auf eine straffere Zusammenfassung des lockeren deutschen Staatenbundes, auf verfassungsmäßige Freiheit und nationale Einheit richtete. Wie unsere Geschichtschreibung den Wandlungen des deutschen Geisteslebens, von dem sie selbst einen so wichtigen Theil ausmacht, immer gefolgt ist, also geschah es auch jetzt: philosophisch und ästhetisch in den Tagen Kant's und Schiller's, national seit der Erhebung gegen die napoleonische Weltherrschaft, wird sie jetzt politisch in Dahlmann's „Zwei Revolutionen", Droysen's „Vorlesungen über die Freiheitskriege", Gervinus's „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen".

Es konnte nicht anders geschehen, als daß auch S. von dieser Bewegung ergriffen wurde, die in seinem Inneren verwandte Interessen und Neigungen berührte. Er war ein Sohn des politisch angeregten Rheinlandes, dessen zu blühendem Wohlstand gelangtes Bürgerthum jetzt auch nach einem politischen Machtantheil empordrängte; als Historiker, der in dem Walten der Persönlichkeiten den Lebensnerv der historischen Entwicklung erkannte, mußte er sich aus der Gebundenheit des Mittelalters zur freieren Neuzeit hingezogen fühlen, wie er auch schon in Bonn über neueste Geschichte gelesen hatte. Jetzt legt er die Kirchenväter bei Seite, um in den eben (1844) erschienenen Briefen Edmund Burke's die große revolutionäre Bewegung am Ausgang des 18. Jahrhunderts zu studiren. Neben Burke, der den stärksten Einfluß auf Sybel's historische und politische Anschauungen gewann, behauptet sich nur noch Niebuhr, an dem er außer der überlegenen Einsicht und staatsmännischen Sachkunde die Energie des sittlichen Urtheils und die starke Betonung politischer und nationaler Gesichtspunkte bewundert. Weit tritt Ranke jetzt zurück. Ranke hatte es einst von sich gewiesen, in der Historie „die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre zu belehren": eben hierin erblickt S. seine vornehmste Aufgabe als Lehrer und Geschichtschreiber. Ranke schwelgt in der beseligenden Wonne des Erkennens: S. will vom Baume der Erkenntniß Früchte pflücken zur Erquickung und Stärkung der in mächtigem Aufschwung ringenden Gegenwart. Was soll ihm da ein Ranke, der die Zeichen der Zeit so wenig zu verstehen scheint, daß er, am Vorabend von 1848, in den „Neun Büchern preußischer Geschichte" das alte Preußen in der Blüthe seines Partikularismus und Absolutismus bewundernd darstellt?

Unter solchen Eindrücken, in diesen Jahren fruchtbarster Arbeit und aufrüttelnder geistiger Bewegung reifen Sybel's historische und politische Anschauungen, in der Weise, daß die historisch gewonnene Ueberzeugung der politischen Ansicht immer vorausgeht. In rascher Folge erschienen die Vorträge und Abhandlungen: „Ueber die heutigen Tories" (1846); „Die politischen Parteien im Rheinland in ihrem Verhältniß zur preußischen Verfassung geschildert"; „Ueber das Verhältniß unserer Universitäten zum öffentlichen Leben"; „Edmund Burke und die französische Revolution"; „Edmund Burke und Irland" (sämmtlich 1847). S. zeigt sich darin politisch und kirchlich freisinnig, aber keineswegs doctrinär liberal; man könnte ihn einen conservativen Whig nennen, wie er selbst Burke charakterisirt hat. Er wünscht die Verwirklichung liberaler Ideen zunächst durch Einführung von Reichsständen in Preußen und in Deutschland, aber nicht als „ein angeborenes Recht der Menschen und der Völker", sondern als das historische Ergebniß der deutschen Entwicklung, „wegen seiner Zweckmäßigkeit bei den heutigen deutschen und preußischen Zuständen", und nicht als das Werk einer gewaltsamen Um-

wälzung, die immer und überall nur die wahre Freiheit ertödte, sondern vermöge einer monarchischen That. Er bekämpft Ultramontanismus und Feudalismus; aber er verwirft ebenso die Lehre von der Volkssouveränität, und nimmt seinen Standpunkt „toto coelo entfernt von demokratischer Begeisterung oder kosmopolitischer Speculation“. Er ist überzeugt, daß nur das preußische Königthum, national aber zugleich verfassungsmäßig beschränkt, sein Ideal, den deutschen Rechtsstaat, verwirklichen kann. In diesem deutschen Rechtsstaat aber verschmilzt sich ihm Christenthum und Deutschthum, Göttliches und Menschliches. „Der Rechtsstaat, so formulirt er es später, ist der irdische Abglanz des christlichen Willens, wie er das uranfängliche Ziel des germanischen Gemeinwesens ist“.

Mit diesen historisch-politischen Anschauungen hängen die Forderungen zusammen, die S. an die deutsche Wissenschaft, insbesondere an die Geschichtschreibung stellt. Er verlangt enge Verbindung zwischen Wissenschaft und staatlichem Leben; die Hochschulen sollen sich „wie zur Zeit der Freiheitskriege in die Farbe der Gegenwart kleiden“. Niemand darf seine Gedankenarbeit von den großen Aufgaben seines Volkes ablösen; nur aus der beständigen Fühlung mit den „praktischen Angelegenheiten des Volkes“ strömt in die wissenschaftlichen Arbeiten diejenige Wärme und Frische, die religiöses und philosophisches Interesse allein nicht geben können. Wie einst Niebuhr, fordert S. von den Geschichtschreibern seiner Zeit nicht antiquarische Kenntnisse und ästhetische Formen, sondern ein politisches und nationales Gewissen.

Mit diesen Anschauungen und Bestrebungen trat S. in die Bewegung von 1848; aus ihnen entspringen seine Erfolge wie seine Niederlagen. Es war ein Glück für den jungen Historiker gewesen, daß er sich in der strengen Schule Ranke's und Savigny's mit dem Ernst historischen Sinns erfüllt hatte: das bewahrte den vielseitig Angeregten, für die Gedanken und Bedürfnisse des Augenblicks Empfänglichen, vor flacher politischer Tagesschriftstellerei; es war jetzt ein ebenso großes Glück für den Politiker, daß er gerade noch rechtzeitig in Burke seinen politischen Lehrmeister gefunden hatte: das bewahrte ihn vor dem Versinken in die Oede des abstrakten Radicalismus, dem so mancher seiner westdeutschen Landsleute anheimfiel. Kampflustig und redegewandt, ein echter Rheinländer, warf er sich nun in den Strom der revolutionären Bewegung; mit seinem Vater besuchte er in Frankfurt das Vorparlament, wo sie auf der Linken Platz nahmen, veröffentlichte Wahlprogramme, Vereinsprogramme und eine Broschüre über oder vielmehr gegen „das Reichsgrundgesetz der 17 Vertrauensmänner“, in der er es für ein schweres Unglück erklärte, wenn man mit den Oesterreichern dem deutschen Reiche „ein Viertel seiner besten Stämme raubte“, — doch hören wir, wie er selbst seine damalige politische Thätigkeit geschildert hat.

„Ich machte“, schreibt S., „das Vorparlament in Frankfurt mit und stimmte mit Freund Hildebrand tapfer für dessen Permanenz, wurde dadurch in Marburg ein populärer Mann, vermochte aber einen Wahlkreis für das Parlament selbst nicht zu erobern. Auch die Marburger Volksthümlichkeit hielt nicht lange vor, da ich mich bei der allmählich eintretenden Sonderung der Parteien entschieden der gemäßigt constitutionellen anschloß. Als ich mich nun den Anträgen eines philosophischen Collegen [Bayrhoffer] auf deutsche Republik widersetzte, und als ich vollends den einsichtigen Streich beging, in einer Volksversammlung gegen das gleiche allgemeine Stimmrecht zu sprechen, warf mir Abends das souveräne Volk die Fenster ein und wiederholte seitdem bei jeder populären Festlichkeit das Vergnügen. Im Herbst [1848] wählte die Universität mich zu ihrem Deputirten bei dem kurhessischen Landtag, dessen

Hauptaufgabe die Votirung eines neuen, von dem Märzministerium vorgelegten Wahlgesetzes gegen die doppelte Opposition der Conservativen von rechts und der Demokraten von links war. Ich gewann durch die kräftige Vertheidigung desselben ein näheres persönliches Verhältniß zu dem trefflichen Eberhard, damals Minister des Innern, und zu dessen vertrautestem Berather, dem Ministerialrath Wiegand. Meine Freunde verhießen mir, daß ich in der nächsten Session zum Präsidium des Landtags berufen würde. Aber ich sollte so hoch nicht steigen. In dem mir bestimmten Wahlkreise siegte die demokratische Partei und ich blieb draußen. Zu meinem Glücke. Denn der nachherige Präsident, welcher 1850 den Kampf gegen Hassenpflug zu leiten hatte, trug aus demselben eine längere Festungshaft davon; ich hätte ohne Zweifel dasselbe Schicksal gehabt und mein ganzer Lebensgang eine andere Richtung genommen."

Immerhin wurde auch S. in diese Streitigkeiten verwickelt. Ein Artikel voll scharfer Angriffe gegen Hassenpflug's Regiment, den er am 27. Mai 1850 in der „Neuen Hessischen Zeitung" veröffentlichte, zog dem Herausgeber eine Anklage zu, bei der S. selbst mit Anderen die Vertheidigung führte und eine Freisprechung erzielte.

Dagegen wurde S. 1850 von dem hessischen Landtag in das Staatenhaus des Erfurter Parlaments delegirt, wo er an den Berathungen über die Unionsverfassung lebhaften Antheil nahm. „Das Staatenhaus", so erzählt er, „ernannte den jetzigen [1877] Finanzminister Camphausen, den früheren Minister von Patow und mich zu Referenten über die Verfassung. Außer ihnen verkehrte ich dort von hervorragenden Personen mit Radowitz, Rudolf von Auerswald, Georg Beseler, Max Duncker, Graf Dyhrn, sowie mit dem zu längerem Besuch eintreffenden Droysen . . . So nichtig zuletzt die Versammlung auslief, so erfreulich ist mir durch jene dort geknüpften Verbindungen die Erinnerung daran geblieben."

Die Bewegung des Jahres 1848 ließ ihn freilich nicht politisch „hoch steigen", wie er wohl gehofft haben mochte; aber indem sie seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in der schon vorher eingeschlagenen Richtung einen neuen und starken Impuls gab, erhob sie ihn zu einer hohen Stufe wissenschaftlichen Ansehens und litterarischen Ruhmes.

Dem Ungewitter von 1848 folgten stille Jahre rastloser und gesegneter Arbeit. „Ich zog mich", erzählt S., „zu den wissenschaftlichen Studien zurück, aber allerdings nicht zur römischen Kaiserzeit. Der Sturm der revolutionären Jahre hatte auch meine historische Forschung auf andere Wege getrieben, bei deren Betreten ich freilich nicht ahnte, daß ich die Arbeit meines Lebens begann. Die Radicalen von 1848 zeigten vielfach socialistische Tendenzen; mir kam der Gedanke, eine Broschüre zu schreiben, in der gezeigt würde, welche Folgen solche Dinge in der französischen Revolution gehabt." Aus der Broschüre wurde, wie bekannt, ein fünfbändiges Werk, dessen erster Band 1853, dessen letzter 1879 erschien, die „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800", die in zahlreichen Auflagen verbreitet, ins Französische und Englische übersetzt, den europäischen Ruf Sybel's begründet hat. So ist das Werk, an dem in fast dreißigjähriger Arbeit ein Menschenleben sich abmühte, entstanden wie eine Gelegenheitsschrift, das schlagendste Zeugniß für die enge Verbindung zwischen der wissenschaftlichen Thätigkeit seines Verfassers und den Ideen und Tendenzen des Tages. Auch dies Werk zeigt den uns schon bekannten polemischen Grundzug der meisten Werke Sybel's: der Legende von den Ideen und der großen Revolution von 1789, wie sie kurz zuvor in Michelet's und Lamartine's Werken eine fast dichterische Ausgestaltung und Verklärung er=

fahren hatte, setzt S. die aus den echtesten Quellen, vornehmlich aus den Archiven zu Paris und Wien, London und Berlin geschöpfte geschichtliche Wahrheit entgegen. Mit scharfen Schnitten räumt seine kräftige Hand auf in dem wuchernden Gestrüpp von Legenden, das den Zugang zum Verständniß der großen Umwälzung versperrt. Er zerstört die Fabel von den goldenen Tagen der Freiheit von 1789, unter deren schimmernder Oberfläche er schon für die Anfänge der Revolution Roheit, Gewaltthat und Tyrannei aufdeckt, die Fabel von den edlen und ewigen Idealen der Menschenrechte und der Constitution von 1791, in denen er die Keime zu allen Greueln des Terrorismus und zu der Militärdespotie des Imperialismus nachweist; die Fabel von der großen Fürstenverschwörung in Pillnitz, von den aus dem Boden gestampften vierzehn französischen Armeen u. s. w. Es ist das Ergebniß einer Gedankenarbeit, zu der sich die von Ranke übernommene kritische Quellenforschung und das durch Burke geweckte und durch eigene Erfahrungen gereifte politische Urtheil vereinigt haben.

Aber S. in seiner Revolutionsgeschichte zerstört nicht bloß, er baut mächtiger und haltbarer wieder auf. S. sieht in der Revolution nicht, wie Dahlmann in dem oben erwähnten Werke, einen Kampf um Verfassungsfragen; mit klarem Blick und eindringendem Verständniß verfolgt er die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrer Wechselwirkung mit dem Wandel der Staatsformen, und aus der Fülle der Thatsachen und Beobachtungen über ländliche und städtische Verhältnisse, über Gütereinziehungen und Assignatenwirthschaft, erschließt sich ihm der sociale Charakter der großen Revolution und ihre in einem ungeheuren Besitzwechsel gipfelnde Bedeutung. Reicher noch als für das Verständniß ihrer politischen und nationalen Bedeutung ist das Ergebniß für die Kenntniß der Wechselwirkung zwischen der inneren Entwicklung und den auswärtigen Beziehungen des revolutionären Frankreich. S. hat — und damit nennen wir wohl das werthvollste und bleibende Ergebniß seiner Forschungsarbeit — den zerrissenen Zusammenhang zwischen der geschichtlichen Entwicklung des Ostens und Westens von Europa wieder hergestellt. Unwiderleglich hat er nachgewiesen, daß die große Umwälzung ihre allumfassende Ausdehnung ebenso sehr durch die aggressive Politik Katharina's II. von Rußland wie durch die propagandistischen Expansionstendenzen der Revolution erhalten hat. Ohne die französische Revolution, lehrt S., keine zweite und dritte Theilung Polens. Eine großartige Auffassung, die den Umsturz des alten Frankreich, des alten deutschen Reiches und der Republik Polen unter Einem Gesichtspunkt, als Einen historischen Zersetzungsproceß in Kausalnexus bringt. Für den Ursprung des Revolutionskrieges stellt er die oft verdunkelte Mitschuld der Franzosen in helleres Licht, indem er die kriegschürenden Wühlereien der Girondisten stark hervorhebt; ihr Führer Brissot ist ihm — man gestatte das Wort — der Gramont des Krieges von 1792. Während er hierbei die österreichische Politik rechtfertigt, belastet er sie auf der anderen Seite um so schwerer mit der Verantwortlichkeit für den elenden Ausgang des ersten wie des zweiten Koalitionskrieges. Wenn dabei der österreichische Staatskanzler Baron Thugut als der Hauptschuldige erscheint, als der Träger einer politisch verfehlten und selbst sittlich verwerflichen Staatskunst — es ist eben immer noch der Sybel der Thesen von 1838, der in den Personen die Träger der Weltgeschichte erblickt und „cum ira et studio“ Geschichte schreibt oder ein ander Mal den „ethischen Zorn“ für eine unerläßliche Eigenschaft des „vollendeten Historikers“ erklärt.

Eben hieran nun knüpft die ernsteste Einwendung an, die Sybel's Werk überhaupt erfahren hat. Es hatte der schneidenden Kritik, den befremdenden

Ansichten auch sonst nicht an Gegnern gefehlt. Die französische Politik fand in Frankreich, die österreichische Politik in Oesterreich (v. Vivenot), und in Deutschland (H. Hüffer) ihre Vertheidiger, die S. in scharfer Polemik abzuwehren wußte, niemals gewandter und schlagfertiger als dann, wenn er einmal einen verlorenen Posten behaupten zu müssen glaubte. Den stärksten Eindruck aber mußte es ihm doch später machen, daß sein eigener Lehrer, der allanerkannte Meister der deutschen Geschichtschreibung, daß Ranke in dem 1875 erschienenen Buche vom „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege“ eine der seinigen gerade entgegengesetzte Auffassung entwickelte. Ranke würdigte sonst Sybel's Arbeit, namentlich seine Quellenforschung, in vollstem Maße. „An S.“, sagte er mir einmal, „muß ich besonders anerkennen, daß er immer an der richtigen Methode festgehalten hat; Waitz und Giesebrecht haben es ja auch gethan, aber die hatten es ja auch leichter“. Allein während S. sich ausdrücklich einmal zu Treitschke's Wort bekannte, daß „die starken Männer die Zeit machen“, war Ranke, wie er 1882 an Manteuffel schrieb, der Ansicht, daß „große Verhältnisse die Menschen machen“. So sah er nicht in einer Partei oder gar in Einem Manne die Urheber der Revolutionskriege: er fand die Ursache in einer Idee, in der Idee der Volkssouveränität, die in der französischen Revolution zur Erscheinung kommt und ihre Wirkung nach zwei Richtungen hin äußert: wie im Innern zum Sturz des alten Königthums, so führte sie nach außen mit derselben Nothwendigkeit zum Kriege gegen diejenigen Mächte, welche auf die Entwicklung der revolutionären Idee Einfluß zu gewinnen und auszuüben suchen. S., einer ausführlichen Polemik dies Mal ausweichend, begnügte sich zu erwidern, daß er seinerseits die Ideen nicht „außerhalb des Menschen als dämonische Kräfte sehe, die ihn wider seinen Willen fortstoßen“; er sehe „in aller Geschichte die Menschen, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben“. Es ist, wie mir scheint, der uralte Streit zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, der Gegensatz zweier geschichtsphilosophischen Systeme, der in dieser Discussion zu Tage tritt. Neben diesen Ansichten über den Ursprung der Revolutionskriege strebt neuerdings noch eine andere Auffassung, hauptsächlich von Glagau in der Untersuchung über „Die französische Legislative und der Ursprung der Revolutionskriege“ (1896) vertreten, nicht ohne Erfolg sich Geltung zu verschaffen. Danach wäre, ungefähr wie Ranke will, zwar der letzte Grund der Revolutionskriege in dem revolutionären Charakter der Principien von 1789 zu suchen; andererseits wird aber, ganz im Gegensatz zu S., auch der österreichischen Politik, wie sie Fürst Kaunitz leitete, ein entschieden aggressiver Charakter zugesprochen.

Die Frage nach dem Ursprung der Revolutionskriege und ihre Beantwortung durch S. ist gewiß nicht der einzige Punkt, in dem die „Geschichte der Revolutionszeit“ eine Correctur verträgt oder erfordert. S. arbeitete anfangs mit einem durchaus unzulänglichen archivalischen Material; er hat selbst humorvoll geschildert, unter welchen Hemmungen und Schwierigkeiten und wie spät er zu den echten Quellen vordrang (vgl. „Pariser Studien“). Einem neuen Actenbestande gegenüber alte, mit combinatorischem Scharfsinn gewonnene Ansichten z. B. über diplomatische Zusammenhänge aufzugeben, wurde ihm nicht leicht. Treffend hat A. Dove einmal geurtheilt: „daß die Welt, wie Goethe sagt, voller Widerspruch sei, wird in Ranke's historischer Anschauung niemals übersehen; für S. ist die Geschichte durch und durch beweisbar, und hartnäckig hält er an der geschmiedeten Kette seiner Gedanken fest“. Hierunter leidet z. B. die Darstellung der österreichischen Politik in den Jahren 1794 und 1795. Andererseits muß hervorgehoben werden, daß

die neueste Schilderung grade der persönlichen Politik Thugut's in Luckwaldt's großer Actenpublication „Oesterreich und Frankreich im ersten Koalitionskriege“ (1907) mehr Sybel als Hüffer Recht zu geben scheint.

Auch in Frankreich selbst hat Sybel's Werk ebenso Anerkennung als Widerspruch erfahren. Die großen französischen Historiker der Revolution, Sorel und Taine, haben, der eine für die auswärtigen Beziehungen, der andere für die innere Entwicklung der Revolution, bewußt oder unbewußt, stillschweigend oder ausgesprochen, Sybel's Ansichten wenigstens zu einem guten Theile aufgenommen. Ganz ablehnend verhält sich dagegen die neuere radicale Richtung, wie sie in Frankreich vornehmlich Aulard vertritt. Ihr genügt es nicht, daß S. dem Kampfe des dritten Standes um politische und wirthschaftliche Freiheit doch eigentlich sympathisch gegenübersteht; sie lehrt, daß wer die Revolution nicht liebt, sie nicht verstehen kann, und sie sieht in der Erhebung des französischen Volkes nur eine harmlose Reformbewegung, die erst durch den Widerstand des Königs und durch die Einmischung des Auslandes in revolutionäre Bahnen abgedrängt wurde.

Allein wie Ranke einmal sagt, „bei Arbeiten dieser Art kommt es nicht darauf an, daß jeder Satz, den man aufstellt, von den Nachfolgern für richtig erklärt wird. Das Verdienst großer Werke beruht darauf, daß sie auf neue Bahnen weisen und sie selbständig und mit Erfolg einschlagen“. Wie es der beste Kenner, L. Häusser, sogleich aussprach (Allg. Zeitung, 24. Sept. 1853), war Sybel's Werk in seiner Art „epochemachend“. Mit Häusser's Deutscher Geschichte und Theodor Mommsen's Römischer Geschichte bezeichnet es den Höhepunkt der deutschen politischen Geschichtschreibung der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, deren Programm S. selbst damals (1856) in einer Rede „über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung“ aufgestellt hat. Auch von Sybel's Werk kann man sagen, was Treitschke von Häusser's Deutscher Geschichte geurtheilt hat: „es war eine politische That ebenso sehr wie eine wissenschaftliche Leistung.“ Es wirkte, wie Gustav Freytag sogleich bemerkte, erzieherisch auf die deutsche Nation, aus deren politischem Ideengehalt es den fremden französischen Radicalismus auszuscheiden beitrug. Aber es bedeutet auch etwas in der Geschichtschreibung, die es an Inhalt, an Farbe, an Leben bereicherte. Alles in allem hat E. Marcks wohl recht mit der Ansicht: „in Vielem widerlegt oder weitergebildet, der Ablösung fähig und vielleicht bedürftig, ist das Werk noch heute die beste Gesammtgeschichte des Revolutionszeitalters geblieben.“

An der fast dreißigjährigen Thätigkeit für die „Geschichte der Revolutionszeit“ hat Sybel's großes Talent sich zur Meisterschaft emporgearbeitet. Anfangs mit der Größe und Vielseitigkeit des Stoffes mühsam ringend, erhebt sich die Darstellung in durchsichtiger Klarheit der Composition, lebendiger Anschaulichkeit der Gestaltung, Kraft und Fülle des Ausdrucks in den letzten beiden Bänden, namentlich in der Schilderung des Emporkommens Napoleon Bonaparte's, des Zerfalls der Koalition von 1799 und des Untergangs der Directorialregierung, zu einer Höhe, die S. in seinem späteren großen Werke nicht wieder erreicht hat.

Mit dem durchschlagenden Erfolge der Geschichte der Revolutionszeit, dieses rechten Werkes zur rechten Zeit, hatte S. sich einen Platz erobert in der ersten Reihe jener Historiker, die nach der Erschütterung von 1848 unter der Theilnahme und dem Beifall der deutschen Nation die Geschichte der Vergangenheit zugleich mit politischem Verständniß und unter ethischen Werthurtheilen erfaßten und in einer großen Anzahl ausgezeichneter Werke zur Darstellung brachten. Sein wachsendes Ansehen veranlaßte den König Max

von Baiern, auf Empfehlung und unter Vermittlung Ranke's schon im Jahre 1854 bei S. wegen Uebernahme einer Professur in München anzufragen. Auf beiden Seiten fanden sich Schwierigkeiten. Der König suchte nach einem „festen Krystallisationskern“, um den sich „eine historische Schule“ bilden könne. S. schien dazu geeignet; man nahm zunächst zwar Anstoß an seiner politischen und noch mehr an seiner kirchlichen Stellung, beruhigte sich dann aber, nachdem er bei der Besprechung eines französischen Werkes über das Directorium den siegreichen Widerstand der katholischen Kirche gegen die französische Revolution und die würdevolle Haltung Papst Pius VII. anerkennend erörtert hatte (1855). S. seinerseits wünschte sich längst aus Marburg weg; wiederholt schon hatte er in Berlin seine Abberufung aus Marburg angeregt, wo, wie er 1849 dem preußischen Cultusministerium schrieb, „der Mangel der wichtigsten Hilfsquellen und Bildungsmittel“ und „die engen und prekären Verhältnisse eines kleinen Staatslebens“ ihm den Aufenthalt verleideten. Die materielle Ausstattung der Münchener Professur fand er unzureichend, gab aber nach, als Ranke ihm schrieb: „Sie bedürfen eines Ihren Talenten angemessenen Schauplatzes: München bietet Ihnen einen solchen dar . . . Weil ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, daß Sie annehmen.“

So erfolgte nach zweijähriger Verhandlung im J. 1856 Sybel's Berufung nach München, wo er bald in hervorragender wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Stellung eine überaus rege und fruchtbare Thätigkeit entfaltete. Auch in seinen letzten Lebensjahren erschien ihm die Münchener Zeit als die glücklichste seines Lebens. König Max wurde ihm ein huldvoller Gönner, der mit Eifer und Verständniß auf die Pläne einging, durch die die Kunststadt München auch zu einer Hauptstadt der Wissenschaft erhoben wurde. S. war ein regelmäßiger und willkommener Theilnehmer der „Symposien“, jener Abendgesellschaften, bei denen der König einen so glänzenden Kreis ausgezeichneter Dichter, Künstler und Gelehrter um sich vereinigte. Als akademischer Lehrer hatte S., wie auch seine Gegner Böhmer und Döllinger anerkennen mußten, reichen und nachhaltigen Erfolg, Männer wie Emanuel Geibel und Melchior Meyr saßen zu seinen Füßen. Zu den öffentlichen Vorträgen, bei denen er in Liebig's großem Hörsaal anfangs über mittelalterliche Geschichte, später über 18. und 19. Jahrhundert sprach, drängten sich die Herren und Damen der besten Münchener Gesellschaft. S. wurde schon 1857 zum Vorstande beider Abtheilungen des mit staatlicher Unterstützung neu errichteten historischen Seminars ernannt, des ersten dieser Art in Deutschland. In Gemeinschaft mit Ranke organisirte er 1858 die „historische Kommission bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften“, deren erster Secretär und nach Ranke's Tode (1886) Präsident er wurde und an deren großartigen Unternehmungen, den deutschen Reichstagsacten, der Allgemeinen deutschen Biographie u. s. w. er den regsten und wirksamsten Antheil hatte. In dem zum 25jährigen Bestehen der Commission (1883) von ihm verfaßten Bericht, in dem er auch des Königs Max in warmherzigen Worten gedenkt, hat er selbst diese Wirksamkeit geschildert. Daneben gründete S. (1859) die „Historische Zeitschrift“, um in erster Linie darin „die wahre Methode der historischen Forschung zu vertreten und die Abweichungen davon zu kennzeichnen“, zugleich aber auch in der ausgesprochenen, echt Sybel'schen Absicht, „solche Stoffe oder solche Beziehungen in den Stoffen vorzugsweise zu behandeln, welche mit dem Leben der Gegenwart einen noch lebenden Zusammenhang haben“. Die Zeitschrift, deren Redacteur und fleißigster Mitarbeiter namentlich in den ersten

Jahren S. selbst war, wurde rasch zum Mittelpunkt der litterarischen Bewegung in der Geschichtswissenschaft und hat in den zu seinen Lebzeiten erschienenen 75 Bänden eine ungeheure Masse historischen Stoffes bewältigt. Die Hauptsache aber ist, daß in dieser glücklichen und gesegneten Münchener Zeit auch Sybel's eigene Production abermals einen neuen Aufschwung nahm.

Sybel's wissenschaftliche Laufbahn gliedert sich nicht nach den Wendungen seines äußeren Lebensganges: wie er in Marburg zunächst die Bonner Studien wieder aufgenommen und fortgesetzt hatte, so schlossen sich die ersten Münchner Arbeiten den Marburger an. Er führte die Geschichte der Revolutionszeit weiter, von der der dritte Band in erster und zweiter, die beiden ersten in zweiter Auflage erschienen, er erörterte „das politische und sociale Verhalten der ersten Christen“ (Vortrag von 1857) und die Geschichte der Kreuzzüge. Er beschäftigt sich auch, auf Anregung von König Max, mit „Uebersichten über bayerische Geschichte“. Dann aber greift wiederum die Gegenwart bestimmend in den Gang seiner Arbeiten.

Das schlummernde öffentliche Leben Deutschlands, das von dem Krimkriege nur leise berührt war, regte sich 1859 kräftig bei dem Lärm des Streites zwischen Oesterreich und Frankreich, und neben der italienischen erhob sich lösungheischend die deutsche Frage. Während aber die süddeutsche Presse, von Wien aus beeinflußt, die deutschen Regierungen einschließlich Preußens zur Unterstützung Oesterreichs drängte, machte sich andererseits der Gegensatz der preußisch-deutschen und der österreichisch-europäischen Interessen lebhaft fühlbar. Wie hätte S., allezeit so empfänglich für die geistig-politischen Strömungen des Tages, von diesen Bewegungen unberührt bleiben können? Der italienische Einheitskampf hatte seine volle Sympathie. In enger Fühlung mit den litterarischen Vertretern der preußischen Regierungspolitik, namentlich mit Max Duncker und Hermann Baumgarten, wirkte er für ein „entschiedeneres Auftreten“, eine „energische öffentliche Action“ Preußens und insbesondere für eine innigere Verständigung mit Bayern. Gegen die Agitation für den Anschluß an Oesterreich veröffentlichte er eine anonyme Broschüre unter dem Titel: „Die Fälschung der guten Sache durch die Allgemeine Zeitung“. Zugleich behandelt er das Leben und die Ansichten Joseph de Maistre's, des italienischen Staatsmannes und Gegners Oesterreichs; er schildert in glänzenden Vorträgen Kaiserin Katharina II. und die Erhebung Europas gegen Napoleon I. — alles Geschichten aus der Vergangenheit, die er mit einem „fabula docet“ für die Gegenwart abschließt.

Ganz unmittelbar aber packte er die große Tagesfrage in einem akademischen Königsgeburtstagsvortrage (28. November 1859) über „die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“, der als ein neuer und energischer Vorstoß gegen die romantische Verherrlichung des Mittelalters das weiteste Aufsehen erregte. Von dem festen Boden einer nationalen und realen Politik aus, wie ihn nach seiner Ansicht vornehmlich König Heinrich I. behauptet hat, wendet sich S. in scharfer Kritik gegen das welterobernde theokratische Kaiserthum des deutschen Mittelalters, gegen die Politik der Kaiser Karl der Große und Otto der Große, die statt in Erfüllung der deutschen Mission den Osten zu germanisiren, Deutschlands beste Kräfte in Italien vergeudeten, eine Politik, die „nach dreihundertjährigen kolossalen Anstrengungen in einer nicht minder kolossalen Niederlage zusammenbrach“. Giesebrecht, gegen dessen „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ sich die Kritik theilweise richtete, schwieg dazu; dagegen erstand für S. ein starker Gegner in dem Innsbrucker Professor Julius Ficker, der mit einer Schrift „Das deutsche Königreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen“ (1861) antwortete. Er leitete das Unglück der

deutschen Nation nicht aus der Gründung, sondern aus dem Verfall des Kaiserreichs her; grade das Verlassen der althergebrachten Grundlage des Kaiserthums habe auch die Zerrüttung der Grundlage der deutschen Königsgewalt zur unmittelbaren Folge gehabt. S., schon in Bonn, entgegnete mit der „historisch-politischen Abhandlung": „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" (1862), in deren Vorwort er erklärte: „So sicher, wie die Ströme seewärts fließen, wird es zu einem engeren deutschen Bunde (neben Oesterreich) unter Leitung seines stärksten Mitglieds kommen". Ficker veröffentlichte noch im J. 1862: „Deutsches Königthum und Kaiserthum". Sybel's Auffassung fand in den ihm politisch und wissenschaftlich nahestehenden Kreisen, aber auch z. B. bei Jacob Grimm starken Beifall. Neuerdings urtheilt man ungünstiger. E. Marcks meint: „Sein Buch war eine Waffe. In der Geschichte der historischen Erkenntniß war es eine Verirrung, aber der Geschichte unseres werdenden Staates gehört es bleibend und glänzend an." Auch A. Dove spricht von einem „historischen Fehlurtheil".

Das akademische und litterarische Wirken Sybel's in München zeigt den Fortgang einer Entwicklung, die mit den Wandlungen der deutschen Geschichte gleichen Schritt hält. Die aus den historischen Studien längst in S. erwachsene Ueberzeugung von dem deutschen Berufe Preußens kommt in seiner öffentlichen Wirksamkeit energisch zum Durchbruch und gibt seiner Geschichtschreibung einen specifisch preußischen Zug, doch ohne damit deren ältere Grundlagen zu verrücken. Nach wie vor bleibt S. der conservative Whig — der „gemäßigte Whig", wie er sich selbst einmal König Max gegenüber genannt hat —; nach wie vor durchdringen sich in ihm, wie damals schon Bluntschli in einer Rede hervorhob, historisch conservative und politisch liberale Elemente, auf deren fruchtbarem Zusammenwirken die neuere deutsche Entwicklung doch überhaupt beruht. Diesen Elementen Raum zu schaffen, den deutschen Rechtsstaat zu verwirklichen, gilt jetzt mehr als je seine Arbeit.

Es begreift sich, daß der Träger solcher Bestrebungen in München seinen Platz nicht zu behaupten vermochte. Ein Zeichen wachsender Gegnerschaft gegen ihn war im J. 1860 die Wahl Döllinger's zum Secretär der historischen Classe der Akademie; bedenklicher war, daß auch Sybel's Verhältniß zu König Max getrübt wurde. Gerade bei den Gutachten über schwebende politische Fragen, die S. noch zuweilen ausarbeiten mußte, trat der Gegensatz seiner Anschauungen von der preußischen Führung zu dem Lieblingsgedanken des Königs von der deutschen „Trias" so unversöhnlich hervor, daß auch Sybel's wissenschaftliche Unternehmungen dadurch ungünstig beeinflußt werden mußten. S. selbst wäre gern in München geblieben, auch der König trotz aller Meinungsverschiedenheiten wünschte es; allein er gab ihm doch zu verstehen, daß er nicht in der Lage sei, ihn „bei einer etwaigen Agitation in seiner amtlichen Stellung erhalten zu können". So entschloß sich S. im J. 1861, einem Rufe nach Bonn zu folgen und Dahlmann's Lehrstuhl zu übernehmen (mit 2000 Th. Gehalt). An Ranke aber schrieb er: „Ja wohl, es ist, wie Sie sagen: es ist nicht bloß ein gewöhnlicher Wechsel einer Professur gegen die andere; tausend Fäden werden zerrissen, und ich empfinde den Bruch eines jeden." Doch blieb S. als Secretär der historischen Commission dauernd mit München in Verbindung, und bei der Nachricht vom Tode des Königs Max schrieb er 1864 an Ranke: „Mir ist die Erinnerung an die Dissidien der letzten Jahre völlig zurückgetreten; in innerster Rührung habe ich nur das Bild des echten humanen Wohlwollens, des edlen Strebens, der leidenschaftslosen stets dem Guten nachringenden Natur vor Augen."

Kaum in Bonn angelangt, wo er nach seinen eigenen Worten „mit erquickender Herzlichkeit“ aufgenommen wurde, fand S. sich in den schweren Conflict hineingezogen, der durch den Widerstand des preußischen Abgeordnetenhauses gegen die von König Wilhelm I. betriebene Heeresreform hervorgerufen wurde. Er trat in nahe Beziehungen zu den Führern des rheinischen Liberalismus, zu Mevissen und Beckerath, und wurde von Krefeld wiederholt in das Abgeordnetenhaus gewählt, an dessen Verhandlungen er von 1862—1864 als Mitglied des linken Centrums durch Anträge und Reden lebhaft sich betheiligte. Der politische Standpunkt, den er dabei anfangs vertrat, war seiner ganzen bisherigen Haltung entsprechend national und gemäßigt liberal. Er wünschte die innigste Verbindung zwischen der inneren und der äußeren Frage, zwischen der Armeereform und der deutschen Reform. Der Doctrinarismus der Fortschrittspartei stieß ihn ab. In der alles beherrschenden Militärfrage nahm er eine vermittelnde Stellung ein; mit Twesten und Stavenhagen wollte er die Cadres für die Neuformation bewilligen, unter Herabsetzung der Kosten durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit, was aber weder bei dem König noch im Abgeordnetenhause Anklang fand. Infolge dessen glitt er mehr und mehr nach links, zur bitteren Enttäuschung seiner altliberalen Freunde Duncker und Droysen, die auf ihn die größten Hoffnungen gesetzt hatten. „Für mein persönliches Theil“, so erläutert S. selbst diesen Uebertritt zur Opposition, „mußte ich mich jetzt entscheiden. Die Wahl war schwer, nachdem das nach meiner Ueberzeugung Wünschenswerthe gesetz- und verfassungswidrig geworden war. Ich sagte mir endlich, daß über die Zweckmäßigkeit der Armeeformation mir ein bindendes Urtheil nicht zustehe, die Verletzung des Verfassungsrechts aber über jeden Zweifel erhaben sei. Ich trat also jetzt zur entschiedenen Opposition.“ Wie man auch über diese nachträgliche Motivirung denken möge, es ist gewiß, daß S. damals von einer seinem Wesen sonst durchaus widersprechenden radicalen Strömung fortgerissen wurde. In scharfen Reden trat er dem Ministerpräsidenten v. Bismarck und dem Kriegsminister v. Roon entgegen, was ihm namentlich in den Rheinlanden eine starke Volksthümlichkeit gewann. „Sybel ist der Held des Tages“, schrieb damals Mevissen. Eine Erkrankung an Diphtheritis, der ein hartnäckiges Augenleiden folgte, nöthigte ihn jedoch schon Anfang 1864, sein Mandat niederzulegen und den politischen Schauplatz zu verlassen. „Der Himmel war so gnädig“, hat S. selbst nachher geurtheilt, „mich an weiterer Blamage zu hindern.“ Später, in den ersten Zeiten des Norddeutschen Bundes, den er mit Freude begrüßte — wie er auch 1866 seinen ältesten Sohn sogleich hatte als Freiwilligen eintreten lassen —, als Abgeordneter von Lennep-Mettmann, und 1874 in den Tagen des Culturkampfes als Vertreter Magdeburgs im Abgeordnetenhause, hat S. noch einmal kräftig in die Politik eingegriffen, wie früher als entschiedener Gegner des allgemeinen Stimmrechts und der Ultramontanen, die er am Rhein selbst durch die Gründung des „Deutschen Vereins“ nicht eben glücklich zu bekämpfen suchte.

Inzwischen hatte S. unter den akademischen Lehrern Bonns ohne Zweifel die erste Stelle eingenommen; seine wissenschaftliche Bedeutung und seine politische Wirksamkeit sammelten einen Kreis um ihn, den er — nach seines Collegen Anton Springer's Worten — „durch Leutseligkeit, eine heitere und leichte Natur zu fesseln wußte“. Er hielt am 15. Mai 1865, bei der Gedenkfeier für die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen, die Festrede, in der er erklärte: „Wie dieses Preußen einmal ist, mit seinen Schroffheiten und Schwächen, mit seiner Tüchtigkeit und Kraft, mit seiner großen Geschichte und seiner gewaltigen Zukunft, wir gehören zu ihm, wir wollen ihm gehören und

zu keinem andern.“ Ihm wurde das Rectorat für 1868 und damit die Leitung und Festrede bei der Jubelfeier der fünfzigjährigen Gründung der Universität übertragen, eine Aufgabe, der er mit allgemein bewunderter Gewandtheit und beweglicher Geisteskraft gerecht wurde. Groß war seine Klugheit und seine Geschicklichkeit in der Behandlung akademischer Geschäfte. Von seinen Vorlesungen berichtet einer seiner damaligen Schüler und Zuhörer (Pflugk-Harttung): „Selbst in den schwülen Nachmittagsstunden des Spätjuli saßen auf den Bänken dicht geschart Studenten aller Facultäten, Officiere, jugendliche Engländer und ergraute Rentiers.“ Sybel's Vortrag, ursprünglich weder recht ansprechend noch wirkungsvoll, hatte sich wie sein Stil in strenger Selbstzucht schön entfaltet. S. sprach, in Anlehnung an wohlausgearbeitete Hefte, leicht und fließend, nicht schnell, nicht langsam, bei etwas hoher Stimme stets allgemein verständlich, oft in leichter humoristischer oder ironischer Färbung, immer fesselnd, anregend, zuweilen, wie bei dem Schicksal des Don Carlos, den Greueln der Schreckensherrschaft und den Niederlagen König Friedrich's des Großen, so ergreifend, daß die Zuhörer ihre Thränen nicht zurückhalten konnten. Der rechte Nachfolger Niebuhr's und Dahlmann's, suchte er seinen Zuhörern das Verständniß für die treibenden Kräfte des historischen Lebens zu erschließen. Dabei imponirten die Klarheit und Sicherheit, mit der er „Wesentliches und Unwesentliches schied, Menschen und Verhältnisse beurtheilte, reiche gelehrte Kenntnisse in den Dienst ethischer Zwecke stellte“, während „die Verbindung von überlegener Klugheit und menschenfreundlichem Wohlwollen, die aus seinen Augen und Worten sprach“, fesselte. Seine begabteren Schüler vereinigte er zu historischen Uebungen, bei denen er an Quellen des früheren Mittelalters anknüpfte, seine Ausführungen aber auch durch Beispiele aus der neueren und neuesten Geschichte erläuterte. Es kam dabei nicht selten zu lebhaften Erörterungen, da S., indem er seine Schüler an die Grundsätze methodischer Quellenforschung band, doch eigenes Denken und selbständiges Urtheil immer zu wecken strebte. Denn so streng er alle Subjectivität bei der kritischen Feststellung des Thatbestandes ausschloß, so bereitwillig ließ er sie bei der zusammenfassenden Anschauung und Betrachtung wieder gelten. Immer lehrte er, sich nicht in Kleinigkeiten zu verlieren, nicht an Aeußerlichkeiten hängen zu bleiben, weite Ziele zu wählen. Eine große Anzahl der tüchtigsten Historiker und geistvollsten Docenten ist aus diesen Uebungen hervorgegangen, manche leicht erkennbar an der Selbständigkeit und Energie des sittlich-politischen Urtheils, das hie und da der kritischen Feststellung des Thatbestandes vielleicht vorauseilt.

Daneben zeigte S. gerade in diesen Jahren auch in eigenen Arbeiten eine ungemeine Productivität, wobei Wissenschaft und Politik vielfach Hand in Hand gingen. So bei den Abhandlungen, durch die er die öffentliche Meinung in Frankreich und in England über die Bedeutung der großen Umwälzungen in Deutschland aufzuklären suchte (1866 u. 1871), bei den Festreden zum Andenken an E. M. Arndt (1865) und den Freiherrn vom Stein (1872), bei den Studien über „die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus“ und über „die Wirksamkeit der Staatsgewalt in socialen und ökonomischen Fragen“ (1872), in denen er Lehren und Forderungen der Socialdemokratie energisch bekämpfte, aber doch auch von dem Eigenthum die für das Gesammtwohl erforderlichen Opfer verlangte. Andere Schriften wehrten die Angriffe gegen die Geschichte der Revolutionszeit ab („Oesterreich und Preußen im Revolutionskriege“, „Oesterreich und Deutschland im Revolutionskriege“ 1866 und 1868). Von sonstigen Arbeiten dieser überaus fruchtbaren Jahre in Bonn — meist „Gelegenheitsschriften“ im besten Sinne — erwähnen wir

noch den Vortrag über „Die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen“ (1863), eine gedankenreiche und geistvolle Nachweisung der inneren Continuität in der Entwicklung Preußens von der absoluten Monarchie zum modernen Verfassungsstaat, und eine antecipirte Widerlegung der neuerdings in Frankreich (von G. Cavaignac) aufgestellten Anschauungen über die ausschließende Beherrschung und Beeinflussung der preußischen Reformzeit durch die Ideen der französischen Revolution. Besonderes Aufsehen machten in Deutschland wie in Frankreich Sybel's kritische Untersuchungen über die von Hunolstein und Feuillet de Conches veröffentlichten Briefe Marie-Antoinette's, deren Unechtheit er entdeckte und in scharfsinniger Beweisführung überzeugend nachwies.

Aus dieser großen akademischen und litterarischen Wirksamkeit heraus wurde S. im Juni 1875 zur Leitung der preußischen Staatsarchive und des Berliner Geheimen Staatsarchivs insbesondere berufen. Zögernd nahm er an, wie einst bei der Berufung nach München nicht ohne das drängende Zureden Leopold v. Ranke's. Dann aber hat er in freiem und großem Geiste, mit fester und geschickter Hand und unter den glücklichsten Erfolgen, genau zwei Jahrzehnte hindurch das preußische Archivwesen geleitet und zu hoher Blüthe emporgehoben. Die Zahl der Beamten wurde erheblich vermehrt; an Stelle der alten und unzulänglichen Gebäude erstanden vielfach stattliche Neubauten; die lästigen Bestimmungen, welche den Zutritt erschwerten und die Benutzung der Archive einschränkten, wie die Controlle über die angefertigten Auszüge, fielen eine nach der anderen. Ein großes Verdienst erwarb er sich bei der Durchführung des Systems der Ordnung der Actenmassen nach dem Provenienzsystem, d. h. nach den Behörden, bei denen die Actengruppen erwachsen sind. Er sorgte dafür, daß dieses Ordnungsprincip, das zunächst im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin erprobt wurde und dessen praktische Zweckmäßigkeit und wissenschaftliche Bedeutung ihm einleuchteten, auch in den Staatsarchiven der Provinzen nach Möglichkeit durchgeführt wurde. In einer an das Königsberger Staatsarchiv gerichteten Verfügung von 1881 hat er sich entschieden zu diesem Ordnungsgrundsatz bekannt, indem er die vom Standpunkte des Forschers, der alle über einen Gegenstand vorhandenen Acten möglichst an Einer Stelle vereinigt wünscht, erhobenen Bedenken mit überlegener Sachkunde zurückweist. Ebenso hat er angeordnet, daß die Acten einer Behörde in derjenigen Ordnung verbleiben sollen, die sie von der Registratur der betreffenden Behörde selbst erhalten haben, daß litterarische Nachlässe, die in die Archive gelangen, ungetrennt bleiben sollen usw., Ordnungsgrundsätze, die seitdem in allen preußischen Staatsarchiven erfolgreich angewandt sind und sich durchaus bewährt haben. Man darf hiernach sagen, daß die organische Gliederung der Actenbestände eines jeden preußischen Staatsarchivs gegenwärtig auf den von S. festgelegten Grundlagen beruht und hoffentlich immer beruhen wird. Eine besondere Theilnahme widmete S. den von ihm ins Leben gerufenen und bis zum 62. Bande geleiteten „Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven“, in denen er, gegen alle bisherige Gepflogenheit, auch Actenstücke der jüngsten Vergangenheit, die Berichte des Bundestagsgesandten v. Bismarck aus Frankfurt a. M., veröffentlichen ließ. Den wissenschaftlichen Arbeiten seiner Beamten schenkte er eine stets bereitwillige Unterstützung und verständnißvolle Förderung; gerade ihnen gegenüber bewies er oft, daß er — nach seinen eigenen Worten — auch als Archivdirector mehr Professor geblieben als Verwaltungsbeamter geworden war. Nur darin hatte er weniger Erfolg, daß es ihm nicht gelang, die tüchtigen und zum Theil selbst ausgezeichneten Kräfte, die er für den Archivdienst gewann, dem Wettbewerb der Universitäten gegen-

über durch Hebung und Aufbesserung der Stellen dauernd den Archiven zu erhalten.

Mit der Verwaltung der Staatsarchive, der Herausgabe der Archivpublicationen, dem Präsidium der historischen Commission bei der bairischen Akademie der Wissenschaften verband S. noch die Leitung des von ihm begründeten historischen Instituts in Rom, das hauptsächlich die Berichte der päpstlichen Nuntien aus Deutschland herausgab, und als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, als welches er auch ein Semester hindurch an der Berliner Universität über deutsche Geschichte las, die Antheilnahme an der Centraldirection der Monumenta Germaniae, an der Veröffentlichung der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen“ und der „Acta Borussica“, der großen Quellensammlung zur Geschichte der preußischen Verwaltung im 18. Jahrhundert. Mit Sickel zusammen publicirte er photographische Abbildungen von Urkunden deutscher Könige und Kaiser von Pippin bis Maximilian, ein höchst werthvolles Hülfsmittel für paläographische Forschung und Unterricht. Man darf sagen: wenn Ranke der deutschen Geschichtswissenschaft einst den stärksten und entscheidenden Impuls gab, so hat doch für Organisirung und Förderung geschichtswissenschaftlicher Unternehmungen, leitend und anregend, niemand mehr gearbeitet und geleistet als Heinrich v. Sybel.

Seine unerschöpfliche Arbeitslust und Arbeitskraft fanden aber in dieser großartigen organisatorischen Thätigkeit um so weniger Befriedigung, als er solche Quelleneditionen, „die Errichtung fester Kellergewölbe“, wie er es einmal nannte, keineswegs „für die höchste Aufgabe seines Berufes hielt“; sein Geist mußte sich auch in eigenen Hervorbringungen auswirken. Er brachte die „Geschichte der Revolutionszeit“ zum Abschluß (1879), bearbeitete für die Allgemeine Deutsche Biographie die Artikel über Hardenberg (1879) und Haugwitz (1880), gab den dritten Band seiner „Kleinen historischen Schriften“ heraus (1880, der erste war 1863, der zweite 1869 erschienen), einen Band „Vorträge und Aufsätze“ (1874), und veröffentlichte in zweiter Auflage die „Geschichte des ersten Kreuzzugs“ und die „Entstehung des deutschen Königthums“, jene nur „neu bearbeitet“, diese zwar „umgearbeitet“, aber in ihren Grundanschauungen doch unverändert. Dann aber sah sich der Vierundsechzigjährige nach einer neuen großen Aufgabe um. Er hatte zeitweilig (1867) an eine deutsche Geschichte seit 1815 gedacht, deren wesentlicher und eigentlicher Inhalt ihm in den bisherigen Darstellungen völlig vernachlässigt schien, dann den Plan zu einer „lesbaren und politisch gedachten“ allgemeinen deutschen Geschichte gefaßt, für die er in Berlin schon mit einem Verleger Vertrag schloß. Entscheidend aber wurden schließlich die Beziehungen zu Fürst Bismarck, die sich in Berlin vertraulicher gestaltet hatten. Im J. 1881 erhielt er von Bismarck die Ermächtigung, außer dem ihm selbstverständlich zur Verfügung stehenden Geheimen Staatsarchiv, auch das Archiv des Auswärtigen Amtes für eine Darstellung der neueren und neuesten Geschichte Preußens und Deutschlands zu benutzen. Aus diesen Forschungen erwuchs das Werk von der „Begründung des deutschen Reiches unter Wilhelm I.“, dessen erste Bände 1889 erschienen und dessen letzte Bände (VI u. VII), die Geschichte des Norddeutschen Bundes und den Ursprung des Krieges von 1870 umfassend, zu Ende 1894 veröffentlicht wurden. Der Titel des Werkes bezeichnet auch seine Begrenzung: es ist nicht, wie Treitschke's deutsche Geschichte, die Geschichte eines Volksthums, das, aus der Zersplitterung heraus unter Erfolgen und Irrungen, Siegen und Niederlagen ringt und kämpft nach der Verkörperung in einem Staate. Es ist eine Geschichte der preußischen Politik, eigentlich der Politik Bismarck's, in ihrer Richtung auf die Herstellung der deutschen Einheit. Einer

weit ausholenden Einleitung folgt eine recht ungünstige Schilderung der schwächlichen Politik König Friedrich Wilhelm's IV., die im fünften Bande von Treitschke's deutscher Geschichte ihre Bestätigung fand und auch durch neuere Rettungsversuche (Rachfahl: Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution, 1901) nicht erschüttert scheint. Den Höhepunkt des Werkes bilden der 3., 4. und 5. Band, in denen Bismarck's Politik, das allmähliche Werden und Reifen seiner großen Pläne, die verwickeltsten diplomatischen Verhandlungen, wie die Frage der Elbherzogthümer, der Ursprung des Krieges von 1866 und endlich der Verlauf dieses Krieges selbst, in einer Erzählung von leuchtender Klarheit und eleganter Schönheit vergegenwärtigt werden. Ueber der Auswahl und Behandlung des Stoffes waltet ein Maßhalten, das sich oft zu diplomatischer Zurückhaltung steigert. Die tiefen und klaffenden Gegensätze im deutschen Leben werden dabei freilich ebenso verhüllt oder abgeschwächt wie die scharfen Kämpfe zwischen den leitenden Persönlichkeiten in Preußen; das wechselvolle Verhältniß Bismarck's zu König Wilhelm wird nur an der Oberfläche berührt, Bismarck selbst erscheint, wie Marcks urtheilt, „zu verständig, zu correct, zu farblos, zu harmlos, zu zahm". Der 6. und 7. Band tragen einen wesentlich anderen Charakter als die vorhergehenden. Einige Monate nach Bismarck's Rücktritt wurde S. von der weiteren Benutzung der Acten des Auswärtigen Amtes ausgeschlossen; vom Titel verschwindet der Zusatz, den die ersten fünf Bände tragen: „vornehmlich nach den preußischen Staatsacten". Der schöne frische Quell, aus dem S. sich und dem Leser eine überwältigende Fülle historischer Belehrung geschöpft hatte, ist verschüttet. Dafür erschlossen sich ihm in wachsendem Maaße neue Quellen in den Mittheilungen der Zeitgenossen, vor allem Bismarck's selbst, des gräflichen Diplomaten Vitzthum von Eckstädt u. A. Hierdurch ist Sybel's viel angefochtene Auffassung der spanischen Throncandidatur des Prinzen von Hohenzollern, der Allianceverhandlungen zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien, überhaupt der Vorgeschichte des Krieges von 1870 entscheidend beeinflußt worden. Mag darin die Darstellung mancher Zusammenhänge und mancher Einzelheiten der Ergänzung und Berichtigung bedürfen, die Gesammtanschauung der damaligen Politik Bismarck's als einer in „ihrer Stärke ruhenden Friedenspolitik", wie sie sich namentlich in der rumänischen Frage, bei dem Aufstande in Kreta u. s. w. zeigte, scheint wohl begründet.

Auch insofern unterscheiden sich diese beiden letzten Bände von den früheren, als die innere Entwicklung Norddeutschlands mehr in den Vordergrund tritt und die parlamentarischen Verhandlungen einen breiteren Raum einnehmen. Die Darstellung der politischen Kämpfe im constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes trägt zuweilen fast den Charakter von Memoiren, in denen S. mit warmer Theilnahme seiner nationalliberalen Freunde, mit überlegenem Humor der Radicalen, und mit unverhüllter Abneigung seiner bittersten Gegner, der Ultramontanen, namentlich Mallinckrodt's, gedenkt. Bemerkenswerth ist dabei auch seine wiederholte und entschiedene Absage an das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht, das er als eine Erfindung seiner alten Feinde, der Jacobiner von 1793, und als „die Vorstufe der demokratischen Dictatur" bekämpfte. Seinen vollen Beifall finden dagegen die liberalen Gesetze, mit denen Norddeutschland damals überschüttet wurde und deren zuweilen bedenkliche sociale und wirthschaftliche Folgen er unbeachtet läßt.

Diese „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I." bedeutet in der Entwicklung von Sybel's Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung einen neuen Abschnitt. Wie die früheren Arbeiten entstand auch dies Werk in innigster Fühlung mit der Zeitgeschichte, im Zusammenhang der Kämpfe

um die Lösung der großen deutschen Frage, und insofern trägt es einen durchaus politischen und nationalen Charakter. Allein S. steht auf dem Schlachtfeld nicht mehr als Kämpfer, sondern als Sieger; mit leichter Feder, in heller Siegesfreude schreibt er den Schlachtbericht.

Damit hängt ein Anderes zusammen. In der akademischen Gedenkrede auf seinen großen Lehrer und Meister hatte S. einst das Streben Ranke's, auch die Gegner und deren Tendenzen, selbst schlechthin verwerfliche Persönlichkeiten, forschend zu „begreifen", nicht ohne kritisches Bedenken erörtert; jetzt bezeichnet er selbst als seine Aufgabe, „das Verhalten der Gegner, die Motive ihres Thuns, nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen". Aus diesem Wandel erklärt sich in der Geschichte der „Begründung des deutschen Reiches" die bei aller Entschiedenheit des politischen Standpunktes und bei aller Wärme vaterländischer Gesinnung maßvollere Auffassung und mildere Beurtheilung; daher, in der Schreibweise, der tiefgehende Unterschied zwischen der oft leidenschaftlichen, aber immer auch kraftvollen „Geschichte der Revolutionszeit" und der reifen und abgeklärten, aber zuweilen doch etwas zu geglätteten Darstellung der „Begründung des deutschen Reiches". Diese unleugbare Milde, auch da, wo er verurtheilt, hat freilich nicht gehindert, daß S. auch diesmal mannichfachen Widerspruch erfahren hat: König Friedrich Wilhelm IV., die Schweizer, die Schleswig-Holsteiner und ganz neuerdings Fürst Schwarzenberg (durch Friedjung) sind gegen S. mehr oder minder erfolgreich vertheidigt worden.

In rastloser und unablässiger Arbeit hatte der Siebenundsiebzigjährige an dem großen Werke geschafft und geschrieben. An der Hohenzollernstraße, in der er seit der Uebersiedlung nach Berlin wohnte, dehnte der Thiergarten die grüne Pracht seiner Bäume und Sträucher aus; er achtete dessen nicht, nur zuweilen erhob er sich von dem Schreibtisch, um langsam schreitend im Zimmer auf- und abzugehen und so der ihm von Schweninger dringend empfohlenen Bewegung durch etwas häusliche Gymnastik nachzuhelfen. „Ich bin buchstäblich Monate lang nicht aus dem Zimmer gekommen", sagte er mir im Winter 1894/95, „nun will ich mich aber auch ordentlich ausruhen und erholen." Ich zweifle, daß er es gethan hat. Als ich ihn zum letzten Male sah, im Frühjahr 1895, fand ich ihn wie immer an seinem Schreibtisch, über Büchern und Zeitschriften, die große Gestalt tiefer als sonst gebeugt, die Stimme zuweilen von einem quälenden Husten unterbrochen, der ganze Körper sichtlich leidend unter den Folgen einer schweren Erkältung, in den Augen aber und um den Mund das alte freundliche, wohlwollende Lächeln. In lebhafter Unterhaltung erörterte er den Ursprung des Krieges von 1870, indem er allen Einwendungen gegenüber seine bekannte Auffassung nachdrücklich festhielt, berührte die durch Max Lehmann angeregte Frage nach dem Ursprung des siebenjährigen Krieges und verweilte endlich, im Anschluß an einen ihm für seine Zeitschrift überreichten Aufsatz über die Vorgeschichte des Friedens von Basel, in freundlicher Erinnerung bei den Tagen seiner eigenen Arbeiten in den Pariser Archiven. Jedes Wort zeigte, wie er in der Bewegung der Geschichtswissenschaft, die er selbst mit angeregt, namentlich in den Fortschritten der Quellenforschung lebte und webte.

Einige Wochen später, am 13. Juni, verließ S. Berlin und reiste nach Marburg, wo er einst so gesegnete Jahre verlebt hatte und wo er nun bei seinem jüngeren Sohne Ludwig (1846 in Marburg geboren, Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an der dortigen Universität) einen Theil seines Urlaubes zu verbringen pflegte. Seine Gesundheit war durch wiederholte Krankheitsanfälle erschüttert, mit der verminderten Lebenskraft die frühere

Beweglichkeit fast verschwunden; aber in der liebevollen Pflege der Seinigen, in der kräftigenden und belebenden Luft der das Lahnthal umgebenden Höhen erholte er sich rasch wieder und konnte selbst allein einen Ausflug nach Wiesbaden unternehmen, von dem er in bester Frische zurückkam. Sogleich wandten sich seine Gedanken wieder der geliebten Arbeit zu; er sprach davon, die Erinnerungen seines Lebens, namentlich aus der Münchener Zeit, niederzuschreiben, entschied sich dann aber doch zunächst für die Fortsetzung seines großen Werkes, dessen Vollendung ihm als eine ebenso schwere wie heilige Pflicht erschien. Lebhaft beschäftigte ihn dabei der Eindruck, den seine „Neuen Mittheilungen und Erläuterungen“ zur Vorgeschichte des Krieges von 1870 und ein Aufsatz über „Die Phantasien des Herzogs von Gramont“ in Deutschland und besonders in Frankreich machten. Ein französischer Publicist hatte ihn eingeladen, darüber für Frankreich zu schreiben, und sich erboten, die Arbeit zu übersetzen und die Veröffentlichung zu vermitteln. S. fühlte sich geneigt, darauf einzugehen; in französischer Sprache antwortete er dem Schriftsteller, — vielmehr er begann eine Antwort, denn schon bei der zweiten Seite des Briefes nahm ihm eine schwere Erkrankung, eine Art Lungenlähmung, die Feder aus der Hand. Nur einen Tag brachte er dann im Bette zu; am nächsten Morgen, 1. August 1895, in aller Frühe, ist er, umgeben von den Seinigen, kampflos verschieden.

Sybel's Leben war voll ausgelebt, sein Wirken in sich abgeschlossen. Eine ursprüngliche und starke Begabung, die unter der belebenden Gunst glücklichster Verhältnisse, in gesunder bürgerlich-rheinischer, preußisch-protestantischer Luft reich und schön sich entfaltet hatte; von den Strömungen der Zeit immer gefördert und getragen, nie ganz hingerissen; ein lebhaft und vielseitig angeregtes Geistesleben, das sich der Wissenschaft und der Kunst der Historie zuwendet, aber mit der Gegenwart immer in Wechselwirkung bleibt, ohne doch in sie ganz aufzugehen; in der Abneigung gegen mittelalterliche Romantik wie gegen den rein ästhetischen Classicismus eine durchaus moderne Natur; in dem Kampfe gegen Feudalismus und Clericalismus, gegen Radicalismus und Socialdemokratie der rechte Historiker des liberalen protestantischen deutschen Bürgerthums.

Vier Eigenschaften, lehrt S. selbst, muß der Historiker von heute haben: Sinn und Begabung für kritische Forschung und für philosophische Durchdringung des Stoffes, sittlich-politisches Urtheil, lebendige Anschauung und Vergegenwärtigung der Vergangenheit. Ein ander Mal verlangt er: „geistige Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach sittlichen und politischen Principien“, „Gruppirung und Verbindung der Thatsachen nach organischen, durchgreifenden, einheitlichen Gesichtspunkten“. Zweifellos gab es und gibt es Historiker, die S. in irgend einer jener Eigenschaften übertroffen haben oder übertreffen; keine hat er selbst in sich zur höchsten Potenz gesteigert. Allein ebenso zweifellos scheint mir auch, daß niemand alle jene Eigenschaften so in sich ausgeglichen und verschmolzen hat wie S. selbst. So bleibt er der vornehmste Repräsentant jener reichen und glänzenden Epoche unserer Geschichtschreibung, die unter dem Druck und in der Erhebung der schweren politischen und nationalen Kämpfe Deutschlands ihr eigenartiges Gepräge erhalten hat. Und untrennbar ist dabei dem Historiker der Politiker verbunden. S. selbst spricht einmal (in der „Begründung des deutschen Reiches“) von dem „langen pädagogischen Proceß“, der erforderlich war, ehe den Deutschen die Bildung des nationalen Staates gelang. In diesem Entwicklungsproceß ist auch S. eine Kraft gewesen, er selbst, seine Arbeit und seine Werke; und in diesem Sinne konnte ihm bei dem fünfzigjährigen Doctorjubiläum (1888) Fürst

Bismarck danken „für seine langjährige Mitarbeit an dem gemeinsamen vaterländischen Werke“.

Autobiographische Aufzeichnungen und Briefe Sybel's, sowie Acten des preußischen Cultusministeriums, meist schon benutzt in meinem Aufsatze „H. v. Sybel“ (Deutsche Rundschau, October 1895), der obiger Darstellung zu Grunde liegt. Reicheres Material konnte Varrentrapp verwerthen in der vortrefflichen „biographischen Einleitung“ zu „Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel“ (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaction d. histor. Zeitschrift III, 1897), wo sich S. 157 bis 174 auch ein „Chronologisches Verzeichniß der von Sybel veröffentlichten Schriften“ in 228 Nummern findet. Nekrologe von Oldenbourg und Meinecke in der Histor. Zeitschr., 75. Bd. (1895); E. Marcks in der „Zukunft“ vom 26. Oct. 1895; vergl. auch dessen schöne Würdigung der politischen Geschichtschreibung der fünfziger Jahre in „Ludwig Häusser und die politische Geschichtschreibung in Heidelberg“ in „Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert. Festschrift der Universität zur Centenarfeier ihrer Erneuerung durch Karl Friedrich.“ I, 1903). A. Dove: „Ranke und Sybel in ihrem Verhältniß zu König Max“ (Beil. zur Allg. Zeitung vom 18. und 19. Nov. 1895, auch in „Ausgewählte Schriftchen“, 1898). — G. Schmoller, „Gedächtnißrede auf H. v. Sybel und H. v. Treitschke“, 1896. — Ueber den Streit mit Ficker s. jetzt die Biographie Ficker's von J. Jung (1907). — Ueber die Familie Sybel s. F. K. L. von Sybel (des Historikers älterer Sohn): „Nachrichten über die Soester Familie Sybel 1423—1890“ (München 1890). P. Bailleu.

T.

Taaffe: Franz Graf T., Earl of Carlingford, kaiserlicher Feldmarschall und geheimer Rath, wurde 1639 auf Schloß Ballymote in Irland geboren als der zweite Sohn des Lord Theobald Taaffe, nachmals Earl of Carlingford, der 1665 und 1666 als Botschafter Königs Karl II. am Hofe Kaisers Leopold fungirte. Franz vollendete seine Studien in Olmütz mit großer Auszeichnung; er wurde schon 1665 vom Kaiser Ferdinand zum Pagen ernannt. Als der erste seines Hauses, das in der Folge so manchen hervorragenden Staatswürdenträger Oesterreich gegeben, trat er in kaiserliche Dienste. Er erfreute sich von Jugend auf des besonderen gnädigen Schutzes des Kaisers, wie auch des Herzogs von Lothringen. Herzog Karl ernannte ihn bald zum Rittmeister in seinem Cürassierregimente und übertrug ihm in der Folge auch die Sorge für die Erziehung seines ältesten Sohnes Leopold. Seit dem Jahre 1670 Oberstlieutenant im selben Regimente, commandirte T. dieses schon im November 1673 vor Bonn, zeichnete sich am 15. Juni 1674 bei Sinzheim und am 29. December desselben Jahres vor Mühlhausen aus, so daß der Feldmarschall Herzog von Bournonville in seiner Relation von letzterem Tage dessen besondere Tapferkeit und Umsicht überaus lobend hervorhob. Am 26. und 27. Juli 1675 commandirte er im ersten Treffen des rechten Flügels in der Schlacht von Saßbach, wo er sein hervorragendes militärisches Talent bewährte, ebenso in den Affären bei Ottenheim und Goldschier. Gegen Ende desselben Jahres wurde er von Generallieutenant Raimund Grafen Montecuccoli aus dem Feldlager von Weißenburg an den kurpfälzischen Hof mit dem Auftrage abgeschickt, gegen die dort beabsichtigte Abschließung eines besonderen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrages Vorstellungen zu erheben. Ein Jahr darauf war er als Commandant des Karl Lothringischen Cürassierregiments bei der Belagerung von Philippsburg und zeichnete sich im Gefechte bei Zabern durch so hervorragende Tapferkeit aus, daß ihm 1677 das vom Herzog von Lothringen zu seinen Gunsten resignirte Cürassierregiment (1775 aufgelöst) verliehen wurde. Im J. 1682 wurde ihm das böhmische Incolat verliehen; noch in demselben Jahre zum Generalmajor befördert, focht er als solcher mit Bravour gegen die Türken, nahm 1683 an der Belagerung von Neuhäusl theil, zeichnete sich im Gefechte bei Petronell als Commandant des Nachtrabs aus, machte die Gefechte bei Preßburg und am Bisamberge mit, that sich in der Entsatzschlacht von Wien am linken Flügel des Herzogs Karl von Lothringen kämpfend hervor, nahm weiter an dem Treffen bei Parkány, 1684 bei Szent-Endre, 1685 an der Blokade von Neuhäusl und an der

Schlacht von Gran den ruhmvollsten Antheil. Nach seiner im September 1685 erfolgten Beförderung zum Feldmarschalllieutenant wohnte er mit seinem Regiment noch 1686 der Belagerung von Ofen, 1687 der Schlacht am Berge Harsany bei. Ende 1687 zum General der Cavallerie befördert, machte er 1688 die Belagerung von Belgrad mit und rückte noch in demselben Jahre auf den Schauplatz am Rhein, 1691 auf jenen von Italien ab. Nach seiner 1694 erfolgten Beförderung zum Feldmarschall wurde T. nun in rascher Aufeinanderfolge zum Obersthofmeister des Herzogs Leopold Josef Karl von Lothringen, zum geheimen Rathe und 1698 zum Ritter des goldenen Vließes ernannt.

Nachdem er 1696 dem Feldzuge in Ungarn, 1697 jenem am Rhein beigewohnt hatte, fiel ihm, als der Herzog von Lothringen im Frieden von Ryswick wieder in die von seinem Oheim Karl IV. 1670 verlorene Herrschaft eingesetzt wurde, die Aufgabe zu, von diesen Landen im J. 1698 Besitz zu nehmen. Auch in Lothringen mit den höchsten Würden bekleidet — er war Gouverneur von Nancy, dirigirender Minister und Chef aller lothringischen Conseils —, starb er 1704 zu Nancy, wo seine letzten Ueberreste in der Kathedrale unter großen Ehren beigesetzt wurden. — Ein zeitgenössischer Schriftsteller sagt über T.: „Er war ein sehr galanter Mann, der sich bei allen Gelegenheiten ausgezeichnet, er hatte viel Verstand, Geschicklichkeit und Kenntnisse gehabt, sehr bedeutsam und überlegt gesprochen und sich zu allen Diensten, insbesondere zu Unterhandlungen geschickt“. Darum auch erwarb sich T. in hohem Grade die Fürstengunst, die, so wechselvoll sie auch sonst sein mag, ihm treu blieb bis an das Ende seiner Tage.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Feldzüge des Prinzen Eugen, herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv. — Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs 1883—1889. — Karminski, Feldmarschall Franz Graf Taaffe im Kriegsjahre 1683. — Wrede, Geschichte der k. u. k. Wehrmacht. — Rinck, Leben und Thaten Kaiser Leopold I.

Sommeregger.

Tanner: Anton T., katholischer Theologe, geboren am 22. August 1807 zu Arth im Kanton Schwyz, † am 22. November 1893 zu Luzern. T. vollendete seine Gymnasialstudien an der Studienanstalt in Luzern, die er seit Herbst 1824 besuchte, begann dann an der theologischen Lehranstalt daselbst unter Gügler, Franz Geiger und Widmer die theologischen Studien und setzte diese 1829 in Tübingen fort, wo Hirscher, Drey und Möhler einen entscheidenden Einfluß auf ihn ausübten; 1830 trat er in das Priesterseminar in Chur ein und empfing Ostern 1831 die Priesterweihe. Herbst 1831 wurde er Secundarlehrer in Hitzkirch; von Herbst 1834 bis 1851 war er Gymnasiallehrer in Luzern, 1851—1876 Professor der Apologetik und Dogmatik an der theologischen Lehranstalt daselbst, seit 1843 zugleich Chorherr des Stifts St. Leodegar im Hof, 1851 Custos desselben, 17. Februar 1865 Stiftspropst, 1865—1884 auch Mitglied des kantonalen Erziehungsrathes und seit 1868 der Studiendirection; 1862 Dr. theol. h. c. (Freiburg i. B.), 1885 bischöflicher Commissar, 1886 nichtresidirender Domherr. — Größere Schriften: „Das Reich Gottes auf Erden, oder katholische Religionslehre für höhere Schulen und gebildete Christen“ (Luzern 1841); „Ueber das katholische Traditions- und das protestantische Schrift-Princip. Ein Beitrag zur Symbolik“ (ebd. 1862); „Vorlesungen über den Materialismus“ (ebd. 1864); „Ueber das Verhältniß von Vernunft und Offenbarung“ (ebd. 1864; zuerst in den „Kathol. Schweizer-Blättern für Wissenschaft und Kunst“); „Sammlung von Predigten über freie Texte“ (Einsiedeln 1866). Eine Menge von kleineren wissenschaft-

lichen Arbeiten zur Apologetik und über kirchenpolitische und sociale Fragen erschienen besonders in den „Katholischen Schweizer-Blättern“ 1859—1870 und in der nach längerer Unterbrechung seit 1885 erscheinenden neuen Folge derselben.

Joh. Schmid, Propst Dr. Anton Tanner; Kathol. Schweizer-Blätter, N. F. 9. Jahrg. 1893, S. 563—573; 10. Jahrg. 1894, S. 94—105. — Derselbe im „Vaterland“, 1893, Nr. 269—271. — Die kathol. Bewegung, N. F. 7. Jahrg. 1894, S. 147—151. Lauchert.

Tappenbeck: Hans T., Afrikaforscher, ist am 14. Januar 1861 zu Wolsier im Kreise Westhavelland als Sohn eines kgl. Domänenpächters geboren. Nachdem er den ersten Unterricht im väterlichen Hause erhalten hatte, besuchte er einige Jahre das Louisenstädtische Gymnasium in Berlin und kam dann, um sich für den Officiersberuf vorzubereiten, 1873 auf die Cadettenanstalt zu Kulm in Westpreußen. Nach Absolvirung dieses Instituts trat er als Portepeefähnrich in das 4. westfälische Infanterieregiment Nr. 17 in Mülhausen im Elsaß ein und wurde 1880 zum Officier befördert. Von seinen Kameraden trat ihm namentlich der wesentlich ältere Premierlieutenant Richard Kund nahe, ein ungewöhnlich vielseitig gebildeter Mann, der eine Forschungsreise nach dem tropischen Afrika plante und auch seinen jungen Freund lebhaft für den schwarzen Erdtheil zu interessiren wußte. Als 1884 die Deutsche Afrikanische Gesellschaft eine Expedition nach dem südlichen Congobecken senden wollte, stellten sich beide Officiere für das Unternehmen zur Verfügung und wurden auch angenommen. Außer ihnen bestand die Reisegesellschaft aus dem Premierlieutenant E. Schulze als Leiter, dem Arzt und Anthropologen W. Wolff und dem Naturforscher R. Büttner. Sie erhielten den Auftrag, die Untersuchungen Pogge's und Wissmann's im Gebiet der linken Zuflüsse des Congo fortzusetzen, die Schiffbarkeit dieser Gewässer zu erproben und womöglich einen directen Ueberlandweg vom Stanley Pool nach der neu errichteten Station Luluaburg zu ermitteln. Am 31. Juli 1884 verließen die Theilnehmer Hamburg, besuchten unterwegs flüchtig die neuen Erwerbungen des deutschen Reiches in Togo und Kamerun und landeten am 27. September in S. Paulo de Loanda. Trotz vielfältiger Bemühungen gelang es ihnen an diesem Orte nicht, Träger in ausreichender Menge anzuwerben. Sie begaben sich deshalb nach Banana an der Congomündung. Doch brachten sie auch hier keine hinlänglich zahlreiche Karawane zu Stande. Darum beschlossen sie, getrennt weiter zu marschiren. Schulze zog mit Wolff und Büttner von Noki aus landeinwärts durch den portugiesischen Congodistrict nach der Hauptstadt des Negerkönigreichs San Salvador, wo er bedenklich am Fieber erkrankte und schließlich im Februar 1885 starb. Kund und T. wanderten unterdeß am linken Congoufer aufwärts bis zum Stanley Pool. Während sich dann Kund an einer Dampferfahrt amerikanischer Baptistenmissionare bis nach Bangala 200 km jenseits des Aequators betheiligte, untersuchte T. die Gegend um den Pool bis zur Kassaimündung. Nachdem Kund wieder eingetroffen war, marschirten beide mit 90 Loango-Leuten am 9. August 1885 von Leopoldville in südöstlicher Richtung ab, überschritten unter wiederholten Gefechten mit feindlichen Eingeborenen den Kuango und seine Zuflüsse, wandten sich dann nach Nordosten, folgten dem Kassai bis zur Einmündung des Sankuru und drangen auf unbetretenen Pfaden durch den Urwald nach dem bisher unbekannten Lukenje vor, den sie bis zum 21° 30′ ö. L. erforschten. Auch in diesen Gegenden mußten sie mehrfach unter erheblichen Verlusten Angriffe und Ueberfälle der kriegerischen Bavumbo zurückweisen. Am verhängnißvollsten war ein Gefecht, das sie am 15. December gegen einen zahlreichen, im dichten

Buschwerk wohl verborgenen Feind zu bestehen hatten, der sie aus dem Hinterhalte mit einem Hagel von Pfeilen überschüttete. Kund wurde am Kopf und am linken Oberarm durch Schüsse erheblich verletzt und erhielt schließlich noch einen mit Widerhaken versehenen Pfeil, der ihm den linken Oberschenkel durchbohrte und durch den Unterleib tief ins Becken eindrang. Da ein Herausziehen unmöglich war, nahm T. rasch entschlossen mit Hülfe eines Rasirmessers eine gefährliche Operation vor, die wider Erwarten glücklich gelang und dem Freunde das Leben rettete. Dann traten beide möglichst schnell die Rückreise an. Da ein Marsch durch die meilenweit überschwemmten Sumpfwälder unmöglich erschien, wurden am Ufer des Lukanje mit den primitivsten Werkzeugen aus Baumstämmen einige Kähne gezimmert, in denen die Expedition den Strom abwärts bis zur Mündung in den Kassai und dann auf dem Congo bis zum Stanley Pool fuhr. In Leopoldville trafen sie den deutschen Arzt Dr. Mense, durch dessen Pflege Kund allmählich wieder genas. T. wollte sich nun nach Europa begeben, da sein zweijähriger Urlaub zu Ende ging. In Banana an der Congomündung warf ihn heftiges Fieber nieder, doch erholte er sich während der Seefahrt rasch, so daß er im Sommer 1886 in gutem Gesundheitszustande in der Heimath eintraf. Er trat nun wieder in die Armee ein und wurde auf ein Jahr zur Kriegsakademie commandirt. Seine Mußestunden benutzte er, um in einigen Aufsätzen über seine Reiseerlebnisse und Forschungen Bericht zu erstatten (Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland V, S. 117—121; Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XIII, S. 487—500, mit Karte). Er durfte mit Genugthuung darauf hinweisen, daß er gemeinsam mit seinem Freunde Kund in einem der klimatisch gefährlichsten Gebiete des tropischen Afrika mit dürftigen Hülfsmitteln und einem durch Unzuverlässigkeit und Feigheit ausgezeichneten Trägermaterial unter zahllosen Widerwärtigkeiten und beständigen Gefahren gegen 6000 km Weg zu Lande und zu Wasser, davon fast die Hälfte in bisher unbekannten Gegenden zurückgelegt, die bis dahin unerforschten Landschaften nordöstlich vom unteren Kassai erschlossen und seine Karawane durch Muth und persönliche Tapferkeit vor völliger Vernichtung bewahrt hatte.

Im Sommer 1887 erhielt Kund von der Reichsregierung den Antrag, eine Forschungsexpedition durch das Hinterland von Kamerun zu führen und hier eine Station anzulegen. Er nahm die ehrenvolle Aufforderung an und wählte sich als Begleiter seinen bewährten Freund T., ferner den Zoologen B. Weißenborn und den Botaniker J. Braun. Am 6. October landete die Gesellschaft in Groß-Batanga, warb die nöthigen Träger an und brach dann auf wenig betretenen Buschpfaden nach dem Innern auf. Schon nach einigen Tagen erkannte man indessen, daß die dicht bewaldete Gegend keine Lebensmittel darbot und darum zur Gründung einer Station nicht geeignet sei. Deshalb kehrte man nach der Küste zurück und wartete hier das Ende der Regenzeit ab. Im November unternahmen die Reisenden einen zweiten Versuch, durch die Urwaldzone nach dem gebirgigen Innern vorzudringen. Nach Ueberwindung erheblicher Schwierigkeiten erreichten sie den Oberlauf des Lokunje-Flusses und betraten das Gebiet der Bakokostämme, die ihnen anfangs freundlich entgegenkamen, bald aber feindselige Gesinnungen zeigten. Trotz wiederholter Ueberfälle setzte die Expedition ihren Marsch in nordöstlicher Richtung fort, erreichte schließlich nach mehreren blutigen Gefechten den wasserreichen Sanaga, der eine Reihe von malerischen Stromschnellen bildete, die man nach dem allzu früh verstorbenen Afrikaforscher Gustav Nachtigal nannte. Am 9. Februar 1888 sahen sich die Reisenden plötzlich mitten im dichten Busch von vielen

hundert wohlbewaffneten Bakokos umzingelt und angegriffen. Kund wurde durch Schüsse an der rechten Hand und am linken Arm, T. am Kopfe schwer verwundet. Sie verloren eine Anzahl Träger und einen beträchtlichen Theil des Gepäcks, doch brachten sie auch dem Gegner solche Verluste bei, daß er von einer Verfolgung absah. Da sie sich unter der feindseligen Bevölkerung nicht zu halten vermochten, suchten sie in Gewaltmärschen die Küste zu erreichen. Unterwegs gingen ihnen die Lebensmittel aus, und sie wären im Urwalde vor Erschöpfung umgekommen, wenn nicht ein vorausgeschickter Eilbote rechtzeitig den Militärposten Batanga erreicht und die schwierige Lage der Expedition gemeldet hätte. Sofort wurden Mannschaften eines zufällig anwesenden deutschen Kriegsschiffes mit Erfrischungen ausgesandt, welche die Entkräfteten aufsuchten und nach der Station geleiteten. T. mußte sich zur ärztlichen Behandlung seiner schweren Verletzung nach Deutschland begeben, wo er einen kurzen Bericht über seine Erlebnisse veröffentlichte (Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten I, S. 112—121), der wesentlich zur Klarlegung der bisher unbekannten hydrographischen und ethnologischen Verhältnisse im Hinterlande von Südkamerun beitrug. Als seine Wunde hinlänglich geheilt war, trat er im August 1888 abermals die Ausreise nach Kamerun an, um wieder zu seiner Expedition zu stoßen, die am Sanaga eine feste Niederlassung als Stützpunkt des deutschen Einflusses zu gründen beabsichtigte. Sie drang von Batanga aus 20 Tagemärsche weit durch den Urwald nach Nordosten vor und errichtete auf dem Hochlande zwischen den Flüssen Njong und Sanaga eine Station, die ihren Namen von dem umwohnenden Stamme der Jaunde erhielt. Im März 1889 mußte Kund wegen seines Gesundheitszustandes nach der Heimath zurückkehren. T. übenrahm nun die Leitung der Station, legte die nöthigen Gebäude und Pflanzungen an und erkundete durch zahlreiche Ausflüge die nähere und weitere Umgebung bis ins südliche Adamaua, wo ihn indeß die Feindseligkeit der dort ansässigen Sudanneger zu größter Vorsicht zwang. Als sich die Nothwendigkeit herausstellte, neue Vorräthe herbeizuschaffen, marschirte er im Juni selbst nach der Küste und sandte am 12. Juli vom Regierungssitze in Kamerun aus einen Bericht (Mittheilungen von Forschungsreisenden II, S. 114 bis 119 u. III, 109—113, mit Karte) und mehrere Kisten mit Sammlungsgegenständen für die königlichen Museen nach Berlin. Aber nach wenigen Tagen warf ihn ein Fieberanfall aufs Krankenlager. Die Kräfte nahmen rasch ab, und schon am 26. Juli 1889 verschied er plötzlich infolge einer Herzlähmung. Sein frühzeitiger Tod war ein schwerer Verlust für die Wissenschaft und das Vaterland, die beide von ihm bei längerem Leben noch manche wichtige Förderung ihrer Interessen in Afrika erwarten durften. Sein Leichnam wurde später nach Deutschland überführt und am 25. Juli 1891 auf dem Berliner Garnisonfriedhof in heimathlicher Erde bestattet.

Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten II, 1889, S. 67—69.

Viktor Hantzsch.

Tauchnitz: Bernhard T., ein Neffe von Karl Tauchnitz dem Aelteren (s. A. D. B. XXXVII, 441), Begründer des großen gleichnamigen Verlagshauses zu Leipzig, geboren am 25. August 1816 zu Schleinitz bei Naumburg. T. begründete im J. 1837, kaum 21 Jahre alt, sein eigenes Verlagsgeschäft, mit welchem er zugleich auch eine Druckerei und Stereotypengießerei verband. T. widmete sich ursprünglich der Herausgabe juristischer Werke; von seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete legt manches hervorragende Werk Zeugniß ab. Später wurde diese Richtung zwar nicht ganz aufgegeben, aber doch etwas in

den Hintergrund gedrängt durch das bedeutende Unternehmen der „Tauchnitz-Collection“. Der erste Band dieser Collection, dessen Zweck es sein sollte, die englische Litteratur auf dem Continente in guten und billigen Ausgaben dem größeren Publicum zugänglich zu machen, erschien am 1. September 1841 und erzielte einen außergewöhnlichen Absatz. Der Erfolg des ersten Bandes ermuthigte zur Fortsetzung und so erschien rasch Band auf Band, so daß allmählich in dem Rahmen dieses Unternehmens die Arbeiten fast aller hervorragenden englischen Autoren zur Aufnahme gelangten. Mit der wachsenden Ausdehnung der Tauchnitz-Collection hielt das steigende Interesse für dieselbe gleichen Schritt. Mit zäher Energie überwand T. alle Schwierigkeiten, die ihm entgegentraten und hauptsächlich in der großen Verschiedenheit englischer Verhältnisse gegenüber den deutschen gipfelten. In welchem Maße T. sein Ziel erreichte, beweist die Thatsache, daß englische Autoren, ebenso diejenigen Nordamerikas später es sich zur Ehre anrechneten, in die „Tauchnitz-Collection“ aufgenommen zu werden. Das Unternehmen liegt gegenwärtig in mehreren tausend Bänden vor. Macaulay allein erhielt von T. etwa 50 000 Mk., und dessen Erben beziehen bis zur Gegenwart noch sehr ansehnliche Beträge.

Die Tauchnitz-Collection begründete ihres Schöpfers Ansehen und Stellung. Denselben Zweck wie die Tauchnitz-Collection für die englische Litteratur, verfolgt die gleichartige Sammlung „France classique“; sie umfaßt die besten classischen Werke der Franzosen und erfreut sich ihrer Correctheit wegen größter Anerkennung. Ergänzt wurden diese beiden Sammelwerke später durch eine Collection englischer Jugendschriften, denen sich endlich noch eine neue Collection „German Authors“ anschloß. Weitere werthvolle Verlagsartikel der Firma Bernhard Tauchnitz sind die „Sammlung griechischer und römischer Classiker“ und ihre Wörterbücher; die kleinen rothen, schmucken Bändchen sind zu typischen Erscheinungen der Litteratur geworden.

Trotz aller Erfolge, die T. auch vielfach äußere Anerkennung eintrugen, u. a. 1861 die Verleihung des erblichen Adels, ist er der einfache und bescheidene, in seinem Denken vornehme Mann von ehedem geblieben. Seit dem Jahre 1866 bekleidete Freiherr v. T. die Würde eines kgl. großbritannischen Generalconsuls, eine Auszeichnung, die ihm sein verdienstvolles Wirken für die englische Litteratur eingebracht hat. Ebenso ist ihm die Ehre zu Theil geworden, zum lebenslänglichen Mitgliede der I. sächsischen Ständekammer ernannt zu werden. Seit dem 1. Juli 1866 ist der älteste Sohn von Bernhard T., Dr. jur. Karl Bernhard Freiherr v. Tauchnitz, als Theilhaber der Firma beigetreten; in dessen Besitz ging dann auch bei dem am 13. August 1895 erfolgten Tode des Vaters die Firma über.

Karl Fr. Pfau.

Tauchwitz: Johann T., Chronist, geboren am 21. Februar 1558 in Tegkwitz bei Altenburg, † am 8. Februar 1633 in Monstab bei Altenburg. Seit 1570 besuchte T. die Schulen in Altenburg und studirte dann Theologie 1577—1579 in Leipzig, 1579—1582 in Jena, wo er sich auch 1582 die Magisterwürde erwarb. In Monstab ward er 1585 Diakonus, 1588 Pfarrer und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Lebensende. Ein großer Brand des Dorfes am 17. October 1599, der auch Kirche, Pfarrhaus und Schule zerstörte, vertrieb ihn für ein Jahr; nach der Rückkehr leitete er den Neubau der genannten Häuser. Durch diesen Brand war auch der Hauptheil seiner handschriftlichen Sammlungen zu Grunde gegangen. Er hatte den Plan, eine umfängliche Chronik des Pleißner- und Osterlandes mit besonderer Berücksichtigung der kirchlichen Verhältnisse herauszugeben, und sammelte dafür Stoff

theils aus handschriftlichen und gedruckten Quellen, theils aus mündlichen Mittheilungen von Zeitgenossen, theils nach eigenen Erfahrungen. Zwar versuchte T. die geretteten Reste dieser Stoffsammlung nach dem Brande wieder zu ergänzen und zu vervollständigen, aber er kam damit zu keinem Abschlusse, noch weniger zu einer Drucklegung. Bei seinem Tode fanden sich fünf handschriftliche Bände als Vorarbeiten der geplanten Chronik vor. Die Stadt Altenburg erwarb von den Erben diese Bände und fügte sie der Altenburger Rathsbibliothek ein. Dort befinden sie sich noch jetzt unter der Bezeichnung „Tauchwitz'sche Collectaneen“ und werden von den Localhistorikern als reichhaltige Quelle geschätzt und oft benutzt.

E. C. Löbe, Altenburgica (Altenburg 1878), S. 10 f., Nr. 4. — J. und E. Löbe, Geschichte der Kirchen und Schulen in S.-Altenburg I, S. 1 u. 386 f. — P. Mitzschke, Die Einnahme der Burg Gleißberg (Kunitzburg) im Jahre 1452, in den „Blättern für Unterhaltung u. Belehrung“, Sonntagsbeilage z. Jenaischen Zeitung 1906, Nr. 28 (v. 15. Juli), S. 109 f.

Mitzschke.

Tellkampf: Johann Louis T., Bankpolitiker, wurde am 28. Januar 1808 in Bückeburg geboren und starb am 15. Februar 1876 in Berlin. Er studirte in Göttingen die Rechte und Staatswissenschaften und ließ sich 1833 als Rechtsanwalt in Hannover nieder. Als solcher veröffentlichte er im Frühjahr 1835 die Schrift „Ueber Verbesserung des Rechtszustandes in den deutschen Staaten“ (Berlin), die er seinem bisherigen Landesherrn, dem regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe Georg Wilhelm widmete. Darin machte er den kühnen Vorschlag, in sämmtlichen deutschen Staaten Behörden zu bilden, welche unter Aufsicht der höchsten Staatsgewalt ausschließlich mit der Gesetzgebung über das Privatrecht, das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen und endlich etwa auch mit der Criminalgesetzgebung beschäftigt und namentlich ermächtigt wären, die Controversen und Mängel des Rechts zu entfernen und zu entscheiden, das Recht selbst zeitgemäß fortzubilden u. s. w. Im Anschluß daran habilitirte er sich als Privatdocent in der juristischen Facultät zu Göttingen. Seine dortige Lehrthätigkeit währte jedoch nicht lange. Infolge des Umsturzes der hannoverschen Verfassung ging auch er zu Anfang des Jahres 1838 von Göttingen fort. Er fand in Alexander v. Humboldt einen Beschützer, der es veranlaßte, daß er zu wissenschaftlichem Studium nach den Vereinigten Staaten von Amerika ging. Der Aufenthalt daselbst, der zunächst fünf Jahre währte, gab ihm die fürs Leben entscheidende Richtung. Reich ausgestattet mit Empfehlungsbriefen, fand er beim Studium der amerikanischen Verhältnisse überall offene Thüren. Er erhielt als Professor der Staatswissenschaften Anstellung am Union-College, sodann am Columbia-College zu New-York, die ihn nicht behinderte, das ganze Land zu bereisen. Mit aufmerksamem Auge verfolgte er die Entwicklung der amerikanischen Bank- und Creditkrisis in den Jahren 1837—1842, desgleichen studirte er die Arbeiterfrage daselbst, nicht minder die dortige Staatsverfassung. Schon 1842 veröffentlichte er in Hunt's Merchants Magazine and Commercial Review in New-York Gedanken über das Banknotenwesen, die den bald darauf von dem englischen Staatsmann Sir Robert Peel entwickelten und in die That umgesetzten bankpolitischen Gedanken vorauseilten. Seine Hauptaufmerksamkeit war dem Studium des Gefängnißwesens zugewendet. Im Frühjahr 1843 verließ er die Vereinigten Staaten und wandte sich nach England, um auch dort mehrere Monate diesem Studium obzuliegen. Die Frucht war das dem sich für diese Dinge sehr interessirenden König Friedrich Wilhelm IV. gewidmete Werk: „Ueber die Besserungsgefängnisse in Nordamerika und Eng-

land. Nach eigenen Beobachtungen in den Jahren 1838 bis 1842“ (Berlin 1844). Darin setzte er sich mit dem sehr in der Gunst des Königs stehenden verdienstvollen Gefängnißpraktiker Dr. Julius auseinander. Anfang 1844 berieth der preußische Staatsrath über die verschiedenen Systeme der Beiden. Humboldt nahm sich Tellkampf's in dieser Sache lebhaft an, und schon schien es so, als sei diesem ein Lehrstuhl in Berlin sicher. Tagesblätter, wie die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ und die „Weserzeitung“ berichteten es bereits als vollzogene Thatsache. Das Ergebniß war zunächst, daß T. abermals auf Reisen zum Studium des Gefängnißwesens ging, und zwar nach England und Frankreich, um dann wieder nach Nordamerika, auf seine Stellung als Professor am Columbia-College, zurückzukehren. Er war einer der eifrigsten Bewunderer der Einrichtungen in diesem Lande geworden und beeinflußte durch seine Schriften und persönlich die Meinungen in Deutschland in diesem Sinne. So gelang es ihm u. a. auch bei Jacob Grimm Vorurtheile gegen die Vereinigten Staaten zu beseitigen. Mit seinen Anschauungen über das Gefängnißwesen scheint er jedoch nicht sehr durchgedrungen zu sein, ja überhaupt nicht viel Beachtung bei den Praktikern dieses Faches gefunden zu haben. Als er im März 1848 mit Wichern zusammentraf, zeigte sich die Ueberlegenheit des Praktikers doch deutlich. Beschämt gestand T. ein, daß er bei Kenntniß der Verhältnisse des Rauhen Hauses, der bekannten Wichern'schen Besserungsanstalt in Hamburg, gar nicht nach Frankreich hätte zu reisen brauchen.

Während seines zweiten Aufenthalts in Amerika fand er (1845) Gelegenheit, bei dem großen Werke der Einrichtung der Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Bremen und New-York fördernd einzuwirken. Der Schöpfer dieser Linie C. T. Gevekoht hob diesen Antheil Tellkampf's in einem Schreiben an den Senator Smidt rühmend hervor. Ende 1846 bewirkte Humboldt Tellkampf's Berufung als Ordinarius für Staatswissenschaften an die Breslauer Universität. T. nahm den Ruf mit Freuden an und hatte zu Anfang des Jahres 1847, wie schon früher, eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV., mit dem er sich des längeren über dessen Verfassungspläne unterhielt. Der König sprach dabei die Absicht aus, T. an die Berliner Universität zu versetzen, damit er ihm bei der Ausarbeitung der Verfassung behülflich sein könnte. Seine Ideen über die künftige Verfassung sollte T. sogleich zu Papier bringen, was denn auch geschah. In der Folge verzichtete der Monarch jedoch auf die weitere Mitarbeit Tellkampf's. Dieser konnte es sich nicht versagen, im folgenden Jahre in der „Schlesischen Zeitung“ (vom 18. April 1848) und in besonderen Flugschriften Stücke seines Verfassungsplanes zum Abdruck zu bringen. Darin sind nicht unrichtig einige der voraussichtlichen segensreichen volkswirthschaftlichen Folgen einer Einigung Deutschlands skizzirt. Andererseits wird darin in höchst naiver Weise eine Umgestaltung Deutschlands nach amerikanischem Muster befürwortet. Der Nimbus des Kenners amerikanischer Verhältnisse verschaffte ihm das Mandat zweier schlesischer Wahlkreise, des Schweidnitzer und des Waldenburg-Reichenbacher, für die Paulskirche. Dort wurde er, ebenfalls offenbar in Berücksichtigung seiner Kenntniß der amerikanischen und englischen Verhältnisse, in die wichtigste Commission, den Verfassungs-Ausschuß, gewählt, an dessen Berathungen er sich eifrig betheiligte. Er fiel dort durch die Befürwortung mechanischer Copirung der nordamerikanischen Verhältnisse auf. Die Arbeiten gingen ihm lange nicht schnell genug. Wo die meisten Anderen große Schwierigkeiten sahen, glaubte er sehr einfach zum Ziele gelangen zu können. Als die Berathungen sich in die Länge zogen, erklärte er (bereits am 24. Juli) mißmuthig, daß er

das Vertrauen auf ein Gelingen der Einigung verloren habe. Der Historiker des Verfassungsausschusses, Joh. Gustav Droysen, behandelt ihn mit leiser Ironie. Auch sonst scheint er in der Versammlung nicht besondere Achtung genossen zu haben, wenn er sich auch viel bemerkbar machte. Vincke und Laube sprachen spöttisch über ihn. Detmold nannte ihn in einem vertrauten Briefe kurzab einen „Strohkopf“. Am meisten Wissen zeigte er in Bankfragen. Am 24. November hielt er eine Rede gegen die ungedeckten Banknoten. Charakteristisch für ihn war es, daß er bei Beginn der Plenarverhandlungen empfahl, als Geschäftsordnung die noch gar nicht übersetzten, auf ganz andere Verhältnisse zugeschnittenen Jefferson'schen parlamentarischen Regeln anzunehmen. In der Hauptfrage war er nicht gleich ein Freund des erblichen Kaiserthums. Vielmehr trat er anfangs für zwölfjährige Wahl des Oberhaupts ein. Jedoch seit dem December hielt er sich zu den Erbkaiserlichen.

Der Kreis, den er in der Paulskirche vertrat, Waldenburg-Reichenbach, wählte ihn für die Jahre 1849—1852 auch in die preußische zweite Kammer, in der er ebenfalls dem Verfassungsausschusse angehörte und ebenfalls besonders zu Bankfragen das Wort ergriff. Mit dem Ablauf jener Wahlperiode schied er für einige Zeit aus dem parlamentarischen Leben aus. Er veröffentlichte in damaliger Zeit die seinem Gönner Alexander v. Humboldt gewidmeten „Beiträge zur Nationalökonomie und Handelspolitik“ (Leipzig 1851 u. 1853). Wie seine Schriften zeigen, war er wissenschaftlich wesentlich von Humboldt beeinflußt, dessen Aufsatz in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ über die „Schwankungen der Goldproduction“ (October 1838) immer wieder von ihm citirt wird. Am 18. Februar 1855 wurde er auf Präsentation der Universität Breslau durch königlichen Erlaß auf Lebenszeit in das preußische Herrenhaus berufen. Hier erwarb er sich sofort eine Stellung als Sachverständiger im Bankwesen. Insbesondere trat er hervor durch seinen Antrag vom 22. April 1856, in dem er die Abschließung eines Vertrages mit den Zollvereinsstaaten wegen der Begrenzung der auszugebenden Banknotenzahl anregte. Es war ihm durch seine amerikanischen Erfahrungen zum Lehrsatz geworden, daß die Banknoten durch das vorhandene Metallgeld gedeckt sein müßten, d. h. nationalökonomisch gesprochen: er schloß sich der Currencyschule an. Unter den deutschen Nationalökonomen ist er der erste und nachhaltigste Vorkämpfer dieser Lehre geworden. Zwar war sein ganzes Auftreten nicht gerade von großer Kraft. Kraft lag nicht in seinem Wesen. Er langweilte seine Zuhörer wohl auch meist mit seinen Ausführungen. Immerhin fand er im Herrenhause einen Boden für praktische Verfolgung seines Ziels, und wenn Wissenschaft und Praxis auch in der Hauptsache über ihn hinwegschritten, so hat er doch das Verdienst, Anregungen gegeben zu haben. Besonders anregend wirkte er durch jenen Antrag vom 22. April 1856, dem er eine umfangreiche Begründung gab. Diese erschien außer in den Drucksachen des Herrenhauses (Stenographische Berichte desselben 1855/56. Anlagen Nr. 51, S. 226—238) auch als besondere Schrift noch in demselben Jahre in zweiter und dritter Auflage unter dem Titel: „Ueber die neuere Entwickelung des Bankwesens in Deutschland mit Hinweis auf dessen Vorbilder in England, Schottland und Nordamerika und auf die französische Société générale de Crédit mobilier“ (Breslau). Aus dem Titelblatt ergibt sich, daß er zu der Würde des Doktors der Rechte inzwischen auch die philosophische Doctorwürde erworben hatte.

Im Laufe der folgenden Jahre erschienen dann noch verschiedene Schriften, in denen er sich die Bekämpfung der Zuvielausgabe der Banknoten angelegen sein ließ. Im J. 1859 übersetzte er unter dem Titel „Geld und Banken“

zusammen mit C. J. Bergius das Werk J. R. Mc Culloch's „A treatise on metallic and paper money and banks“ (Leipzig). Zur selben Zeit veröffentlichte er in London eine Sammlung englisch geschriebener Aufsätze unter dem Titel „Essays on law reform, commercial policy, banks, penitentiaries etc. in Great Britain and the United States of America etc.“, die er der jung verheiratheten Kronprinzessin Viktoria von Preußen zueignete und in der auch die Banknotenfrage Berücksichtigung fand. Auch diese Schrift erlebte (1875 in Berlin) eine zweite Auflage. Im J. 1867 erschien sein Werk „Die Principien des Geld- und Bankwesens“ (Berlin), in dem er seine Ansichten am gründlichsten entwickelt hat. Noch einmal behandelte er die Frage in der kleinen Schrift: „Erforderniß voller Metalldeckung der Banknoten“ (Berlin 1873). Die deutsche nationalökonomische Wissenschaft nahm seine Lehre mit großer Zurückhaltung auf. Der junge Doctor Adolf Wagner behandelte ihn geradezu mit Ironie, und in späterer Zeit wurde auf ihn und seine Richtung durch Ludwig Bamberger der Spitzname „Metalltemperenzler“ geprägt. Die Lehrbücher der Nationalökonomie ignoriren ihn vielfach ganz. Nur vereinzelt nimmt sich jemand seiner an, so Karl Walcker, der seine Bedeutung wieder stark überschätzt. Auch Poschinger mißt ihm erhebliche Verdienste bei. Mehr Anerkennung fand er vielleicht im Auslande. Der französische Nationalökonom Wolowski berief sich auf ihn in seinen Schriften und der französische Botschafter Graf Benedetti forderte ihn gelegentlich der von der französischen Regierung im J. 1866 veranstalteten Untersuchung über Geldumlauf und Bankwesen zu einem Gutachten auf, das von der französischen Regierungscommission veröffentlicht wurde. T. hat es seinen „Principien“ beigegeben. Daß die verwirrende Menge verschiedener Werthpapiere, die in Deutschland ehedem bestand und von der das Germanische Museum in Nürnberg eine Musterkarte bewahrt, sehr bald nach Gründung des Reiches verschwand, ist zum großen Theil gerade die Folge Tellkampf'scher Anregungen. Das ist zu berücksichtigen, wenn man auch im übrigen seine Aengstlichkeit vor den Gefahren ungedeckter Notenausgabe als durchaus übertrieben zu kennzeichnen haben wird.

In der neuen Aera verleugnete T., seiner Vergangenheit entsprechend, nicht den starren Doctrinär. Demgemäß nahm er einen eigensinnigen Standpunkt in der Militärfrage ein, den ihm Theodor Bernhardi wiederholt energisch vorhielt. Sein Doctrinarismus führte am 21. December 1863 auch einen heftigen Zusammenstoß zwischen ihm und Bismarck herbei, bei dem er sich in hohem Maße lächerlich machte. Er suchte damals in kategorischem Tone Bismarck zu belehren, welche Politik er in der schleswig-holsteinschen Frage einzuschlagen habe und welche Politik die übrigen Mächte befolgen würden. Bismarck setzte ihn so unsanft auf den Boden der Thatsachen, wie das nur Wenige von ihm erfahren haben. Als T. sich mit dem Hinweis darauf zu vertheidigen suchte, er hätte sein ganzes Leben als Professor der Staatswissenschaften eben dem Studium der Politik gewidmet und er „möchte den Herrn Ministerpräsidenten fragen, ob er glaube, daß er, als er als Deichhauptmann die politische Carriere begann, mehr von den Staatswissenschaften wußte als ein Professor dieser Wissenschaft?“, rief er einen Sturm des Unwillens hervor, und Bismarck war grausam genug, ihm seine Blamage noch durch eine zweite Erwiderung zu Bewußtsein zu bringen. T. war auch das einzige preußische Herrenhausmitglied, das sich im J. 1864 an der Rechtsverwahrung der 1362 deutschen Abgeordneten gegen die schleswig-holsteinsche Politik Bismarck's betheiligte. Eine böse Niederlage zog er sich wieder zu, als er am 6. April 1865 darzulegen versuchte, daß der Jadebusen gänzlich ungeeignet

zu einem Kriegshafen sei. Im übrigen war er ein fleißiger Arbeiter, dessen Reden sich durch Sachlichkeit auszeichneten und der oft genug zum Berichterstatter gewählt wurde. Mit besonderer Vorliebe berief er sich in seinen Reden auf England. Nach dem Kriege Preußens gegen Oesterreich sah er sich auch veranlaßt, zur politischen Lage in der Schrift: „Der norddeutsche Bund und die Verfassung des deutschen Reiches“ (Berlin 1866) das Wort zu ergreifen. Er zeigt sich darin ganz als unbelehrter Theoretiker der Paulskirche, der nur zu wenig Verständniß für die Realitäten hatte.

Eine breitere Basis für die Vertretung seiner Bankpolitik fand er, seit er, inzwischen zum Geheimen Regierungsrath ernannt (seit 1870), als Mitglied der nationalliberalen Partei den schlesischen Wahlkreis Hirschberg-Schönau im Reichstage vertrat (1871—1876). Dort wurde auf seinen Antrag vom 18. November 1871 die Anregung zur „baldmöglichsten“ Vorlegung eines Gesetzes über das Bankwesen gegeben und ebenso am 20. Mai wieder die Regulirung des Banknotenwesens und zugleich die Einrichtung einer Reichsbank gefordert. Angesichts der Aussichtslosigkeit mit seiner übertrieben ängstlichen Auffassung von der Nothwendigkeit voller Metalldeckung durchzudringen, verzichtete er darauf, diese in seinem Antrage zu fordern, und verlangte nur eine Beschränkung der Notenausgabe. Als Graf Fritz Eulenburg das Werk der Kreisordnung durchführte, fand T. noch einmal Gelegenheit, seine Landsleute auf das englisch-amerikanische Muster hinzuweisen in der Schrift: „Selbstverwaltung und Reform der Gemeinde- und Kreisordnungen in Preußen und Selfgovernment in England und Nordamerika“ (Berlin 1872), die sich allerdings nicht durch besondere Tiefe auszeichnet. Seine letzte Schrift betraf: „Vorschläge zur Verbesserung des Aktiengesellschaftswesens“ (Berlin 1876). Am 15. Februar 1876 raffte ihn ein Herzschlag aus dem Leben.

T. war einer jener neueren Durchschnittsgelehrten, die, durch die Zeitströmung in die Politik verschlagen, nur allzu wenig Augenmaß für die Realitäten bewiesen und durch einen gewissen Dünkel und reichliche Naivität bewirkten, daß das politische Professorenthum großentheils einen komischen Anstrich bekam. Es trat bei T. hinzu, daß er eine sonderbare Neigung dafür besaß, seine eigenen Verdienste herauszustreichen. Doch ist sein ehrliches, ideales Streben und sein Patriotismus nicht zu bestreiten, und als Bankpolitiker hat er, wie wir gesehen haben, einige Verdienste. Außerdem darf man auch wohl sagen, daß er sich ein Verdienst durch die Verbreitung der Kenntniß englischer und nordamerikanischer Verhältnisse in Deutschland erworben habe.

Einer der Brüder Tellkampf's, Adolf, der am 9. März 1869 in Hannover als Director der dortigen Bürgerschule gestorben ist, war ebenfalls ein eifriger Schriftsteller. Von ihm rührt die ziemlich verbreitete Schrift her: „Die Franzosen in Deutschland“.

Die aufgeführten Schriften Tellkampf's. — Stenographische Berichte der Paulskirche, der preußischen 2. Kammer 1849—1852, des preußischen Herrenhauses 1855—1876 und des deutschen Reichstages 1871—1876. — Lippert in Conrad's Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Band VII. Jena 1901, S. 83—84. — Nationalzeitung, Febr. 1876. — Karl Walcker, Geschichte der Nationalökonomie. Leipzig 1884, S. 105. 143. — Derselbe, Die Notenbank und die Währungsfrage. Berlin 1876, S. 9. — Poschinger, Bankwesen und Bankpolitik in Preußen, Bd. II. Berlin 1879, S. 180 ff. 275. — Walther Lotz, Geschichte und Kritik des deutschen Bankgesetzes vom 14. März 1875. Leipzig 1888, S. 58. 90. 143 f. — Adolf Wagner in Schönberg's Handbuch der Nationalökonomie I (1885), S. 448. — Der-

selbe, Beiträge zur Lehre von den Banken. Göttingen 1857. — Derselbe, Die Zettelbankreform im Deutschen Reiche. Berlin 1875. — Ippel, Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm rc., Bd. 1. Berlin 1885, S. 494. — Wichern, Briefe und Tagebuchblätter I. Hamburg 1901. — Joh. Gust. Droysen, Die Verhandlungen des Verfassungsausschusses der deutschen Nationalversammlung. Leipzig 1849. — Briefwechsel zwischen Stüve und Detmold. Hannover und Leipzig 1903. — W. Wichmann, Denkwürdigkeiten aus dem ersten deutschen Parlament. Hannover 1890. — Heinrich Laube, Das erste deutsche Parlament, Bd. 2. Leipzig 1849, S. 52/53. — Bernhard v. Simson, Eduard v. Simson, S. 319. — Theodor Bernhardi, Tagebuchblätter IV, 192. — Parisius, Hoverbeck II, 2, S. 5.

H. v. Petersdorff.

Tenger: Mariam T., Pseudonym für Marie v. Hrussoczy, deutsch-österreichische Romanschriftstellerin, wurde als die Tochter eines kroatischen Edelmanns auf dessen Gute Vinica bei Warasdin am 8. December 1821 geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung zuerst im Ursulinerkloster zu Warasdin und sodann in einem Pensionate zu Wien. Da die Eltern nicht glücklich lebten und es zur Scheidung kam, blieb H. bei ihrer Mutter. Durch die Stürme des Revolutionsjahres 1848 verlor die Mutter auch ihr Vermögen und lebte zurückgezogen in Vinica. Die Tochter kam zu Verwandten nach Siebenbürgen und lernte dort sowie in Ungarn überhaupt Land und Leute genau kennen, beobachtete auch die Culturverhältnisse in jenen Gebieten mit scharfem Auge. Nach 1848 kam H. mit ihrer Mutter nach Wien, wo sie sich noch besser in der Kenntniß der deutschen Sprache ausbildete. Da sich die Verhältnisse nun mehr verschlimmert hatten, nahm H. eine Stelle als Repräsentantin der Hausfrau bei dem Bankier Biedermann in Wien an; sie wurde in dieser Familie hochgeschätzt, kam in verschiedene hervorragende Kreise und erhielt schließlich von Biedermann eine lebenslängliche Leibrente ausgesetzt. In Wien beeinflußten der als Dichter bekannte Anton Pannasch mit seiner Gemahlin und andere geistvolle Persönlichkeiten ihre geistige Entwicklung.

Zu Anfang der 50er Jahre unternahm sie mit der Mutter öfter im Sommer Reisen ins Salzkammergut. Auf einer dieser Reisen kam sie am 6. August 1856 nach Linz, und da H. eine große Verehrerin der Werke Adalbert Stifter's war, suchte sie den Dichter persönlich auf. Sie gewann die Sympathie des in Linz zurückgezogen Lebenden in besonderem Grade und blieb mit ihm auch später in schriftlichem Verkehr. Da sie den Sommer öfter ins Salzkammergut kam, pflegte sie stets einige Tage in Linz zu verweilen. Als ihre geliebte Mutter starb, begab sich die gebeugte Tochter zu dem mitfühlenden Stifter nach Linz und verbrachte zwei Wochen dort in täglichem Verkehr mit ihm und seiner Gattin. „In dieser Zeit“, schrieb sie, „war es mir vergönnt, tiefe Blicke in seine Seele zu thun“. Im J. 1864 verlegte Marie ihren Wohnsitz nach Berlin, wo sie namentlich im Hause des Geh. Legationsrathes Hepke freundlich aufgenommen wurde und mit einer Zahl feingebildeter litterarischer Persönlichkeiten umging. Durch die Schriften der Rahel Varnhagen, welche sie begeisterten, suchte sie die Bekanntschaft Varnhagen v. Ense's, mit dem sie in Briefwechsel getreten war. Von Berlin aus unternahm sie auch eine Reise nach Venedig, wo sie mit dem Forschungsreisenden Nachtigal zusammentraf. In Berlin verfaßte sie die meisten der von ihr seitdem erschienenen Romane und Novellen. Von besonderer Bedeutung erscheinen die Beziehungen, welche M. v. H. mit der Gräfin Therese Brunswick († 1861) verknüpften. Es ist dies die von Beethoven geliebte, durch ihre

ausgezeichnete musikalische Begabung hervorragende Dame, aus deren Leben und über deren Beziehungen zu dem großen Meister Maria selbst uns in ihrem Werkchen „Beethoven's unsterbliche Geliebte nach persönlichen Erinnerungen" (2. Aufl. 1890) werthvolle Einzelheiten mitgetheilt hat. In den letzten Jahren sehr zurückgezogen und nur im Verkehr mit einigen vertrauten Freundinnen, die sie hochschätzten — und von denen Fräulein H. Forni in Berlin mir manches Dankenswerthe für die vorliegende Skizze geboten —, starb Maria am 2. December 1898 hochbetagt und unvermählt in Berlin, betrauert von Allen, welche ihren edlen Charakter gekannt hatten.

Mariam T. hat sich zum Vorwurf von Romanen und Erzählungen hauptsächlich Stoffe aus der Geschichte und dem Culturleben Ungarns und Siebenbürgens gewählt, mit welchen Ländern sie ja genauer vertraut war. Genannt seien aus der Reihe ihrer Romane und Erzählungen: „Anna Dalfy" (Berlin 1862), 3 Thle., über welches Werk A. Stifter brieflich sein ausführliches Urtheil abgab. Ferner die Romane „Das Fest auf Arpádvár (Berlin 1870), 2 Thle., die „Ungarischen Erzählungen" (Prag 1874), 3 Bde., reich an Schilderungen aus dem ungarischen Volksleben, die Novelle „Han Kuljevich" (Berlin 1875); Romane mit historischem Hintergrunde liegen vor in „Der Joppenteufel" (Berlin 1875), „Bischof und König" (Berlin 1875), 2 Bde., dazu kommen noch andere größere Romane wie „Drei Kassetten" (Prag 1874), „Sophie von Hohem" (Berlin 1875), 4 Bde., „Die Papiere des Caplans" (Berlin 1876), 2 Bde., „Die Lotosblume" (Leipzig 1894), 3 Bde. — M. T. war auch Mitarbeiterin verschiedener bedeutender deutscher Journale, so von Wachenhusen's „Hausfreund", der „Belletristischen Correspondenz", des „Daheim", der „Nordd. Allg. Zeitung", der „Gartenlaube" u. a. m. Ihr erstes Zusammentreffen mit Stifter hat sie in einem für den Biographen des Dichters nicht zu übersehenden Aufsatze: „Beim Dichter der ‚Studien'" in der „Gartenlaube" 1868, Nr. 8 geschildert und manchen Zug zu des Dichters Charakter aus seinen letzten Lebensjahren beigetragen. Früher auch mit dem Bildhauer Hans Gasser befreundet, widmete M. T. demselben ebenfalls in dem genannten Jahrgange der „Gartenlaube" Nr. 28 unter dem Titel „Meister Hans" eine Skizze.

Vielleicht mehr als die litterarischen Arbeiten Mariam Tenger's, lassen sie ihre Beziehungen zu Adalbert Stifter bemerkenswerth erscheinen. Schon 1857 hatte sie im Manuscript ein Drama „Klara" vollendet, das sie dem von ihr verehrten Dichter zur Prüfung und Beurtheilung übergab. Eine Reihe von Briefen Stifter's aus der späteren Zeit liegt auch an M. v. H. vor, aus welchen hervorgeht, wie hoch er die Dame schätzte. Die Briefe reichen bis zum Jahre 1865, also bis drei Jahre vor dem Tode des edlen Dichters. Es ist sehr zu beklagen, daß viele dieser Briefe Stifter's, wie mir die H. schriftlich selbst mittheilte, verloren gegangen und nicht mehr aufzufinden sind. In der Sammlung der „Briefe von Adalbert Stifter, herausgegeben von J. Aprent" (1868—69) ist eine Anzahl von diesen Briefen Stifter's — allerdings oft gekürzt — abgedruckt. Was noch sonst über die Beziehungen der H. zu Adalbert Stifter mitzutheilen möglich war und die übrigen Briefe desselben an die Schriftstellerin, die bisher nicht gedruckt wurden, finden sich in meinem Aufsatze „Adalbert Stifter und Mariam Tenger" in der Monatsschrift „Deutsche Arbeit" (Prag), IV. Jahrgang 1906, Stifter-Heft S. 764 ff.

Außer den im Text Angeführten zu vergleichen: Wurzbach, Biograph. Lexikon, 43. Thl. (Wien 1881). — Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter und Prosaisten. Leipzig, Bd. II. — Die Beilage der Vossischen Zeitung

(Berlin) v. 13. Dec. 1898 bringt einen kurzen Nekrolog nebst einer Biographie Mariam Tenger's. A. Schlossar.

Terstegen: Gerhard T. de Monte, Theologe und scholastischer Philosoph, geboren um 1400 zu Heerenberg (in Gelderland), † am 9. November 1480 zu Köln. T. machte seine Studien an der Universität Köln, wo er 1421 immatrikulirt wurde, wurde Magister artium und theologiae, Professor der Philosophie, 1427 und 1433 Decan der Artistenfacultät, später Professor der Theologie, December 1436 bis Juni 1437 und December 1453 bis Juni 1454 Rector der Universität. Von 1431 bis zu seinem Tode war er auch Regens der von Heinrich v. Gorkum gegründeten Burse, die fortan nach ihm den Namen Bursa Montis, Gymnasium Montis, Gymnasium Montanum führte; sein Nachfolger in diesem Amte wurde sein Neffe, der als Commentator aristotelischer Schriften schriftstellerisch thätige Lambertus de Monte. T. war auch Kanonikus des Collegiatstiftes St. Andreas; er wurde in der Kirche St. Andreas begraben. Die Angabe einiger älterer Schriftsteller, daß er dem Dominicanerorden angehört habe, ist schon bei Quetif und Echard und nach diesen bei Hartzheim als falsch berichtigt; er war vielmehr Weltgeistlicher. Nach seinem Geburtsorte nannte er sich de Monte Domini oder gewöhnlicher einfach de Monte. In den Kölner Matrikelbüchern erscheint er als Gerardus ter Steghen de Monte und G. van der Steghen de Monte (s. Keussen, Die Matrikel der Universität Köln, Bd. I [Bonn 1892], S. LXI, LXV, 179). Sonst heißt er auch einfach Gerardus de Monte; so in den Ausgaben seiner Schriften.

Der schriftstellerische Nachlaß Terstegen's, soweit er im Druck vorliegt, umfaßt einen wiederholt gedruckten Commentar zu dem Tractat des hl. Thomas von Aquin de ente et essentia seu de quidditatibus rerum (Kölner Drucke mit dem Text des hl. Thomas, von Joh. Guldenschaiff ca. 1485 und von Heinrich Quentell ca. 1489 und 1497, in letzterer Ausgabe zusammen mit den unten erwähnten „Expositiones textuales“), einen „Tractatus ad favorabilem dirigens concordiam quaedam problemata inter S. Thomam et Ven. Albertum Magnum“ (auch „Tractatus ostendens concordiam S. Thomae et Ven. Alberti in multis in quibus dictantur esse contrarii“; mit allen angeführten Ausgaben der vorher genannten Schrift zusammen gedruckt) und als Vertheidigung dieses Tractats eine „Apologetica sive responsiva ad quandam invectivam a nonnullo recenti et opulento philosopho licet tunc temporis inopi theologo editam“ (von den mir bekannten und vorliegenden Ausgaben nur der von 1497 beigedruckt). Wie T. in der Vorrede der „Apologetica“ erzählt, hatte er den „Tractatus ostendens concordiam“ im Jahre 1456 verfaßt; die sich anschließende Controverse gehört den nächstfolgenden Jahren an; er erklärt am Schluß der Schrift, daß er jenen Tractat und einen zweiten zur Sache verfaßten (der nicht gedruckt vorliegt), nebst der Apologie selbst dem bevorstehenden Generalcapitel des Dominicanerordens, dem die beiden großen Theologen angehörten, zur Prüfung unterbreite; nach Quetif und Echard wird darunter das 1459 zu Nimwegen gehaltene Generalcapitel zu verstehen sein. Ausgaben der Schriften, die zu Lebzeiten Terstegen's erschienen wären, sind nicht bekannt; auch die Angabe, daß ca. 1480 eine solche erschienen sei, die aus Quetif und Echard in andere bibliographische Werke überging, trifft wohl nicht zu; die von jenen beschriebene Ausgabe ist vielmehr augenscheinlich die von 1497. Quetif und Echard nennen unter seinen Werken noch: „Expositiones textuales dubiorum atque luculentissimae explanationes in libros de coelo et mundo, generatione et corruptione, meteorologicorum et parvorum naturalium Aristotelis, variis ex ingeniis,

primum tamen et potissime ex probatissimis commentariis D. Thomae Aquinatis compendiario sermone transsumptae, ad profectum studentium ingenuarum artium famosissimi gymnasii Coloniensis, quod vulgo Bursa Montis dicitur"; dieses 1497 von Quentell in Köln gedruckte Werk ist aber auch erst nach dem Tode Terstegen's von den damaligen Magistern der Bursa Montis verfaßt worden; nur sind die drei Schriften Terstegen's hinter demselben mitgedruckt. Bei der Herausgabe eines anderen Werkes dieser Art: „Positiones circa libros physicorum et de anima Aristotelis iuxta ordinarium et disputativum processum magistrorum Coloniae in Bursa Montis regentium" (Köln, Quentell, 1494) ist am Schluß bemerkt, daß dabei die Schriften der älteren Vorsteher und Magister der Bursa Montis benutzt worden seien, darunter die des Gerhard de Monte.

Quetif et Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum, T. I (Paris 1719), p. 908. — Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis (Köln 1747), p. 100 s. — Franz Jos. v. Bianco, Die alte Universität Köln, Theil I Köln 1855), S. 263 f. — Von den erwähnten Ausgaben der Werke Terstegen's habe ich die Exemplare der Kölner Stadtbibliothek benutzt, in welche die Bestände der ehemaligen Bibliothek des Gymn. Montanum übergegangen sind. Genaue Beschreibungen dieser Drucke finden sich bei Voullième, Der Buchdruck Kölns bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (Bonn 1903, Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XXIV), S. 54 f. (Nr. 140), S. 502 f. (Nr. 1169 u. 1170).

Lauchert.

Teuffenbach: Rudolf Freiherr von T., kaiserlicher Feldmarschall und Geheimer Rath, aus einem uralten steirischen Adelsgeschlecht stammend, wurde als der Sohn des berühmten Feldmarschalls und Generallieutenants Christof Freiherrn v. Teuffenbach am 26. November 1582 in Graz geboren. Der kriegerische Geist seiner Zeit riß ihn bald vom Studirtische auf der Universität in Tübingen unter die Fahnen des französischen Königs Heinrich IV. Nachdem er sich in dem kurzen Feldzuge gegen Savoyen und Saluzzo rühmlichst bekannt gemacht und seinen jugendlichen Arm im Kampfe erprobt hatte, trat er im 18. Lebensjahre als Fähnrich in das kaiserliche Heer Rudolfs II., wurde nach der Einnahme von Stuhlweißenburg 1601 zum wirklichen Hauptmann ernannt, weil er an der Spitze seines Fähnleins als einer der Ersten den Wall erstiegen und das kaiserliche Panier daselbst aufgepflanzt hatte. Während der Feldzüge 1600—1605 war T. fortwährend in kriegerischen Unternehmungen thätig, wobei er das von den mährischen Ständen errichtete Freicorps commandirte, als dessen Feldobersten ihn der Kaiser bestätigte. Als solcher focht er bei Gran 1604 und unter dem General Georg Basta zur Niederwerfung des Aufstandes. Im J. 1608 war er einer der Führer der Mährer in dem gegen den Kaiser Rudolf ziehenden Heere des Königs Mathias. Im nämlichen Jahre übertrug ihm der mährische Landtag das Commando über ein Regiment Fußvolk von 3000 Mann, welches gegen den drohenden Einfall der Passauer aufgestellt werden sollte. 1611 war T. wieder einer der Führer der mährischen Völker im Zuge des Königs Mathias gegen Rudolf. In seiner Stellung als Commandant des mährischen Aufgebots focht er für den Kaiser Matthias noch an vielen Orten in Ungarn, Mähren und Böhmen mit solchem Glücke, daß ihn der dankbare Monarch nacheinander zum Kämmerer, Hofkriegsrath, wirklichen Feld- und Grenzobersten ernannte und 1613 zum Commandanten der wichtigen Grenzfestung Neuhäusel einsetzte. Allerdings mußte T. für die Herstellung der bedeutend verfallenen Festungswerke eine Summe von 12 000 Thalern dem Kaiser leihen. Der ausbrechende dreißigjährige Krieg flocht in den

Lorbeerkranz des jungen Helden neue unvergängliche Blätter. Bereits 1619 erhielt er die Stelle eines Oberstfeldwachtmeisters über das gesammte kaiserliche Fußvolk und kämpfte unter den Befehlen Bouquoy's mit Colalto und Maradas; ihm ist der Sieg bei Pilgram, hauptsächlich aber die Rettung der Armee aus der Klemme bei Budweis am 4. November zu verdanken. Der Bethlen Gáborsche Vormarsch gegen Wien nöthigte Bouquoy zu einer Detachirung Teuffenbach's gegen die bedrohte Kaiserstadt. Mit tausend deutschen Söldnern befreite er die Hauptstadt von der augenblicklichen Gefahr. Weniger glücklich als hier war T. in Ungarn. Die Fortschritte des Siebenbürgerfürsten Bethlen Gábor daselbst machten Erzherzog Leopold für die Krone Ungarns in Preßburg besorgt und T. erhielt den Befehl zur Einnahme dieses Ortes. Doch das Kriegsglück ward hier einmal seinem Lieblinge untreu; die Abtheilung Teuffenbach's, welche in einen Hinterhalt gerieth, wurde fast aufgerieben. Nach Kaiser Mathias' Tode erkannte dessen Nachfolger, Ferdinand II., den hohen Werth dieses Heerführers, und die Betrauung zur Errichtung eines Regiments von fünf Fähnlein hochdeutschen Kriegsvolkes war gewiß ein richtiger Ausdruck dieser Erkenntniß. T. errichtete nun ein stolzes, schönes Musketierregiment, das älteste Infanterieregiment Oesterreichs, welches noch jetzt als Nr. 11 besteht. In der Schlacht am weißen Berge bei Prag am 8. November 1620, welche das Schicksal der böhmischen Länder entschied, entwickelte er als Führer des rechten Flügels, welchen die Oesterreicher bildeten, eine so ruhmvolle Thätigkeit, daß ihn der Kurfürst Maximilian von Baiern, welcher an dieser Schlacht als Haupt der Liga theilgenommen, nebst den Generalen Bouquoy, Verdugo und Spinelli in einem eigenhändigen Briefe an den Kaiser als Diejenigen bezeichnen konnte, welche an dem glücklichen Erfolge der Schlacht den meisten Antheil hatten. Im folgenden Jahre stand T. wieder gegen Bethlen in Ungarn und übernahm, nachdem Bouquoy bei einem Ueberfalle von Neuhäusl von seinen wegen Nichtzahlung des Soldes unzufriedenen Leuten verlassen und gefallen war, das Commando. Als solcher trat er in den Kreis der murrenden Meuterer, forderte den Rädelsführer vor und erschoß ihn nach einer niederschmetternden, kurzen Rede mit seiner eigenen Gürtelpistole vor aller Augen. Diese mit eiserner Strenge aufrecht erhaltene militärische Disciplin beendete die drohende Söldnermeute und die Festung hielt sich trotz mangelhafter Geschütze. Für diesen erfolgreichen Act militärischer Justiz sprach der Kaiser dem unerschrockenen Manne seinen Dank aus; im J. 1622 rückte T. zum Obristzeugmeister vor; auch die Stände von Ungarn achteten ihn so hoch, daß die Magnaten dieses Königreiches aus Anlaß der am 23. Juli 1623 zu Preßburg erfolgten Krönung der Kaiserin zur Königin ihm das Indigenat verliehen. T. gehörte nach seiner Geburt dem Lutherthume an; ohne allen fremden Einfluß kehrte er 1623 in den Schoß der katholischen Kirche zurück, weil es ihm mit dem Grundzuge seines geraden, offenen Charakters und seiner strengen Loyalität gegen das Kaiserhaus unvereinbarlich schien, für eine Sache zu kämpfen, zu deren Fahne er sich nicht selbst bekannte. Als Kaiser Ferdinand von dem Religionswechsel seines „lieben Teuffenbach" Kenntniß erhielt, erließ er ein besonderes Glückwunschschreiben an denselben, in welchem die warmen Worte enthalten waren, daß er ihm das Haupt küssen möchte. Das spätere Wirken Teuffenbach's bewies auch, daß sein Glaubenswechsel keineswegs leere Förmlichkeit, sondern auf innere Ueberzeugung gegründet war. Als Katholik war seine erste That die Unterstützung des Cardinals Dietrichstein bei Zurückführung der Stadt Iglau zum Katholicismus, wobei er sieben Fähnlein deutscher Knechte befehligte. Im J. 1625 trat T. in die neugebildete Armee Wallenstein's und half ihm bei Wolgast die Dänen überwinden. Bei Stral=

sund war sein Regiment von solchem kriegerischen Thatendrang erfüllt, daß es nahezu aufgerieben wurde und erst 1632 neu aufgestellt werden konnte. Als Wallenstein sein Commando niedergelegt, wurde der 1631 zum Feldmarschall beförderte T. dem Heere des berühmten Tilly zugeordnet; er eroberte Frankfurt a. O. 1631 und hielt die Stadt so lange, bis er, der Uebermacht Gustav Adolf's weichend, nach Glogau sich zurückziehen mußte. Die Schlacht bei Breitenfeld machte T. nicht mit, da er zu dieser Zeit einen Streifzug in die kursächsischen Lande unternommen und die unter Arnim in Böhmen eingedrungenen Sachsen vertreiben mußte. Dann übergab er das Commando an Wallenstein, als dieser am 15. December 1631 den Feldherrnstab zum zweiten Male übernahm. T. war scharfblickend genug, auf die abermalige Einsetzung des grollenden Wallenstein zu dringen, war aber auch einer der Ersten, der sich von dessen Feldzeichen lossagte, als seinem keine Winkelzüge kennenden Herzen das Benehmen des Friedländers zweideutig erschien. Erst nach Wallenstein's Ermordung begleitete er den König von Böhmen, Ferdinand III., in dieses Land, und nach der Schlacht von Nördlingen 1634, welcher er im Gefolge des Königs beiwohnte, erhielt er das für die damalige Zeit sehr bedeutende Ehrengeschenk von 200 000 Gulden, dem vier Jahre später das höchste Ehrenzeichen des habsburgischen Hauses: das goldene Vlies, folgte. Die dem Kühnen immer holde Kriegsgöttin scheint ihren Liebling besonders geschützt zu haben, denn trotz zahlreicher Berichte über Kämpfe, in denen T. bis zum Handgemenge kam, fehlen solche über eine Verwundung; ja beim Ueberfall auf Pilsen 1619 fingen seine zusammengeballten, in der Hosentasche versorgten Handschuhe die todverheißende Kugel auf. Hingegen hatten die vielen Kriegszüge und ein vierzigjähriger Dienst im Kriegslager die Gesundheit des Helden derart erschüttert, daß er seinem Monarchen ferner nur mehr als Diplomat und Vermittler dienen konnte.

Der Convent in Tyrnau 1644, die Verhandlungen mit Questenberg, dem Palatin Esterhazy und dem Fürsten Rákóczy, sowie weitere Verhandlungen in den Jahren 1646 und 1647 in Ungarn, die er zur vollsten Zufriedenheit beendigte, sind die letzten Thaten dieses edlen Mannes, bis endlich, nachdem er noch 1647 zum Generalland- und Hauszeugmeister ernannt wurde, am 4. März 1653 der Tod seinem bewegten und verdienstvollen Leben ein Ende bereitete. Aber nicht nur als Kriegsheld und Staatsmann, sondern auch als hochherziger Stifter trug er zum Glanz seines Stammes bei. Nachdem er schon bei Lebzeiten ein Franciscanerkloster mit Spital zu Zistersdorf in Niederösterreich gestiftet hatte, traf er die Bestimmung, daß nach seinem Ableben aus den Einkünften seiner Güter eine adelige Ritterschule errichtet werde. Noch heute geben 42 Teuffenbach'sche Stiftplätze in der Theresianischen Ritterakademie Beweise seiner edelherzigen Entschließung. Weiters ordnete er an, daß von seinem Vermögen 20 000 Gulden auszuscheiden seien und die Interessen hiervon im ersten Jahre zur Auslösung von in türkische Sklaverei gerathenen Christen, im zweiten Jahre zur Betheilung von Hausarmen und jedes dritte Jahr zur Ausstattung verwaister armer Bräute zu verwenden seien. Rudolf v. T. ist der Tiefenbach, den Schiller in seinen Wallenstein (Piccolomini, IV. Aufzug, 6. Auftritt) als Anhänger des Friedländer einführt. „Ein Kreuz steht hier", fragt Terzka, und Tiefenbach erwidert: „das Kreuz bin ich", worauf Isolani sich mit den Worten zu Terzka wendet: „Er kann nicht schreiben, doch das Kreuz ist gut und wird ihm honorirt von Jud und Christ". Betreffs der Schreibkundigkeit hat Schiller hier wohl fehlgegriffen, da T. als Tübinger Student des Schreibens kundig war, wie auch Nachbildungen seiner Handschrift beweisen.

K. u. k. Kriegsarchiv. — Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. Sommeregger.

Teutsch: Josef Benjamin T., geboren 1820 in Schäßburg in Siebenbürgen, aus einem alten sächsischen Bürgergeschlecht, † am 11. Februar 1895. Der arme Junge wurde von seinen Eltern zum Kaufmann bestimmt, und aus eigener Kraft gelang es ihm, sich zum Großkaufmann emporzuarbeiten, dessen Lebensarbeit im Dienst deutscher Cultur in Siebenbürgen stand und der von diesem Gesichtspunkt aus in diesen Blättern eine Stelle verdient. Jahrzehntelang ist das Seklerland, das Hinterland Schäßburgs, von da aus mit all dem versorgt worden, was es bedurfte, und das Handelshaus Teutsch war der Vermittler. Es hatte — auch ein Zeichen der Großzügigkeit seines Leiters — fast alle Geschäftszweige in seinen Bereich gezogen, so auch den Weinhandel mit der Absicht, dem Siebenbürger Wein ein Absatzgebiet im Ausland zu erobern, und alle Fäden liefen in der Hand des Leiters zusammen. Dabei zeigte sich, wie gerade der Großkaufmann ein Verständniß für allgemeine Verhältnisse gewinnt: T. war in den öffentlichen Fragen seiner Vaterstadt, bei deren Schul- und Kirchenverhältnissen wie bei der schweren politischen Entwicklung des letzten Menschenalters eine mitbestimmende Persönlichkeit, die all diese Lebensfragen vorurtheilslos und vom Standpunkte deutscher und evang. Ziele beurtheilte. Dazu kam sein gutes Herz, sein köstlicher Humor, sein Bewußtsein, ein Glied des Ganzen zu sein.

In der Culturarbeit des sächsischen Volkes gebührt ihm auch ein Platz.

Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt, Nr. 6437 vom 13. Februar 1895. Fr. Teutsch.

Theodorich, Erzbischof von Trier (965—977), gelangte als Propst des Mainzer Domstifts auf den Trierer Bischofsstuhl, dessen Machtbereich durch ihn eine bedeutsame Erweiterung erfuhr. Beanspruchte bis dahin der Trierer Bischof nur den Primat über Gallia Belgica, so erhielt er nun den Primat über ganz Gallien und Germanien, sowie das Vicariat auf den Synoden dieser Länder, freilich nur für die Dauer weniger Jahrzehnte. Ihre Machtansprüche gründete die Trierer Kirche auf das sogenannte Sylvesterdiplom, eine Fälschung aus der Zeit Theodorich's. Ob dieser an der Fälschung betheiligt gewesen, läßt sich nicht feststellen. Der weltlichen Machtstellung des Erzbischofs kam die von Otto I. der Kirche gegenüber eingeleitete Politik zu gute. Durch Tausch ging die königliche, im Trierer Stadtgebiet gelegene und daselbst mit reichem Grundbesitz ausgestattete Abtei St. Irmin, die noch wenige Jahre vorher eine gefälschte Urkunde vergebens dem Bisthum zu unterwerfen gesucht hatte, in den Besitz des Erzbischofs über. Wie damit das Herrschaftsgebiet des Trierer Erzbischofs am Orte seiner Residenz, wenn auch vor der Hand nur vorübergehend, erweitert wurde, so wurde es im weiteren Stadtgebiet durch Schenkung des sogenannten Kyllwaldes durch Otto II. ausgedehnt und abgerundet.

Auch auf innerkirchlichem Gebiete entfaltete der Erzbischof eine rege Thätigkeit. Die Klosterreform des 10. Jahrhunderts fand in ihm einen erfolgreichen Förderer. Fromme Gesinnung und wissenschaftliches Streben des Erzbischofs bekundete die Ueberlieferung, welche ihm ein Buch zur Verherrlichung der Jungfrau Maria und ein Leben der heiligen Lindtrudis zuschreibt. Th. starb am 5. Juni 977 und wurde in der Basilika des heiligen Gangulf zu Mainz, die er aus eigenen Mitteln erbaut und dotirt hatte, begraben.

Gesta Trevirorum (M. G. SS. VIII, 169. — Brower, Annales I, 469 ff. — Goerz, Regesten, S. 5 ff. — H. V. Sauerland, Trierer Geschichtsquellen des 11. Jahrhunderts. G. Kentenich.

Theodorich II., Erzbischof von Trier (1212—42), entstammte dem mächtigen Geschlechte der Grafen v. Wied, welches schon 1151 auf den Kölner Bischofsstuhl gelangt war. Theodorich's Regierung erscheint in mancher Hinsicht als ein Ausbau der von seinem thatkräftigen Vorgänger gewiesenen Wege. Dieser, Johann I., hatte sich der erzstiftischen Vogtei der Pfalzgrafen entledigt, seine Residenz neu befestigt und eine Reihe von Dynasten zur Anerkennung der Vasallität gebracht. Bleibende Zeugnisse seiner thatkräftigen und umsichtigen Verwaltung des Trierer Erzstifts sind einmal das Verzeichniß seiner Erwerbungen, anderseits die Uebersicht der Güter und Gefälle des Erzstifts, welche unter ihm angelegt wurde, der sogenannte liber annalium iurium archiepiscopi Trevirensis. Gleich seinem Vorgänger erwarb Th. dem Erzstift eine Menge Allode, um sie den früheren Eigenthümern als Lehen zurückzugeben und sie so an sich zu fesseln. Zur Sicherung seines Territoriums erbaute er gegen den gewaltthätigen Grafen von Nassau die Feste Montabour, welche Jahrhunderte hindurch dem Erzstift eine gute Grenzwehr gewesen ist, gegen den unruhigen Ritter Rudolf v. Malberg errichtete er Kyllburg; den Grafen Walram von Luxemburg, der wiederholt das Erzstift schädigte, traf die Excommunication. Die angedeuteten Bemühungen Theodorich's, welche im letzten Ende der Kräftigung der Territorialhoheit des Erzbischofs dienten, erhielten eine mächtige Förderung durch die bekannte confoederatio cum principibus ecclesiasticis vom Jahre 1220, die mit ihren weitgehenden Zugeständnissen an die in unaufhaltsamer Fortentwicklung begriffenen geistlichen Territorialgewalten auch dem Trierer Erzbischof zu Gute kam. Th. hat sich für die Gnade, welche Friedrich II. den geistlichen Fürsten zu Theil werden ließ, dauernd dankbar erwiesen. In der Förderung des Reiches, als dessen rechte Lenker ihm die Staufer erschienen, hat er seinem eigenen Wohle am besten zu dienen geglaubt. Als im J. 1239 der Streit zwischen Friedrich II. und Gregor IX. ausbrach und der Papst zum Abfall vom Kaiser aufforderte, da hat Th. trotz päpstlicher Excommunication diesem die Treue gehalten und ist, anders als Konrad von Hochstaden und Sigfrid von Mainz, in dieser Gesinnung fest geblieben bis zum letzten Athemzug. Dem den Staufern freundlich gesinnten Orden der Deutschritter ermöglichte Th. die Niederlassung in Coblenz. Bedeutet die Regierung Theodorich's einmal eine Förderung der Territorialherrschaft des Trierer Erzbischofes, so hat er anderseits selber den Grundstein zu der Institution gelegt, welche, wie in anderen Territorien, so auch im Erzstift Trier der Herrschergewalt der Erzbischöfe tiefgreifende Schranken setzen sollte. Gleich Johann I. lebte er mit seinem Domcapitel in Eintracht. Die Bewegung, welche schließlich auf das alleinige Wahlrecht der Domcapitel hinausläuft, ist von ihm nicht wenig gefördert worden. Die Interessen des dadurch von der wichtigsten politischen Handlung des Territoriums ausgeschlossenen Adels wußte er dadurch zu entschädigen, daß er die Abschließungsbestrebungen des Trierer Domcapitels nach unten und die Besetzung der Kanonikate durch die zweit- und drittgeborenen Söhne des Adels unterstützte. Der Erfolg seiner Politik war, daß einmal sein Neffe vom Domcapitel zu seinem Nachfolger gewählt wurde, anderseits aber das Domcapitel sich bald gegen das Erzstift selber kehrte. Wenige Tage nach dem Ableben Theodorich's schlossen unter der Führung des Domes die wichtigsten Stifter der Diöcese, die Stifter der Stadt Trier, einen Landfriedensbund. Man darf diese Einung als den Grundstein der späteren Institution der Landstände des Erzstifts Trier ansehen. Ein Zeichen des guten Einvernehmens zwischen Erzbischof und Capitel ist auch, daß Th. es unternehmen konnte, das gemeinschaftliche Leben unter den Kanonikern wiederherzustellen. Eine im J. 1245, also 3 Jahre nach

Theodorich's Tod abgefaßte Liste des Dienstpersonals des Trierer Domcapitels zeigt uns, daß damals fast die ganze Bedienung gemeinschaftlich war. Ein dauerndes Erinnerungszeichen der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Capitel und Erzbischof ist der herrliche Domkreuzgang, der in Theodorich's Zeit fällt. — Die versuchte Wiederherstellung des gemeinsamen Lebens unter den Kanonikern des Domstifts ist nur ein Glied in der Kette der Bemühungen des Erzbischofs um die Hebung des geistigen und religiösen Lebens in seiner Erzdiöcese. Diesem Zwecke diente die Ansiedelung der Bettelorden in Trier, die Berufung eines Schülers von St. Victor, des Abtes Absalon von Springiersbach, sowie nicht zuletzt eine Provincialsynode, deren Acten uns überliefert sind. So steht Th. vor uns als eine zielbewußte, innerliche Persönlichkeit. Ein dauerndes Denkmal seiner Feinsinnigkeit ist die Liebfrauenkirche in Trier, die man mit Recht ein Juwel der Frühgothik auf deutschem Boden genannt hat. Der Bau wurde noch unter seiner Regierung begonnen. Sein Biograph sagt, daß er den Frieden geliebt habe. Dem entspricht es, wenn wir Th. wiederholt im Auftrage des Kaisers als Vermittler thätig sehen, anderseits wirft diese Charakteristik ein eigenartiges Schlaglicht auf den Kampf zwischen Kaiser und Papst, wenn wir Theodorich's Stellungnahme in diesem Kampfe betrachten.

Gesta Trevirorum (M. G. SS. XXIV, 398 ff.). — Beyer, M. U.B. III, 1 ff. — Goerz, Regesten der Erzbischöfe von Trier, S. 31 ff. — Brower und Mesen, Annales II, 114 ff. — Blattau, Statuta synodalia I, 32 ff. — Marx, Geschichte des Erzstifts Trier IV, 26 ff. — Zeitschr. f. christliche Kunst XIV. — R. Knipping, Die Baugeschichte des Deutschordenshauses zu Coblenz. Leipzig 1907. G. Kentenich.

Theudebald (Theodebald), merowingischer Frankenkönig, a. 548—555, Sohn Theudebert's a. 534—548, des Sohnes Theuderich's a. 511—534, des Sohnes Chlodovech's (siehe diese Artikel) erreichte an Kraft und Bedeutung durchaus nicht seine Vorfahren. Die Merowingen hatten sowohl dem Ostgothenkönig Vitigis in Italien gegen die Byzantiner wie den Byzantinern gegen Vitigis gegen reiche Goldzahlungen ihre Waffenhülfe verkauft (a. 535, 536) und alsdann hatte Theudebert a. 539 in Italien Beider Heere geschlagen und für sich Eroberungen in Venetien, Ligurien und den cottischen Alpen gemacht. Th. ließ — widerstrebend — a. 552 ein fränkisch-alamannisches Heer unter den alamannischen Edelingen Liuthari und Butilin nach Italien ziehen: als diese durch Seuchen und einen Sieg des Narses den Untergang gefunden, gingen die fränkischen Eroberungen wieder verloren. Th. kränkelte und starb a. 555.

Quellen: Prokopius bellum Goticum IV, 24, Agathias I, 13, Gregor Turon III, 36 u. 37.

Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883, S. 99. Dahn.

Thile: Karl Hermann von Th., preußischer Diplomat, geboren am 19. Juli 1812 zu Berlin, † ebenda als Staatssecretär a. D. am 26. December 1889, war ein Sohn des am 24. August 1861 verstorbenen, zuletzt das VIII. (rheinische) Armeecorps befehligenden Generals der Infanterie Adolf Gustav v. Th., eines Bruders des Ministers und Vertrauten König Friedrich Wilhelm's IV. Ludwig Gustav v. Th. (s. A. D. B. XXXVIII, 28—32), und der Auguste v. Th., geb. v. Schöning. Seine Schulbildung empfing er in Berlin im Hause seiner Eltern durch Privatunterricht. Im October 1829 bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studiren. Schon damals zeigte er lebhafte Neigung für gelehrte Studien. So fiel es ihm ein, Sanskrit zu lernen und bei Bopp Vorlesungen über Stücke aus dem indischen

Epos zu hören. Im Winter 1831 verließ er Berlin zum ersten Mal auf längere Zeit, um seine Studien in München fortzusetzen. Dort schloß er bald innige Freundschaft mit dem ihm gleichaltrigen Studenten der Geschichte Felix Papencordt, dem nachmaligen berühmten Historiker, dessen ungeheurer Fleiß ihn mit Bewunderung erfüllte. Mit ihm verkehrte er im Hause Schelling's und des Naturphilosophen Schubert. Mit Papencordt ging er auch zur Vollendung seines Studiums nach Berlin zurück. Schon früh durch die Traditionen seines Hauses mit dem Geiste tiefer Frömmigkeit erfüllt, empfand er Papencordt's katholisches Bekenntniß nicht als Trennungsmoment. Vielmehr förderte wohl gerade der Verkehr mit Papencordt das Bestreben, das ihn stets erfüllte, das Gemeinsame zwischen beiden Confessionen zu betonen. „Wie oft bin ich deshalb des Kryptokatholicismus beschuldigt worden!“ schrieb er 1863. Anfang 1834 folgte er seinem damals als Divisionscommandeur in Magdeburg stehenden Vater ebendorthin, um sich zur ersten juristischen Staatsprüfung vorzubereiten. Hier gewann der Freund der Gebrüder Gerlach, der nachmalige Obertribunalspräsident Goetze auf ihn Einfluß. Als rechtes Glied des Gerlach'schen Kreises gab Goetze seinem jungen Schützling die Schriften des Restaurators der Staatswissenschaften K. L. v. Haller zum Lesen. Damit hatte er aber bei Th. nur theilweise Erfolg. Der positive Theil der Haller'schen Lehren sagte Th. nicht zu. Im Februar 1834 bestand Th. die Staatsprüfung. Er trat darauf als Auscultator beim Land- und Stadtgericht zu Magdeburg ein. In dieser Zeit regte Goetze ihn an, die diplomatische Laufbahn einzuschlagen. Im Sommer 1835 unterzog Th. sich der Referendarsprüfung in Berlin. Da ihm die juristische Laufbahn nicht zusagte, wollte er zur Verwaltung übergehen. Wiederum rieth Goetze zur diplomatischen Laufbahn und setzte sich deswegen, obwohl Th. wenig inneren Beruf für dieses Fach in sich fühlte und obwohl Thile's Vater vermögenslos war, mit dem späteren Cultusminister, damaligen Ministerialdirector Eichhorn in Verbindung. Er muß also doch wohl, trotz des schüchternen Wesens, das sein junger Schützling zeigte, diplomatische Befähigung bei ihm bemerkt haben. Inzwischen fand Th. Verwendung bei der Potsdamer Regierung, und zwar im Steuerfach. Diese Beschäftigung gefiel ihm. Wohl mehr getrieben, als aus eigenem Entschluß stellte er sich nach einiger Zeit dem Minister des Auswärtigen Ancillon wegen seiner etwaigen Uebernahme in den diplomatischen Dienst vor. Nicht ohne Einfluß scheint sein Studienfreund Papencordt auf seine endgültige Entscheidung in dieser Angelegenheit gewesen zu sein, der in Rom ein reiches Feld der Arbeit gefunden hatte.

Nachdem er die diplomatische Prüfung bestanden hatte, erfolgte am 19. October 1837 seine Einberufung in den diplomatischen Dienst. Im December desselben Jahres folgte er seinem Freunde nach Rom, um dort als Attaché bei der Gesandtschaft am päpstlichen Stuhle einzutreten. Der damalige preußische Gesandte in Rom, Bunsen, hatte selbst, wohl durch Papencordt beeinflußt, diese Berufung veranlaßt, und in seiner Begleitung unternahm Th. die Romfahrt. Seine Einschulung übernahm Alfred v. Reumont, den Th. in Rom ablöste und mit dem er, trotz einiger anfänglicher Differenzen, in der Folge befreundet wurde. Damals wurde auch der Grund zu einer Freundschaft zwischen Th. und dem ihm wesensverwandten Heinrich Abeken gelegt. In dem noch schwebenden Kölner Erzbischofsstreit empfing Th. den Eindruck, daß die römische Kurie durchaus nicht eine aggressive Stellung einnahm, sondern ihre Erfolge ihr von der preußischen Regierung entgegengetrieben wurden, „wie die Hasen bei einem Treibjagen“, und daß dadurch der Cardinal-Staatssecretär Lambruschini und seine Freunde geradezu körperlich

verjüngt worden seien. Das geistliche Leben in Rom erschien ihm in durchaus günstigem Lichte. Schon am 21. September 1839 wurde er unter Ernennung zum Legationssecretär sehr gegen seinen Wunsch, wie es scheint, nicht ohne daß der Einfluß seines Vaters und Oheims dabei im Spiele waren, von Rom an die Gesandtschaft in Bern versetzt, wo er wieder unter Bunsen's Aegide kam, von dem er durch dessen Abberufung aus Rom im Frühjahr 1838 getrennt worden war. In Bern verlebte er die ersten Jahre der Vorbereitung des Sonderbundkrieges. Unter dem 4. Januar 1842 kam er von dort als erster Legationssecretär an die Gesandtschaft in Wien, darauf im April 1843 abermals als Gehülfe Bunsen's nach London. Dort erhielt er unter dem 31. December 1844 seine Ernennung zum Legationsrath. Durch den vielfachen Verkehr mit Bunsen trat er diesem und dessen Hause recht nahe. Am 20. September 1846 wurde er dem Bundestagsgesandten Grafen Dönhoff in Frankfurt a. M. beigegeben. Dort verheirathete er sich noch in demselben Jahre mit Ottilie v. Graefe, der Schwester des berühmten Augenarztes. Dort wurde ihm auch ein Sohn geboren. Er durchlebte die bewegte Zeit der Jahre 1848 und 1849 in der alten Kaiserstadt. Im Sommer 1848 fühlte er sich zu dem Versuche bewogen, in einem dringenden Schreiben seinen früheren Vorgesetzten Bunsen zu bestimmen, daß er den Posten eines Reichsministers annähme, um eine Spaltung zwischen Frankfurt und Berlin zu verhindern. Hierin ist offenbar der Einfluß Dönhoff's zu erkennen. Ungemein charakteristisch für Thile's schöngeistig-patriotische Richtung ist der von Adolf v. Schack, der zu jener Zeit Vertreter Mecklenburgs am Bundestage war, überlieferte Zug, daß Th. in der Schreckensnacht des 18. September, in der Lichnowsky und Auerswald ermordet wurden, unter dem zu seiner Wohnung hinaufdringenden Waffengetümmel mit seinen Gästen Kleist's „Prinzen von Homburg" las. Als man zum Schluß des letzten Actes gelangte, rückten gerade die aus Mainz herbeigerufenen Truppen in die Stadt ein, die dem Aufstand ein Ende machten. Im Jahre darauf kam Th. als Geschäftsträger nach Kassel, also gerade in die wirrenreiche Zeit des kurhessischen Verfassungsconflicts. In dieser heiklen Stellung, die seine erste selbständige war, mußte er bis zum Jahre 1852 ausharren. Im September 1852 wurde er wieder auf classischen Boden geschickt, und zwar als Ministerresident nach Athen. Es war die Zeit, in der sich der orientalische Krieg entspann. Die Wunder der hellenischen Welt begeisterten den frommen Diplomaten zu einem Gedicht „Pentelikon", einem Hymnus auf die Nächstenliebe, die er in allen jenen Bauten und Kunstwerken lebendig geworden sah. Schon am 28. September 1854 vertauschte er den Athener Posten mit dem des Gesandten beim päpstlichen Stuhle in Rom. Im Palast Caffarelli auf dem Capitol übte er nun einige Jahre eine schöne Gastlichkeit aus. So gewährte er dem in Papencordt's, des 1841 verstorbenen Freundes Thile's, Fußstapfen tretenden Ferdinand Gregorovius die liebenswürdigste Aufnahme in seinem Hause. Aus ihrem Verkehre erwuchs ein überaus reiches Freundschaftsleben, das über das Grab hinaus wirkte. Ebenso wurde das Verhältniß zu einem anderen Historiker Roms, dem damals in Florenz als preußischer Vertreter lebenden Alfred v. Reumont, näher. Ferner knüpfte Th. Freundschaft mit dem hochsinnigen Kunstfreund und Dichter Adolf Graf Schack, dem Maler Cornelius, dem Gesandtschaftsarzt und eifrigen Sammler Alertz und anderen geistig hochstehenden Menschen. Sie alle fühlten sich auf das höchste angezogen durch die ungewöhnlich vielseitige und tiefe Bildung, die sie bei ihm entdeckten, und durch seine opferwillige Liebenswürdigkeit. Gregorovius fand in ihm einen verständnißvollen

Anreger und Berather bei seinem großen Werke über Rom im Mittelalter. Th. vornehmlich war es, der Gregorovius eine jährliche Unterstützung zur Herausgabe seines Geschichtswerkes bei der preußischen Regierung erwirkte. Im Palazzo Caffarelli las Gregorovius zuerst Abschnitte aus dem Manuscript des Werkes vor. Im J. 1856 rieth Graf Robert Goltz dem Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel dringend, Th. mit dem Gesandtschaftsposten in Wien zu betrauen. Noch im Mai 1857 dachte Manteuffel diesen Rath zu befolgen. Th. wäre damals nur höchst ungern aus Rom fortgegangen, weil er sich dort zu wohl fühlte. Bald darauf sah er sich doch zu diesem Schritte veranlaßt. Eine Erkrankung seines einzigen Sohnes bewog ihn, um seinen Abschied einzukommen und nach Berlin überzusiedeln. Am 6. April 1859 erfolgte seine Versetzung in den einstweiligen Ruhestand. Gregorovius rief ihm und seiner Gattin nach: „Ihre menschlichen und edeln Gestalten bleiben hier, in einem redlichen Herzen tief und fürs Leben eingedrückt. Das Beste, was mir Rom außer dem Studium gab, fand ich einzig in Ihrem Hause.“ „Reine Freuden des Gemüthes sind mir in Ihrem Hause zu Theil geworden.“

In Berlin widmete Th. sich neben der Pflege seines Sohnes schöngeistigen Bestrebungen. So wurde er ein eifriges Mitglied der Graeca, der sein Freund Heinrich Abeken, Ernst Curtius, Georg v. Bunsen, später auch Theodor Mommsen, Herman Grimm, Richard Lepsius, der Archäolog Johannes Brandis u. A. angehörten. Der auf einem ganz anderen politischen Boden stehende Sohn Bunsen's discutirte häufig mit ihm die Politik und konnte es nicht begreifen, daß ein so geistreicher Mann wie Th. zugleich so hochconservativ sein könnte. Mit Vergnügen sahen die Freunde zuweilen zu, wenn sich diese beiden politischen Gegner in die Interpretation eines griechischen Dichtwerkes wie etwa der Eumeniden des Aeschylos vertieften. Es wird behauptet, daß Thile's politische Engherzigkeit etwa im J. 1867 das Eingehen der Graeca verschuldet habe. Als sie aber am 18. Januar 1871 wieder ins Leben gerufen wurde, gehörte auch Th. wieder zu ihr, und man beschloß damals sogar, Aristoteles' Politik zu lesen. Der schöngeistige Diplomat aus dem Kreise der christlich-germanischen Romantiker inmitten dieser vielfach auf ganz anderer Grundanschauung stehenden Männer, die großentheils zu den erlauchtesten deutschen Geistern jener Zeit gehörten, ist ein anziehendes Bild. In diesem Verkehre spiegelt sich der Einfluß, den der Aufenthalt auf den historischen Stätten der alten Welt auf den frommen Diplomaten gehabt hatte. Eine andere gesellige Vereinigung, zu der u. a. der Schulmann Ludwig Wiese, jahrelang auch fremdländische Diplomaten wie der Amerikaner Bancroft und der Grieche Rhangabé gehörten, waren die in Thile's Hause stattfindenden Danteabende. Wiese spricht in seinen Erinnerungen ganz begeistert von diesen Zusammenkünften.

Allmählich lastete die Berufslosigkeit schwer auf Th. Er entschloß sich daher, zumal sich der Zustand seines Sohnes zu bessern schien, wieder in den Staatsdienst zu treten. Schon im October 1861 drangen Gerüchte darüber zu Gregorovius. Im Juni 1862 dachte man daran, ihn zum Gesandten in Kassel zu ernennen. Schließlich wählte ihn sich der eben die Staatsgeschäfte übernehmende Bismarck bei Bildung seines Ministeriums als Nachfolger des im Juli verabschiedeten Unterstaatssecretärs im Auswärtigen Amt v. Gruner an Stelle des vorläufig mit diesem Posten betrauten Geheimraths v. Sydow, eines Mannes von ähnlicher vielseitiger Bildung wie Th. Th. sträubte sich, weil er, wie übrigens auch mit Gruner, mit Sydow befreundet war und ihn nicht verdrängen wollte. Doch hielt Bismarck an ihm fest. Am 9. December

1862 erfolgte seine Ernennung. Ein volles Jahrzehnt ist er in der entscheidungsschwersten Zeit einer der nächsten und treuesten Helfer Bismarck's gewesen, der den großen Staatsmann durch sein feinsinniges irenisches Wesen oft genug wohlthuend zu ergänzen vermochte. Wohl zutreffend hat man an ihm ein großes Talent des Nachschaffens, die Fähigkeit des schnellen Auffassens und einer leichten Anpassung gerühmt. In manchem glich er wohl Abeken, mit dem er sich daher auch befreundete. Vor ihm zeichnete ihn die in die Augen fallende bewußt vornehme Erscheinung und Haltung aus. Was Gregorovius von ihm sagte, als Th. (am 17. Juli 1864) den Charakter als Wirklicher Geheimer Rath empfing, der Titel füge nichts zum Werthe eines Mannes hinzu, signum excellentiae in voltu gerentis de semet ipso, traf bei Th. buchstäblich zu. Th. war auch ein ausgezeichneter Stilist; daher lesen sich seine Depeschen und Briefe vortrefflich.

Gleich bei seinem Wiedereintritt in den diplomatischen Dienst hatte er eine sehr delicate Aufgabe zu lösen, indem er seinem ehrgeizigen und eitlen Freunde Reumont eröffnen mußte, daß sein Wunsch, als Gesandter nach Rom geschickt zu werden, nicht erfüllt werden könnte. Die feine und gewinnende Art, mit der er sich dieser Aufgabe entledigte, kennzeichnet sein Wesen. Die Arbeit, die ihm sonst zufiel, sagte ihm außerordentlich zu. Aber er merkte auch gleich, daß sie „gewaltig mühsam und nervenanstrengend“ war. Schon im Frühjahr 1863 schrieb er an Reumont: „Daß ich lange darin aushalten werde, ist sehr zweifelhaft.“ Ein näheres Verhältniß zu Bismarck gewann er freilich nicht. Th. selbst behagte die junkerliche Art seines Chefs wenig. Bei der Gattin des Ministerpräsidenten hatte er bald einen Stein im Brett, der sein Wesen außerordentlich gefiel. Von besonderer Bedeutung sollte es für Th. werden, daß sein königlicher Herr und dessen Gemahlin großes Vertrauen zu ihm faßten. Er wurde bald in die engere Geselligkeit der Majestäten hineingezogen. Und in der That eignete er sich auch durch das Zarte und Vornehme seiner Natur sehr für diesen Kreis. Einen gewissen bemerkenswerthen Antheil nahm Th. im Herbst 1864 an den Verhandlungen mit Oesterreich wegen des Zolltarifs, wobei er, nach Ausweis einiger uns vorliegender Actenstücke offenbar sehr geschickt und einsichtsvoll, wenn auch ohne den gewünschten Erfolg, im Sinne Bismarck's gegen Rudolf Delbrück's theoretisch-unpolitisches Verfahren operirte. Unmuthig schrieb er dem in Biarritz weilenden Bismarck, er hätte nur bestätigt gefunden, daß die Herren Fachmänner bei aller von ihm gern anerkannten Virtuosität in Behandlung der fachlichen Seite die politische arg vernachlässigten und z. B. die Eventualität eines Ministerwechsels in Wien wie eine Bagatelle behandelten. Es gelang ihm wohl wiederholt den Handelsminister Graf Itzenplitz zu einem Geständniß zu veranlassen, daß „uns der Artikel 25 finaliter und realiter zu nichts verpflichte“. „Dann schreckte ihn aber jedesmal ein strafender Blick von Delbrück in seine Fachposition zurück.“ Auch an den Kriegsminister v. Roon schrieb er damals verstimmt über die wenig diplomatische Taktik der Fachminister in der Zollvereinssache, die den für Preußen sehr unbequemen Sturz des österreichischen Ministers Graf Rechberg nach sich zog. Recht glücklich vermittelte er im folgenden Jahre zwischen Edwin Manteuffel und Bismarck. Seine Briefe, in denen er darüber an den Ministerpräsidenten berichtet, sind höchst anziehend zu lesen. „Endlich“, so heißt es darin, „darf ich mir nicht verhehlen, daß Eure Excellenz, wenn Sie Manteuffel stürzen, einen Kampf mit demjenigen unternehmen, was ich den verbohrten Generaladjutantismus nennen möchte. Manteuffel ist Ihnen gegenüber natürlich le pot de terre contre le pot de fer; aber der König wird ihn ungern verlieren, und Leute

wie er und Alvensleben werden — in der vollen und ehrlichen Ueberzeugung, daß Eure Excellenz ein crimen laesae Majestatis begangen haben — dafür sorgen, die Wunde in des Königs Empfindung nicht heilen zu lassen.“ Dieser Brief veranlaßte Frau v. Bismarck zu dem Ausruf, sie liebe Thile nun noch um 20 Grad wärmer wie schon bisher. „Was ist's doch für eine Freude, wenn man unter der Masse gleichgültiger, langweiliger, falscher Kreaturen einem solchen Menschen begegnet mit so kerngesundem Herzen und so aufrichtig treuer Gesinnung.“

Beim Herannahen der Auseinandersetzung zwischen den beiden deutschen Großmächten gerieth Th. in einen schweren Gewissensconflict. Das bisher wohl nicht getrübte Verhältniß zu Bismarck lief schon damals Gefahr, mit einem schrillen Mißklang zu endigen. Noch im Februar 1866 meinte er gelegentlich, daß er sich Glück wünschen müsse, unter einem Manne zu dienen, der einer energischen That fähig sei und energisch in den Gang der Dinge eingreife. Scharfe Beobachter bemerkten aber stetig mehr, daß er nicht die nahe Fühlung mit dem leitenden Staatsmann besaß, die man bei seiner amtlichen Stellung hätte erwarten können. Daran änderte nichts, daß er in einzelnen Punkten Bismarck beeinflußt zu haben scheint. So bemühte er sich, dem jungen Treitschke freie Bahn zu machen, und hat möglicherweise dazu beigetragen, Bismarck zu seiner entgegenkommenden Haltung diesem Historiker gegenüber zu bestimmen. Bald bildete sich ein principieller Gegensatz von großer Tiefe gegen die Politik Bismarck's in ihm heraus. Im Mai hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß Bismarck planmäßig darauf hinarbeite, den Krieg mit Oesterreich zu entzünden. Das widerstrebte seinem Gewissen, und er hielt es für seine Pflicht, seinen Chef deswegen zu warnen, ja zuweilen sogar Einspruch gegen dessen Maßregeln zu erheben. Darüber kam es zu heftigen Auftritten zwischen ihnen. Auf die drohende Frage Thile's: „Wollen Sie kein deutsches Land an Frankreich abtreten?“, konnte Bismarck ihm noch antworten: „Keinen Zoll breit.“ Als Th. dann aber fortfuhr: „Wollen Sie keine französische Allianz gegen den deutschen Bund oder gegen Oesterreich?“, brauste der Gefragte auf: „Herr, wie können Sie mich so ad articulos ausfragen!“ Schon früher hatte Th. die Cavour'sche Politik scharf verurtheilt. Jetzt wollte es ihm nicht in den Sinn, daß sich Preußen mit diesem durch eine nach seiner Ansicht verwerfliche Politik discreditirten italienischen Königthum verbinde, und er dachte deswegen bereits an Abschiednehmen. Das kam Bismarck ungelegen, weil er fürchtete, dadurch könne der König kopfscheu werden. Als Th. von diesen Dingen dem Freunde seiner Familie, dem Präsidenten Ludwig Gerlach erzählte, suchte ihn dieser für die Organisation einer Friedensaction zu gewinnen. Darauf hatte Th. die den Präsidenten arg verdrießende Antwort: „Er könne doch nicht gegen seinen Chef conspiriren.“ Im letzten Augenblicke fand er noch den Entschluß, sich ganz auf den Boden Bismarck's zu stellen. Davon gibt ein ergreifender Brief von ihm an Ludwig Gerlach oder an den Freund seiner Eltern, den Präsidenten Goetze, vom 30. Mai Kunde, in dem sich die Gewissenskämpfe spiegeln, die er in jener kritischen Zeit durchmachte. Darin schrieb er, daß nun fast jede Aussicht auf Erhaltung des Friedens verschwunden sei, „und zwar diesmal ohne Preußens Verschulden. Wir stehen also nunmehr vor der traurigen Alternative zwischen einem gefährlichen Kriege und einem Ergeben ohne Schwertstreich. Der letzte Ausweg wäre nicht allein unehrenhaft, sondern meines Erachtens geradezu vernichtend für das Vaterland. Der Rückschlag nach Innen wäre noch viel heilloser als die äußere Niederlage. Ich werde daher auf meinem Posten aushalten, bis die Krisis vorüber ist oder man mich fortschickt. Auf die Zustimmung meines

Vaters und Onkels, an die Sie mich erinnern, würde ich, wenn sie noch lebten, wohl rechnen können." Er erinnert dann an die Lage von 1812, die ihm ähnlich schien, wo viele Officiere falscherweise in russische Dienste traten, um nicht im Bunde mit dem Erbfeind fechten zu müssen, und fuhr fort: „Noch zum Schluß die Bitte: urtheilen Sie nicht zu hart über Bismarck. Ich erkenne ja mit Ihnen alle seine Fehler und Mißgriffe. Aber er ist doch eine edle und großartige Natur, die weder Selbstsucht kennt noch Furcht. Wer könnte ihn ersetzen!!"

So zog sich das gespannt werdende Verhältniß zwischen Th. und Bismarck wieder zusammen. Die ihm in den folgenden Jahren vornehmlich zugewiesene Rolle war die des Empfangens unliebsamer und dringlicher Besucher, deren sich der leitende Staatsmann erwehren wollte. Zuweilen hatte Th. lange Monate hindurch den abwesenden oder erkrankten Bismarck ständig zu vertreten oder die Diplomatenbesuche von diesem ganz fernzuhalten. Das war oft eine höchst undankbare Aufgabe. Aber Th. eignete sich dafür vermuthlich recht gut wegen der Versöhnlichkeit und der Milde seines Wesens. Nach dem Kriege gegen Oesterreich empfand er die Entfremdung zwischen Bismarck und Savigny, auf den er große Stücke hielt, mit Bedauern, schon wegen der Rückwirkung auf „gut gesinnte katholische Kreise". Ihm selbst fiel die peinliche Aufgabe zu, die Verhandlungen zu führen, in deren Folge Savigny seinen Abschied nahm. Bei der Regelung der Verhältnisse mit den Kleinstaaten war er von besonderer Zuvorkommenheit. Davon wußte z. B. der anhaltische Staatsminister Sintenis zu erzählen. Von einer gewissen Bedeutung wurde die Unterredung, die er am 31. März 1869 als Vertreter des nicht in Berlin weilenden Bundeskanzlers mit Benedetti wegen der spanischen Thronfolgerfrage hatte. Er konnte dem französischen Botschafter auf Ehrenwort versichern, daß er von einer hohenzollernschen Candidatur nichts wisse. Diese Thatsache ist nicht auffällig, schon wegen der geringen Fühlung, die Bismarck mit Th. unterhielt. Seine Bewunderung und Verehrung für den Kanzler blieb, obwohl er stetig mehr unter dessen Reizbarkeit zu leiden hatte, bestehen. In sein Verhältniß zu jenem lassen einige Zeilen Thile's an Keudell aus dem Jahre 1869 einen Einblick thun: „Die hiesige Tretmühle war in letzter Zeit ziemlich unerfreulich; nur armseliges Zeug, mit dem zwischen Varzin, Berlin und Ems Federball gespielt wurde. Dabei wenig Hülfe; und der Chef more solito eigensinnig, quänglich, bald in minima ohne Actenkenntniß hineintapsend, bald auf erhebliche Dinge jedes Eingehen störrisch abweisend. Aber was thut's? Wenn seine Gesundheit gehörig wieder hergestellt wird, dann können wir dreist fragen: Was kostet Europa?" Auch Bismarck wird die Treue und Verehrung Thile's für ihn oft wohlthuend empfunden haben. Als Th. seinen einzigen als junger Lieutenant bei den Perleberger Ulanen stehenden Sohn, dessen Kränklichkeit ihn seiner Zeit zum Weggang von Rom bestimmte, am 13. December 1869 durch den Tod verlor, da schrieb der Kanzler ihm ein ergreifendes Beileidsschreiben, welches wohl als ein Document dafür dienen kann, daß Th. ihm werth war.

Das Jahr 1870, zu dessen Beginn Th. unter dem 4. Januar auf Allerhöchsten Befehl die Charakterisirung als Staatssecretär erhielt, wurde für ihn wieder besonders aufreibend durch die delicate Stellung, die er als von Bismarck wenig Eingeweihter in den großen Krisen des Jahres hatte. Im März erfuhr er endlich durch seinen königlichen Herrn von der hohenzollernschen Throncandidatur. Er gehörte zu jenem intimen Kreise, den Wilhelm I. auf dem Diner beim Fürsten Karl Anton von Hohenzollern am 15. März über diese Angelegenheit zu Rathe zog. Mit den übrigen hat er zur Annahme der

Krone gerathen, weil das patriotische Pflicht wäre. Wenige Wochen darauf finden wir ihn in Verhandlungen mit badischen Diplomaten begriffen wegen des Hohenlohe-Völderndorff'schen Südbundprojectes. Als dann die hohenzollernsche Throncandidatur öffentlich bekannt wurde, hatte er natürlich strikte den Standpunkt zu vertreten, daß die preußische Regierung der Sache ganz fremd sei. Bei der ungemein strengen Aufrichtigkeit seines Wesens wäre es nicht verwunderlich, wenn er bei der am 4. Juli wegen dieser Angelegenheit an ihn gerichteten Frage des französischen Geschäftsträgers Le Sourd, wie dieser nach Hause berichtete, einige Verlegenheit bekundet hätte. Da Bismarck in den kritischen Tagen, in denen sich das Gewitter zusammenzog, in Varzin weilte, fiel Th. die Aufgabe zu, den aufregenden Depeschenverkehr zwischen dem König, dem Kanzler, den Sigmaringern und den Mächten zu vermitteln. Schon im Juni erregte er den Unwillen des Kanzlers durch Zuschriften, mit denen er in seiner Verlegenheit diesen behelligte. So mußte er im Auftrage des Königs dessen Verstimmung darüber melden, daß Bismarck „hinter dem Rücken“ des Herrschers durch Bucher Unterhandlungen in Spanien führen lasse. Der Kanzler sprach grimmig von Tinte und Wermuth, die sein Staatssecretär ihm in seinen Karlsbader gösse. Th. mag selbst über die Verwendung gerade Bucher's nicht erbaut gewesen sein. Hatte ihn doch seiner Zeit Bucher's, des ehemaligen Demokraten, Eintritt in Bismarck's Dienste mit gemischten Gefühlen erfüllt. Immerhin hatte er die außerordentliche Arbeitskraft des Mannes im Laufe der Zeit schätzen gelernt. Den tiefernsten Eindruck, den der preußische Thronfolger von Thile's Wesen in den Julitagen empfing, hat dessen Tagebuch festgehalten. Als der König, von Ems zurückkehrend, am 15. Juli auf dem Potsdamer Bahnhof erwartet wurde, erregte Thile's Erscheinen mit den entscheidungsschweren Depeschen unter den versammelten Würdenträgern die allgemeine Aufmerksamkeit. Erschreckt vernahm der eintreffende Monarch von ihm die Nachrichten, die ihm die Gewißheit gaben, daß der Krieg nicht mehr zu vermeiden sei. In den Tagen von Wörth führte Th. mit dem bairischen Gesandten v. Perglas — ob im Einverständniß mit Bismarck oder nicht, muß jetzt noch dahingestellt bleiben — Gespräche, in denen er bei diesem Herrn Besorgnisse, daß Preußen Baierns oder Süddeutschlands Selbständigkeit zu schwächen beabsichtigte, zu zerstreuen suchte. König Wilhelm bediente sich seiner, um während des Feldzuges auf seine Gemahlin zur Wahrung des deutschen Standpunktes Rußland gegenüber einzuwirken. Ueberhaupt scheint der in Berlin zurückgebliebene Th. mit den königlichen Damen daheim in enger Fühlung gestanden zu haben. Diese suchten ihn im Sinne der „Neutralen“, besonders Englands, zu beeinflussen. Doch scheint er sich einigermaßen kühl dagegen verhalten zu haben. Nach Abschluß des Friedens hatte er noch eine Menge unerledigt gebliebener kleinerer Fragen in schwierigen diplomatischen Verhandlungen zu regeln.

Den Zusammenbruch des Kirchenstaates hatte er, von Savigny beeinflußt, mit Kopfschütteln verfolgt. Noch tiefer beklagte er den Beginn des kirchenpolitischen Streites in Preußen. Er sah das Gespenst eines neuen dreißigjährigen Krieges heraufsteigen, wenn der Kampf nicht eingestellt würde. In Rom war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Papstthum eine ungeheure Widerstandskraft besäße. Schon früher war diese Ansicht nicht ohne Eindruck auf Gregorovius geblieben. Auch war er nicht von dem zwischen Graf Arnim und Bismarck heraufziehenden Zwist erbaut. Er hatte viel für Arnim übrig und schätzte ihn als den besten Depeschenschreiber, den die preußische Diplomatie zu jener Zeit besaß. Es war wieder eine eigenthümliche Complication, daß er den publicistischen Kampf Bismarck's gegen den ihm befreundeten Arnim

im September 1872 einzuleiten hatte. Seine Verehrung für Bismarck nahm seit dem Kriege gegen Frankreich einigermaßen ab. Er fand, daß der Kanzler innerlich verwandelt, daß sein Christenthum nicht mehr das alte war, daß die gewaltigen Erfolge den großen Mann nicht günstig beeinflußt hätten. Widerspruch schien er ihm überhaupt nicht mehr zu dulden. Immerhin war der neue Staatssecretär auch jetzt nicht für Intriguen gegen seinen Chef zu haben, zu denen ihn wieder Ludwig Gerlach aufstachelte, auch nicht, als der Präsident es ihm eingeben wollte, sich selbst als eventuellen Nachfolger Bismarck's anzusehen. Er wies diesen Gedanken weit ab und nannte, schon im J. 1870, nicht wie Gerlach gewünscht hätte, den General Edwin v. Manteuffel, sondern den General v. Moltke als den, der für die Nachfolge Bismarck's vornehmlich in Betracht käme. Bei den vielfachen sachlichen und persönlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Bismarck und Th. war es nicht wunderbar, daß schließlich zwischen den beiden eine Explosion erfolgte. Bei Gelegenheit der Anwesenheit der Kaiser Franz Joseph und Alexander II. in Berlin im September 1872 sandte Th. auf ausdrücklichen Befehl Kaiser Wilhelm's ohne Vorwissen Bismarck's, da er diesen gerade nicht benachrichtigen konnte und der Monarch sofortige Erledigung seiner Weisung verlangte, den Botschaftern der beiden kaiserlichen Gäste Karolyi und Oubril, den Schwarzen Adlerorden, während Bismarck jenen Diplomaten nur Vasen als Geschenk zugedacht hatte. Der Kanzler gerieth über diese anscheinend nebensächliche Angelegenheit derart in Zorn, daß er Th. in der brüskesten Form mittheilen ließ, er könne nicht mehr mit ihm zusammenarbeiten. Mag es krankhafte Reizbarkeit bei ihm gewesen sein oder nicht, was diesen Ausbruch veranlaßte, das möge dahin gestellt bleiben. Offenbar hat Bismarck aber schon lange das Bedürfniß gehabt, sich Thile's zu entledigen, da er ihm wegen seiner ganzen Haltung und seiner stetig enger werdenden Beziehungen zur Kaiserin Augusta unbequem geworden war. Es spricht manches dafür, daß der ganze Zornesausbruch nur erkünstelt war, um Thile's Rücktritt herbeizuführen. Möglicherweise spielte die Arnim'sche Sache eine Rolle dabei. Gerade in jenen Wochen hatte Th. wichtige Depeschen wegen der Pariser Mission des Grafen Arnim zu schreiben. Er hielt diesem auch noch die Stange, als das Gericht sich mit Arnim zu beschäftigen begann. Jedenfalls verstand er den Kanzler, als er ihm an jenem Tage Keudell schickte. Er hatte schon viel zu leiden gehabt unter den Ausbrüchen seines Chefs. Zu Moritz Busch, der ihn sehr verehrte, ähnlich wie auch Lothar Bucher, der im Gegensatz zu unmuthigen Aeußerungen Bismarck's hartnäckig Thile's Geschicklichkeit betonte, äußerte er gelegentlich: „Ich fürchte mich allemal, wenn ich zu ihm [Bismarck] hinauf muß." Nun war das Faß übergelaufen. Er kam sofort um seinen Abschied ein. Zwar sträubte sich sein kaiserlicher Herr dagegen, den bewährten Diener gehen zu lassen. Aber Th. bestand auf seinem Gesuch. So trat er am 30. September 1872 in den einstweiligen, am 25. August 1873 endgültig in den Ruhestand. Von dem gewaltigen Manne aber, dessen Gehülfe er ein Jahrzehnt hindurch gewesen war, nahm er das Urtheil mit: Er sei maximus in maximis, minimus in minimis.

Mit seinem kaiserlichen Herrn und dessen schöngeistiger Gemahlin blieb er in nahen Beziehungen. Der Kaiser verlieh ihm nach seinem Rücktritt einen hohen Orden, allerdings nachdem er erst ein Vierteljahr hatte verstreichen lassen, weil er „Rücksichten so vielerlei Art zu nehmen habe, um reizbare Nerven nicht zu überspannen", und versicherte noch einmal, daß er sich der Dienste Thile's „nur mit Kummer entschlagen habe". Später (1879) dachte er daran, Th. zum Generaldirector der Museen zu ernennen, was Th. jedoch

standhaft ablehnte, weil dazu ein Fachmann gehöre. An seiner Stelle wurde Schöne ernannt. Inständig bat der Kaiser ihn ein ander Mal (1881), seine Berufung in die Provinzialsynode anzunehmen. Bis zu ihrem Lebensende sahen die Majestäten Th. häufig als Gast bei sich auf den intimen Palaisabenden (im Theebüchsencirkel). Die Kaiserin unterhielt mit ihm einen regen Briefwechsel. Das Vertrauen, das die hohe Frau ihm erwies, beglückte Th. Er meinte, sie sei in weiteren Kreisen lange nicht genug erkannt und gewürdigt. Manches sinnige Geschenk von ihrer Hand empfing er im Laufe der Jahre. In ständigem Briefwechsel blieb Th. auch mit seinen alten Freunden Gregorovius und Reumont, dem „kleinen Macchiavell von Aachen“, wie er ihn mit Gregorovius nannte, dessen Werk über Friedrich Wilhelm IV. er in der Correctur las. Reumont wurde ihm allmählich zu ultramontan. Ein Brief von Gregorovius aber erschien ihm jedesmal wie ein Geschenk. Daneben ging er seinen wissenschaftlichen Neigungen nach. Ein äußeres Kennzeichen dieser Neigungen war die stattliche Bibliothek, die er sich im Laufe der Jahre gesammelt hatte. Mit Freude las er in den alten Classikern. „Ich kann nicht sagen, wie ich in der Ilias schwelge“, schrieb er einmal an Gregorovius. Der in der antiken Welt lebende Mann verrieth sich, wenn ihm Wilhelm II. als eine Art jugendlicher Hadrian erschien. Aber auch in der germanistischen Litteratur des Mittelalters war Th. zu Hause, und zuweilen kam es vor, daß sich Männer wie Gregorovius für ihre Fachstudien von ihm Rath erholten. Doch gilt auch wohl von ihm ein Wort von Lepsius zu Bunsen: die römische Zeit erschien ihm in der Erinnerung wie ein großer Feiertag des Lebens ernst und heiter, lehrreich und erhebend. Am 26. December 1889 ist er in Frieden entschlafen. Seine Gattin überlebte ihn.

H. v. Petersdorff, Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssecretär Hermann v. Thile. Berlin 1894. — H. Hüffer, Alfred v. Reumont. Köln 1904. — Busch, Tagebuchblätter. — G. v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen. — Braunschweiger Tageblatt, 28. Decbr. 1889. — Einige Personalangaben des Auswärtigen Amtes. — Einige Aufzeichnungen Thile's sowie einige seiner Briefe; die staatsmännischen Erinnerungen, die er aufgezeichnet hatte (vgl. Briefe von Gregorovius an Th., S. 230 Anm.) haben sich nicht mehr ermitteln lassen. — Abeken, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, 3. Aufl. — Nagler's Briefe an Kelchner. — Nippold, Bunsen II, 446. — Leopold Gerlach's Denkwürdigkeiten II, 501. 575. — Ludwig Gerlach, Aufzeichnungen. — Natzmer, Unter den Hohenzollern IV, 206. — Ernst Curtius. Ein Lebensbild. Berlin 1903. — F. Althaus, Römische Tagebücher von Gregorovius. — Adolf Graf von Schack, Erinnerungen. — Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, und Anhang dazu. — Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck. — Roons Denkwürdigkeiten II. — Bismarckjahrbuch III, 209; V, 149. 191. 201. — Bernhardi, Tagebuchblätter V—VIII. — Poschinger, Bismarck und der Bundesrath. — Marie v. Bunsen, Georg v. Bunsen. — L. Wiese, Lebenserinnerungen II, 125. Berlin 1886. — Deutsche Revue, Sept. 1904, Correspondenz Freydorfs. — Aus dem Leben König Karls von Rumänien II, 72 u. a. — Aegidi u. Klauhold, Staatsarchiv XIX, Nr. 4066. 4067; XXI, Nr. 4570. — Tagebuch Kaiser Friedrichs 1870. — Ottokar Lorenz, Kaiser Wilhelm I. und die Begründung des Reichs. — Deutsche Revue, Jahrg. 25, Bd. 3. Aus dem Leben des Grafen v. Bray-Steinburg. — Oncken, Heldenkaiser, S. 185 ff. — Darstellung der in der Untersuchungssache wider den Grafen v. Arnim vor dem Stadtgericht zu Berlin stattgehabten Verhandlungen. Berlin 1875. — Ludwig Pastor, A. Reichensperger II. — Duc de Broglie,

La mission de Gontaut-Biron à Berlin. Paris 1896. — Gontaut-Biron, Meine Botschafterzeit am Berliner Hofe. Uebersetzt von v. Pfaff. Berlin 1909.

Herman v. Petersdorff.

Thomas: Georg Martin Th., Philolog und Historiker, geboren am 12. Februar 1817 in Ansbach, † am 24. März 1887 in München, war der Sohn eines aus Schlesien stammenden protestantischen Schneidermeisters, welcher eine weit über seinen Beruf hinaus reichende Bildung besaß. Charakteristisch für ihn ist, daß er, obwohl mit einer reichen Kinderschar gesegnet, den einzigen Sohn auf das Gymnasium in Ansbach schickte, in welchem Th. den Unterricht des ausgezeichneten Schulmannes Bomhard genoß. 1835 bezog er die Universität München, wo er bei Thiersch mit Begeisterung philologische Vorlesungen hörte. 1837 ging er nach Leipzig und gewann hier die besondere Zuneigung und das Vertrauen Gottfried Hermann's. Nachdem er dort noch 1839 den Doctortitel erworben hatte, kehrte er im Herbste des gleichen Jahres nach München zurück, bestand hier die philologische Staatsprüfung mit der Note I und dem Prädicat „ausgezeichnet“ und habilitirte sich an der Universität im Frühjahre 1841 mit einer Arbeit „Commentatio de Aristophanis avibus“. Aber trotz persönlicher Bekanntschaft mit dem Minister v. Abel erhielt Thomas — wegen seiner ausgesprochen protestantischen Gesinnung — von der Staatsregierung die Bestätigung als Privatdocent nicht und wurde dafür (Januar 1842) mit einer Lehrstelle am königlichen Cadettencorps entschädigt, wo er zuerst den Geschichtsunterricht für die protestantischen Zöglinge, später aber Deutsch und Lateinisch zu lehren hatte. Mit einem entschiedenen Lehrtalent begabt und ganz erfüllt von Liebe und Freudigkeit zu seinem Berufe, entfaltete er hier eine überaus fruchtbare Thätigkeit, welche sowohl in der Verleihung des Titels „Professor“ durch den König Ludwig I. (April 1845) als auch in ehrenden Zeugnissen hervorragender Autoritäten, wie Leonhard Spengel und Markus Joseph Müller, ihre Anerkennung fand. Dieses Lehramt bekleidete Th. bis zum Jahre 1856 und war dann eine Zeit lang ohne feste Stellung an der königl. Hof- und Staatsbibliothek in München thätig, indem er die Beschreibung der fremdsprachlichen, französischen, spanischen, italienischen, englischen u. s. w. Handschriften für den damals bereits begonnenen großen Handschriftenkatalog (gegen Remuneration) übernahm. Erst im Januar 1863 wurde er dann an der gleichen Anstalt als Bibliothekar fest angestellt, und zwar auf directen Befehl König Maximilian's II., als Th. einem sehr ehrenvollen Ruf an die Universität Basel zu folgen Willens war, nachdem sich vorübergehend Aussichten auf eine gleiche (von ihm heißersehnte) Stellung an der Münchener Universität eröffnet, aber dann nicht verwirklicht hatten. Der Bibliothek gehörte er bis zu seiner 1877 von ihm selbst erbetenen Pensionirung an, auch jetzt vorzüglich als Mitarbeiter an der Herstellung des lateinischen Handschriftenkataloges beschäftigt. „Die Hauptsache“ freilich war für ihn dabei, wie König Max ihm bei seiner Ernennung selbst gesagt und zugesichert hatte, Venedig geblieben.

Denn längst hatte sich inzwischen Th. von der Philologie zur Geschichte gewendet. Studien zu Ovid, Aristophanes, dann später noch zu Thukydides, Tacitus und andere kleinere philologische und pädagogische Arbeiten hatten ihm bereits 1848 die Aufnahme in die philosophisch-philologische Classe der bairischen Akademie der Wissenschaften als außerordentliches Mitglied verschafft, welcher 1856 die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede folgte, nachdem inzwischen seine ersten werthvollen Arbeiten zur mittelalterlichen Geschichte Venedigs erschienen waren, welche Thomas' Namen weit über sein Vaterland hinaus bekannt gemacht haben. Hervorgegangen waren sie aus seiner Freund-

schaft besonders mit dem Byzantinologen und Geographen Gottlieb Tafel aus Ulm, mit welchem er 1850 eine gemeinsame Reise nach Wien zu diesem Zwecke unternommen hatte. Erste Frucht dieser Studien waren der „Friedens- und Handelsvertrag des griechischen Kaisers Michael Palaeologus mit der Republik Venedig vom Jahre 1265“ (1850); es folgten (1851) die „Griechischen Original-urkunden zur Geschichte des Freistaates Ragusa“ und besonders (1855) die Abhandlung „Der Doge Andreas Dandolo und die von ihm angelegten Urkundensammlungen, mit den Original-Registern des Liber Albus, Blancus und der Libri Pactorum“. Wie schon diese Arbeiten, veröffentlichte dann Th. gleichfalls im Vereine mit Tafel 1856 und 1857 die drei ersten Bände der „Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante vom 9. bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts“, welche die historische Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien als Band 12—14 der Abtheilung II ihrer „Fontes Rerum Austriacarum“ erscheinen ließ — leider ohne Register und Glossar, wie denn die Publication, muß man bei aller Anerkennung ihrer Verdienste sagen, den modernen Ansprüchen der Diplomatik nicht ganz entspricht. Diesen drei ersten Bänden (bis 1299 reichend) folgten 1880 und 1899, infolge der veränderten politischen Lage von der R. Deputazione Veneta di storia patria (deren Ehrenmitglied Th. seit 1876 war), herausgegeben, zwei weitere Bände mit dem selbständigen Titel „Diplomatarium Veneto-Levantinum sive Acta et Diplomata res Venetas Graecas atque Levantis illustrantia a. 1300 bis 1350“ (bzw. bis 1453) als vol. V und vol. IX der „Serie prima: Documenti“. (Der letzte Band wurde nach dem Tode Thomas' von R. Predelli besorgt und mit Orts- und Personenverzeichniß für beide Bände versehen.) Das Werk ist (trotz der angedeuteten Mängel) eine Quellensammlung ersten Ranges, von hervorragender Bedeutung, ja unentbehrlich für jeden, der sich mit der Geschichte Venedigs, des byzantinischen Reiches, des Orients und der Kreuzzüge in dem angegebenen Zeitraum zu beschäftigen hat und dadurch auch, darf man wohl sagen, von größter Wichtigkeit für die neuerdings zu solcher Blüthe gelangten byzantinischen Studien.

Als ein zweites, gleichfalls ungemein werthvolles Hauptwerk von Th. ist zu nennen das mit Unterstützung des Reichskanzleramtes des deutschen Reiches 1874 herausgegebene „Capitolare dei Visdomini del Fondaco dei Tedeschi“ in Venedig: eine Sammlung von Verordnungen für die Beamten, welche von der venetianischen Regierung zur Verwaltung des den deutschen Kaufleuten zugewiesenen Kaufhauses am Rialto eingesetzt wurden — die Grundlage für alle Forschungen auf dem Gebiete der deutsch-venetianischen Handelsgeschichte, zu welcher Th. in den späteren Abhandlungen: „Zur Quellenkunde des venetianischen Handels und Verkehrs“ und „G. B. Milesio's Beschreibung des Deutschen Hauses in Venedig“ selbst noch wichtige Beiträge — leider alle ohne ausführlicheren Commentar — geliefert hat. Ueberhaupt ist er, trotz seiner langjährigen Beschäftigung mit Venedig, nie zu einer größeren darstellenden, zusammenfassenden Arbeit darüber gelangt, obwohl er in seiner 1864 gehaltenen akademischen Festrede: „Die Stellung Venedigs in der Weltgeschichte“ gezeigt hat, daß er sehr wohl im Stande war, von hoher Warte aus die geschichtliche Entwicklung zu überschauen und die Vergangenheit mit der Gegenwart in Beziehung zu setzen. Hauptschuld daran war eine allzugroße Zersplitterung seiner Kräfte durch andere Arbeiten, Besprechungen, Recensionen, Nekrologe und die Herausgabe hinterlassener Schriften von verstorbenen Freunden, so der „Gesammelten Schriften“ des österreichischen Feldmarschallieutenants A. v. Jochmus, Frhr. v. Cotignola, (1883—84) in vier Bänden und besonders

der „Gesammelten Werke“ Jakob Philipp Fallmerayers (1861) in drei Bänden (mit einer Biographie Fallmerayer's im ersten Bande; 1877 erschienen die „Fragmente aus dem Orient“ in zweiter und vermehrter Auflage). Freilich ist es gerade die Freundschaft mit dem berühmten „Fragmentisten“ gewesen, welche Th. ein besonderes Relief verliehen hat und noch verleiht. Beide Männer waren in ihren Anschauungen und Gesinnungen einander so sehr verwandt, daß sie zeitlebens die wärmste Freundschaft verbunden hat. Den Bemühungen von Th. nicht am wenigsten, der schon 1848 als liberaler Wahlmann sich lebhaft an der Politik betheiligte, hatte Fallmerayer seine Wahl zum Frankfurter Parlament als Vertreter des ländlichen Wahlkreises München II zu danken, wenn auch Fallmerayer selbst dies Amt bald mehr als eine Last empfand. (Siehe einige seiner Briefe an Th. in den „Forschungen zur Geschichte Baierns“ XIV, 207 ff., mitgetheilt von Th. Weiß in dem Aufsatz: „Zur Lebensgeschichte Jak. Phil. Fallmerayer's“.)

Der Politik hat Th. dann überhaupt stets viel Zeit gewidmet und geopfert. Immer ist er dabei unentwegt der nationalen und liberalen Partei treu geblieben. Er bekannte stets freimüthig und offen seine Ueberzeugung und zeigte sich in Wort und Schrift immerdar als begeisterter Anhänger für die Einigung Deutschlands. Es war eine stolze Genugthuung für ihn, daß nach der Wiedergeburt des Deutschen Reiches ihn seine Vaterstadt Ansbach in den ersten deutschen Reichstag als ihren Vertreter entsandte, in welchem er dauernde persönliche Beziehungen zu Bismarck anknüpfte.

Ein ebenso entschiedener, überzeugungsfester Anhänger war Th. von der Reformation, in welcher auch er die „bedeutsamste Epoche der europäischen Geschichte“ erblickte. Dies hat er ebenso rückhaltlos ausgesprochen in der interessanten kleinen Schrift, welche er anläßlich des vierhundertjährigen Geburtsjubiläums Luther's in Ansbach erscheinen ließ: „Martin Luther und die Reformationsbewegung in Deutschland vom Jahre 1520 bis 1532 in Auszügen aus Marino Sanuto's Diarien“ — eine Zusammenstellung der Notizen, die sich in dem wichtigen Quellenwerk dieses venetianischen Geschichtsschreibers finden.

Th. war ein Mann von hoher, idealer Gesinnung mit einem „feinen Gefühl für alles Edle und Gute, sei es, daß es in Ereignissen und Zuständen oder daß es in Personen sich kundgab“ (Prantl), von einer gewinnenden Liebenswürdigkeit und einer Vornehmheit im Auftreten, die der wiederholte Aufenthalt in Italien und speciell in Venedig gezeitigt hatte. Selbst unvermählt — eine geistesverwandte, unverheirathete Schwester und eine treubesorgte Nichte, Frl. Sophie Hiller, führten ihm den Haushalt — kehrte er schon seiner Studien wegen immer wieder nach der unvergleichlichen Lagunenstadt zurück, wo er sich wahre, treue Freunde erwarb, die in ihm mit Recht einen der Pioniere deutscher Geistesarbeit in Italien verehrten. Er gehört zu jener Schar von Männern, welche gleich Gregorovius, Reumont, Hillebrand so unendlich viel dazu beigetragen haben, innigere Verbindungen zwischen Deutschland und Italien anzubahnen. Die Augen der gelehrten Welt auf das mittelalterliche Venedig und dessen Beziehungen zum Osten und Westen gelenkt zu haben, wird immer das litterarische Hauptverdienst von Th. bleiben. Seine reiche Bibliothek und seine werthvolle Correspondenz vermachte er in pietätvoller Anhänglichkeit seiner gleichgeliebten Vaterstadt Ansbach, wo er auch seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften siehe im „Almanach“ der k. bair. Akademie der Wissenschaften für 1884, S. 207 u. ff. — S. Nachruf in der Augsburger Abendzeitung 1887, Nr. 87; von Prantl in den

Sitzungsberichten der philos.-philol. und histor. Classe der k. bair. Akademie der Wissenschaften 1887, S. 255 ff.; von dem Unterzeichneten in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1888, Nr. 66 u. 67 (mit Benutzung familiärer Mittheilungen). Simonsfeld.

Thon: Theodor Th., Naturforscher, geboren am 14. Mai 1792 in Eisenach, † am 17. November 1838 in Jena.

Nach Absolvirung des Eisenacher Gymnasiums widmete sich Th. von 1808 an in Jena, vielleicht auch in Leipzig, dem Studium der Naturwissenschaft, besonders der Mineralogie. Eine praktische Stellung als Gutsverwalter, die er nach Abschluß des akademischen Trienniums angenommen hatte, gab er bald wieder auf und erwarb am 10. October 1811 bei der philosophischen Facultät in Jena die Doctorwürde mit einer handschriftlich gebliebenen Abhandlung „Entwurf eines neuen Systemes der Mineralien usw.“. Kurz darauf erhielt er auch die Erlaubniß, ohne besondere Habilitation als Privatdocent der Naturgeschichte in Jena zu wirken. Etwas unbedacht ließ er sich im Herbst 1813 bewegen, seinen Docentenstuhl zu verlassen und nach Eisenach zurückzukehren, wo er verschiedene private Verwaltungsämter übernahm und 1816 als Registrator bei der Großherzoglichen Landesdirection angestellt wurde. Auf die Dauer befriedigte ihn diese Thätigkeit jedoch nicht, er bat daher Anfang 1821 um seine Entlassung und siedelte zunächst nach Weimar über, um im Landesindustriecontor die Bearbeitung naturwissenschaftlicher Werke zu besorgen. Dort vervollkommnete er sich nebenbei im Zeichnen und erlernte auch die Kupferstechkunst, in der er später Tüchtiges leistete. Die alte Sehnsucht nach einem Lehrstuhl an der Landesuniversität trieb ihn 1824 wieder nach Jena zur Ausbildung für erneute akademische Lehrthätigkeit. Da er durch die Veröffentlichung naturwissenschaftlicher und technischer Bücher sich inzwischen schon einen Namen gemacht hatte, erneuerten ihm die fürstlichen Erhalter der Universität Jena im Juni 1827 die Erlaubniß, ohne weitere Förmlichkeiten wiederum naturwissenschaftliche Privatvorlesungen an der Universität zu halten.

An der bloßen Theorie hatte Th. kein volles Genügen; er las nicht bloß über Naturgeschichte, Sammlung naturwissenschaftlicher Körper, Mineralogie, Zoologie, Entomologie, sondern auch über Architektur, Technologie, Kupferstechkunst und Stenographie: der erste akademische Lehrer, der an einer deutschen Universität Vorträge über Stenographie veranstaltete. Gleich die Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen handelt „Ueber den Nutzen der Stenographie, besonders über die Vortheile, welche sie Studirenden gewährt“ (Jena 1827); sie verdient noch heute volle Beachtung. Als Student hatte sich Th. das geometrische Stenographiesystem von Horstig angeeignet und dasselbe im Laufe der Jahre durch eigene Umarbeitung bessernd abgeändert. Eine Skizze des Systems in dieser Fassung veröffentlichte er in seiner „Lebensmeß- und Rechnungskunst“ (Ilmenau 1825). Sein Bekanntwerden mit Gabelsberger's Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst (1834), der er eine ausführliche Besprechung in Gersdorf's Repertorium der gesammten deutschen Litteratur angedeihen ließ, veranlaßte ihn, eine Vermittelung zwischen der alten geometrischen und der neuen kursiven Richtung der Kurzschrift zu versuchen; das Manuscript dieser Ausarbeitung ist leider verloren gegangen.

Die Beförderung zum außerordentlichen Professor 1834 besserte Thon's materielle Lage nur wenig. Nach wie vor sah er sich auf schriftstellerische Arbeiten hingewiesen. Von Bedeutung hierbei ward für ihn die etwa 1824 angeknüpfte Verbindung mit der Verlagsbuchhandlung von Bernhard Friedrich Voigt (gegründet in Sondershausen 1812, verlegt nach Ilmenau 1822, nach Weimar 1834, nach Leipzig 1898), die als Hauptzweig den Verlag technischer

Werke betrieb und insbesondere eine lange Reihe von Hülfsbüchern für Gewerbetreibende unter dem Titel „Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke“ veröffentlichte. Manche von Thon's Büchern fanden guten Absatz und mußten mehrmals neu aufgelegt werden, zum Theil noch über seinen Tod hinaus; andere glückten weniger und stellten nach einer oder wenigen Lieferungen ihr Erscheinen wieder ein. Die Kupfertafeln zu seinen Büchern hat Th. meist selbst gestochen; ebenso lieferte er häufig Zeichnungen und Kupferstiche zu Werken Anderer, z. B. zu W. Dietrich's „Deutschlands Giftpflanzen“ (1826). Außer den bereits genannten Schriften kamen folgende Veröffentlichungen von Th. heraus: „Geographisches Handelslexikon“ (2 Bände, Schmalkalden 1823; neue Ausgabe Leipzig 1831); „Historisch-geographische Stammbuchblätter“, 1. Bändchen (Jena 1825); „Die Drehkunst in ihrem ganzen Umfange“ (Ilmenau 1825; 5. Auflage Weimar 1855); „Abbildungen ausländischer Insekten“, I, Heft 1: Käfer (Jena 1826); „Der Gebäudemaler und Decorateur“ (Ilmenau 1826); „Handbuch für Naturaliensammler“ (Ilmenau 1827); „Entomologisches Archiv“, Band I u. II, Heft 1 (Jena 1827 ff.); „Die Botanik in ihrer praktischen Anwendung auf Gewerbekunde für Kaufleute“ u. s. w. (Ilmenau 1828); „Neue Schmetterlingsbelustigungen“, Heft 1 (Jena 1828); „Lehrbuch der Kupferstechkunst, der Kunst in Stahl zu stechen und in Holz zu schneiden“ (Ilmenau 1831); „Lehrbuch der Reißkunst oder Grundsätze der Zeichenwissenschaft“ (Ilmenau 1832; 2. Auflage Weimar 1840); „Taschenbuch für Künstler und Handwerker“, 1. Bändchen (Ilmenau 1832; neue Ausgabe Weimar 1844); „Die Insecten dargestellt in getreuen Abbildungen und mit ausführlicher Beschreibung“ (Leipzig 1835 ff.); „Die Naturgeschichte der in- und ausländischen Schmetterlinge“ (Leipzig 1837); „Die thüringischen Schmetterlinge“, im 4. Theile der „Fauna von Thüringen“ (Jena 1838 f.); „Allgemeines ökonomisch-technologisches Kunst- und Gewerbelexikon“, 2 Theile (Leipzig 1838—1840); „Deutsches Universalkochbuch“, 3 Theile (Leipzig 1840). Auch in der schönen Litteratur hat sich Th. unter dem Decknamen „Guido Romito“ zwei Mal versucht, nämlich mit der Novelle „Berta oder Liebe und die Stimme von Jenseits“ (Eisenberg 1825) und mit den Erzählungen „Der Meisterschlag“ und „'s hat eins geschlagen“ (Leipzig 1836).

Verheirathet war Th. drei Mal; von seinen Kindern überlebten ihn Sixt Armin Th., Zeichenschuldirector in Weimar und Guido, Arzt zu Rockhampton in Queensland († 1891).

Kirchenbuch der Eisenacher Hofgemeinde. — Mittheilungen der Familie. Briefe. — Acten des alten Universitätsarchivs zu Jena (Loc. II. 59, Nr. 678 u. Decanatsacten der philosoph. Facultät von 1811—1812). — Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Weimar A betr. Universität Jena Nr. 395 dd. — Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung 1811, Nr. 76, Spalte 603 und 1834, Nr. 92, Spalte 750. — Privilegirte Jenaische Wochenblätter 1838, Nr. 92, S. 373. — Beilage zur Weimarischen Zeitung 1838, Nr. 94 vom 24. November, Inserat 2534. — Neuer Nekrolog der Deutschen XVI (1838), Theil 2, S. 1160, Nr. 1405. — J. Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena (1858), S. 255. — P. Mitzschke, Der Stenograph Professor Thon, im Archiv für Stenographie, Nr. 360 (December 1878), S. 554—556. — Faulmann, Historische Grammatik der Stenographie, S. 194. — Derselbe, Geschichte und Litteratur der Stenographie, S. 70. — W. Kronsbein, Aus den Anfängen der deutschen Kurzschrift, in Chr. Johnen's „Festbuch zur 100jährigen Jubelfeier der deutschen Kurzschrift“ (1896), S. 52—58 und 199. — P. Mitzschke, Theodor Thon (1792—1838), im „Deutschen Stenographenkalender auf das

Jahr 1908", herausgeg. von J. Hennings, S. 149—156 (mit Porträt) und in der „Thüringer Warte", V. Stück, Nr. 1, 1. April 1908, S. 27—35.

Mitzschke.

Thümen: Felix Karl Albert Ernst Joachim Baron von Th., Botaniker, geboren zu Dresden am 6. Februar 1839, † in Schönau bei Teplitz am 13. October 1892. — Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt trat Th., noch nicht 19 Jahre alt, in den preußischen Militärdienst, mußte aber infolge eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde noch als Premierlieutenant wieder ausscheiden und wandte sich alsdann der landwirthschaftlichen Praxis zu. Die Verwaltung seines eigenen Gutes gab er, durch ungünstige Umstände gezwungen, bald wieder auf, so daß er nunmehr seine ganze Zeit wissenschaftlichen botanischen Forschungen widmen konnte, für welche er schon früh, vorzugsweise angeregt durch H. G. L. Reichenbach, lebhaftes Interesse gezeigt hatte. Sein Hauptarbeitsfeld bildete zunächst die Floristik der Pilze, das er später durch das Studium pflanzenpathologischer Fragen erweiterte. Den Arbeiten auf diesem letzten Gebiete verdankt er wohl hauptsächlich seine 1876 erfolgte Berufung als Adjunkt an die chemisch-physiologische Versuchsstation zu Klosterneuburg in Niederösterreich. Diese Stellung bekleidete er bis an sein Lebensende. Sie gestattete ihm, seinen Wohnsitz beliebig zu wählen, sodaß er sich im Laufe der letzten Jahre abwechselnd in Wien, Görz und Berlin aufhielt. Die Symptome einer Herzkrankheit machten den wiederholten Besuch der Quellen von Teplitz in Böhmen nöthig. Hier war es auch, wo er nach längerem Leiden im 54. Lebensjahre verschied.

Die Mykologie hat Th. durch seine Arbeiten nach verschiedenen Richtungen hin bereichert. Auf Grund seiner umfassenden Formenkenntniß war er in hohem Grade zur Bearbeitung der Pilzformen auch außereuropäischer Länder befähigt. So schließen sich seinen Arbeiten über die Pilze Oesterreichs, Baierns und Portugals ausgedehnte systematische Abhandlungen über sibirische, ägyptische, südafrikanische, australische, nordamerikanische und argentinische Arten an, wozu ihm das Material von den betreffenden Sammlern zufloß. Die Veröffentlichungen darüber finden sich vorzugsweise in ausländischen Fachzeitschriften, im Bull. de la Soc. Imp. des Natural. de Moscou (1877, 78, 80, 82), im Nuov. Giorn. botan. Ital. (1876, 80), in Bull. Torr. Bot. Club. (1876, 78), in der Grevillea (1875, 77, 78, 79), sowie hinsichtlich des europäischen Formenkreises in der Oesterreichischen botanischen Zeitung, den Verhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, der Wiener landwirthschaftlichen Zeitung, der „Hedwigia", „Flora" und andernorts während der Jahre 1873—91. Ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften in chronologischer Anordnung findet sich in dem unten angegebenen Nachrufe in der „Hedwigia".

Neben diesen rein wissenschaftlichen Publicationen und durch sie angeregt, gab Th. auch eine Reihe von Schriften heraus, die unter gewissenhafter Benutzung der einschlägigen Litteratur eine Zusammenstellung aller auf bestimmten Culturpflanzen beobachteten Pilze in großer Vollständigkeit bringen und die dadurch für die praktische Land- und Forstwirthschaft hervorragende Bedeutung gewonnen haben. In erster Linie gehören dahin die als selbständige Bücher erschienenen Werke: „Die Pilze des Weinstockes" (Wien 1878, mit 15 Tafeln) und „Die Pilze der Obstgewächse" (Wien 1888). Kleinere Abhandlungen in verschiedenen forstlichen und landwirthschaftlichen Zeitungen Oesterreichs beschäftigen sich daneben auch mit den Schädlingen der Forstbäume und vieler anderer Culturpflanzen, wobei außer der Charakterisirung der Krankheiten zugleich auch die Mittel zu ihrer Verhütung oder Heilung angegeben werden. Ein anderweitiges

Verdienst erwarb sich Th. durch die Herausgabe mehrerer Exsiccatenwerke. Von diesen dienen praktischen Zwecken die 1877 erschienenen „Pilze des Weinstockes“, wovon 25 Arten gesammelt wurden und ferner das bis 1879 auf 13 Centurien und 3 Supplemente gebrachte „Herbarium mycologicum oeconomicum“ mit zahlreichen, für Land-, Forst- und Hauswirthschaft, für Gartenbau und Industrie wichtigen Arten. Dagegen beanspruchen rein wissenschaftlichen Werth die beiden unter Mitwirkung namhafter Mykologen zusammengestellten Sammlungen: „Fungi austriaci exsiccati“, in 13 Centurien bis 1875 erschienen, und „Mycotheca universalis“, wovon bis 1884 23 Centurien herauskamen. Thümen's letztes, nicht mehr zu Ende geführtes Werk behandelt die Pflanzen des homöopathischen Arzneischatzes.

Nachruf von G. Lindau in: Bericht d. deutschen bot. Gesellsch. XI, Jahrg. 1893, S. (28)—(30) und „Hedwigia“ 1893, Heft 5, S. 247—257.

E. Wunschmann.

Tilgner: Viktor Oskar T., Bildhauer, geboren am 25. October 1844 in Preßburg, † in Wien am 16. April 1896. T. war an der Akademie der Schüler Franz Bauer's, arbeitete aber nebenbei privat bei dem „Heiligenmacher“ J. v. Gasser. Den größten Einfluß auf ihn gewann der Medailleur J. D. Böhm. Dieser hatte in seinem Heim eine Riesensammlung von schönen Kunstwerken, besonders Holzschnitzereien angesammelt; im Kreise dieser immer begeistert verehrten Schätze, docirte er seinen Jüngern die „wahre“ Kunst. Das farbige, polychrome Element kam durch den Franzosen Déloye, der 1870—73 in Wien arbeitete, in Tilgner's Werk — siehe die Büste des Architekten Kayser, des genialen Mitschöpfers von Graf Wilczek's Kreuzenstein. Auch die Griechen beachtete er, bevorzugte da Tanagra, wie die entzückende Marmorstatue von Frau Adele Brody zeigt. Das Meiste aber verdankte er sich selbst, oder wenn man will, dem Geiste seiner Zeit. Die große Wiener Bauthätigkeit in Tilgner's Entwicklungszeit brachte ihm auch einige bedeutende Staatsaufträge. Er meißelte (alles überlebensgroß) für die neue Hofburg die Statuen der „Treue“, der „Tapferkeit“, für den Giebel des kunsthistorischen Museums die Standbilder: „Rubens“, „Cornelius“, „Schwind“, „Raffael“, „Rauch“, „Homer“ und „Phidias“, sämmtlich in Sandstein, für den Giebel des Naturhistorischen Hofmuseums (Sandstein) „Varro“, für das Treppenhaus (in Marmor) „Galilei“, „Linné“, „Archimedes“, für das Künstlerhaus den „Rubens“, „Rembrandt“ (Sandstein), endlich für das Hofburgtheater die großen Sandstein-Nischenfiguren: Phädra, Don Juan, Falstaff, Hanswurst, die acht Dichterbüsten am Mittelrisalit der Fassade, die Künstlerbildnisse an der Bogenbrüstung, endlich die beiden humorvollen Faunhermen als Treppencandelaber in Marmor und Bronze. Als 1873 der „Krach“ kam, stockten seine Dekorationsaufträge, und er begnügte sich mit Grabdenkmälern. Es entstehen da: die Grabdenkmäler seiner Eltern, das Ehrengrab für die Maler Leopold Carl Müller und Aug. v. Pettenkofen, der Familie Faltis, der Gräfin Radetzky, der „Christus“ für die Gruft Holly, für den Bürgermeister Dr. Prix, der Familie Friedmann, des Herzogs von Coburg in Ebenthal, endlich die Grabausschmückung für die Gefallenen von Königgrätz. Auch im Kunstgewerbe leistete T. Bedeutendes. Zwei schöne Bronzeuhren, eine Krystallschale mit Bronzefiguren, die „Arbeit“, ein silberner Tafelaufsatz, sowie die Silbergruppe „Adam und Eva“ sind da zu nennen. Ueberdies sei einer Gußmedaille in Silber zur Erinnerung an die Vereinigung der Erblande unter dem Hause Habsburg, sammt Revers mit dem Bildniß des Kaisers (jetzt Kunsthistorisches Museum) gedacht. Seine Hauptschöpfungen in Brunnen sind: der Tritonenbrunnen im Wiener Volksgarten (Bronze), der große Tritonenbrunnen

im Schloß zu Lainz (Marmor), ein Lieblingswerk der Kaiserin, endlich der entzückende kleine Brunnen mit Putten, Gänsen und Fröschen vor der evangelischen Schule in Wien, ein nachgelassenes Werk. Das Originalmodell des Lainzer Brunnens steht im Park des Malers Franz Matsch, Hohe Warte, Wien. Auch für Privatarbeiten freier Composition fand er noch Zeit. So ein kleiner Mozart in Marmor (Moderne Galerie), ein junger und ein alter Goethe (von der Denkmalsconcurrenz her), ein „Rembrandt“ für Amerika, „Pan und Psyche“, „Die Ringer“ u. s. w. Nun aber zu seinem Lebenswerk, seiner Hauptstärke, dem Porträt. Alle Kreise sind da vertreten, Fürsten von Geburt und des Geistes, Gelehrte, Musiker, Dichter, Staatsmänner, Politiker, Schauspieler, Finanziers, Mäcene. Den Reigen eröffnen viele Porträts des Kaisers, eine Büste der Kaiserin, die er in der Reitschule beobachten durfte, des Kronprinzen Rudolf, des Fürsten Salm, des Cardinals Schönborn, des Herzogs von Teschen, eine Büste Kaiser Ferdinand des Gütigen, der Gräfin Bombelles, Madame Chandeaus, zwei Statuetten Josephs II., Graf Edmund Zichy, Prinzessin Salm, Fürstin Auersperg, Fürst Alfred Liechtenstein, Freiherr v. Chlumecky, Graf Colloredo-Mansfeld, Baron v. Haymerle, Fürst Ghika, Baron Gautsch v. Frankenthurn, Herzog von Coburg, endlich R. v. Schmerling. Die Gelehrten Hofrath Oppolzer (2 Mal), Rokitansky, W. Exner, Dr. Ami Bouée Hebra und Gemahlin, der Mäcen L. Lobmeyr, der kühne Nordpolfahrer Karl Weyprecht. Die Finanziers und Großkaufleute resp. deren Gemahlinnen: Franz v. Wertheim, Frau Marie Thonet, Frau Ditmar, Victor Silberer, Wittgenstein, Wertheimstein, Baron Drasche, Frau v. Doblhoff, Mauthner von Markhof, Donat Zifferer, David R. v. Guttmann, Ernst Wallis, Vincenz Miller v. Aichholz, Moriz Frhr. v. Königswarter, Wilhelm Neuber. Die Musiker Johannes Brahms (2 Mal), O'Sullivan, Charlotte Wolter's Gemahl, Domcapellmeister Gottfried Preyer, Hofrath Hanslick, Anton Bruckner, Johann Strauß (2 Mal), Franz Liszt, Karl Goldmark. Die Dichter und Schriftsteller: Bauernfeld, Halm, Julius Stettenheim (Wippchen), der kühne Vertheidiger und Retter des Wienerwaldes Joseph Schöffel. Die Schauspieler: Jauner, Charlotte Wolter mit dem römischen, Emmerich Robert mit dem griechischen Profil, Frau Biedermann und Blasel, Bailon und Alexander Girardi, Jenny Groß, Julius Bauer, endlich Altmeister Sonnenthal (2 Mal). Die bildenden Künstler: Otto Wagner und Frau, die Maler Eugen Felix, Hans Makart, Leop. Carl Müller, Alois Schönn, Frau Wiesinger-Florian, der russische Phantast B. Wereschtschagin, V. Brozik (Prag), J. v. Führich (2 Mal), Altmeister R. v. Alt, Heinrich v. Angeli, Baurath Streit, Frau Baurath Wessely, die großen Architekten Karl Kayser, Baron Ferstel, Friedrich v. Schmidt, und Baron Hasenauer.

Spät nur gelangte der unermüdliche Mann zum großen Denkmal. Sein erstes Werk dieser Art ist das Hummel-Denkmal für Preßburg, eine Colossalbüste mit Putten am Sockel. Dann folgt das Bronzestandbild des Hamburger Bürgermeisters Petersen für eben diese Stadt. Dann entsteht das marmorne Makart-Denkmal im Wiener Stadtpark, das uns den großen Zauberer von Wien im Rubenskostüm, wie er es an seinem stolzesten Tage, dem des historischen Festzuges, getragen hatte, zeigt. Die völlige Fertigstellung des Denkmales hat T. jedoch nicht mehr erlebt. Es blieb im Atelier, in Kleinigkeiten unvollendet stehen, bis sein Schüler Fritz Zerritsch die letzte Hand anlegte. T. betheiligte sich auch an der Concurrenz für das Wiener Goethe-Denkmal mit zwei Entwürfen, einem thronenden alten, und einem frisch ausschreitenden jungen Dichter. Beide Entwürfe sind in kleinem Maßstab gegossen und in den Handel gebracht worden. Ein Entwurf für ein Preßburger Krönungs-

denkmal blieb auch unausgeführt. Seine umfangreichste Schöpfung ist das Werndl-Denkmal für Steyr. Auf hohem Sockel steht der Selfmade-man Werndl, zu dessen Füßen vier höchst realistisch gesehene Arbeiterfiguren. Alle Gestalten überlebensgroß. Seine letzte Schöpfung ist das marmorne Mozart-Denkmal für Wien. Mozart im Louis XVI.-Kostüme stützt die Linke auf ein Notenpult, während die Rechte, lebhaft bewegt, wie zum Takt ausholend gedacht ist. Der Kopf ist übermüthig keck zurückgebeugt. Am Sockel sind zwei Flachreliefs angebracht. Vorne der Comthur und Don Juan, hinten der junge Mozart am Clavier. Der ganze Sockel ist jedoch überfluthet von aufwärtsstrebenden und musicirenden „Kindln“. Begeistert durch das Rococo schuf er noch zu guter Letzt eine lebensgroße Sèvresfigur „Der Hausfrieden“. Am 20. April 1896 sollte der Mozart im Beisein des Kaisers enthüllt werden, da kam unmittelbar vorher, am 16. April, die Schreckenskunde von dem plötzlichen Ableben Tilgner's. Der Mann hatte zu viel gearbeitet. Gleich Makart und Schindler starb auch T. vorzeitig in der Blüthe seiner Kraft.

Ludwig Hevesi, Oesterreichische Kunst des 19. Jahrhunderts.

Fritz Pollak.

Tomaschek: Johann Adolf T., Edler von Stadowa, österreichischer Rechtshistoriker und Universitätsprofessor, geboren am 16. Mai 1822 in Iglau, † am 9. Januar 1898 in Wien. T. wuchs mit seinen jüngeren Brüdern, Ignaz, der sich später als Universitätsbibliothekar in Graz bekannt machte, Anton, der sich dem Gymnasialfach zuwandte, Karl, der Philosophie und Aesthetik betrieb, und Wilhelm, dem nachmaligen hervorragenden Professor der Geographie an der Grazer und Wiener Universität, unter Leitung des gleichnamigen Vaters, eines hervorragenden Pädagogen, heran, besuchte das Gymnasium in Iglau, studirte Philosophie und Jus an der ehemaligen Olmützer Universität und wurde 1844 zum Doctor der Rechte promovirt. Nach kurzem Dienst beim Olmützer Magistrat, ging er zur Lehrthätigkeit über, wirkte 1845 bis 1847 am Brünner Gymnasium und kam 1847 als Professor für classische Philologie und Mathematik nach Iglau. Eine kurze Unterbrechung erfuhr seine hiesige Wirksamkeit dadurch, daß er im J. 1848 als Deputirter seiner Vaterstadt, Meseritschs und Trebitschs nach Frankfurt zur Nationalversammlung ging, wo er sich dem linken Centrum anschloß. Zurückgekehrt, verblieb er noch ein Jahrzehnt in Iglau am Gymnasium, beschäftigte sich daneben eifrig mit den Schätzen des Iglauer Stadtarchivs. Als erste Frucht dieser Arbeiten erschien 1859 seine erste größere selbständige Schrift: „Deutsches Recht in Oesterreich im 13. Jahrhundert auf Grundlage des Stadtrechtes von Iglau“. Er versuchte hier an dem besonderen Beispiel der mährischen Stadt Iglau mit ihrem interessanten Stadt- und Bergrecht den „untrennbaren Zusammenhang der Cultur- und Rechtsgeschichte Oesterreichs mit der des übrigen Deutschlands“ nachzuweisen. Mit größerem Eifer konnte er sich den rechtsgeschichtlichen Studien fortan widmen, da er im J. 1857 zum Concipisten im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien ernannt wurde und sich 1860 an der Wiener Universität für deutsches Recht habilitirte. Drei ernste größere Arbeiten, „Die ältesten Statuten der Stadt und des Bisthums Trient in deutscher Sprache“ (Wien 1861; auch im 26. Band des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen) und „Recht und Verfassung der Markgrafschaft Mähren im 15. Jahrhundert“ (Brünn 1863) und „Der Oberhof Iglau in Mähren und seine Schöffensprüche aus dem 13.—16. Jahrhundert“ (Innsbruck 1868) hatten zur Folge, daß T. im J. 1863 zum außerordentlichen und 1871 zum ordentlichen Professor für deutsches Recht und österreichische

Rechtsgeschichte, Rechtsalterthümer, Rechtsencyklopädie und Methodologie ernannt wurde, was 1880 auch noch auf deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht ausgedehnt wurde. Schon 1867 wurde er correspondirendes Mitglied der philos.-hist. Classe an der kais. Akademie in Wien, das deutsche Nationalmuseum in Nürnberg ernannte ihn zum Mitglied ihres Gelehrtenausschusses, kurze Zeit unterrichtete er den Erzherzog Friedrich in juristischen Fächern. Als er 1893 in den Ruhestand trat, zeichnete ihn der Kaiser durch Erhebung in den Adelsstand aus, nachdem er schon vorher die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten hatte.

Außer einer Reihe von Aufsätzen, die zumeist in den Sitzungsberichten der kais. Akademie erschienen, darunter: „Die höchste Gerichtsbarkeit des deutschen Königs und Reiches im 15. Jahrhundert“ (1867, Band 49), „Die beiden Handfesten König Rudolfs I. für die Stadt Wien vom 24. Juni 1278 und ihre Bedeutung für die Geschichte des österreichischen Städtewesens“ (1876, Band 83), „Ueber eine in Oesterreich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschriebene Summa legum incerti auctoris und ihr Quellenverhältniß zu dem Stadtrechte von Wien-Neustadt und dem Werböczischen Tripartitum“ (1884, Band 105), sind noch zwei selbständige Publikationen zu nennen, und zwar „Die Rechte und Freiheiten der Stadt Wien“ (in Geschichtsquellen der Stadt Wien), 2 Bde., Wien 1877 und 1879 und das alte Bergrecht von Iglau und seine bergrechtlichen Schöffensprüche“, Innsbruck 1897.

B. Bretholz.

Toepffer: Johannes Alexander Ferdinand T. ist am 28. October (9. November) 1860 in Dorpat als das älteste Kind eines protestantischen Pfarrers geboren; seine Mutter war die Tochter des Rathsherrn Musso in Dorpat, die den Tod des heißgeliebten ältesten Sohnes überlebt hat; der Vater starb 1887 als Pfarrer in Talkhof bei Dorpat, wo Johannes seine erste Jugend verlebte. Wie der Tod dem Leben und Streben des hochbegabten Pfarrersohnes früh ein Ziel gesetzt hat, war auch seine ganze Lebenszeit vielfach durch Krankheit und Unglücksfälle gestört. Zuerst von Vater und Mutter unterrichtet, erhielt er in seinem achten Lebensjahre in dem Philologen Reinberg einen Hauslehrer, der ihn mit großem Erfolge für das Gymnasium in Dorpat vorbereitete, das er im Alter von siebzehn Jahren mit dem Zeugniß der Reife verließ. Reinberg hatte in dem strebsamen Knaben das Interesse für das classische Alterthum genährt, dessen Studium er sein Leben widmete. T. studirte zunächst bis 1884 auf der Universität Dorpat, die damals in Georg Löschcke einen Alterthumsforscher ersten Ranges besaß, den der dankbare Schüler besonders hoch verehrt hat. Neben Loeschcke waren namentlich Hörschelmann und Ludwig Mendelssohn seine Lehrer. Er war Mitglied der Studentenverbindung Livonia und hat sich als solches viele Freunde erworben, die ihm die Treue bis über das Grab hinaus gehalten haben. 1884 bestand er das Staatsexamen mit einer Schrift, die den Titel eines Theils seiner später verfaßten Dissertation: „De bello Salaminio“ trug.

Der Sommer 1884 führte T. nach Bonn, wo er aber nur ein Semester zubrachte, der Herbst desselben Jahres nach Göttingen, wo die große Lehrthätigkeit, die Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff damals dort entfaltete, auch für ihn entscheidend wurde. Ihn und Löschcke hat er stets als die Männer bezeichnet, denen er die Richtung seiner Studien verdankte, ihnen auch die beiden Bücher, die er geschrieben hat, die „Quaestiones Pisistrateae“ (1886) und die „Attische Genealogie“ (1889) gewidmet. Das erste dieser Bücher war die 1885 vollendete Dissertation, die sich namentlich mit den chronologischen Fragen der Geschichte des Peisistratos beschäftigte. Mit dieser in

Göttingen voll gereiften Frucht kehrte er nach kurzem Aufenthalt in Berlin nach Dorpat zurück, wo er am 29. Mai 1886 zur feierlichen Magisterdisputation zugelassen wurde. Seine Opponenten waren der leider früh verstorbene Valerian v. Schöffer (gestorben als Professor der alten Geschichte in Moskau) und seine Lehrer Löschcke und Mendelssohn. Kurz darauf kehrte er, der nächst den sorgsamen Eltern deutschen Lehrern sein Bestes verdankte, nach Göttingen zu Wilamowitz zurück, unter dessen Augen er die „Attische Genealogie“ schrieb, die seinen Namen in der griechischen Alterthumswissenschaft sofort berühmt machte, leider das einzige größere Werk, das er geschrieben hat. Vollendet in der Methode, bewundernswerth an Gelehrsamkeit, die die Schriftstellerzeugnisse genau so souverän beherrscht wie die alten Inschriften, ist es auch heute noch, nachdem fast zwanzig Jahre dahingegangen sind, trotz der großen Arbeit, die auf diesem Gebiete gethan ist, und der neuen Funde in Attika, ein Meisterwerk und unentbehrlich für Jeden, der attische Sage und Geschichte treibt. Kein Wunder, daß T., der mit diesem Buche 1889 in Berlin erschien, im Kreise der Alterthumsforscher aufs freudigste empfangen wurde: Ernst Curtius, Hermann Diels, Ulrich Köhler, Carl Robert hießen ihn als einen der Ihrigen herzlich willkommen. Namentlich dem Kreise Robert's schloß er sich nahe an und verkehrte viel in der von Robert's Schülern gegründeten „Anomia“. Als Robert im Frühjahr 1890 Berlin verließ, um nach Halle überzusiedeln, trug T. zu dem Sammelbande, den Robert's Schüler dem scheidenden Lehrer unter dem Titel „Aus der Anomia“ widmeten, eine werthvolle Studie über Theseus und Peirithoos bei. Da sich T. in Berlin habilitiren wollte, mußte er erst an einer deutschen Universität sein Doctorexamen machen; er that dies aus äußeren Gründen in Leipzig. Am 18. Januar 1890 habilitirte er sich dann in Berlin mit einer inhaltreichen Vorlesung über die eleusinischen Mysterien. Bald nach der Habilitation verfiel er dann in eine schwere Krankheit, mit der sein schwächlicher Körper schwer zu ringen hatte. Im Frühjahr 1891 suchte er dann den Süden auf, und von nun an beginnt ein unruhiges Wanderleben, das ihn vor allem durch die classischen Länder führte. Bis 1893 war er unterwegs, überall forschend und lernend. Leider nur für ein Jahr erhielt er in dieser Zeit das deutsche archäologische Reisestipendium. Seine Studienfahrten begann er in Kleinasien: er wollte den Weg gehen, den die Cultur gegangen ist. Kurze Zeit hielt er sich im Mai 1891 bei den Ausgrabungen in Magnesia am Maeander auf und gewann dort schnell in Karl Humann einen Freund, der sofort seine hohe Begabung und seinen Scharfblick erkannte. T. hat den ruhmvollen Entdecker von Pergamon damals namentlich zu einer Ausgrabung der Stadt Milet angeregt und die großen Erfolge prophezeit, die dann Humann's Nachfolger Theodor Wiegand dort erzielen sollte. Den größten Theil der Wanderjahre verbrachte T. natürlich in Athen, wohin niemals wohl ein junger Gelehrter besser vorbereitet gekommen ist als er. An Paul Wolters schloß er sich eng an; in Wilhelm Dörpfeld bewunderte er den Architekten, bekämpfte er den Topographen. Zeichen seines Aufenthalts in Athen, den er emsig ausnützte, liegen litterarisch kaum vor: zu einer wirklichen Ernte kam er nicht mehr. Sein leicht erregbares Gemüth war durch den Bureaukratismus, der ihm das zweite Reisestipendium, um das er sich beworben hatte, versagte, im Innersten verletzt. Im Frühjahr 1892 verließ er mißmuthig Athen, Halbfertiges ärgerlich im Stich lassend und ging nach Italien, Frankreich, Belgien, England — in unruhiger Hast neue Eindrücke einsammelnd.

Spät kam er nach Berlin zurück, im Frühjahr 1893. Aber es war ihm durch den abschlägigen Bescheid verleidet, den er daher in Athen erhalten hatte.

Colleg hat er hier nicht wieder gelesen und mit Freuden ergriff er im Herbst 1893 Ferdinand Dümmler's Anregung, Berlin mit Basel zu vertauschen. Er wurde zum Sommer 1894 nach Basel als außerordentlicher Professor berufen und lehrte dort mit sichtlichem Erfolge bis zu seinem am 23. August 1895 erfolgten Tode. Das Sommersemester 1895 hatte ihn besonders angestrengt: er suchte in Italien frische Kraft und fand dort in Porto d'Anzio einen einsamen, plötzlichen, sanften Tod. Begraben ist er in Rom bei der Cestiuspyramide. Nach seinem Tode errichteten die russischen, deutschen, schweizerischen Freunde des feinsinnigen, liebenswürdigen Mannes ein schlichtes Denkmal auf dem Grabe mit Solon's Versen:

Μηδέ μοι ἄκλαυστος θάνατος μόλοι, ἀλλὰ φίλοισιν
ποιήσαιμι θανὼν ἄλγεα καὶ στοναχάς

und gaben eine Sammlung seiner zahlreichen Aufsätze unter dem Titel „Beiträge zur griechischen Alterthumswissenschaft“, Berlin 1897, heraus (mit einem Porträt von Professor H. A. Schmid, einem Lebensabriß von O. Kern und dem Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften und Vorlesungen).

O. Kern.

Trebra: Wilhelm Heinrich von T. war einer jener im Bergbau thätigen Männer, die sich wie Charpentier, Veltheim, Voigt und manche Andere gegen das Ende des 18. Jahrhunderts durch einen weiten geologischen Blick vor ihren Zeitgenossen hervorthaten. Er stammte aus der Pfalz, wo er 1740 geboren worden war, aber das Feld seiner Thätigkeit fand er im Harz und im sächsischen Erzgebirge, wo er 1819 starb.

Sein litterarisches Hauptwerk sind „Erfahrungen vom Inneren der Gebirge“, die auf Folio 1785 im Druck erschienen und 1787 von Dietrich ins Französische übersetzt wurden. Es zeichnet sich durch Klarheit des Ausdrucks und sehr gute Illustrationen aus. Wenn schon T., in den Anschauungen seiner Zeit befangen, ohne weiteres im Granit das Urgebirge sah, und wenngleich der damalige Tiefstand chemischer Kenntnisse ihn zu bedeutenden Irrthümern verführte, so hat er sich trotzdem zu geologischen Anschauungen durchgerungen, die uns selbst heute nach mehr als einem Jahrhundert oft ganz modern anmuthen. Energisch trat er dem damals von Bergleuten noch allgemein befolgten Schwindel mit der Wünschelruthe entgegen und zeigte, daß sich die Mangelhaftigkeit der mit ihr gewonnenen Angaben actenmäßig erweisen läßt. Sehr eingehend lenkte er die Aufmerksamkeit auf die Thätigkeit des Wassers, das sich überall in der Erdkruste findet, dort circulirt und nicht nur in Hohlräumen der Gesteine oder Felsen Sinterkrusten, Stalaktiten und Stalagmiten bildet, sondern überall im Gestein selbst die chemischen Elemente umlagert und zu neuen Mineralien vereinigt. Wir finden da ganz vortreffliche Anfänge zu einer chemischen Geologie und die ausgesprochene Neigung, den kleinen langsamen und unscheinbaren Veränderungen in der Erdkruste diejenige Bedeutung zuzuerkennen, die sie, wie wir heute alle wissen, wirklich hat, und nicht alles auf Rechnung der Kraftmittel zu setzen, die, wie der Vulkanismus und die Erdbeben, doch nur local und zeitweilig wirksam sind, während das Wasser überall und immer thätig ist.

Trebra's Stärke lag aber nicht allein in solch allgemeinen Erwägungen, sondern fast noch mehr in der Genauigkeit seiner Detailbeobachtungen. So wies er nach, daß die in den Harzer Grauwacken vorkommenden Versteinerungen keine sogen. Naturspiele sein können, sondern wirkliche Ueberreste ehemaliger Pflanzen und Thiere sein müssen; daß somit diese Grauwacke und die sie begleitenden Schiefer nicht wie der Granit primitive Gebilde sein können,

wofür man sie bis dahin nahm, und andererseits älter als die secundären Flötzgebirge sein müssen. Den Brockengranit hielt er allerdings für primitiv, aber gleichwohl beobachtete und beschrieb er seinen Contacthof ganz vorzüglich, erwähnt auch, daß Sandstein im Granit vorkommt. Er hat somit Beweise für die jüngere und eruptive Natur des Granites in der Hand gehabt, aber es blieb ihm versagt, die Schlußfolgerungen daraus in consequenter Weise zu ziehen.

Besondere Aufmerksamkeit widmete er den Erzgängen und ihrer Entstehung. Daß sie nachträgliche Ausfüllungen vorher klaffender Spalten seien, sucht er eingehend zu widerlegen an der Hand genauer Einzelbeschreibungen, die er mit guten Abbildungen ausstattete. Die Gangfüllung leitet er von dem Nebengestein ab unter Mitwirkung der circulirenden Gewässer. T. kann somit als einer der Begründer der Lateralsecretionstheorie gelten, wenn schon ihm aus dem oben erwähnten Grunde große Irrthümer unterliefen und er z. B. den Thon aus der Zersetzung des Quarzes ableitete. Freilich erwuchs ihm in Abraham Werner ein übermächtiger Gegner und so kam es, daß seine und die nahe verwandten Anschauungen Charpentier's zunächst in Deutschland keine ruhige Weiterentwicklung erfuhren und seine fallen gelassenen Fäden sind erst viel später von Anderen wieder aufgegriffen und weitergesponnen worden.

A. Rothpletz.

Trenkwald: Johann Mathias T. ist im J. 1824 in Prag als Sohn eines Verzehrungssteuer-Commissärs geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er an der ständischen Kunstakademie zu Prag, die damals unter dem dominirenden Einfluß Christian Ruben's stand. Ruben, der Cornelius so liebte, daß er diesem 1822 von Rom nach Düsseldorf nachging, hatte damals Weltruf und eine große Schule unter sich versammelt. Svoboda, Skota seien neben T. genannt. 1851 folgte T. Ruben nach Wien, wo er ihm trotz Rahl's weitüberragendem Temperament treu blieb. Nach vierjährigem Aufenthalt verließ er die Wiener Akademie und ging mit einem kaiserlichem Stipendium nach Italien, wo er bis 1862 weilte. In Italien copirte er fleißig alte Meister, ohne aber in ihr innerstes Wesen einzudringen, nur immer die leere Form beherrschend. Unter andern weiß Wurzbach von einer Copie eines Freskos von Benozzo Gozzoli im Palazzo Riccardi zu Florenz, jetzt in der Sammlung der Akademie zu Wien. 1863 erhielt er dann vom Kaiser Franz Joseph den Auftrag zu dem im kunsthistorischen Museum zu Wien befindlichen Gemälde: „Einzug Leopold des Glorreichen in Wien, nach dessen Rückkehr vom Kreuzzuge". Von Werken aus seiner Studienzeit bis 1863 seien erwähnt: 1844 die Kreidezeichnung „Schutzengel" (Prag), 1845 das Oelgemälde „Landleute auf der Flucht vor dem Feinde" (Prag), 1846 „Karl des XII. Tod vor Friedrichshall" (Clam-Gallas, Prag), 1848 „Scene aus dem Bauernkrieg" (Prag), 1849 „Schlacht bei Lippa", 1850 nach einem Carton von Ruben das Altarblatt „Johannes der Täufer" (Kirche zu Turnau), 1851 der große Carton „Tetzels Ablaßpredigt", der auf den großen Ausstellungen zu Wien, München, Hamburg, ja sogar Paris Aufsehen machte (heute in Prag). Im selben Jahre entstand sein erstes Fresko nach einem Carton von Ruben: „Die Ueberbringung der Reliquien des h. Adelbert nach Böhmen durch Herzog Bretislav von Böhmen", sowie nach eigener Composition das Fresko: „Die Thronentsagung Wladislaus' zu Gunsten Ottokars". Beide Fresken sind für das Prager Belvedere gemalt. Die Cartons dazu befanden sich im Besitze von Frau Professor Ruben und sind jetzt im Prager Rudolfinum. Aus diesen Fresken, die er nicht nur unter Ruben's Einfluß, sondern wie wir sehen auch nach seinen Cartons und Angaben machte, sieht uns der nur fahle Abglanz

der Corneliusschule entgegen. Doch sind diese Bilder und Fresken — der „Ueberfall Karl's IV. in Pisa", sowie die Fresken im Belvedere „Gründung der Prager Universität", beide 1855 entstanden, gehören auch noch hierher — noch besser als spätere Arbeiten. Seine Illustrationen zum „Buch der Lieder" sind überaus freie Zeichnungen, verwischen nur mit nüchternem Verstand die feinen, rhythmischen Linien des grazilen Werkes. Philiströs sind seine dreißig Zeichnungen zur Geschichte Deutschlands, die aber nie vervielfältigt wurden. 1862 sehen wir ihn wieder im Prager Belvedere, nach Ruben's Carton „Die Hussitenschlacht", beschäftigt. 1863 endlich schuf er in dem Missale romanum, das Kaiser Franz Joseph für Pius IX. bestellte, sein Meisterwerk, die beiden Miniaturen „Mariae Verkündigung" und „Mariae Himmelfahrt", zwei Blätter von seltenem Liebreiz.

Weiter zu nennen sind noch seine Cartons zur Ernstcapelle im Prager Veitsdom (1864), Fresken in der Familiengruft der Freiherren v. Revoltella zu Triest, sowie seine Fresken im Akademischen Gymnasium zu Wien (1865 bis 1867), welche die theologischen Tugenden, die lateinischen und griechischen Kirchenväter darstellen, ein Werk, ganz unter dem Einfluß Fiesole's. Die Aquarelle hiezu befinden sich in der Akademie zu Wien. Sehr populär wurde sein „Cyrill und Method" (1867), der in Holzschnitt und Kupferstich unzählige Male reproducirt wurde. In die Zeit von 1868—77 fallen die Werke: „Friedrich II.", „König Enzio", „Gustav Adolf", „Thomas Münzer"; die Fresken in der neuen Carolinenkirche zu Prag „Die letzten Hussiten" (Wien, Kunsthistor. Museum), die von der Kritik ironisch behandelt wurden, was nicht Wunder nehmen kann, wenn man bedenkt, daß zu eben jener Zeit Makart seine Triumphe feierte. 1878 schuf er die Entwürfe zu zwei Glasfenstern in der Votivkirche zu Wien und Skizzen für die Grabcapelle seines Schwiegervaters Grafen Thun in Teschen, endlich 1879 die 16 Fresken in der Votivkirche in Wien. Seine letzten Jahre bis zu seinem 1898 erfolgten Tode beschränkte er auf sein Lehramt an der Akademie zu Wien.

Oesterr. Kunstchronik von Dr. Heinrich Kabdebo. — Biogr. Künstler-Lexikon von Wurzbach, Bd. 46, 47. — Allgemeine Zeitung 1878, Nr. 244. — Wiener Fremdenblatt 1864, Nr. 94, 125, 156. — Leipziger Illustr. Zeitung 1865, Nr. 1169. — Neue Freie Presse 1864, Nr. 115; 1866, Nr. 811. — Oesterr. Blätter für Literatur und Kunst 1844, III. Bd. Nr. 40. — Das Vaterland 1863, Nr. 43. — Emerich Ranzoni, Malerei in Wien. — Derselbe, Wiener Bauten. — Dr. Franz Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst.

Friedrich Pollak.

Treu: Katharina T.-König, Malerin, ist 1746 zu Bamberg als Tochter des kurkölnischen und fürstlich Bambergischen Hofmalers und Schönbornschen Galeriedirectors zu Pommersfelden Joh. Jos. Christoph T. geboren und erhielt ihren künstlerischen Unterricht ausschließlich durch ihren Vater. In ihrem zwanzigsten Jahre schon erregte sie mit ihren aufs sorgfältigste durchgeführten Stillleben die Aufmerksamkeit der Kenner und 1769 war sie so glücklich, zwei ihrer schönsten Stücke an die Galerie des Kurfürsten Karl Theodor nach Mannheim verkaufen zu können. Der für jene Zeit sehr hohe Preis von 1500 fl., den sie erzielten, weist darauf hin, wie sehr ihre Arbeiten geschätzt wurden. Auch in England, Frankreich und den Niederlanden wurden ihre Stücke begehrt. Im Herbst 1769 wurde die Treuin als kurfürstliche Cabinetsmalerin an den Hof nach Mannheim gezogen und erhielt ein Jahresgehalt von 600 fl., das wiederholt durch Remunerationen und Abgabe von Holz, Beihülfen zum Hauszins u. s. f. unter Anerkennung ihrer „Talente

und unermüdeten Kunstbeflissenheit“ aufgebessert wurde. Unter den damals ziemlich zahlreich am kurpfälzischen Hofe künstlerisch thätigen Frauen — wie der als Gobelinwirkerinnen beschäftigten Geschwister Jesse, der trefflichen Miniaturmalerin Schöpfer, der Porträtmalerin Terbusch-Lisiewska, der Malerin Verazzi u. A. — nimmt die Treuin den ersten Rang ein. Karl Theodor sucht sie mit allen Mitteln zu halten, denn „ihre Stücke sind mit großer Wahrheit und feinem Geschmack gemalt“. Das damals unter Collini's Fürsorge rasch anwachsende und berühmt gewordene Naturaliencabinet mußte ihr jederzeit die nöthigen „zum Malen behörenden Stücke“ zur Verfügung stellen; auch Reiseunterstützungen wurden ihr bewilligt.

Als Karl Theodor 1778 seine Residenz nach München verlegen mußte, erlosch auch der günstige Stern für die Treu. Ein Theil der Subventionen wurde nach und nach zu Gunsten des Aerariums eingezogen. Doch war ihr Talent und ihr Erfolg ausreichend, um eine Familie gründen zu können. Sie verehelichte sich mit einem gewissen König, verlor aber bald ihren Mann. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor. Die schwersten Stürme brachten die Revolutionskriege. Durch das Bombardement von Mannheim, das drei Viertel der Stadt in Trümmer legte, verlor sie nicht bloß ihr ganzes Vermögen, sondern bekam auch die ihr zustehenden Bezüge nicht mehr ausbezahlt. Erst im J. 1801 erhielt sie infolge directer Entschließung des Kurfürsten Max Joseph wiederum das ihr zustehende Gehalt. Beim Uebergang der Pfalz an Baden (1802) wird die Zahlung von Baiern übernommen. Kath. Treu-König starb 1811 in äußerst bedrängten Vermögensverhältnissen. — Von ihren Werken sind Stücke in den Staatsgalerien zu Karlsruhe, Darmstadt, München, Stuttgart, Düsseldorf ꝛc. vorhanden. Diese Werke verrathen ein äußerst geschmackvolles Vermögen, Früchte, Gläser, Marmorarbeiten, Kupfer- und Silbergefäße, Insekten und Schnecken zusammenzuordnen und bei sorgfältigster und tonschöner Ausführung volles Leben und größte Natürlichkeit zu erzielen. Ihre Malereien bekunden vornehmen künstlerischen Sinn und geläuterten Geschmack.

Acten des Großherzogl. General-Landesarchivs Karlsruhe.

Beringer.

Treunert: Johann Heinrich Wilhelm T., Volksdichter, geboren am 27. Januar 1797 in Jena, † daselbst am 1. Juli 1860. Sein Vater war ein unbekannter Student, die Mutter eine arme Aufwärterin, bei der der Knabe in Dürftigkeit aufwuchs. Erst 1807 kam Wilhelm T. in den regelmäßigen Unterricht der Jenaer Stadtschule. Nach der Verheirathung seiner Mutter mit einem Buchdrucker in Jena, der eine Leihbibliothek besaß, las T. allmählich alle diese Bücher seines Stiefvaters durch. Schon damals verfaßte er Gelegenheitsgedichte und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit des Pädagogen Dr. Klein derart auf sich, daß dieser den jungen Mann in sein Haus nahm und ordentlich unterrichten ließ. Mit Dr. Klein siedelte T. 1813 nach Hildburghausen über, wo er in die Secunda des Gymnasiums aufgenommen und durch seine Dichtungen bald auch beim herzoglichen Hofe bekannt wurde. Aber schon 1814 mußte T. nach Jena zurückkehren und trat dort als Buchdruckerlehrling bei seinem Stiefvater ein. Das Jahr 1815 sah ihn als Freiwilligen unter den Fahnen des weimarischen Contingentes, bei dem er den Feldzug nach Frankreich mitmachte. Obgleich der Oberst v. Egloffstein, der sich sehr für T. interessirte, versuchte, ihn beim Militär zu halten, nahm T. nach Friedensschluß doch seine Thätigkeit als Schriftsetzer in Jena wieder auf und arbeitete als solcher vorübergehend auch ein paar Jahre in Weimar. Eine Ehe, die er schloß, war nicht glücklich, und beständige Nahrungssorgen nöthigten

ihn, sein poetisches Talent zu Gelegenheitsgedichten gegen Bezahlung zu verwenden. Um etwas sorgenloser dazustehen, übernahm T. 1845 das Amt eines Rathswachtmeisters und Marktmeisters in Jena und verwaltete es 14 Jahre, bis ihn Krankheit 1859 zum Rücktritt zwang. Er starb im Krankenhause an den Folgen einer Operation. Seine Dichtungen, fast durchweg localen Charakters, sind zum Theil in den Jenaer Wochenblättern veröffentlicht worden. Auf Veranlassung eines Litteraturfreundes stellte T. einmal die Zeitungsausschnitte seiner gedruckten und die Manuscripte seiner ungedruckten Gedichte für die Jenaer Universitätsbibliothek zusammen, dort befindet sich diese Sammlung noch jetzt in drei starken Bänden. Als besondere Veröffentlichungen erschienen von T. ein „Poetisches Rundgemälde Jenas“ (Jena 1832) und eine Auswahl der Gedichte in drei Bändchen unter dem Titel „Mein Gärtchen an der Saale“ (Jena 1836—1862). Trotz vieler Spreu, die sich unter diesen Leistungen findet, war T. doch, wie sich nicht verkennen läßt, eine Dichternatur voll Natursinn und Humor. Allein an den ungünstigen und drückenden äußeren Verhältnissen hat es gelegen, daß Treunert's Anlagen nicht zur rechten Entfaltung gekommen sind und daß auch mancherlei Excentrisches und Launenhaftes bei ihm in die Erscheinung tritt. Die dankbare Jenaer Bürgerschaft, die ihren Stadtpoeten sehr hoch schätzte, hat ihm auf seinem Grabe an der Ostseite der Johanneskirche ein einfaches Denkmal aus Sandstein errichten lassen, auf dem außer den Personalangaben die anerkennenden, doch übertriebenen Worte stehen:

Jena's edelster Sohn, deß goldnem Munde entströmte
Treu im Frieden und Krieg manches unsterbliche Lied.

Biographie im dritten Bändchen der Gedichtsammlung „Mein Gärtchen an der Saale“. — K. Brüger, Ein Jenaer Rathswachtmeister und Poet, in den „Weimarischen Beiträgen zur Litteratur und Kunst“ (1865) S. 61 bis 87. — Auszug aus Brüger's Abhandlung, in der Wochenschrift „Europa“ 1865, Nr. 42, Sp. 1323—1330. Mitzschke.

Trewendt: Eduard T., Begründer der Firma gleichen Namens in Breslau, wurde geboren am 19. Juni 1814. Er begann sein Geschäft im J. 1845 und nahm 1850 in dasselbe Julius Granier als Theilhaber auf. Bei der 1857 erfolgten Lösung des Gesellschaftsverhältnisses übernahm Letzterer das Sortiment (Firma: „Trewendt's & Granier's Buchhandlung“), während der bereits sehr umfangreich gewordene Verlag an E. Trewendt überging, der ihn unter seinem Namen weiterführte. 1859 erwarb T. die seit dem Jahre 1820 erscheinende „Breslauer Zeitung“, der in der Folgezeit sehr viel Sorgfalt gewidmet wurde. T. ging ganz in seinem Berufe auf; sicherlich ist sein frühzeitig (1868) erfolgter Tod auf dauernde geistige Ueberanstrengung zurückzuführen. Das Geschäft ging an seine Wittwe, Auguste T. geb. Gruner, über. Die Hauptrichtung des Verlages ist wissenschaftliche und schönwissenschaftliche Litteratur. An Hauptwerken sind zu nennen: Encyklopädie der Naturwissenschaften, ein universelles Unternehmen, Trewendt's Volkskalender (seit 1845), und Trewendt's Jugendbibliothek. K. v. Holtei, R. v. Gottschall, R. Fleischer, K. Vollrath, Prof. Dr. Lauer, mit denen allen zumeist ein sehr freundschaftlicher Verkehr bestand oder jetzt noch besteht, dürften als die hervorragendsten Autoren des Verlags zu bezeichnen sein. K. Fr. Pfau.

Tschammer: Alexander von T.-Osten, preußischer Generalmajor und Commandant des Invalidenhauses zu Berlin, entstammte einer alten schlesischen Adelsfamilie. Er wurde am 1. Januar 1737 geboren und trat mit 20 Jahren bei dem Infanterieregiment Nr. 34 Prinz Ferdinand ein, dem auch fast seine

ganze Dienstzeit angehört hat. Den bairischen Erbfolgekrieg machte er als Capitän, den holländischen Feldzug als Major und den Rheinfeldzug als Oberstlieutenant bzw. Oberst mit. 1793 erhielt er wegen seiner Tapferkeit, die er bei der Belagerung von Mainz bewies, den Verdienstorden und wurde zum Commandeur des Regiments ernannt. Am 2. Juni 1801 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor und zum Chef des Infanterieregiments Nr. 27, das in Stendal und Gardelegen in Garnison stand. Infolge der unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt löste sich das Regiment auf. T. wurde zunächst auf Wartegeld gesetzt, dann, am 1. März 1809, zum Commandanten des Invalidenhauses zu Berlin ernannt; er starb am 29. Juli 1809.

Tschammer's Bedeutung liegt auf dem Gebiet des Militärbildungswesens, auf dem er Außerordentliches geleistet und vorbildlich gewirkt hat.

Die Schule des Regiments Prinz Ferdinand war infolge des siebenjährigen Krieges in einem erbärmlichen Zustande. Sie wurde von dem alten gebrechlichen Regimentsküster verwaltet, der, um sein dürftiges Einkommen zu erhöhen, Bürgerkinder aufnahm und sich um den Unterricht und Schulbesuch der Soldatenkinder wenig kümmerte. T. hatte schon längst ihre Unwissenheit und sittliche Verwahrlosung beklagt, aber wenig zur Verbesserung ihrer Lage thun können. Das Rescript des Kriegsconsistoriums vom 20. September 1780 an die Feldprediger, den ihnen unterstellten Schulen eine genaue Aufsicht angedeihen zu lassen, gab auch hier den Anstoß, Abhülfe zu schaffen. Im Verein mit dem gleichgesinnten Feldprediger Müller ging T. ans Werk. Nach dem Vorbild der Potsdamer Garnisonschule entwarfen beide einen Plan, nach welchem die Schule in eine vierstufige, zweiclassige umgewandelt wurde. Auf seinen Antrag pensionirte das Regiment den unfähigen Küster und berief zwei methodisch vorgebildete Lehrer; gleichzeitig wurde einer dazu befähigten Unterofficiersfrau die Unterweisung der Mädchen im Stricken und Nähen übertragen. Durch Veranstaltung von öffentlichen Prüfungen wußte T. nicht nur das Interesse der Officiere, sondern auch das der Bürger zu gewinnen und die Lehrfreudigkeit der Lehrer durch Anerkennung ihres Fleißes und Eifers und durch Geschenke zu erhöhen.

Die weitere Entwicklung der Schule wurde durch den furchtbaren Brand der Stadt 1786 und durch die kriegerischen Ereignisse gehemmt; aber ihr Fortbestehen war dank der Fürsorge Tschammer's gesichert. 1795 kehrte das Regiment in seine Garnison, und an seiner Spitze T. als Oberst und Commandeur zurück. Jetzt konnte er zur Ausführung seiner Pläne schreiten. Die Regimentsschule blieb zweiclassig fortbestehen; aber die Schülerzahl in den einzelnen Classen wurde beschränkt, die Ueberzahl den städtischen Schulen überwiesen und für einen geregelten Schulbesuch mit Hülfe der Compagniechefs gesorgt. Der Oberst besuchte selbst die Schule, erkundigte sich nach dem Fleiß und Wohlverhalten der Kinder, lobte die Fleißigen, ermunterte die Schwachen, tadelte die Trägen und suchte bei jeder Gelegenheit die Autorität der Lehrer zu heben und zu stärken. Er wußte stets Mittel zu finden, um den sittlichen Stand der Kinder zu heben und in ihnen das Ehrgefühl zu entfachen. So kleidete er aus den Abschiedsgeldern der entlassenen Cantonisten 1797 fünfundzwanzig Knaben, ließ sie durch einen Unterofficier exerciren und an den Kirchenparaden theilnehmen. Daß durch diese Wohlthat auch das Interesse der Eltern für die Bildung und Erziehung ihrer Kinder geweckt wurde, bedarf keines Nachweises.

Wodurch Tschammer's Name bekannt und geachtet wurde, sind zwei Einrichtungen, die mustergültig genannt werden müssen: Industrieanstalt und Junkerschule.

Neben der schon bestehenden Strick- und Nähschule gründete er 1796 eine Spinnschule, eine Anstalt zur Bereitung der sogenannten Kniestreichwolle und spanischen Wolle und mit Hülfe eines Berliner Kaufmanns 1797 eine Klöppelschule. In ihnen fanden Soldaten, Invaliden, Soldatenfrauen und -Mädchen einen lohnenden Erwerb. Was T. zu diesen Einrichtungen veranlaßte, war nicht nur allein der Erwerb, sondern vor allem der sittliche Werth der Arbeit. Sein Grundsatz war: „Die Kinder und Erwachsenen vor dem Müßiggang zu bewahren und die Unglücklichen aus dem Elend zu erretten!" Die Industrieanstalt erregte Aufsehen; Zeitungen und Zeitschriften brachten Beschreibungen und Berichte über ihren Fortgang, das Generaldirectorium gewährte eine jährliche Beihülfe von 200 Thalern; und der König wies in seiner „Cirkularverordnung vom 31. August 1799 an sämmtliche Regimenter und Bataillone, den Unterricht in den Garnisonschulen betreffend" auf die Zweckmäßigkeit hin: „Die von Oberst von Tschammer (Prinz Ferdinand-Regiment) eingerichtete Industrieschule, in welcher die Kinder monatlich 2, 3 bis 5 Rthl. verdienen, leistet alles, was man von solcher Anstalt erwarten kann und wird allen Regimentern und Bataillonen zur Nachahmung empfohlen."

Das gleiche Interesse erregte die Regimentsjunkerschule, die von den Fähnrichen und Gefreitencorporalen besucht werden mußte. Mit Hülfe des idealgesinnten Majors v. Sydow und des Feldpredigers Merz entwarf T. einen Plan, der seiner pädagogischen Befähigung alle Ehre macht. Der Zweck der Schule war „Vorbereitung zur wissenschaftlichen Bildung eines Officiers". Die Lehrgegenstände waren 1. Vorbereitungswissenschaften: Arithmetik nach Principien, Geometrie, Trigonometrie mit Anwendung derselben auf praktische Geometrie, allgemeine Grundsätze der mechanischen Wissenschaften, einige Kenntnisse der optischen Wissenschaften und mathematische Geographie und 2. Hülfswissenschaften: politische Geographie, physische Geographie, Geschichte, Statistik und deutscher Stil gruppirt. Durch ein Abkommen mit dem Rector der Friedrich Wilhelmsschule (Gymnasium) wurde es den Junkern ermöglicht, an dem französischen und englischen Unterricht an dieser Anstalt theilzunehmen.

Um einen einheitlichen Unterrichtsbetrieb in den genannten Schulanstalten zu wahren, ernannte T. eine Schulcommission aus Officieren, dem Feldprediger, dem Auditeur und dem Collaborator der Regimentsschule. Sie tagte jeden ersten Montag im Monat, und jedes Mitglied hatte über die ihm zugetheilten Obliegenheiten zu berichten. Das Protocoll der Sitzung mußte ihm vorgelegt und in wichtigen Fällen seine Genehmigung bzw. Entscheidung eingeholt werden.

Für diese Commission wurde ebenfalls ein Arbeitsplan entworfen und dieser mit dem Plan der Junkerschule dem Könige zur Genehmigung eingesandt. Der Monarch entsprach nicht nur dem Wunsche des Obersten, sondern dankte ihm in einem Cabinettsschreiben mit der Versicherung, „daß ich nie zugeben werde, daß das von Euch gestiftete Gute früher oder später rückgängig gemacht werde".

Am 29. September 1799 traten beide Pläne als „Reglements" in Kraft. Sie haben vielen Regimentern zu gleichen Einrichtungen als Muster gedient und den König zu der schon genannten Cirkularordnung vom 31. August 1799 und der Cabinetsorder vom 19. December 1799 „Ueber den Unterricht in den Junkerschulen" veranlaßt. Auf vielseitigen Wunsch sind beide Reglements in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie 1799 veröffentlicht worden.

Infolge des unglücklichen Krieges von 1806—07 wurde das Regiment Prinz Ferdinand aufgelöst, und damit hörten auch die durch T. begründeten Anstalten auf. Bei der damaligen Militärverfassung und bei den bestehenden

socialen Verhältnissen der Soldatenfamilien waren seine Einrichtungen von höchst segensreichem Einfluß, und sein Name ist mit der Geschichte der preußischen Garnisonschulen unauflöslich verbunden.

Acten des Geh. Archivs im Kriegsministerium, Acten des Invalidenhauses zu Berlin, Berliner Monatsschrift, 1784, Bd. 3, S. 422. — Koßmann und Heinsius, Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg, 1797, Bd. 3, S. 493. — Jahrbücher der preußischen Monarchie, 1799 und 1800.

Friedrich Wienecke.

Turban: Ludwig Karl Friedrich T., badischer Staatsminister, wurde am 5. October 1821 zu Bretten als Sohn des Stadtpfarrers Karl Friedrich Turban und seiner Ehefrau Friederike geb. Sauerbeck geboren. Nach dem im J. 1828 erfolgten Tode des Vaters im großelterlichen Hause in Karlsruhe erzogen, besuchte er daselbst das Lyceum und bezog 1839 zum Studium der Philologie die Universität Heidelberg. Er hörte philologische und archäologische Vorlesungen, wandte sich aber 1840 der Rechtswissenschaft zu und verließ im Frühjahr 1843 die Universität Heidelberg, unternahm eine längere Auslandsreise in Italien und Frankreich, trat nach weiteren Studien in Heidelberg und Berlin und abgelegtem juristischen Staatsexamen in den badischen Verwaltungsdienst ein. Eine Einladung des mit seiner Familie befreundeten russischen Staatsraths v. Beck führte ihn nach St. Petersburg. Daselbst vermählte er sich 1853 mit Sophie Heyse und begründete nach Ernennung zum Assessor bei der Regierung des Unterrheinkreises seinen jungen Hausstand in Mannheim.

Auf Grund seiner Fähigkeiten und der im Ausland erworbenen Sprachkenntnisse wurde er schon im folgenden Jahre einer außerordentlichen Mission an den päpstlichen Stuhl als Secretär beigegeben und fungirte im Anschluß hieran ebenfalls als Secretär bei den Conferenzen der zur oberrheinischen Kirchenprovinz gehörigen Staaten. Im J. 1860 wurde er Ministerialrath in dem neu begründeten Handelsministerium. Seine Thätigkeit erstreckte sich daselbst auf alle Gebiete der praktischen Volkswirthschaft, inbesondere aber auf das Gewerbewesen, für welches er von 1861 auf allen Landtagen als Regierungscommissar thätig war.

Das Vertrauen Großherzog Friedrich's berief ihn sodann 1872 zum Präsidenten des Handelsministeriums und am 25. September 1876 zum vorsitzenden Staatsminister mit dem Auftrage, „auf der Grundlage der bisher maßgebend gewesenen Richtung der Regierung sowohl in Betreff der inneren Politik als auch in Bezug auf die nationalen Entwicklungsaufgaben ein freisinniges Ministerium neu zu bilden“. Als bei einer Organisationsänderung im J. 1881 das Handelsministerium mit dem Ministerium des Innern verschmolzen wurde, übernahm T. dieses Portefeuille und behielt es bis 1890. In diese 15jährige Periode fällt Turban's Hauptwirksamkeit.

Auf dem weiten Gebiet der inneren Verwaltung wurden unter seiner Leitung eine Reihe von Einrichtungen und Gesetzen geschaffen, die für die Entwicklung des Landes von weittragender Wirkung waren. Eine große Anzahl von Gewerbe- und Fachschulen sowie die Kunstschule in Karlsruhe wurden gegründet und im J. 1878 das Institut der Handelskammern errichtet. Das Landesculturwesen wurde durch Errichtung der Cultur-Inspectionen, welche eine sehr segensreiche Wirksamkeit entfalteten, gefördert und Gesetze über Gewerbewesen, Wasserbenutzung, Fischerei, Jagd und Verwaltungsrechtspflege, sowie das Beamtengesetz von 1888 und wichtige Maßnahmen auf dem Gebiet der Viehzucht, Seuchenpolizei, des Verkehrswesens und der Gesundheitspolizei sind Marksteine seiner Thätigkeit. Eine besondere Hervorhebung verdient die

1879 erfolgte Schaffung der Fabrikinspection, deren Thätigkeit für die Wohlfahrt der arbeitenden Classen und sociale Versöhnung auch über die Grenzen des badischen Landes hinaus verdiente Anerkennung gefunden hat. Neben seiner amtlichen Wirksamkeit beriefen eigener Thätigkeitsdrang und das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zu einer Reihe von Ehrenämtern; so gehörte er dem evangelischen Kirchengemeinderath als treues Mitglied der evangelischen Landeskirche während 26 Jahren an.

Auf litterarischem Gebiet war T. für verschiedene juristische und verwaltungsrechtliche Zeitschriften Mitarbeiter; zu dem badischen Gewerbegesetz von 1862, dessen Schöpfer er war, verfaßte er einen Commentar und gab die Deutsche Gewerbeordnung mit den badischen Vollzugsgesetzen heraus. — Als Abgeordneter der nationalliberalen Partei wurde er mehrmals in den Landtag gewählt. In besonderer Würdigung seiner Verdienste ernannte die Universität Heidelberg aus Anlaß der fünfhundertjährigen Jubelfeier T. zum Ehrendoctor der Philosophie. — Als mit dem Eintritt in das 70. Lebensjahr im Juli 1890 seine Kräfte nachzulassen begannen, suchte T. um Enthebung von der Leitung des Ministeriums des Innern nach; diesem Wunsch wurde entsprochen und T. das Präsidium im Staatsministerium in besonderer Würdigung der bisher geleisteten Dienste unter Verleihung des Großkreuzes des Berthold-ordens belassen. Drei Jahre später nöthigte ihn zunehmendes Alter, auch von dem verantwortungsvollen Amte des leitenden Ministers zurückzutreten und am 7. März 1893 wurde er zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt, nachdem ihm ein Jahr vorher die höchste badische Auszeichnung — der Hausorden der Treue — als Zeichen der hohen Gnade seines Landesherrn zu Theil geworden war. — Fünf Jahre eines ruhigen, wenn auch durch Krankheit zeitweilig getrübten Lebensabends im Kreise seiner Familie waren ihm dann noch vergönnt, bis er nach kurzem Leiden am 12. Juni 1898 sanft verschied.

Diese äußeren Umrisse seines Lebens erweisen, ein wie arbeitsfreudiger und von unermüdlichem Streben erfüllter Geist T. beherrschte. Eine anpassungsfähige, im Grunde weiche und versöhnliche Natur, eignete er sich schon in der Ausbildungszeit Elemente weltbürgerlicher Bildung an, und Anlage und der Geist der Zeit führten ihn auf die Bahn eines gemäßigten dogmatischen Liberalismus, der die Richtschnur seines ganzen dienstlichen und politischen Handelns dauernd blieb. Als im J. 1876 Großherzog Friedrich dem Schulgesetz des Ministers Jolly — das für gemischte Gemeinden Communalschulen anordnete — nur widerstrebend zugestimmt hatte, berief er unmittelbar nach Unterzeichnung des Gesetzes T. als leitenden Minister, der das Einvernehmen mit der Kammer wieder herstellen sollte, und der ihm geeignet erschien, das Verhältniß zur katholischen Kirche in friedlichere Bahnen zu lenken. Mannichfachen Befürchtungen, daß mit dieser Berufung eine Aenderung in der Haltung Badens zum Reich eintrete — Jolly hatte die opfervolle badische Militärconvention abgeschlossen und war ein glühender deutscher Patriot —, trat der Großherzog bei nächster Gelegenheit in einer Kundgebung, welche die nationale und liberale Richtung seiner Regierung betonte, entgegen. Es gelang der badischen Regierung in der Folgezeit auch in einem ehrenvollen Versöhnungswerke die Hauptstreitpunkte mit der Kirche zu beseitigen und die durch die Kampfgesetze geschaffenen Lücken in der Seelsorge wieder zu beseitigen.

Turban's Streben war auf sorgsame Pflege aller wirthschaftlichen und culturellen Interessen gerichtet, aber stärkere Einwirkungen entsprachen nicht seinen politischen Grundsätzen, wie ihm auch das Erfassen höher gesteckter politischer Ziele fern lag. Er huldigte dem Standpunkt, daß die einzelnen

Interessengruppen im Staat sich gegeneinander durchsetzen müßten. Demgemäß war er jeder durchgreifenden Zoll- und Handelspolitik abgeneigt, und er half mit, das Tabakmonopol zu Falle zu bringen, wenn auch diese Stellungnahme dem Minister eines nicht bloß am Tabakbau, sondern namentlich auch am Tabakhandel und der Tabakindustrie besonders betheiligten Landes nicht verdacht werden kann. Durch seine Politik geht überhaupt ein Zug starker Betonung der Landesinteressen gegenüber dem allgemeinen Reichsinteresse, ohne daß indeß der Vorwurf des Particularismus gerechtfertigt wäre. Es war eben die Zeit der unbewußten Gegenströmung, die im Lande durch die 1870 erfolgte Aufgabe wichtiger Hoheitsrechte und einige unliebsame Vorkommnisse infolge nebensächlicher Bestimmungen der Militärconvention erzeugt worden war.

Nähere Berührungspunkte mit Berlin und dem Bundesrath fehlten T.; dies erscheint verständlich für jene Zeit, wo die Reichsgesetzgebung noch nicht so tief wie heute in das Wirthschaftsleben der Einzelstaaten eingriff. Zu Bismarck hatte er keine persönlichen Beziehungen; eine aus Anlaß eines Einzelfalls erhobene preußische Vorstellung, die eine straffere Beamtendisciplin in Baden als wünschenswerth bezeichnete, beleuchtet durchaus den Gegensatz zwischen der Gewaltnatur eines Bismarck und dem zum „laissez faire“ geneigten badischen Minister.

Turban's Stellung zum Landtag war im Grund eine einfache; er stützte sich auf die herrschende nationalliberale Partei, aus der er selbst hervorgegangen war, und er suchte sich — dem Gedanken einer parlamentarischen Regierung innerlich zugeneigt — seine ersten ministeriellen Hülfsarbeiter unter den Abgeordneten, wobei er aber keine besonders glückliche Hand bewies und baldige Veränderungen nothwendig wurden. Er beeinflußte auch durch den Regierungsapparat — wenngleich in discreter Weise — die Wahlen im Interesse der nationalliberalen Partei, und diese Stellungnahme hat ihm wohl am meisten die Ungunst andersdenkender Kreise eingetragen und ihm den Stempel eines entschiedenen Parteimanns aufgedrückt, der er im Grunde nicht war. — In seiner administrativen Thätigkeit bevorzugte er als sein eigentliches Arbeitsgebiet nach wie vor die Volkswirthschaft sowie Handel und Gewerbe; die eigentliche innere Verwaltung wurde in seiner späteren Amtszeit von dem Ministerialdirector August Eisenlohr, dem nachmaligen Minister des Innern, besorgt. Turban's Verhältniß zu seinem Landesherrn war ein inniges und warmes Vertrauensverhältniß, das durch viele Auszeichnungen und mehrfache Handschreiben auch dem Lande kundgegeben wurde. Großherzog Friedrich schätzte den feingebildeten, feinsinnigen und versöhnlichen Rathgeber, der jenem Geist, in welchem der Fürst selber groß geworden war, so nahe stand, und der alle Anregungen in seinem Sinne zu gestalten wußte, außerordentlich; — die jetzt einsetzende Geschichtschreibung wird zeigen, daß Großherzog Friedrich I. eine viel stärkere Persönlichkeit war, als die milde Greisengestalt seiner letzten Jahre ihn der Jetztzeit überliefert hat, und in der Hingabe und unerschütterlichen Loyalität seines langjährigen treuen Dieners wird vor allem die psychologische Wurzel des dauernden und ungetrübten Einvernehmens zwischen Fürst und Minister und das Hauptmoment der erfolgreichen Lebensarbeit Turban's gefunden werden können.

Vgl. Biogr. Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog III, 319. — Bad. Biographien, Theil V, Bd. II, S. 765. v. Gulat.

Türckheim: Johann Freiherr von T., wurde am 10. November 1749 zu Straßburg geboren. Er stammte aus einer angesehenen protestantischen Bankierfamilie dieser Stadt und war der älteste Sohn jenes Johann v. T.,

der 1782 von Kaiser Josef II. in Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Reich in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde; sein jüngerer Bruder war Bernhard Friedrich v. T., der als Gatte von Goethe's „Lilli“ auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist (s. A. D. B. XXXIX, 2 ff.). J. v. T. besuchte das Straßburger Gymnasium und widmete sich dann dem Studium der Rechtswissenschaft, das er mit einer Dissertation „de jure legislatorio Merovaeorum et Carolingorum Galliae regum circa sacra“ abschloß, die in zwei Abtheilungen 1771 und 1772 erschien. Größere Reisen, die er zu seiner weiteren Ausbildung unternahm, führten ihn nach Frankreich, der Schweiz und dem südlichen Deutschland. Nach der Rückkehr in die Heimath gründete er mit zwei gleichgesinnten Freunden, dem Dr. Johann Konrad Blessig und dem Ritter v. Bourgoing, eine philanthropische Gesellschaft, welche die Vorläuferin der großen philanthropischen Gesellschaft in Paris geworden ist (1775). Um die selbe Zeit begann er auch seine Laufbahn in den öffentlichen Aemtern seiner Vaterstadt. Er wurde Schöffe (1774), Rathsherr (1775), Ammeister (1776). 1779 trat er in die Kammer der XXI ein, der sogenannten „alten Herren“, und noch im gleichen Jahre wurde er Dreizehner; auch war er Mitglied des Collegiums der Oberkirchenpfleger (Collegium illustre). In allen diesen Aemtern erwarb er sich „durch unermüdliche Thätigkeit, entgegenkommende Dienstfertigkeit, vor allem aber durch Festigkeit und Gewandtheit, womit er das Interesse und die eigenthümliche Verfassung der Stadt in so manchen Conflicten mit den französischen Civil- und Militärbehörden zu vertheidigen wußte, eine Popularität, wie solche seit langer Zeit kein öffentlicher Beamter daselbst genossen hatte“. Sein anfänglich auf die Stadt Straßburg beschränkter Wirkungskreis erweiterte sich, als er 1787 von Ludwig XVI. in die auf Grund der Beschlüsse der Pariser Notablenversammlung neugeschaffenen Provinzialstände des Elsasses berufen wurde. Beim Ausbruch der französischen Revolution entsandten ihn seine Mitbürger in die Nationalversammlung. In dieser trat er mit Entschiedenheit für die Erhaltung der bisherigen eigenthümlichen deutschen Verfassung und der Rechte der Stadt Straßburg ein, für die er auch litterarisch zu wirken suchte, indem er eine Abhandlung veröffentlichte: „Mémoire de droit public sur la ville de Strasbourg et l'Alsace en générale“ (1789). Im übrigen gehörte v. T. nur wenige Monate der Versammlung an. Unmittelbar nach den Vorgängen des 5. und 6. October legte er, wenig befriedigt von dem Gang, den die Dinge nahmen, sein Mandat nieder. In einem gedruckten Berichte gab er seinen Wählern Rechenschaft über seinen Schritt; als erste Schrift über die Verhandlungen wurde dieser Bericht damals in Deutschland mit großem Interesse aufgenommen. Bald darauf verließ er Frankreich für immer und zog sich auf seine Besitzungen auf dem rechten Rheinufer im heutigen Großherzogthum Baden (reichsritterschaftlich ortenauische Herrschaft Altdorf, Rittergut Rohrburg, seit 1791 auch Herrschaft Orschweier) zurück. Hier eröffnete sich ihm in kurzer Zeit ein neues Feld für seine Thätigkeit. Nachdem er schon 1783 den Charakter eines nassau-usingenschen Geheimen Rathes erhalten hatte, wurde er 1796 von den sächsischen Höfen und Hessen-Kassel zum Gesandten beim fränkischen Kreise ernannt. Durch den ihm aus früherer Zeit befreundeten Prinzen Friedrich von Hessen, Oberst des elsässischen Regiments Hessen-Darmstadt, trat er in Beziehung zu dessen älterem Bruder, dem Landgrafen Ludwig X., nachmaligem ersten Großherzog von Hessen-Darmstadt, der ihm den Gesandtenposten beim Reichstag in Regensburg übertrug (1803) und ihn nach Auflösung des alten Reiches zu verschiedenen Unterhandlungen aus Anlaß der territorialen Veränderungen gebrauchte, sowie ihn zum Wirklichen Geheimen Rath ernannte. 1814 war er als Bevoll-

mächtigter des Großherzogs im Hauptquartier der alliirten Mächte; auch am Wiener Congreß nahm er theil, auf dem er für das Großherzogthum Hessen die Bundesacte unterzeichnete. Nachdem er dann 1819 noch einmal als Gesandter der Staaten, welche die spätere oberrheinische Kirchenprovinz bildeten, nach Rom gegangen war, zog er sich bald darauf, nunmehr siebzigjährig, vollständig von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und verlebte den Rest seiner Tage auf seinem Gute Altdorf im Kreise der Seinigen, im Umgang mit alten Freunden und beschäftigt mit Studien mannichfacher Art. Hier verfaßte er die „Histoire généalogique de la maison Souveraine de Hesse depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours“ (1819/20), nachdem er schon vorher „Tablettes généalogiques des illustres maisons des ducs de Zaehringen, marggraves et grands-ducs de Bade“ veröffentlicht hatte (1810), beides Werke, die für ihre Zeit nicht ohne Verdienst sind. Auch andere historische Aufsätze, Denkschriften u. dergl. hatte er früher schon niedergeschrieben, von denen sich einige namentlich mit der Lage und den Verhältnissen der Reichsritterschaft und insbesondere derjenigen in der Ortenau, in die er selbst 1790 eingetreten war, befaßten. v. T. starb am 28. Januar 1824. Aus seiner Ehe mit Johanna Klara Dorothea, geb. v. Seufferheld, die ihm im J. 1820 im Tode vorausgegangen war, entsprossen acht Kinder; durch sie ist er der Stammvater der älteren Linie der Familie v. T. geworden, welche auch als die badische oder ortenauische bezeichnet wird zum Unterschiede von der jüngeren oder elsässischen.

Badische Biographien II, 364 ff. — J. Rathgeber, Elsässische Geschichtsbilder aus der Revolutionszeit. Basel 1886, S. 187 f. — J. Rathgeber, Der große Markgraf (Karl Friedrich von Baden) und seine elsässischen Rathgeber. Straßburg 1887, S. 45. Alb. Krieger.

Türckheim: Johann Freiherr von T. zu Altdorf, der Sohn des Vorigen, wurde am 17. October 1778 zu Straßburg geboren. Unter der Leitung des Vaters aufs sorgfältigste und gründlichste erzogen, studirte er von 1793 an in Tübingen und später in Erlangen Rechtswissenschaft. 1799 übernahm er das Commando über den Landsturm aus den reichsritterschaftlich ortenauischen Dörfern. Nach dessen Umwandlung in eine Miliz trat er noch im gleichen Jahre in den österreichischen Militärdienst über, in dem er als Officier in den Regimentern Baron Vukastevich Nr. 48 und Lattermann Nr. 45 die Feldzüge von 1800 und 1801 mitmachte. Auf Wunsch des Vaters schied er 1803 aus dem österreichischen Heere aus, um neben jenem den Posten eines zweiten kurfürstlich und herzoglich sächsischen Gesandten bei der fränkischen Kreisversammlung in Nürnberg zu übernehmen, wo ihm bald allein die Führung der Geschäfte zufiel, nachdem der Vater hessen-darmstädtischer Reichstagsgesandter in Regensburg geworden war. Als mit der Auflösung des alten Reiches die reichsritterschaftlichen Gebiete der Ortenau an Baden kamen und v. T. badischer Unterthan wurde, trat er in die Dienste seines neuen Landesherrn, des Großherzogs Karl Friedrich, über. Im November 1808 erhielt er die Stelle eines Regierungsrathes bei der Regierung des Mittelrheinkreises in Karlsruhe und wurde gleichzeitig mit Referendariatsgeschäften beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Bei Ausführung der neuen Landesorganisation im folgenden Jahre wurde er Vicedirector des Landeshoheitsdepartements im Ministerium des Innern und vier Jahre später Director des Main- und Tauberkreises in Wertheim. 1814 erfolgte seine Ernennung zum Director des Dreisamkreises in Freiburg. Auf diesem Posten verblieb er bis zum Jahre 1831, nachdem ihm 1819 gleichzeitig auch noch das Amt eines landesherrlichen Commissärs bei der Universität Freiburg übertragen worden

war. Seit Einführung der Verfassung in Baden im J. 1819 gehörte v. T. der Ersten Kammer der Landstände als Abgeordneter des grundherrlichen Adels ob der Murg an; vorübergehend war er auch Mitglied der Staatsministerialabtheilung, welcher die einheitliche Leitung der auf die landständischen Angelegenheiten bezüglichen Geschäfte übertragen wurde, sowie der besonderen Commission zur Vorbereitung der Budgetvorlagen (1820). Eines der hervorragendsten Mitglieder der Ersten Kammer, hat er im ersten Jahrzehnt des Bestehens der landständischen Verfassung eine Reihe ausgezeichneter Berichte verfaßt, so über die Gemeindeordnung, das Budget u. a. Als Berichterstatter der Ersten Kammer vertheidigte er auch auf dem ersten Landtag (1819) mit rückhaltloser Entschiedenheit das von der Regierung eingebrachte sogenannte Adelsedict vom 16. April 1819 gegen die in der Zweiten Kammer gegen dasselbe erhobenen Angriffe und gerieth dadurch in einen scharfen persönlichen Gegensatz zu dem Berichterstatter in diesem Hause, seinem späteren Ministercollegen Ludwig Georg Winter. Im Juli 1831 ernannte Großherzog Leopold v. T. zum Minister des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten. Nur vier Jahre bekleidete er dieses Amt. Ein Mann, voll Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und treu an demselben festhaltend, wo er es gut und erhaltenswerth fand, dabei aber auch ein warmer Freund besonnenen Fortschrittes und einer das gesammte Deutschland umfassenden nationalen Entwicklung, sah sich v. T. in jenen bewegten Jahren unmittelbar nach der Julirevolution außer Stande, seine Ueberzeugungen und Anschauungen zu bethätigen und auf die Geschicke seiner engeren Heimath bestimmenden Einfluß zu gewinnen; dagegen hat er als Vertreter und Vollstrecker repressiver Bundestagsbeschlüsse gegenüber der eigenen Regierung und der Volksvertretung seines Landes geraume Zeit in der öffentlichen Meinung unverdientermaßen einen Theil der Gehässigkeit eben jener Beschlüsse mit zu tragen gehabt. Nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium (1835) zog sich v. T. auf seinen Landsitz zu Altdorf zurück. An rastlose Thätigkeit gewöhnt, benützte er die folgenden Jahre der Muße zur Sammlung und Ueberarbeitung früher in spärlichen Freistunden niedergeschriebener Aufsätze, die er 1842 und 1845 unter dem Titel „Beobachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik“ in zwei Bänden erscheinen ließ. 1846 nahm er noch einmal ein Mandat für die Erste Kammer an, und zwar das der Universität Freiburg, doch schon im folgenden Jahre, am 30. Juli 1847, raffte ihn auf einer Badereise zu Ragaz in der Schweiz unerwartet eine tödlich verlaufende Krankheit dahin. v. T. war seit 1814 mit Friederike v. Günderode vermählt, der Tochter des großherzoglich hessischen Oberappellationsgerichtsrathes Frhr. v. Günderode in Darmstadt. Sein Sohn Hans (geb. am 5. December 1814 zu Freiburg, † am 21. November 1892) war langjähriger badischer Gesandter in Berlin (1864—1883; vgl. Bad. Biographien V, 777 ff.); er ist es auch, der dem Vater in einem ausführlichen Nekrologe (in den Bad. Biographien II, 366—373) ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Alb. Krieger.

Türk: Karl Friedrich Immanuel T., Geschichtsforscher und Politiker, geboren am 12. März 1800 in dem Dorfe Muchow bei Grabow (im südwestlichen Mecklenburg), † am 27. Februar 1887 zu Lübeck. T. war ein Sohn des Pastors Karl Immanuel Adolf T., der von 1789—99 an der Domschule zu Schwerin, besonders als Lehrer der Geschichte, gewirkt hatte, und der Marie Auguste geb. Unbehagen, die nach dem frühen Tode ihres Mannes († 19. März 1802) zehn Jahre die Stellung einer Kammerfrau bei der Prinzessin Ulrike Sophie, der Vatersschwester Friedrich Franz' I., in Schwerin bekleidete. Er empfing seine Gymnasialbildung in Schwerin und studirte dann

Rechtswissenschaft und Geschichte, auch Philologie und Philosophie: vom Wintersemester 1818/19 ab ein Jahr lang in Breslau unter Förster und Wachler, hierauf ein Jahr lang in Bonn unter Mittermaier und Arndt, vom Wintersemester 1820/21 ab in Rostock hauptsächlich unter Schröter. Hier erwarb er auch im März 1822 auf Grund einer Abhandlung über das Nibelungenlied sowie einer mündlichen Disputation in der Geschichte und Philologie die philosophische Doctorwürde. Dann war er als Privatlehrer in Schwerin thätig, kehrte jedoch schon im folgenden Jahre nach Rostock zurück, um auch die juristische Doctorwürde auf Grund einer rechtsgeschichtlichen Dissertation, „De singulari certamine vulgo duello, cui est Francogallicarum legum ratio subjecta“, zu erwerben. In demselben Jahre veröffentlichte er noch „Bemerkungen zu der Nachforschung über den Ursprung der Ripuarischen und Salischen Gesetze“ im Schweriner „Freimüthigen Abendblatt“ Nr. 245. Michaelis 1824 habilitirte er sich als Privatdocent in der juristischen Facultät der Universität Rostock, zu welchem Zwecke er wiederum eine rechtsgeschichtliche Dissertation, „De statuis Rolandinis“, hatte erscheinen lassen, und richtete „Erste Worte an meine Zuhörer als Einleitung zu meinen Vorträgen über deutsche Rechtsgeschichte“. Schon Ostern 1826 wurde er zum außerordentlichen Professor und Beisitzer der Juristenfacultät ernannt und las nun über juristische Encyklopädie und Methodologie, Rechtsgeschichte, Pandekten, deutsches Privat- und Criminalrecht, Lehnrecht, hielt auch Examinatorien ab. (Bei ihm belegte u. a. Fritz Reuter eine Vorlesung für das Wintersemester 1831/32.) Daneben war er schriftstellerisch thätig, vor allem durch seine „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte“, die in fünf Bänden erschienen: I. Ueber das Westgothische Gesetzbuch, mit einer lithographischen Abbildung (1828); II. 1) Altburgund und sein Volksrecht, 2) Studium und Quellen der deutschen Geschichte, 3) Sechs Briefe aus meinem Leben [autobiographische Mittheilungen!] (1829); III. 1) Kritische Geschichte der Franken bis zu Chlodwig's Tode, 2) das Salfränkische Volksrecht, mit einer lithographischen Schriftprobe (1830); IV. Geschichte des Longobardischen Volkes und Rechtes bis 774 (1834); V. 1) Altfriesland und sein Volksrecht, 2) Die Dänischen Geschichtsquellen (1835). Im J. 1831 ließ er gemeinschaftlich mit dem Diakonus an St. Marien zu Rostock, späteren ersten Domprediger und Superintendenten zu Schwerin, Hermann Karsten, eine „Einladungsschrift zur Gründung einer wissenschaftlichen Bildungsanstalt für Erwachsenere des weiblichen Geschlechts in Rostock“ ergehen. Im J. 1832 veröffentlichte er „Historisch-dogmatische Vorlesungen über das deutsche Privatrecht: Verzweigung, Quellen, Systeme desselben“.

Wegen seines Fleißes und seiner tüchtigen Leistungen wurde T. am 29. März 1836 unter Versetzung in die philosophische Facultät zum ordentlichen Professor der Geschichte befördert und am 24. Juni in das Professorenconcilium eingeführt. Fortan las er, unter zahlreichem Zuspruch der studirenden Jugend, über allgemeine Geschichte, Theorie der Geschichte, alte Geschichte, die Germania des Tacitus, Geschichte des Mittelalters, deutsche Quellengeschichte, die Geschichtschreiber der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit, deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Gesetze und Verfassung, Geschichte des deutschen Volkes, dänische Geschichte bis 1240, neuere und neueste Geschichte, die Verfassungen Spaniens, Englands und Nordamerikas, Geschichte der englischen Staatsverfassung, Geographie, Antiquitäten, Geschichte und den inneren Zustand der vereinigten nordamerikanischen Staaten, das Wesen und den Zweck des Staates und die Zustände in Frankreich (im Sommersemester 1845), die Politik der Jahre 1789 und 1848; ferner über Politik (im allgemeinen) und über

Encyklopädie der Staatswissenschaften; auch hielt er historische Conversatorien ab. An Büchern veröffentlichte er noch: „Geschichtliche Studien: I. Spanien und die Denkmäler seiner Geschichte bis 711 n. Chr.; II. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (1841 bezw. 1843), sowie anonym: „Das Familienfideicommiß, eine Denkschrift zum Mecklenburgischen Landtage“ (1845). Auch redigirte er vom 10. April 1847 ab die „Mecklenburgischen Blätter“ in zwei Jahrgängen.

1848 war T. einer der Hauptführer der mecklenburgischen Demokraten. Als Vertreter des 27. mecklenburg-schwerinschen Wahlkreises Grabow — gleichzeitig war er in Rostock gewählt worden, hatte hier jedoch abgelehnt — gehörte er der constituirenden mecklenburgischen Abgeordnetenkammer an, und zwar unter den 14 Mitgliedern des Verfassungsausschusses. Auch in die mecklenburg-schwerinsche Abgeordnetenkammer von 1850 wurde er vom zweiten Wahlkörper des 12. Wahlkreises (Rostock) gewählt. Infolge seiner hervorragenden Betheiligung an der damaligen politischen Bewegung erhielt er am 7. Juli 1852 die Entlassung aus seinem Lehramte und wurde Ostern 1853 in den sogenannten Rostocker Hochverrathsproceß verwickelt. Zunächst mußte er eine Untersuchungshaft von mehr als dreieinhalbjähriger Dauer im Bützower Criminalgefängniß ausstehen; dann wurde er wegen versuchten Hochverraths zu einer einjährigen Freiheitsstrafe verurtheilt, womit er auch die ihm bisher gewährte Pension verlor. Dies geschah im November 1856. Seitdem war er fast ein toter Mann, obwohl er noch über dreißig Jahre lebte. Nachdem er an verschiedenen Stellen vergeblich angeklopft hatte, um sich ein neues Wirkungsfeld zu verschaffen, wandte er sich im J. 1860 nach Lübeck, wo er sich und die Seinigen wohl meist durch journalistische Arbeiten ernährte. Nur noch einmal trat er öffentlich mit einer Schrift hervor, die viel gelesen wurde, aber den gewünschten Erfolg nicht hatte; es war: „Die Revision des Rostocker sogenannten Hochverrathsprocesses“ (1866, 2. Auflage 1867).

T. hatte aus erster Ehe mit einer geborenen Brandenburg (in zweiter Ehe war er mit einer verw. Dugge, geb. Prehn verheirathet) einen Sohn Karl, der in Lübeck als Arzt wirkte, ein vertrauter Freund Geibels war und am 22. November 1890 als Oberstabsarzt a. D. und Physicus starb. Aus dessen Ehe mit der Romanschriftstellerin Emmy Eschricht stammt die gleichfalls als Romanschriftstellerin thätige Eva Gräfin v. Baudissin, die frühere Gattin des als „Freiherr v. Schlicht“ bekannten Militärhumoristen.

Heinrich Klenz.

Turnow: Peter T., Schulrector in Speyer, Anhänger des Hussitismus, stammte aus Tolkemit in Westpreußen und wurde in seiner Heimath zum Priester geweiht; zur Zeit der hussitischen Wirren studirte er in Prag und erwarb sich dort den Grad eines Baccalar des Kirchenrechts. Alsdann unternahm er eine Reise nach Griechenland, die vielleicht mit dem im Verlauf der hussitischen Bewegung öfter auftauchenden Plane in Verbindung gebracht werden darf, eine Vereinigung zwischen dem Hussitismus und der griechischen Kirche herbeizuführen. Um das Jahr 1425 finden wir T. als Schulrector in der Reichsstadt Speyer, die damals mit dem Speyerer Bischof um ihre Reichsstandschaft im heftigsten Kampfe lag. Mit dem ihm von Prag her enge befreundeten meißnischen Edelmanne Johann v. Drändorf zusammen arbeitete T. damals in Speyer ein Manifest aus, das sich in heftiger Weise gegen die weltliche Herrschaft der Geistlichkeit und deren frivole Excommunicationen richtete und dazu aufforderte, der Herrschaft des Clerus ein Ende zu machen. Auch mit der Reichsstadt Weinsberg, die im Kampfe um ihre Reichsunmittelbarkeit mit der Reichsacht und dem Interdicte belegt worden war, setzten sich die

beiden Hussiten von Speyer aus in Verbindung, in der Hoffnung, die Weinsberger, und durch sie vielleicht auch deren Verbündete, für den Hussitismus zu gewinnen. Diesen hochfliegenden Plänen setzte die Verhaftung Turnow's zu Speyer im Januar 1425 und die kurz darauf folgende Gefangennahme Drändorf's in Heilbronn ein Ziel. Während Drändorf schon am 17. Februar 1425 in Heidelberg den Feuertod erlitt, wurde das Urtheil gegen T. erst ein volles Jahr später erlassen. Vermuthlich hatte man in der Zwischenzeit versucht, von dem Schulrector Geständnisse über seine Speyerer Gesinnungsgenossen zu erhalten. Da T. standhaft an der hussitischen Lehre von der Communion unter beiderlei Gestalten und seinem Widerspruch gegen die Unfehlbarkeit des Constanzer Concils und gegen die weltliche Herrschaft und Jurisdiction der Geistlichen festhielt, wurde er am 3. April 1426 von dem Inquisitionsgerichte als unbußfertiger Ketzer dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben. Seine Verbrennung ist wohl unmittelbar darauf gefolgt.

H. Haupt, Hussitische Propaganda in Deutschland, im Historischen Taschenbuch, 6. Folge, Bd. VII, S. 263 ff. und die dort angeführten Quellen.

Herman Haupt.

U.

Ubbelohde: August U., Jurist, wurde am 18. November 1833 als Sohn eines Oberfinanzrathes zu Hannover geboren, besuchte dort das Realgymnasium und, von 1848—1851, das Lyceum und bezog 1851 die Universität Göttingen zum Studium der Rechtswissenschaft. Nachdem er die erste juristische Staatsprüfung „gut" bestanden, wurde er am 22. Mai 1854 zum Auditor beim Amtsgerichte in Lauenstein ernannt, war später auch in ähnlicher Stellung zu Lüneburg und Göttingen praktisch beschäftigt und beschloß dort, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Er promovirte zu Göttingen „mit Auszeichnung" am 15. October 1856, habilitirte sich ebendort am 14. November 1857 für Römisches, im folgenden Jahr auch für Landwirthschaftsrecht und wurde am 6. März 1862 zum außerordentlichen Professor befördert. Am 15. April 1865 wurde er als ordentlicher Professor des Römischen Rechts nach Marburg gewonnen, in die Stellung, in der er dann 33 Jahre hindurch, auch 1871—1898 als Vertreter der Universität im Herrenhause, ferner eine Zeit lang als Universitätsrichter u. s. f., wirksam geblieben ist, bis er vom Tode abberufen wurde. Er ist gestorben, als Senior der dortigen Universität, mit Ehren und Auszeichnungen reich bedacht, zu Marburg am 30. September 1898.

U. war einer der letzten Vertreter der alten strengen historischen Schule des Römischen Rechts, wie ihn dazu seine ganze Begabung, außerdem aber auch der maßgebende Einfluß seines Lehrers Wilhelm Francke bestimmt hatte. Später freilich, unter der durch Otto Ernst Hartmann gewonnenen Anregung, zeigte sich U. auch modernerer Auffassung und gründlicher Umgestaltung der überlieferten historischen Anschauungen in selbst wichtigen Punkten nicht unzugänglich, die Grundrichtung ist aber stets die gleiche geblieben. So war U. denn auch als Lehrer ein Mann mehr der alten Ueberlieferung als der didaktischen Neuerungen und des Entgegenkommens gegenüber Wünschen jugendlicher Hörer. In allen diesen Punkten tritt ein strenger sittlicher Ernst und eine unerschütterliche Beharrlichkeit hervor, wohl geschult und gestählt durch die von früher Jugend ab auferlegte Aufgabe der Ueberwindung eines schweren körperlichen Leidens, eine Aufgabe, die U. mustergültig gelöst hat.

Von seinen Schriften ragt schon die Habilitationsarbeit „Ueber den Satz: Ipso jure compensatur", Göttingen 1858, durch Sicherheit des Wissens und Vollständigkeit der Behandlung hervor. Daran schlossen sich zahlreiche Abhandlungen aus den Gebieten des Römischen und des Hannoverschen Rechts

und, Göttingen 1862, die Monographie über „Die Lehre von den untheilbaren Obligationen“. Namentlich aber hat sich U. dauernde litterarische Verdienste erworben durch seine Bearbeitung der Interdiktenlehre in dem Glück'schen Pandektencommentar (Serie der Bücher 43 u. 44, 5 Bände, Erlangen 1889 bis 1896) und durch die Herausgabe und selbständige Fertigstellung von O. E. Hartmann's Werk über die Römische Gerichtsverfassung, Göttingen 1886. Dessen eigenartige Auffassung ist übrigens auch in jenen Interdikten-Bänden wesentlich zu Grunde gelegt und durchgeführt, wie denn U. stets an ihr festgehalten hat, hierin unerschütterlich wie sonst in Leben, Lehre und Charakter.

Chronik der Universität Marburg für 1898/99, S. 3—6, dort auch genauere Aufzählung aller Ubbelohde'schen Schriften.

Ernst Landsberg.

Ulitsch: Johann Sigmund U., geboren am 24. März 1702 (so nach dem Kirchenbuche, nicht 1701, wie er selbst annahm) zu Frankfurt a. O., † am 21. April 1762 als Propst und Oberprediger zu Segeberg in Holstein, pietistischer Prediger und Schriftsteller. Als Sohn des Amtschreibers und Stadtmusicus Chn. U. genoß er in seiner Vaterstadt einer guten Vorbildung für seine Studien. Diese begann er zu Ostern 1721 als Student der Theologie in Jena, wo damals Franz Budde (Buddeus) die Hauptzierde des theologischen Lehrkörpers war. Von ganz besonderem Einfluß auf ihn wurde aber ein fast gleichaltriger Mitstudent Joh. Liborius Zimmermann aus Wernigerode (s. d.), etwas später auch Samuel Lau aus Elbing (s. d.). Diese drei schlossen untereinander einen festen Bund, wobei sie gelobten, sich bis an den Tod Gott und dem Vaterlande zu opfern. Wie Zimmermann machte auch U. einen schweren, wenn auch körperlich weniger aufreibenden Bußkampf durch. Zwischen Ostern 1724 und August 1725 hielt er sich, vermuthlich als Hauslehrer, in Pommern auf und bezog dann noch einmal die Hochschule als Student der Rechte in Halle, doch so, daß er seine theologischen Studien nicht aufgab und besonders den Unterricht A. H. Francke's genoß. Wohl vorbereitet trat er im J. 1727 das Amt eines Lehrers am Hallischen Pädagogium an, das er bis Januar 1729 versah. Von hier berief ihn auf des jüngeren Francke's Empfehlung der pietistisch gerichtete Graf Christoph Friedrich zu sich als Hofdiakonus nach Stolberg. Sein Wirken war hier nicht ohne Erfolg, doch waren ihm seine Amtsbrüder meist zuwider, besonders wegen der Erbauungsstunden außerhalb der Kirche. Einen Rückhalt gewannen diese Geistlichen an dem Kanzleidirector Bonorden, einem Bückeburger von Geburt, dessen Verhältniß zum Pietismus ein feindseliges, zum reinen evangelischen Bekenntniß überhaupt ein zweifelhaftes war. Als sich nun verschiedene Geistliche, der Mag. Töpfer, Reidemeister und ein paar Ungenannte wider Ulitsch's Privaterbauungen und seine Predigt von der Bekehrung und Buße in Wort und Schrift erhoben und ein Responsum der juristischen und theologischen Facultät zu Leipzig in diesem Sinne Ulitsch's Leben und Wirken verurtheilte und die Maßnahmen des Consistoriums gegen ihn bestätigte, handelte Bonorden in der Weise eines merowingischen Hausmeiers, indem er, ohne die Gutachten der Mitglieder des Consistoriums zu berücksichtigen, den Hofdiakonus bei Seite schob. Er stützte sich hierbei auf die kursächsische Oberlehnsherrschaft, die damals selbst mit Anwendung militärischer Gewalt ihre Hoheitsansprüche über die Grafschaft zu erweitern strebte. So wurde der Graf gedrängt, U. zu veranlassen, um seine Enturlaubung einzukommen. Sowohl der neue Superintendent Winkler als Ulitsch's Nachfolger und Hofcaplan Schönborn waren seine Freunde und Gesinnungsgenossen; sie verstanden sich aber besser

in die Verhältnisse zu schicken. So wich U. denn aus Stolberg, gab aber über seine Ueberzeugungen und die Art seiner Wirksamkeit in Druckschriften öffentlich Rechenschaft.

Während er nun in Stolberg allerlei Widerwärtigkeiten zu erleiden hatte, fand er an dem nordharzischen Grafensitze zu Wernigernde stets freundliche Aufnahme und einen festen Rückhalt. Von 1729 an ist er Jahr für Jahr zu kürzerer Erholung, 1736 und 1737 auf halbe Jahre dort anwesend, auch wird daselbst seine Hochzeit mit einer Schwester des Hofkatecheten Lieckefett ausgerichtet. Und als schließlich alle Bemühungen, ihn in Stolberg zu halten, erfolglos sind, wird infolge der verwandtschaftlichen und persönlichen Beziehungen U. im J. 1730 zum Hofprediger der Fürstin Sophie Karoline von Ostfriesland, jüngeren Schwester der Königin von Dänemark, nach Berum berufen. Seine Wirksamkeit ist hier eine entschieden erfolgreiche. Karawanengleich sieht U. Leute aus Stadt und Land zu seiner Predigt ziehen. Die Fürstin und Hoffräulein werden von seiner Wirksamkeit gewonnen. Schließlich hat er hier so sehr unter den Zungensünden einer Hofdame — durch einen Hofteufel, wie er sich ausdrückt — zu leiden, daß er an der Gelbsucht erkrankt. Abermals ist es ein Ruf aus Dänemark, dieses Mal unmittelbar vom Könige Christian VI., der ihm die Freiheit gibt, sich aus diesen widerwärtigen Verhältnissen zu lösen und ihm am 24. Februar 1738 die erledigte Stelle eines Oberpredigers zu Tönning in Schleswig anbietet. Nach vierwöchentlicher Bedenkzeit und nachdem er den Rath zweier Freunde in Wernigerode eingezogen hat, nimmt U. den Ruf an, hält zu Trinitatis (1. Juni) seine Abschiedspredigt in Berum und langt am 22. Juni in Tönning an. Sein neues Amt war ein schwieriges, denn die Bevölkerung der Stadt, die als Festung seit dem nordischen Kriege äußerlich und innerlich schwer gelitten hatte, war verwildert, dazu war sein Amtsbruder, der Diakonus Kramer, der sich auf die erste Predigerstelle Hoffnung gemacht und die Bürgerschaft auf seiner Seite hatte, ihm sehr zuwider, so daß es zu ärgerlichen Auftritten kam. Es wurde U. vorgeworfen, daß seine Predigten oft über die vorgeschriebene Frist dauerten, daß er identische weltliche Verordnungen, die aber namens verschiedener Behörden veröffentlicht wurden, nicht zwei Mal hintereinander von der Kanzel verlas. Dagegen hatte sein Katechismusunterricht den besten Erfolg, und durch seine treue Seelsorge und Predigt gewann er ein gutes Häuflein erweckter und suchender Seelen. Da er die Hoffnung hegte, durch treuen, sorgfältigen Unterricht ein besseres Geschlecht für die Zukunft heranzuziehen, so bemühte er sich um die Gründung eines besonderen, mit einer Schule zu verbindenden Waisenhauses. Mit theilnahmsvoller Förderung König Christian's VI. kam dieses auch im J. 1743 zu Stande, und die auch von Kindern der Stadt und von Auswärtigen besuchte Schule kam zu schöner Blüthe, wodurch allerdings die Feindschaft des untüchtigen Rectors der Lateinschule erregt wurde.

Während nun in Tönning Kämpfe und Widerwärtigkeiten kein Ende nahmen, trat doch für ihn mit der Zeit durch Personenwechsel eine entschiedene Besserung ein. Hatte schon der Generalsuperintendent Conradi trotz mehrfacher Verschiedenheit in den religiösen Anschauungen den seinem Berufe mit allem Ernst sich widmenden Tönninger Oberprediger geschätzt und geachtet und zu ihm in freundschaftlichen persönlichen Beziehungen gestanden, so zollte ihm dessen Nachfolger Reuß die vollste Anerkennung. Dazu kam, daß im benachbarten Holstein mit dem Grafen Christian Günther zu Stolberg ein königlicher Amtmann nach Bramstedt gezogen war, der mit U. schon seit den früheren Jugendjahren Freundschaft geschlossen hatte und ihn in seine Nähe

ziehen wollte. Als daher zu des Grafen Freude der bisherige Propst zu Segeberg Burchardi nach Sonderburg versetzt wurde, empfahlen der Generalsuperintendent und Graf Christian Günther U. für die erledigte Stelle, zu der er denn auch am 28. Mai 1751 von König Friedrich V. berufen wurde. Abermals nach mehrwöchentlicher Bedenkzeit folgte er dem Rufe. Materiell stand sich U. in Segeberg weniger gut als in Tönning; dazu war die Gemeinde eine der größten und zugleich der rüdesten. An fleißiger Arbeit ließ er es nicht fehlen und hatte, wie in den späteren Jahren in Tönning, auch noch einen Candidaten zur Aushülfe. Die große Menge sich zu Freunden zu gewinnen, gelang ihm nicht, wohl aber sammelte er einen Kreis ernstsuchender und erweckter Gemeindeglieder um sich. Die „geformten" Erbauungsstunden gab er auf, doch hielt der Kreis der Erweckten treu zusammen. Gleich zu Anfang seines neuen Amtes sorgte er für die ordentliche Repertorisirung des propsteilichen Archivs. Nachdem er noch bis ins 11. Jahr in seinem holsteinischen Amte gewirkt hatte, ging U. an der Schwelle des 61. Lebensjahres, wie es scheint ohne längere Krankheit, heim.

Zur Schriftstellerei im engeren Sinne fand U. nicht die Zeit, fühlte dazu auch keinen Beruf in sich. Die verschiedenen von ihm veröffentlichten Sachen sind Gelegenheitsschriften im besten Sinne: Zeugnisse und Bekenntnisse von seinem Wirken und Sinnen, Abwehr der verschiedenen gegen ihn gerichteten Angriffe. Es sind: 1. „Die innere Gestalt des bußfertigen Menschen", Predigt, gehalten in der Schloßkirche zu Stolberg 1731; 2. „Gewisser Grund der Bekehrung zu Gott oder zwölf untrügliche Kennzeichen, woraus ein Mensch mit Bestimmtheit erkennen kann, ob er zu Gott bekehrt sei", Stolberg 1732; 3. „Aufmunterung zur wahren Herzensbuße", Nordhausen 1732; 4. „Betrachtung der göttlichen Vorsehung", Wernigerode 1735; 5. „Sendschreiben von der Pflicht eines Lehrers in Absicht auf Privaterbauungen, an den Abt Steinmetz zu Klosterberge gerichtet", Wernigerode 1735; 6. „Zeugniß von der Seligkeit der Schafe Christi", auf Schloß Berum gehalten, Aurich 1737; 7. „De Christo veniente per aquam et sanguinem" (1. Joh. 5, 6), Altonae et Flensburgi 1740; 8. „Einige Anmerkungen über das Tanzen", Hamburg. Berichte 1742, S. 235/38, 259/62; 9. Einweihungsrede bei der Eröffnung des Waisenhauses zu Tönning am 10. October 1743, daselbst 1743.

Wie seine Freunde Zimmermann und Lau war U. auch Sänger geistlicher Lieder. Wir kennen deren fünf, von denen drei auch in öffentlichen Liedersammlungen erschienen: 1. „Mein Heiland bleibet ewig treu". Dieses Lied wurde noch 1857 mit den 1740 zuerst erschienenen „Stimmen aus Zion" gedruckt; 2. „Kommt, helft mir den Schönsten der Schönen besingen", im Wernigerödischen Gesangbuch 1735 ff. und im Klosterbergischen neu eingerichteten Kirchen- und Hausgesangbuch 1738—1760; „Einem steht mein Herz nur offen", steht wie Nr. 1 in der Neuen Sammlung geistlicher Lieder", Wernigerode 1752.

Ueber Ulitsch's Glauben und Wirken ist zur Zeit der Aufklärung und des Rationalismus recht ungünstig geurtheilt worden. Eine Schranke und Einseitigkeit bei seinem Sinnen und Streben war die, daß er der Offenbarung Gottes in der sichtbaren Schöpfung und dem Schönen in der Erscheinungswelt nicht mit der rechten christlichen Freiheit gegenüberstand. So löblich sein Dringen auf das Eine, was Noth thut, und auf eine lebendige Erkenntniß Jesu Christi war, so galt es doch, bei dem Treiben des Einen das Andere nicht gar zu vergessen. Diese für den Erfolg und die Dauer des Pietismus so schädliche Einseitigkeit hat er freilich mehr oder weniger mit seinen tüchtigsten Strebensgenossen gemein. Auch schien er auf das Los und die Bezeugung

von Gottes Willen in äußeren Zeichen zu großen Werth zu legen, auch darin den meisten Vertretern seiner kirchlichen Richtung gleichend. Dagegen muß nun durchaus anerkannt werden, daß er bis ans Ziel seiner Tage seinem Jugendgelübde treu geblieben ist, sich dem Dienst Gottes und des Vaterlandes zu opfern. Wenn er bei seinem Wirken mehr Anfechtung erlitt als andere Gesinnungsgenossen, so urtheilte sein Amtsbruder Zeitfuchs in Stolberg, daß dies daher komme, weil er sich nicht so klug anzuschmiegen wußte, also schlichter und gerader war, als andere. Sonst aber suchte er eifrig den Frieden, war leutselig und nahm sich der in geistlicher Noth liegenden Pfarrkinder treulich an. Sein Wissen war ein gründliches, seine Predigt gehaltvoll.

Handschriftl. Quellen im kgl. Staatsarchiv zu Schleswig, Gemeinsch. Arch. zu Stolberg, den Kirchenregistraturen zu Tönning und besonders in den Geistlichen Archiven und pietistischen Privatcorrespondenzen im Fürstl. H.-Archiv zu Wernigerode; ferner in den Walbaum'schen Tagebüchern in der Fürstl. Bibl. zu Wernigerode. — P. G. Chrn. Scholtz, Nachrichten von Joh. Sigism. Ulitsch in der Kgl. Universſ.-Bibliothek zu Kiel, elf Briefe von Mag. Joh. Arn. Zeitfuchs an Walch auf der Universſ.-Bibl. zu Kiel, vaticinium de inundat. Holsatiae in Kopenhagen. — Von Drucksachen sind nächst Ulitsch's eigenen Schriften zu erwähnen: Eines Anonymi Anmerkungen über J. S. Ulitschens herausgegebene Theologische Schriften 1732. — Joh. Friedr. Reidemeister's Nöthige Anmerkungen über J. S. Ulitschens zum Druck beförderte Schriften. Gedr. im J. 1732. — Warnung für einigen im Stolbergischen ausgestreueten irrigen Schrifften 1732. — Mag. Herm. Aug. Töpfer, Theolog. Beantwortung zwoer Fragen (Bekehrung und Bußkampf), Frankfurt u. Leipzig 1732. — Joh. Georg Walch, Historische und Theologische Einleitung in die Religions-Streitigkeiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche, V. Theil 1739, S. 503—506. — L. Renner, Lebensbilder aus der Pietistenzeit. Bremen u. Leipzig 1886 (im Lebenslauf Samuel Lau's). — Vgl. auch Jacobs, Joh. Libor. Zimmermann im Jahrg. 31 (1898), der Zeitschr. des Harzv. f. Gesch. u. Alterth.-Kunde, S. 136 ff.

Ed. Jacobs.

Ulrich Pfefferhard, Bischof von Constanz (1345—1351), war der Sohn des begüterten Constanzer Bürgers Johann. Von seiner Mutter ist nichts bekannt. Ein Bruder seines Vaters war Domherr in Konstanz, ein anderer in Chur. Zum ersten Male wird er 1308 erwähnt als Kirchherr in Seelfingen (badisches Bezirksamt Stockach). Er studirte 1314—1316 in Bologna, war auch Procurator der deutschen Nation. Der Unsitte der Zeit gemäß vereinigte er zahlreiche Pfründen. Er war Chorherr von St. Johann zu Constanz, Chorherr zu Schönenwerd, 1332 Domherr zu Konstanz, auch Kirchherr zu Ermattingen (Kanton Thurgau), 1337 Domdecan. Als Bischof Nikolaus von Frauenfeld (s. A. D. B. XXIII, 613) am 25. Juli 1344 gestorben war, wählte die Mehrheit des Domcapitels U. Es wurden aber auch noch andere Bewerber genannt, besonders Albrecht v. Hohenberg (s. A. D. B. XLV, 731). Um seine Sache zu verfechten, begab sich U. an den päpstlichen Hof nach Avignon und trug hier den Sieg davon. Am 19. October 1345 wurde er von Papst Klemens VI. providirt, am selben Tage auch der Hohenberger durch das Würzburger Bisthum entschädigt. Am 25. April 1346 zog U. in seine Stadt ein. Die Lage des Hochstiftes hatte sich während des langen Kampfes zwischen Kaiser und Papst andauernd verschlechtert, sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen. Wegen der Feindseligkeit und Unbotmäßigkeit der Bevölkerung konnte der päpstlich gesinnte Bischof vielfach seine einträgliche Gerichtsbarkeit nicht ausüben. Die Schulden wuchsen ebenso aus diesem Grunde wie

infolge älterer hoch zu verzinsender Anleihen und zahlreicher Verpfändungen immer mehr. U. erhielt deshalb von der Curie die Erlaubniß, einmal das subsidium caritativum zu erheben. Auf die religiösen Verhältnisse hatte der kirchenpolitische Streit geradezu zersetzend gewirkt. Man glaubt sich in die ersten Zeiten der Reformation versetzt, wenn man in den zeitgenössischen Quellen liest, wie wenig Achtung das geistliche Amt oder das Mönchthum bei den Constanzer Bürgern genoß. Die Hauptsache war, daß diese trotz des auf der Stadt ruhenden Interdicts die Abhaltung des Gottesdienstes erzwungen und diejenigen Geistlichen, die ihnen nicht willfahrten, verjagt hatten. Der Tod Ludwig's des Baiern (11. Oct. 1347) eröffnete die Möglichkeit, die Gemüther zu beruhigen und Vergangenes zu vergessen. Da niemand mehr die Sache des Kaiserthums vertrat, dachten die ehemaligen Anhänger des Kaisers allmählich an Unterwerfung, und es war eine wichtige Aufgabe Bischof Ulrich's, ihnen die kirchlichen Strafen im Namen des Papstes zu erlassen, wenn sie ihre Sünden bekannten, um Absolution baten und den vorgeschriebenen Eid leisteten. Doch war damit der Friede in der Diöcese noch nicht hergestellt. Am 1. Januar 1348 mußte ein Domherr Constanz verlassen, weil er in seiner Predigt im Dome die Verächter des Interdicts Ketzer genannt und damit den Unwillen des Volkes erregt hatte. Zwar konnte ihn der Bischof schon nach vierzehn Tagen wieder zurückführen, aber im April mußte er selbst sich nach Klingnau zurückziehen, weil er sich weigerte, gemäß dem Willen der Bürger ohne vorherige Eidesleistung zu absolviren.

Vielleicht benutzte er den Anlaß, um unter dem Vorwande von Kanzleisporteln sich große Summen zahlen zu lassen. Erst am 4. April 1349 hob er auf Bitten der Bürgerschaft Excommunication, Suspension und Interdict, lauter Folgen der Processe Johann's XXII., auf, und der Gottesdienst begann sofort wieder unter allgemeiner Freude der Geistlichkeit und des Volkes. Auch Verstorbene konnten nachträglich absolvirt werden. Den Grafen Hugo von Montfort-Tosters, der ihm die Vorstadt von Gottlieben verbrannt hatte, nahm U. gefangen, verstärkte dann auch daselbst die Befestigungen, besonders den einen Thurm. Er starb am 25. November 1351. Von der Todesursache weiß man nichts. Er war ein sorgsamer Haushalter und guter Oberhirte, der lieber mit Geld als mit Gewalt seine Zwecke zu erreichen suchte, mischte sich gern unter das Volk und machte wohl selbst auf dem Fischmarkt seine Einkäufe. Im Gegensatz zu seinem kriegerischen Vorgänger zeigt seine Persönlichkeit durchaus einen kaufmännischen Zug.

Die gesammte Litteratur ist verarbeitet bei A. Cartellieri, Regesten der Bischöfe von Constanz, 2. Bd., Innsbruck 1905. Vgl. daselbst die Nachträge, Berichtigungen und Register von K. Rieder. Die wichtigsten Chroniken sind die des Domherrn Heinrich Truchseß v. Diessenhofen und des Minoriten Johann v. Winterthur, die sich vielfach ergänzen. Dazu kommen Bruchstücke von Constanzer Stadtchroniken. Das Vatikanische Material findet sich bei K. Rieder, Römische Quellen zur Constanzer Bisthumsgeschichte zur Zeit der Päpste in Avignon (1305—1378), Innsbruck 1908. Vgl. besonders Einleitung S. XLIV ff., XLVIII, LI.

A. Cartellieri.

Ulrich (Udalrich), Bischof von Halberstadt 1150—1160 und wieder 1177 bis † 31. Juli 1180. Weder über seine Herkunft noch über seinen Bildungsgang läßt sich etwas Bestimmtes sagen. Man hat in ihm einen Grafen v. Regenstein vermuthet. Gewiß fällt seine Geburtszeit noch ins Ende des 11. Jahrhunderts, da er bereits 1123 als Presbyter Mitglied des Halberstädter Domcapitels und Inhaber des Banns Unterwiederstedt, zehn Jahre

darnach Propst zu U. L. Frauen zu Halberstadt ist. Neben letzterer Würde bekleidet er 1148 auch noch das geistlich-richterliche Amt eines bischöflichen Vicedominus. Als am 6. October des nächsten Jahres Bischof Rudolf von Halberstadt gestorben war, wurde U., von K. Konrad empfohlen, dessen Nachfolger. Die Jahre seines Bisthums zählte er von 1150 an. Als ein die Rechte der Kirche entschieden vertretender sittenstrenger Mann konnte U. die Kämpfe, die seine Würde ihm bringen werde, wohl voraussehen, da Besitz und Rechte der Kirche durch das weltliche Fürstenthum schwer bedroht wurden. Dazu war längere Zeit durch einander befehdende Päpste die Einheit der Kirche aufgelöst. Seit dem Beginn seines Bisthums hat er fortwährend über die Zettelungen gottloser Leute zu klagen, welche Besitz und Frieden stören und die er mit Bann und sonstigen kirchlichen Strafen bedroht. Er war eifrig bestrebt, in Manns- und Frauenklöstern das gesunkene geistliche Leben wieder emporzurichten, wobei er seinen Vorgänger B. Reinhard zum Vorbild nahm und demselben auch durch regelmäßige Abhaltung von Diöcesansynoden nacheiferte. Zu Kaiser und Reich stand er treu, soweit dies nur bei seiner kirchlichen Stellung zu Papst Alexander III. möglich war. Und wenn er 1154 versäumte, dem Kaiser seiner Reichspflicht gemäß auf dem Zuge nach Italien zu folgen, so ist Grund, anzunehmen, daß eine ernstliche Rücksicht auf die Sicherheit seiner Stellung dies veranlaßte. Wir hören nämlich im Jahre vorher von einem Aufstandsversuch der Halberstädter Bürger gegen ihn. Auch mochte er schon Grund haben, sein Land bei der Abwesenheit des sächsischen Herzogs vor dessen Eingriffen zu sichern. Jedenfalls wurde der Friede mit dem Könige, der Anfang Mai 1156 zur Sicherung des Landfriedens in Halberstadt erschien, bald wiederhergestellt und blieb hinfort fest und unerschüttert bestehen. Nach dem letzteren Jahre trat wohl das einzige Mal zur Zeit seines bischöflichen Regiments ein solcher Ruhepunkt ein, daß U. es wagen konnte, im Januar 1158 mit Markgraf Albrecht dem Bären von Brandenburg und mit dessen Gemahlin Mathilde eine Pilgerfahrt durch das griechische Reich nach Jerusalem zu unternehmen. Nicht gar lange war er von dieser Fahrt zurückgekehrt, als die von 1159—1177 andauernde Kirchenspaltung Kämpfe heraufbeschwor, in die er alsbald verwickelt wurde. Da er sich nämlich mit der streng kirchlichen Minderheit in Deutschland dem Candidaten der Mehrheit im Cardinalcollegium, Alexander III., anschloß, so wurde er vom Cardinallegaten des Gegenpapstes Victor IV. mit willigst gewährter Hülfe Herzog Heinrich's von Sachsen abgesetzt und excommunicirt. Von Seiten Alexander's III. auch forthin als Bischof von Halberstadt anerkannt, behielt er auch in seinem Stift manche Anhänger, vollzog einzelne kirchliche Acte, hielt sich aber meist in Salzburg auf. Für seinen natürlichen Widersacher Herzog Heinrich von Sachsen war Ulrich's Absetzung sehr erfreulich, denn dieser fand in dem Nachfolger Gero ein gefügiges Werkzeug für seine Absichten und erlangte von ihm die Halberstädter Lehen, die U. nicht hatte vergeben wollen.

Infolge der Vereinbarungen von Anagni und des Friedens von Venedig 1177 wieder als Bischof von Halberstadt eingesetzt und hier mit allen Ehren empfangen, entsetzte er die von Gero geweihten Geistlichen ihrer Würden, während die Abgesetzten zu ihren Kirchen zurückkehrten. Auch gelang es U., entfremdete Besitzungen wieder ans Stift zurückzubringen, wie Schloß Alvensleben und Gatersleben. Alles andere trat aber als unbedeutender zurück hinter der Abrechnung, die mit dem Sachsenherzoge gehalten werden mußte. Unmöglich konnte U. die Halberstädter Lehen in dessen Händen lassen, die er dem Vorgänger abgenöthigt hatte. Als der Bischof sie zurückforderte, Herzog Heinrich aber die Herausgabe hartnäckig verweigerte, während Ulrich's

Forderung der durch den Frieden von Venedig erfolgten Restauration gemäß war, bannte der Bischof den Herzog, der nun seinerseits zum Kampfe schritt. Wiederholt wurde in den verwüstenden Kämpfen die bischöfliche Grenzfeste Hornburg a. d. Ilse zerstört und wieder aufgebaut. Um seine Hauptstadt zu sichern, baute U. in deren Nähe auf einer niederen Stufe des Hoppelbergs die Feste Bischofsheim, auch die neue Burg genannt, deren Lage man noch heute nachweist. Aber auch diese die Bischofsstadt deckende Feste wurde vom Herzog zerstört, doch von U. mit Hülfe seiner Bundesgenossen Markgraf Otto von Meißen und Herzog Bernhard von Anhalt wiederhergestellt. Beide, die allerdings in gleicher Weise von dem Welfen bedroht wurden, standen mit Erzbischof Wichmann von Magdeburg treu zu Bischof U., zugleich standen sie auch fest zum Kaiser. Weniger Ehre brachte dem Bischof das Bündniß mit Erzbischof Philipp von Köln, der, ebenfalls von Herzog Heinrich gekränkt, sich eng an U. anschloß und im J. 1178 mit ihm in Kassel zusammentraf. Denn des Erzbischofs brabantische Hülfsvölker erwarben sich durch ihre wilde Raubgier einen bösen Ruf, so daß es zu besonderem Segen gereichte, daß Ulrich's Freund Wichmann einen Waffenstillstand vermittelte. Auch als nach Abzug der Verbündeten die Feste auf dem Hoppelberge abbrannte und man den welfischen Herzog für den Urheber dieses Zerstörungswerkes ansah, gelang es den Bemühungen desselben Kirchenfürsten, die Wiederaufnahme des Kampfes zu verhüten, indem er im Verein mit den übrigen verbündeten Fürsten seine Mithülfe bei einem abermaligen Aufbau der Burg zusicherte, was auch gehalten wurde. Als nun der sächsische Herzog, um den Bau zu hindern, den Pfalzgraf Adalbert von Sommerschenburg mit einem Heere gegen die das Werk schützenden Fürsten entsandte, erlitt dieser durch Graf Bernhard in einem nicht weit vom Hoppelberg vor dem Harz gelegenen Bruche (dem Westerhäuser) empfindliche Verluste, so daß U. nun ungehindert seine Grenzfeste Hornburg wieder aufbauen konnte. Die erlittene Schlappe und der die kriegerischen Unternehmungen hemmende Winter veranlaßten den Herzog, vielleicht aus politischen Erwägungen, sich mit einem angemessenen Geleite nach Halberstadt aufzumachen und durch demüthige Unterwerfung hier vom Bischof die Lösung vom Bann zu erlangen. Da diese Demüthigung aber keine innerliche war, so gab der Herzog bald neue Gelegenheit zum Streit und der Kampf wurde rücksichtsloser als zuvor geführt. Während von dem eben wiedererstandenen Hornburg aus Einfälle ins Braunschweigische gemacht wurden, entsandte Herzog Heinrich seine Scharen ins Halberstädtische, wo die fast offene Bischofsstadt ohne wirksamen Widerstand erobert und entsetzlich geplündert wurde. Trotz der Vorsicht der Bürger gelang es dem Kriegsvolk, die Stadt anzuzünden, worauf dann die Feuersgluten den Dom, das U. L. Frauenstift und fast sämmtliche Kirchen, Stifte und Klöster verzehrten. Die entmenschten Kriegsleute wütheten gegen Geistliche und Weltliche, Männer und Frauen mit einer solchen gemeinen Lustgier und Rohheit, daß die Zeitgenossen glaubten, unmittelbare Einflüsse dämonischer Mächte, welche die, wie der Erfurter Annalist sagt, von den Furien aufgestachelten Krieger bethörten, annehmen zu müssen. Der Annalist von Kremsmünster mißt dieses Blut- und Zerstörungswerk, das sich in den Morgenstunden des 23. September 1179, eines Sonntags, vollzog, statt den Genossen des eigenen Volkes den Slaven bei. U., ein hochbetagter Greis mit völlig weißem Haar, wurde in der bischöflichen Burg, wohin er sich zurückgezogen, mit zahlreichen anderen Geistlichen und weltlichen Getreuen gefangen genommen. Bis zuletzt hielt er die Reliquien seines Hauptherrn S. Stephan in den Händen, offenbar um damit der Zerstörung durch die Flammen zu wehren. Aber mit den halbverkohlten Heilthümern wurde er

gefesselt vor den Welfen geführt, der sich über das gelungene Vernichtungswerk freute und den bischöflichen Greis weiter nach Artlenburg an der Elbe abführen ließ. Nach der Darstellung des für ihn handgreiflich parteiischen Arnold von Lübeck soll er trotzdem beim Anblick des ermatteten alten Bischofs, seines geistlichen Oberherrn, geweint haben. Seine Gemahlin Machthild aber versah den Gefangenen mit angemessener Gewandung. Als Heinrich in Lüneburg Weihnachten feierte, ließ er dorthin den Bischof vor sich führen, nöthigte ihn zur abermaligen Lösung vom Bann und schrieb ihm die Bedingungen seiner Freilassung vor, die freilich vom Papst und Kaiser als erzwungen nicht anerkannt wurden.

Gegen Anfang des Jahres 1180 in sein Bisthum zurückgekehrt, wirkte U. noch etliche Monde in demselben Sinn und Geiste wie vom Beginn seines oberhirtlichen Waltens an. Dann begab er sich gegen Ende Juni nach dem von ihm besonders gehegten Kloster Huisburg, wo er am letzten Tage des Juli, etwa 85 Jahre alt, verschied und wo auch seine irdischen Reste zur Ruhe gebettet wurden. Heinrich der Löwe überlebte seinen Hauptgegner fünfzehn Jahre. Wieviel aber die Beschwerden, welche Bischof U. wider ihn hatte und die Zerstörung der Bischofsstadt zu seinem Sturze beitrugen, ist theils an sich, theils aus der merkwürdigen Erklärung Kaiser Friedrich's I. über die Gründe für die Verurtheilung des Herzogs bestimmt zu entnehmen. U. war von Jugend auf ein entschiedener und feuriger Vertreter des mittelalterlichen Kirchenthums im Sinne eines Gregor VII. und seines eigenen Vorgängers Bischof Reinhard, und sein scharfer Gegensatz zu Herzog Heinrich ist durchaus nicht aus einer besonderen persönlichen Gereiztheit und Leidenschaft zu erklären. Wenn er aber am späten Abend seines Lebens erklärt, daß die Kämpfe und Empörungen, die ihn vom Beginn seines bischöflichen Waltens an unaufhörlich schreckten, ihn nicht abhalten könnten, als ein treuer Hirt sich der ihm anvertrauten Herde anzunehmen (26. Juni 1180), so zeugen zahlreiche Urkunden dafür, daß er diesem Grundsatze gemäß handelte.

Gesta episcopor. Halberstadens. M. Germ. SS. 23, 107—109; G. Schmidt, Urkdb. d. Hochstifts und der Bischöfe von Halberstadt, besond. Nr. 229—270; 278—293; vgl. 158, 169, 171, 184, 198, 213 f., 221 ff. Ann. Pegav. M. Germ. SS. 16, 260—263; ann. Palid. das. 84—95; ann. Magdeb. das. 191, 194 f.; ann. S. Petri Erfordens. das. 20, 22, 24; ann. Stederb. das. 213; Arnold, chron. Slavorum M. Germ. SS. 21, 134—136; chron. mont. Sereni M. Germ. SS. 23, 151, 156—158; ann. Cremifanens. M. Germ. SS. 9, 546; ann. S. Rudberti Salisburg. breves M. Germ. SS. 9, 758. — Sächs. Weltchronik und Braunschw. Reimchronik, Deutsche Chroniken II, 221 f., 230 f., 498 f. — Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit, 5. Band (vgl. d. Register). — Philippson, Gesch. Heinrich's d. Löwen II, 215 f., 217 f. — Hans Prutz, Heinrich d. Löwe, besond. III, S. 305—324; Derselbe, Kaiser Friedrich I. I, 37, 58, 128, 324; II, 160, 266, 291; III, 32 ff., 36, 69 ff. — Lentz, Halberst. Stiftshistorie, S. 82. — Zeitschr. d. Harzvereins f. Gesch.- u. Alterth.-Kunde IV, 374; V, 324 (Angaben vom Ableben und Begräbniß Bischof Ulrich's im Morilogium Huisburgense). — L. Weiland, Forschungen zur deutschen Geschichte VII, 181 (wo versucht wird, die Demüthigung Herzog Heinrich's vor Bischof Ulrich als Erdichtung hinzustellen).

Ed. Jacobs.

Ulsted: Philipp U. (auch Ulstad oder Ulstedt), Arzt aus Nürnberg, lebte dort und später in Freiburg i. B. in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts als Professor der Heilkunde. Er ist als Mediciner und Alchemist bekannt geworden durch seine Schriften: „De epidemia tractatus“, Basel

1526, und „Coelum philosophorum seu secreta naturae, id est, quomodo ex rebus omnibus quinta essentia paretur“, zuerst 1526 in Straßburg, dann auch an anderen Orten oft gedruckt, auch in französischer (Paris 1544) und deutscher (Frankfurt 1600) Sprache erschienen.

J. Kopp, Geschichte der Chemie IV, 278. 1847. — Ders., Alchemie II, 361. 1886. — Biographie médic. VII, 379. — Biogr. Lexikon der Aerzte VI, 44. 1888. B. Lepsius.

Ultzheimer: Andreas Josua U. (Ulsheimer, Ulßhaimer), Weltreisender, wurde 1578 als Sohn des evangelischen Pfarrers Jacob U. zu Gerstetten im württembergischen Amte Heidenheim geboren. Er besuchte die Lateinschule zu Ulm und erlernte dann daselbst die Wundarzneikunst. Um sich in seinem Fache weiter auszubilden und zugleich fremde Länder und Völker kennen zu lernen, nahm er 1596 bei einem nach Ungarn ziehenden Fähnlein schwäbischer Landsknechte einen Dienst als Feldchirurg an. Er fuhr die Donau abwärts bis Waitzen und betheiligte sich wiederholt an Kämpfen gegen die Türken, namentlich an der Belagerung und Eroberung von Hatvan. Als aber seine Truppe in der unglücklichen Schlacht bei Erlau in die Flucht geschlagen und zersprengt worden war, kehrte er in die Heimath zurück und ging den Winter über in Ulm seinem Berufe nach. Doch bereits im Frühjahr 1597 ließ er sich abermals für den Türkenkrieg anwerben und wohnte der Erstürmung von Papa, sowie mehreren kleinen Gefechten im oberungarischen Tieflande bei. Nachdem er den Winter in Wien zugebracht hatte, wanderte er im folgenden Frühling in Gesellschaft seines jüngeren Bruders Johann Cornelius U. nach Italien. In Livorno erhielt er durch Vermittlung eines Vetters, der dem Großherzog von Toscana als Trabant diente, eine Stellung als Wundarzt der Garnison. Da ihm aber das wenig abwechslungsreiche Leben in dieser Stadt nicht gefiel, entwich er 1599 auf ein im Hafen liegendes friesisches Handelsschiff, das ihn zunächst nach Sicilien und Candia und endlich nach Amsterdam brachte. Daselbst fand er schon nach wenig Wochen Gelegenheit, auf einem Westindienfahrer unterzukommen, der nach Cayenne und den Kleinen Antillen segelte, um Tabak und andere Colonialwaaren einzuhandeln und daneben auch reichbeladene spanische Schiffe zu kapern. Auf der Rückreise litt er bei den Azoren Schiffbruch, rettete sich aber ans Land und kam im Frühjahr 1600 glücklich wieder nach Amsterdam. In den folgenden Jahren fuhr er auf holländischen Schiffen noch zweimal nach Westindien, hauptsächlich nach S. Domingo, einmal nach Brasilien und einmal nach der afrikanischen Westküste. Hier widmete er sich dem Elfenbeinhandel, kämpfte gegen die Spanier auf der Goldküste und unterstützte den schwarzen König von Benin in einem Feldzuge gegen aufständische Häuptlinge. Am Gabunfluß hatte er das Unglück, in die Hände der eingeborenen Menschenfresser zu fallen, doch gelang es seinen Gefährten, ihn durch eine List zu retten. In Amsterdam eingetroffen, trat er in den Dienst der Niederländisch-Ostindischen Compagnie und nahm an einer Fahrt nach Goa theil. Im October 1609 kam er wieder in Holland an. Da er nun der Beschwerden und Gefahren des Seelebens überdrüssig war, begab er sich in die schwäbische Heimath zurück. Zunächst verweilte er einige Zeit bei seinem Bruder, damals deutschem Schulmeister in Schorndorf. Dann verheirathete er sich mit Anna Hosch, der Tochter eines Forstknechts, und ließ sich 1610 in Tübingen als Wundarzt nieder. Hier verfaßte er zwölf Jahre später eine „Warhaffte Beschreibung etlicher Raisen ... in Europa, Africa, Ostindien und America ...“, die seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Das Werk ist in zwei Handschriften in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart (Cod. hist. F 116) und in der

Büchersammlung der Bürgerschule zu Schwelm in Westfalen erhalten. Nach der letzteren hat es W. Crecelius wenigstens theilweise in Birlinger's Alemannia VI (1878), S. 90—126 und VII (1879), S. 97—120 herausgegeben. Es zeichnet sich namentlich durch seine völkerkundlichen Nachrichten aus, die durch Inhalt und Alter gleich bedeutsam sind. Ueber Ultzheimer's fernere Schicksale und das Jahr seines Todes ist nichts bekannt.

Viktor Hantzsch.

Unni, sechster Erzbischof von Hamburg-Bremen von 918—936. Nur Weniges ist von ihm berichtet, und doch stimmen mit Recht die neuesten Darsteller der Kirchengeschichte Hamburgs (Hauck und v. Schubert, siehe unten) darin überein, daß mit U. eine neue Zeit für Hamburg-Bremen begann. Seine Bedeutung liegt darin, daß er die von den beiden ersten Erzbischöfen Ansgar († 865) und Rimbert († 888) begonnene nordische Mission wieder aufnahm. „Von Erzbischof Adalbert dem Großen wird Unni als der dritte und letzte Apostel des Nordens bezeichnet" (Dehio S. 119). Rimbert's drei Nachfolger waren Mönche „von beschränktem Gesichtskreise". Die verheerenden Kriegszüge der Normannen — 880 die Niederlage der Sachsen an der Elbe (s. A. D. B. XXVIII, 616) —, der Obotriten 895, endlich das Vordringen der Ungarn bis Bremen 918 waren die Ursache, daß an eine Fortsetzung der nordischen Mission nicht zu denken war. U. wurde 918 von König Konrad I. zum Erzbischofe ernannt. Freilich hatten noch Volk und Clerus nach alter Weise das Recht der Bischofswahl. Thatsächlich aber stand die Entscheidung bei dem König. Durch Unni's Ernennung bethätigte Konrad I. sein günstiges Urtheil über ihn. Von dem Volk und Clerus war Leidrad, der Bremer Dompropst, gewählt worden. Als derselbe sich bei Hofe vorstellte, reichte jedoch der König den Hirtenstab nicht ihm, sondern seinem ihn begleitenden Kaplan, dem U., obgleich U. von unansehnlichem Aeußeren, jener ein stattlicher Mann gewesen sein soll (Dehio S. 102). Wie gering aber die Aussichten für eine nordische Mission im Todesjahr des Königs (918) waren, geht aus den Worten Adam's von Bremen (bei v. Schubert S. 51) hervor: „Das möge uns genügen, daß alle Dänenkönige noch Heiden waren und trotz aller Thronstreitigkeiten und Kriegszüge noch ein klein wenig von der christlichen Pflanzung Ansgar's übrig geblieben, nicht alles zu Ende war". Damals war das Erzbisthum noch im höchsten Grade gefährdet. In Dänemark hatte König Gorm der Alte dem Theilkönigthum ein Ende gemacht und herrschte über Jütland und die Inseln. Wegen seiner Feindschaft gegen das Christenthum nennen ihn die alten Chronisten auch Worm (vermis), der als Lindwurm die Christen, wo er sie fand, tödtete. Als Heinrich I. bis an die Schlei vorgedrungen war, besiegte er dort Gnuba aus schwedischem Geschlecht. Er mußte sich taufen lassen, wurde aber von Gorm besiegt und getödtet. So wenig war noch Heinrich's Macht gefestigt und schwerlich dort von dem deutschen König eine Mark begründet (so v. Schubert S. 54, auf Grund von Sach und R. v. Liliencron, s. u.). Nach weiterem Vordringen Heinrich's gelang es ihm, „Gorm zum Frieden und zu jährlichem Tribut zu zwingen, und mehr noch, der berüchtigte Feind der Christenheit mußte sich dazu bequemen, deutschen Priestern sein Land zu öffnen und ihrer Predigt Freiheit und Schutz zu geloben. Die Pforten des Heidenthums waren gesprengt, und „angeweht vom Geiste seiner Vorgänger säumte U. nicht, durch sie einzudringen" (Dehio S. 118). Zuvor eilte U. nach Duisburg an den Hof des Königs, um sich der Zustimmung desselben zu seinem Unternehmen zu versichern. Sein rascher Muth erregte Bewunderung; man sieht es daraus, daß in Bremen das ganze Domcapitel ihm das Geleit gab (Hauck III, 80), als er sich nach

seiner Diöcese aufmachte. Dann ergriff er Besitz von dem für seine Diöcese gewonnenen Arbeitsfeld, d. h. von Dänemark und Schweden, Ansgar's und Rimbert's Spuren folgend. Dies wird der Grund gewesen sein, warum U. nicht die von Adalward, dem Bischof von Verden († 833; Dehio, Kritische Ausführungen, S. 62), begonnene Wendenmission, von deren Erfolg übrigens nichts bekannt ist (v. Schubert S. 55), nicht fortsetzte. U. fand in seinem Missionswerke eine willige Unterstützung durch Gorm's Sohn, Harald Blaatand, der zwar noch nicht getauft — erst um 947 ließ er sich taufen (v. Schubert, Chronologische Tabelle) —, doch die Religion der Deutschen zu bekennen erlaubte. U. sammelte in Jütland „die versprengten Reste, deren er also doch noch vorfand, bestellte den verlassenen Kirchen Priester und übergab die neugewonnenen Christen dem Schutze Harald's" (v. Schubert S. 55). Auf den dänischen Inseln, wo noch nie das Evangelium verkündet worden war (Dehio S. 119), stärkte er die gefangenen deutschen Christen (v. Schubert S. 55). Gleich seinem Vorbilde Ansgar fuhr er nun nach Schweden, und zwar nach Birka am Mälarsee, „wo damals König Ring und seine Söhne Erich und Emund herrschten und Unni gastlich aufnahmen, wie nachmals Adam von Bremen von Svein Estridsson vernommen hat. Im Begriff, von Birka heimzukehren, erkrankte Unni und starb daselbst am 17. September 936. Sein Haupt aber brachten die Jünger nach der Heimath zurück und setzten es vor dem Hauptaltar des Bremer Domes bei; der Hügel aber, unter dem zu Birka sein Körper ruhete, blieb noch lange den nachlebenden Geschlechtern eine geweihte Stätte" (Dehio S. 119). „Die hamburgische Kirche hat das Gedächtniß an Unni treulich gehegt. Adam von Bremen's Erzählung giebt ein Bild seiner Persönlichkeit: er war ein Mann klein von Gestalt, aber immer voll freudigen Muthes . . . . Unni fehlte in Einem: der Gedanke an die nordische Mission drängte den an die Wendenmission ganz in den Hintergrund. Dies war nothwendiger, denn die Wenden gehörten zum Reich; die Dänen und Schweden waren Fremde" (Hauck III, 82). Warum wir uns diesem letzten Urtheil über U. nicht anschließen mögen, der eben in Ansgar's Fußstapfen ging, und Zeuge von Adalward's Mißerfolg gewesen war, ist oben angedeutet.

Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 3. Theil. Leipzig 1896. — G. Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen, 2 Bde. Berlin 1877. — H. v. Schubert, Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins I. Kiel 1907. — A. Sach, Das Herzogthum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung, 1. Abth. Halle 1896, S. 54 ff. — R. von Liliencron, Der Runenstein von Gottorp. Kiel 1888, S. 9 ff. — R. Ballheimer, Zeittafeln zur Hamburger Geschichte. Programm d. Gelehrtenschule d. Johanneums. Hamburg 1895. 1898 (enthält vielfache Abdr. d. Quellen).

W. Sillem.

Unverdorben: Otto U., der Entdecker des Anilins, wurde zu Dahme in der Mark Brandenburg am 13. October 1806 geboren, † am 27. December 1873. Die Mutter Elisabeth U., geb. Stuck, die nach dem im J. 1812 erfolgten Tode des Vaters Johann Gottlieb U. dessen Bank- und Materialwaarengeschäft fortführte, ließ dem strebsamen Knaben eine sorgfältige Erziehung durch Privatunterricht zu Theil werden. Die Neigung zu chemischen und pharmaceutischen Dingen, welche wohl durch die Waaren des väterlichen Geschäftes erweckt wurde, veranlaßte ihn, eine höhere Schule zu Dresden zu besuchen und im J. 1824 in das bekannte pharmaceutische Lehrinstitut von Trommsdorff in Erfurt einzutreten. Als er dann seine chemischen Studien in Berlin namentlich unter der Leitung von Heinrich Rose vollendet hatte,

kehrte er 1828 nach Dahme zurück, um sich im elterlichen Hause ein eigenes Laboratorium einzurichten. Im J. 1833 übernahm er selbst das väterliche Geschäft, welches er bis zu seinem Tode mit günstigstem Erfolge geführt hat. Zugleich widmete er sich mit Interesse der Landwirthschaft; er kaufte 1848 das in der Nähe gelegene Rittergut Glienig, um es selbst zu bewirthschaften und die daselbst befindlichen ergiebigen Mergelgruben erfolgreich auszubeuten.

Unverdorben's chemische Arbeiten fallen in die Jahre 1824—1830 und sind sämmtlich in dem Trommsdorff'schen Journal der Pharmazie veröffentlicht; es sind eingehende und sorgfältige Untersuchungen sehr verschiedenartiger Substanzen, wie der Flußsäure, der Mangansäure, der Oelsäure, des Terpentinöls, der Bernsteinsäure, des Quajac- und des Benzoëharzes und anderer Stoffe.

Von besonderer Wichtigkeit sind seine in den Jahren 1826—1828 ausgeführten Untersuchungen über die Producte der trockenen Destillation und über das Verhalten organischer Körper bei höherer Temperatur, denen die Chemie eine Reihe interessanter stickstoffhaltiger Verbindungen verdankt. So isolirte er aus dem sogen. Dippel'schen Oele, welches durch die Destillation von Knochen gewonnen wird, vier später als Pyridinbasen bekannt gewordene neue alkalische Flüssigkeiten.

Auch der Indigofarbstoff wurde einer trockenen Destillation unterworfen und auch hier gelang es ihm, eine eigenthümliche Flüssigkeit abzuscheiden, die von öliger Beschaffenheit war, aber die Eigenschaft hatte, sich mit Säuren zu schön krystallisirenden Salzen zu vereinigen, weshalb er sie mit dem Namen „Krystallin" bezeichnete. Bald darauf, 1834, fand Runge unter den Destillationsproducten des Steinkohlentheers einen ähnlichen Körper, der mit Chlorkalk eine blaue Färbung gab und deshalb „Blauöl" oder „Kyanol" genannt wurde, und im J. 1840 fand Fritzsche beim Behandeln von Indigo mit Natron eine ölige Base, der er nach der portugiesischen Bezeichnung des Indigo den Namen „Anilin" gab. Endlich gewann Zinin 1842 eine ähnliche Verbindung durch Einwirkung von Wasserstoff auf nitrirtes Benzol, welche er „Benzidam" nannte. Die Identität dieser vier verschieden benannten öligen Flüssigkeiten wurde im folgenden Jahre durch die classischen Untersuchungen A. W. Hofmann's über die organischen Basen des Steinkohlentheers nachgewiesen und somit festgestellt, daß U. der erste Entdecker des Anilins ist, eines Oeles, dem die moderne Chemie ihre überraschende Farbenpracht hauptsächlich verdankt.

Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch II, 1159. 1863.

B. Lepsius.

V.

Vaudémont: Karl Thomas Prinz V., kaiserlicher Feldmarschall, wurde 1670 als Sohn des Gouverneurs des spanischen Besitzes in Italien, Fürsten Karl Heinrich v. V., geboren. Er trat im J. 1689 in kaiserliche Dienste, focht in Ungarn, und im J. 1691 war es der einundzwanzigjährige Prinz, der die Siegesbotschaft von Szlankamen nach Wien bringen durfte. Der Kaiser ernannte ihn noch in demselben Jahre zum Inhaber des Cürassierregiments Prinz Holstein, welch letzterer in der Schlacht bei Szlankamen gefallen war. 1692 zum Generalmajor und 1695 zum Feldmarschalllieutenant befördert, wurde er 1696 in der Schlacht bei Olasch im Kampfe gegen die Türken verwundet. Nach seiner Wiederherstellung 1697 wurde V. mit einem starken Cavalleriedetachement in die insurgirten Gegenden Oberungarns entsendet. Mitte Juli traf er bei Tokay ein und fand die ganze Gegend in vollem Aufruhr. Ohne die geplante Vereinigung mit den brandenburgischen Truppen abzuwarten, ließ er 500 Dragoner und 400 Cürassiere absitzen und vertrieb die Rebellen nach kurzem Kampfe aus Tokay; am 17. Juli eroberte er ebenso Sàros-Patak im ersten Anlaufe und es gelang hauptsächlich seinem Muthe, den Aufstand vollständig zu localisiren.

In der siegreichen Schlacht bei Zenta am 11. September 1697 commandirte er das zweite Treffen und wurde für seine besonderen Verdienste in dieser Schlacht durch ein kaiserliches Handschreiben ausgezeichnet und zum General der Cavallerie ernannt. Noch im October desselben Jahres machte er freiwillig den Streifzug des Prinzen Eugen nach Bosnien mit und begleitete letzteren auch am 17. November bei seinem feierlichen Einzuge in Wien. Er nahm an allen wichtigen Conferenzen Eugen's regen Antheil. Der Ausbruch der spanischen Successionsdifferenzen trennte Vater und Sohn nun auch der Gesinnung nach. Karl Heinrich blieb in Mailand und huldigte Philipp von Anjou, der Sohn aber hielt fest an seinem Eide zum Kaiser. Man hat aus diesem Umstande die Treue Karl Heinrich's für seinen bourbonischen Herrn zu verdächtigen gesucht und die Vermuthung aufgestellt, er habe durch die Belassung seines Sohnes in kaiserlichen Diensten sich einen Rückzug auf kaiserliche Seite offen halten wollen. Zeitgenössische Schriftsteller wissen nichts von dieser Vermuthung, sie erzählen im Gegentheile von der tiefen Kluft, die sich aufgethan zwischen Vater und Sohn um der politischen Meinung willen, und Karl Thomas ist wahrlich nicht der Mann gewesen, sich durch irgend Jemanden und wäre es auch der eigene Vater, abwendig machen zu lassen von

dem Wege, den er für den rechten erkannte. Ein zeitgenössischer Schriftsteller sagt von dem tapfern Prinzen: „Er war beherzt mit seiner temperirten Hitze, verständig ohne Affection, hassete sein eigenes Interesse, um einer Treue gegen den Kaiser nachhängen zu können.“ Die wenigen Worte vermögen es besser als die weitestgehenden Charakterstudien, das hehre Band der edlen Freundschaft zu erklären, die Karl Thomas so eng verknüpfte mit dem Prinzen Eugen, mit dem Manne, dessen ganzes Leben auch nichts anderes war als hingebende Treue für das habsburgische Kaiserhaus.

Schon bei Beginn des spanischen Successionskrieges wurde V. mit dem Commando der im Lager bei S. Martino zurückbleibenden Truppen betraut. Am 31. October desselben Jahres überschritt V. mit seinem Detachement die Adda, wendete sich nach Albignano und es gelang ihm, völlig unbemerkt den Ort zu erreichen. Drei feindliche Cavallerieregimenter wurden von ihm vollkommen überrascht, geworfen und zersprengt; mehrere Officiere und 300 Mann fielen, 55 Mann wurden gefangen, 11 Standarten und ein paar Heerpauken erobert, 400 Pferde und fast die ganze Officiersbagage erbeutet. Sein eigener Vater entzog sich bei dieser Affaire nur durch die Flucht der Gefangenschaft. Im J. 1702 erstürmte Karl Thomas auf dem Rückmarsche von Cremona den wohlbefestigten Ort Bussetto, den Villeroy zum Schutze des Po-Ueberganges hatte besetzen lassen, nahm 152 Mann gefangen und erbeutete 6000 Säcke Hafer. — An dem siegreichen Ausgang der Schlacht von Luzzara nahm V., als die Infanterie Starhemberg's bereits geworfen und durchbrochen war und die Gefahr auf das äußerste stieg, durch seinen glänzenden Cavallerieangriff gegen den rechten Flügel der Franzosen den ruhmvollsten Antheil. 1703 war er Commandant der um Revere versammelten Truppen. Beim Ueberfall der Kaiserlichen auf das Corps Albergotti bei S. Pellegrino und Finale di Modena am 11. Juni führte er persönlich mit dem Pallasch in der Faust seine Cürassiere mitten in das Lager der ahnungslosen Franzosen, zerstreute die Truppen Albergotti's und hierauf jene Murcy's, welcher zu spät zur Verstärkung heranrückte. — Nach seiner im Februar erfolgten Beförderung zum Feldmarschall berief ihn Eugen, welcher das größte Vertrauen in Vaudémont's Führertalent setzte, zur Uebernahme des Corps Trauttmansdorff nach Revere. Auf seiner Reise dorthin hatte V. noch die Republik Genua, die Herzoge von Lucca, Massa und Modena aufgesucht, um sie für die kaiserliche Sache günstig zu stimmen. V. räumte mit seinem Corps das rechte Po-Ufer und zog seine Truppe in Ostiglia zusammen. Dort mußte Prinz Eugen mit schweren Herzen V. den Auftrag geben, die Früchte eines zweijährigen ruhmreichen Krieges infolge mangelhafter Verbindungen und Ressourcen aufzugeben. In dieser für einen heldenmüthigen und entschlossenen Commandanten so traurigen Lage ereilte den Prinzen V. am 12. Mai 1704 in Ostiglia im 34. Lebensjahre der Tod. Nach einem kurzen Krankenlager raffte ihn das Fieber der Malaria dahin.

Acten des k. und k. Kriegsarchivs. — Feldzüge des Prinzen Eugen, herausgegeben vom k. und k. Kriegsarchiv. — Gauhe, Historisches Helden- und Heldinnen-Lexikon.
Sommeregger.

Vautier: Benjamin V., Maler, wurde am 27. April 1829 in Morges am Genfer See geboren und kam schon in früher Jugend nach Genf, wo er sich, anfangs unter schwierigen Verhältnissen, eifrig dem Kunststudium zu widmen begann. Zunächst war er einige Jahre als Emailmaler für Schmucksachen thätig, besuchte dann 1849 das Atelier des Genfer Historienmalers Lugardon und ging zu seiner weiteren Ausbildung 1856 nach Düsseldorf, wo er ein Jahr lang Schüler von Rud. Jordan wurde. Nach den stillbeschaulichen

Tagen der dreißiger Jahre, nach den mondbeglänzten Zaubernächten der Romantik wehte in der aufblühenden Rheinstadt jetzt ein anderer Wind. Mit dem Frühlingssturm des Jahres 1848 war eine neue Zeit angebrochen. Sie brachte die Gleichstellung der Bauern mit allen anderen Staatsbürgern durch ihre Befreiung von Hörigkeit und Frohnden. Mit dieser politischen Rangerhöhung gewann der Bauer auch ein erhöhtes Interesse als Object für die künstlerische Darstellung. Die Bauernmalerei nahm einen Aufschwung, wie er in der Kunstgeschichte noch nicht dagewesen war. Schnell hintereinander erstanden in dem Schwaben Knaus, dem Schweizer Pfarrersohn V. und dem Tiroler Alpensohn Defregger ihre glänzendsten Vertreter. Wohl hatten sich auch früher schon hin und wieder die Künstler mit Bauern, Arbeitern usw. beschäftigt, aber doch nur oberflächlich und nebensächlich. Die wenigsten gingen selbst wirklich ins Volk; sie konnten es also auch nicht kennen. Eine gründliche Kenntniß des darzustellenden Gegenstandes ist aber die erste Bedingung allen künstlerischen Schaffens. Darum sind in der Darstellung des Volkes diejenigen Künstler am bedeutendsten, die selbst aus ihm hervorgegangen, mit ihm gelitten und gestritten haben.

So kam es auch V. sehr zu statten, daß er auf dem Lande geboren, mitten unter dem freiheit-stolzen schweizerischen Landvolk aufwachsend, mit ihm erzogen täglich in innigem Verkehre stand. Auch später kehrte er zur Sommerzeit häufig nach seiner Heimath zurück, um seine Studien andauernd aufs neue zu bereichern und zu vervollkommnen. Den Werth dieses Bildungsganges zeigten gleich seine ersten Arbeiten. Er schilderte zunächst seine eigenen Landsleute im Berner Oberland mit ihrer herrlichen Natur, mit ihrer gemüthvollen Sinnigkeit, mit ihrem starken Selbständigkeitsgefühl. Um seine technische Ausbildung zu vollenden, ging er 1856 noch einige Zeit nach Paris, doch fand er hier nicht den rechten Boden und kehrte bald nach Düsseldorf zurück, wo er nunmehr, mit allen Mitteln des künstlerischen Könnens ausgerüstet, sein erstes Bild aus dem Volksleben malte: das Innere einer schweizerischen, von Andächtigen besuchten Dorfkirche. Hiermit errang der junge Künstler auf der historischen Ausstellung von 1858 in München einen großen durchschlagenden Erfolg und damit sofort seinen Platz neben seinem längst berühmten Meister Ludwig Knaus. In späteren Werken zeigte er dann, daß er mit diesem auch die glückliche Begabung eines frischsprudelnden Humors gemein hatte. Nachdem er noch mehrere Bilder, zu denen er seine Motive aus der Schweiz entnommen, verfertigt hatte, versenkte er sich mit Vorliebe in das Studium des Lebens der schwäbischen Bauern, besonders der Schwarzwälder, mit ihrer behäbigen und heiteren Gemüthlichkeit, die seinem eigenen Wesen so recht zusagte. Er fand hier ein so unerschöpflich reiches Studienmaterial, daß er nur noch selten auf seine schweizerische Heimath zurückkam. Den Hauptwerth legte er in seinen Bildern auf die Tiefe, Feinheit und Mannichfaltigkeit der Charakteristik; er wollte in erster Linie Seelenmaler sein. Darum gab er auch ganz sich selbst. Seine Werke blenden nicht durch die coloristischen Vorzüge seiner Palette, aber sie fesseln durch den geistigen Inhalt einer vornehmen Anschauungsweise, in der sich die Feinheit und Tiefe der Empfindung spiegeln. Deshalb werden seine Bilder bei längerer Betrachtung, bei näherer Bekanntschaft immer mehr gewinnen; es spricht aus ihnen die liebenswürdige Persönlichkeit, die in seltener Harmonie den vortrefflichen edlen Charakter des Menschen mit den hervorragenden Eigenschaften des großen Künstlers zu unzertrennlicher Einheit verband.

In dem Bilde „Auction in einem alten Schlosse“ verwendete er noch schweizerische Typen, während das dramatisch bewegte Motiv des nächsten

Bildes „Kartenspielende Bauern“, die von ihren aus der Kirche heimkehrenden Frauen im Wirthshause überrascht werden (1862, im städtischen Museum zu Leipzig), als das erste dem Schwarzwald entnommen ist. Ebenso wie das folgende „Sonntag Nachmittags in einem schwäbischen Dorfe“ (1864, Museum zu Troppau), eine drollige Scene, in der Bauernburschen sich mit täppischer Schüchternheit an eine ihnen gegenüber am Waldesrand gelagerte Mädchengruppe heranzumachen suchen, ist es direct dem Volksleben abgelauscht. In mehreren seiner nächsten Bilder zeigte dann der Künstler, daß er auch den Ernst des Lebens in seiner ganzen Tiefe zu schildern verstand. Dem Bilde „Der Bauer und der Makler“, der jenen zum Verkauf seines Besitzes zu verleiten sucht (1865, Museum zu Basel), folgten der „Leichenschmauß“ nach der Beerdigung im Hause des Verstorbenen (1865, im städtischen Museum zu Köln), „Der Abschied eines jungen Bauern von seiner sterbenden Frau“ und die „Fahrt über den Brienzersee zum Begräbniß“; ferner „Begräbniß auf dem Lande“ (1872), „Am Krankenbett“ (1873, Berliner Nationalgalerie), „Die Verhaftung“ (1879), „Der verlorene Sohn“ (1885, Kunsthalle in Hamburg), „Die bange Stunde“ (1887). Doch seine heitere Gemüthsart führte ihn immer wieder zu den Motiven zurück, in denen ein liebenswürdiger, schalkhafter Humor den Grundton angibt. So schmeichelte er sich namentlich mit der „Ersten Tanzstunde“ (1868, in der Berliner Nationalgalerie), worin mit feinster Charakteristik die Schalkhaftigkeit und Anmuth der Schwarzwälder Schönen in ihrer ganzen Jugendfrische geschildert werden, in das Herz aller Menschenfreunde ein. Ebenso bekannt geworden ist der „Toast auf die Braut“, eines der wenigen Bilder des Künstlers mit Figuren in Rokokokostümen; dann aber auch vor allem das „Zweckessen“, das in vollem Glanze die erprobte Kraft einer vielseitigen Charakteristik an einer großen Zahl von Figuren und die vollkommene Beherrschung des Ausdrucks aller menschlichen Empfindungen und seelischen Stimmungen bekundet.

Noch eine lange Reihe ausgezeichneter Werke legt Zeugniß ab für die Schaffensfreudigkeit des Künstlers, so unter anderem: „Abschied der Braut vom Elternhause“ (1875), „Tanzpause in einem schwäbischen Wirthshause (1878, in der Dresdener Galerie), „Gemeinderathssitzung“ (1876), „Gang zur Civiltrauung“ (1877), „Schwarzer Peter“ (1883), „Das entflohene Modell“ (1886), „Ein neuer Weltbürger“ (1888), „Poststube“, „Processirende Bauern“, „Auf dem Standesamt“ (1889), „Ein Gast im Herrenstübl“ (1890), „Verlassen“ (1892, Museum in Breslau), „Ein williges Modell“ (1895), „Auf dem Jahrmarkt“ (1896).

Außerdem hat V. auch als Illustrator eine reiche Thätigkeit entfaltet und darin nicht weniger seine eminente Begabung für das Erfassen des echten Volkscharakters ausgeprägt. In den Zeichnungen zu Immermann's „Oberhof“, zu Auerbach's „Barfüßele“, zu Goethe's „Hermann und Dorothea“ u. a. m. hat er eine erstaunliche Fülle lebenswahrer Gestalten geschaffen. Dem glücklich-harmonischen Erdenwallen des ausgezeichneten Künstlers war dann auch ein beneidenswerther Abschluß beschieden; ohne die naturgemäße Erlahmung des Alters betrauern zu müssen, durfte sich der von allen hochverehrte Mann nach vollauf verbrachtem Tagewerk zur Ruhe legen. Er starb zwei Tage vor seinem 69. Geburtstage, am 25. April 1898. In seinem Lebenswerk hat er sich ein unvergängliches Ruhmesdenkmal gesetzt. Außer vielen ehrenvollen Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, wurde ihm auch der Titel „Königlicher Professor“ verliehen, obwohl er nie die Ausübung eines akademischen Lehramts übernahm. Als er 1850 auf den Rath eines Freundes von Genf nach Düsseldorf übersiedelte, fand er auf Grund der vorgewiesenen Studien

vor Schadow's Augen keine Gnade und damit auch keine Aufnahme in die Akademie. Erst nach einigen Monaten gelang es ihm, dieses Ziel zu erreichen. Die Akademie befand sich damals stark im Niedergang, und der junge strebsame Künstler verließ sie sehr bald wieder; aber diese frühe Erfahrung mag für seine Entwicklung ebenso wie für seinen Lebensgang bestimmend gewesen sein. V. war einer der Ersten unter den freien Meistern in Düsseldorf, die nicht in Beziehungen zur Akademie traten, und ebensowenig hat er eine umfangreiche private Lehrthätigkeit ausgeübt. Aber um so größer war und bleibt der Einfluß seiner Werke, die ganz den freien Meister geben und die darum eine so eindringliche Sprache des Herzens reden.

Eduard Daelen.

Versen: Maximilian von V., königlich preußischer General der Cavallerie, einer alten in Pommern ansässigen Officiersfamilie entstammend, wurde am 30. November 1833 auf dem Gute Wurchow bei Neustettin geboren, in den Cadettenhäusern Potsdam und Berlin erzogen, kam am 7. Mai 1851 zum 1. Garde-Ulanenregimente in Potsdam und wurde in diesem am 18. Januar 1853 Officier. Schon im Sommer 1855 wurde er Regiments-, und 1858 Brigade-Adjutant. Als solcher kam er nach Berlin, wo er nebenher als Hospitant am Unterrichte der Allgemeinen Kriegsschule (alsbald Kriegsakademie) theilnahm. In dieser Zeit begann im Officiercorps die Lust an Hindernißrennen Wurzel zu schlagen; V. widmete sich ihm mit Lust, vielem Eifer und großem Geschick; er hat es bis zuletzt, durch eine kleine, zierliche Figur begünstigt, mit voller Hingebung betrieben und gefördert. Im Sommer 1865 wurde er Rittmeister und Eskadronchef, aber kurz vor Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 erfolgte seine Versetzung als Hauptmann zum Generalstabe. Als solcher hat er bei der zur Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen gehörenden Cavalleriedivision des Generals v. Hartmann (s. A. D. B. X, 691) den Feldzug in Böhmen mitgemacht. Sie spielte keine glänzende Rolle. Die Schuld trug, neben den damals maßgebenden Ansichten über Cavallerieverwendung, der Commandeur, mit dessen Anordnungen V. vielfach nicht einverstanden war. Diesem trug ein glückliches Gefecht am 15. Juli bei Rokeinitz, das einzige, das er mitmachte, den Orden pour le mérite ein.

Als der Friede geschlossen war, verblieb er bei den preußischen Besatzungstruppen in Dresden. Hier reifte in ihm der Gedanke, neue Kriegserfahrungen außerhalb Europas zu suchen. Schon zwei Mal hatte er sich vergeblich bemüht, die Genehmigung zu einem derartigen Versuche zu erlangen, zur Theilnahme am nordamerikanischen Bürgerkriege und an dem französischen Unternehmen in Mexiko. Im Februar 1867 erhielt er die Erlaubniß, seiner Bitte gemäß nach Paraguay gehen zu dürfen, wo der Dictator Lopez mit Brasilien Krieg führte. Aber seine Absicht, an diesem theilzunehmen, verwirklichte sich nicht. Nachdem er unter vielen Fährlichkeiten sein Reiseziel, das Hauptquartier des Dictators, erreicht hatte, ließ ihn dieser, der überall Verrath und Spionage witterte, verhaften, und erst nach achtzehnmonatlicher Gefangenschaft, in der er wie ein schlimmer Verbrecher behandelt worden war, gelang ihm die Flucht nach Argentinien. Im Sommer 1869 kam er auf dem Wege über Chile und quer durch Nordamerika im Vaterland wieder an. Seine Erlebnisse hat er in zwei Büchern geschildert: „Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg“ (Breslau 1872) und „Transatlantische Streifzüge. Erlebnisse und Erfahrungen aus Nordamerika“ (Leipzig 1876).

Alsbald von neuem im Generalstabe angestellt, kam er zum V. Armeecorps, welches General v. Steinmetz befehligte, nach Posen, doch wurde diese Verwendung im Frühjahr 1870 durch eine Entsendung nach Spanien unter-

brochen, wo man sich mit der Thronfolge des Erbprinzen von Hohenzollern beschäftigte, und bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich wurde er Generalstabsofficier der 4. Cavalleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen (Vater), welche zur III., der vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm commandirten, Armee gehörte. Viel Glück hatte er auch in diesem Feldzuge nicht. Durch den Generalstabschef, General v. Blumenthal, in zweiter Linie festgehalten, wollte der Prinz am Morgen des 6. August mit der Division, um in das zur Schlacht von Wörth sich entwickelnde Gefecht einzugreifen, auf den Kanonendonner zu marschiren. Versen's Bedenken gegen ein solches Nichtbefolgen der erhaltenen Weisungen hielten ihn davon ab, und als am nächsten Tage die Division zur Verfolgung vorgeschickt wurde, ward diese bald eingestellt, weil es zu spät und die Fühlung mit dem Feinde bereits verloren gegangen war. Nun blieb die Division vor der Front, und ihre Regimenter leisteten auf dem Marsche gegen Sedan vorzügliche Dienste (Cardinal v. Widdern, Verwendung und Führung der Cavallerie im Jahre 1870, V S. 293. Berlin 1904). In der Schlacht vom 1. September wurde V. durch einen Granatsplitter schwer am Fuße verwundet und mußte nach Deutschland zurückkehren. Ende November war er wieder bei der Division, gerade früh genug, um an dem Loirefeldzuge theilnehmen zu können (Fr. Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire IV, Berlin 1893). Aber schon in den letzten Tagen des December erkrankte er sehr schwer an den Pocken. Damit war seiner Thätigkeit im Felde ein Ziel gesetzt. Sie hatte ihm das Eiserne Kreuz 1. Classe eingetragen. Nach Friedensschluß wurde er etatsmäßiger Stabsofficier im Thüringischen Husarenregimente Nr. 12 in Merseburg, zu dessen Commandeur er 1874 ernannt ward. Hier blieb er, bis er im December 1882 an die Spitze der 14. Cavalleriebrigade in Düsseldorf berufen ward, eine Stellung, die er im März 1884 mit der gleichen bei der 2. Garde-Cavalleriebrigade in Potsdam vertauschte. Im April 1888 folgte die Ernennung zum Commandeur der 8. Division in Erfurt und dann in raschem Wechsel im März 1889 die zum Commandeur der Cavalleriedivision des XV. Armeecorps in Metz, im December des nämlichen Jahres die zum Commandeur der Garde-Cavalleriedivision in Berlin. Wiederum nur für ganz kurze Zeit. Denn schon am 24. März 1890 wurde er zum commandirenden General des III. Armeecorps in Berlin ernannt und am 27. Januar 1892 schloß sein Aufsteigen auf der Rangleiter, deren Sprossen er seinem jedesmaligen Dienstverhältnisse entsprechend beschritten hatte, mit der Beförderung zum General der Cavallerie ab. Ein Jahr darauf begann er zu kränkeln, legte sich aber keinerlei Schonung auf und starb am 1. October 1893 zu Berlin.

General von Versen. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Generalmajor Freiherrn v. Werthern. Berlin 1898.

B. v. Poten.

Versing: Anna V.-Hauptmann, berühmte Schauspielerin, wurde am 2. October (nach Oettinger's Moniteur des Dates am 14. October) 1834 in Mainz geboren. Ihr Vater war der bekannte Baritonist und Bassist Wilhelm Versing, ihre Mutter die hervorragende Schauspielerin Auguste Lauber. Im folgenden Jahre kam sie mit ihren Eltern nach St. Petersburg, woselbst sie bis 1846 blieb und ihre Erziehung in einem der ersten Mädcheninstitute erhielt. Schon damals äußerte sie den Wunsch, sich gleichfalls der Bühne widmen zu dürfen, der aber vorerst noch unberücksichtigt blieb. Erst als sie dreizehn Jahre zählte, gab die Mutter den Bitten der Tochter nach und übernahm nun selbst ihre Ausbildung. Anna debütirte mit großem Erfolge in Olmütz 1849 und erhielt bald darauf ein Engagement am ständischen Theater in Prag. Von 1850—52 war sie am Theater in Brünn thätig, verließ dann

aber die Bühne, um sich mit dem Buchhändler Hauptmann zu verheirathen und nun ganz ihrer Familie zu leben. Wiederholt lehnte sie glänzende Anträge, die sie nach Wien, Berlin und Hannover riefen, ab, bis dann plötzlich (1859) der alte Drang zur Bühne mit erhöhter Kraft in ihr erwachte. Nach einem erfolgreichen Gastspiel in Frankfurt a. M. trat sie sofort in den Verband des dortigen Theaters ein. Ihre Wirksamkeit neben Fanny Janauschek, welche damals in Frankfurt die erste Rolle spielte, wurde durch diese mehr oder weniger in den Schatten gestellt, so daß Anna V. ihren Vertrag zu lösen suchte. Da indeß ihre Bemühungen dieserhalb fruchtlos blieben, benutzte sie die unfreiwillige Muße, welche ihr die Nichtverwendung in Frankfurt bereitete, zu Gastspielen in Breslau, Wien, Pest, Brünn, Magdeburg, Berlin, Leipzig und anderen großen Städten. In Wien, wo sie 1860 im Hofburgtheater die Jeanne d'Arc, die Maria Stuart, die Adrienne Lecouvreur spielte, fand sie den ungetheilten Beifall des Hofes und des Publicums; da sich aber die Kritik ablehnend gegen sie verhielt, mußte Director Laube unter dem Druck der Presse von dem beabsichtigten Engagement der Künstlerin absehen. In Coburg, wo ihr Spiel gleichfalls ungetheilte Anerkennung fand, wurde sie sofort (1861) auf Lebensdauer engagirt und gleichzeitig zur Vorleserin der Herzogin ernannt. Als sie aber im Winter 1864/65 einen fünfmonatigen Urlaub zu einem Gastspiel in St. Petersburg benutzt hatte und nach Coburg zurückkehrte, fand sie die dortigen Verhältnisse derart verändert, daß ihr das lebenslängliche Engagement unerträglich wurde und sie ihre Entlassung erbat, die sie auch erhielt. Sie begab sich zunächst wieder auf Gastspielreisen und trat dann 1867 in den Verband des deutschen Theaters in Prag, dem sie bis 1879 angehörte. Sie hatte wohl selbst ihre Stellung erschüttert und zog es daher vor, Prag zu verlassen. Nachdem sie vorübergehend am Wiener Stadttheater und kurze Zeit in Hamburg thätig gewesen, wagte sie schließlich eine Gastspielreise nach Amerika, die ihr aber keine glänzenden Erfolge, wohl aber manche Enttäuschung eintrug. Heimgekehrt nach Europa, ließ sie sich dauernd in Prag nieder, wo sie, zurückgezogen von der Bühne, nur ihrer Familie lebte. Noch hatte sie den Verlust ihres Gatten zu beklagen, und nicht lange danach, am 8. September 1896, folgte sie ihm im Tode nach.

Anna V. hat als Schauspielerin die allerverschiedenste Beurtheilung erfahren, aber gerade diese läßt den Schluß zu, „daß die Künstlerin ihre Aufgaben häufig befriedigend zu lösen verstand". Unbestritten bleibt ihr das Verdienst, überall, wo sie auch immer auftrat, das Interesse für das classische Drama geweckt oder belebt zu haben. Auch als Dichterin ist Anna V. hervorgetreten. Schon 1861 gab sie ein Bändchen lyrischer „Gedichte" heraus, dem sie zwanzig Jahre später ihre „Jugendlieder und Lebensbilder" (1881) folgen ließ. Ein Band „Novellen" (Aus meinem Frauenleben. — Die Philosophie. — Carla Colomba) erschien 1866, und ein Drama „Verwirrt und gelöst" wurde 1877 am Deutschen Landestheater in Prag aufgeführt.

Wurzbach's Biogr. Lexikon L, 155. — Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, 1. Jahrg. 1896, S. 344. — Böhmens deutsche Poesie und Kunst, 6. Jahrg. 1896, S. 1313. — Die deutsche Schaubühne, 3. Jahrg. 1862, S. 80 und 7. Jahrg. 1866, Heft 10.

Franz Brümmer.

Versmann: Johannes Georg Andreas V., hamburgischer Senator und Bürgermeister, wurde am 7. December 1820 als dritter Sohn des Apothekers Johann Ernst V. in der Hamburger Vorstadt St. Pauli geboren. Auf einer Vorschule, dem Christianeum zu Altona und dem „akademischen Gymnasium" zu Hamburg vorbereitet, studirte V. zunächst in Jena seit Ostern 1840 zwei

Jahre lang Naturwissenschaften und Medicin, dann in Göttingen und Heidelberg Jurisprudenz. Nachdem V. am 26. August 1844 zum Dr. jur. promovirt worden war, ließ er sich in Hamburg als Advocat nieder und gelangte hier in wenigen Jahren zu einer angesehenen Stellung unter den Hamburger Anwälten. Er betheiligte sich rege am öffentlichen Leben, insbesondere während der Märztage des Jahres 1848, als es sich um die Neugestaltung der hamburgischen politischen Verhältnisse handelte. Mit zwei jüngeren Brüdern schloß er sich der schleswig-holsteinischen Armee als Freischärler an, er gerieth im Gefecht von Bau am 9. April 1848 in dänische Gefangenschaft, wurde jedoch infolge des Malmöer Waffenstillstandes in Freiheit gesetzt. In die Constituante gewählt, schloß er sich der radicalen Mehrheit an; am 14. December 1848 wurde er zweiter Vicepräsident der Versammlung, drei Monate später ihr Präsident. An dem Entstehen des eigentlichen Verfassungswerkes hatte V. keinen unmittelbaren Antheil, aber er identificirte sich durchaus mit dem Verfassungsentwurfe der Constituante. Seit 21. August 1851 gehörte V. dem neugegründeten Handelsgericht als Vicepräses an. Am 14. Mai 1853 verheirathete er sich mit Thekla Stammann. Zu Anfang 1859 betheiligte er sich an den Kundgebungen zu Gunsten der Verfassung von 1850, obwohl seine politischen Gesinnungen mit den Jahren gemäßigter geworden waren. Am 18. März 1859 wurde V. zum Präses des Handelsgerichts gewählt, vom Mai bis December desselben Jahres nahm er als hamburgischer Bevollmächtigter an den Conferenzen zur Berathung eines gemeinsamen deutschen Seerechts in Hamburg theil. Am 6. December 1859 wurde V. provisorisch, wenige Tage später definitiv zum Vorsitzenden der ersten gewählten Bürgerschaft gewählt. Er trug sehr wesentlich dazu bei, daß eine Verständigung über alle noch strittigen Punkte der Verfassung zu Stande kam, so daß sie am 28. September 1860 veröffentlicht werden konnte. Am 16. December 1861 wurde V. in den Senat gewählt; das Bürgermeisteramt hat er seit 1887 im ganzen neun Mal bekleidet. Im Senat nahm er u. a. theil an der Reorganisation des hamburgischen Justizwesens und an den schwierigen Arbeiten, die das Einführungsgesetz für das erste deutsche Handelsgesetzbuch erforderten. 1862 trat V. in die Oberschulbehörde ein, um in ihr bis zum Jahre 1878 eine überaus segensreiche Wirksamkeit zu entfalten. Vor allem erwarb er sich große Verdienste um die Begründung des staatlichen Gewerbeschulwesens in Hamburg. Im J. 1863 wurde V. Mitglied der Deputation für indirecte Steuern und wurde in ihr mit dem Referat über Zoll- und Accisesachen betraut.

Nach dem Tode Friedrich's VII. von Dänemark (15. November 1863) trat V. gleich der Mehrheit der deutschen Patrioten für das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg ein. Am 14. December desselben Jahres regte V. im Senat an, daß im Hinblick auf die zu erwartenden kriegerischen Verwicklungen mit Dänemark Maßregeln für den Küstenschutz getroffen würden, mit dem Erfolge, daß der Senat zustimmte und auch die Bürgerschaft nach einigem Widerstande, den nicht zum wenigsten Petersen besiegen half (s. A. D. B. LIII, 28), einen entsprechenden Senatsantrag annahm. In den kritischen Tagen des Jahres 1866 bildete V. zusammen mit Merck und Kirchenpauer die Commission, welche die Note des preußischen Gesandten v. Richthofen vom 16. Juni, betreffend den Beitritt Hamburgs zu dem von Preußen geplanten neuen Bündnisse, beantworten sollte. Gleich Kirchenpauer und Petersen gelangte V. zu der Ueberzeugung, daß Hamburg die von Preußen verlangte Contingentsstellung nicht wohl verweigern dürfe, und er gehörte zu den Senatscommissaren, die am 30. Juni und 2. Juli mit den Vertrauensmännern der Bürgerschaft zu verhandeln hatten. In der entscheidenden Sitzung der Bürgerschaft am

4. Juli war V. mit Petersen (s. a. a. O. S. 29) wiederum als Senatscommissar zugegen, und Beider Bemühungen gelang es, zu erreichen, daß die Contingentsstellung bewilligt wurde und damit ein Beschluß erfolgte, der die bedrohte Unabhängigkeit Hamburgs von neuem sicherte.

Nach der Gründung des norddeutschen Bundes ging V. im Sommer 1867 nach Berlin, um Kirchenpauer bei den Verhandlungen über das Zollaversum zu assistiren und ermöglichte hier die Anbahnung eines Ausgleichs. Ebenso bethätigte er sich erfolgreich in der Frage der Regelung der Beziehungen zwischen dem hamburgischen Freihafen und dem Zollvereinsgebiet. In der Frage des Zollanschlusses Hamburgs, der in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts neu zur Discussion gestellt wurde, gelangte V. nach eingehender Prüfung zu dem Ergebniß, daß jede Aenderung des bestehenden Zustandes die Concurrenzfähigkeit Hamburgs stark beeinträchtigen würde. Nachdem Preußen am 19. April 1880 den Antrag beim Bundesrath gestellt hatte, nicht nur die preußische Stadt Altona, sondern auch einen Theil von St. Pauli an die deutsche Zollgemeinschaft anzuschließen, reiste V. am 27. April nach Berlin, um die Stelle Kirchenpauer's als Bevollmächtigter zum Bundesrath einzunehmen. Mit Umsicht und Besonnenheit machte er in den Verhandlungen diejenigen Bedenken geltend, die vom hamburgischen Standpunkte aus dem Bestreben Bismarck's, Hamburgs Zollanschluß zu erreichen, entgegengebracht wurden, ohne daß vorerst eine Verständigung auch nur angebahnt wurde. Im Herbste des Jahres 1880 unternahm V. mit Senator O'Swald, Roeloffs und Arthur Lutteroth eine Informationsreise nach Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, London und Liverpool, und sie führte ihn zur Klarheit darüber, auf welcher Basis mit der Reichsregierung gegebenen Falles über den Zollanschluß Hamburgs verhandelt werden müßte. Im December 1880 und zu Anfang des Jahres 1881 betheiligte sich V. mit O'Swald und Roeloffs an „informatorischen Besprechungen“, die zwischen ihnen einerseits und dem preußischen Oberzollinspector Klostermann andrerseits stattfanden, und in Unterredungen mit dem preußischen Finanzminister Bitter erörterte V. die principiellen und politischen Seiten der Angelegenheit. Am 25. März 1881 stellte V. im Senate den Antrag, daß nunmehr auf wirkliche Verhandlungen mit der Reichsregierung eingegangen werde, im April führte er im Verein mit O'Swald und Roeloffs diese Verhandlungen in Berlin, und im Mai betheiligte er sich zusammen mit O'Swald und Krüger an den Verhandlungen, welche die definitive Feststellung der Vereinbarung zum Ziele hatten. In der entscheidenden Bürgerschaftssitzung vom 15. Juni unternahm V. es insbesondere, die gegen das Abkommen vorgebrachten Einwendungen zu widerlegen, und nachdem der Bundesrath am 25. Juni die Vereinbarung genehmigt hatte, stellte V. im Namen des Senats den Antrag, daß der Bundesrath den Anschluß Hamburgs an das Zollgebiet beschließe. Während der Reichstagsverhandlungen über diese Angelegenheit konnte V. wiederholt darauf hinwirken, daß alle sich ergebenden Schwierigkeiten beseitigt wurden. Er gehörte sodann den drei Commissionen an, die in Hamburg den Zollanschluß vorzubereiten hatten, und war in ihnen der gegebene Mittelpunkt für alle auf die Vollendung des großen Werkes gerichteten Bestrebungen. Am 29. October 1888, als in Gegenwart Kaiser Wilhelm's II. der Schlußstein in die für den Zollanschluß erforderlichen Bauten gelegt wurde, konnte V. zusammen mit Petersen die Vaterstadt vertreten.

Bis ins höchste Alter bethätigte V. sich auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens; einen besonderen Glanz verbreitete es über seine letzten Lebensjahre, daß er gleich Petersen der Freundschaft Bismarck's theilhaftig

wurde. V. starb nach längerer Krankheit am 28. Juli 1899, ein echter Repräsentant hanseatischer Sinnesart, für die er durch sein Wirken und Streben nicht minder wie Kirchenpauer und Petersen im neuen Reiche wieder Verständniß geweckt hat.

Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrath IV (1898 und V (1901). — Saß, Nekrolog auf Versmann in: Biogr. Jahrbuch und deutscher Nekrolog IV (1900), S. 233 ff. — Wohlwill, Die hamburgischen Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen, Versmann (1903). — Poschinger, Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde (1903). — Wohlwill, Die Wahlen zur Constituante vom Jahre 1848 u. s. w. in: Mittheil. d. Vereins für Hamburg. Geschichte, 24. Jahrg. 1904, S. 464 ff. — Derselbe, Jenaer Studentenbriefe von Johannes Versmann, in: Zeitschr. des Vereins f. Hamburgische Geschichte XIII, 33 ff.
W. Bröcking.

Vogel: Alois V., katholischer Theologe, geboren am 1. December 1800 zu Ettlingen, † am 1. Mai 1865. Er besuchte die Lateinschule zu Ettlingen und das Lyceum zu Rastatt, studirte 1821—24 Theologie in Freiburg und empfing am 24. September 1825 die Priesterweihe. Hierauf wurde er zuerst Vicar in Rothenfels, dann in Baden, wo er zugleich als Lehrer am Pädagogium thätig war, 1831 Pfarrer und Schulinspector in Salem, 1834 provisorischer Vorstand des Seminars in Freiburg, 1835 auch Supplent der Kirchengeschichte an der Universität, Herbst 1836 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte; 1843 war er Prorector der Universität; durch seine angegriffene Gesundheit zur Niederlegung des Lehramtes genöthigt, wurde er 1845 Pfarrer zu Hofweier. — Vogel's litterarische Hauptarbeit ist die jetzt noch brauchbare Schrift: „Literär-historische Notizen über den mittelalterlichen Gelehrten Vincenz von Beauvais“ (Universitäts-Programm zur Feier des Geburtsfestes des Großherzogs Leopold, Freiburg 1843; auch in der Freiburger „Zeitschrift für Theologie“, 10. Bd. 1843, S. 277—368). Seine Absicht, in einer größeren Arbeit nach den Schriften dieses mittelalterlichen Polyhistors „den Zustand und Betrieb der Künste und Wissenschaften in der Mitte des 13. Jahrhunderts zu beschreiben“, gelangte wegen seines Gesundheitszustandes nicht zur Ausführung. An der von den Professoren der theologischen Facultät herausgegebenen „Zeitschrift für Theologie“ betheiligte er sich in den Jahren seines akademischen Lehramts weiter durch einen Aufsatz „Ueber Ellendorfs Schriftstellerei“ (6. Bd. 1841, S. 275—302) und durch Recensionen über kirchenhistorische Werke, unter denen die eingehende Besprechung der ersten Auflage von Alzog's Kirchengeschichte (6. Bd. 1841, S. 303—342) hervorzuheben ist.

Badische Biographien, 3. Bd. (1881), S. 192 f. (König).
Lauchert.

Vogel: Karl V., hervorragender Kartograph (häufig verwechselt mit dem ebenfalls als Herausgeber von Kartenwerken bekannten, 1862 verstorbenen gleichnamigen Leipziger Schuldirector, s. A. D. B. XL, 115 f.), ist am 4. Mai 1828 zu Hersfeld in Hessen als Sohn eines unbemittelten Handwerkers geboren. Da er schon in früher Jugend eine ausgesprochene zeichnerische Begabung verrieth, entschloß er sich, den Landmesserberuf zu ergreifen. Zu diesem Zwecke besuchte er die höhere Gewerbeschule in Kassel und vertiefte seine Kenntnisse außerdem durch eifriges Studium mathematischer und geodätischer Lehrbücher. Nach bestandener Abschlußprüfung trat er im April 1846 als technischer Hülfsarbeiter bei der kurhessischen topographischen Landesvermessung in Kassel ein, die sich damals unter der trefflichen Leitung des hervorragend tüchtigen Obersten Wiegrebe in allen Fachkreisen eines wohlverdienten Rufes

erfreute. Als Begleiter des nur wenige Jahre älteren Topographen Johann August Kaupert (s. A. D. B. LI, 89—91), dem er vielfache Belehrung verdankte, reiste er im Lande umher, half bei den Meßtischaufnahmen und betheiligte sich an der Bearbeitung des großen topographischen Atlas des Kurfürstenthums Hessen, der 1840—1858 in 40 Blättern im Maßstabe von 1 : 50000 erschien. Indessen war diese seinen Neigungen entsprechende Thätigkeit nicht von langer Dauer. Während der über Hessen hereingebrochenen Conflictsperiode bewies er sich als Gegner der verfassungswidrigen Verordnungen des reactionären Ministeriums Hassenpflug und wurde deshalb im Herbst 1850 aus dem Staatsdienste entlassen. Da ihm aber gute Empfehlungen über seine Tüchtigkeit auf kartographischem Gebiete zur Seite standen, erhielt er schon nach kurzer Zeit eine neue Stellung im benachbarten Thüringen. Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha plante nämlich die Veröffentlichung eines Werkes über den letzten schleswig-holsteinischen Feldzug und beauftragte ihn, eine Reihe von Karten und Plänen der in diesem Kriege hervorgetretenen Landschaften und Orte zu entwerfen. Während dieser Arbeit, die infolge mannichfacher Hindernisse unvollendet blieb, knüpfte V. Verbindungen mit dem angesehenen geographischen Institut von Justus Perthes in Gotha an, das damals in raschem Aufblühen begriffen war und deshalb brauchbarer Hülfskräfte bedurfte. Der Betrieb des großen und durch bedeutsame kartographische Leistungen rühmlichst bekannten Unternehmens sagte ihm zu, und so trat er am 1. Februar 1853 als ständiger Mitarbeiter in die Anstalt ein, der er nun ununterbrochen 44 Jahre hindurch bis zu seinem Tode angehörte. Er hatte das Glück, mit einer Reihe namhafter Meister seines Faches wie Karl Petermann, Emil v. Sydow, Hermann Berghaus und Friedrich v. Stülpnagel zusammenzuwirken, von denen er mannichfache Anregung empfing, wenn auch die persönlichen Beziehungen nicht immer die angenehmsten waren. Seine Thätigkeit bestand hauptsächlich darin, drei wichtige und gangbare, von dem 1836 verstorbenen Adolf Stieler begründete Kartenwerke des Perthes'schen Verlages durch fortwährende Verbesserungen, Berichtigungen und Ergänzungen auf Grund eingehenden Studiums der neu erscheinenden geographischen, kartographischen und Reiselitteratur auf dem Laufenden zu erhalten. Das eine war der seit 1821 in sehr zahlreichen Auflagen verbreitete „Kleine Schulatlas über alle Theile der Erde", das andere der zuerst 1834—38 in drei Abtheilungen veröffentlichte „Kleine Atlas der deutschen Bundesstaaten", dessen einzelne Karten den nach den verschiedenen Theilen Deutschlands verkauften Exemplaren des Schulatlas beigegeben wurden, das dritte der berühmte, noch heute unübertroffen dastehende „Handatlas über alle Theile der Erde" (1. Ausgabe 1817—23), an dessen Verjüngung er nun vier Jahrzehnte hindurch unausgesetzt arbeitete. Die ältesten Karten, die er für diesen Handatlas entwarf, sind die unterdeß längst wieder ausgeschiedenen Uebersichtsblätter von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich und der Pyrenäen-Halbinsel im Maßstab von 1 : 3,700,000, Deutschland in 4 Blättern in 1 : 1,850,000, sowie Mittel-, Nordwest- und Südwestdeutschland nebst der Schweiz in 1 : 925,000. Daran schlossen sich später die von dem 1895 verstorbenen W. Weiler vorzüglich in Kupfer gestochenen, von allen Sachkennern als Meisterstücke in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht anerkannten prächtigen Vierblattkarten in 1 : 1,500,000 der spanischen Halbinsel (1870—72), Frankreichs (1874—77), des deutschen Reiches (1879—81), Oesterreich-Ungarns (1881—85), Italiens (1887—88) und der nach Vogel's Entwurf von B. Domann ausgeführten Balkanhalbinsel (1890—91), sowie die Einblattkarte von Dänemark im gleichen Maßstabe (1886), die sämmtlich noch in der neuesten 9. Ausgabe des Atlas

mit den unterdeß nothwendig gewordenen Correcturen beibehalten sind, so daß 26 von dessen 100 Karten seinen Namen tragen.

Außer diesen Blättern für Stieler's Atlanten schuf V. aber noch eine Reihe von selbständigen Einzelkarten, die gleichfalls sämmtlich im Verlage von Justus Perthes erschienen. Von den älteren sind zu erwähnen 5 Specialkarten vielbesuchter Partien des Thüringer Waldes (Gegend von Eisenach, Bad Liebenstein, Friedrichroda, Tambach und Oberhof) 1 : 60,000 (1859—66), ferner eine große „Topographische Karte vom Thüringer Walde und seinen Vorlanden" 1 : 150,000 in 4 Sectionen (1864—66) mit einem begleitenden Text „Zur Geschichte der Kartographie des Thüringer Waldgebirges", ein „Plan von Paris und Umgebung" 1 : 150,000 zur Veranschaulichung der Belagerung während des deutsch-französischen Krieges nebst Begleitwort von J. Spörer (1871), sowie „Portugal vor und nach der neuen Landesaufnahme" 1 : 1,500,000 (1871). In den nächsten Jahren beschäftigte er sich mit der Umarbeitung der bereits 1826—36 von A. Stieler gezeichneten, seitdem erheblich veralteten „Karte von Deutschland, Königreich der Niederlande, Königreich Belgien und der Schweiz mit angränzenden Ländern" 1 : 740,000 mit 25 Blättern, von der er 1876 eine revidirte Ausgabe erscheinen ließ. Diese entsprach indeß trotz aller aufgewendeten Mühe infolge der Mangelhaftigkeit ihrer Grundlage nur wenig der modernen Forderung nach möglichst weitgehender Zuverlässigkeit. Deshalb faßte er in Uebereinstimmung mit den Inhaber der Firma Perthes den Plan einer völligen Erneuerung der Karte auf Grund der inzwischen in großer Zahl erschienenen Meßtischblätter und topographischen Karten der amtlichen Landesaufnahmen. Als Maßstab wurde 1 : 500,000 gewählt, sodaß sich unter Ausschluß der Nachbarländer 27 Sectionen ergaben. Nach sechsjähriger, überaus mühseliger Vorbereitung begann unter Heranziehung mehrerer junger Hülfskräfte der zeichnerische Entwurf, nach weiteren sechs Jahren der Stich, der nach vielfältigen Proben und Einholung sachverständiger Urtheile binnen fünf Jahren vollendet wurde, sodaß die Karte 1893 zum Abschluß kam. Sie erschien in zwei Ausgaben mit politischem und mit Waldcolorit. Sie fand in allen Fachkreisen des In- und Auslandes ungetheilte Bewunderung und gilt noch heute mit Recht als eins der vorzüglichsten Meisterwerke deutscher Kartentechnik. In der Geschichte der Kartographie wird sie für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz behaupten. Sie liegt auch der 1894—97 im gleichen Verlag erschienenen „Geologischen Karte des deutschen Reiches" 1 : 500,000 in 27 Sectionen zu Grunde, die Richard Lepsius bearbeitet hat.

V. war aber nicht ausschließlich Kartenzeichner, sondern er ist auch gelegentlich mit litterarischen Arbeiten kleineren Umfangs hervorgetreten, die fast durchgängig in Petermann's Mittheilungen erschienen. Für diese angesehene geographische Zeitschrift verfaßte er regelmäßige Berichte über die neu erschienenen Blätter von Stieler's Handatlas, ferner Selbstanzeigen seiner oben erwähnten Vierblattkarten im Maßstabe von 1 : 1,500,000 (Spanische Halbinsel: Petermann's Mitth. 1871, S. 321—326; Frankreich: 1874, S. 89—93; Deutsches Reich: 1879, S. 338—344; Oesterreich-Ungarn: 1885, S. 385—390; Italien: 1888, S. 98—103; Balkanhalbinsel: 1890, S. 42—46) und der Karte des deutschen Reiches in 27 Blättern (1893, S. 238—240), außerdem kritische Besprechungen von Kartenwerken anderer Autoren, denen gegenüber er auch ein kräftiges Wort des Tadels nicht scheute (Die vormals kurfürstlich hessischen Staatsforste der Herrschaft Schmalkalden: 1867, S. 133 f.; die vom kgl. preußischen Ministerium für Handel neu herausgegebenen Meßtischblätter der Generalstabs-Aufnahmen: 1873, S. 366—373; Plan des

kgl. Schlosses Wilhelmshöhe bei Kassel nebst Umgebung: 1875, S. 11—15; die neuen Generalstabskarten des preußischen Staates und der österreichisch-ungarischen Monarchie: 1877, S. 132—134; die Kartographie auf der Pariser Weltausstellung: 1878, S. 445—460; die Generalstabskarte des deutschen Reiches in 674 Blättern und im Maßstabe 1 : 100,000: 1880, S. 189 f., 1884, S. 263—265, 1891, S. 152—155; die neue Ausgabe von Berghaus' Physikalischem Atlas: 1886, S. 321 f.; Uebersichtskarte von Mitteleuropa im Maße 1 : 750,000 der Natur, bearbeitet und herausgegeben vom k. k. militär-geographischen Institute in Wien: 1887, S. 15—20, nebst Entgegnung und Erwiderung S. 116—121; neue Generalstabsaufnahmen in Europa: 1888, S. 298—302). Ueber die kartographische Technik, die er so meisterhaft beherrschte, hat er leider sehr wenig geschrieben (Die Terraindarstellung auf Landkarten mittels Schraffirung: 1893, S. 148 f.; Wie sind die kartographischen Publicationen auf dem Laufenden zu erhalten, und worin besteht die Correctur einer Karte?: 1893, S. 217—219). Nur ganz ausnahmsweise lieferte er auch Beiträge für andere Zeitschriften (Ueber topographische Karten und ihren Nutzen, in v. Löbell's Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine: 1873, S. 296—308).

Bis zum Sommer 1890 war V. meist bei guter Gesundheit und voll rüstiger Arbeitslust. Im Herbst desselben Jahres aber zeigte sich plötzlich, wohl als Folge dauernder Ueberanstrengung, ein Nachlassen der körperlichen und geistigen Kräfte. Ein leichter Schlaganfall trat ein, der zur Vorsicht mahnte und ihn nöthigte, seine Thätigkeit einzuschränken. 1893 wiederholte sich der Vorgang in verstärktem Maaße. Zunehmende Gebrechlichkeit stellte sich ein, und so mußte es als Erlösung betrachtet werden, als am 16. Juli 1897 ein erneuter Anfall ein rasches Ende herbeiführte. Die Perthes'sche Anstalt, deren Weltruf er mit begründet hat, verlor in ihm einen ihrer treuesten und erfolgreichsten Mitarbeiter, die deutsche Kartographie einen ihrer tüchtigsten Vertreter, der es wie Wenige verstand, in seinen Werken möglichst vollständige Heranziehung und kritische Ausnutzung der Quellen, weitgehende Correctheit des Kartenbildes und sorgfältige, geschmackvolle Technik zu verbinden. An Anerkennung seiner Leistungen hat es ihm nicht gefehlt. Die sachverständige Kritik beurtheilte ihn aufs günstigste, verschiedene geographische Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem correspondirenden oder Ehrenmitglied, der 3. internationale Geographencongreß zu Venedig widmete ihm eine Medaille, und die philosophische Facultät der heimathlichen Universität Marburg verlieh ihm 1891 ehrenhalber ihren Doctortitel.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XIV (1892), S. 139 (mit Bildniß). — Petermann's Mittheilungen 1897, Heft VIII, S. I—VI (H. Wagner). — Biographisches Jahrbuch II (1898), S. 306 (W. Wolkenhauer); IV (1900), S. 62*. Viktor Hantzsch.

Vogel: Jakob V. (von Glarus), Schweizer Dichter, wurde am 11. December 1816 zu Glarus in der Schweiz geboren und erhielt die Elemente seiner Schulbildung in der dortigen Gemeindeschule. Sein Jugendtraum, sich zum Schullehrer auszubilden, wurde bald zerstört, da der Vater den Knaben schon in seinem achten Jahre aus der Schule nahm und in die Fabrik schickte. Die gemüthreiche Mutter tröstete mit der Zukunft, und so las der Knabe in den Freistunden den „Bachofen“ (eine damals äußerst populäre Liedersammlung), den „Göttinger Musenalmanach“ (Jahrgang 1737) und die Bibel — die einzigen Bücher, welche ihm damals zur Verfügung standen. Zwei Winter hindurch besuchte er die Abendschule. Zum Kattundrucker befördert, kaufte er aus dem an Zahltagen von seinem Vater erhaltenen Taschengelde nach und

nach Bücher an, so daß er schon im 20. Lebensjahr eine Bibliothek von 600 Bänden besaß, darunter die Heroen der deutschen Litteratur. Einundzwanzig Jahre alt, durchreiste er zu Fuß die deutsche Schweiz und das südliche Frankreich, und auf dieser Reise fand das poetische Talent Vogel's in dem ersten Liede seinen Ausdruck. Im J. 1839 in die Schweiz zurückgekehrt, lernte V. in St. Gallen den bekannten Historiker Dr. Otto Henne kennen und empfing von demselben manche willkommene Anregung. Nach manchen wechselvollen Schicksalen im Fabrikleben machte er sich 1843 selbständig, begründete in Glarus eine Buchdruckerei und verband später damit eine Verlagsbuchhandlung; aber noch lange blieb sein Loos ein schwer zu tragendes, bis endlich seine eiserne Energie es erreichte, daß seine gefährdete Existenz unerschütterlich fest stand. Der schwerste Verlust traf ihn, als er nach achtjähriger Ehe die treue Gattin und Mitkämpferin verlor; aber gerade in dieser Zeit des Schmerzes wurde der in seiner Brust schlummernde Funke der Poesie zu einem lebendigen Feuer angefacht. Erst nach Jahrzehnten, nachdem seine Kinder das Vaterhaus verlassen und er sein Geschäft anderen Händen übergeben hatte, fand er in seiner Einsamkeit eine neue Lebensgefährtin, die ihn bis zu seinem Tode, 22. April 1899, getreulich gepflegt hat.

V. war ein gründlicher Kenner der poetischen Litteratur der Schweiz und allen hervorragenden Dichtern in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eng befreundet; seiner Begeisterung für die Litteratur seines Heimathlandes entstammt auch die Anregung zu dem von ihm verlegten umfassenden Werke: „Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart“ (Bd. 1—3 bearbeitet von Robert Weber 1866—67; Bd. 4 bearbeitet von J. J. Honegger 1870). Noch bekannter ist V. durch seine herzlich gemeinte und aufopfernde Gastfreundschaft und durch die neidlose und thatkräftige Theilnahme geworden, die er fremdem Verdienst und aufstrebenden Talenten gewährte, so daß er mit Recht der Schweizer „Vater Gleim“ genannt werden konnte. „Als Dichter ist V. ausschließlich Lyriker; sein Vorbild ist Heinrich Heine, mit dem er auch bis auf einen gewissen Grad das Stimmungsvolle, den subjectiven Ton und die echt lyrische Kürze und Einfachheit gemein hat, ohne jedoch in seine Verirrungen zu fallen. Einen besonderen Vorzug erhalten seine Lieder noch dadurch, daß V. auf den poetischen Ausdruck die größte Sorgfalt verwendet, was um so mehr Anerkennung verdient, als er zum größten Theil Autodidakt ist und seinen Geschmack beharrlich an großen Vorbildern geläutert hat.“ V. gab heraus „Erinnerungen an Emil“ (Gedichte, 1860); „Gedichte“ (1861); „Lyrische Gedichte“ (1868); „Neue Gedichte“ (1868); „Gedichte“ (7. Aufl., eingeleitet von J. J. Honegger, 1877; 14. Aufl. 1890); „Schönheiten und Schrecknisse der schweizerischen Alpenwelt“ (Ged. zum Besten der verunglückten Bewohner von Bilten, mit J. J. Bandlin herausgegeben 1868, 3. Aufl. 1870); „Taranteln“ (Epigr., 1868); „Erinnerungen an das Klönthal“ (1870; 7. Aufl. 1888); „Raketen“ (Epigr., 1871); „Wilde Kastanien“ (Epigr., 1871); „Birkenzweige“ (Epigr., 1871); „Der Glärnisch im Lichte der Dichtung“ (1873); „Bilder aus den Alpen“ (Gedichte, 1874); „Aus der Jugendzeit“ (Gedichte, 1875); „Dornen“ (Epigr., 1875); „Stille Lieder“ (1875); „Wespen“ (Epigr., 1880); „Vor einem Denkmale“ (Gedichte, 1884); „Wilde Rosen“ (Satiren und Epigr., 1888) und „Meine Heimath. Naturbilder“ (1893).

Persönliche Mittheilungen. — Die poetische Nationallitteratur d. deutschen Schweiz (s. o.), Bd. 2, S. 270. — Ueber Land und Meer, 47. Bd., Jg. 1881—82, S. 316. — Schweizerisches Sonntagsblatt 1891, Nr. 45.

Franz Brümmer.

Vogt: Kaspar V., der bedeutendste Baumeister und Bildhauer der Stadt Schwäb.-Gmünd im 17. Jahrhundert, starb nach Ausweis der Kirchenbücher am 23. März 1644 in einem Alter von 60 Jahren, und ist somit 1584 geboren. Das Steinmetzhandwerk erbt sich in seiner Familie vom Vater auf den Sohn fort. Der Vater unseres Kaspar, der den gleichen Vornamen hatte, betrieb es, wie der Sohn desselben, Friedrich, und beide haben Spuren ihrer Thätigkeit in Gmünd hinterlassen, aber weit über beiden steht unser Kaspar. Im J. 1608 wurde er zum Kirchenmeister seiner Vaterstadt ernannt. Aus der Anfangszeit seines Wirkens stammen mehrere Reliefarbeiten und Grabsteine, unter denen besonders das im Chor der Stadtpfarrkirche befindliche, reich mit Wappen gezierte Grabdenkmal des Hans v. Haussen zu Wagenhofen und seiner Gattin geb. Vöhlin von Frickenhausen hervorzuheben ist. 1617 erhielt er von der Stadt den Auftrag, den Wallfahrtsort St. Salvator in besseren Stand zu bringen, was seine Thätigkeit drei Jahre in Anspruch nahm. Er erweiterte die ursprüngliche Felsencapelle und arbeitete über derselben eine zweite Capelle aus dem Felsen heraus, in welcher er eine figurenreiche Gruppe, die Gefangennehmung Christi darstellend, anbrachte. Das Ganze überdeckte er mit einem Dach und baute einen oben achteckigen, dreistöckigen Glockenthurm mit welscher Haube nebenan. Ueber dem Eingang ist eine mit schönen Skulpturen versehene steinerne Tafel, auf welcher folgende Inschrift steht: „Als Anno 1617 diser stain oder capel Renoviertt worten. sein heren stattmaister in der Regierung gewesen. Jacob spindler Balthas pfiningman und marttini grieb“. Auf der Tafel ist der Gekreuzigte dargestellt, vor welchem die drei genannten Stettmeister knieen; im Hintergrund sieht man drei Berge. Das Steinmetzzeichen Vogt's befindet sich in der oberen Capelle innerhalb eines Kreises eingehauen, ferner auf einem Relief, das die Kreuzerhöhung Christi darstellt und jetzt in den Felsen unter den drei Kreuzen eingemauert ist. Am Wege auf den Salvator brachte er eine Reihe von Bildstöcken an, die damals als Stationen dienten und heute noch stehen. Im Anfang des 18. Jahrhunderts wurden dieselben durch kleine Capellen ersetzt. Sie sind unter sich ziemlich gleich gestaltet, von beachtenswerth gefälliger Renaissanceform; der oberste, der mit der Jahreszahl 1621 bezeichnet ist, ist der zierlichste. Diese Form von Bildstöcken scheint zu jener Zeit Gefallen gefunden zu haben, und wir treffen auch anderwärts solche von Kaspar V., z. B. einen aus dem Jahre 1625 bei der Josefscapelle, der mit einem Relief des Gekreuzigten sammt Johannes und Maria geschmückt ist.

Im J. 1618 erweiterte V. das Langhaus der Kirche in Mögglingen, OA. Gmünd, laut einer an der Westseite angebrachten Tafel.

Nach Vollendung des Salvators erhielt er 1622 den Auftrag, die Capelle zu Herrgottsruhe beim Gottesacker in Gmünd zu erbauen. Dieselbe, obgleich in gothischem und Renaissance-Stil gemischt, ist doch als ein originelles und gefälliges Bauwerk zu bezeichnen. Der Chor ist achteckig mit einem Unterbau, an dem gothische Strebepfeiler angebracht sind. Der Oberbau ist an den Ecken von zarten jonischen Pilastern gefaßt, deren Spitzen hübsche Engelsköpfchen krönen. Die Fenster sind gothisch mit Theilungspfosten und Maßwerk. Das Dach ist glockenförmig, sog. welsche Haube. Das Innere des Chors zeigt ein Rippensterngewölbe. Das Schiff ist quadratisch und wurde im J. 1792 noch um ein Quadrat verlängert. Der ältere Theil desselben zeigt ein Rippenkreuzgewölbe, der jüngere ein Kreuznahtgewölbe. Die Herrgottsruhcapelle hat dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, daß mit ihr die Sage vom Geiger von Gmünd in Verbindung gebracht wird, welche Gegenstand des bekannten Gedichts von Justinus Kerner ist, aber ganz ohne Grund.

Es ist nämlich nachgewiesen, daß Kerner, der zu der Zeit, als er dieses Gedicht machte, Oberamtsarzt in Welzheim war, einmal in dem benachbarten Lorch ein sog. Kümmernusbild sah, welches ihm die Idee des Gedichts eingab, nur setzte er an die Stelle der Kümmernus die hl. Cäcilia. Da dies aber nur wenige Freunde von ihm wußten, und die Kunde hiervon mit der Zeit verloren ging, so war es ganz natürlich, daß man nach der Oertlichkeit suchte, wo das sich abgespielt haben sollte, was das Gedicht erzählt. Anfangs vermuthete man, daß es in Gmünd einmal eine der hl. Cäcilia geweihte Capelle gegeben habe. Da aber diese Vermuthung sich bald als völlig unbegründet herausstellte, so verfiel man auf die Herrgottsruhcapelle, weil in dieser sich einmal ein Bild der hl. Cäcilia befunden haben soll.

Klaus.

Voigt: Christian Gottlob von V., weimarischer Staatsminister und als solcher Amtsgenosse Goethe's, geboren am 23. December 1743 in Allstedt als Sohn des dortigen herzogl. Justizamtmanns Gottlieb Wilhelm V., † in Weimar am 22. März 1819. Er stammt von väterlicher wie von mütterlicher Seite aus altweimarischen Familien, die zum Fürstenhause in näheren Beziehungen standen (s. die Ahnentafel bei Echstädt, opuscula oratoria, Jena 1849). Johannes V., der Urgroßvater, war als Kammerschreiber unter Herzog Wilhelm IV. Leiter des Neubaues des weimarischen Schlosses, dessen Sohn Ernst Friedrich V. bewahrte den bei Wilhelm Ernst genossenen Einfluß auch unter dem ganz anders gearteten Nachfolger Ernst August, ein Umstand, der sehr für seine ruhige Pflichttreue spricht. In dieser Beziehung war sein Enkel Christian Gottlob V., der spätere Minister, dem Großvater ähnlich. Solche Eigenschaften hatte der Knabe auch aus der Familie seiner Mutter Christiane Sophie geb. Müller überkommen. Diese war die Tochter des Leibarztes Johann Kaspar Müller, der mit rührender Sorgfalt noch als 78jähriger Greis bis kurz vor seinem Tode um das Wohl seines fürstlichen Herrn, des Herzogs Ernst August Constantin bemüht gewesen war. Stille Beharrlichkeit und Bescheidenheit, das ist denn auch das Motto des Lebensganges unseres Voigt. Schon in der Jugend zeigte es sich, daß er, um mit Schiller zu reden, eher ein philosophischer Kopf werden würde, als ein Brotgelehrter. Die fünf Geschwister (der Allstedter Amtmann besaß noch drei jüngere Söhne und eine Tochter) lernten im Vaterhause noch als Kinder Gellert's und Gottsched's Schriften, aber auch Klopstock's „Messias" kennen. Die Eindrücke, welche eine solche Bekanntschaft auf den angeborenen poetischen Sinn des ältesten Knaben gemacht hatte, begleiteten ihn auch auf die Klosterschule nach Roßleben und vertieften sich hier im täglichen Umgang mit den Dichtern des classischen Alterthums. Neben ihnen zogen die großen Historiker, ein Thukydides und Tacitus, den Schüler an. Sogar Versuche eines Ueberganges vom bloßen Recipiren zur selbständigen Bethätigung, lateinische Gedichte, finden sich schon aus der Schulzeit. Ein Zufall, der Fund einer antiken Münze des Kaisers Nerva, regte den jugendlichen Sammeltrieb nach bestimmter Richtung an. Solche Liebhabereien wurden in Jena, wo sich V. seit 1761 als Student der Rechte aufhielt, fortgesetzt. Auch nachdem er 1766 mit der Erlaubniß advocatorischer Praxis und der Stellung als Accessist an der herzoglichen Bibliothek nach Weimar übergesiedelt war, ruhten sie nicht, im Gegentheil, sie hatten sich hier lebhafter Theilnahme von Seiten eines alten Oheims zu erfreuen, des weitgereisten, humanistisch gebildeten Regierungsrathes Christian Gottlob Müller (geb. 1711, † 1786). Die nahen Beziehungen Beider sprechen sich in einem lateinischen Briefwechsel aus, auch ward V. der Erbe der großen Büchersammlung des Alten. Ex ungue leonem! Wir erkennen in diesem

Jüngling schon den Mann, der mitten unter seinen Acten im Stande ist, den Musen Audienz zu geben, sich dichterisch und schriftstellerisch zu bethätigen, sei es nur wenige Augenblicke zu flüchtig hingeworfenem Wort, sei es in längerer Sammlung. V. war kein Schriftsteller von Beruf, seine Gedichte aber sind doch Gelegenheitsgedichte im Goethischen Sinne, sie entspringen an großen Wendepunkten seines Lebens, oder knüpfen an die maurerischen Feste der Loge „Amalia“ an, zu deren Mitgliedern auch er zählte. An den Zeitschriften des weimarischen Kreises, wie Schiller's „Thalia“, Wieland's „Merkur“, den beiden Litteraturzeitungen, nahm er hin und wieder activen Antheil. Am Ende seines Lebens war seine Bibliothek und besonders seine Münzsammlung zu einem bedeutenden Werthe angewachsen, letztere wurde 1831 durch Goethe's Vermittlung für 3000 Reichsthaler von der weimarischen großherzoglichen Bibliothek angekauft. Den größten Gewinn zog aber doch Voigt's eigene Persönlichkeit aus der steten Beschäftigung mit den Alten. Ihnen verdankt er den festen Ruhepunkt mitten im größten Drang der Staatsgeschäfte und die Milderung und Abklärung seines Wesens. „Forschen wir nach dem eigenthümlichen Grundzuge seines Wesens“, so beurtheilt ihn der Kanzler Müller, „so finden wir den höchsten Ernst der Gesinnung und jedes Strebens mit der heitersten Lebenspoesie wundersam gepaart und verzweigt, ja sein ganzes Naturell von beiden also ungetheilt durchdrungen, daß es zweifelhaft bleibt, was am meisten zu bewundern sey, ob die consequente Richtung aufs Reale, Praktische bei so lebhafter Hinneigung zur Ideenwelt; oder die ewige Jugend seines Geistes bei so ernster, sorgenvoller Lebensverwendung.“

Im J. 1770 verband sich V. mit Johanna Victoria Michaelis, geborenen Hufeland, einer Cousine von mütterlicher Seite her, zu einer sehr glücklichen Ehe, der zwei Söhne und eine Tochter entstammten. Der jüngere Sohn Christian Gottlob, geboren am 27. August 1774, † vor dem Vater am 19. Mai 1813, wird uns noch beschäftigen, der ältere starb sehr früh und die geistesschwache Tochter hat im Leben der Eltern nie eine andere Rolle als die des Sorgenkindes gespielt. V. hatte die Heirath wagen können, denn in demselben Jahre war er an die Stelle seines verstorbenen Vaters als Justizamtmann nach Allstedt berufen worden. So wohl er sich auch in der Harmlosigkeit des heimathlichen Landstädtchens fühlte, so sollte doch sein Aufenthalt dort nur sieben Jahre dauern. Im J. 1777 wurde er als Regierungsrath nach Weimar versetzt, und mit seiner Ernennung zum Geh. Assistenzrath und Mitglied des geheimen Conseils beginnt eine 28jährige hervorragende Thätigkeit als Minister (1791). Da ja Goethe sich sehr oft „über das Terrestrische zu schwingen pflegte“ und die andern Collegen wohl alt, krank und müde waren, so kann man zu Zeiten V. als das einzige thätige Mitglied des geheimen Conseils ansehen, und doch zog ihn der Herzog nicht zu Allem heran. In politicis z. B. nicht, wie sich denn auch V. selbst in Diplomatie und Politik mehr als Dilettant fühlte. In allen Fürstenbundesangelegenheiten, auch in den Bestrebungen Karl August's, Weimar zum Ausgangspunkt freiheitlicher Maßregeln gegen Napoleon zu machen, wie sie das neue Jahrhundert mit sich brachte, wird Voigt's Name kaum genannt, dort tritt er hinter Goethe, hier hinter Müffling (1809—13 Vicepräsident des Landschaftscollegiums) zurück. Um so größer aber, und auch um so mehr von seinem Fürsten geschätzt, war V. als Verwaltungsbeamter. Er wurzelt mit seiner Jugend — wie Goethe — in den Anschauungen der Zeit vor der großen Revolution. Wer würde von einem solchen Manne erwarten, daß ihm die Bethätigung selbständiger Gesinnung der Regierten gegenüber der Regierung gefiele? Und doch war es so.

Seit 1791, über das Jahr 1809 hinweg, in welchem sich die Vereinigung der Stände der Landestheile Weimar und Eisenach-Jena zu einem Vertretungskörper vollzog, bis zur Einführung der neuen Verfassung im J. 1816, gehörte es zu Voigt's Pflichten, die Versammlungen der Landesausschüsse vorzubereiten und zu leiten. Dieses Amt gibt ihm manche Gelegenheit, sich über seine Auffassung von den Rechten der Stände auszusprechen. Wer den Brief an Frankenberg vom 13. Januar 1809 liest (bei Jahn, Voigt, S. 76: „... Mit bloßen affirmirenden Versammlungen ist wenig Ehre einzulegen . . . Es ist immer etwas Gutes aus verständiger Opposition zu nehmen, nämlich die wahre Aufklärung und Bestätigung. Ein dumpfes Jasagen läßt Despotism oder Mangel an nachdrücklicher Deliberation angewöhnen . ."), der glaubt nicht V., sondern seinen späteren Nachfolger Watzdorf zu hören. Im übrigen waren seine Grundsätze auf Wohlstand des Landes und Hebung der geistigen Bildung gerichtet, befanden sich also ganz im Einklang mit denen seines jungen Herrn. Ihre Verwirklichung wurde allerdings in hohem Maße durch die Ungunst der Zeitverhältnisse gehemmt.

Seit 1788 war V. an der Oberaufsicht über die wissenschaftlichen und Kunstanstalten des Landes und der Leitung der Universität Jena betheiligt. In dieser Stellung bewährte er besonders eine gewisse Leichtigkeit des Urtheils über Personen und ihren Werth. Wen er nach seinem inneren Gehalte erkannt und an die richtige Stelle gehoben hatte, den vertheidigte er wohl auch darin gegen Angriffe, wie die Beispiele Fichte's und Eichstädt's zeigen. Hier war er Goethe überlegen. Die Blüthe der Universität um die Wende dieses Jahrhunderts ist also hauptsächlich sein Werk. Finanziell bescheidener gestellte Hochschulen pflegen ja Docenten nur so lange halten zu können, bis sie berühmt werden. Dann kommen glänzende fremde Bewerbungen und entführen die Berühmten. Diesen Nachtheil, dem auch Jena natürlich unterworfen war, wußte Voigt's Findigkeit für junge aufkeimende Talente und seine freudige Bereitwilligkeit, ihnen ebene Bahn zu schaffen, wenigstens zu mildern. Hegel, Schelling, Fichte, Fries, Thibaut, Reinhold, Feuerbach, Hufeland u. A. waren auf diese Weise wenigstens eine Zeit lang dort gefesselt. Die „metallischen Argumente" standen schon für gewöhnlich unter den Mitteln Voigt'scher Verwaltung in zweiter Linie, um wie viel mehr zu Zeiten des hereinbrechenden Napoleonischen Elends. Damals machte die Universität ihre schwerste Krise durch und drohte sogar sich ganz aufzulösen. Damals auch war es, wo V., trotz aller Schwachheit der Geldmittel des Staates, ja gerade deshalb, als Finanzminister und Kammerpräsident (seit 1803) seine Genialität entfaltete. Um den gewaltigen Anforderungen der schweren Zeit an Kriegscontributionen und Unterhaltungskosten für die Truppen zu genügen und doch zu gleicher Zeit die laufenden Bedürfnisse nicht ganz unbefriedigt zu lassen, gab es einen Ausweg. V. griff über die Mittel des Landschaftsvermögens hinaus und nahm das damals noch von diesem getrennte fürstliche Kammervermögen zur Hebung der Landesnöthe, wofür es ja eigentlich nicht bestimmt war, in Anspruch. Beschränkung der Ausgaben für die Bedürfnisse der herzoglichen Familie mußte unter diesen Umständen freilich selbstverständlich werden, aber es glückte dafür auch, sich ohne völlige Verarmung in bessere Zeiten hinüberzuretten und den Pflichten des Staates den Unterthanen gegenüber trotz des übermächtigen Unglücks nichts zu vergeben. Alle Gehalte und Pensionen wurden pünktlich gezahlt, der Schloßbau und die Erweiterung des fürstlichen Haushalts bei Vermählung des Erbprinzen Karl Friedrich mit der Großfürstin Maria Paulowna (1804) konnten angemessen durchgeführt werden, ja sogar Künste und Wissenschaften darbten nicht ganz. Die Verminderung des

Kammervermögens war freilich auch ein Uebel und machte sich in der folgenden stilleren Zeit als solches bemerkbar (s. A. D. B. XLIV, 384). Aber es war doch ein verschwindend kleines Uebel, das man eben mit in den Kauf nehmen mußte. Karl August erkannte das Verdienst seines Ministers durch dessen Erhebung in den Adelsstand an (30. Januar 1807).

Napoleon, der Unstern des ganzen Zeitalters, sollte auch in Voigt's friedliches Familienleben zerstörend eingreifen. Der geliebte Sohn, Christian Gottlob d. J., „der beste Freund seines Vaters", dem er auch als Geh. Regierungsrath schon dienstlich nahestand, ward durch Gewaltthat den Eltern von der Seite gerissen. Im April 1813 war er mit seinem Freunde, dem Kammerherrn v. Spiegel, wegen einer militärischen Indiscretion von den Franzosen verhaftet worden und sollte in Erfurt erschossen werden. Zwar wurden Beide auf Verwendung der Herzogin Luise vom Kaiser selbst wieder freigegeben. Allein der Gedanke, füsilirt zu werden, hatte den Sohn so erschüttert, daß er am 19. Mai einem Fieber erlag. Dieser Trauerfall nahm den alten Herrn schwer mit. Aus seinem Hause schien ihm die Seele gewichen zu sein, und seit Jahren war er doch gewohnt gewesen, sich aufs Haus zu beschränken. Die fröhlichen Ilmenauer Tage, da er und sein jüngerer Bruder (Johann Karl Wilhelm V., der Bergrath, 1752—1821, Verfasser einer „Geschichte des Ilmenauer Bergbaues") mit Goethe den Freundschaftsbund geschlossen, und in treuer, gemeinsamer Arbeit für das dortige Bergwerk ihm täglich näher gekommen waren, lagen längst hinter ihm. Goethe und V. sahen sich nur noch seltener persönlich, wenn auch ihre Correspondenz nie abbrach. Schiller und Herder waren nicht mehr, das Verhältniß mit Wieland hatte sich eben durch den Tod gelöst, andere Freunde, wie Böttiger in Dresden, Frankenberg in Gotha, der alte Roßlebener Genoß Berghauptmann v. Trebra in Marienberg, waren weit entrückt. Und damit nicht genug: der Tod riß ihm auch die Gattin noch von der Seite. So mochte es denn wohl ein traurig-süßes Gefühl für V. sein, als die Nichte seiner ersten Frau, Amalie Osann geborene Hufeland, Wittwe des Regierungsraths Heinrich Gottfried Osann, ihm am 31. October 1815 die Hand zu einer zweiten, einer „Seelenehe" bot. Und wie sie ihm eine treue Gattin ward, so war er ihren Söhnen erster Ehe, Friedrich und Gottfried Osann, ein sorgender Vater. Erfrischend und erheiternd stand sie ihm zur Seite, bis nach drei Jahren „seine Psyche entfesselt ward". V. starb nach über 50 Dienstjahren als erster Beamter des Staates, er war Präsident des seit Einführung der Verfassung neugegründeten Staatsministeriums und Kanzler des erneuerten Falkenordens. Sein Nachfolger im Finanzfach wurde v. Gersdorff.

Nekrolog im Weim. Regierungsblatt 1819. — Denkrede . . . gehalten zu Weimar (in der Trauerloge) am 16. April 1819 (vom Kanzler Müller). — Nekrolog (von Böttiger) in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 16. April 1819. — Otto Jahn, Goethe's Briefe an Chr. G. v. Voigt. Leipzig 1868. — Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar. Berlin 1897, besonders S. 239—294.
G. Lämmerhirt.

Voigt: Johann Friedrich V., Dr. juris, geboren zu Hamburg am 26. August 1806, † daselbst am 22. Mai 1886 als Reichsoberhandelsgerichtsrath a. D. Nach vollendetem Studium der Rechtswissenschaft begann V. im J. 1828 seine juristische Laufbahn als Advocat in seiner Vaterstadt; seine Praxis bewegte sich insbesondere auf dem Gebiete des Handelsrechts, und in diesem war es vorzugsweise das See- und das Assecuranzrecht, in welchem V. thätig ward. Im J. 1853 wurde V. vom Hamburger Senat zum Rath am Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands erwählt; in dieser

Stellung übte er auf die Rechtsprechung dieses angesehenen obersten Gerichtshofes durch seine gründlichen Kenntnisse des Handelsrechts und namentlich des Assecuranzgeschäfts einen bedeutenden Einfluß aus. In den Jahren 1863 bis 1867 arbeitete V. den allgemeinen Plan hamburgischer Seeversicherungen unter Berücksichtigung der Grundsätze des Handelsgesetzbuchs unter langwierigen Berathungen mit Vertretern der betheiligten Kreise um; noch heute ist dieser Plan für das Assecuranzgeschäft in den deutschen Seestädten (mit Ausnahme Bremens maßgebend. Voigt's Wirken am Oberappellationsgericht in Lübeck fand seinen Abschluß durch seine Berufung zum Rath in das im J. 1870 errichtete Bundesoberhandelsgericht in Leipzig, aus welchem bald das Reichsoberhandelsgericht hervorging. An der Rechtsprechung dieses für das Deutsche Reich höchsten Gerichts in Handelssachen hatte V. erheblichen Antheil; in einer Reihe wichtiger Entscheidungen von see- und assecuranzrechtlichen Sachen wird man sein sicheres Urtheil, seine treffende Würdigung der zur Prüfung stehenden thatsächlichen Verhältnisse des einzelnen Falles und sein feines Verständniß für Denken und Handeln der Kaufmannswelt nicht verkennen. Mit dem Aufhören des Reichsoberhandelsgerichts infolge der Einführung der Reichsjustizgesetze im J. 1879 trat V. nach 26jähriger oberstrichterlicher Wirksamkeit in den Ruhestand und zog in seine Vaterstadt zurück. V. war Begründer des seit 1858 in vier Bänden erschienenen „Neuen Archivs für Handelsrecht“ und hauptsächlichster Mitarbeiter an diesem Werke. Seit 1840—1860 bearbeitete V. die Sammlung von Erkenntnissen des Oberappellationsgerichts zu Lübeck in hamburgischen Rechtssachen. Abgesehen von einigen kleineren juristischen Aufsätzen ist Voigt's Hauptwerk das in den Jahren 1884—1886 in drei Heften erschienene „Deutsche Seeversicherungsrecht“; das Schlußheft ist nach dem Tode Voigt's nach dessen Aufzeichnungen von Rechtsanwalt Dr. Seebohm herausgegeben worden. Das Werk wird von den betheiligten Kreisen als erste zusammenhängende Darstellung des jetzt geltenden Seeversicherungsrechts und der Praxis der Gerichte, verfaßt von dem gewiegtesten Kenner dieses Stoffs, hoch geschätzt.

Vgl. in Goldschmidt's Zeitschrift für Handelsrecht, Bd. XXX, den von Dr. Martin verfaßten Artikel: Zum Andenken an J. F. Voigt.

F. Voigt.

Volckmar: Friedrich V., hervorragender Buchhändler zu Leipzig und eigentlicher Begründer der jetzigen Buchhandlungsfirma gleichen Namens daselbst, geboren am 7. Juli 1799 zu Soest. V. begann seine buchhändlerische Selbständigkeit im J. 1829, indem er mit seinem Freunde Scharschmidt die Sortimentsabtheilung der angesehenen Hartmann'schen Buchhandlung übernahm, für die sie unter ihrem Namen Scharschmidt & Volckmar firmirten. Neben ihrem Sortiment widmeten sich beide Inhaber auch mit Erfolg dem Verlage, und nicht weniger als 14 Verlagsartikel gelangten während ihres ersten Geschäftsjahres in die Oeffentlichkeit. Indessen nur wenige Jahre blieb das Gesellschaftsverhältniß zwischen den Beiden bestehen. Bereits 1833 erfolgte die Trennung und jeder von ihnen begann unter eigenem Namen sein Geschäft. Während Scharschmidt nach kürzerer Zeit als selbständiger Buchhändler wieder verschwindet, faßte V. bald festen Boden und verschaffte seinem Geschäft schon nach wenigen Jahren einen gewissen Ruf und eine ansehnliche Ausdehnung. Als Verleger entwickelte V. eine außerordentlich fruchtbare Thätigkeit, was am besten daraus hervorgeht, daß sein Verlagskatalog bereits nach einer 13jährigen Wirksamkeit die Zahl von 207 Verlagsartikeln aufzuweisen vermochte. 1835 erweiterte V. sein Geschäft durch Ankauf der altberühmten Renger'schen Buchhandlung in Halle, welche durch ihn nach Leipzig

verlegt wurde. Nach zehnjährigem Besitze verkaufte er 1845 die Handlung wieder an Oskar Bankwitz; als dieser aber 1855 fallirte, wurde die Firma von dem neuen Besitzer nach Berlin verlegt. Später, 1882, wurde das Geschäft durch Ankauf von Gebhardt & Wilisch nach Leipzig zurück verlegt, woselbst es noch besteht. Eine weitere Ausdehnung verlieh V. seiner Handlung im J. 1850 durch Erwerbung — in Verbindung mit Anton August Vogel — des angesehenen, bereits 1806 begründeten Verlags von C. F. Amelang in Berlin, welcher ihm eine Anzahl gediegener und sehr gangbarer Verlagsartikel zuführte, und welchem er seine besondere Sorgfalt widmete. Der gute Ruf und die angesehene Stellung, welche dieser Verlag, der nach Ausscheiden Vogel's in seinen Alleinbesitz überging, zur Zeit im Buchhandel genießt, ist zum großen Theile sein Verdienst.

Während V. in den ersten Jahren seiner Selbständigkeit seine Hauptthätigkeit dem Verlage zuwandte, wurde diese mit den Jahren auf eine andere Specialität übertragen, die allmählich einen so gewaltigen Aufschwung erhielt, daß der Verlag der eigenen Firma etwas in den Hintergrund gedrängt wurde, bis er, nach Veräußerung der Bestände, nach und nach ganz aufgegeben wurde. Wir meinen das Specialgebiet des Commissionsgeschäfts. Bereits im J. 1839 vertrat V. am Leipziger Platze 52 auswärtige Buchhandlungen, die 1873 auf die Zahl von 303 gestiegen war, 1908 984 Committenten. Seit Jahren behauptet die Firma als Commissionär die erste Stellung am Leipziger Platze. V. starb am 7. März 1876. Er zählte zu jenen Männern im Buchhandel, die durch ihr treues, biederes Wesen Antheil gewinnen und trotz großer Erfolge sich jene Bescheidenheit bewahrten, welche das ausschließliche Privilegium edler Naturen ist. Mit seinem Hinscheiden verlor der Buchhandel, als dessen Urtypus er gelten konnte, einen seiner hervorragendsten Vertreter. Eine treue und wirksame Stütze hatte der „alte Volckmar“ (so nannte ihn der Buchhandel) in seinem Neffen Carl Voerster, geboren am 4. Mai 1826 in Soest, gefunden, welcher 1843 als Lehrling und 1854 als Theilhaber in die Firma eingetreten war. Die Geschichte und Entwicklung des Hauses Volckmar hängt mit der Voerster'schen Wirksamkeit aufs innigste zusammen. Ausgestattet mit tüchtigen Kenntnissen, mit kaufmännischem Scharfblick begabt, verdient Voerster († 3. Juni 1899) wohl die Anerkennung, daß mit seinem Eintritte in die Firma dieser das rein kaufmännische Princip aufgedrückt wurde, womit sich das Geschäft von jenen altüberlieferten und in ihren Formen veralteten Traditionen lossagte, die den freien Aufschwung des Geschäftes hemmten. Mit dem Eintritt Voerster's erfolgte auch die Erwerbung und Weiterentwicklung des von Louis Zander im J. 1848 begründeten Baar-Sortiments (1861), einer bis dahin in mäßigem Umfange betriebenen Specialität. Mit welchem Scharfblicke die Geschäftsinhaber das Bedürfniß nach einer Centralstelle für Lieferung nur gebundener Bücher erkannten, und wie sehr dies Vorgehen, das anfänglich ein enormes Risico in sich schloß, von der Allgemeinheit geschätzt worden ist und noch wird, ist eine in der Praxis längst bewiesene Thatsache. Die Firma Volckmar wurde hierdurch bahnbrechend auf diesem Gebiete und zugleich vorbildlich für verschiedene gleichartige Geschäfte. Aber noch keins der neueren Geschäfte dieser Art hat die Volckmar'sche Schöpfung an Ansehen und Ausdehnung erreichen können.

Ein weiterer Theilhaber trat der Firma 1859 in Fr. Volckmar's Sohne, Otto V., bei, dessen eifriger Thätigkeit hier gedacht werden muß. Als langjährigem Leiter des Baar-Sortiments gebührt ihm das Verdienst, diesem Geschäftszweig eine bei dessen Gründung nicht vorauszusehende Bedeutung ver-

liehen zu haben. Ein plötzlicher Schlagfluß entriß Otto Volckmar im besten Mannesalter, Weihnachten 1887, seiner vielseitigen Wirksamkeit.

K. Fr. Pfau.

Völderndorff: Eduard Freiherr von V. und Waradein, bairischer Generalmajor, hat sich als Militärschriftsteller einen Namen gemacht. Geboren am 12. November 1783 zu Baireuth, erhielt er seine Ausbildung im Cadettencorps zu Berlin und wurde 1802 Lieutenant im Ingenieurcorps. Als nach dem Kriege 1806—07 Baireuth von Preußen abgetreten werden mußte, trat V. in die bairische Armee über, in der er am 23. September 1807 als Oberlieutenant angestellt, am 21. September 1811 zum Hauptmann im Generalstabe und am 5. September 1817 zum Major in diesem Stabe befördert wurde. An den Feldzügen 1809, 1812 und 1813—15 nahm er mit Auszeichnung theil. Nachdem er 1818 „Rückerinnerungen an die Jahre 1813 und 1814“ veröffentlicht hatte, schrieb er 1826 seine vierbändige „Kriegsgeschichte von Bayern unter König Max Joseph I.“, die noch heute als werthvolle Quelle für die Theilnahme der Baiern an den damaligen Kriegen zu gelten hat und sich durch sachliche, klare und übersichtliche Darstellung auszeichnet. In Anbetracht seiner besonderen Verwendbarkeit wurde V. 1829 als Oberstlieutenant Militärbevollmächtigter bei der Militärcommission des Deutschen Bundes in Frankfurt, in welcher Stellung er als Generalmajor am 12. September 1847 dortselbst starb.

Bayerisches Kriegsarchiv in München, Personalacten.

v. Landmann.

Völderndorff: Otto Freiherr von V. und Waradein wurde am 12. Juni 1825 zu Zweibrücken geboren, und es war, als ob die heitere Rheinpfalz ihm die Lebhaftigkeit ihres Temperamentes in die Wiege gelegt hätte. Sein Vater Franz Erdmann, bairischer Generalstaatsprocurator dortselbst (geboren zu Baireuth am 1. Juni 1788) starb schon frühe (28. Novbr. 1827) und ließ eine Wittwe mit zwei eigenen und vier Stiefkindern zurück. Drei derselben, darunter unseren Otto, brachte sie nach München zu ihrem Vater, dem früheren Reichskammerrichter und späteren bairischen Justizminister Heinrich Grafen v. Reigersberg, der die junge Frau liebevoll in sein Haus aufnahm. Da aber dem damals schwächlichen Knaben die Stadtluft wenig zusagte, entschloß sich die Mutter, sich von ihm in seinem sechsten Lebensjahre zu trennen und ihn, gleich seinen beiden Stiefbrüdern, dem protestantischen Pfarrer Gottfried Walker in dem weltentlegenen Haunsheim am Ausgange der schwäbischen Alb anzuvertrauen. Hier verbrachte V. seine Knabenzeit, und das protestantische Pfarrhaus hinterließ offenbar tiefere Eindrücke in seinem Geiste. Er ist sein Leben lang ein guter Protestant geblieben und erzählte oft und gerne, daß seine Familie zu denen gehört habe, die nach einer dem Friedenscongreß zu Münster im März 1647 übergebenen Liste, in Oesterreich unter der Enns auch nach der Gegenreformation dem evangelischen Glauben anhängen durften und unter Aufgabe kostbarer Güter den Wanderstab ergriffen, als die Verfolgungen nicht aufhörten.

Im Alter von dreizehn Jahren wurde V. in die kgl. Pagerie zu München aufgenommen, wo er während fünf Jahren Gymnasialunterricht genoß. Es darf hier auf die reizvolle Schilderung hingewiesen werden, die er selbst über diese Epoche seines Lebens entworfen hat. („Aus meiner Hofzeit“, Velhagen und Klasings Monatshefte, Heft 6, Februar 1900.) Schon damals gab er Proben einer außerordentlichen Begabung. So sah sich die Direction der kgl. Pagerie veranlaßt, König Ludwig I. am 11. August 1840 ein Gedicht zu unterbreiten, „welches der Edelknabe Otto Baron von Völderndorff, ein Jüng-

ling von 15 Jahren, der nach Herz und Kopf zu den schönsten Erwartungen berechtigt, aus Anlaß des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes verfaßt hatte." — Der Poesie ist V. sein Leben lang treu geblieben, und wenn auch seine Bedeutung auf einem anderen Gebiete lag, so erblühen ihm doch überall auf seinem Lebensweg von den sonnigen Jugendtagen bis in sein hohes Alter launige und warm empfundene Dichtungen, die er selbst nie gesammelt hat und deren Werth auch über die gebietende Stunde nicht hinausreicht.

Eine Kniegelenkentzündung, die er sich im J. 1841 infolge eines Sturzes vom Pferde beim Reitunterricht zugezogen hatte, und ein schweres Augenleiden, das ihn im J. 1842 befiel, nöthigten ihn, ein volles Jahr Gymnasium und Pagerie zu verlassen. Der Kunst des Dr. Schlagintweit verdankte er es, daß er im Frühjahr 1843 wieder in die Pagerie eintreten und im Herbste desselben Jahres die Absolutorialprüfung mitmachen konnte. Er bestand sie mit der ersten Note, und bei seinem Austritt aus der Pagerie wurde ihm unter dem 21. August 1843 bezeugt: „daß er sich während seines fünfjährigen Aufenthaltes in dieser Anstalt durch ununterbrochenen Fleiß und Eifer für die Wissenschaften, sowie durch sittlich gute Aufführung so auszeichnete, daß er in beiderseitiger Hinsicht seinen Mitpagen als Muster aufgestellt werden könne". Bei seinen ausgezeichneten Talenten hätte er es dahin gebracht, daß er nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung immer den ersten Rang unter seinen Mitpagen behauptete, sondern sich auch am kgl. neuen Gymnasium stets als einer der ersten und besten Schüler hervorthat.

Nun bezog V. für fünf Jahre die Münchener Universität. Seine Studien waren in der ersten Zeit noch vielfach durch Augenleiden gestört, doch war er unermüdlich thätig und widmete sich während der damals vorgeschriebenen zwei philosophischen Jahre mit Vorliebe fremden Sprachen. Er studirte Hebräisch, Sanskrit und Chinesisch und bearbeitete eine Preisfrage über den Ursprung der römischen Götternamen, wofür ihm eine öffentliche Belobung zu Theil wurde. Auf Wunsch seines Großvaters, des Grafen v. Reigersberg, trat er, anfangs ohne Neigung, zum juristischen Studium über. Die anregenden Vorträge des Nationalökonomen v. Herrmann und die persönliche Theilnahme des Geheimraths v. Bayer an seinen Studien machten ihn aber bald zum eifrigsten Juristen. In jugendlicher Begeisterung nahm er auch an den Bewegungen im Studentenleben des Jahres 1848 Theil. Er wurde Hauptmann im Studentenfreicorps und Präsident der allgemeinen Studentenversammlung. Als aber nach Wiederkehr der Ruhe Uebereifrige und Streber den Ausschluß des Corps der Alemannen verlangten, welche unter dem Banne der bestrickenden Lola Montez gestanden waren, rettete er dieselben in einer hierüber abgehaltenen Studentenversammlung durch eine donnernde Rede, deren pathetischer Schluß lautete: „So oft Tyrannen siegten, haben sie Proscriptionslisten erlassen; aber freie Männer verzeihen den Unterlegenen."

Bald wurde seine Betheiligung an der Politik eine ernstere; er schloß sich als Jünger den Anschauungen der liberalen Adeligen der zweiten Kammer, Rotenhan, Lerchenfeld, Thon-Dittmer, Bassus, Hegnenberg, Pfetten, Scheurl, Lindenfels u. A. an und wurde ein eifriger Mitarbeiter des „Nürnberger Kuriers". Durch solche Nebenbeschäftigungen erlitten jedoch Völderndorff's juristische Studien keine Einbuße; er bearbeitete die juristische Preisfrage über den Erlaß, errang das Accessit hiefür und bestand am 18. October 1848 das Universitätsexamen. In Praxis trat er bei dem kgl. Landgericht und später bei dem Kreis- und Stadtgericht dortselbst. Während dieser Zeit, am 3. Juli 1850, promovirte er zum Doctor utriusque juris, wobei seine erste juristische Arbeit, „Zur Lehre vom Erlaß", die umgearbeitete Preisaufgabe, im Verlag

von Christian Kaiser in München im Druck erschien. Im gleichen Jahre (1850) bestand er den Staatsconcurs und erhielt im Justiz- wie im Administrativfache die Note I und den ersten Platz unter 47 Rechtspraktikanten. Zu seiner Erholung reiste er dann nach Italien, wo er in der Vaticana fleißig die Glossatoren und die Kanonischen Sammlungen studirte.

Zurückgekehrt, trat er als Rechtspraktikant bei dem kgl. Landgericht München, dann als Accessist bei dem kgl. Kreis- und Stadtgericht dortselbst und später als Volontär bei dem kgl. Advocaten Dr. Simmerl ein. Unter dem Minister v. Kleinschrod wurde er in das Justizministerium einberufen und fand, trotz starker dienstlicher Inanspruchnahme, noch Muße zu vielseitigen litterarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Jurisprudenz. So setzte er nach dem Tode des Herausgebers die bekannte Sammlung des Appellrathes Fertig fort, schrieb 1851 eine Einleitung in das Studium des Rechtes, 1856 eine Abhandlung über die Papiere au porteur nach bayerischem Rechte, 1857 eine Studie über die Form der Rechtsgeschäfte und Commentare zu den Gesetzen betr. die Gewährleistung bei Viehveräußerungen (1860; 2. Aufl. 1861), die Verjährungsfristen (1859), die Abänderungen des Civilrechts, die Forderungen der Staatsschuldentilgungsanstalt (1861) und einige Bestimmungen der Wechselordnung (1864). Außerdem lieferte er Beiträge in die Blätter für Rechtsanwendung, die Blätter für administrative Praxis, die Allgemeine und die Münchener Zeitung, den Gerichtssaal, die Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß, Hitzig's Annalen und andere Zeitschriften. Seine Fähigkeit der schnellen Auffassung und allseitigen Wiedergabe von Ideen war eine stupende, und ich erinnere mich, daß er zuweilen, noch während man einen Gegenstand mit ihm besprach, einen Aufsatz darüber zu Stande brachte. — Dabei litten seine Arbeiten wenig unter der Vielseitigkeit, welche, indem sie die menschliche Persönlichkeit hebt und bereichert, sonst zuweilen die Gründlichkeit des Fachmanns beeinträchtigt.

In den Kreisen der von König Max II. nach München berufenen Gelehrten war der liebenswürdige, geistvolle junge Mann ein gern gesehener Gast. Er wurde von Liebig aufgefordert, sich an den damals beliebten Vorträgen zu betheiligen und sprach im J. 1858 über das Gesetzbuch der Kreuzfahrer und im folgenden Jahre über das Alphabet. Inzwischen, am 16. April 1853, war er zum functionirenden Staatsanwaltssubstituten bei dem königl. Kreis- und Stadtgericht München ernannt worden und hatte in dieser Eigenschaft während der Choleraepidemie des Jahres 1854 Gelegenheit, neben juristischen Kenntnissen auch moralischen Muth zu beweisen. — Als Ringelmann das Portefeuille der Justiz übernahm, erinnerte er sich daran, daß V. ihn einst zu der Uebertragung der Ausarbeitung eines Civilgesetzbuches beglückwünscht hatte, und berief ihn als Hülfsarbeiter zu dieser Thätigkeit. Am 27. October 1854 wurde er zum Ministerialsecretär und schon am 17. September 1856 zum Geheimen Secretär befördert. Als solcher nahm er unter Oberappellrath v. Endres nicht nur eifrig an den Gesetzgebungsarbeiten Theil und führte bei den Berathungen über den Entwurf das Protokoll, sondern er bearbeitete gleichzeitig das Referat über das pfälzische Justizwesen.

Anläßlich seiner Beschäftigung mit dem Civilrechte Baierns empfand er das Bedürfniß, vor allem über den damaligen Stand des bürgerlichen Rechtes im Königreiche in seiner Mannichfaltigkeit und seinen verschiedenen Geltungsgebieten sich zu orientiren. Da eine verläßige Statistik in dieser Hinsicht fehlte, verwandte er seine Mußestunden auf diese schweren und mühevollen Erhebungen. Als er damit zum Abschluß gekommen war und Verleger Rohmer

das Werk durch den Druck zum Gemeingut machen wollte, äußerte Völderndorff's damaliger Chef Bedenken gegen dessen Veröffentlichung, da der Name eines Justizbeamten der Arbeit ein gewisses officielles Ansehen geben und die Anonymität zur Nachfrage nach dem Verfasser führen würde. V. legte die Frucht seiner Mühe zurück und ließ die überarbeitete Statistik erst im J. 1862, als die neue Organisation gekommen war, unter dem Namen des Rechtspraktikanten Joseph Peißl (Nördlingen 1863, Beck) erscheinen. In der Vorrede der zweiten, wesentlich vermehrten Ausgabe der Civilgesetzstatistik, welche 1880 erschien, nennt V. seinen angeblichen Mitarbeiter „einen braven, talentvollen jungen Mann, der, wie die Lieblinge der Götter, früh gestorben sei“, allein, so viel ich weiß, hat er niemals existirt.

Am 1. Juli 1862 trat V. als Rath an das neuerrichtete Handelsappellationsgericht zu Nürnberg über und warf sich dort mit vollem Eifer auf die ehrenvolle Aufgabe, das neue deutsche Handelsgesetzbuch in die Praxis einzuführen. Unter der Leitung des vortrefflichen Präsidenten v. Seuffert strengte er alle seine Kräfte an, die kolossale Arbeitslast, welche den Gerichtshof fast erdrückte, zu bewältigen. Hundert Referate in einem Quartale war die von ihm gewöhnlich geleistete Arbeit. Daneben redigirte er die in der „Sammlung handelsgerichtlicher Entscheidungen seit Einführung des Handelsgesetzbuches in Bayern“ (Erlangen 1865, Palm & Enke, 2 Bde.) erschienenen Erkenntnisse und lieferte mit Professor Anschütz den ersten Band des Commentars zu dem Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch (Erlangen 1867, Palm & Enke), ein Werk, welches dazu beitrug, seinen Namen in der Juristenwelt vortheilhaft bekannt zu machen. Auch am politischen Leben betheiligte er sich lebhaft in jenen Tagen; seine Erholung fand er im Umgang mit dem in seiner Art einzig dastehenden Redacteur des „Korrespondenten von und für Deutschland“, Dr. Philipp Feust, einem Manne von seltenem Wissen, scharfem Geiste und echt conservativer Gesinnung.

Einen bestimmenden Einfluß auf Völderndorff's späteren Lebensgang sollten die Beziehungen zu dem Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst gewinnen, dem er durch seinen Großvater vorgestellt worden war, und dem er in Nürnberg in dem Hause des alten Vorkämpfers des aristokratischen Liberalismus, des Grafen v. Giech, näher trat. Als Hohenlohe am 31. December 1866 zum Minister des kgl. Hauses und des Aeußern und zum Vorsitzenden im Ministerrathe ernannt worden war, setzte er es durch, daß V. an Stelle des nach Petersburg versetzten Grafen v. Tauffkirchen als Ministerialrath in das Ministerium des kgl. Hauses und des Aeußern einberufen wurde. Am 9. Januar 1867 betrat der neue Ministerialrath zum ersten Mal das Bureau in dem Ministerium, zu dessen unermüdlichsten Arbeitern er fast dreißig Jahre lang gehören sollte.

Die folgenden drei Jahre bilden den Zenith der Beamtenlaufbahn Völderndorff's und sein Name wird an die für Baiern so wichtige Uebergangszeit des Ministeriums Hohenlohe immer geknüpft bleiben. Nun fand der geborene Reformator Gehör, nun konnte er seiner immer webenden Phantasie die Zügel schießen lassen. Die Ideen jagten sich förmlich in seinem Kopfe, Entwürfe folgten auf Entwürfe. „Es waren aufreibende, an Mühe und Arbeit reiche Jahre.“ „Oft ging ich um 7 Uhr morgens in das Bureau und kehrte abends um 10 Uhr heim, ohne etwas Anderes genossen zu haben, als ein belegtes Brod und ein Glas Madeira; aber es war doch die schönste Zeit meines Lebens.“ (Harmlose Plaudereien, Neue Folge S. 262.) Man hat sich vor dem Erscheinen der Hohenlohe'schen Denkwürdigkeiten Völderndorff's Einflußnahme vielleicht sogar größer gedacht, als sie in der That war, indem man seine

Eigenart verkannte und die Selbständigkeit des Fürsten Hohenlohe unterschätzte. Allein V. hatte mehr die Gabe, die fast unerschöpflichen Hülfsmittel seiner reichen Begabung einem fremden Willen dienstbar zu machen und anzupassen, als das Bestreben, seine Anschauungen Anderen aufzuerlegen und um jeden Preis zu verwirklichen. Sein glänzender Geist widerstrebte zuweilen etwas dem Zügel der steten Rücksichtnahme auf die gegebenen Verhältnisse und die praktischen Schranken. So kam es auch, daß von seinen Entwürfen über die Reform des Adels, der Fideicommisse, der Reichsrathskammer, des Ordenswesens, des Auslieferungsverfahrens u. a., trotz vielen trefflichen Ideen im Einzelnen, keiner in das praktische Leben überführt werden konnte, und daß es Hohenlohe auch nie gelang, V. eine maßgebende, selbständige Stellung, wie die des Justizministers, zugänglich zu machen, für welche er so viele Eigenschaften besessen hätte. V. führte freilich diese Thatsache auf den Umstand zurück, daß es von den Gegnern des Fürsten eine im voraus beschlossene Sache gewesen sei, jede von ihm stammende Maßnahme, die dem Fürsten zum Verdienst hätte angerechnet werden können, zu verhindern.

Trotzdem war sein Antheil an der Politik jener Tage ein bedeutender. Er vertrat die Haltung Hohenlohe's betreffs des Dogmas der Unfehlbarkeit in der Kammer und wurde mit mehreren diplomatischen Missionen betraut. Auch mit Richard Wagner hatte er zu verhandeln; als der König den Auftrag gab, dessen politischen Ideen näher zu treten, und selbst zu Bismarck kam er damals in persönliche Berührung. Am meisten und tiefsten berührten ihn die Bemühungen Hohenlohe's, eine Verbindung mit dem Deutschland jenseits der Mainlinie wieder zu gewinnen. Im Auftrage des Fürsten entwarf er eine „Verfassung für den süddeutschen Bund“, welche zuerst in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 26. März 1870 (Nr. 85) erschien, und die er nebst dem „Entwurf einer Verbindung des Norddeutschen und des Süddeutschen Bundes auf Grund des Prager Friedens“ und dem „Entwurf eines Vertrages über die Errichtung eines Eisenbahnvereines“ wiederholt in Hirth's Annalen (Jahrg. 1890, S. 241 ff.) veröffentlichte.

Die spät erschienenen und Fragment gebliebenen Erinnerungen Völderndorff's „Vom Reichskanzler Fürsten von Hohenlohe“ (München 1902, Sep.-Abdr. aus den Beil. d. Allg. Zeitung) scheinen uns nicht ganz frei von den Spuren des Alters und geben ein viel weniger richtiges und bedeutendes Bild von der Zeit, als die gerade für diese Epoche sehr interessanten Denkwürdigkeiten Hohenlohe's. Die Freundschaft der beiden Männer überlebte übrigens das dreijährige Ministerium und dauerte bis zum Tode. V. wurde nicht müde, auch dem späteren Reichskanzler als juristischer Berather getreulich zur Seite zu stehen und aus seiner vielleicht noch erhaltenen Correspondenz dürfte hervorgehen, daß er seine Stimme immer in einem wahrhaft liberalen Sinne abgegeben hat.

Als Fürst Hohenlohe von dem bairischen Ministerium zurücktrat, gab sich V. alle Mühe, wieder in den Justizdienst zurückzukommen. Seine Wünsche scheiterten jedoch an dem Widerstreben des damaligen Justizministers v. Lutz, welcher ihm abgeneigt war. Für V. kamen unter den folgenden Ministerien Hegnenberg und besonders Pfretschner Tage, von denen er sagte, sie gefielen ihm nicht. Was ihm aber jede Lage erträglich machte, war der Humor, der ihn nie dauernd im Stich ließ und seine litterarische Nebenbeschäftigung, der er eifrig oblag. Obwohl der Praxis der Jurisprudenz thatsächlich entfremdet, fuhr er fort, juristische Werke zu liefern, welche den vollen Beifall der Praktiker fanden und heute noch haben. Sein Commentar zur Reichs-Concurs-Ordnung in 3 Bänden erlebte im J. 1884 die zweite Auflage, obwohl er den

etwas trockenen Stoff zuweilen durch ein drastisches Beispiel würzte und statt Cajus und Sempronius den Studenten Lustig, die Hausfrau Brummig und die Putzmacherin Lieblich einführte. Auch zu dem Reichsgesetz, betr. die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften vom Jahre 1884 lieferte er einen Commentar (Erlangen 1885, Palm & Enke).

Weiteren Kreisen aber trat er durch die „Harmlosen Plaudereien“ nahe, die er seit Anfang der siebziger Jahre in der Beilage der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte und welche gesammelt in zwei Bänden (München 1892 u. 1898, Beck) erschienen sind. „Diese ‚Harmlosen Plaudereien‘“, schrieb ich aus Anlaß des Erscheinens des ersten Bandes der Sammlung in der Beilage der Allg. Zeitung vom 12. December 1891, „griffen hinein ins volle Leben, sprangen nach dem Grundsatz, daß man, um zu unterhalten, ‚den Diskurs wechseln muß‘, vom Hundertsten ins Tausendste, brachten vom Großen das Kleine und vom Kleinen das Große und trugen oft durch einen guten Witz mehr zur Lösung einer Tagesfrage bei, als es der längste Artikel vermocht hätte. So wurden sie schnell populär, ihre Witzworte wurden verbreitet, ihre Einfälle belacht, ihre ernsten Seiten discutirt; man mußte sie gelesen haben, um mitreden zu können.“ Was besonders zu ihrer Beliebtheit beitrug, war der liebenswürdige Optimismus, der aus Völderndorff's Weltanschauung lächelte. Die Pfeile, die er abschießt, sind immer befiedert, niemals vergiftet. Sein Schutzpatron ist stets „der Harmlos“ geblieben, dem er einen seiner sprudelndsten und reizendsten Artikel gewidmet hat.

Nur einen Vorbehalt fühlen wir uns verpflichtet zu machen. Die Anekdoten und historischen Reminiscenzen, welche sich in den harmlosen Plaudereien und in anderen Schriften Völderndorff's finden, müssen mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen werden. Seine hohe Intelligenz ließ ihn mit Leichtigkeit juristische Schwierigkeiten entwirren, aber eine etwas eigenwillige Phantasie drängte ihn zuweilen weitab von den Bahnen des Realen und machte ihn Paradoxen geneigt. Es machte ihm Spaß, Andere zu mystificiren und er gehörte zu denen, die einen glücklichen Einfall, ein geistreiches Wort, eine gewagte Combination höher schätzen als die peinliche Feststellung einer nackten Thatsache.

Inzwischen war im Ministerium des kgl. Hauses und des Aeußern auf Freiherrn v. Pfretzschner Graf Crailsheim gefolgt, welcher die hohen Eigenschaften und die seltene Arbeitskraft Völderndorff's zu schätzen wußte. Wenn er auch einen anderen Beamten zu seiner ständigen Stellvertretung für mehr qualificirt erachtete, so ließ er doch V. nicht nur die äußeren Ehrenzeichen zukommen, welche die Persönlichkeit des Beamten allmählich zu umgeben pflegen wie Ringe den alternden Baum, sondern er brachte ihn für außergewöhnliche Auszeichnungen in Antrag. So wurde V. im J. 1893 zum Geheimen Rath und am 10. October 1895, bei seinem Rücktritt, zum Staatsrath i. a. D. ernannt. Unter den zahlreichen Referaten, die er bearbeitete, war ihm die mehr selbständige Function eines Rheinschifffahrtsbevollmächtigten, welche er seit 1879 inne hatte, besonders ins Herz gewachsen. Sie führte ihn alljährlich nach dem schönen Heidelberg und stellte seinen umfassenden juristischen Kenntnissen und seinem Organisationstalent neue schwierige und interessante Aufgaben.

Nur wenige Jahre sollte es ihm vergönnt sein, sich in dem kleiner gewordenen Kreis alter und neuer Freunde des wohlverdienten Ruhestandes zu erfreuen. Ein quälendes Herzleiden setzte seinem bis zuletzt thätigen Leben am 10. December 1899 das Ziel. Da seine Ehe kinderlos geblieben war und seine Gattin, die mit vollster Hingabe an ihm hing, ihm im Tode

vorausgegangen war, bestimmte er einen Theil des von ihm ersparten Vermögens zu Präbenden des St. Annenordens.

Ein Lebensbild Völderndorff's würde nicht vollständig sein, wenn wir nach Schilderung seiner geistigen Thätigkeit seine gemüthliche Veranlagung mit Stillschweigen übergingen. Er war nicht nur ein geistig hochstehender, sondern, was vielleicht noch seltener ist, ein durchaus liebenswürdiger Mensch. Seine Güte war unerschöpflich. In dem Kreis der Mitstrebenden, die so Vieles trennt, vertrat er immer das vereinigende Princip des Wohlwollens. Auch die Abneigungen der Laune, des Temperaments, der Partei hielten bei ihm nie Stand angesichts einer Bedrängniß, die ihm persönlich gegenübertrat. Stets hülfsbereit war er der treueste Freund und der zuverlässigste Berather. Neidlos erkannte er fremde Verdienste an, und gern half er der Jugend bei ihren ersten Schritten ins Leben und in den Dienst. Wenige werden ihm näher getreten sein, die ihm nicht Dank schuldig geworden sind, und die ihn kannten, werden den Worten beipflichten, die nach seinem Tode Fürst Hohenlohe schrieb: „Er war der beste, edelste Mensch, der mir im Leben begegnet ist.“

Gottfried v. Böhm.

Vol(c)kmar: Gustav V., protestantischer Theologe, † 1893. Charakteristisch für die Unzuverlässigkeit der Ueberlieferung noch aus dem letzten Jahrhundert ist, daß bei G. V. weder die Schreibung des Familiennamens noch seine Vornamen — Reihenfolge und Zahl — noch das Datum seiner Geburt absolut feststehen; selbst in den amtlichen Urkunden wechseln Volkmar und Volckmar. Erst vom Jahre 1853 an schreibt G. V. seinen Namen ausnahmslos Volkmar, während das Kirchenbuch zu Gunsten von Volckmar entscheidet. Nach dem Kirchenbuch ist er am 12. Januar 1809 morgens 1 Uhr geboren, nach seinen eigenen Erklärungen am 11. Januar; Gustav Hermann Joseph werden ihm amtlich als Taufnamen bestätigt: er führt dahinter noch ein Philipp. — Sein Vater Adam Valentin V. war seit 1804 Stadtorganist in Hersfeld, seiner Ehe mit Marie Philippine geb. Zeiß aus Rinteln war schon im November 1806 eine Tochter entsprossen; am 26. December 1811 wurde Wilhelm Adam Val. V. geboren, der als Lehrer und Professor der Musik am Lehrerseminar im Homberg lange Jahre thätig gewesen ist. Volkmar's Vater war am 6. März 1770 in Schmalkalden geboren, von 1796—1804 leitete er als Hofmusikus und Hoforganist die Hofconcerte in Rotenburg a. Fulda und benutzte die Gelegenheit, auf Reisen und in längerem Aufenthalt zu Frankfurt a. M. seinen künstlerischen Geschmack auszubilden. Er war ein ausgezeichneter Orgel- und Klavierspieler, hat auch eine Reihe eigener Compositionen herausgegeben; in beidem scheint sein Sohn Wilhelm ihn noch übertroffen zu haben. Aber auch der Sohn Gustav hat die musikalische Begabung von dem Vater geerbt. Im Herbst 1817 siedelte die Familie Volkmar nach Rinteln über, wo Adam Valentin V. Musiklehrer an dem neuerrichteten Gymnasium geworden war; zugleich versah er die Stelle des Organisten an der Nicolaikirche. Erst am 11. September 1851 hat der Tod den allgemein hochgeachteten und beliebten Mann seiner Berufsarbeit entrissen, der „einfach und bieder in seinem ganzen Wesen, pflichttreu in allen, nicht immer ungetrübten Verhältnissen seines Lebens“ sich durch die Reichthümer seiner Kunst für die Dürftigkeit seiner Lebenslage entschädigt gefühlt hat (s. Gymnas.-Programme von Rinteln III, 1819, S. 7 und 1852, S. 43).

Der Sohn Gustav hatte in Rinteln seit 1818 das Gymnasium besucht, Ostern 1828 das Zeugniß der Reife erhalten, dann ein Jahr lang (der Neunzehnjährige!) „kraft eines Examens vor der Rector. Prüfungs-Deputation“ einer Privatschule in Rinteln, der späteren Quinta des Gymnasiums, vor-

gestanden. Von Ostern 1829 bis Ostern 1832 studirt V. in Marburg Theologie und Philologie, und offenbar mit größerer Liebe Philologie; denn dem philologischen Seminar hat er während seiner ganzen Studienzeit angehört: Wagner, Platner und Hupfeld nennt er als seine philologischen Lehrer. Die Absolvirung des theologischen Facultätsexamens im Sommer 1831 erlaubte ihm, den Rest der sechs Studiensemester ganz für classische und orientalische Philologie und für Philosophie zu verwenden. Das folgende Jahr verbrachte er in Frankfurt a. M. als Hauslehrer bei dem Geheimen Rath und Bundestagsgesandten v. Rieß; zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit verlebte er den nächsten Sommer aber wieder in Rinteln. Im Herbst 1833 erhielt er „in Folge seiner zu Rinteln gehaltenen Probelection und einer öffentlichen Disputation" die damals neugegründete Stelle eines Hülfslehrers am Rintelner Gymnasium und verwaltete sie bis zum November 1835, wo er an das Gymnasium Fridericianum zu Kassel berufen wurde. Hier wurde er August 1836 zum ordentlichen Lehrer ernannt, Ostern 1837 aber bereits nach Hersfeld versetzt. Jetzt schien eine Periode ruhiger Entwicklung für ihn gekommen; er gründete einen Hausstand durch seine Verheirathung mit Elise Pauline Antoinette Köhler, der Tochter des Kriegsraths Johann Paul Köhler zu Kassel: der erste Sohn aus dieser Ehe, Johann Paul Viktor, wurde im Juli 1838 geboren, ein zweiter, 1840 geboren, starb im März 1844. Im Hersfelder Osterprogramm von 1838 veröffentlichte der neue praeceptor ordinarius ein „Specimen quaestionum lexicologicarum de vocibus graecis cum v. ἅγιος radicitus cognatis" und kündigte in einer Anmerkung als demnächst erscheinend ein anderes Specimen an unter dem Titel: „Notio vocis religionis Romana", außerdem zwei weitere „Bücher" bei Th. Fischer September 1838. Die zwei Bücher sind ausgeblieben, aber Buch I der „libri tres lexicologici cum prolegomenis et excursibus de verbi legendi natura atque progenie praecipua verborum relegendi et religendi ratione habita" ist in Marburg 1838 als Inauguraldissertation erschienen und hat V. die Würde eines Dr. phil. eingetragen. Etwas später fabricirte er, der hauptsächlich Unterricht in den alten Sprachen ertheilte, nur anfänglich auch in der Religion, eine Blumenlese aus römischen Dichtern (Hersfeld 1840); von Mai 1844 bis December 1845 gehörte er dem Lehrkörper des Marburger Gymnasiums an, dessen Leitung damals in A. Vilmar's Händen lag; während der nächsten sieben Jahre wirkte er in Fulda, wo er zum Ordinarius der 2. Classe aufstieg. Die „Observationes in Sophoclis Antigonen pars prior" im Fuldaer Gymnasialprogramm 1851 — die wiederum ohne Fortsetzung blieben — sind wie die lexicologischen Studien von 1838 eine für jene Zeit respectable Leistung; der Verfasser hat nicht einen gelehrten Apparat zusammengeschleppt, sondern möchte das Dichtwerk als Philosoph und Culturhistoriker würdigen. Aber daß Volkmar's Interesse längst nicht mehr in den Arbeiten der Schule aufging, daß die Tagesfragen des öffentlichen Lebens ihn gewaltig erregten, verrieth eine von ihm 1846 zu Siegen publicirte Broschüre: „Der höchste Grundsatz des Christenthums, der Reformation und des freien Katholizismus der Gegenwart. Ein protestantischer Zuspruch an die Deutsch-Katholiken zu Marburg bei ihrer Constituirung". Da handelt es sich um eine Ansprache, die V. im August 1845 zu Marburg gehalten hatte und deren Drucklegung dort verhindert worden war; weshalb Vilmar den enthusiastischen Gönner der reformkatholischen Bewegung schleunigst nach Fulda abstieß, ist durch einen Blick in dies Schriftchen mehr als erklärt. Noch heftiger gehalten ist eine 1850 zu Fulda anonym ausgegebene Flugschrift Volkmar's: „Der Kriegszustand in Kurhessen oder der Sieg eines freien Volkes über die Willkür-Regierung von Gottes Gnaden. Ein Denkmal"

(8 S.). Es war ein flammender Protest gegen das System Hassenpflug, das gerade 1850 die Clerikalisirung des höheren Unterrichts mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit vornahm. Man wundert sich bloß, daß die Rache so lange ausblieb. Erst am 26. November 1852 wurde V. auf Requisition des kurfürstlichen Garnisongerichts zu Kassel, Abtheilung für die Untersuchungen des permanenten Kriegsgerichts, aus der Schulclasse hinweg in Haft genommen und nach Kassel in das Castell abgeführt. „Derselbe ist durch Erkenntniß Kurf. General-Auditoriats vom 7. Febr. (1853) des durch die genannte Druckschrift begangenen Majestätsverbrechens schuldig erkannt und zur Amtsenthebung sowie zum Verluste des Rechts, die kurhessische Nationalkokarde zu tragen, verurtheilt worden."

Wie V. über das gegen ihn geübte Verfahren urtheilte, mag man in seinem Vorwort zu Justin d. M. 1853 nachlesen; es hat etwas Ergreifendes, wie er da von der ihm lieb gewordenen philologischen Stellung als Gymnasiallehrer zu Fulda erzählt, von dem Zwang, sich weit von der Heimath eine andre Wirksamkeit zu suchen, von seinen Vorsätzen für den neuen Beruf, den er inzwischen gefunden, und von der stillen Hoffnung auf eine Rückkehr nach dem Vaterland. Er war durch die Absetzung ja mit seiner Familie an den Bettelstab gebracht; der frische Muth, mit dem er alle Schritte thut, um sich zu helfen, ehrt ihn wie die Männer, die ihn darin bestärkten und sicher auch durch Fürsprache unterstützten — vor allem wohl Ed. Zeller, damals in Marburg. V. richtete unter dem 18. März 1853 an die theologische Facultät zu Zürich ein Gesuch, ihn dort zur Habilitation als Privatdocent der neutestamentlichen Exegese und der Dogmengeschichte zuzulassen. In der Facultät nimmt sich am wärmsten Hitzig seiner an, die Abneigung von J. P. Lange konnte ihm nicht schaden; am 28. April hält er bereits die Probevorlesung, die von der Facultät anerkannt wird und am 9. Juni ertheilt ihm der Züricher Erziehungsrath die venia legendi. — V. hat Zürich nicht wieder verlassen. Im Wintersemester 1857/58 wurde er zum außerordentlichen, genau 5 Jahre später zum ordentlichen Professor für Kritik und Exegese des Neuen Testaments ernannt und hat alle in sein Fach einschlagenden Vorlesungen gehalten, bis er im October 1892 schwer erkrankte. Am 9. Januar 1893 ist er entschlafen; an demselben 12. Januar, wo er 84 Jahre früher geboren, hielt ihm sein College und Freund E. Egli in der Frauenmünsterkirche die Gedächtnißrede.

Die 40 Jahre seiner Thätigkeit in Zürich sind doch, äußerlich angesehen, in mancher Hinsicht eine Leidenszeit gewesen; um so bewunderungswürdiger muß die Fruchtbarkeit zumal seiner litterarischen Arbeiten erscheinen, die bis in die 80er Jahre hinein andauert. Nicht bloß, daß er ein Ordinariat erst erhielt als Vierundfünfzigjähriger, wo für Viele schon der Kampf mit den Beschwerden des Alters begonnen hat: er hatte um seinen Lebensunterhalt mühsam zu kämpfen, eine Hülfspredigerstelle (Capitelsdiacon), die er nebenbei versah und die ihm jährlich 1400 Frcs. abwarf, war für ihn fast eine Rettung. Und mit Stolz titulirte er sich 1862 Professor der Theologie an der Universität und Kantonal-Diakon zu Zürich! Ostern 1876 wurden ihm Vorlesungen über die allgemeine Religionsgeschichte am Züricher Staatsseminar übertragen; natürlich fühlte er nach einigen Jahren, daß die stets wachsende Stundenzahl neben dem akademischen Hauptamt aufreibend wirkte; er mußte diese Nebenbeschäftigung aufgeben. In seinem Hause wurde es immer einsamer, als die Kinder durch Beruf und Verheirathung in die Ferne gezogen wurden und der Tod ihm die Gattin entriß. Zu den meisten Collegen in der Facultät glückte es ihm auch da, wo nicht schon die theologische Richtung hinderlich in den Weg trat, nicht, ein vertrautes Verhältniß zu gewinnen. Alex. Schweizer

z. B. und A. E. Biedermann sind nie in geistigen Austausch mit ihm eingetreten; bei Th. Keim waren die Schwierigkeiten ohnehin größer. V. war in dieser Beziehung nicht frei von Schuld. Unbelehrt durch die Erfahrungen in der Heimath, hatte er auch in der Schweiz alsbald wieder Politik getrieben: nur für echte Radikale war er zu haben, dann aber auch mit Leib und Seele; bei diesen Actionen ist es nicht ohne unangenehme Niederlagen abgegangen. So war es wohl ein Triumph für ihn, als er 1869 nach dem Sieg der entschieden demokratischen Partei im Kanton Zürich in den Kirchenrath erwählt wurde; aber als er 1872 wieder ausschied, ließen ihn seine Freunde gern ziehen, weil er das Regiment doch nicht demokratisch genug geführt hatte. Wie er ein höchst anregender Gymnasiallehrer gewesen war, so konnte er jetzt in den Vorlesungen die Geister mächtig bewegen; und an treuen Schülern, die fast auf ihn schwuren, hat es ihm nicht gefehlt. Aber auf Andere wirkte er auch abstoßend; die Gabe, Widerstrebende allmählich zu gewinnen, indem er zunächst sich auf ihren Standpunkt stellte und sie langsam von ihren Vorurtheilen befreite, war ihm nicht zu Theil geworden. Glänzende Lehrerfolge waren ja schon durch die Kleinheit des Zuhörerkreises ausgeschlossen, aber auch die erwarteten Erfolge seiner wissenschaftlichen Thätigkeit blieben aus. Wohl ehrte ihn die Universität Leyden durch die Verleihung der theologischen Doctorwürde, und besonders niederländische Theologen setzten sich aufs ernstlichste gerade mit V. auseinander; in der Schweiz fand seine Grundanschauung von der Geschichte Jesu viele Freunde, und in H. Lang einen begeisterten Lobredner, in Fr. Langhans einen eifrigen Fürsprecher. Allein keinen der großen Pläne, die V. angekündigt, hat er auszuführen vermocht, gewiß nicht, weil ihn nachträglich die Lust verließ, sondern weil der Absatz die Verleger nicht zu neuen „Opfern" anspornte. Zu Zürich erschien 1855 ein „Erster Band: Quellen der Ketzergeschichte bis zum Nicänum, kritisch untersucht" unter dem Sondertitel: „Hippolytus und die römischen Zeitgenossen oder die Philosophumena und die verwandten Schriften nach Ursprung, Composition und Quellen untersucht". Ein zweiter Theil sollte die kritische Bearbeitung des Epiphanius und der anderen griechischen Häresiologen darbieten: er ist nicht geschrieben worden. 1860 veröffentlichte V. zu Tübingen die erste Abtheilung von Theil I eines Handbuchs der Einleitung in die Apokryphen (Judith); die zweite Abtheilung (das vierte Buch Esra) folgte 1863; aber nicht einmal die dritte Abtheilung von Theil I (Henoch) ist fertig geworden, statt dessen bloß ein Bruchstück aus einem zweiten oder dritten Theil: „Mose Prophetie und Himmelfahrt, eine Quelle für das Neue Testament zum ersten Male deutsch im Zusammenhang der Apokrypha und der Christologie überhaupt" 1867. 1870 ließ er in Leipzig sein umfassendstes Werk „Marcus und die Synopse der Evangelien" ausgehen und behielt sich nicht bloß eine gleichartige Erklärung der späteren Evangelienbücher vor, sondern versicherte im October 1874, daß die Fortsetzung über das Lucas-Evangelium schon ziemlich vollendet sei; und im Vorwort zur zweiten Ausgabe October 1875 verheißt er wenigstens Textausgaben von Lucas, Matthäus und von allen Evangelienfragmenten des zweiten Jahrhunderts: nichts davon hat das Licht der Welt erblickt. Wiederum in Zürich begann er 1875 ein großgedachtes Werk: „Die Neutestamentlichen Briefe, geschichtlich im Zusammenhang erklärt". Es ist bei dem ersten Band: „Paulus Römerbrief. Der älteste Text deutsch und im Zusammenhang erklärt (mit dem Wortabdruck der Vatikanischen Urkunde)" verblieben. Im December 1873 ist um V. eine Historische Gesellschaft Schweizer Theologen zusammengetreten, in der er den Vorsitz bis an sein Lebensende geführt hat: von dem Jahrbuch dieser „Züricher histor. theol. Gesellschaft" ist nur der erste Band 1877 erschienen,

wozu V. „Einleitendes über D. Fr. Strauß' Alten und Neuen Glauben" beigesteuert hat. W. Wrede war mit seiner Entdeckung des Messiasgeheimnisses in den Evangelien (Göttingen 1901, s. S. 279—284) im Reinen, als er in V. einen Vorgänger entdeckte, d. h. zum ersten Mal Volkmar's: „Die Evangelien oder Marcus und die Synopsis der kanonischen und außerkanonischen Evangelien" 1870 und 1876 kennen und in gewissem Sinne bewundern lernte. Und Alb. Schweitzer schreibt gar 1906 eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung im genus grande: „Von Reimarus zu Wrede" und widmet darin V. ein paar Seiten, 224—227, aber ohne sich um die größten Arbeiten Volkmar's zu kümmern; er begnügt sich mit der popularisirenden Darstellung von Volkmar's Resultaten im „Jesus Nazarenus" von 1882. Dann darf man sich nicht wundern, daß die neueste Auflage der Protest. Real-Encyklopädie W. Volck und andrerseits Bruno Bauer Artikel widmet, für Volkmar aber keinen Platz behält.

Trotzdem ist V. einer der bedeutendsten Bibelkritiker der letzten hundert Jahre; er gehört zu den originellsten Köpfen unter den deutschen Gelehrten des Restaurations- und Revolutionsjahrhunderts. Und er hat bleibende Verdienste. Seine Schriften sind ja von recht verschiedenem Werth. Sie brauchen nicht alle registrirt zu werden: die Reihe der speciell theologischen Arbeiten läuft von 1846 bis 1889. V. hat an vielen Zeitschriften mitgearbeitet, vornehmlich an den Theologischen Jahrbüchern von Baur und Zeller, an Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, aber auch an der Zeitschrift für historische Theologie, an den Studien und Kritiken, den Jahrbüchern für protestantische Theologie, der Theologischen Zeitschrift aus der Schweiz, sowie an Recensionsorganen, z. B. der Jenaischen Litteraturzeitung. In den Theol. Jahrb. 1846, H. 3, S. 363 ff. enthüllt sich V. zum ersten Mal als echten „Tübinger" in der Abhandlung über einen historischen Irrthum in den Evangelien. Er weist dort nach, daß Herodias nicht, wie Mc. 6,17 und Mtth. 14,3 behauptet wird, das Weib des Philippus, sondern eines Herodes gewesen ist und verallgemeinert diese Erkenntniß zu der Gewißheit, „daß die Evangelien überhaupt bloß auf die vagsten Data der vulgären Kunde einer späteren Zeit bauen und das Nähere ihrer Erzählung erfinden". Mit förmlicher Freude treibt er die Skepsis an dem Quellenwert auch der synoptischen Evangelien für die wirkliche Geschichte Jesu hier auf die höchste Spitze, stellt sich freimüthig auf die Seite von Bruno Bauer gegen Ebrard, J. P. Lange und Guericke. Besonders grimmig fährt er auf Ebrard los, den Charlatan und Lügner — so daß die Redaction eine Anmerkung des Inhalts beifügt, sie lasse eine so starke Ausdrucksweise unwidersprochen nur, „um diesem Gelehrten die Consequenzen seines polemischen Tons anschaulich zu machen". Eine gleiche Rücksichtslosigkeit in der Auseinandersetzung mit Gegnern, auch im Ausdruck nur bemüht, recht offen zu sein, hat V. zeitlebens beobachtet. C. v. Tischendorf z. B., doch auch Hilgenfeld — der schon 1858 in der Zeitschr. f. wissensch. Theol. I, 247—285 Volkmar's chronologischen Entdeckungen den offenen Krieg erklärt hatte, vgl. ebd. X, 217 ff., XIII, 345 ff. — und der spätere D. Fr. Strauß haben das erfahren. Aber so grob er einmal sein konnte und wollte, es fehlte jede Spur von Bosheit; er schlägt nicht auf Ohnmächtige los und er mengt unter seine höchst aufrichtigen Scheltworte kein Gift, wie es Ebrard meisterlich verstand; die treuherzige Frische seiner Zornausbrüche erweckt fast etwas wie Behagen.

Sächlich bedeutsamer waren Volkmar's Beiträge in Heft 1 und 2 der Theologischen Jahrbücher 1850 (S. 110—138 u. 185—239) „über das Lucas-Evangelium nach seinem Verhältniß zu Marcion und seinem dogmatischen

Charakter", die Vorarbeit zu dem 1852 vollendeten Erstlingswerk „Das Evangelium Marcion" (Leipzig, 268 S.) Die theologische Facultät in Zürich hätte auf diese Schrift hin ein Recht gehabt, dem Verfasser nicht bloß die venia legendi, sondern eine Professur zu ertheilen. Ja, in gewissem Sinne ist diese seine älteste Schrift die reifste von allen, weil sie die sorgfältigste Einzeluntersuchung mit unbefangener Kritik verbindet und fast ohne Abgleiten auf Nebenfragen und Unentscheidbares den damals von V. so hoch geachteten Autoritäten von Baur und Ritschl zum Trotz das festgestellt hat, was heute Alle wissen, ohne sich Volkmar's zu erinnern, nämlich, daß das Marcion-Evangelium bloß eine gnostische Bearbeitung des Lucas-Evangeliums ist, wie wir es wesentlich noch haben, nur daß dem Marcion ein älterer Lucas-Codex als uns zur Verfügung stand. Dem eingebildeten Ur-Lucas tritt V. siegreich entgegen, wie er später auch die Ur-Marcus- und Ur-Matthäus-Theorien bekämpfte. Und im Gegensatz zur gesammten Tübinger Schule hat V. schon bei diesen Studien erkannt, daß Marcus älter als Matthäus und Lucas ist. Er hatte hiermit zugleich die Aufgabe seines Lebens in Angriff genommen, die Geschichte der evangelischen Ueberlieferung als ein Spiegelbild der Entwicklung des Urchristenthums zu reconstruiren. Und die Lösung, die er gefunden und in verschiedenen Formen immer neu verkündigt hat, ist nur eine Systematisirung der im Schlußabschnitt 1852 einzeln hingeworfenen Anschauungen; alle seine größeren Werke dienen unmittelbar oder entfernter dem einen Zweck, seine schon 1852 fertige Construction der evangelischen Geschichte zu befestigen. Die vorhin erwähnte Monographie über Hippolytus und überhaupt die Studien zur Ketzergeschichte — wieder war 1854, Heft 1 der Theologischen Jahrbücher eine Vorarbeit vorangeschickt worden — geht nicht in dem Interesse an den neuentdeckten Philosophumena und ihrem Autor Hippolyt von Rom (gegen Baur's Cajus-Hypothese) auf, sondern will die eigentlichen in die Kritik des 4. Evangeliums eingreifenden Quellen jenes „gleichsam neuen Kirchenvaters" aufspüren und feste Punkte für die Chronologie der altchristlichen Litteratur gewinnen; denn von den Häresiologen verspricht sich V. für solchen Zweck das Beste. Aber auch die Untersuchungen über die Zeit Justin's des Märtyrers und seiner einzelnen Schriften sind erwachsen aus dem Interesse für Justin in seinem Verhältniß zu unseren Evangelien (s. die Habilitationsschrift von 1853). Die jüdischen Apokryphen, Judith, 4. Esra, Henoch hat V. in sein Herz geschlossen, weil er in ihnen intime Urkunden aus der Zeit und der religiösen Atmosphäre, worin auch die Evangelien erwachsen sind, zu entdecken glaubte; den „Commentar zur Offenbarung Johannis" gab er 1862 heraus, zwischen Theil 1 und 2 der jüdischen Apokryphen, weil ihm klar war, daß man die johanneische Apokalypse nicht ohne ihre jüdischen Schwestern verstehen könne, ihr volles Verständniß aber wiederum für das Verständniß der Evangelien nöthig sei, da sie diesen zeitlich voranstünden. Die Auslegung des Römerbriefs im J. 1875 bedeutet für ihn nicht die Hinwendung zu neuen Aufgaben; er braucht den Paulus schon für das Verständniß des ältesten Evangeliums, das ihm mit paulinischen Gedanken gesättigt erscheint. Als einen Nachtrag aber zu dem Römerbrief darf man sein letztes Buch bezeichnen: „Paulus von Damascus bis zum Galaterbrief", 1887, ein kritischer Gang durch „die beiden Apostelgeschichten N. T.s", mit dem Zweck, speciell aus dem Galaterbrief das reine Evangelium des Paulus in seiner ganzen Einfachheit klarer zu erfassen.

Das, worauf V. mit dem allem, patristischen Untersuchungen, alt- und neutestamentlichen Commentarwerken hinauswollte, hat er zum ersten Male 1857 vorgetragen in dem Werk: „Die Religion Jesu und ihre erste Ent-

wicklung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft". Die Darstellung ist möglichst allgemein verständlich gehalten; eine Ergänzung dazu bildet die „Geschichtstreue Theologie", Zürich 1858; seine litterar- und kirchengeschichtlichen Voraussetzungen vertheidigt er mit gelehrtem Material Zürich 1866, „Der Ursprung unserer Evangelien nach den Urkunden"; die hier S. 160 ff. angehängte „Zeittafel der Schriften" von c. 55 „Paulus an die Galater" an bis c. 245 „Origenes gegen den Celsus" ermöglicht eine bequeme Uebersicht über Volkmar's Vorstellungen von der altchristlichen Litteratur- und Dogmengeschichte, z. B. „c. 170 Sct. Ignatii 3 Märtyrerbriefe für die Monarchie des Episcopates", „c. 175—180: ein römischer Cleriker erweitert Sct. Ignatii 3 Märtyrerbriefe zu 7 (für Unterjochung des übrigen Clerus unter den Bischof, mit scheuer Benutzung der neutestamentlichen Sammlung)", der erste Johannesbrief c. 150—165! In größerem Stil und mit genauerem Eingehen auf die Quellen ist die Arbeit von 1857 wiederaufgenommen in dem „Marcus" von 1870, der mit Nachträgen behufs Berichtigung und Ergänzung S. 661—738 und „Uebersicht und Register zu den kanonischen Synoptikern" (29 Seiten) 1876 nochmals ausgegeben wurde. Hier faßt er S. 719 ff. den Inhalt der „Religion Jesu" unter der Ueberschrift zusammen: Das Geschichtliche vom Leben Jesu, nach der ältesten Schrifturkunde des Paulus (55—60 u. Z.), des Johannes in Apocalypsi (68), des Marcus (73) und des Josephus (c. 90 u. Z.); er verzichtet sonach auf jede Verwerthung nicht bloß des Johannesevangeliums wie der apokryphen Evangelien und Agrapha, sondern auch der beiden späteren Synoptiker; sein Buch dient ebensosehr dem Zweck, die Unbrauchbarkeit der gesammten nachmarcinischen Ueberlieferung zu erweisen, wie dem, den Marcus zu erklären und für die Geschichte auszunutzen. Die Vollständigkeit, mit der V. hier das gesammte Evangelien- und evangelisch-historische Material der ersten $2^1/_2$ Jahrhunderte verarbeitet hat, ist seitdem von Niemandem erreicht worden; V. wird nicht müde, bei jedem Abschnitt des Marcus die Wege nachzuziehen, auf denen er mißverstanden, umgedichtet, verdorben sei, um zuletzt zu verschwinden: wie er auch nicht müde wird, den tiefen Gedanken nachzuspüren, die der Lehrdichter Marcus allerwegen in seinen Jesusgeschichten und Jesusworten bis auf die Reihenfolge und die Rahmenstücke untergelegt haben soll.

Wieder ein Marcus-Commentar gleicher Stimmung, nur in populärer Form bildet den Kern des Jesus Nazarenus 1882; was dem vorangeht S. 1 bis 168, und nachfolgt, S. 332—399, sind theils kritische Ausführungen über nachmarcinische Jesusdichtung, theils Versuche, die Hauptdaten aus dem Leben und der Wirksamkeit Jesu festzulegen und das Bild seiner Persönlichkeit vor uns zu reconstruiren.

In diesen Beiträgen Volkmar's zur Leben-Jesu-Forschung liegt das Hauptstück seiner wissenschaftlichen Arbeit beschlossen; in jedem von ihnen paaren sich auffallende Schwächen mit großen Vorzügen. V. ist kein hervorragender Schriftsteller; er läßt sich, zumal in den volksthümlich gehaltenen Werken, leicht etwas gehen und verfügt nicht eben über reiche Ausdrucksmittel. Aber er lebt in den Dingen, von denen er handelt, und er hat ganz eigene Gedanken über sie: er fesselt dadurch, daß er allbekannte Sachen in neuem Lichte zeigt, und er nöthigt uns Ehrfurcht ab durch die Energie und Treue, mit der er seine Intentionen an dem gesammten Material, auch die bescheidensten Textvarianten nicht ausgenommen, als probehaltig nachweist und nicht ruht, bis er Alles von seinem Gesichtspunkt aus verständlich gemacht hat. Ein originellerer Commentar als der Volkmar's zu Marcus wird nie ge-

schrieben werden; ich meine aber, er kann sich auch an gelehrter Gediegenheit mit jedem messen.

Ein Werk Volkmar's, das bisher ungenannt geblieben ist, hat ihn bei Einigen in den Ruf eines nicht ganz soliden Arbeiters gebracht; die von ihm 1860 herausgegebene „Geschichte des Neutestamentlichen Kanon von C. Aug. Credner". Leider ist das lehrreiche Buch viel zu wenig studirt worden. Aber allerdings sind eine Menge von Fehlern stehen geblieben, die Credner selber entfernt haben würde, und Volkmar's Randnoten sind bisweilen überflüssig, manchmal störend; der von ihm selbständig zugefügte Anhang: „Der Grundbestand des N. T.s im Einzelnen, die Reihenfolge im Besonderen" (S. 337 bis 416) enthält durchaus keine abschließende Arbeit. Bedenkt man indessen, daß Credner's hinterlassene Entwürfe erst längere Zeit nach seinem Tode (16. Juli 1857) in Volkmar's Hand gelangt sein können, daß laut der Vorrede Volkmar's Edition am 5. December 1858 bereits gedruckt vorlag, so wird man angesichts der Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe, zumal ihm die Kanonsgeschichte der späteren Jahrhunderte in ihren Details noch ein unbekanntes Gebiet war, sowohl seinen Eifer anerkennen als allerlei Mängel entschuldigen.

Ueber Volkmar's eigene Leistungen hat sich bei denen, die wirklich etwas von ihm gelesen haben, so ziemlich das Urtheil durchgesetzt, das D. Fr. Strauß 1861 in einem Brief an Vatke (s. Benecke: W. Vatke, Bonn 1883, S. 503) so formulirt: „Ein närrischer Kauz, der aber nicht ohne einzelne Lichtblicke ist, ... es ist Tollheit, was er vorbringt, doch nicht ohne Methode" („und leider ist diese Methode zum Theil die Baur'sche: d. h. es fällt mir manchmal schwer, zwischen Baur's Vordersätzen und Volkmar's Folgerungen den Graben zu ziehen, der die Consequenz abschnitte"). O. Pfleiderer hat in seiner „Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant", 1891, S. 294 den Werth der Verdienste Volkmar's um die Erkenntniß des Urchristenthums doch erheblich höher eingeschätzt; Volkmar's Studien über jüdische und christliche Apokalyptik findet er indessen auch weit weniger originell und meint, im Commentar zur Johannes-Apokalypse folge er den Tübinger Voraussetzungen bis zu den kühnsten und unmöglichsten Deutungen der apokalyptischen Bilder auf die antipaulinische Parteipolemik des Judenchristenthums. W. Wrede hat m. E. auf S. 283 f. des „Messiasgeheimnisses" das gerechteste Urtheil über Volkmar's „Marcus" gefällt. Er verlangt, daß man ihn nicht mit der Etikette „Tübinger Schule" abthue, nennt V. den geistreichsten und scharfsinnigsten Commentator des Marcus, der eine Fülle von feinsinnigen Beobachtungen über Marcus selbst wie über das Verhältniß der Parallelen zu ihm gemacht habe. Namentlich habe er nicht bloß gelegentlich beachtet, sondern wirklich gewußt, daß die Evangelisten das Leben Jesu als Glieder der Gemeinde, in der sie standen mit allen ihren Gedanken und Interessen, geschrieben haben. Trotzdem sei die Summe des Falschen und Unmöglichen in seinem Werk groß, und zwar im Großen wie im Kleinen. Er rechne zu wenig mit der Tradition und übertreibend mit der Schöpferkraft des Marcus, werde den beiden anderen Synoptikern, wo sie von Marcus unabhängig sind, gar nicht gerecht, traue ihnen da Ungeheuerliches zu in der Umbildung von Marcus-Stoffen zu neuen Lehrstücken. V. sei als Exeget Allegorist und Symbolist, überscharfsinnig im Aufspüren von Beziehungen und künstle reichlich, indem er in der Darstellung des Marcus überall Symmetrie und wohlberechneten Rhythmus wahrnehme.

Nun, genau das Gleiche gilt von den übrigen Werken Volkmar's. In seinem Commentar zum Römerbrief beherrscht ihn nur zu sehr das Bestreben,

den reinen Text dieses Lehrbriefs — „dieses systematisirenden Briefs“ — so zu gliedern, wie es der Apostel selbst bestimmt; er bewundert über alles die Verstandesschärfe des Paulus, „die sich hier in einer, je näher man zusieht, um so großartiger strengen, bis in das Einzelnste reichenden Disposition der Gedanken“ zeige! Damit ist das Interesse auf etwas concentrirt worden, woran dem Paulus schlechterdings nichts gelegen war: über dem Suchen nach dem Zusammenhang geht denn auch der Gehalt der einzelnen Gedanken oft verloren. Außerdem wirkt das unablässige Herummäkeln an Luther's Uebersetzung verstimmend; eine gleichmäßige und ruhige Analyse des Briefes wird nicht erreicht. Holsten hatte Recht, wenn er in den Jahrbüchern f. prot. Theol. 1879 die Volkmar'sche Disposition ablehnte, und ihn aufforderte, „seine Auffassung des Briefs doch nicht nur aufzustellen, sondern durch den Inhalt zu begründen“. Aber an neuen Vorschlägen, ernst zu nehmenden Beiträgen zum Verständniß besonders wieder der Verunstaltungen des Textes in der weiteren Ueberlieferung ist kein Mangel, und wie für unsere Gegenwart geschrieben klingt Volkmar's Wunsch, seine Auslegung möchte doch den Herren die Größe und Genialität des Apostels etwas besser beleuchten, die schon eine neue Reichskirche auf Grund von einigen Stücken Bergpredigt gründen, den Apostel aber excludiren wollen. — Die Uebersichtigkeit, mit der V. bei der Erklärung des Judithbuchs, wie der jüdischen und christlichen Apokalypsen in den harmlosesten Phrasen deutliche Anspielungen auf die Zeitgeschichte wittert, ist nur eine andere Erscheinungsform des exegetischen Fehlers, der bei Marcus und dem Römerbrief ihn nie verläßt, in jedem Textwort tiefen Sinn und geheime Absichten zu vermuthen: das ist aber nicht ein Erbstück aus der tübingischen Schule, sondern der uralte Grundfehler der theologischen Auslegung. Die Reaction gegen Volkmar's Ueberspanntheiten ist inzwischen bei den Apokalypsen so schroff erfolgt, daß man heut in Gefahr ist, auch das Bedeutsame und Unterstrichene in diesen Büchern als Bestandtheil des allgemeinen apokalyptischen Apparats gering zu achten: ein Tropfen von Volkmar's Blut thut schon fast wieder noth, vollständig verarbeitet — und in dem Sinne veraltet — dürften auch diese Commentare Volkmar's noch nicht sein.

An dem größten Werk Volkmar's, seiner synoptischen Bearbeitung des Marcus, bestätigt sich aufs sicherste der Eindruck, den schon alle theologischen Arbeiten Volkmar's von 1846 an erwecken: er ist unter den Jüngern F. Chr. Baur's derjenige, der (trotz Strauß' Urtheil, siehe oben) dem Meister am wenigsten wesensverwandt, am häufigsten eigene Wege geht. Hilgenfeld ist viel mehr im Bann tübingischer Geschichtsdogmen gefangen geblieben, als es V. jemals gewesen ist. Der philosophische Einschlag, der neben der zugleich genialen und auf ernste Quellenforschung gegründeten Anschauung geschichtlichen Werdens bei Baur so unverkennbar ist, fehlt, wie mir scheint, bei V. völlig: V. ist in erster Linie Philolog und Kritiker. Einen dauernden Einfluß hat Strauß' „Leben Jesu“ auf ihn gewonnen, insofern es ein für alle Mal ihm das Vertrauen zu den concreten Einzelheiten in der evangelischen Ueberlieferung genommen hat, einen nicht minder wichtigen Baur und Zeller, indem sie ihn daran gewöhnten, auf dem Boden des Urchristenthums alles als aus Tendenz geboren zu betrachten, und auch die Classen der damals wirksamen Tendenzen ließ er sich einfach von ihnen vorschreiben. Wohin er schaut, erblickt er Judenchristen oder Pauliner, Gnosis oder Antignostiker; und stets ist sein Hauptanliegen, die vorliegenden Schriften in der richtigen Gruppe und allerdings dort, wo er wohl einige Entwicklung wahrnimmt, an der richtigen Stelle unterzubringen. Aber innerhalb solcher durch Strauß' Skepticismus und Baur's Tendenztheorie ihm gezogenen Schranken bewegt sich

V. frei und hält die Augen offen. Die Priorität des Marcus, diese für alle Quellenkritik an den Evangelien fundamentale Erkenntniß, hat ihm von seinem ersten Eintreten in die theologische Debatte an festgestanden; daß Paulus' Geist bereits über Marcus weht, daß dieser eine Mischung von Ueberlieferungen und paulinisirenden Ideen darstellt, hat er unermüdlich behauptet, als ihm noch Niemand es glauben wollte. Und für das Verständniß der Entwicklung der Evangelienbildung bedeutet Volkmar's These eine Großthat, daß Marcion wesentlich nichts Anderes gethan hat als z. B. der Verfasser des sogen. kanonischen (Lucas-)Evangeliums. Wobei V. den Unterschied zwischen Marcion und Lucas oder Matthäus treffend dahin definirt, daß wenn sie aufs freieste mit dem ihnen vorliegenden Stoff früherer Evangelien umgehen, und ihn im Sinn ihrer entwickelteren, bestimmten Ansicht umbilden, Marcion weder die Fähigkeit noch das Bedürfniß dazu gehabt hat. In seiner Phantasielosigkeit und Wortklaubrigkeit konnte er nur reinigen, wo die Anderen organisch umschufen. Aber sein innerliches Verhältniß zum evangelischen Stoff ist kein anderes, als das des Marcus oder Matthäus. In solchen Sätzen liegt die Forderung, alle Evangelien, selbst die gnostischen nicht ausgenommen, nach einem Maß zu messen, alle als Versuche zu bewerthen, die eigene Glaubensauffassung von der neuen Offenbarung in der Geschichtsform und mit den Mitteln der Ueberlieferung kräftig zum Ausdruck zu bringen, darum alle sowohl Geschichtsquellen als „Lehrschriften“. Es war nur eine ungeheure Inconsequenz, wenn V. in praxi den Marcus doch wieder von den Anderen absonderte, indem er ihm Benutzung echter Traditionen zugestand, während die Späteren sich ausschließlich aus Marcus ihren Stoff zu holen haben. Aber diese Ueberschätzung des Geschichtswerths von Marcus machen ihm ja unsere besten Kritiker bis heute nach! Nun muß er natürlich einen großartigen Scharfsinn aufbieten, um die Massen von Stoff, die sich bei Lucas und Matthäus über Marcus hinaus, größtentheils Beiden gemeinsam, vorfinden, als im Dienst anderer Tendenzen vorgenommene Umformung von Marcusparallelen — die in Wahrheit gar nicht existiren — zu erweisen, und so leistet denn V. auch gelegentlich Unerhörtes in der Zurückführung nachmarcinischer Evangelienstücke auf die vermeintliche Wurzel, und was er an Gewaltthat, Blödheit und auch wieder Raffinement dem nach seiner Meinung jüngsten Synoptiker Matthäus zutraut, erregt noch weit größeres Befremden als die Ruhe, mit der er daneben seinen Dichter Marcus Geschichten als Kleid der Ideen aus dem Nichts hervorzaubern läßt. Bei dem Einen volle Schöpferkraft, bei dem Andern nur Handwerksarbeit; als ob nicht jeder zugleich Bildner und Umbildner sein könnte. Hier liegt die Grenze von Volkmar's Können; er bringt an die Quellenwerke oder an ihre Autoren, nachdem er durch eine große Conception ihr Verhältniß zu einander im wesentlichen richtig begriffen hat, ein paar Formen mit, in die sie hineinpassen müssen; er läßt sich nicht von dem Matthäus-Text zwingen, seine Matthäus-Figur umzugestalten; er stellt sich diese Menschen viel zu wenig als Individuen und die Vorgänge bei der Herstellung ihrer Werke viel zu einheitlich und mechanisch verlaufend vor. Fragen, wie die, ob denn so gar nichts aus einem von V. doch auf eine ganze Reihe von Jahren berechneten öffentlichen Wirken Jesu sich im Gedächtniß der Gläubigen bis auf Paulus und bis nach Paulus erhalten habe, stellt er sich kaum; mit der Einwirkung auf Paulus scheint ihm fast die geschichtliche Wirksamkeit Jesu erledigt. Die Poesie — als Ersatz für Strauß' Mythus — spielt bei ihm eine ebenso verhängnißvolle Rolle wie die Tendenz. Aber er hatte doch nicht Unrecht, wenn er meinte, gegenüber der zu negativen Haltung der Alttübinger eine positive Ergänzung zu beschaffen.

Sie war bloß zu positiv, weil er alles erklären wollte, für jede Variante in den Synoptikern ein Motiv aufspürte und geradezu auf diesem dunkelsten Feld an Stelle der „bloßen Wahrscheinlichkeiten, also im Grund nur Möglichkeiten", absolut Sicheres zu setzen sich einbildete.

Wer sich so unerreichbare Ziele wählte, konnte schweren Irrthümern nicht entgehen. Aber Volkmar's Irrthümer liegen für den historisch Gebildeten von heut klar zu Tage, während das Wahre und Große an seinen Constructionen sich noch nicht vollkommen durchgesetzt hat. Diejenigen, die in den 60er Jahren über den Altweibersommer spotteten, den die paar Schweizerischen Tübinger nach Baur's Tod uns vielleicht noch bringen möchten, hätten allen Grund gehabt, im Garten des Spättübingers Volkmar sich auf einen neuen Frühling vorzubereiten.

Die bedauerlichsten Mängel bei V. erkläre ich mir aus seiner Unfähigkeit, neue Anregungen und Gesichtspunkte in sich aufzunehmen. Er hat sich selbst außerhalb der theologischen Entwicklung gestellt, und ist somit selber schuld an der ihm zu Theil gewordenen Verkennung. Er schreibt 1857 und 1870 und 1876 und 1882 nichts, was er nicht auch schon 1852 oder 1844 hätte schreiben können. Nicht aus Hochmuth schließt er sich ab, er liest die jüngeren Arbeiten auch, aber nicht, um aus ihnen zu lernen; Weizsäcker, Holtzmann, Holsten gehen spurlos an ihm vorüber. Er lebt eigentlich nicht mit den Zeitgenossen, und cultivirt seine Einseitigkeit, statt sie mit fremder Hülfe zu erweichen. Den Anschluß an ihn muß man erst mühsam sich erkämpfen, auch heute noch.

Die Beschäftigung mit den Schriften Volkmar's ist nun aber nicht bloß lehrreich, sie gewährt auch eine eigene Art von Genuß. Kein Mißerfolg, auch nicht der dauernde Kampf um ein behagliches Arbeitendürfen, hat diesen Mann verbittert gemacht; immer wieder bittet er in seinen Vorworten und hofft auf eine ebenso strenge Prüfung wie nachsichtige und wohlwollende Aufnahme seiner Schriften. Er ist seiner Sache so sicher, daß ihm ein Zweifel an ihrem endlichen Sieg gar nicht kommt; und, was uns beinahe räthselhaft vorkommt, er empfindet auch niemals etwas von einem Conflict zwischen Wissenschaft und Religion. Die alttübingische, gegen die traditionellen Ansichten gerichtete Geschichtshypothese mochte Bedenken erweckt haben, „in dieser Absolutheit" — wie bei V. — „wird die Kritik auch völlig positiv und damit ebenso kirchengemäß". Auf der Linie der Freiheit treffen für ihn die strengste Kritik und die reine protestantische Frömmigkeit immer mit Nothwendigkeit zusammen; Gewissensnöthe können nur aus Halbheit entspringen. Wie V. dem alten Vaterland die Treue hielt, offenbart sich rührend, wenn er 1862 seinen Apokalypse-Commentar den treuen, darum siegreichen Kämpfern für das von Gott besiegelte Recht in der hessischen Heimath widmet; und wie laut bezeugt er 1867 seine „innige Freude über den großen Sieg, den die protestantische Großmacht Deutschlands errungen hat, über die endliche Beseitigung derer, die so lange Gott gespottet haben, und über das energische Anheben einer kräftigen und ehrenhaften Einigung der deutschen Lande"! — Dieser wahrhaftig nicht vom Glück begünstigte Gelehrte ist dankbar für die kleinste Anerkennung bei Freund und Feind; und seine Siegeszuversicht führt ihn weder zu verstocktem Eigensinn noch zu eitler Selbstverherrlichung; er fühlt sich als einen inspirirten Propheten, den seine Offenbarungen, eben weil sie nicht sein eigen sind, erst recht bescheiden machen.

Und das alles ist bei ihm nicht durch Reflexion und Selbstzucht gewonnen; er gibt sich ganz wie er ist: eine urgesunde Natur. Wo er uns Phrasen zu brauchen scheint, sind es solche, die Andere geschaffen haben, und die er äußerst ernst nimmt. Eine merkwürdig-rührende Gestalt bei diesem

Mißverhältniß von Verdienst und Lohn auf Erden, und in dieser wunderbaren Mischung von kindlicher Naivetät mit dem glänzendsten Scharfsinn. Der Sohn des Hersfelder Musikmeisters hat ein glückliches Ohr besessen, er hörte die Harmonieen in die Welt hinein, in sein eigenes Schicksal und in die Geschichte.

Das Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde von Hersfeld, nach gütigen Mittheilungen des Superintendenten Pfarrer Schafft. — Die Gymnasialprogramme von Rinteln, Kassel, Hersfeld, Marburg, Fulda von 1819 bis 1853. — Marburger Universitätsacten von 1828—31 und für das Diplom von 1838. — Notizen aus Zürich und von Freunden Volkmar's wie Hrn. Pfarrer Flaigg in Altstetten b. Zürich, vermittelt durch Professor D. A. Meyer in Zürich.

Ad. Jülicher.

Vonderweid: Franz Peter Felix V., General, stammte aus patricischer Familie zu Freiburg i/Ue. und wurde daselbst geboren am 31. Mai 1766. Er begann die militärische Laufbahn in französischen Diensten im Regiment Waldner und trat 1789 mit Lieutenantsgrad in das Regiment Vigier über. Nachdem er 1790 an der Unterdrückung der Meuterei in Nancy theilgenommen und als Anerkennung der dabei bewiesenen Tapferkeit das Kreuz des hl. Ludwig erhalten, ließ er sich nach Auflösung seiner Regimenter (October 1792) für die Nationalgarde von Toul in Lothringen anwerben. Dort lernte er die Tochter des Platzcommandanten v. Maillot kennen und kehrte, als er sie geheirathet, in seine Heimath zurück (1794). Seine Mitbürger wählten ihn alsbald in den großen Rath der Zweihundert als ihren Vertreter. Hier bekannte er sich im Gegensatze zum städtischen Patriciate als eifriger Anhänger der französischen demokratischen Ideen und setzte sich mit General Brune in Verbindung, als dieser an der Spitze einer französischen Armee zur Befreiung des Waadtlandes in die Eidgenossenschaft einrückte. Seinem „Patriotismus" verdankte er es vor allem, daß nach der Uebergabe von Freiburg (3. März 1798) die Verfügung, alle ehemaligen Rathsmitglieder auf ein Jahr von allen öffentlichen Aemtern auszuschließen, auf ihn keine Anwendung fand. Er wurde in die provisorische Regierung gewählt und mit der Bildung von zwei Bataillonen Freiwilliger beauftragt als Generalinspector der Freiburgischen Truppen. Durch Directorialbeschluß wurde er am 28. des gleichen Monats zum „Generaladjutanten der helvetischen Armee" befördert und in dieser Eigenschaft machte er an der Seite des Generals Keller den Feldzug gegen die Oesterreicher und Russen und die Kämpfe um Zürich mit (Juni 1799). Darauf wurde er ins Wallis gesandt zur Unterstützung des französischen Generals Thureau bei seinen Angriffen gegen die österreichische Division Strauch (August 1799). Vom ersten Consul Bonaparte erhielt er im November dieses Jahres den Auftrag, den Uebergang über den großen St. Bernhard zu erforschen; durch seinen Bericht ließ jener sich bestimmen, diesen Paß für seine oberitalische Armee zu wählen. Er betheiligte sich ebenfalls an diesem Feldzuge, überstieg den Simplon mit einer Abtheilung und wurde bei der Belagerung von Arona verwendet. Am 5. November 1801 rückte er vor zum commandirenden Obersten des Infanterie-Linienbataillons und wurde eine Hauptstütze der Centralistenpartei in der Schweiz. Zur Dämpfung von Unruhen wurde er am 25. August 1802 mit sechs Compagnien nach Zürich geschickt, wo er durch sein vorsichtiges Verfahren bald der Bewegung Herr wurde. Von da gegen die Unterwaldener nach Luzern gesandt, wurde er infolge eines Waffenstillstandes dort überflüssig, kehrte mit den Truppen des Generals Andermatt am 10. September nach Zürich zurück, wo er als

Bataillonschef bei der Beschießung der Stadt theilnahm. Dann erhielt er Auftrag, in aller Eile die Milizen von Freiburg und Waadt zu organisiren im Auftrage der nach Lausanne geflüchteten helvetischen Regierung, der nur noch diese Districte gehorchten. Unter dem Befehle von General Andermatt mußte er am 26. September die Vertheidigung des Wistenlachs (Vully) gegen die unter Bachmann und Aufdermauer heranrückenden Truppen der verbündeten Orte übernehmen, gewann mit seiner Brigade die Brücke von Salavaux und trieb seine Gegner (26. u. 27. September) aus Murten und dem Wistenlache zurück. V. forderte im Auftrage Andermatt's von der Stadt eine Kriegscontribution von 40 000 Schweizer Franken, nachdem die Truppen mannichfache Excesse verübt hatten. Schon am folgenden Tage mußten sie jedoch Murten von neuem räumen und concentrirten sich bei Pfauen, Greng und auf den Höhen des Wistenlachs. Der Lausanner Vollziehungsrath, von den Leistungen General Andermatts gar nicht befriedigt und nicht bloß an seiner Geschicklichkeit, sondern auch an seiner Treue zweifelnd, entzog ihm am 3. October den Oberbefehl und übertrug ihn V. Doch war diese Maßregel zu spät erfolgt, da am gleichen Tage das Heer geschlagen und in voller Auflösung begriffen war, ehe der Wechsel im Commando den Betheiligten zur Kenntniß kam. Es blieb V. nichts anderes übrig, als die Reste der versprengten Scharen, die sich unaufhaltsam gegen Lausanne zurückzogen, dort zu sammeln, bis durch das Eintreffen des französischen Generals Rapp, als Abgesandten des ersten Consuls, den Feindseligkeiten Halt geboten wurde. V., der noch insgesammt über 2170 Mann verfügte, wobei eine Abtheilung Deutschschweizer durchaus unzuverlässig schien, schloß am 6. October einen Waffenstillstand mit den Generälen der verbündeten Orte, wonach Freiburg und das Waadtland südlich von Moudon einstweilen von seinen Truppen besetzt blieben. Damit hatte der Bürgerkrieg thatsächlich ein Ende gefunden. Durch Abschluß der Mediation wurden die helvetischen Linientruppen nach Frankreich übergeführt und in andere Corps vertheilt. V. wurde am 17. Mai 1803 zum Brigadegeneral in der französischen Armee ernannt, erhielt, nachdem ihm schon vorher das Ritterkreuz verliehen war, am 14. Juni 1804 das Kreuz eines Commandeurs der Ehrenlegion. Im Armeecorps von Baraguay-d'Hilliers machte er sodann den Feldzug in Baiern mit, erhielt nach der Einnahme Tirols von Ney das Platzcommando von Innsbruck, machte darauf im 7. Armeecorps den Krieg gegen Preußen mit und wurde am 25. December 1806 bei Pultusk verwundet. Hernach zum Divisionsgeneral befördert und zum baron de l'empire ernannt, wurde er mit einer Dotation in Westfalen bedacht. Bei der Belagerung von Danzig (1807) verwundet, ging er am 9. October 1808 zur Armee in Spanien über und starb an einem ansteckenden Fieber am 23. October 1810 in der Kriegsgefangenschaft zu Cartagena. Sein Tod wurde in Freiburg am 11. Januar 1811 durch Glockengeläute öffentlich bekannt gemacht.

H. de Schaller, Histoire des troupes Suisses au service de France sous le règne de Napoléon Ier, 2e édition revue, augmentée et illustrée. Lausanne 1883, S. 231/33. — Albert Maag, Gesch. der Schweizertruppen im Kriege Napoleon's I. in Spanien u. Portugal (1807—14), Biel 1893, S. 521.

Albert Büchi.

Voppel: Friedrich A. H. V., Psychiater, wurde am 25. November 1813 in Dresden geboren. Von 1862—1879 war er Director der königl. sächsischen Landesanstalt in Colditz. Er starb am 19. December 1885 in Nossen. Außer durch vielseitige Thätigkeit für die Anstalt hat er sich ein dauerndes Verdienst erworben durch die Gründung der landwirthschaftlichen Irrencolonie Zschadraß

im J. 1867; es war dies nach der Errichtung Ginums durch Snell (1864) die erste in größerem Maßstabe in Deutschland durchgeführte Irrencolonie.

Vgl. Nekrolog von Pierson in Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie und psych. gerichtliche Medicin, Bd. 42, S. 554. — Laehrs, Gedenktage der Psychiatrie, 1904, S. 358, mit Litteraturverzeichniß.

Th. Kirchhoff.

Voß: Leopold V., verdienter Buchhändler und ehemaliger Inhaber der Verlagsfirma gleichen Namens zu Leipzig (jetzt Hamburg), geboren am 17. December 1793 ebenda. Als Sohn eines Buchhändlers — sein Vater, Georg Voß, betrieb in Leipzig ein selbständiges Geschäft —, war er gleichfalls für diesen Beruf bestimmt. Im J. 1809 trat er zur Erlernung desselben bei Friedrich Vieweg in Braunschweig ein, vollendete seine Lehrzeit 1812 bei J. H. Campe in Hamburg, dem Schwiegervater Vieweg's. Nach Ablauf der ersten vorbereitenden Jahre kehrte V. nach Leipzig zurück, ursprünglich wohl in der Absicht, in das väterliche Geschäft einzutreten. Die damals in politischer Beziehung höchst traurigen Verhältnisse waren aber gewiß auch von Einfluß auf das väterliche Geschäft gewesen. Anstatt in die Handlung seines Vaters, trat er in das kaufmännische Geschäft von Lattemann & Sohn. Die Erhebung des deutschen Volkes führte den jüngeren Voß in die Reihen der Vaterlandsbefreier an den Rhein. Zurückgekehrt, stellte ihn sein Vater vor die Wahl, entweder dem kaufmännischen Geschäfte auch ferner zu dienen, oder sich dem Buchhandel zu widmen. Er entschloß sich für den letzteren. Am 21. März 1818 übernahm Leopold V. die Handlung seines Vaters, für die er hinfort mit seinem Namen zeichnete. Der eifrige und intelligente junge Mann führte das übernommene Geschäft bald zu neuem Aufschwunge und gewann eine Anzahl hervorragender Männer zu Autoren seines Verlags. Wir nennen davon nur: K. F. Burdach, Castrén, R. Wagner u. s. w. 1832 wurde V. zum Commissionär der kaiserlichen Akademie in Petersburg ernannt, eine Verbindung, die in vortheilhafter Weise auf seine geschäftliche Entwicklung einwirkte und ihm mancherlei neue Beziehungen zu Gelehrten eröffnete. Die Pflege der wissenschaftlichen Litteratur erschien ihm überhaupt als vornehmste Aufgabe des Buchhändlers; dieser Aufgabe blieb er unaufhörlich treu. Sein Verlagskatalog wies auch fast ausschließlich die Arbeiten gelehrter Männer, insbesondere auf dem Gebiete der Medicin und Naturwissenschaften, auf. Er starb am 26. November 1868. Voß, oder wie er seiner Zeit häufig genannt wurde, der „alte Voß", gehörte der alten Schule des Buchhandels an, und deshalb hielt er zäh an dem Altererbten fest. Aufrichtig und treu in seinen Gesinnungen, gutmüthig und nachsichtig gegen Untergebene, wohlthätig gegen Nothleidende, bescheiden in seinem Auftreten, gewann er sich überall Freunde. K. Fr. Pfau.

W.

Waagen: Adalbert W., Landschaftsmaler, geboren am 30. März 1834 zu München, † am 15. April 1898 in Berchtesgaden, ging, aus einer alten Künstlerfamilie stammend, reichveranlagt, nach Absolvirung des Gymnasiums, zur Landschaftsmalerei über, die er, erst bei dem tüchtigen Aquarellisten Fritz Zeiß, übte, dann als Schüler von Albert Zimmermann, welchem W. 1858 auch nach Mailand folgte. Als der Krieg 1859 die junge, durch Erzherzog Maximilian (den nachmaligen Kaiser von Mexiko) begründete Akademie gefährdete, erhielt W. von dem jungen Erbprinzen Georg von Sachsen-Meiningen den Auftrag, einen Saal in der am Comersee erbauten Villa Carlotta (wo Heinrich Lossow Bilder aus der Gudrun ausführte) mit idealen Landschaften in Fresko zu schmücken. Nach deren Vollendung begründete W. zu München (1860) im Hause seines Freundes Karl Millner (1825—1895) ein eigenes Atelier und unternahm mit Hermann Krüger und anderen Schülern regelmäßige Studienfahrten in die Bergwelt Altbaierns und Tirols, welchen ein längerer Wanderzug über Köln, nach Antwerpen und Brüssel folgte. Bei dem Bestreben, die täglichen Eindrücke rasch festzuhalten, gewann W. die Fähigkeit einer breiteren, realistischen Richtung; infolge dessen trat er aus dem „historischen“ Rahmen der bisherigen Bestrebungen heraus, um sich mit objectiver Freiheit die Natur anzuschauen und ihre Schönheit in Stimmung und Farbe treu wiederzugeben. Doch verließ ihn nie seine echt dichterische Empfindung, welche mit feinem Takt vor Einseitigkeiten bewahrte. So schuf er sich seinen Stil, welchen die Gunst des Publicums erfaßte, sein Name gewann guten Klang. Damals trat W. auch in den Mittelpunkt der fröhlichen Künstlergesellschaft „Jung-München“, welche durch heitere Fasching- und Maifeste dem früheren, altgewordenen Regiment den Vorrang ablief. Nächst dem unermüdlichen Otto Stöger (Jahrbuch 1903, V, 270), dem immer bereitwilligen Theodor Pixis (geb. 1. Juli 1831 in Kaiserslautern, † 17. Juli 1907 in Oberpöcking) und dem begabten Componisten Georg Kremplsetzer (s. A. D. B. XVII, 122) stellte W. mit August Spieß, Friedrich und Heinrich Lossow (ebenda XIX, 221 ff. und LIII, 85), Christian Jank (geb. 14. Juli 1833, † 25. November 1888 in München) und vielen Anderen seine geselligen Fähigkeiten als Sänger und Acteur zur Verfügung.

Nach dem Tode seines Oheims, des Magnetiseurs Schechner, übernahm W. dessen in Berchtesgaden prachtvoll gelegene Villa und übersiedelte bleibend mit seiner jungen Frau 1869 in das unmittelbar mit der Fernsicht auf den

Watzmann erbaute Atelier: der schönste Punkt weit umher, ein wirklicher „Stand“ für jeden Landschafter in dem unerschöpflichen Schauspiel der Natur, wo jeder Blick neue Ueberraschung und köstliche Ausbeute gewährt. Das hielt er alles fest und bannte die Eindrücke auf seine Leinwand, wie ein wahrer Poet seine Lieder mit dem besten Herzblut dichtet. Die Bilder gingen flink von der Staffelei, freilich nie ohne die letzte, immer gleich tüchtige Ausführung und Vollendung. Zahlreiche Aufträge fanden sich ein aus England, Amerika, Rußland, hier auf dem Stapelplatz, wo die ganze Welt sich ein Stelldichein gibt. In der stilleren Saison ging W. immer auf neue Wanderungen, um sich zu erfrischen und zu verjüngen, um neue Ausbeute einzuheimsen. So durchzog er in weiten Fahrten ganz Italien, ebenso die Donaugelände oder den Schwarzwald: ein Material zusammentragend, welches zur Verarbeitung wohl für eine doppelte Lebenszeit ausgereicht hätte. Zeitweilig gruppirte W. eine eigene Ausstellung, beispielsweise im August 1879, eine wahre Galerie von anderthalbhundert „Erinnerungen aus dem Berchtesgadener Land“, welche willkommene Aufnahme fanden. Längere Zeit beschäftigte ihn das Project, nach dem Vorgang von Preller's Odyssee-Bildern einen Cyklus von „Nibelungen-Landschaften“ für König Ludwig II. zu entwerfen, welche dann im Schlosse Schwanstein als Fresken ausgeführt werden sollten, wozu Reisen nach dem hohen Norden, an den Rhein, die Donau und nach Ungarn, theils begonnen wurden oder in Aussicht standen. Auch plante der König die leider nicht verwirklichte Idee, im unteren Schloßgang zu „Schwanstein“ die noch von keinem Maler behandelte epische Dichtung „Gudrun“ in einem 33 Meter langen Fries durch Theodor Pixis malen zu lassen; ebenso war für eine Reihenfolge von Darstellungen aus dem Leben der Landgräfin Elisabeth Eduard v. Steinle in Aussicht genommen. W. hatte vorläufig einige Kohlencartons entworfen, aber die überhastende Baulust für Herrenchiemsee, die Krankheit und der Tod des hohen Mäcens vereitelte auch diese schönen Pläne.

Neben allen diesen ehrenden Erfolgen hatte unser Maler mit allerlei argem Mißgeschick zu kämpfen. Die Folgen eines bösartigen Vipernbisses machten sich jahrelang fühlbar. Bei einer Kieferentzündung verschwand ein innen applicirter Blutegel in den Magen des Patienten; um diesem verhängnißvollen Unfall zu begegnen, wurden energische Mittel in Anwendung gebracht, welche den armen Dulder beinahe an den Rand des Verderbens brachten. In Mailand zermarterte ein unvernünftiger Geisterspuk seine Nächte, ein somnambuler Fall, den Richard Voß in seiner „Die Camaldolenserin“ betitelten Novelle zu einer Schilderung à la Callot-Hoffmann gestaltete. Ebendaselbst wurde W. 1859 vor dem Dolchstoß eines deutschwüthigen Italianissimo nur durch die Geistesgegenwart und Riesenkraft des Tiroler Bildhauers Gottfried Flora geschützt. Ein herziges Mädchen entriß der Tod den trostlosen Eltern; ein Sohn trat gegen Erwartung nicht in die Fußtapfen des Malers, sondern erwählte nach längerem Tasten zum eigenen Heil die Pharmakopöe. In Genua schlugen die Häscher unseren Maler in Bande wegen Ausgabe falschen Papiergeldes, welches ein Veroneser Bankier bei Flüssigmachung eines Wechsels dem ahnungslosen Maler gegeben; glücklicher Weise wußte W. sich genau auszuweisen über Tag und Stunde der Zahlung, über Firma und Person des Cassiers, dessen Conterfey er mit photographischer Treue aus dem Gedächtniß zeichnete, wodurch der Betrüger in die Hände der Nemesis fiel und der inzwischen in schwerer Haft eingekerkerte Maler endlich die Freiheit erhielt. Hierbei und in späterer Erkrankung kam ihm die selbst dialektmäßig meisterliche Handhabung der italie-

nischen Sprache zu statten. Auf der Rückkehr aus Sicilien — der im Auftrag eines Kunstfreundes geplante halbjährige Aufenthalt in Griechenland unterblieb — lauerte in einem calabresischen Neste die Cholera auf den ganz vereinsamten, hülflosen Maler; kaum genesen, streifte ihn zu München ein nicht unbedenklicher Schlaganfall. Das Jahr 1880 schuf neue, schwere, fast arbeitsunfähig machende Nervenleiden, gegen die ein Winteraufenthalt in Wiesbaden Besserung brachte. Dann schien sein Augenlicht bedroht. Rührend war es, wie der durch wunderbare Energie und Liebe zur Kunst gestählte Maler sich immer wieder siegreich emporrang, bis seine Natur endlich doch einem krebsartigen Magenleiden unterlag.

Vielfache Anerkennung und Auszeichnungen (u. a. der Professortitel) waren ihm zu Theil geworden; Berchtesgaden hatte ihm in Anerkennung seiner, auch als Feuerwehrcommandant, um die Gemeinde erworbenen Verdienste das Ehrenbürgerrecht zuerkannt. — Zwei aus beiläufig 300 Nummern bestehende Ausstellungen von Waagen's Landschaften (Ende 1898) im Münchener Kunstverein fanden in kurzer Zeit bereitwillige Käufer; ein großes, die „Ruine Kühbach" bei Bozen darstellendes Oelbild mit effectvoll gestimmter Abendlandschaft wurde 1898 vom bairischen Staat für die Neue Pinakothek erworben.

Vgl. Abendblatt 108 der Allg. Zeitung, 20. April 1898. — Kunstvereins-Bericht f. 1898, S. 68. Hyac. Holland.

Waagen: Karl W., kgl. preußischer Geh. Hofrath, Maler und Kunstfreund (Vater der Vorigen), geboren 1800 in Hamburg, † am 26. November 1873 zu München, erhielt als Sohn des Porträt- und Landschaftsmalers und Kunsthändlers Friedrich Ludwig Heinrich W. in dessen Zeichnungsschule und Akademie die erste praktische Anleitung, während Karl's Bruder Gustav W., der nachmalige Kunsthistoriker (vgl. Lier in A. D. B. XL, 410—414), der wissenschaftlichen Forschung sich zuwendete. Von Altwasser (bei Waldenburg in Schlesien), wohin sein Vater zuletzt übersiedelte, besuchte Karl W. die Akademien von Prag und Dresden, wo er, namentlich durch die persönliche Bekanntschaft seines mütterlichen Oheims Ludwig Tieck, gleicher Weise der Poesie wie der bildenden Kunst oblag. Seinen dichterischen Versuchen hat er in späteren Jahren selbst den Stab gebrochen, doch blieb er zeitlebens der Feder getreu, mit der er endgültig die Palette vertauschte. Vorerst machte er sich zu München noch mit der Technik der Freskomalerei vertraut, malte mehrere kleine Oelbilder für einige Freunde in Schlesien, ging mit Porträtaufträgen nach Breslau, bethätigte sich als Gemälderestaurateur am königl. Museum in Berlin, nachdem er durch zweijährige Vorbereitung unter Schlesinger's Anleitung die nöthigen Kenntnisse erworben. Längere Zeit weilte W. in Wien, wo er in der höheren Gesellschaft durch seine Kunst Zutritt und Einfluß gewann. So erzählt Führich in seiner „Selbstbiographie" dankbar, wie W. „aus allen Kräften seines edlen und kunstbegeisterten Herzens sich Führich's erster Schöpfungen (‚Genofeva') annahm, ohne den Schöpfer derselben vorerst persönlich zu kennen". Ebenso begeisterte W. den jungen Schwind, dessen „Hochzeitszug des Figaro" die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise erregte. 1828 ging W. nach Rom, wo er Skizzen und Studien zu einer Landschaft sammelte (welche später der Kunstverein in Berlin erwarb) und im Café Greco mit allen Künstlern im lebhaftesten Austausch verkehrte, namentlich mit Führich und Dr. Oesterley aus Göttingen. In München machte sich W. mit der Lithographie so tüchtig bekannt, daß er 1831 einen ehrenvollen Ruf als Director des kgl. Lithographischen Instituts erhielt; er lehnte ab, weil seine Braut, die gefeierte Sängerin Nanette Schechner (geb. 1806) contractlich an München gefesselt war; sie wurde 1832 seine Gattin. W. schuf mehrere historische und

religiöse Bilder, darunter eine „Madonna“, „Christus als Weltrichter“ (1834), Bildnisse in Miniatur und Oel (Porträt seiner Gattin 1835 vgl. Raczynski, Geschichte d. neueren Kunst, 1840, II, 446), beschäftigte sich mit kunstgeschichtlichen Studien, deren Resultate in Fachschriften und Journalen niedergelegt wurden. In seinem Auftrag unterzog sich Heinrich Merz (s. A. D. B. XXI, 482) der vier Jahre in Anspruch nehmenden Aufgabe, Kaulbach's „Zerstörung Jerusalems“ in Kupfer zu stechen, ein Unternehmen, welches trotz der meisterhaften Lösung nicht des verdienten materiellen Lohnes sich erfreute.

Tief erschüttert durch den Tod seiner edlen Gattin (1860), griff W., der früher schon an der Lösung politischer und socialer Fragen sich versucht und manche Flug- und Streitschrift mit und ohne seinen Namen veröffentlicht hatte, wieder zur Feder, insbesondere vor und nach dem Concil (1870), wo er, obwohl Convertit, mit beinahe jugendlicher Begeisterung seine Parteistellung gegen Rom manifestirte und in leidenschaftlichem Feuereifer die Sache des Altkatholicismus mit Ausdauer und zäher Festigkeit bis zu seinem Lebensende vertheidigte.

Vgl. Nagler, Künstlerlexikon XXI, 28. — Hamburger Künstlerlexikon 1854, S. 279. — Beilage 333 der Allg. Zeitung, 29. November 1873. — Trautmann in der „Wartburg“ 1873, Nr. 8.

Hyac. Holland.

Wagener: Guido Richard W., Anatom, geboren zu Berlin am 12. Februar 1822, war dort auch nach seiner Studienzeit Assistent E. Brücke's und Joh. Müller's, gelangte 1848 zur Promotion, wurde 1857 Assistent am Anatomischen Museum zu Berlin, 1861 Privatdocent, siedelte 1867 nach Marburg über, wo er Prosector und Professor e. o. wurde und als ordentlicher Honorarprofessor am 10. Februar 1896 gestorben ist. Er schrieb über die Entwicklung der Cestoden, der Trematoden, auch über die Muskelfaser und eine Anzahl von Abhandlungen in zoologischen und histologischen Fachzeitschriften.

Vgl. Biographisches Lexikon, herausgegeben von J. Pagel, S. 1795.

Pagel.

Wagner: August Friedrich Karl W., osterländischer Geschichtsforscher, geboren am 9. December 1792 in Altenburg, † ebenda am 4. März 1859. Sein Vater, Johann Friedrich August W., wirkte als herzoglich sachsen-altenburgischer Obersteuerrath in Altenburg, und Friedrich W. war das einzige Kind aus dessen erster Ehe mit Chr. Fr. L. Pabst. Nachdem er das Friedrichsgymnasium seiner Geburtsstadt besucht, studirte W. seit 1813 Jura und Cameralia in Heidelberg und Jena und trat darauf bei der herzoglichen Staatsregierung in Altenburg als Beamter der Finanzverwaltung ein, deren Staffeln er bis zum Geheimen Regierungs- und Finanzrath erstieg. Als in Altenburg 1839 die „Geschichts- und Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes“ begründet wurde, gehörte W. mit zu den Stiftern und widmete sich von da ab bis zu seinem Lebensende unermüdlich den Bestrebungen dieser Vereinigung. Alle Bände der „Mittheilungen“ der Gesellschaft bis zu seinem Tod enthalten viele Beiträge von ihm. Die Vorstandsämter der Gesellschaft bekleidete er der Reihe nach, bis er im November 1858, wenige Monate vor seinem Tode, die Würde des ersten Vorsitzenden erhielt. Bei Eröffnung seines Testamentes fand sich, daß er seine bedeutende Sammlung von geschichtlichen, statistischen und geographischen Büchern, Schriften, Kupferstichen, Lithographien, Karten u. s. w. der Geschichtsforschenden Gesellschaft vermacht hatte. Die Gesellschaft veranstaltete am 16. März 1859 eine besondere Gedächtnißfeier zu

Ehren des Verstorbenen und ließ sein Bildniß vervielfältigen und vertheilen. Die werthvollste und verdienstlichste Sammlung Wagner's aber, 28 handschriftliche Foliobände mit Urkundenabschriften und Regesten zur Geschichte des Herzogthums Sachsen-Altenburg umfassend, wurde durch seine Wittwe, eine feingebildete und kunstsinnige Dame, an die herzogliche Landesregierung verkauft und von dieser unter der Bezeichnung „Wagner'sche Collectaneen" der herzoglichen Bibliothek in Altenburg einverleibt, wo sie eine reiche, und leicht zugängliche Fundgrube für die osterländische Geschichtsforschung bilden. Der Stoff ist von W. hauptsächlich aus den verschiedenen Archiven des Herzogthums Sachsen-Altenburg, aus dem königlichen Hauptstaatsarchiv zu Dresden, einigen andern Archiven und gedruckten Büchern zusammengetragen. Die Vollständigkeit dieser Sammlung für die Gegenwart wird freilich vielfach überschätzt, denn in dem halben Jahrhundert seit Wagner's Tode sind mehrere einschlägige Archive, besonders das Sachsen-Ernestinische Gesammtarchiv zu Weimar, in ihrer Ordnung, Uebersichtlichkeit und Nutzbarkeit so vorwärts geschritten, daß für die Wissenschaft eine ganz beträchtliche Menge von osterländischen Urkunden zugänglich geworden ist, deren Vorhandensein W. noch nicht kannte. Die volle Brauchbarkeit seiner Collectaneen ist erst herbeigeführt worden durch ein ausführliches alphabetisches Namensregister in vier handschriftlichen Bänden, angefertigt von dem weimarischen Archivdirector Dr. Burkhardt. Das Original dieses Registers befindet sich bei den Collectaneen in der Bibliothek zu Altenburg, eine Abschrift im Archiv der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. Im December 1892 hielt die Gesellschaft zu Wagner's hundertjährigem Geburtstag eine Festversammlung, in der Professor Dr. M. Voretzsch über Wagner's Leben und Wirken redete.

Briefliche Nachrichten von der Familie. — E. Hase in den Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes V, 214 f., 216 f. — E. E. Löbe, Altenburgica (Altenburg 1878), S. 9. — M. Geyer, Verzeichniß der Handschriften in dem Archive der Gesellschaft (Erstes Ergänzungsheft zu den „Mittheilungen" u. s. w. Altenburg 1901), S. 122.

Mitzschke.

Wagner: Rudolf Freiherr von W.-Frommenhausen, geboren am 19. December 1822, † am 10. Februar 1891. Nach seinem Austritt aus der Kriegsschule in Ludwigsburg wurde W. 1843 zum Lieutenant ernannt, zunächst in der Artillerie, dann im Generalstab. Am 27. April 1867 wurde er zum Generalmajor und zugleich zum Kriegsminister ernannt. Nach dem Abgang des Kriegsministers v. Hardegg brauchte man gerade in Württemberg einen so klaren, nüchternen Kopf, wie W. einer war, einen Mann, abhold phantastischen Vorstellungen und der Phrase feind. Nichts haßte der einfache, streng und sachgemäß denkende Mann mehr als demokratische Verschleierungen, wie sie damals in militärischen Dingen unter den Württembergern in Blüthe standen.

Bisher hatte man in Württemberg geflissentlich die Unkenntniß in preußischen Dingen, insbesondere auch im Heerwesen, genährt. Man sonnte sich am Glanze Oesterreichs und Radetzky's. Der Tag von Olmütz hatte jeden Respect vor Preußen ausgelöscht. Die Reorganisation dort begriff man nicht. Da kam W. im Anfang des Jahres 1866 als Militärbevollmächtigter nach Frankfurt. Hier hat sich einst die Wandlung eines Größeren vollzogen, Otto v. Bismarck's. Aber auch W. war nach wenigen Monaten, noch vor Ausbruch des Kriegs, ein Anderer geworden. Was man in Süddeutschland absichtlich nicht sehen wollte, das erkannte er klar hier: nur von einem erstarkten

Preußen kann Rettung und Schutz für Deutschland kommen. — Der Krieg des Sommers 1866 war vorüber; im württembergischen Lande feierten großdeutsche und volksparteiliche Agitationen ihre höchsten Triumphe; die abenteuerlichsten Pläne schossen aus dem Boden, um durch lockere Milizeinrichtungen die stramme Waffenschule des stehenden Heeres zu ersetzen.

Die kleinlichen Anfeindungen, denen der neue Kriegsminister vom April 1867 ab ausgesetzt war, würde man heute nicht mehr begreifen. Dennoch gelang es ihm mit äußerster Mühe, während des Jahres 1868 das neue Kriegsdienstgesetz durchzusetzen, das, wenn auch lückenhaft, doch einen wesentlichen Forschritt bedeutete, durch Beseitigung des heillosen Unfugs der Stellvertretung um Geld und durch Einführung allgemeiner Wehrpflicht. Allein die Wogen hatten sich nur scheinbar geglättet; gegen das Frühjahr 1870 bereitete sich ein demokratischer Adressensturm vor, der von der Kammermehrheit unterstützt wurde und Herabsetzung der Präsenzzeit wie auch Verminderung des Militärbudgets verlangte. Unter solchen Umständen trat W. am 23. März 1870 vom Kriegsministerium zurück, das nun auf den General v. Suckow überging. Weitere Experimente schnitt glücklicherweise der Ausbruch des Krieges ab. Das Verdienst Wagner's und des Königs Karl aber bleibt es, daß die württembergischen Truppen, wenn auch bescheiden an Zahl, doch mit ziemlich festem Gefüge ins Feld rücken konnten. Als eine kleine Belohnung mochte es W. ansehen, daß er, der unermüdliche Kämpfer auf vielumstrittener Bresche, in den ersten Deutschen Reichstag gewählt wurde vom Wahlkreis Reutlingen-Tübingen-Rottenburg; er schloß sich der Deutschen Reichspartei an. — Bald aber war es vorbei mit aller weiteren öffentlichen Bethätigung; die Anzeichen schwerer Erkrankung traten schon 1878 hervor. Wie ein lebendig Begrabener blieb er zwölf Jahre lang an das Schmerzenslager gefesselt. Mit Mühe nur vollendete er ein umfassendes Werk: „Das Jagdwesen in Württemberg unter den Herzogen“.

Die Familie Wagner war im J. 1656 von Kaiser Ferdinand III. geadelt worden mit dem Prädicat „von Frommenhausen“, wobei sie zugleich das Gut im Dorfe Frommenhausen, Amtes Rottenburg der vorderösterreichischen Grafschaft Hohenberg, als Lehen erhielt. Hier in Frommenhausen, wo er geboren war, ist W. am 13. Februar 1891 im Familienbegräbniß beigesetzt worden.

Albert Pfister.

Wahrendorff: Ferdinand W., geboren am 20. Februar 1826 in Diepenau (Hannover) als Sohn eines Apothekers. Bis 1845 besuchte er das Gymnasium zu Minden i. W.; dann zum Studium der Medicin die Universität Göttingen bis 1849; 1850 bestand W. in Hannover das Staatsexamen. Zunächst wechselte er zwischen Landpraxis und Studienreisen nach Prag und Wien. 1856 zog er als Landarzt nach Ilten bei Lehrte, 1857 machte er das Physikatsexamen. 1861 pachtete er das frühere große Amtshaus und nahm in diesem Hause einige Geisteskranke auf, die in unmittelbare Beziehung zu seiner Familie traten. Häufig besuchte W. jetzt die nahe Irrenanstalt Hildesheim, um seine psychiatrischen Kenntnisse zu verbessern. Da er seine Landpraxis noch nicht aufgeben wollte, verband er sich 1863 mit Dr. Seebohm, der ihm bis 1868 half, das Asyl Ilten ärztlich zu versorgen. Die Anstalt mußte bald durch Neubauten vergrößert werden. Bis 1869 wurden nur Kranke besserer Stände aufgenommen; seitdem auch „Colonisten“, die die Provinz übergab; diese Kranken wurden nämlich im landwirthschaftlichen Betriebe beschäftigt. Hieraus entwickelte sich allmählich die sogenannte „Familienpflege“, zum ersten Male in Deutschland von W. mit Erfolg durchgeführt. Die Kranken wurden seit 1880 in Ilten und einigen benachbarten Dörfern

in Familien für Kostgeld untergebracht. Außerdem gründete W. in einem 1887 erworbenen größeren Gut eine Irrencolonie, die eine größere Zahl zusammen aufnahm. Die Anstalt vergrößerte sich allmählich so, daß sie beim Tode des Gründers (1898) 635 Kranke und ein Personal von 145 Personen hatte. W. hat durch diese mustergültigen Einrichtungen ein Beispiel gegeben, welches weitere Nachahmungen gefunden hat. Daß er außerdem ein Arzt im besten Sinne des Wortes war und ein liebenswürdiger Mensch, trug viel zu seinen Erfolgen bei. Er starb am 21. März 1898 in Ilten.

Vgl. Nekrolog von Bruns in Allgem. Zeitschrift f. Psych. und psych. gerichtl. Medicin, 1898.

Th. Kirchhoff.

Walbaum: Anton Heinrich W., pietistischer Secretär, geboren und getauft am 30. August alten Stils, 10. September neuen Stils 1696 zu Stadthagen, † auf Schloß Wernigerode am 27. Mai 1753. Als Sohn einer nur mäßig bemittelten, mit mehreren Kindern gesegneten Kaufmannsfamilie konnte er nur mit schweren Opfern der Eltern sich den Studien widmen, wozu er von Kindesbeinen an eine starke Neigung verspürte. Im 14. Lebensjahre verlor er die Mutter, kam dann nach Hannover auf die Schule und trat zu Ostern 1714 in das königliche Pädagogium zu Halle a. S. ein. Auf dieser Francke'schen Stiftung gefiel es ihm ausgezeichnet; er lernte mit Lust und Eifer und schloß sich mit jugendlich-feuriger Liebe dem Bunde frommer Jünglinge an, die sich zu Gebets- und Glaubensandachten vereinigten und deren Seele der junge Zinzendorf, Friedrich v. Wattenwyl, Frhr. Wilh. v. Söhlenthal, auch W. selbst waren. Zinzendorf organisirte diese Verbindung später als Orden vom Senfkorn und wies darin W. die Stelle eines Archivars und Syndikus zu. Zinzendorf hatte den vier Jahr älteren W. besonders lieb und hätte ihn gern statt des ihm aufgenöthigten Crisenius an seiner Seite gehabt. Dieser dankte es dem Vater innigst, daß er ihn so lange auf dem Pädagogium ließ, bis er zu Ostern 1716, vollreif für die Universität, als Selectaner die Anstalt verlassen durfte. Da sein innerstes Sinnen und Trachten ganz den religiös-christlichen Fragen zugekehrt war, so schien man in ihm nur einen Studiosen der Gottesgelahrtheit erwarten zu sollen, und doch widmete er sich nicht ihr, sondern lag bis Herbst 1717 in Jena, von da ab in Halle dem Studium der Rechte ob und zwar mit solchem Eifer, daß seine Lehrer ihn alle seines treuen Fleißes wegen schätzten und er sich selbst der zu eifrigen Hingebung an seine Studien wegen gelegentlich Gewissensbisse machte. Freilich waren es nicht die Juristen Gerhard, die beiden Struve, Beck, Hertel in Jena, oder ein Thomasius, J. K. Spener, Böhmer, Ludewig in Halle, die auf seine innere Entwicklung den größten Einfluß übten, das waren vielmehr die beiden größten Theologen ihrer Zeit, August Hermann Francke in Halle, zu Jena aber Franz Buddeus, den er wohl als Gottesgelahrten in der That und Wahrheit, nicht dem Namen nach bezeichnete. Beide Männer hielten auch den aufrichtig frommen Jüngling lieb und werth.

Im J. 1720 begann W. die Verwerthung seiner Studien als Mentor eines in Halle studirenden Sohnes des Generalsuperintendenten Coldewey aus Aurich und zweier Söhne des dortigen Raths Bacmeister. Er wohnte bei dem frommen Grafen Heinrich XXIII. Reuß, dem Aug. Herm. Francke durch eine besondere Schrift ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Im J. 1724 wurde er Hofmeister bei Zinzendorf's Stiefbruder Karl Dubislav, dem Sohne des Generals, dann Feldmarschalls v. Natzmer. Vom Herbst 1725 bis December 1727 begleitete er den seiner Aufsicht Befohlenen auf einer weiten Reise durch Norddeutschland, Holland, England, Belgien, Frankreich, Oberitalien, Oester-

reich, West-Ungarn, Süd- und Mitteldeutschland bis zurück nach Berlin. Der junge v. Natzmer wurde Gesellschafter des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich II. von Preußen, der ihm (1731) seine Skizze von der Lage Preußens in Europa widmete. Als W. seine Aufgabe bei dem jungen v. Natzmer zur größten Zufriedenheit des Vaters erfüllt hatte und es sich nun darum handelte, einen festen, dauernden Lebensberuf zu ergreifen, war ein solcher nicht so leicht zu finden. Denn obwohl aufs gründlichste vorbereitet und nach Zinzendorf's Zeugniß grundgelehrt, ermangelte doch W. der Eigenschaften, die ihn für einen bestimmten praktischen Beruf eines Juristen geschickt machten. Gleich beim Abschluß seiner Studien hatte sein Freund und Gönner A. H. Francke dies erkannt und ihn gewarnt, „er solle sich nicht durch überhäufte Commissions und Briefwechsel von seiner ordentlichen Berufsarbeit abhalten lassen“. Aber gerade aus dieser besonderen Art seines Wirkens, durch welche er sich den Weg zu einer der ordnungsmäßigen Stellungen eines Juristen verbaute, ging sein bedeutsamer Einfluß auf größere Kreise seiner Zeitgenossen, seine außerordentliche Stellung hervor, um derentwillen seiner hier zu gedenken ist. Seine Bedeutung liegt in seiner lauteren, religiös-sittlichen Persönlichkeit und der unermüdlichen Energie, mit welcher dieselbe auf alle einwirkte, die in seine Kreise traten. Wie Zinzendorf schon den zarten Jüngling als nützliches Organ seines Senfkornordens erkannte, so hat W. auch mit ihm 1718/19 Namens A. Herm. Francke's für eine Versöhnung der Wittenberger Theologen gewirkt. Feurig begeistert für einen persönlichen Zusammenschluß der auf demselben Boden christlich-evangelischen Glaubens stehenden Persönlichkeiten hat er nicht nur durch einen erstaunlichen fleißigen Briefwechsel das Band der Gemeinschaft unter der großen Zahl seiner Jugendgenossen zu knüpfen und zu festigen gesucht, sondern auch bis an sein Ende durch seinen Verkehr mit einem immer mehr sich ausdehnenden Briefwechsel mit erweckten Männern und Frauen diese Thätigkeit fortgesetzt. Wo er war und wohin er reiste, hat er in gewinnender Weise für den Herrn und den Glauben, der ihn beseelte, geworben. Auch jene „Commissions“, d. h. Gefälligkeiten, die er Vielen mit rührendem Eifer erwies, gewannen Manchen für das Wesentliche und Eine, worauf es ihm immer ankam. Weil er bei seinem Eifer für die evangelische Wahrheit nie sich selbst suchte, so erwarb er sich auch das volle Vertrauen bei Hoch und Nieder. Als auf ein merkwürdiges Beispiel wahrer dauernder Freundschaft mit einer hochgestellten Persönlichkeit ist auf sein Verhältniß zum Herzog Christian Ernst von Sachsen-Saalfeld, dem bekannten Enkel Herzog Ernst's des Frommen von Sachsen-Coburg-Gotha, hinzuweisen. Als W. diesem im December 1723 seine dankbare Verehrung bezeugt hatte, antwortete ihm am 15. Januar 1724 der damalige Prinz: „Ich habe mit dem König David zu allen Zeiten die Treuen und Redlichen geliebet, welche in Dero Person gefunden und mich Ihnen verbindlich machet.“ Nicht anders wie der Prinz beurtheilt ihn Zinzendorf, der ihn aufs genaueste kannte, wenn er ihn von Herzen fromm, ehrlich und aufrichtig nennt.

Prinz Christian Ernst fand bald Gelegenheit, sein großes Vertrauen zu W. zu bewähren, denn als dieser Ende 1727 wegen einer ihn versorgenden Lebensstellung in Verlegenheit war, ernannte er ihn, obwohl noch nicht zur Regierung gelangt, alsbald zu seinem Secretär, wobei er auch der warmen Empfehlung durch den mittlerweile verstorbenen A. H. Francke gedachte. Wie sich aus den Quellen ergibt, handelte es sich bei dieser Stellung, in der er bald zum Geheimen Secretär, dann Hofrath befördert wurde, nicht um ein Secretariat im gewöhnlichen Sinne, vielmehr war es eine besondere persönliche Vertrauens-

stellung; W. war und blieb bis an dessen Ende der vertraute geistliche Freund und Gewissensrath des Herzogs. W. war durch seine praktischen Dienste so wenig beschränkt, daß er Jahr für Jahr nach seines Herzens Wunsch reisen und seine geistlichen Freunde besuchen konnte. Als nun aber am 4. September 1745 der Herzog von Sachsen-Saalfeld gestorben war und für den kaum 49jährigen W. abermals die ernste Frage wegen einer entsprechenden außerordentlichen Versorgung aufzutauchen schien, da war wieder bereits aufs beste für ihn gesorgt. Seit 1731 hatte er nämlich, nachdem er kurz vorher den gräflichen Hofprediger Zimmermann kennen gelernt hatte, Jahr für Jahr in Wernigerode, besonders auf dem Grafenschlosse verkehrt und gefunden, daß hier ganz besonders „fette geistliche Weide“ sei. Sein Amtsgenoß, der saalfeldische Secretär Straßer, redete sogar von „Wernigerode im gelobten Lande“. Nachdem man ihn nun schon so manches Jahr mit Liebe und Freude aufgenommen hatte, bot ihm, als das baldige Dahinscheiden des Herzogs bestimmt zu erwarten stand, Graf Christian Ernst freien gastlichen Aufenthalt auf Schloß Wernigerode für sein ganzes Leben an. Von bestimmten amtlichen Verpflichtungen war auch hier nicht die Rede, und wie bisher konnte W. Reisen zum Besuch seiner geistlichen Freunde und Freundinnen unternehmen. Dennoch war sein Wernigeroder Aufenthalt durchaus kein unthätiges Genießen und Ausruhen, und das Verhältniß des erlauchten Wirths und des Gasts war das eines gegenseitigen Nehmens und Gebens. Untergeordnet war dabei die Arbeit, die ihm dabei für die anwachsende gräfliche Bibliothek und nicht lange vor seinem Ende in einer Beaufsichtigung der Erziehung des gräflichen Stammhalters Christian Friedrich angesonnen wurde. W. war in erster Linie, besonders mit der Feder, die rechte Hand des Grafen und seines Hauses bei dessen religiös-kirchlichen Bestrebungen, der Typus eines pietistischen Secretärs und als solcher das merkwürdigste uns bekannte Beispiel. Bei seiner freien Stellung als Gast führte er aber diesen Briefwechsel nicht etwa auf besonderen Auftrag, wenn er gleich in einzelnen Fällen veranlaßt sein mag, aber seine eigenen religiös-kirchlichen Bestrebungen fielen mit denen der gräflichen Herrschaft zusammen. Und in der Pflege derselben entwickelte er eine erstaunliche Thätigkeit. So pflegte und förderte er den Verkehr, die geistliche Lebensgemeinschaft Wernigerodes mit den erweckten Höfen, den erlauchten Personen und ihren Räthen, Geistlichen und sonstigen erweckten Männern und Frauen in ganz Deutschland, so in Thüringen, im Voigtland, in Franken, der Lausitz, Niedersachsen, Ostfriesland, mit Dargun in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Dänemark, mit den deutschen Predigern in England, Nordamerika, den ausgewanderten Salzburgern in Südkarolina, den Missionaren in Indien. Infolge seiner Reisen konnte er über die kirchlichen Zustände und Bewegungen im Auslande, in den Niederlanden und Frankreich, Venedig berichten. A. H. Francke erhielt von ihm wichtige Nachrichten über die hervorragendsten Jansenisten in Frankreich; Bedeutsames konnte er daheim über die geistlichen Bewegungen in England, die beiden Wesley, Whitefield, Doddridge in England, mit denen er ebenfalls einen Briefwechsel anknüpfte, berichten. Mit Eifer verbreitete er in Deutschland und ins Ausland nach Dänemark, England und weiter erbauliche Schriften von Joh. Arnd, Spener, A. H. Francke, Zimmermann und andern Wernigerödern. Besonders Francke'sche Schriften waren es, die er 1726/27 mit den Jansenisten austauschte, auch sammelte er für die Mission.

Beachtenswerth ist es, daß wir bei dem so entschiedenen Pietisten gewisse Einseitigkeiten dieser ethisch so energischen Richtung vermieden oder doch gemildert sehen. Durch vergleichende Beobachtung auf weiten, langen

Reisen war sein Auge für die Schönheit in der äußeren Schöpfung geöffnet und geübt. So sah er mit Bewunderung die erhabene Natur der Alpen mit ihren Bergen, Strömen und menschlichen Anlagen, wie der Riviera, die er vom Meere aus bei Genua vor sich sieht. Aber er hat auch ein Auge für die Lieblichkeit des überelbischen Landes mit seinen Wäldern und Seen, für den Reiz der Parks in England wie im Voigtland und in seiner schaumburgischen Heimath, endlich für den Reiz und die Anmuth der Harzthäler bei Wernigerode und für die Lage des Schlosses. Den Werken der Kunst in Italien schenkt er seine Aufmerksamkeit und sammelt selbst Kupferstiche, und neben dem geistlichen Liede weiß er auch das Oratorium zu schätzen. Auch hat er Herz und Gefühl für sein Vaterland und die Eigenart des deutschen Volks. Als ihn von 1725—1727 Gott mit seinem Pflegebefohlenen zwanzig Monate lang außer unserm deutschen Vaterlande herumgeführt und er endlich jenseit Pontebba in Friaul nach Markt Derbes (Tarvis) in Kärnten kommt, heimeln ihn die biedern deutschen Leute mit ihrer besonderen Tracht und den grünen Hüten ungemein an und er wird sich des Unterschieds zwischem deutschem und wälschem Wesen kräftig bewußt: „und scheint“, sagt er, „den Leuten hier mehr Aufrichtigkeit aus den Augen zu leuchten, als dort. Enfin, sobald wir nur über die Grenzen traten, däuchte uns wohler zu werden“. Der geheiligte Kern seines Wesens war aber doch seine kindliche Frömmigkeit, sein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Gnade. Als er im October 1726 in Paris schwer erkrankte und sich darauf gefaßt machte, hier im fremden Lande von hinnen zu scheiden, redete er mit dem Arzt von Gottes heilsamem Willen mit ihm und wie es nicht anders als gut und selig sein könne, wenn er jetzt nach Gottes Willen stürbe. Das fand der Franzose sehr trübselig und forderte ihn auf, den Muth nicht zu verlieren. Damit hatte er aber den Kranken ins Herz getroffen. Trotz seiner großen Schwachheit richtete er sich im Bette auf und sprach zum Arzte, ob er glaube, daß solche Gedanken den Muth nähmen. Und als der Doctor ihm gar eine muntere Gesellschaft und scherzende Unterhaltung zu seiner Aufheiterung empfahl, gab er zurück, er habe viel mehr Freudigkeit, als er, der Doctor, verstehe.

Der so ausgedehnte Briefwechsel wuchs in Verbindung mit anderen Schriftstücken zu einem Walbaum-Archive an, das als solches gelegentlich 1772 erwähnt wird und in herrschaftlichem Besitze zu Wernigerode war. Leider ist davon nur noch ein Theil beisammen. Ungefähr läßt sich sein einstiger Umfang aus den 21 Bänden seines Tagebuchs (1720—24, 1748 bis 14. Mai 1753) berechnen, da W. vor jedem Jahrgang regelmäßig sämmtliche an ihn gelangten und von ihm geschriebenen Briefe verzeichnete. Sein hinterlassener besonders durch theologische Schriften bemerkenswerther Büchervorrath ist an die öffentliche Bibliothek zu Wernigerode gelangt.

Nach dem Tagebuch, dem Rest des Walbaumarchivs und sonstigen Correspondenzen im Fürstl. Archiv zu Wernigerode. — Von Druckschriften sind zu vergleichen: Spangenberg, Zinzendorf's Leben, S. 84—90. — G. Kramer, Aug. Herm. Francke, Halle 1892, II, 293, 463, wo auch zwei ältere Drucke eines merkwürdigen Briefs an W. nachgewiesen sind. — Gneomar Ernst v. Natzmer, Lebensbilder aus dem Jahrhundert nach dem großen deutschen Kriege. Gotha 1892, S. 239 ff., 246, 305. — Derselbe, Die Jugend Zinzendorfs im Lichte ganz neuer Quellen. Eisenach 1894, (an vielen Stellen, die merkwürdigste S. 245 f.) — In der Nachricht über die Fürstl. Bibliothek zu Wernigerode Juli 1899, in der Wern. Zeitung — auch in einem Sonderabzug S. 2—8 — sind Walbaum's litterarisch-

bibliothekarische Bestrebungen hervorgehoben. — Zeitschrift für Schleswig-Holsteinsche Kirchengeschichte. — Siehe auch Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte u. Alterthumskunde 32 (1899), S. 346—360. — Anton Heinrich Walbaum und die pietistische Bewegung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Von Archivrath Dr. E. Jacobs (Wernigerode), Schriften des Vereins f. schleswig-holsteinische Kirchengeschichte, II. Reihe. Beiträge und Mittheilungen, 4. Heft. Kiel 1900, S. 30—136.

Ed. Jacobs.

Walch: Emanuel W., Historienmaler, geboren am 28. August 1862 zu Kaisers (Tirol), † am 25. August 1897 zu Toblach; empfing, wie viele seiner Landsleute, z. B. Jos. Ant. Koch, Karl v. Blaas, die erste Anregung zur Kunst durch das Betrachten von Kirchengemälden und Bücherillustrationen; der Drang zum Zeichnen und Malen führte ihn alsbald in die Werkstätte des in Vorderhornbach thätigen Malers Härle und später mit guten Vorkenntnissen an die Akademie nach München, wo Ludwig v. Löfftz und insbesondere Andreas Müller (geb. 23. Juli 1831 zu Rottenberg, † 7. Dec. 1901 in München, vgl. Bettelheim, Jahrb. VI, 155) sein unverkennbares Talent in die richtige Bahn leiteten; auf ihre Empfehlung boten einige wohlgeneigte Gönner die nöthige Unterstützung, auch erhielt W. ein Stipendium der Tiroler Landesregierung. W. malte die Oelbilder für die Kirche zu Münster (im Unterinnthal), mehrere Fresken zu Vomp, auch eine „hl. Elisabeth" für eine Villa in Schwaz. Sein Ruf wuchs: 1893 schuf er in Szabadka (Ungarn) treffliche Freskocompositionen; 1894 lieferte er sechs Bilder für die neue Kirche zu Villach und einen Cyklus an der Außenwand der Pfarrkirche in Mieming. Viele Oelbilder entstanden, darunter die liebliche „Rosenkranz"-Tafel, welche auf einer Ausstellung zu München 1895 die verdiente Würdigung fand. Kleinere Bilder erwarb der Münchener „Verein für Christliche Kunst" zu seinen Verloosungen 1889, 1894 und 1896. Die aufreibende Thätigkeit zehrte an der Gesundheit Walch's, die durch einen unglücklichen Sturz von einem Malgerüste bedenklich erschüttert wurde; Blutergüsse und ein rasch vorschreitendes Lungenleiden betteten den vielversprechenden Meister in sein frühes Grab auf dem stillen Friedhof zu Toblach.

Vgl. Max Fürst im Bericht des Vereins für Christl. Kunst, München 1897, S. 13. — Bettelheim's Jahrbuch 1898, S. 228.

Hyac. Holland.

Waldow: Alexander W., Gründer und Besitzer der von 1860—1899 in Leipzig bestandenen Buchdruckerei und eines Utensiliengeschäfts für Druckereibedarf gleichen Namens, vor allem aber bekannt als typographischer Fachschriftsteller. Er wurde 1834 zu Stolp i. P. geboren, absolvirte seine Lehrzeit in der Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold & Söhne und bei Liepsch & Reichhardt in Dresden und genoß dann als Gehülfe eine sehr gründliche weitere Ausbildung bei Fischer & Kürsten, Giesecke & Devrient, sowie Edelmann in Leipzig und zuletzt bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main. W. war einer der vornehmsten Vertreter der berühmten „Devrient'schen Schule". Im J. 1860 begründete er in Leipzig ein Geschäft ganz eigenthümlicher Natur: eine Buchdruckerei für Buchdruckereien, mit welcher er später eine Verlagshandlung für typographische Litteratur und eine Utensilienhandlung verband. Sein Verlag umfaßte etwa ein halbes Hundert anerkannt gediegener Fachwerke, die zum größten Theil unter seiner persönlichen Mitwirkung erschienen. Außerdem war er Herausgeber des in seinem Verlage seit 1863 erscheinenden „Archivs für Buchdruckerkunst und verwandte Geschäftszweige", welches nach seinem Tode in den Besitz des Buchgewerbevereins

übergegangen ist. Von den hervorragenderen übrigen Publikationen nennen wir: „Die Buchdruckerkunst in ihrem technischen Betriebe“, sowie die illustrirte „Encyklopädie der graphischen Künste“. Die Waldow'sche Druckerei, die Vorzügliches leistete, arbeitete nur für den eigenen Verlag. Bemerkenswerth ist endlich noch, daß er 1872 die jetzt so beliebten Tiegeldruckmaschinen von Degener & Weiler in New-York in Deutschland einführte. Der Schwerpunkt der Waldow'schen Thätigkeit lag neben seiner Berufsarbeit als Buchdrucker in seiner Stellung als Fachschriftsteller. Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn behauptet wird, daß kaum ein anderer zeitgenössischer Autor — und sogar Wenige vor ihm — mehr zur Verallgemeinerung des Wissens im Buchdruckwesen und zugleich für Hebung des guten Geschmacks in höherem Maße gewirkt hat, als W. Die von ihm verfaßten Fachschriften sind überall verbreitet und geschätzt. Bei W. vereinigte sich alles, Verfasser, Verleger und Drucker in einer Person, und auf allen diesen Gebieten hat er seltene Erfolge erzielt. W. verstarb im J. 1897; nach seinem Tode wurden die einzelnen Verlagsbestände verkauft und October 1899 die Firma aufgelöst.

K. Fr. Pfau.

Walther: Christoph Theodosius W., evangelisch-lutherischer Missionar in Indien, ist am 20. December 1699 zu Schildberg bei Soldin in der Neumark als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Da er seinen Vater bereits im 7. Lebensjahre verlor, kam er in das Haus seines Großvaters mütterlicherseits, des Pfarres David Torfstecher in Gerlsdorf bei Soldin. Dieser ließ ihn anfangs durch Hauslehrer unterrichten und später die Lateinschulen der märkischen Landstädtchen Schönfließ und Königsberg besuchen. 1715 kam der Knabe in das Gymnasium zu Stargard, wo Christian Schöttgen, sein späterer Biograph, sein Lehrer wurde. Dieser wußte ihn für den Pietismus und die gleichfalls von Halle aus unterstützte Heidenmission in Trankebar zu interessiren. So vorbereitet zog W. 1720 nach Halle, um sich hier unter der Leitung August Hermann Francke's dem Studium der Theologie und der orientalischen Sprachen zu widmen. Er gewann bald das Vertrauen Francke's und wurde von ihm schon nach wenigen Monaten als Informator an das Waisenhaus, nach einem weiteren Jahre als Präceptor an das Pädagogium berufen. Auch die Professoren Anton, Breithaupt, Lange und Michaelis nahmen sich seiner in wohlwollender Weise an. Durch die in Halle herrschende theologische Richtung wurde er ganz für die Grundsätze des Pietismus gewonnen. Auf Francke's Anregung faßte er den Entschluß, sein Leben der Heidenmission zu widmen. Er las deshalb eifrig die Halle'schen Missionsnachrichten und begann mit dem Studium der in Südindien weitverbreiteten portugiesischen Sprache. Dagegen schlug er mehrere ihm angebotene Hauslehrerstellen aus. Nachdem er den theologischen Cursus vollendet hatte, wurde er 1724 von Francke dem dänischen Missionscolleg empfohlen. Dieses berief ihn nach Kopenhagen, wo er nach wohlbestandener Prüfung und abgehaltener Probepredigt ordinirt und als Missionar verpflichtet wurde. Nachdem er sich von seinen Verwandten in der Mark verabschiedet und seine Angelegenheiten in Halle geordnet hatte, reiste er mit zwei Gefährten, Martin Bosse und Christian Friedrich Pressier, über Rotterdam nach London. Hier wurde er durch den deutschen Hofprediger Ziegenhagen der englischen Missionsgesellschaft, sowie dem König und den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses vorgestellt. Nach kurzer und glücklich verlaufener Fahrt landete er in Trankebar, wurde von den dortigen Missionaren freundlich aufgenommen und betrieb zunächst unter ihrer Leitung das Studium der beiden Landessprachen, des Portugiesischen und des Tamulischen. Er arbeitete mit großem Fleiß, so daß

er bereits nach wenigen Monaten in der portugiesischen Schule unterrichten und gegen Ende des Jahres 1725 zum ersten Male vor der tamulischen Gemeinde predigen konnte. Ueber seine fast 15 jährige segensreiche Missionsthätigkeit in Trankebar und Umgegend hat er in den Halle'schen Missionsnachrichten fortlaufend ausführlich Bericht erstattet. 1728 verheirathete er sich mit einer Verwandten des verstorbenen Missionars Gründler. Die 5 Kinder, welche dieser Ehe entsprossen, wurden ihm sämmtlich in früher Jugend durch den Tod entrissen. Als auch seine Frau starb, überfiel ihn düstere Schwermuth, die durch seinen eigenen andauernd hinfälligen Gesundheitszustand noch gesteigert wurde. Ein durch das ungünstige Klima veranlaßtes schleichendes Fieber zehrte jahrelang an seiner Lebenskraft. Als er alle Hoffnung, in Indien wieder gesund zu werden, aufgegeben hatte, entschloß er sich, nach Europa zurückzukehren. Am 15. October 1739 verließ er Trankebar und kam im Mai des folgenden Jahres zwar krank, aber voll Hoffnung auf Genesung in Kopenhagen an. König Christian VI., der ihn sehr schätzte, wollte ihm die Pfarrstelle im nahe gelegenen Christianshafen und die Leitung eines zu begründenden Missionsseminars übertragen, doch konnte er beide Aemter wegen allzugroßer Körperschwäche nicht antreten. Die milde Witterung des Sommers, den er in Dänemark verlebte, bekam ihm wohl, der nachfolgende außergewöhnlich rauhe Winter aber warf ihn wiederum aufs Krankenlager. Im Frühjahr 1741 besserte sich sein Zustand, so daß er nach Deutschland reisen konnte, um seine Verwandten und Freunde in der Mark und in Halle zu besuchen. Die lange und beschwerliche Postfahrt griff ihn aber derart an, daß er schwer fiebernd und völlig erschöpft in Halle ankam. Hier fand er im Hause Gotthilf August Francke's Unterkunft und gute Pflege. Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, reiste er weiter nach Dresden, wo sein ältester Bruder lebte. Bei diesem traf er auch seinen alten Lehrer Christian Schöttgen, der mittlerweile Rector an der Dresdner Kreuzschule geworden war. Als er wenige Tage nach seiner Ankunft bei stürmischem Wetter ausging, erkältete er sich und wurde wieder bettlägerig. Da seine durch das andauernde Fieber geschwächte Lebenskraft nicht mehr Widerstand leisten konnte, starb er am 29. April 1741 im Hause und im Beisein Schöttgen's.

W. hat sich nicht nur als Lehrer, Katechet und Prediger, sondern auch als Schriftsteller verdient gemacht. Seine erste Arbeit, eine unbedeutende, von Schöttgen beeinflußte „Dissertatio de Logo Filio Dei“ (Stargard 1720), ließ er gelegentlich seines Abgangs vom Gymnasium drucken. Wichtiger ist eine zweite Schrift, durch welche er eine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache an den Tage legte: „Ellipses Hebraicae, sive de vocibus, quae in codice hebraico per ellipsin supprimuntur“ (Halle 1724, neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Christian Schöttgen Dresden 1740, abermals durchgesehen und verbessert von Christian Friedrich Schulz Halle 1782). In Indien half er den andern Missionaren bei der Revision und Herausgabe der tamulischen Bibel und des portugiesischen Gesangbuchs. Auch dichtete er mehrere geistliche Lieder und schrieb für die Halleschen Missionsnachrichten eine große Anzahl von Beiträgen. 1727 veröffentlichte er in tamulischer Sprache ein Gespräch zwischen einem Muhammedaner und einem Christen über das Wesen der wahren Religion. Für den Unterricht der Katechumenen verfaßte er unter dem Titel: „Rerum in Ecclesia inde ab orbe condito ad nostram usque aetatem gestarum notitia“, eine Geschichte des Reiches Gottes in tamulischer Sprache (Trankebar 1735). Eine aus vielen Werken der tamulischen Litteratur ausgezogene Abhandlung über die Zeitrechnung und das Kalenderwesen der Inder, „Doctrina temporum Indica“, sandte er im Manuscript

nach Europa. Siegfried Bayer ließ sie als Anhang zu seinem Werke Historia Regni Graecorum Bactriani drucken (Petersburg 1738). Seine letzte Schrift, die er kurz vor seiner Abreise nach Europa abschloß, war eine tamulische Grammatik, „Observationes grammaticae, quibus linguae Tamulicae idioma vulgare illustratur“ (Trankebar 1739).

Alte Halle'sche Missionsnachrichten, Bd. 2—6 (mit Bildniß im 4. Bd.). — Chr. Schöttgen, Vita et agon viri admodum reverendi Christophori Theodosii Waltheri. Halae 1742. — Chr. Schöttgen, Leben und letzte Stunden Herrn Chr. Th. Walthers. Halle 1742 (auch in der 50. Continuation der Halle'schen Missionsnachrichten abgedruckt). — Chr. Th. Walther, ev.-luth. Missionar in Trankebar in Ostindien und seine Zeit (Sammlung von Missionsschriften, hsg. von der ev.-luth. Mission zu Leipzig, Heft 4. Lpz. 1889). — Plitt-Hardeland, Gesch. d. luth. Mission I, 152 ff. Lpz. 1894.

Viktor Hantzsch.

Walther: Marx W. gehörte einer aus Donauwörth stammenden Bürgerfamilie an, die ihre Geschichte bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen konnte und sich in ihrer Heimathstadt außer durch kleinere und größere Stiftungen vor allem durch die Erbauung eines Pilgerhauses und eines Spitales Verdienste erwarb. Ulrich Walther, der Enkel des ältesten nachweisbaren Walther, siedelte nach Augsburg über, vermählte sich mit Barbara Wieland und hatte aus dieser Ehe zwei Söhne, von denen für uns der jüngere, Ulrich, in Betracht kommt. Er erfreute sich unter der Bürgerschaft eines hohen Ansehens, wurde Rathsherr und versah mehrere Jahre das hohe und einflußreiche Amt eines „Baumeisters“. Verheirathet war er mit Barbara Riedler und wurde Vater von zweiundzwanzig Kindern, unter denen unser Marx, geboren 1456, das fünfzehnte war. Als Sohn eines reichen Mannes, der sein ererbtes Vermögen durch Betheiligung an glücklichen kaufmännischen Speculationen bedeutend vermehrt hatte, konnte sich Marx ganz seinen Neigungen widmen, die ihn, wie so viele seiner Standesgenossen, dazu trieben, das Leben und die ritterlichen Gepflogenheiten begüterter Junker nachzuahmen. Insbesondere setzte er seinen Stolz darein, sich in den kleineren „Rennen“ und Turnieren, die in Augsburg zur Fastnacht, bei Hochzeiten und anderen Gelegenheiten gehalten wurden, hervorzuthun, und seine viel bewunderte Körperkraft machte es ihm leicht, auf dem Turnierplatz manch stolzen Gegner, unter ihnen Herzog Christoph von Baiern, einen der gefeiertsten Kämpen seiner Zeit, in den Sand zu strecken. Er erwarb sich dadurch in der Stadt eine gewisse Popularität, auf die er nicht wenig stolz war, und später ließ er sich von einem Maler ein Turnierbuch fertigen, das jetzt in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (Cod. Germ. 1930) aufbewahrt wird. Das erste Stechen Walther's, das hier dargestellt ist, fällt in das Jahr 1477, das letzte in das Jahr 1489; 1478 und 1481 rannte er zwei Mal, 1485 sechs Mal, in allen übrigen zwischen 1477 und 1489 liegenden Jahren mit Ausnahme von 1486 je ein Mal. Bei seinem Abschied als Turnierer im J. 1489 erschien er, um seine Stärke zu zeigen, mit einem Spieß von solcher Länge und Schwere, daß diesen zwei Wappenmeister auf den Schultern herbeitragen mußten; und als er zu Rosse saß, ließ er zu Aller Verwunderung einen fast vierzehnjährigen Knaben auf die Lanze setzen und ritt so vor dem Stechen ein paar Mal auf der Bahn hin und wieder. Die Bilder dieser Handschrift, bei denen es hauptsächlich auf eine möglichst realistische Wiedergabe der Rüstungen und Waffen der Kämpfenden sowie der auf den Decken der Rosse angebrachten Embleme und Symbole abgesehen war, geben ein anschauliches Bild der mancherlei Bräuche, die bei den kleineren Turnieren dieser Zeit im Schwange waren.

Was W. veranlaßte, sich schon im dreiunddreißigsten Lebensjahre von den Schranken zurückzuziehen, ist nicht bekannt; vielleicht nöthigten ihn dazu die Folgen einer bei einem Stechen erlittenen Verletzung. Seit 1484 war er mit Afra Meuting, die auch einer der reichsten Augsburger Kaufmannsfamilien entstammte, verheirathet, erhielt aber von ihr keine Kinder. Er wurde auch nicht alt, sondern starb schon im J. 1511, nur wenige Jahre nach seinen Eltern, von denen der Vater im J. 1505, die Mutter 1507 im höchsten Alter das Zeitliche gesegnet hatten.

Der Vater hatte in einem Büchlein zusammengestellt, was ihm über seine Vorfahren sowie über die von der Walther'schen Familie in Donauwörth und Augsburg gemachten Stiftungen bekannt geworden war, und sein Sohn Marx schrieb diese Aufzeichnungen mit einigen Ergänzungen Anfangs des Jahres 1506 in sein Turnierbuch ein. Diese Notizen sind insofern werthvoll, als sie zur Familiengeschichte der beiden Reichsstädte, in denen die Walther geblüht, manch willkommenen Beitrag liefern und in ihrem zweiten Theil (Stiftungen 2c.) einen eigenartigen Einblick in die rege kirchliche Werkthätigkeit eröffnen, in der die reichen Familien Augsburgs, wie das auch anderwärts der Fall war, noch unmittelbar am Vorabend der Reformation miteinander wetteiferten. Der jüngste Bruder Marx Walther's, Lucas, vermählte sich im J. 1503 mit Apollonia Mülich, einer Tochter Hektor Mülich's, und dies wurde vielleicht Anlaß, daß Marx mit des letzteren Augsburger Chronik bekannt wurde, die er während seiner letzten Lebensjahre abschrieb, bearbeitete, ergänzte und fortsetzte. Die Walther'sche Handschrift hat sich in der Augsburger Stadtbibliothek erhalten und ist ausführlich besprochen in der Einleitung zu der Mülich'schen Chronik, die im dritten Bande der „Chroniken der Schwäbischen Städte" veröffentlicht ist. Dieser Band enthält auch die Zusätze, die Walther zu Mülich machte, und eine genaue Beschreibung seines Turnierbuches nebst den darin eingetragenen genealogischen Aufzeichnungen. Die Walther'sche Fortsetzung Mülich's ist im vierten Bande der schwäbischen Städtechroniken mitgetheilt. Eine Biographie Marx Walther's findet sich in Paul v. Stetten's (des Jüngeren) Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugend (Augsburg 1782), S. 52 ff. Von seinen Geschwistern ist eine Schwester Anna (geboren 1449) hervorzuheben, die 1463 in das Katharinenkloster zu Augsburg eintrat, 1490 dort Priorin wurde und sich durch die Energie, mit der sie den im J. 1498 begonnenen, 1503 beendeten Neubau des Klosters förderte, einen Namen gemacht hat. Gelegentlich des Geschlechterschubes im J. 1538 wurden die Walther in das Augsburger Patriciat aufgenommen.

Friedrich Roth.

Verzeichniß

der im 54. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Berichtigungen.

S. 143, Z. 8 v. u. lies: Else (statt Auguste).
S. 334, Ueberschrift und Z. 13 v. u. lies: Seydlitz (statt Seidlitz).
S. 501, Z. 6 v. u. lies: Rudolf Bamberger (statt Ludw.).
S. 504, Z. 22 v. o. lies: achämenische statt achämenidische.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.